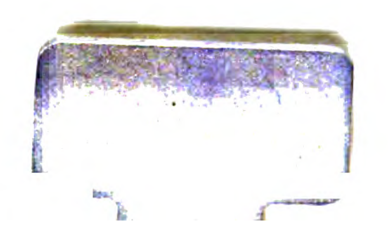

Princeton University Library
32101 076381415

0902
.467

Library of



Princeton U   sity.



Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Fünfzehnter Jahrgang

Oktober 1917–März 1918

Band 1

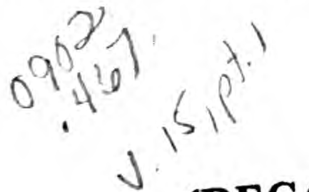
Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes XV. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.



626589

(RECAP)

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

*** Literatur und Theater.**

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

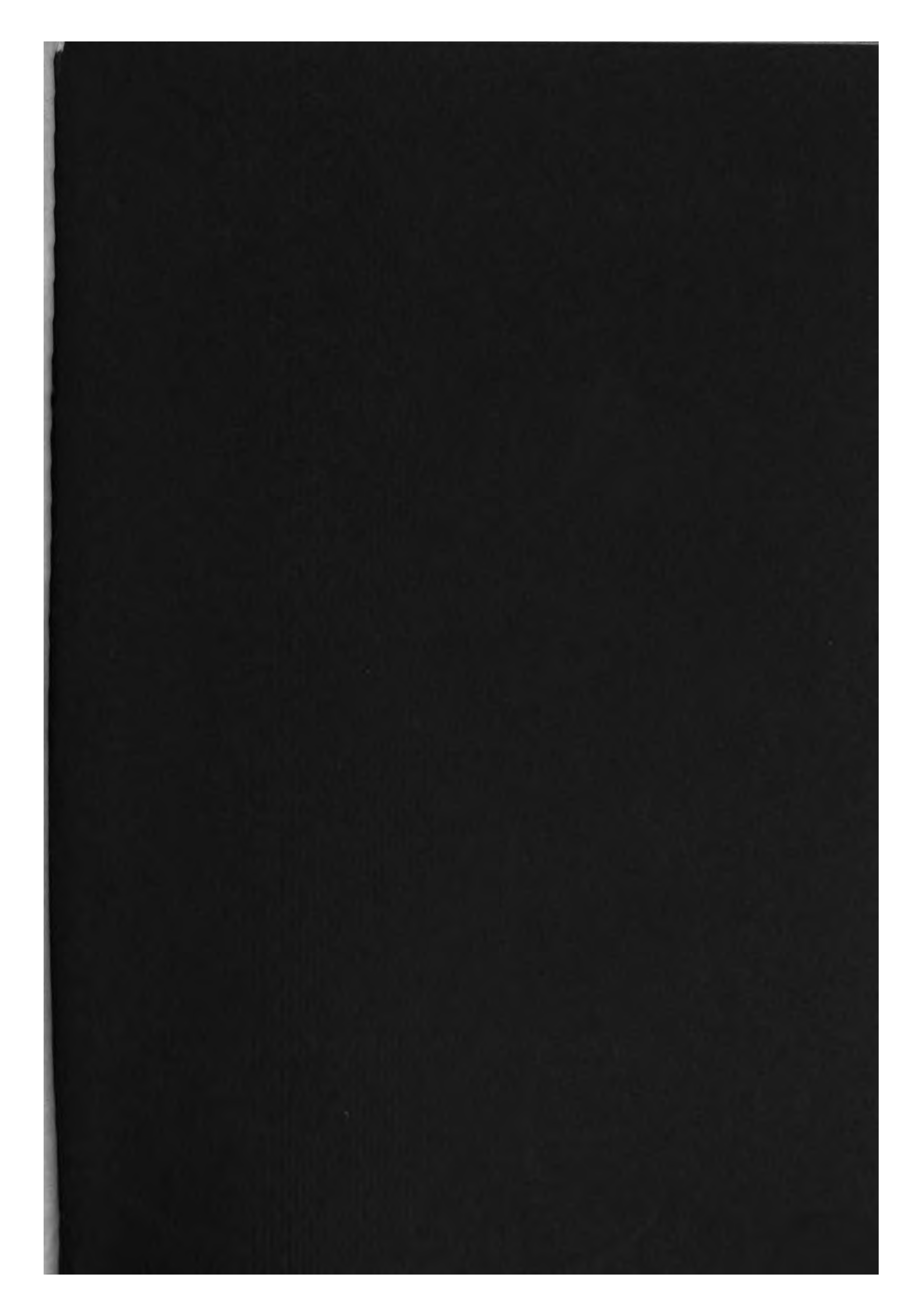
VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

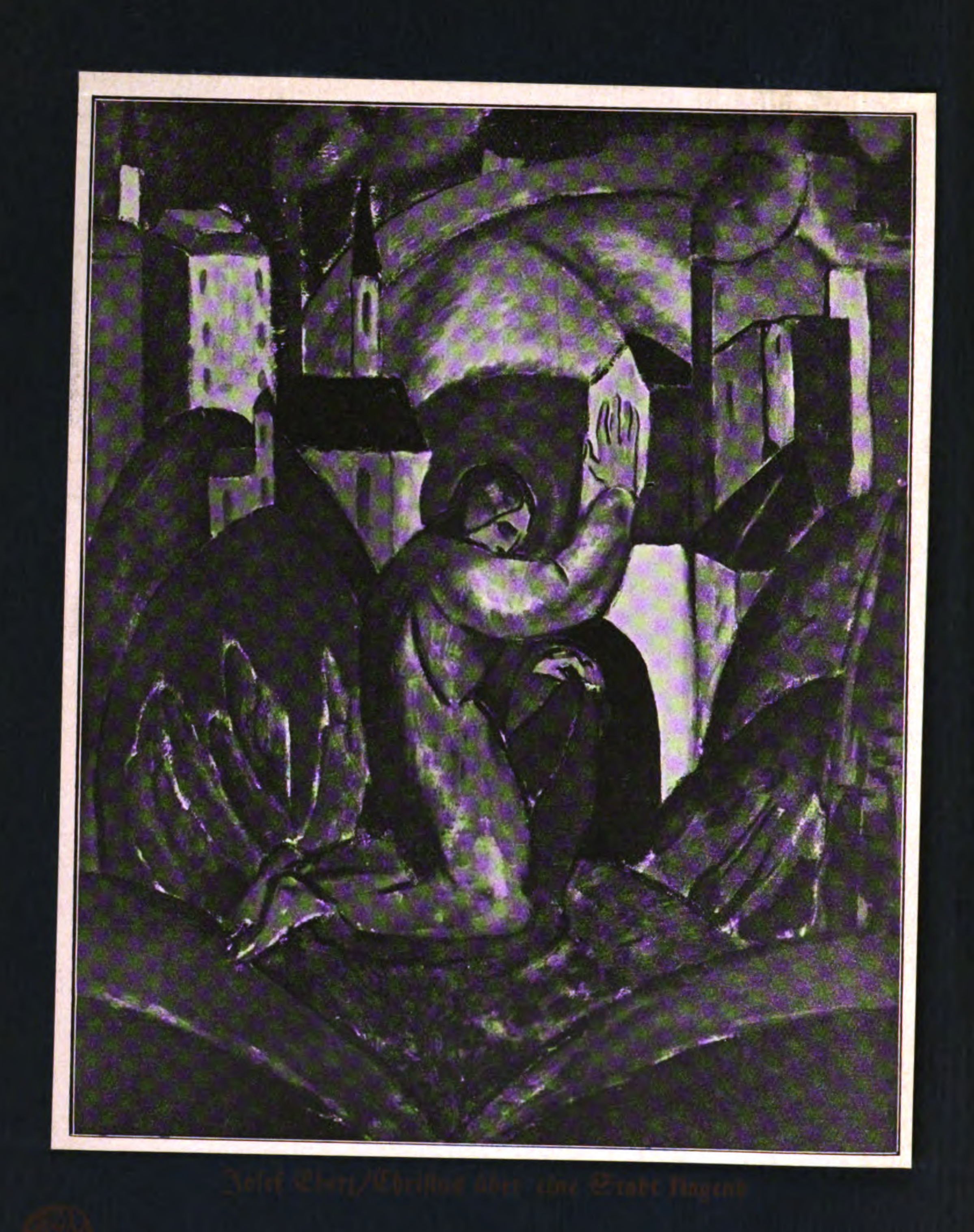
VII. Neues vom Büchermarkt

VIII. Unsere Kunstbeilagen

IX. Kunstbeilagen

X. Besprochene Bücher und Theateraufführungen





Josef Eberz / Christus über eine Stadt klagend



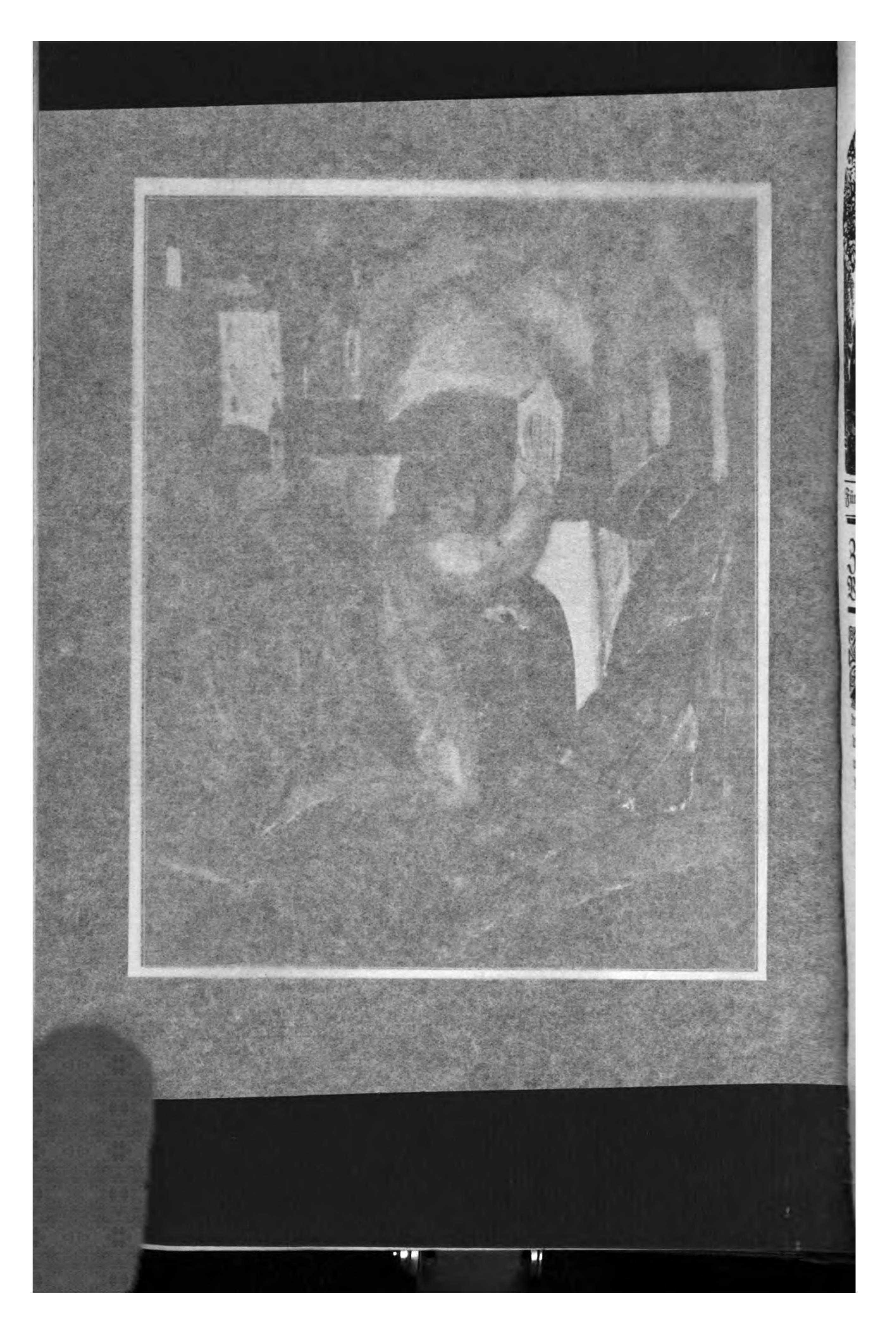
Fünfzehnter Jahrgang Oktober 1917

Zum vierten Kriegsjahrgang
Vom Herausgeber

n die erzdröhnende Sprache des Kriegs ist nun zum dritten Male, allen vernehmlich, die Sprache des Papstes hinein geklungen. Wie im modernen Orchester ein Motiv aus einer höheren Welt im Tumulte irdischer Stimmen aufbricht, überdröhnt wird, durch die verschlingende Tonflut sich von neuem emporarbeitet, den Kampf mit tieferen Stimmen aufnimmt, dem Chaos siegreich [illegible] und schließlich die unteren Kräfte mit sanfter Gewalt [illegible] beschwichtigt, so ringt die vox humana des Papsttums mit den [illegible] Stimmen der Kriegsleidenschaft, furchtlos und ruhig ihrem Ansturm widerstrebend, mit unnachgiebiger Sanftmut immer wieder das tobende Chaos beschwörend, um endlich als vox celestis die Stimmen der [illegible] im völkerüberbrausenden Friedenschorale führend an sich zu reißen.

* * *

Nicht anders kann dieser Krieg, soll er Europa zum Heile werden, endigen, als in dem Bekenntnisse der Völker zu einem Frieden, der mehr ist als ein Ausgleich der Staatsklugheit, der fester gründet als auf revidierten Verfassungen, der tiefer in dem Willen der Völker wurzelt, als weil sie sich erschöpft fühlen. E i n F r i e d e a u s d e n h ö c h s t e n , w e i l ü b e r n a t i o n a l e n M o t i v e n a l l e i n v e r m a g E u r o p a v o r d e m S c h i c k s a l z u b e w a h r e n , w i e d e r u m e i n w a f f e n s t a r r e n d e s K r i e g s l a g e r z u w e r d e n , den Aufgaben der Kultur nur im Schutze





Fünfzehnter Jahrgang Oktober 1917

Zum vierten Kriegsjahrgang
Vom Herausgeber

In die erzdröhnende Sprache des Kriegs ist nun zum dritten Male, allen vernehmlich, die Sprache des Papstes hineingeklungen. Wie im modernen Orchester ein Motiv aus einer höheren Welt im Tumulte irdischer Stimmen aufblitzt, überdröhnt wird, durch die verschlingende Tonflut sich von neuem emporarbeitet, den Kampf mit tieferen Stimmen aufnimmt, dem Chaos sieghaft entsteigt und schließlich die unteren Kräfte mit sanfter Gewalt niederkämpft und beschwichtigt, so ringt die vox humana des Papsttums mit den aufbrüllenden Stimmen der Kriegsleidenschaft, furchtlos und ruhig ihrem Ansturm widerstehend, mit unnachgiebiger Sanftmut immer wieder das tobende Element beschwörend, um endlich als vox celestis die Stimmen der Menschheit im völkerüberbrausenden Friedenschorale führend an sich zu reißen.

* * *

Nicht anders kann dieser Krieg, soll er Europa zum Heile werden, endigen, als in dem Bekenntnisse der Völker zu einem Frieden, der mehr ist als ein Ausgleich der Staatsklugheit, der fester gründet als auf revidierten Verfassungen, der tiefer in dem Willen der Völker wurzelt, als weil sie sich erschöpft fühlen. Ein Friede aus den höchsten, weil übernationalen Motiven allein vermag Europa vor dem Schicksal zu bewahren, wiederum ein waffenstarrendes Kriegslager zu werden, den Aufgaben der Kultur nur im Schutze

der Kanonen obzuliegen, den Gedanken der Menschlichkeit in seinen Völkern nur auf Kündigung zu dulden und zu pflegen. Ich bin weit davon entfernt, einen kosmopolitischen, nationale Eigenart nivellierenden Zustand in Europa, wie er etwa durch die Methoden des pazifistischen Weltanschauungsliberalismus zustande käme, für ein Ideal zu halten. Ein solches Europa wäre nicht besser als dasjenige, das in diesem Kriege sein wahres Angesicht enthüllt hat. Der Mensch soll sich nicht vermessen, die gottgeschaffene Wirklichkeit vergewaltigen, die Völker aus Liebe zu einer abstrakten Menschheit nach einem doktrinären Schema zu gleichförmiger Einheit verkoppeln zu wollen. Alle wahre Kultur ist vaterländisch, ist national, übernational ist nur die Religion, und auch dies nur in ihren Heilslehren, nicht aber in der Art der religiösen Betätigung, in der Religiosität. Aber wir müssen lernen, zwischen national und nationalistisch einen Unterschied zu empfinden. Das nationale Gefühl, die Liebe zum eigenen Volkstum, der Stolz auf dessen Tugenden, Anlagen und Leistungen und die Sorge um Bewahrung des vaterländischen Charakters waren auch Zeiten eigen, die den Nationalismus im politischen Sinne nicht kannten. Erst als der Staat die nationalen Kräfte sich im wirtschaftspolitischen Interesse dienstbar machte, ist jene Spannung zwischen den Völkern eingetreten und sind künstlich jene Gegensätze geschaffen worden, die zu lauernder Kriegsbereitschaft führen mußten. Dieser Zustand ist heute zu einer Krisis gediehen. In welcher Richtung wird sie verlaufen? Wird sie überhaupt allem nationalen Gefühl, jedem vaterländischen Sondertum ein Ende bereiten, oder werden wir mit einer Verschärfung der nationalen Gegensätze im europäischen Völkerleben aus ihr hervorgehen? Sowohl das eine wie das andere wäre für Europa vom Übel. Nur ein Drittes kann Europa retten, und dieses Dritte auch nur, wenn die Völker wieder eine spirituelle Autorität über sich anerkennen, eine Autorität, wie sie den durch das Christentum reif gewordenen Völkern in Christus erschienen ist, als dessen Stimme immer wieder die Stimme der Kirche, die Stimme des Papsttums ertönt. Denn das Papsttum ist heute die einzige Macht in der Welt, die keinen materiellen Interessen verpflichtet ist, die alle Völker mit gleicher Liebe umfassen kann, die einzige auch, die von sich sagen darf, daß sie vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suche. Jede andere Instanz der Erde, die diesen Gedanken heute zu vertreten vorgäbe, würde, wo nicht dem Verdacht bewußter Heuchelei, so doch begründetem Mißtrauen ausgesetzt sein. Wohl hat der Papst, um in der Sprache der Welt zu reden, die Interessen der Kirche wahrzunehmen. Deshalb jedoch glauben, er werde konfessionelle Politik treiben, indem er bei einem Friedensschluß diejenige Völkergruppe im Vorteil wünsche, die der äußeren Entfaltung des kirchlichen Lebens die größeren Garantien biete, hieße dem Papste eine sehr oberflächliche Denkweise zur Last legen. Eine Berechnung solcher Art könnte, was die Tiefe und Echtheit des religiösen Lebens anlangt, auf das schmerzlichste enttäuscht werden. Die religiösen Kräfte in einem Volk sind nicht allein abhängig

von den äußeren Freiheiten, die die Kirche in einem Staatswesen genießt. Sie wachsen und entfalten sich gerade oft dort, wo sie auf Verfolgung stoßen, und verkümmern oder erstarren in äußeren Formen, wo sie der Bewährung im Kampfe überhoben sind. Daher würde eine kirchliche Politik des Papstes das Mißtrauen der Regierungen nur dann verdienen, wenn man annehmen dürfte, die Kirche rechne mehr mit der Zahl denn mit der Güte ihrer Bekenner, sie lege größeren Wert auf den Glanz ihrer äußeren Vertretung in einem Lande als darauf, daß Christus herrsche in den Geistern und Seelen. Die Kirche aber kann ihrem tiefsten Wesen entsprechend nur diese Herrschaft Christi wollen, alles andere nur insoweit, als es der Entfaltung des christlichen Geistes in den Völkern, d. h. der Liebe unter den Menschen und der Gerechtigkeit unter den Staaten förderlich ist. Und so ist denn auch der Gedanke des Papstes unabhängig von aller konfessionellen Berechnung allein dieser, es müsse durch einen baldigen Frieden unter den Völkern ein Zustand in Europa geschaffen werden, der es jedem Volke möglich macht, sich mit den geschichtlichen Tatsachen so abzufinden, daß es seine ganze Kulturkraft den Aufgaben dienstbar zu machen vermöge, die ihm durch die eigene Lage und durch die Stellung zu anderer Völkern erwachsen und zugewiesen sind.

* * *

Als dieser Krieg zum Ausbruch kam, empfanden, dachten und handelten die Völker ohne Ausnahme in der Einstellung auf ähnliche Erlebnisse in der Vergangenheit. Keinem von ihnen dämmerte die Erkenntnis, daß sie diese Schlachten schlügen für einen reicheren Gewinn als den an politischer und wirtschaftlicher Macht. Der nationale Egoismus, wie auch immer er sich durch höhere Ziele verbrämen mochte, war so offensichtlich und hatte sich so der Empfindung auch der breiten Massen bemächtigt, daß wohl noch zu keiner Zeit die nationale Eifersucht und der Wille eines jeden Volkes, sich auf Kosten des anderen durchzusetzen, so allgemein gewesen sind. Aber der nationale Gedanke als politisches Prinzip mußte notwendig die Steigerung zu solcher Einseitigkeit und Ausschließlichkeit erfahren, damit seine Überwindung herbeigeführt werde. Die Völker mußten einsehen lernen, daß unter gleich hoch entwickelten Nationen das Nationale wohl ein kulturelles, nicht aber ein ausschließlich politisches Prinzip sein könne und dürfe. Wahre Politik, die das Zusammenleben nicht nur der einzelnen im Staate, sondern auch der Staaten untereinander zu regeln als ihre wesentliche Aufgabe ansieht, wird stets neben der Wahrung des Interesses der einzelnen auch das der Gesamtheit sich angelegen sein lassen. Wer immer an die äußere Verbandseinheit der gesamten Menschheit glaubt — und der Christ vor allem wird daran glauben müssen, wenn er seines Namens würdig sein soll —, wird als das letzte Ziel aller geschichtlichen Entwicklung die Idee eines Völkerbundes nicht von sich weisen dürfen. Weil die Völker wie die einzelnen von der christlichen Idee der Gemeinschaft abgefallen sind, ist dieser Krieg möglich, damit diese Idee wieder lebendig werde, ist er notwendig

geworden. Für die innere Rechtfertigung aller künftigen Kriege wird das die Frage sein müssen, ob sie die Idee der Gemeinschaft in einer höheren Form, als in einer der bereits je einmal verwirklichten Formen, neu zu schaffen geeignet sind. War die Ausbildung des Nationalstaates, an der das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit gearbeitet haben, eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit, insofern als sie zweifellos das Mittelglied sind zwischen dem einzelnen Menschen und der ewigen Natur der Menschheit, so werden sie auch künftighin in diesem Sinne fortbestehen, jedoch nur mit der Tendenz zu immer größeren Verbänden, bis das letzte Ziel erreicht ist: ‚die Solidarisierung der Nationen durch die Beseitigung aller Sonderbündnisse und aller ausschließenden handelspolitischen Koalitionen'. Dieser Gedanke, den alle großen christlichen Denker von Augustinus an bis in die Gegenwart hinein stets festgehalten und verteidigt haben, ist gegenwärtig mehr als je in der universellen Idee der Kirche, die die Menschheit gleich einem einzigen ‚mystischen Körper' umfaßt, vorbildlich hingestellt und verwirklicht. Als einer der letzten dieser Denker hat Adam H. Müller diesen Gedanken in seinem tiefen und wahrhaft realpolitischen Werke ‚Elemente der Staatskunst' (1809) ausgesprochen, wo er inmitten der Zerrüttung Europas durch die napoleonischen Kriege von dem großen und unüberwindlichen Glauben unter den Völkern spricht, der im Anzuge sei, dem Glauben an ‚das Zeitalter eines großen Bundes unter den Staaten der Erde'. Dieser Glaube sei ‚angesichts des Ungemachs der Gegenwart' zwar eine harte Probe, ähnlich der, der die Jünger Christi unterstanden, da sie im Momente der vollführten Kreuzigung noch an das Weltreich Christi hätten glauben sollen. ‚Aber dessenungeachtet hat sich jener Glaube bewährt.' Und so müssen auch wir diesen Glauben, den wir als Christen gar nicht von uns weisen dürfen, nicht nur festhalten, sondern auszubreiten suchen trotz aller Ungunst der Zeiten. Weit entfernt, der Liebe zum Vaterlande, das zu verteidigen gerade um dieser gottgewollten größeren Ordnung willen uns aufgegeben ist, damit Abbruch zu tun, gewinnen dadurch die Opfer, die dieser Krieg von uns fordert, nur noch einen über den nächsten Zweck hinausweisenden höheren Sinn. Denn wenn dieses letzte Ziel nicht sowohl in einer imperialistisch geeinten, gleichförmigen Menschheit im Sinne des britischen Weltreichgedankens etwa besteht, als vielmehr in der mit Freiheit bewirkten Einheit in der Mannigfaltigkeit, wird es um so eher erreicht, je kräftiger durch unseren Widerstand die Idee der Nationen und ihres Existenzrechtes behauptet wird. Indem wir auf solche Weise fest zu unserem Volke stehen und doch den Blick zugleich über die nationalen Schranken hinaus richten, haben wir in uns selbst den Widerspruch ausgeglichen, der so oft in diesem Kriege und leider auch bei den Katholiken aller kriegführenden Länder die Geister verwirrt hat, ich meine den Widerspruch zwischen ihren patriotischen und christlichen Gesinnungen. **Dann regiert unser Tun nicht Völkerhaß, sondern wir streiten im**

Schutze einer großen Idee, die uns ebensosehr zur Pflicht macht, uns selbst zu behaupten, wie sie uns davor bewahrt, daß Eigensucht und Begehrlichkeit zum letzten Motiv unseres Handelns werden.

* * *

Wie die Katholiken aller Länder vor einer streng richtenden christlichen Nachwelt werden bestehen können, hängt vor allem davon ab, wie die Friedensbemühungen des Papstes bei ihnen Widerhall und Unterstützung finden. Der Papst kann, so wie die Verhältnisse in Europa heute liegen, um der übernationalen Güter willen, auf die seine Sorge gerichtet sein muß, nur einen christlichen Frieden wünschen, der ebensosehr eine pax germanica wie eine pax britanica ausschließt. Im Grunde kann der Katholik keinen anderen Standpunkt einnehmen. Auch er ist an die Güterordnung gebunden; er darf politischen Anschauungen nicht auf Kosten religiöser Überzeugungen zum Siege verhelfen wollen. Das aber ist das Grundgebrechen der neueren Zeit, daß sich die Politik gänzlich von der religiösen Auffassung des Lebens emanzipiert hat. ‚Seitdem', so erklärte Papst Benedikt XV. in seiner ersten Kundgebung an die kriegführenden Mächte, ‚bei der Gestaltung des politischen Lebens die Grund- und Leitsätze der christlichen Religion ausgeschaltet wurden, begannen, da in ihnen die Grundlagen der öffentlichen Ruhe und Ordnung enthalten sind, die Grundfesten selbst der Staatengebilde zu wanken, und es trat eine solche Wandlung, ja ein solcher Niedergang der Gesittung und der Weltanschauung ein, daß, wenn nicht Gott beizeiten eingreift, der menschlichen Gesellschaft das äußerste Verderben droht. Offenkundig fehlt in dem menschlichen Verkehr jegliches Gefühl für Zusammengehörigkeit und gegenseitiges Wohlwollen; die öffentlichen Gewalten sind der Verachtung preisgegeben; die Klassenkämpfe vergiften das öffentliche Leben; maßlos ist das Streben nach dem Irdischen und Vergänglichen, als ob nicht unvergleichlich Höheres dem Menschen in Aussicht gestellt sei. Dies sind Unseres Erachtens die vier Hauptursachen der die Menschheit bedrückenden Leiden. Sie müssen mit Zusammenfassung aller Kräfte beseitigt werden durch Wiedereinsetzung der christlichen Grundsätze in die ihnen zukommende leitende Stellung, wenn überhaupt die öffentliche Ordnung in gebührender Weise wiederhergestellt werden soll.'

Wer zu solchen Gedanken sich bekennt, übernimmt damit auch die Verpflichtung, sie in seinem Verhalten zu betätigen. Viel werbende Kraft ist ihnen gerade dadurch entzogen worden, daß so viele Katholiken nicht darnach gelebt und gehandelt haben. Wieviel gewaltiger wäre heute die moralische Macht des päpstlichen Friedensvorschlages, hätten die Katholiken aller kriegführenden Länder diesem Gedanken vorgearbeitet, anstatt durch ein ihm widersprechendes praktisches Verhalten es den Regierungen leicht zu machen, durch eine äußerlich freundliche Aufnahme der päpstlichen

Friedensbemühungen ihre Völker über den tiefen prinzipiellen Gegensatz zwischen ihrem und dem päpstlichen Standpunkt zu täuschen.

* * *

Bereits im letzten Jahrgang dieser Monatsschrift wurde eine Reihe von Fragen zur Erörterung gestellt, die die vom Papste ausgesprochenen Wahrheiten nur in breiterer Form und in Anwendung auf die uns umgebende Wirklichkeit von neuem unserer Zeit lebendig machen sollten. In diesem Jahrgang soll diese Arbeit nicht bloß fortgeführt, sondern in ganz besonderer Weise dadurch von einer neuen Seite in Angriff genommen werden, daß wir vom Boden der christlichen Gesellschaftslehre aus uns mit all jenen Anschauungen auseinandersetzen, die das Wesen unserer modern-liberalen politischen Doktrin ausmachen. Weit entfernt, einer wie immer gearteten politischen ‚Reaktion' zu dienen, sind wir vielmehr überzeugt, durch nichts mehr als durch eine solche Orientierung von rückwärts her dem allerentschiedensten Fortschritt zu huldigen. Rückschreitend wiederherstellen, den verlorenen richtigen Weg wieder aufnehmen, heißt im Grunde fortschreiten. Daß wir in eine Sackgasse geraten sind, hat uns dieser Krieg gezeigt. Ihn zu beendigen, können seine Urheber nicht wagen, weil ihnen der schöpferische Sinn fehlt für eine europäische Neuordnung, die ihren Bestand in sich selbst trägt. Und deshalb wird dieser Krieg so lange weiter wüten, bis die Völker und ihre Führer zu der Einsicht reif geworden sind, daß Europa eine dauernde Neugestaltung nur dann erfahren kann, wenn sie erfolgt im Geiste einer Politik, die das Christentum auch für die Staaten wieder in sein Majestätsrecht einsetzt.

Martin Luthers religiöse Psyche
Zum 400jährigen Reformationsjubiläum
Von Franz Xaver Kiefl

Nichts hat den konfessionellen Kampf mehr verbittert als die naturgemäß schon seit Beginn der Reformation hervorgetretene Behauptung, daß bei der großen Glaubensspaltung keinerlei religiöses Interesse mitgewirkt habe, daß es lauter niedrige, selbstsüchtige, unedle Beweggründe waren, welche den unheilbaren Riß im Herzen der Christenheit herbeigeführt haben. Der Vorwurf war ein gegenseitiger: Die protestantische Polemik konnte sich nicht genugtun in der Schilderung der angeblichen Mißbräuche, welche in der Kirche des ausgehenden Mittelalters die wahre Religion erstickt haben sollten. Katholischerseits war man wenig geneigt, den Reformatoren neben mancherlei weltlichen und irdischen Motiven überhaupt ein religiöses Interesse zuzuerkennen.

Auf solcher Basis war natürlich jede innere Annäherung und Verständigung ausgeschlossen. Diesen unfruchtbaren Standpunkt für immer zu verlassen, werden wir Deutsche nicht bloß durch den gewaltigen Mahnruf des Weltkrieges gedrängt, der uns innere Einigung als Bedingung unserer Volksexistenz enthüllt hat, sondern auch durch die moderne Wissenschaftsentwicklung, welche bis unmittelbar vor dem Kriege ihren Siegeszug fortgesetzt hat. Das Eindringen der Marxistischen Geschichtsauffassung in das religiöse Gebiet muß den christlichen Bekenntnissen zu denken geben. Diese Methode rückt grundsätzlich, wie die konfessionelle Polemik es tatsächlich getan hatte, das religiöse Moment in eine sekundäre, abgeleitete Rolle. Das ganze Christentum soll nur ein Spiegelbild ökonomischer Entwicklungen sein. Alle großen geschichtlichen Äußerungen religiösen Lebens sollen nur die Frucht von Klassenkämpfen, der Reflex wirtschaftlicher Faktoren sein. So suchte Kautsky zuerst die katholische Kirche als lediglich ökonomisches Phänomen zu erweisen und ihre Geschichte in eine wirtschaftlich-soziale Bewegung aufzulösen, für welche die religiösen Motive nur äußerliche Verhüllung seien. Dann versuchte er auch die Reformation aus Klassenbewegungen abzuleiten, wirtschaftliche Kämpfe als die innersten, treibenden Faktoren der gewaltigen kulturellen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts aufzuzeigen und die führenden Männer restlos aus dem Ringen zwischen absterbenden und neu sich durchsetzenden Interessengruppen zu verstehen. Luthers große Wirkung z. B. beruhe auf seiner Doppelrolle als Agitator, welcher der kommunistischen Bewegung, und als charakterloser Höfling, welcher dem aufsteigenden Absolutismus die religiöse Legitimation verschafft habe.

Keine der christlichen Konfessionen kann sich heute mehr versucht fühlen, diese Marxistische Methode, welche längst nicht mehr auf den eigentlichen Sozialismus sich beschränkt, als Bundesgenossin anzurufen. Denn wie die

großen Knotenpunkte der christlichen Geschichte, so sucht sie auch deren Quelle, die Person Christi, zu entwerten und das Kreuz von Golgatha zum bloßen Symbol wirtschaftlicher Not herabzudrücken, wie es der Bundschuh zur Zeit Luthers war.

Es bedarf auch nur eines Vergleiches mit Zwingli und besonders mit dem Matador des modernen Kapitalismus, dem Geiste Calvins, wie ihn das Werk von Tröltsch über die Soziallehren der christlichen Kirchen geistvoll durchführt, um zu zeigen, daß gerade bei Luther trotz aller Zusammenhänge mit den wirtschaftlichen Umwälzungen der vorausgegangenen Jahrhunderte die religiöse Idee verhältnismäßig am reinsten und selbständigsten auftritt und den Hauptanstoß aus der Bewegung religiöser Motive selbst gewinnt, während beim außerdeutschen Protestantismus die Initiative des rein religiösen Gedankens gegenüber wirtschaftlichen, politischen und sozialen Motiven stark zurücktrat.

Es gilt heute mehr als je das Wort Möhlers, daß die gegenseitige Achtung der christlichen Bekenntnisse nur gewinnen kann, wenn sie sich wieder zum Bewußtsein bringen, daß es nicht kleinliche, materielle, sondern tiefeinschneidende religiöse Interessen sind, welche durch den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten verteidigt werden, daß dieser Gegensatz trotz aller menschlichen Beimischungen in seiner tiefsten Wurzel aus dem ernstesten Bestreben beider Teile hervorgegangen ist, die Wahrheit, das reine Christentum festzuhalten, eine Überzeugung, welche dem Gegner Ernst und Aufrichtigkeit zutraut und so einzig den Plan zu fördern geeignet ist, den die göttliche Vorsehung bei Zulassung einer so schweren Krisis des Christentums im Auge hatte.

Nietzsche schreibt im ‚Antichrist‘: ‚Ich sehe eine Möglichkeit vor mir von einem vollkommen überirdischen Zauber und Farbenreiz. Es scheint mir, daß sie in allen Schaudern raffinierter Schönheit erglänzt, daß eine Kunst in ihr am Werke ist, so göttlich, so teufelsmäßig göttlich, daß man Jahrtausende umsonst nach einer zweiten solchen Möglichkeit durchsucht . . . Cäsare Borgia als Papst! Versteht man mich? Wohlan, das wäre ein Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange! Damit war das Christentum abgeschafft. Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom; dieser Mönch mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance. Statt mit tiefster Dankbarkeit das Ungeheure zu verstehen, das geschehen war, die Überwindung des Christentums an seinem Sitz, verstand sein Haß aus diesem Schauspiel nur seine Nahrung zu ziehen. Luther sah die Verderbnis des Papsttums, während das Gegenteil mit Händen zu greifen war: Die alte Verderbnis, das peccatum originale, das Christentum saß nicht mehr auf dem Stuhl des Papstes, sondern das Leben. Sondern der Triumph des Lebens! Sondern das große Ja zu allen hohen, schönen, verwegenen Dingen. Und Luther stellte die Kirche wieder her: er griff sie an. — Die Renaissance, ein Ereignis ohne Sinn!

ein großes Umsonst! Ach, diese Deutschen, was sie uns schon alles gekostet haben!‘

Die Stelle ist ein Spiel der von der Idee des Übermenschentums berauschten Phantasie Nietzsches. Denn Cäsare Borgia war vier Jahre tot, als Luther auf den Marmorstufen der Pilatustreppe in Rom angeblich durch den Blitz aus Libanon getroffen wurde. Aber in den Worten steckt doch tiefe Wahrheit: indem Luther eine Bewegung der Geister hervorrief, welche Jahrhunderte erschütterte, hat die Vorsehung durch ihn die Kirche in ihrem innersten Heiligtum gereinigt von den verführerischen Reizen der Renaissancekultur und hat durch diese bittere Arznei neues, junges Leben im ganzen Organismus der Kirche entzündet. Und Luther war das mächtige Werkzeug der Vorsehung in diesem Reinigungswerke, nicht indem er eine neue Quelle unter dem Schutt der Mißbräuche entdeckte, sondern indem wirkliche Mißbräuche ihm Anlaß boten, einen in seinem Ausgangspunkte berechtigten, religiösen Grundgedanken auf die Spitze zu treiben und durch ungeheure Zähigkeit in dem Ausbau dieses Grundgedankens die Kirche in einen Kampf um ihre tiefsten Lebensgrundlagen zu stürzen. Den psychologischen Zeugungsprozeß, aus welchem Luthers Werk hervorging, charakterisiert Nietzsche in der ‚Morgenröte‘ trefflich dahin, daß er, der Bergmannssohn, im Kloster mangels anderer Tiefen in sich selbst einstieg und schreckliche dunkle Gänge bohrte. Nicht eine Reformation der bestehenden Kirche war Luthers Werk — schon der Name hindert das tiefere Verständnis der Sache —, sondern der Versuch eines völligen Neubaues, getragen von einem beherrschenden Grundgedanken, welcher derartig aus der psychischen Individualität Luthers herausgeboren war, daß, wer, wie es oftmals geschieht, auch nur eine einzige charakteristische Eigentümlichkeit der Reformationsideen erklären wollte ohne Kenntnis der religiösen Psyche Luthers, also losgelöst von dem tiefsten und lebendigsten Grunde, aus dem alles Spätere wie aus einem Kern hervorgewachsen ist, mit Abgerissenem und in der Luft Schwebendem sich begnügen muß.

Die Grundidee Luthers, welche der Reformation auf Jahrhunderte hinaus das Gepräge gegeben hat, ist in ihrem Ausgangspunkt ohne Zweifel eine religiöse, aber zugleich eine philosophische und näherhin metaphysische, welche in ihrer logischen Ausgestaltung nicht bloß angebliche praktische Mißbräuche, sondern das ganze überlieferte Dogmensystem der Kirche ergreifen und umstürzen mußte. Während die moderne Orthodoxie von der seichten Note eines Grützmacher es noch jüngst lächerlich finden wollte, daß ich von einem spekulativen System Luthers gesprochen habe, treffen Auktoritäten wie Harnack und Tröltsch sich in dem Gedanken, den schon vor achtzig Jahren das Haupt der Tübinger Schule, F. Chr. Baur, formuliert hat, daß bei Luther in letzter Linie neue Konzeptionen der religiösen Grundbegriffe, nämlich der Begriffe Gott, Welt und Mensch, hervorbrechen, freilich in der Weise, daß immer das religiöse Interesse das Entscheidende ist und die spekulativen Begriffe erst als dessen Postulate erscheinen. Wenn

Luther gegen die Spekulation eifert, so meint er damit nur die des Aristoteles, wird aber nicht müde, seine eigenen Gedanken bis zur letzten Konsequenz auszubauen.

Wenn wir nun jenen Punkt in der religiösen Idee Luthers näher bezeichnen wollen, von dem aus die Gestaltung seines ganzen religiösen Ideals orientiert ist, so können wir präzis sagen, daß er sich von dem biblischen Gedanken von der Allwirksamkeit Gottes so tief, aber einseitig ergreifen und fortreißen ließ, daß er an Stelle der Allwirksamkeit die Alleinwirksamkeit Gottes setzte und diesen Begriff zum Angelpunkt seiner ganzen religiösen Vorstellungswelt machte.

Dieser eigentliche Ausgangspunkt Luthers, die Idee der Allwirksamkeit Gottes, ist ein tief religiöses Moment, ja der Quellpunkt aller tieferen Religiosität. Daß Gott alles in allem ist, daß wir in ihm leben, weben und sind, daß der menschliche Wille nur der Ton in der Hand des himmlischen Töpfers ist, wird der hl. Paulus nicht müde zu betonen. Diese Idee vergoldet mit ihrem Schimmer die obersten Spitzen und Zacken seines riesigen Gedankenbaues. Daß auch bei unserem freien Wollen Gott tiefer und innerlicher in unserer Seele wirkt als wir selbst, ist der Grundgedanke der Augustinischen Anthropologie. Aber so mächtig auch bei Paulus und Augustinus die Idee der göttlichen Allwirksamkeit das ganze Gedankengebäude durchdringt, so stand doch bei ihnen der theistische Gottesbegriff in zu scharf umrissenen Linien im Hintergrunde ihres ganzen Systems, als daß sie je die Grenze überschritten hätten, welche die Aufhebung jeder geschöpflichen Freiheit bedeutet hätte.

Nicht Paulus und Augustinus, auf welche Luther sich so gerne beruft, waren seine eigentlichen Lehrmeister, sondern, wie durch die neuere Forschung klar herausgestellt worden ist, die deutschen Mystiker, besonders das Büchlein ‚Theologia deutsch', das er als ein ‚edels geistlich Büchlein' rühmte, dessen himmlischer Sinn absteche gegen die Eisenhärte und den Erdgeruch der Verstandestheologie (W. Köhler), und die Schriften Taulers. Nicht als ob Luther das System dieser Vorbilder übernommen oder auch nur zutreffend interpretiert hätte. Was er von der Mystik lernte und was den eigentlichen Reiz in seinen Schriften bildet, war die Richtung auf die Reichtümer der Innenwelt, auf die Stimme des Herzens, das seelische Erlebnis. Während aber in der früheren Mystik alles Sinnen und Streben eingestellt war auf die Harmonie mit der Kirche, auf die Unterordnung des Individuums unter das Ganze, ging Luther den umgekehrten Weg: er proklamierte die religiöse Souveränität des Individuums, wenn auch in ganz anderem als dem modernen Sinne des Wortes, und empfand von Anfang an die Aufgabe, nach seiner religiösen Individualität die Kirche umzugestalten. Der einfache Grundgedanke, auf welchen er sich dabei stützte, und welcher in nuce sein ganzes System des religiösen Individualismus enthielt, war dieser: Gott selbst wirkt im religiösen Einzelmenschen alles und der einzelne

wirkt nichts. Deshalb ist das religiöse Individuum eine in sich selbst abgeschlossene Monade, welche keiner äußeren Fenster bedarf, durch die das Licht in sie einströmen würde, da der Quell des Lichtes rein und durch geschöpflich freie Tätigkeit ungetrübt ihr aus dem eigenen Innern entgegenleuchtet. Das Schriftwort ist der einzige objektive Entzünder dieses Lebens.

Die psychologischen Voraussetzungen, aus denen bei Luther der bezeichnete Grundgedanke entsprang, sind vielfach und verschlungen. Mit Ausnahme der wertvollen Fingerzeige, welche Grisar in dem Kapitel ‚Nachtseiten des Seelenlebens' bietet, hat die Wissenschaft noch wenig zur Erklärung eines so abnormen, krankhaft-stürmischen und ungeheuer erregten Innenlebens geboten, wie es aus Luthers gewaltigem Schrifttum zu uns spricht, wiewohl gerade für bestimmte Richtungen moderner Religionspsychologie hier eine reizvolle Aufgabe und ein klassisches Feld der Forschung gegeben wäre. Nur ein Zug sei hier hervorgehoben, welcher wohl am unmittelbarsten zur Konzeption des religiösen Grundgedankens Luthers beigetragen hat. Ich meine jene Zustände innerer Erregung, welche, mag ihre physiologisch-körperliche Wurzel zu erklären sein wie immer, ihrem Objekte nach von Anfang an in die religiöse Sphäre übergriffen und einen Grad innerer Zerrüttung und Verzweiflung zur Folge hatten, aus welchem er keinen anderen Ausweg sah als eben jenen Gedanken, den er dann mit ungeheurer Energie und Zähigkeit zum Eckstein seines religiösen Denkens gestaltete. Anknüpfend an die gewaltig dramatischen Worte Davids, in denen dieser um Befreiung von der Hölle Pforten betet, schilderte Luther schon 1518 seinen inneren Zustand mit folgenden, von wunderbarer Kraft der Phantasie zeugenden Worten:

‚Er (d. h. Luther) hat diese Peinen öfter, und zwar jedesmal in allerkürzester Zeit durchgemacht. Sie waren jedoch so furchtbar und so höllisch, daß keine Zunge es aussprechen, keine Feder es schreiben, kein Uneingeweihter es glauben kann. Wenn sie vollkommen würden oder eine halbe Stunde, ja nur den zehnten Teil einer Stunde dauerten, so würde er vernichtet, und alle seine Gebeine würden in Asche verwandelt. Da erscheint Gott schrecklich erzürnt und mit ihm zugleich die ganze Kreatur. Da gibt es keine Flucht, keinen Trost, weder von innen noch außen, sondern rings nur Anklage. Da spricht der Mensch unter Tränen mit der Hl. Schrift: „Verworfen bin ich, o Herr, vor Deinen Augen" (Ps. 30, 23), und er wagt nicht einmal zu sagen: „Herr, strafe mich nicht in Deinem Grimme" (Ps. 6, 1). In diesem Augenblicke kann die Seele seltsamerweise nicht glauben, sie könne je erlöst werden. Sie fühlt nur, daß die Strafe noch nicht voll ist. Und doch ist die Strafe ewig, und man kann sie nicht für zeitlich halten. Es bleibt bloß ein nacktes Verlangen nach Hilfe und ein furchtbares Seufzen. Aber die Seele weiß nicht, wo Hilfe begehren. Da ist sie gleichsam ausgereckt mit Christus, so daß alle Gebeine gezählt werden. Keinen Winkel gibt es in ihr, der nicht voll wäre von bitterster Bitterkeit, von Schrecken, Entsetzen und Trauer, und zwar mit dem Gefühl von deren

Ewigkeit. Wenn eine Kugel über eine gerade Linie gleitet, so trägt jeder berührte Punkt der Linie die ganze Kugel, erfaßt aber nicht die ganze Kugel. So fühlt die Seele, wenn die ewige Überschwemmung über sie hinweggeht, nichts anderes und trinkt nichts anderes als die ewige Pein. Aber diese bleibt nicht, sondern geht vorüber. Es ist eine Höllenqual jener unerträgliche, allen Trost ausschließende Schrecken' (Weimarer Ausg. I, 557 f.).

Man hat diese merkwürdige Stelle naturgemäß schon bisher oft beachtet. Daß sie aber die Wurzel der ganzen religiösen Ideenwelt Luthers enthält, hat man weniger gesehen. Auf Grund eines Seelenzustandes, welcher völlige Verzweiflung an jeder eigenen, geschöpflichen Kraft in sich schloß, sah er die einzige Rettung darin, sich rückhaltlos Gott allein in die Arme zu werfen und jeden Gedanken an die menschliche Freiheit aufzugeben. Es ist nicht, wie der protestantische Theologe Hunzinger meint, eine äußerste Spitze eines entgleisten Gedankenganges, sondern der Grund- und Eckstein in seinem religiösen Denken, wenn Luther schreibt: ‚Die reine und auserwählte Myrrhe ist die Selbstentäußerung, mit der man zum reinen Nichts zurückzukehren bereit ist.' ‚Wer noch nicht zerstört, durch Kreuz und Leiden zum Nichts zurückgeführt ist, legt sich selbst Werke bei und entweiht die Gaben Gottes. Wer aber durch Leiden vernichtet ist, der handelt nicht mehr, sondern weiß, daß Gott in ihm handelt und alles tut.' Luther nennt das die Theologie des Kreuzes; den Weg, den seine Seele gegangen war infolge abnormer, innerer Zustände, die wohl nie völlig enträtselt werden, die Verzweiflung an sich selbst, wollte er zum Heilsweg für die Menschheit machen. Das ist das tiefste Geheimnis seines Lebenswerkes. Da diese Position bei Luther nicht aus theoretischen Erwägungen erfloß, sondern aus dem stürmischen psychischen Untergrunde der geschilderten Erlebnisse, so erklärt sich sehr einfach die Tatsache, daß es in der ganzen Geschichte des menschlichen Denkens niemals zu einer so radikalen Leugnung der menschlichen Freiheit gekommen ist wie bei Luther.

Dabei ist ein Punkt besonders beachtenswert, auf welchem es einen Augenblick den Anschein gewinnt, als sei Luther aus philosophischen und nicht religiösen Gesichtspunkten zur Leugnung der geschöpflichen Freiheit gelangt. Während Calvin dem Menschen im Paradieseszustande die Freiheit nicht abspricht, sondern die Unfreiheit des Willens lediglich als Folge der Sünde erklärt, stellt Luther den allgemeinen Satz auf, alles menschliche Tun sei überhaupt Gottes Tat, alles sei durch einen unabänderlichen, unverbrüchlichen, ewigen Gotteswillen vorausbestimmt: ‚Von diesem Blitze wird alle Freiheit gänzlich zerschmettert.' Während Melanchthon, der in der ersten Auflage seines theologischen Hauptwerkes es als das größte Verbrechen der Scholastik erklärt, daß sie aus der platonischen Philosophie die Worte Freiheit und Vernunft in das Christentum eingeschleppt hätte, in den späteren Auflagen es den scholastischen Lehrern zum Vorwurf macht, daß sie die Freiheit angeblich leugnen, während also Melanchthon, vor den

ungeheuren Konsequenzen des lutherischen Hauptsatzes zurückschreckend, diesen fallen ließ, ist Luther hierin niemals wankend geworden. Er hatte aber dabei übersehen, daß, wer dem Menschen die Freiheit nimmt, damit den Begriff der Sünde aufhebt. Während es Calvin nicht entgangen ist, daß hier der Gottesbegriff in dem unentwirrbaren Netze blinder Ursachen nach der Art des Stoizismus unterzugehen drohte, kümmerte sich Luther keinen Augenblick um diese Konsequenz; sondern beruhigte sich bei dem Gedanken, daß nur, wenn Gott alles wirke, der Mensch in der Hand eines allwissenden, mächtigen und gütigen Vaters sich sicher wisse.

Statt also aus seinem Satze, daß die menschliche Freiheit der Untergang aller tieferen Religiosität und ein Eingriff in die Majestätsrechte Gottes sei, eine Abschwächung des Sündenbegriffes zu folgern, hat Luther im Gegenteil von dem nämlichen religiösen Grundmotiv sich fortreißen lassen, den Begriff der Erbsünde in einer in der christlichen Geschichte bis dahin unerhörten Weise zu überspannen. Luthers Ausgangspunkt ist auch hier, wie wir gerade der modernen Entwicklung gegenüber freudig anerkennen müssen, ein wahrhaft religiöser, nämlich ein tiefes Gefühl des menschlichen Elendes, der allgemeinen Sündhaftigkeit und der Erlösungsbedürftigkeit des Menschengeschlechtes. Allein dieses Gefühl erhielt bei Luther sofort wieder die Richtung durch seine dogmatische Hauptidee, vermöge deren er trachtete, Gott alles und dem Menschen nichts zu geben. Nach Luther hat nämlich die Erbsünde die natürliche religiöse Anlage nicht bloß, wie die katholische Kirche lehrt, geschwächt, sondern von der Wurzel aus vernichtet und nichts Gutes, so dürftig dasselbe auch gedacht werden möge, im gefallenen Menschen zurückgelassen. In Bezug auf das innere Verhältnis seiner Gemütsverfassung und seines Tuns zu Gott sei er ebensowenig auch nur der allergeringsten Lebensbewegung fähig wie ein Stein oder ein Stück Lehm; er sei wie die Salzsäule, in welche Lots Frau verwandelt wurde. Er sei wie eine Säge, die rein leidend von der Hand des Arbeiters sich hin- und herbewegen lassen müsse. ‚Du hast einen freien Willen, Kühe zu melken, Häuser zu bauen u. dergl., aber weiter nichts!' Geradezu furchtbar aber wird Luthers Vorstellung von der Erbsünde dadurch, daß er dieselbe als eine reale Wesenheit auffaßt, welche den höchsten und feinsten Teil unseres geistigen Wesens, das Bild Gottes vertilgt und sich an seine Stelle gesetzt habe, welche selbst durch Gottes Kraft nicht mehr ausgetilgt werden könne, solange wir eine Faser dieses corpusculum mit uns herumtragen. Die Erbsünde ist nach Luthers Idee sogar das organische Lebensprinzip der gefallenen und nicht wiedergeborenen Menschheit; alle persönlichen Sünden sind nur die Zweige, Blüten und Früchte des *einen* bösen Stammes. Ja, Luther lehrte ein völliges Auf- und Untergehen aller Triebe, Neigungen und Bestrebungen des gefallenen Menschen in der Sünde, so daß alle seine Lebensbewegungen Sünde seien, mag er dem bösen Hange widerstreben oder nicht. Es ist gewiß dem modernen Empfinden äußerst fremd, wenn Luther behauptete, seit Adams

Fall habe die menschliche Natur keine Tat mehr hervorgebracht, welche nicht in sich selbst der ewigen Verdammnis würdig wäre.

Als sein religiöses Haupterlebnis, aus welchem er Mut und Kraft schöpfte zur eigentlichen Sturmerhebung gegen die Kirche, bezeichnet Luther selbst stets jenen Vorgang auf dem Turme des Augustinerklosters zu Wittenberg in der Zeit seines zweiten Psalmenkommentars 1518—19, in welchem er die Geburtsstunde des neuen Evangeliums erblickte. Erwägt man die Art und Weise, wie Luther die Erbsünde auffaßte, dann ist es wohl verständlich, wenn er versichert, er habe die Schrecken des Gerichtes Gottes gefühlt, ‚daß ihm die Haare zu Berge gestanden', er habe zu Christushaß und Gotteslästerung sich hingerissen gefühlt, wenn er in der Schrift das Wort ‚Gerechtigkeit Gottes' gelesen habe:

‚Ich war der elendest Mensch auf Erden. Tag und Nacht war eitel Heulen und Verzweifeln, daß mir Niemand steuern konnte. Also ward ich gebadet und getauft in meiner Möncherei. Gott sei Lob, daß ich mich nicht zu todt geschwitzet habe. Ich wäre sonst längst im Abgrund der Hölle mit meiner Mönchtaufe. Denn ich kannte Christum nicht mehr recht denn als einen strengen Richter, vor dem ich fliehen wollt und doch nicht entfliehen konnte.' ‚So raste ich, und mein Gewissen machte mir Schrecken und Verwirrung. Ich klopfte zudringlich an der Stelle Pauli (Röm. 1, 17) an und dürstete glühend zu wissen, was sie besagen wolle. Endlich wurde ich durch Gottes Erbarmung bei meinem Tag und Nacht fortgesetzten Nachgrübeln auf die Verbindung der Worte aufmerksam: Die Gerechtigkeit Gottes wird im Evangelium geoffenbart, wie geschrieben steht: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben." Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes als solche zu verstehen, durch die der Gerechte durch Gottes Geschenk lebt. . . . Da fühlte ich mich geradezu wiedergeboren und glaubte, durch offene Türen ins Paradies einzutreten. Sofort erschien mir die ganze Heilige Schrift mit anderem Gesichte. Nunmehr pries ich mit ebensoviel Liebe das süßeste Wort Gerechtigkeit, wie ich es früher mit Haß verfolgt hatte. So war mir diese Stelle Pauli in Wirklichkeit eine Pforte des Paradieses.'

Luther fügt dann bei, daß er nur noch bei Augustin nachträglich eine teilweise Bestätigung seiner neuen Entdeckung gefunden habe, welche bei ihm ein so tief bis in sein spätestes Leben nachzitterndes Triumphgefühl ausgelöst hat, daß Grisar mit Recht die Hypothese ablehnt, als handle es sich hier um ein Phantasiegedicht des alternden Mannes. Nun hat bekanntlich Denifle mit stupender Gelehrsamkeit mehr als 60 Lehrer der Vorzeit aufgeführt, welche an der Römerbriefstelle, deren zentrale Bedeutung Luther zum ersten Male erschlossen haben will, das Wort ‚Gerechtigkeit Gottes' ebenso wie Luther von jener Gerechtigkeit verstehen, mit der Gott die Menschen gerecht macht. Selbst Protestanten haben darauf zugegeben, Luther habe in der Wertung seines religiösen Zentralerlebnisses sich geirrt.

Allein der Irrtum bezieht sich nur auf ganz nebensächliche Momente in der Formulierung. Im Wesen und Kern der Sache hat Luther in der Tat eine im ganzen Umfang der christlichen Geschichte neue und originelle Ansicht von der göttlichen Gerechtigkeit aufgestellt, in der er niemand, auch den hl. Augustinus nicht, als Vorgänger hatte. Nach katholischer Lehre senkt sich die göttliche Gerechtigkeit in das Innere des Menschen ein, die schlummernden Kräfte des sündigen Menschen erweckend, heiligend und zu einem neuen, weit über die Grenzen seiner Natur hinausragenden Leben verklärend. Die menschliche Natur, obwohl aus sich selbst nicht fähig, auch nur den leisesten Sehnsuchtskeim nach diesem höheren Leben zu erzeugen, geschweige denn jenes Leben selbst, muß dennoch in jedem Stadium der inneren Wiedergeburt mit der göttlichen Kraft frei mitwirken, und in wunderbarer Verschlungenheit des himmlischen und irdischen Elementes vollzieht sich das heilige Gotteswerk der Rechtfertigung. Luther dagegen, von einem berechtigten religiösen Gedanken ausgehend, aber ihn übertreibend, meinte, es heiße den Ruhm Gottes schmälern und das Verdienst Christi begraben, wenn menschlicher Tätigkeit auch nur der allerleiseste Anteil am Werke der Rechtfertigung zufalle. Nach ihm können die in der Erbsünde vertilgten sittlichen Kräfte des Menschen auch von Gott nicht mehr erweckt werden. Deshalb ist bei der Rechtfertigung Gott allein tätig. Die Gerechtigkeit Gottes bzw. Christi senkt sich nicht in den Geist und das Gemüt des Menschen ein, sondern bleibt außer ihm, ihren Schatten auf die Seele werfend, so daß Gott um Christi willen die Seele für gerecht erklärt, obwohl sie es innerlich nicht ist. Als das Organ, welches die Gerechtigkeit Gottes ergreift, erklärte Luther bekanntlich ‚den Glauben allein' und wandte sich mit unerhörter Heftigkeit gegen die kirchliche Lehre, daß der durch die Liebe lebendige Glaube das Heil bringe. Selbst Protestanten vermögen sich heute vielfach nicht mehr hineinzudenken in den bösen Leumund, in welchen gerade die Liebe durch Luther gekommen ist, nachdem es doch dem modernen Empfinden eigen ist, die Liebe als Kern alles dessen, was man persönliche Gesinnung nennt, über alles zu schätzen, und nachdem die Katholiken von Anfang der Spaltung an nicht ohne Geschick darauf hingewiesen, daß Luthers Fiduzialglaube selbst vom ersten verborgenen Keim der Sehnsucht nach Gott bis zu dem Augenblicke, da die Seele ihrem Schöpfer vertrauensvoll in die Arme sinkt, nichts als ein Moment in der Entwicklung jener inneren Gesinnungen ist, welche die Katholiken unter dem Namen der Liebe zusammenfassen. Auch hier ist Luthers religiöses Grundmotiv wirksam. Er setzt alles daran, um den Glauben als die allein reine, durch keinen menschlichen Zusatz vermischte und getrübte Setzung Gottes im Menschen zu erweisen. Der Glaube, welcher rechtfertigt, ist nach Luther ausschließlich G o t t e s T a t: Gott glaubt in uns. Um diesen Punkt ins hellste Licht zu stellen, scheut Luther die schärfsten Paradoxien nicht, welche naturgemäß mißverstanden werden mußten: ‚Der Glaube', sagt er, ‚rechtfertigt nicht, wenn er nicht ohne alle

Werke, auch die kleinsten, ist.' ,Wenn im Glauben ein Ehebruch begangen werden könnte, er wäre keine Sünde.' Ja so felsenfest vertraut er ausschließlich auf das göttliche Werk, daß es ohne Zweifel seine Ansicht ist: Wirkt auch der Glaube notwendig gute Werke, so würde er doch selig machen auch ohne gute Werke und trotz aller Sünden. ,Keine Sünde kann den Menschen verdammen als der Unglaube allein.'

,Es genügt, daß wir durch die Reichtümer der göttlichen Gnade das Lamm erkannt haben, welches die Sünden der Welt trägt. Von diesem wird uns keine Sünde losreißen, auch wenn wir täglich tausendmal Ehebruch und Mord begehen. Glaubst du, daß so gering der Lösepreis sei, den dieses Lamm bezahlt hat?'

Es hat nur zur Verschärfung und Vergiftung des Kampfes geführt, wenn man derlei Stellen als sittlichen Laxismus gedeutet hat. Luther wollte damit nicht das menschliche Tun des Glaubens und das menschliche Tun der Sittlichkeit einander gegenüberstellen, sondern Gottes Tat und der Menschen Tat. Noch im Vorwort zum Römerbriefkommentar und selbst im Galaterbriefkommentar faßt Luther in katholischem Sinne den Glauben als das rechtschaffene Herz, als die aus dem Vereine aller den inneren Menschen konstituierenden göttlichen und menschlichen Kräfte hervorgegangene Blüte. Versagte nach dieser Auffassung die menschliche Mitwirkung, dann hatte man den toten Glauben. Letzteren gab es natürlich nicht mehr, wenn man mit dem späteren Luther den Glauben als Gottes Tat allein faßte. Darum spottet Luther über diesen angeblich toten Glauben als ,ein so gar unnütz, faul, todes Ding, das wie eine tode Fliege winterszeit in einer Ritze stecket, bis daß die liebe Sonne dazu komme und sie lebendig mache'.

Ist der Glaube Gottes Tat allein, dann ist er immer wirksam, ganz unabhängig vom menschlichen Willen. Und von hier aus ergibt sich unmittelbar jener zweite Kardinalpunkt, welchen Luther selbst als Markstein seiner neuen Lehre hinstellt, die Heilsgewißheit. Die katholische Kirche lehrt, daß wir unser Heil in Furcht und Zittern wirken müssen, weil wir zwar der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, niemals aber der Treue unseres Herzens in der Mitwirkung mit der Gnade absolut gewiß sein können. Nach Luther haben wir auf Gott allein zu sehen und nicht auf unser sittliches Tun. Da ferner nach ihm alle Keime höheren Lebens durch die Erbsünde in uns ausgetilgt sind, so genügt der leiseste Funke geistigen Lebens, den wir in uns aufglimmen sehen, zu der freudigen Gewißheit, Gott habe sein Werk in uns begonnen und werde es zu Ende führen. Ja im Grunde genommen ist diese Gewißheit mit dem, was Luther Glaube nennt, identisch und somit nach ihm der Fels und Anker unseres Heiles.

Von dem gewonnenen Standpunkte aus können wir die Genesis der ganzen Ideenwelt Luthers bis in ihre intimsten Falten hinein verstehen, aber auch jenen modernen Irrtum erkennen, welcher in Luther nur das Gefühl und keinerlei spekulatives System wirksam sehen will. Vielmehr ist es gerade der dogmatische Grundgedanke von der Alleinwirksamkeit

Gottes, auf dessen gewaltsame Durchführung im ganzen Gebiete der Heilsauffassung Luther alles ankam, und der, wo er einem Widerstand begegnete, ihn zu unheimlicher Energie und leidenschaftlicher Heftigkeit entflammte. Dies gilt auch von jenem Punkt, in welchem Luther am wenigsten sich selbst und die Konsequenzen seines Gedankens erkannte, wo auch naturgemäß die heftigsten Schärfen des von ihm ausgelösten Kampfes einsetzten, von seinem Verhältnisse zur Kirche. Es ist keineswegs so, wie es nach Denifles Darstellung scheinen könnte, als ob Luther von libertinistischem Umsturz der kirchlichen Auktorität seinen Ausgang genommen und sein dogmatisches System erst nachträglich sich zurechtgelegt hätte. Vielmehr war Luther anfangs aufrichtig bereit, der Kirche, wenn sie seine spekulative Idee angenommen hätte, sich zu unterwerfen. Ja so fest war er davon überzeugt, daß die universalistische kirchliche Lebenseinheit zum Wesen des Christentums gehöre, daß er, als er an der allgemeinen Reform der Kirche in seinem Sinne zu zweifeln begann und 1522—1525 die vielumstrittenen Idealgemeinden auf der Grundlage des allgemeinen Priestertums experimentieren ließ, dieselben lediglich als Sammlung der Gläubigen vor der Wiederkunft Christi erklärte. So sehr betrachtete er das Scheitern der kirchlichen Einheit als Vorzeichen des Weltendes.

Es ist Luther niemals völlig klar geworden, daß von seinem Gnadenbegriffe aus folgerichtig sich gar keine Kirche bilden konnte. Ist nach Luther jeder Gedanke an menschliche Mitwirkung beim Heilsprozesse ein Frevel an den Majestätsrechten Gottes, dann muß es in ungeheuer erhöhtem Maße der Gedanke von einer Kirche sein, d. h. die Idee, das Heil sei an ein ganzes System menschlicher Vermittlungen gebunden. Ist es, wie Luther an die Böhmischen Brüder schreibt, der Heilige Geist allein, der durch seine innere Salbung einem jeden alles lehrt, der ohne jedes menschliche Zutun das allein Notwendige, den Glauben, im Menschen wirkt, dann kann das Bedürfnis einer Gemeinschaft, aus deren Mitte dem Menschen untrüglich Gottes Stimme entgegentönt, nicht mehr begriffen werden.

Nach katholischer Auffassung ist der Heilige Geist in seiner Fülle nicht dem einzelnen, sondern der Gesamtheit verliehen, in welche er deshalb so notwendig mit seinem Gnadenleben eingegliedert ist wie mit dem natürlichen Leben. Das göttliche Leben strömt nicht unvermittelt in die Seele ein wie nach Luther, sondern wird vermittelt durch die menschliche Natur Christi und dann durch die Kirche; diese ist der Leib des Herrn, seine ewig sich verjüngende Menschheit, die ewige Offenbarung Gottes.

Hiegegen erhob sich mit unheimlicher Gewalt und Heftigkeit der dogmatische Grundgedanke Luthers. Es gibt wohl in der ganzen Geschichte menschlicher Polemik nichts, was sich an Intensivität leidenschaftlicher Eruption dem vergleichen ließe, wozu sich Luther hinreißen ließ, wenn er auf die römische Hierarchie und ihre Spitze, das Papsttum, zu sprechen kam. Die im Gefühl des nahenden Todes geschriebene Abhandlung ‚Wider das Bapstum zu Rom vom Teufel gestifft‘ hat nur eine Parallele in der

Literatur, Nietzsches ‚Antichrist', wo aber jenes Aufflackern des Gluthasses vom Flügelrauschen des Wahnsinns umweht wird, während bei Luther alles geistesklar und raffiniert berechnet ist. Und bekanntlich schien ihm die Sprache nicht mehr ausreichend für die innere Glut; er vollendete die Schrift nicht, sondern erdachte die berüchtigten Spottbilder auf das Papsttum, die er als sein Testament bezeichnete, von denen er jedem die Wirkung eines Buches zuschrieb auch bei den Massen, die nicht lesen konnten. Luther war hierin ohne Zweifel ein tiefer Psychologe, der seine Zeit kannte und nach seinem Grundsatz handelte: ‚Wenn der tolle Pobel prächtige Lästerwort hört, fällt er zu und fragt nicht nach Grund und Ursach.' Er brütete über den Einzelheiten der Bilder, und es ist kein Zweifel, daß der sie nur oberflächlich beurteilt, der neben den brutal derben Formen nicht die klassischen Vorbilder und Reminiszenzen wahrnimmt. Sogar seine Freunde erschracken über ‚die Figuren', und der heutige Geschmack macht es unmöglich, in eine Beschreibung derselben einzutreten. Luther aber bezeichnete sich als getrieben von Gottes Geist und beklagte sich zwar, daß Meister Lukas das Weibliche nicht besser geschont habe, wünschte aber im übrigen noch ‚mehr teuflische' Gestalten.

Das Seelenphänomen, das diese letzte Geistesarbeit Luthers birgt, ist bisher nicht zureichend erklärt worden; nur G r i s a r ist auf dem richtigen Wege, wenn er die modernen Versuche, in dem Produkte nur den überschäumenden Erguß mutwilligen Spottes zu sehen, energisch ablehnt und eine tiefe und ernste Verbindung derselben mit seiner ganzen seelischen Verfassung, seinem innersten Herzensgedanken behauptet. Auf Grund unserer bisherigen Darlegungen können wir den geistigen Boden, aus welchem Luthers heftigste Polemik, die tiefer als etwas anderes uns in seine Seele schauen läßt, erwachsen ist, noch bestimmter bezeichnen. Wenn nach Luther schon die Mitwirkung des Menschen am eigenen Heile als ein gotteslästerlicher Gedanke zu verwerfen ist, dann muß um so mehr eine derartige Durchdringung von Göttlichem und Menschlichem, wie sie in der katholischen Idee von der Kirche als äußerer Heilsanstalt und Mittlerin der Gnade liegt, geradezu als etwas Satanisches und Widergöttliches erscheinen. Diese äußerste Konsequenz des lutherischen Rechtfertigungsgedankens ist es, welche in den furchtbaren Aeußerungen über die Hierarchie und die katholische Priesterweihe sich ausspricht, nicht der Ärger über Palliengelder, Bistumssteuer und angeblichen Ablaßhandel, er selbst verweist darauf, daß Hus das Papsttum innerlich nicht angegriffen, sondern nur moralische Mißbräuche gerügt habe: ‚Ich aber habe die Lehre angegriffen und dem Papst das Herz abgebissen. Ich glaube nicht, daß der Papst wiederum wächst. Der Artikel von der Rechtfertigung hat den Blitz des Papstes entwurzelt.' Er, der anfänglich an den Papst und dann an ein Konzil appelliert hatte für seine neue Lehre, war sich nun bewußt geworden, daß diese Lehre jede äußere Kirche entwurzle, und in seinen letzten Lebensjahren, da die Kirche sich anschickte, auf einem Konzil über seine Lehre sich zu Gericht zu setzen,

da bäumte sein ganzes Inneres sich auf, die dogmatische Grundidee seines Lebens zu verteidigen und das Papsttum, den Herzpunkt der kirchlichen Einheit, als solchen anzugreifen. Nur die feste Überzeugung, wirklich die höchste Lebensfrage der Religion zu verteidigen, eine Überzeugung, die auch sonst sich aussprach in dem Rufe: ‚So reißt Gott mich dahin', bildet einen psychologischen Erklärungsgrund für die Glut seelischer Erregung, die aus seiner Polemik gegen die Kirche uns entgegenspricht. Er nahm ohne weiteres, seiner dogmatischen Auffassung entsprechend, als Antrieb des Gottesgeistes, was nur der allerdings gewaltige Trieb einer Idee war, die sein Inneres mit unheimlicher Kraft beherrschte und durch die Kämpfe, die sie in innerer und äußerer Krisis zu bestehen hatte, ins Ungeheuerliche erstarkte.

Dabei leuchtete ein Lichtstrahl geistesklarer Logik stets in die aufgeregten Tiefen seiner religiösen Psyche hinein: war nämlich seine dogmatische Grundidee richtig, daß auf religiösem Gebiete Gott allein im Menschengeiste tätig sei und jede Einmengung menschlichen Tuns als Greuel und Gotteslästerung zu verwerfen sei, dann war eine Kirche mit den Ansprüchen, wie sie die katholische erheben muß, wirklich Teufelswerk und der Papst als Stellvertreter Christi der Antichrist, in dessen Bekämpfung Luther mit der Geheimen Offenbarung an Glut der Farben wetteifern zu müssen glaubte: ‚Siehe, siehe, wie wallet mein Blut und Fleisch! Wie gern wollt' es das Papsttum gestraft sehen, so doch mein Geist wohl weiß, daß keine zeitliche Strafe hierzu genug sei, auch nicht für Eine Bulle oder Dekret!'

Wie sehr ihm dabei seine Grundidee über alles ging, zeigt er beim Blick auf die Wirkungen seiner Lehre für die Zukunft Deutschlands. Mit einer Art prophetischer Tragik sieht er voraus ‚das Glimmen des zukünftigen Brandes zu Deutschlands Strafe, den Verfall aller Gerechtigkeit, das Wanken aller Regierungsordnung, das Ende des Reiches'. ‚Wohl treibt Satan mir in mein Gewissen, ich hätte durch meine Lehre das öffentliche Leben verwirrt . . . Aber ich halte ihm entgegen, die Lehre sei nicht mein, sondern des Sohnes Gottes. Gott liegt nichts an ganzen Welten, wenn ihrer noch zehn untergingen. . . . Den Artikel von der Rechtfertigung will Gott unversehrt wissen; und wenn diesen die Menschen annehmen, dann geht kein Staatswesen und keine Verwaltung zugrunde, wenn aber nicht, dann sollen sie sich die Ursache des Unglücks zuschreiben.'

‚Wer sich mir aufdringet und will nicht weichen, der soll und muß verloren sein, weil meine Sache Gottes Sache ist und sein das Wort. Darum trotze ich also fest. Ich habe mein Leben daran gesetzt und will dafür sterben. Darum, wer sich wider mich setzt, der muß zu Trümmern gehen, es sei denn kein Gott nicht.'

Nun begreifen wir auch, warum Luthers Lehre wie ein Schwert hineinfahren mußte in das Herz der Christenheit, nicht etwa bloß Mißbräuche treffend, deren es wahrlich genug gegeben hat, sondern auch jenen innersten Lebensnerv verletzend, um welchen das praktische Christentum seit der

Apostel Zeiten auch in den idealsten und reinsten Gestalten sich bewegt hatte. War es auch wenig, was ein Paulus, Augustinus, Thomas der menschlichen Freiheit im Heilswerke übrig gelassen hatten, auf diesem wenigen, das sie niemals leugneten, beruhte die Möglichkeit einer Kirche, die Möglichkeit, daß ein menschlicher Faktor das Heil vermittle, indem letzteres zwar von Gott allein geschenkt wird, aber nur durch die Hand der menschlichen Gesamtheit wie das natürliche Leben. Ein viel tieferes geistiges Band sollte diese übernatürliche Lebensgemeinschaft um die Menschen schlingen als alle natürlichen Bande des Blutes. Der Katholik faßt den Einzelnen auf religiösem Gebiete immer nur als Glied des Ganzen auf, als lebend und atmend in ihm. Nur im Geiste der Kirche denkend, wollend und fühlend erlangt er die Gewißheit, daß Gott in ihm wirksam sei. Mit inniger Verehrung, Hingebung und Liebe umfaßt darum der Katholik die Kirche. Dem Gedanken, sich ihr zu widersetzen, widerstrebt sein ganzes Innerstes, und eine Trennung herbeizuführen, die Einheit aufzulösen, ist ihm ein Verbrechen, vor dessen Größe seine Brust erzittert und seine Seele erbebt. Ja, ein Gegenstand der Bewunderung ist dem Katholiken das Ideal der Kirche, welche mit zarten Banden die großen Gegensätze der Menschheit zur Einheit verbindet, ungehemmt durch Gebirge, Flüsse und Meere, Sprachen und Sitten, an deren starrem, unbeugsamem Wesen das Schwert des mächtigsten Eroberers zerschellt. Ihr Friede, vom Himmel gekommen, dringt tiefer hinab in die menschliche Brust als irdische Entzweiung. Aus allen Völkern erbaut sie Gottes Haus, in welchem sich alle zu einem Lobgesang vereinigen, wie sich in dem Tempel des harmlosen Dorfes alle die kleinen Feinde und Gegner um das Eine Heiligtum Eines Gemütes versammeln. Aus diesen Grundlagen, sagt Möhler, ist die Betrachtungsweise der Kirche von sich selbst zusammengewachsen; aus diesen floß Cyprians begeisterte Beredsamkeit. Aus diesen schöpfte Augustinus seine Ideen über die Kirche, die an Kraft des Gemütes und Tiefe der Gedanken das Herrlichste enthalten, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde. Aus all dem zumal erwärmten sich später die ehernen Gemüter des kalten Nordens und schmolzen zu einer Glut zusammen, durch deren Bewegung allmählich alles Silber und Gold unserer europäischen Bildung ausgeschieden wurde.

Aber nicht das kulturelle, sondern das religiöse Moment war es, das die Kirche vor allem zur Ausscheidung der lutherischen Freiheitslehre bewogen hat. Unendlich lehrreich betreffs der Überlegenheit des Standpunktes, mit welchem dabei die Kirche verfuhr, ist ein Vergleich mit Erasmus, welcher zunächst vom Standpunkte der Renaissancekultur aus gegen Luther eine Lanze brach. Erasmus, der Abgott des Humanismus, der vielumschwärmte Geistesheros, ebenfalls wie Luther aus einem Augustinerkloster hervorgegangen, war mehr weltmännisch veranlagt als dieser. Er war es, der von sich schreiben konnte: ‚Der Kaiser ladet mich zu sich nach Spanien ein, König Ferdinand nach Wien, Margareta nach Brabant,

der englische König nach England, Sigmund nach Polen, Franz nach Frankreich und alle mit reichen Gehältern.' Von ihm sagte man, er habe das Ei gelegt, das Luther ausgebrütet. Aber mit seiner Weltansicht von der freien unverdorbenen Menschennatur stand er der Kirche innerlich weit fremder gegenüber als Luther, bekämpfte sie aber nur mit vornehmer Skepsis, weshalb Luther mit feiner Psychologie ihm vorhielt, er liebe es, über die Fehler und das Elend der Kirche Christi so zu sprechen, daß die Leser zum Lachen gezwungen würden, statt mit tiefen Seufzern, wie es vor Gott sein sollte, Klage zu führen. An Zwingli schrieb Erasmus: ,Es scheint mir, als habe ich ziemlich alles das gelehrt, wie Luther, nur nicht so heftig.' Wie wenig er aber dabei Luther verstanden hatte, zeigt der Umstand, daß er gegen das Grunddogma Luthers, die Lehre von der Unfreiheit des Willens, ,die Krone seiner Schriften' herausgab, die aber ein Beweis ist, daß er bis in die Tiefe des religiösen Problems nicht eingedrungen war. Die nämlichen Humanisten, welche ihm einst mit Albrecht Dürer beim ersten Auftreten Luthers zugerufen hatten: ,O Erasme Rotterdame, Ritter Christi, reit herfür, neben den Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, so werden der Höllen Pforten, der römisch Stuhl, nit wider dich vermögen,' suchten ihn jetzt gegen Luther aufzustacheln, dessen Erbsündenlehre und Ansicht über das Heidentum überhaupt ein Faustschlag in das Gesicht der Renaissance war. Luther war sich der Gefahr, welche der Einfluß des Erasmus in einer so heiklen Frage für ihn bedeutete, wohl bewußt und bat fast flehentlich, Erasmus wolle nicht gegen ihn auftreten. Als aber dieser doch gegen ihn schrieb, schwächlich und skeptisch zurückhaltend und überall die tiefere religiöse Seite des Problems außer acht lassend, da nahm Luther Gelegenheit, in seiner Schrift vom geknechteten Willen rückhaltlos, ja bis zur äußersten Schärfe der Paradoxie seinen religiösen Standpunkt darzulegen. Keine andere Schrift ist in gleichem Maße belehrend für seine religiöse Psychologie. Seine Anschauung gipfelt in dem berühmten Bilde: ,Der menschliche Wille steht wie ein Reittier in der Mitte zwischen Gott und dem Teufel. Steigt Gott in den Sattel, so will der Mensch und geht, wie Gott will. Steigt der Teufel in den Sattel, so will der Mensch und geht, wie der Teufel will. Es liegt nicht in seiner Macht, zu einem von den beiden Reitern zu laufen und sich ihm anzubieten, sondern die Reiter kämpfen ihrerseits miteinander, des Tieres habhaft zu werden.'

Luther wird nicht müde, in dieser Schrift zu betonen, daß auf der radikalen Leugnung jeder Freiheit des Willens sein ganzes theologisches System beruht, mit ihr steht und fällt. ,Der Christenglaube geht ganz zugrunde, die Verheißungen Gottes, das ganze Evangelium wird mit Füßen getreten, wenn man glauben müßte, es gebe keine Notwendigkeit für alles, was geschieht. Dagegen ist das für die Christen der einzige und größte Trost, daß sie in allen Widerwärtigkeiten wissen, Gott lüge nicht, sondern tue alles unabänderlich, gegen seinen Willen gebe es keinen Widerstand, keine Möglichkeit der Änderung, kein Hindernis.'

Deshalb war Erasmus ebenso wie seine modernen Verehrer im Protestantismus so sehr im Unrechte, daß sie die Reformation wollten ohne dieses Dogma, daß sie aus Luthers Gedankenbau den Grundstein herausreißen wollten. Gerade in diesem Punkte verankerten sich auch die religiösen Gefühle, welche ohne Zweifel Luthers Seele bewegten und welche es auch waren, die der von ihm entfachten Bewegung den innersten Halt gegeben haben. Nimmt man diesen Punkt hinweg, dann fallen alle Stützen und Säulen in Luthers Argumentation zusammen; dann würde er nach seinen eigenen Worten keinen Grund gehabt haben, sein Werk zu unternehmen.

Viel gerechter ist darum Luther von der katholischen Kirche beurteilt worden, welche gerade in ihren tieferen Schulen und ihren besten Köpfen das Berechtigte in dem religiösen Ausgangspunkte Luthers soweit anerkannte, daß man neuestens den Versuch gemacht hat, zu behaupten, Luthers Ideenwelt sei überhaupt aus der Thomistenschule geflossen. Der gründlichste Kenner der konfessionellen Gegensätze, Möhler, drückt dies in klassischer Weise also aus:

‚Drängen wir alles in eine kurze Übersicht zusammen, so ergibt sich, daß im Protestantismus das religiöse Element die glänzendere, das ethische dagegen die dunklere Seite sei. Das religiöse Element wird niemand im Protestantismus vermissen, der nur den Begriff der göttlichen Vorsehung in sein Gedächtnis zurückruft, den Luther sich bildete . . . ihm zufolge sind alle Erscheinungen in der Menschenwelt Gottes selbsteigenes Werk und der Mensch nur Gottes Werkzeug. Alles in der Weltgeschichte ist Gottes unsichtbares Tun, das mittelst der Menschen nur ins Sichtbare eingeführt wird. Wer kann hier die religiöse Anschauung aller Dinge verkennen? Alles wird auf Gott zurückgeführt. Gott ist alles in allem.‘

Luther selbst hat in seinem Kommentar zum Galaterbrief diesen Gedanken auch als die Hauptanziehungskraft für seine ersten Anhänger hingestellt: ‚Ich weiß mich's noch wohl zu erinnern, daß Dr. Staupitz, welcher der Augustiner Vikar war, im Anfang, da das Evangelium aufging, zu mir sagte: Das tröstet mich am meisten, daß diese Lehre des Evangeliums alle Ehre und Preis Gott gibt und dem Menschen nichts. Nun aber ist ja am Tage und offenbar, daß man unserm Herrn Gott nimmer mehr zu viel Ehre zumessen kann.‘

Dabei ist übersehen, daß auch des Menschen Freiheit zu Gottes Ruhm dienen kann, und auf diesem Versehen beruht in letzter Linie der Grundfehler des ganzen Systems. Möhler hat dies trefflich dahin ausgedrückt, daß er auf die Konsequenzen hinwies, die aus einem solchen Exzesse des religiösen Gefühls für den Gottesbegriff selbst sich ergeben: ‚Dem Menschen fließt in dieser Weise kein Ruhm zu. Ob aber Gott zu rühmen sei, mag der einsichtsvolle Leser selbst beurteilen.‘

Es ist merkwürdig, daß jene protestantischen Theologen, welche wie Taube emphatisch betonen, Erasmus kämpfe gegen Luther für den sitt-

lichen Charakter der christlichen Religion, sich gar nicht bewußt werden, daß dieses Lob einer ganz anderen Seite gebühre, nämlich dem Konzil von Trient, welches, weit entfernt, mit der seichten, pelagianisierenden Argumentation eines Erasmus sich zu begnügen, in ungeheurer Geistesarbeit eine sorgsame Scheidung des göttlichen und menschlichen Faktors im Heilswerke vornahm und gerade dadurch am gründlichsten Luthers System entwurzelte, daß es rückhaltlos die berechtigten Gedanken herausstellte, ohne die Exzesse zu billigen. Rückhaltlos erkannte das Tridentinum an, daß das Heil des Menschen tatsächlich eine reine, vom Himmel ohne jedes Verdienst auf ihn niedersteigende Gnade ist, daß der Mensch deshalb mit dem gefühltesten Bekenntnis seines eigenen Nichts sich Gott und seiner gnadenvollen Veranstaltung hingeben muß, daß er nur empfangen, also leiden kann. In dieser Demut allein geht der Geist in das wahre geschöpfliche Verhältnis zurück. Wollte er Gott Werke oder irgend etwas anbieten, um durch dieselben Gott als seinen Schuldner darzustellen und dessen Gnade irgendwie als Lohn zu fordern, so stellte er sich Gott gewissermaßen als ein Gleicher gegenüber; er befände sich mit diesem Hochmut außerhalb des geschöpflichen Verhältnisses zu ihm. Indem das Tridentinum dies anerkannte, hat es das, was Harnack die unveräußerliche Grundlage jeder Religion nennt, gerettet. Aber indem es betont, daß der Mensch nicht wie ein Stein oder Klotz die Gnade aufnimmt, sondern wie ein zwar tief gesunkenes, aber noch innerlich lebendiges freies Wesen, daß das in ihm noch glimmende edle Feuerfünklein der Seele, von dem so innig die Mystik sprach, mit dem Brand der Sonne sich vereinigt und zu gemeinsamer lebendiger Glut entflammt, hat es auch eine Aktivität des Menschen behauptet, freilich eine solche, die in ihrer höchsten Spitze in der freien Anerkennung gipfelt, daß im Heilsprozeß der Mensch nur empfangen, nicht geben kann. So scheint der Unterschied von Luthers Auffassung gering und ist doch von ungeheurer Bedeutung. Dem Tridentinum gebührt damit der Ruhm, daß es in dem gewaltigen Geistessturm der Reformation die Freiheit, das Palladium jeder Kultur, in ihrer tiefsten, religiösen Wurzel gerettet hat.

Wie sehr die katholische Kirche im sichersten Lebensgefühle handelte, wenn sie Luthers Lehre nicht akzeptierte, beweist die Tatsache, daß Luther selbst, der seinen Grundgedanken von der Unfreiheit des Menschen über alle Teile des kirchlichen Lehrgebäudes hinweg zu einem fest geschlossenen spekulativen System ausbaute, gerade in seinen höchsten Spitzen diesen Grundgedanken umzubiegen und abzubrechen sich gezwungen sah. Dies haben protestantische Theologen, wie Taube, indem sie von einem unchristlichen, fatalistischen, mechanischen Gottesbegriff Luthers reden, bis zu einem Grade betont, daß wir hierin sogar Luther in Schutz nehmen müssen, weil gerade er die Freiheit und Heiligkeit Gottes oft in ergreifendster Weise betont. Wir müssen es auch Luther als Verdienst anrechnen, daß er, so

hart er oft an der Grenze des Pantheismus steht, diese Grenze niemals überschritten hat, so sehr auch einzelne Ideengänge der Mystik auf diesen Weg verlocken konnten.

Ebenso ist es offenbar das nämliche religiöse Gefühl, das ihn hinderte, den gefährlichen Prädestinationsgedanken etwa mit der Rücksichtslosigkeit eines Kalvin auszubauen. Und wenn man die entsetzlichen Äußerungen eines Kalvin, Beza und Zwingli über Gott als Urheber des Bösen kennt, so wird man in dieser Weise die Scheu vor der Heiligkeit Gottes bei Luther niemals verletzt finden, auch nicht in bezug auf den ‚verborgenen Gott', welchen er dem ‚geoffenbarten' gegenüberstellt. Er wollte damit nicht die sittliche Antinomie in Gottes Wesen eintragen, wie Kalvin, welcher sich nicht scheute, zu sagen, Gott schleiche sich in die Gemüter der nicht Auserwählten ein und wirke in ihnen einen Schein von Gutem, um einen Vorwand zu ihrer Verdammung zu haben. Luthers deus absconditus bedeutet, so sehr dies selbst protestantische Theologen verkennen, eine Antinomie der menschlichen Vernunft, nicht der Offenbarung und des göttlichen Wesens.

Unserer Thesis, daß der Schlüssel zu Luthers religiöser Psychologie eine die ganze Vorstellungswelt mit übermächtigem Banne beherrschende dogmatische Zentralidee ist, an der alles gemessen sein will, widerspricht jene moderne Richtung in der protestantischen Theologie, welche für die erste Phase in Luthers Entwicklung auch bei Denifle und Weiß Sukkurs erhalten hat, wenn sie behauptet, Luthers Grundtendenz sei gewesen, jedes Dogma zu stürzen und mit seinem Fiduzialglauben die Gesinnung allein als das Entscheidende hinzustellen. So weit kann die wissenschaftliche Kritik irre gehen, wenn sie an Luther von modernen statt von mittelalterlichen Gesichtspunkten aus herantritt. Niemals hat Luther ein solches dogmenloses Christentum vertreten, auch nicht sein ‚ungebrochener Genius'. Es ist ganz falsch, daß erst die Orthodoxie dogmatische Gedanken aus dem gemacht habe, was ursprünglich nur in einem höheren geistigen Sinne die Hingebung des menschlichen Lebens an Gott habe bedeuten sollen. Für eine solche Gedankenformulierung fehlten bei Luther die philosophischen Voraussetzungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Das, was der moderne Mensch ‚persönliche Gesinnung' nennt, und was nach dieser Auffassung das Schibboleth des ursprünglichen Luther gewesen sein soll, kennt Luther überhaupt nicht, da nach seiner Erbsündenlehre die tiefste Wurzel zu persönlicher Eigenbetätigung aus der Seele ausgerottet ist. Ja, Luther überspannt den alten Glaubensbegriff in einer Weise, daß er gegen Erasmus behauptete, falls ein Mensch in bezug auf den geringsten Glaubensartikel selbst in unverschuldetem Irrtum sei, müsse er, wenn er selig werden wolle, vor seinem Ende erleuchtet werden. Wenn ein Ring an der Kette entzwei, so sei die ganze Kette entzwei. Darum ‚rund und fest alles gegläubt oder nichts gegläubt'. Die Rationalisten haben Luthers Freiheitspredigt ebenso gründlich mißverstanden wie die Bauern. Wer glaubt, Luther sei ein Mäzen moderner Toleranz im Sinne der Duldung verschiedener religiöser

Überzeugungen gewesen, übersieht dabei alles. Feuriger hat kein Fürst der Scholastiker jemals gegen die gesellschaftsauflösende Anarchie des religiösen Denkens gekämpft als Luther. Zwischen ihm und der Neuzeit ist eine unüberschreitbare Kluft befestigt. Wenn man sagt, in Luther stecke Kant und Fichte, so bedenkt man nicht, daß Kant sich auf das Allerheftigste gegen das wandte, was den Herzpunkt in Luthers religiöser Psyche darstellt, gegen seinen Gnadenbegriff. Erklärt er doch in seinem theologischen Hauptwerk ‚Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' mit schärfster Pointe gegen Luther, himmlische Einflüsse in sich wahrnehmen und ihnen anfühlen zu wollen, daß sie Wirkungen nicht der Natur, sondern der Gnade seien, wäre theoretisch ausgesprochener Wahnsinn, praktisch der Umsturz der moralischen Religion, weil hienach der Mensch das sittlich Gute, statt es selbst aus sich hervorzubringen, als Gabe eines anderen Wesens erwarte, mithin durch Nichtstun zu gewinnen meine. Ein schärferer Gegensatz, als er zwischen der religiösen Grundanschauung Kants und Luthers klafft, läßt sich überhaupt nicht denken.

Allerdings einen Weg gibt es von Luthers Religion zur modernen Philosophie, aber der ihn betreten hat, war nicht Luther, sondern Schleiermacher, der durch dieses Bündnis alles entwurzelt hat, was Luther als Artikel des stehenden und fallenden Evangeliums erklärt hatte, und der damit den Protestantismus in die bis heute dauernde Krisis gestürzt hat. Er leitete, wozu Luther allerdings schon auf dem Wege war, die absolute Unfähigkeit des Menschen zu freiem Handeln nicht aus Adams Fall, sondern aus dem Wesen Gottes her. Er setzte entschlossen an Stelle des lutherischen Gnadenbegriffes die causa coacta des Spinoza. Damit waren die gefürchteten Antinomien in Luthers System mit einem Schlage aufgehoben, aber auch Luthers Religion selbst. Die Sünde, jene furchtbare Realität in Luthers System, wurde zur notwendigen Eigenschaft des Endlichen, und Albrecht Ritschl, von seinen Schülern der letzte lutherische Kirchenvater genannt, ließ nur mehr eine Schwachheits- und Irrtumssünde gelten. Das Heidentum, nach Luther ein totes Meer, wurde jetzt von der religionsgeschichtlichen Schule verherrlicht als der Lebensbaum, der ganz aus eigener Kraft das Christentum als seine natürliche Blüte erzeugt hat. Statt der feurigen Predigt über den Tod Christi erscholl selbst in protestantischen Kirchen die Kunde, Christus sei nur ein Mythus gewesen. Ja selbst Nietzsches ‚Zarathustra' wird als Evangelium gepredigt und der Gedanke, der Kern des Christentums sei mit der Marxistischen Formel von dem Mehrwerte identisch.

Das vierte Reformationsjubiläum bringt infolge dieser Verhältnisse, in die der Protestantismus selbst eingetreten ist, eine gewaltige Entspannung des Kampfes, soweit der Gegensatz zur katholischen Kirche in Betracht kommt. Nicht als ob wir uns der inneren Krisis freuen wollten, in welche der Protestantismus verwickelt ist. Denn es kommt die Zeit, da alle Vertreter des Gottesgedankens zu einem heiligen Bündnis gegen die Anarchie

des Gedankens und der Sitte werden zusammentreten müssen. Aber wer wollte leugnen, daß die Sprache eines Harnack und anderer und ihre wissenschaftlichen Sympathien für die Einrichtungen und Verdienste der katholischer Kirche unser deutsches Vaterland dem konfessionellen Frieden unendlich nähergebracht haben als die ältere orthodoxe Polemik, die im Katholizismus nur Babylon und Antichrist erblickte, eine Sprache, welche aus der individuellen Psyche eines Luther heraus begreiflich war, die aber im Munde von Generationen und Jahrhunderten die Volkskraft und nationale Einheit in der Wurzel vergiften mußte! Gleichsam als Echo auf diesen veränderten Ton der Polemik ist es anzusehen, wenn die katholische Geschichtschreibung sich entschlossen hat, alte verbitternde Lutherlegenden wie jene von seinem Selbstmorde u. a. mit Grisar zu dem alten Eisen zu werfen, wohin selbst solche wie das Turmerlebnis ohne Schaden nachfolgen könnten. Wir Katholiken wollen in diesem ernsten vaterländischen Augenblicke die Heiligkeit des Burgfriedens nicht einmal durch die Frage stören, wie es heute um Deutschland stünde, wenn der 30jährige Krieg es nicht auf das Sterbelager geworfen und den fremden Nationen den gewaltigen Vorsprung auf dem Schauplatze des europäischen Völkerringens verschafft hätte, den nur die tiefste Entflammung der deutschen Kraft jetzt ausgleichen kann. Nicht einmal die Frage wollen wir stellen, was Luther hätte wirken können, wenn nicht gerade diese dogmatische Grundidee sein Leben beherrscht hätte, er der Mann mit dem tiefen religiösen Gemüt, welches so edle Perlen in seinen Liedern und Schriften verstreut hat, der Mann mit dem gewaltigen Willen, der seine Sache mit einer maßlosen Energie ins Werk setzte, mit welcher selten in der Geschichte eine Idee durchgeführt wurde, der Mann mit dem großartigen Sprachgenie, der zu den wirklichen Sprachschöpfern unserer Nation gehört. Beruht doch gerade hierin die unheimliche Gewalt seines Einflusses auf die Volksmassen, und ein Nietzsche, der nicht müde wird, Luther den groben und wüsten Bauer zu schelten, dem die südländische Delikatesse und Feinsinnigkeit des Geistes gefehlt habe, er hat öfter sein Bestes an Sprachbildern und Farben aus Luthers Brunnen geschöpft. Namentlich Luthers deutsche Bibel war geradezu eine Hauptschule von Nietzsches Stilkunst.

Was uns heute vor allem nottut, ist der innere Friede. Die Religion Jesu Christi, des ewigen Friedensfürsten, darf nicht mehr dazu dienen, uns im Heiligtum unseres vaterländischen Empfindens zu entzweien. Nicht als ob wir dabei an religiöse Gleichgültigkeit oder gar an eine Nationalkirche denken sollten. Wir Katholiken werden von dem Ideale der Weltkirche und ihrem unendlich erhabenen Einheitsgedanken niemals lassen. Der Gedanke einer inneren Verschmelzung der Konfessionen ist eine Utopie, welche sich nur verwirklichen ließe, wenn der Krieg uns die schrecklichste aller Folgen, den religiösen Indifferentismus, bringen würde. Wie der deutsche Geist selbst auf diesem verhängnisvollen Gebiete gegenüber anderen Völkern seine ehrliche Art nicht verleugnet hat, wie die traurige Spaltung in ihrem

ersten Ursprung bei uns trotz vieler weltlicher Beimischungen das innerste Streben beider Teile nach Festhaltung des reinen Christentums nicht verleugnet hat, so möge es höchste Ehrensache des deutschen Geistes sein, den Zwist wieder auf dieses höchste und reinste Geistesgebiet einzuschränken und dabei in allen auf das Patriotische bezüglichen Fragen nicht bloß bürgerliche Duldung zu pflegen, sondern ehrliche christliche Liebe. Dies können auch wir Katholiken tun, unbeschadet aller Festigkeit in den unerschütterlichen Grundlagen unseres Glaubens, aber vertrauend, daß die Vorsehung auch diesen schmerzlichen Riß im Herzen der Christenheit höheren Zwecken dienstbar mache, nicht in dem nivellierenden Sinne eines Hegel und Schelling, sondern in dem tiefkatholischen Sinne eines Görres. Er sieht in wunderbar geistvoller Weise in der elliptischen Spirallinie das Symbol aller höheren Geschichte, in welcher eine gleichförmig beschleunigte, ansteigende Bewegung mit der irdisch beharrlichen kämpft, wobei die Ellipse stets in ihrem Laufe sich verengt und ihre Wiederkehren in ebenso vielen Wendungen eine Beziehungsachse umkreisen, mit der sie endlich zusammenfallen. Indem der moderne Protestantismus in seiner größeren Masse das Übernatürliche im Christentum aufgegeben hat und eine ausgesprochene Diesseitigkeitsrichtung in Wissenschaft und Leben einschlägt, bringt er uns diesem Ziele sichtlich näher: ‚In dem Streite, den Glauben und Wissen durch alle Zeiten streiten, liegt die innerste Wurzel des Zwistes. Was im Gebiete des Glaubens den Protestantismus von der alten Kirche geschieden hält, ist ein und dasselbe Prinzip, das in verschiedenen Bildungen verlarvt doch immer das gleiche bleibt. Das ist der doppelte Januskopf, unter dessen zwiefacher Signatur alle Dinge dieser Welt ausgehen und in ihrer irdischen Befangenheit sich nie des eingeborenen Zwiespaltes entschlagen können. Das eine Haupt, bergend unter dem Sternenschleier der Sibylle Antlitz in edlen, ernsten, strengen Zügen; das dunkle, begeisterte Auge zu höheren Welten aufgehoben, deren Licht aus seinen Tiefen wiederstrahlt; der Mund geöffnet zu einem gewaltigen Chorale, in dem sie in schweren, dunklen, feierlichen Tönen, die langsam durch die Gewölbe des Himmels gleich fernen Donnern rollen, die Apokalypse des Alls und der Geschichte singt; das andere Haupt unter Helmes Dach, fest, keck, scharf in allen Zügen, die Augen trotzig im eigenen Lebensfeuer sprühend, in Blitzschlägen die innere Gedankenwelt entladend, von den Lippen fließend Heldengesang, das Epos der Geschichte. Aber beide, die Sterbliche und die Unsterbliche, in ihrer irdischen Erscheinung angesehen, sind doch einem Körper aufgesetzt. Wohl steht die höchste Idee in ihrer wandellosen Beschlossenheit über dem Weltenlauf. Aber in ihrem Eintritt in die Zeiten hängt sie von der Fassungskraft der letzteren ab. Je weiter ihr Gedankenkreis, je größer die Brennweite des Weltspiegels, umso tiefer wird er in die Abgründe des Himmels dringen, umso schärfer seine verborgenen Wunder wiedergeben. . . . In der elliptischen Spirallinie wird das Verkürzen der Perioden sowie die zunehmende innere Differenz mit der Annäherung an die Mitte leicht ge-

deutet, zugleich aber auch dargestellt, in welcher Weise Wendepunkte, die wie die Reformation in ihrer Richtung wirklich rückläufig sind und von der Mitte ab zum Endlichen hinführen, doch als notwendige Durchgangspunkte sich ergeben, die in dem, was an ihnen edle Begeisterung ist, zu einer noch größeren Näherung führen.' In der Tat ein überraschend frappantes Bild. Zur Zeit Luthers drehte der Kampf sich noch um das gemeinsame Übernatürliche, heute hat sich der Gegensatz unendlich erweitert und in demselben Maße die Heftigkeit der Spannung abgenommen. Sollte dies ein Zeichen für eine endliche Lösung der Krisis sein, an welcher die Kraft der größten Geister wie Leibniz und Bossuet zerbrochen ist? Die innere Entwicklung der Dinge ist seit Görres in Sturmesschritten vorangeeilt. Der innere Prozeß der von Luther entfachten Bewegung hat sich nach allen Seiten in 400 Jahren bis zur äußersten Konsequenz ausgewirkt.

Die Spaltung wird nicht ewig sein wie die Kirche. Wie es auch gehen möge: der übernatürliche Lebensgedanke der Kirche wird neuverjüngt aus dem gewaltigen Prozesse hervorgehen. Eine neue Zeit wird ihr neue Kämpfe ganz anderer Art bringen, bis sie, die unbefleckte Braut Christi, die Menschheit zur Sternenhöhe der ewigen Ideale emporgeführt hat. Dieser Gedanke schwebt als ein versöhnender Lichtstrahl über dem wogenden Meer des Kampfes.

Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön

Von Leo Weismantel

Die Rhön.

In der Rhön lief der Wind zwischen den Mooren auf der Hochstraße dahin — pfeilschnell wie ein Zielläufer —; plötzlich stolperte er, machte einen Kopfsturz und fuhr von der Erde gegen den Himmel — eine Hose stieg auf, Staub mit sich wirbelnd, wie ein gedrehter Akazienbaum, riesengroß in die Höhe; oben breitete sie ihre Arme aus und ließ wie eine Regenwolke die mitgenommenen erschrockenen Sandkörner lachend zur Erde zurückfallen.

Eine Windhose! Eine Windhose!

— sieht — wie sie sich aufreckt und die Arme breitet — wie ein Säulenheiliger aus, der im Gebet am Boden lag, mit dem Angesicht im Staub, und sich aufrichtet mit leidenschaftlicher Gebärde.

Ein Säulenheiliger ist die Windhose —

Vor tausend Jahren lag ein Mönch Tage — Wochen — Monate — Jahre so auf der Hochstraße zwischen den Mooren und rief mit ausgespannten Armen zum Himmel; wie Fahnentuch flatterte seine zerrissene Kutte vom Leibe weg. Nun ist er tot — — seit tausend Jahren — seit tausend Jahren. In einem Rhönkirchlein im Tal liegen seine Gebeine unter dem Altar in einem Glaskasten; die Knochen sind mit Silberfäden umwickelt, und um den Totenschädel sitzt ihm, die tiefen Augenhöhlen und leuchtenden Zähne dürftig verhüllend, ein Kranzgewinde mit kunstvoll geflochtenen bleichen Blumen — so sieht man ihn, wenn an seinem Jahrestag der Glaskasten aus dem Altar gehoben und unter Gesang und Anruf in feierlicher Wallfahrt durch das Dorf und auf die Höhe getragen wird. — —

In der Rhön lief der Wind zwischen den Mooren auf der Hochstraße dahin — pfeilschnell wie ein Zielläufer —; plötzlich stolperte er, machte einen Kopfsturz und fuhr von der Erde gegen den Himmel —

Der Säulenheilige! Der Säulenheilige!

Er ist nicht gestorben, als vor tausend Jahren sein Leib verfiel — jene Windhose war der Säulenheilige, der ewig lebt, sich von der Erde aufrichtet zum Himmel und mit ausgespannten Armen betet. — Begnadete, güldene Sonntagskinder erkennen in der Windhose sein Bild, hören das Flattern seiner zerrissenen Kutte — nur Unselige leugnen ihn.

Und er rief, daß es hinweghallte über die Moore und über die Berge und über die weiten Lande fernhin bis an das Meer und an die Grenzen des Erdkreises; und er rief, daß es aufwärtsdrang von der Erde zum Mond, von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne hin zu Gott.

Der alte Säulenheilige rief: ‚Herr und Gott, gebiete der Sonne, daß sie die Meere brennt! Herr und Gott, gebiete dem Südwind, daß er den Dampf der brodelnden Wasser aufsaugt, und gebiete dem Westwind, daß er die Schwaden über die Ebene und über die Länder treibe, und gebiete dem Nordwind, daß er mit fester Faust die Wolken wie nasse Schwämme presse über den Bergen! Arm, o Herr, sind die Berge der Rhön —‘

Und das Meer dampfte — und der Südwind sog den Dunst ein mit verhaltenem Atem — und der Westwind trieb die Schwaden wie eine Lämmerherde über die Ebene und über die Länder — und der Nordwind preßte die Wolken mit der Faust aus wie nasse Schwämme.

Grünendes Gras sproßte in den Tälern und an den Hängen, die Bäume an der Landstraße trugen Blüten und reiften glühende Früchte, das Getier jagte frohlockend durch den Tann, die Menschen bauten Tempel und zündeten Brandopfer an in allen fremden Landen, karg aber blieben die Berge der Rhön, dürftig ihre Weide, arm die Hütte ihrer Menschen. Unfruchtbar war ihr Boden.

Und der Säulenheilige rief zum Himmel: ‚Herr und Gott, gebiete dem Unfruchtbaren, daß er Früchte trage und gedeihe — Herr und Gott, gebiete dem Unfruchtbaren —!‘ rief er ohn Unterlaß, — flehend, gebietend, verstockt und trotzig, — hohnlachend dann, als der Leib ihm starb, — sie gruben dem Einsiedler ein Grab und deckten ihn zu mit dieser unfruchtbaren Erde. — — —

* * *

Einsam, von Gras überwuchert, lag die alte Hochstraße, — sie sann über ihren Namen nach, — sie hieß der Königsweg — — aber selbst die Bettler mieden seine Einsamkeit.

Weit im Bogen, fern von den Bergen der Rhön zogen die Straßen der neuen Zeit, ihr Rauschen und Toben klang aus der Ferne herüber in das sehnsüchtige Träumen des alten Königswegs.

Kaufleute rasteten dort im Gau vor den Toren der Städtchen und die Bürger kamen zu ihnen heraus, ihre Kleider und ihren Troß zu beschauen. Da fragten die Kaufleute: ‚Sagt, was das für Berge sind, die in der Ferne liegen?‘

‚Das sind die Berge der Rhön — das heißt der Rauen —‘,

sagten die Bürger, dann fingen sie an und erzählten: ‚Um diese Stunde sitzen die Männer der Rhön um alte, zerbrochene Tische und glucksen Branntwein, — ihre Weiber hocken vor den Häusern auf niedrigen Steinen und lassen hölzerne Rosenkränze durch ihre dünnen Finger klappern, — die Burschen und Maidjen singen Jahr um Jahr das gleich traurige Lied, — eintönig hallt es in die Abendluft und zu den aufgehenden Sternen — seltsam klagt das Leid und selbst die Freuden weinen. Von Tausendfältigem sollen die Worte sagen dieses einen Lieds: von Lachen, von Zähneknirschen, von Feuersglut und Apfelblüte, von Unschuld und Wahnsinn. Wer sagt den Toren, daß ein einzig Lied dies nicht vermag? Tausendfältig soll die Freude sein des einen Tons, — tausendfältig ist ein Wahnwitz.‘ — — —

Und die schwarzhaarigen Buben und Dirnlein der Kaufleute und Troßknechte fragten, rastend vor den Toren, die blonden, blauäugigen Kinder der Bürger: ‚Sagt, was das für Berge sind, die in der Ferne liegen?‘

‚Das sind die Berge der Rhön — das heißt der Rauen —‘, sagten altklug die Kinder der Bürger, dann fingen sie an und erzählten: ‚Um diese Stunde lügen die Herrlich und Frälich der Rhön ihren Enkelkleinen drei Märlein vor, — hört! Das erste dieser Märlein heißt: In der Rhön auf der Hochstraße zwischen den Mooren wuchs eine blaue Glockenblume; und sie wuchs jedes Frühjahr und welkte jeden Herbst! — — Und das zweite Märlein heißt: In der Rhön auf der Hochstraße zwischen den Mooren sang eine Lerche; — sie kam jedes Frühjahr und jeden Herbst flog sie von dannen. Und das dritte Märlein heißt: In der Rhön auf der Hochstraße zwischen den Mooren leuchtete ein schwarzer Stein, funkelte wie ein Diamant und war tief, tief wie das Meer; er leuchtete auf in jedem Frühjahr, — aber der Spätherbst deckte ihn zu mit einem weißwollenen Tuch.‘ — — Es lachten die blauäugigen Kinder der Bürger, dann stellten sie sich prahlend und mit gespreizten Beinen hin und sagten zu den schwarzhaarigen Kindern der Fremden: ‚Nun aber hört, was unsere Großväter und Großmütter uns erzählen von Königen und Kaisern — — —‘

Die Hitze des Tages verglühte, ein Gewimmel kam über die Dörfer und Städtchen, in Weg und Steg, in Flur und Wald. Wie Ameisengeschmeiß krochs und schleppte es die Berge hinan und zu Tal.

‚Ein Gewitter kommt!‘ — bangten die Kaufleute vor den Toren der Gaustädtchen.

Die Sonne fiel in den Westwald der Rhön; dort loderte das Feuer auf, ziegelrot brannten die dunkelgrünen Tannen.

‚Morgen gibt's wieder einen schönen Tag!', sagten die Bürger der Städtchen tröstend zu den fahrenden Kaufleuten.

Die Dämmerung brach herein, — von Osten her kam ein Gewitter über die Höhen, — nicht blitzend, nicht donnernd, nur in schweren, geballten Wolkenzügen von Süd nach Nord wie die Schwarmlinien von Soldaten. Sie warfen violette Schatten auf die Dörfer und Städtchen, die Luft war abgestorbener Seelen voll. Dann mengte sich das Schwarz der Wetterwolken mit der Pracht des glühenden Abendrots und des Brands der dunkelgrünen Tannen der fernen Berge. Die Menschen kamen aus den Häusern, rannten von den Höhen zu Tal und standen vor den Türen und Läden und auf allen Gassen und starrten nach den schwarzroten Schwarmwolken auf, die jetzt zwischen Ost und West gerade über ihren Scheiteln jagten. Sie warteten auf Blitz und Donner und dachten fürchtend an Pest, Hunger und Krieg. — Kam dort der Tod nicht über die Westberge der Rhön — trat er dort nicht von Licht umloht aus der Finsternis; ein weißes, weit ausschreitendes Gerippe, um das ein schwarzer Taftmantel flatterte, — an einem silbernen Schaft trug er die goldene Sense über der Schulter. — — Aber der, auf den sie warteten, kam nicht.

Buntgemengt standen die Bürger und Bürgerinnen, die Kaufleute, die schwarzhaarigen und blauäugigen Dirnlein und Troßbuben — zu seltsamen Gebilden formten sich die Wolken über den Bergen der Rhön und über dem Wall, auf dem dort die Hochstraße hinzog — und die Schauenden waren voller Gesichte; ‚Seht,' rief einer, ‚dort geht's wie die wilde Jagd über die Hochstraße.' — Hörner klangen von drüben — ‚das ist die Jagd des großen Karl! — des Kaisers der Franken, der hetzt Hirsche und wilde Schweine, — — blonde Sachsenknechte schieben eiserne Käfige, die auf Rädern rollen, vom Nordmeer heran und nach Süden für den Zwinger seiner Burg an der Saale; hinter den Gittern gehen Löwen stolz einher und schleichen gefleckte Tiger und sie brüllen in der Nacht hinüber zu den Feuern der wachehaltenden Kriegsknechte.' ‚Hossa — hoß — —', rief eine Frau, ‚seht ihr die Reiter dort auf den Rappen, das Zaumzeug glänzt silbern, das Deckwerk ist purpurn, Fähnlein flattern, und die Reiter sprechen, daß sie die Königskrone auf einem Kissen trügen und das Zepter des Reichs aus dem Land der Franken zu den Sachsen. —' ‚Wahrlich, wahr-

lich —', rief eine andere, ‚siehst du, dort kommt einer geritten, er kommt von Norden, er kommt von Sachsen, er zieht nach Süden über die Hochstraße, er steckt in einer blauen Rüstung und trägt auf den blonden Locken die Krone des Reichs — und ihm zur Seite reitet eine hohe Frau, sie ist anzuschauen wie eine Mohnblume und reitet auf einem weißen Zelter.' — Ein Bube rief: ‚Seht ihr's dort über dem Kreuzberg —? Das ist Kilian, der Frankenapostel, den Gailana ermorden ließ zu Würzburg, Gailana, des Herzog Goberts ehebrecherisches Weib. Zu Würzburg im Neumünster liegen seine Gebeine — seht, das ist Kilian, der Frankenapostel, dort richtet er das Kreuz auf mit Totnan und Kolonat, seinen Gesellen —'. ‚Nein, nein,' stritt ein anderer, ‚Damhirsche sind's, weiße, schneeweiße Damhirsche, der Graf von Tann hat sie gezogen, jetzt treibt er sie über die Hochstraße nach Paris in den Lustgarten des vierzehnten Ludwig —' Und sie stritten und stritten — ‚Reiter sind's, die aus der Schlacht von Leipzig über die Hochstraße geritten kommen und „Viktoria" rufen!' — ‚Bischöfe sind's und Äbte, die über ihren priesterlichen Gewändern Panzerhemden tragen und mit weltlichen Fürsten und Rittern kämpfen auf den Höhen und in den Tälern, die zu beiden Seiten der Hochstraße liegen —' ‚Burgen flammen auf' — ‚Dörfer verbrennen', ‚fremde Völker kommen hoch vom Norden, Schweden sind's! — Dort Spanier, Italiener in buntem Gemisch! —' ‚Ist's nicht Napoleon, der nach Rußland zieht?' — ‚Sind's nicht die Sachsen und Hessen, die sich um Salzwasser schlagen?' — ‚Nein, das ist Napoleon nicht!' ‚Nein, das sind auch nicht die Sachsen und Hessen —' ‚Um ihres Glaubens willen verfolgen sich die Menschen — auf der Hochstraße flammen die Scheiterhaufen auf, dort verbrennen sie die Ketzer und — Jungfrauen und — Kinder — —.'

Im Osten färbte sich der Himmel stahlblauglatt; ein Regenbogen stand dort hinter den Feldern. Die stahlblaue Glätte breitete sich westwärts über den ganzen Himmel und der Regenbogen vergilbte wie altes Papier — es wurde stockfinstere Nacht — —

Aufschreckten die Bürger und Kaufleute, die Frauen und Kinder aus ihren Träumen in dieser Nacht und richteten sich horchend empor von ihrem Lager: — da hörten sie auf der Straße und von den Dächern der Häuser und der Reisewägen ein leises Geriesel. Ein sanfter Regen fiel und wollte alle Angst verjagen, die das donnerlose, farbenprächtige Gewitter unter die Menschen gebracht hatte.

* * *

Ein mächtiger Bergstock ragt in der Rhön empor, — ‚Hexentempel‘ heißt er.

Wer vom östlichen Flachgau gegen diesen Bergstock schreitet, trifft im Anstieg auf ein kleines, enges Tälchen. Vom Wildwasser ist's eingesägt in die harten Kalkplatten, die bald da, bald dort an den Hängen wie grauer Blätterteig dünn geschichtet und gewellt aus dem zerrissenen Rasen hervorschauen. Der Boden ist hier dürftig, die hageren Halme des Grases sind hier nur nahe der Wurzel grün, an ihren spitzen Enden aber verbrannt — von der Höhe steigt der Tannenwald an beiden Seiten der Böschung herab und verbirgt Land und Berg, aus dem das Rinnsal kommt.

Wer Stunden so emporgestiegen ist, sieht plötzlich einen Wall von Schottersteinen vor sich. Von dort kann er weit rückwärts das Tälchen schauen, — bis hinaus, wo der Bach im Gau schlängelnd sich verliert — vorwärts aber in dem weitgedehnten Bergstock des Hexentempels, hier, wo der Wanderer sich in der Bergeinsamkeit wähnte, liegen in einer Erddalle Feldgewanne an Feldgewannen und zwischen den Hufen stehen die armseligen Hütten eines Dorfes.

In dem weichen Sandboden über den Kalken hat der Bach diese Mulde ausgehöhlt, daß hier Menschen wohnen können. Auf kleine Bergsporne, die noch in die Mulde hereinziehen, haben sie ihre Häuser gebaut, damit Wolkenbrüche ihnen keinen Schaden antäten, — doch gingen sie so nah an den Bach heran, als ihnen sonder Gefahr nur möglich schien — auch an einem Pfad, der zur Bergkuppe emporführt, hocken in Reih und Glied, wie Perlen an einer Schnur, die Gehöfte. —

Rund um den ganzen Hexentempel finden sich solche Quelltöpfe und in einem jeden liegt solch ein Dörflein mit einem seltsamen Namen: ‚Sparbrod‘ heißen sie und ‚Sandberg‘, ‚Eulenruh‘ und ‚Lieblos‘, ‚Mariengrund‘ und ‚Teufelshausen‘, ‚Streitloch‘ und ‚Heiligenkreuz‘.

Diese Quelltöpfe zwischen dem Gau und der Kuppel des Hexentempelbergs gehören den Menschen. Doch über den Dörfern steigt aus allen Talmulden Buschwerk, — dann Buchen- und Eichenwald, dann legt sich ein Tannwaldring herum. Dieser Tannwaldring gehört den Steinen, den Pflanzen und dem Getier. Selten kommt ein Mensch da herauf, nur leise Tritte der Holzfäller und Jäger und der Hütebuben mit ihren Kühen und Ziegen hallen hie und da durch die Stille; aber die Menschen herrschen nicht im Waldring; sie fürchten sich vor dieser Einsamkeit und fangen an zu

pfeifen; sie fliehen fort, sobald die Nacht kommt: Im Waldring herrschen die Steine, die Pflanzen und das Getier. Horch! — leise knackt's! ‚Fester! Fester! daß wir ins Rollen kommen und das ganze Tal verschütten!' — leise — leise — kaum hörbar knackt's! Das ist das Gekrieche der Steine und Felsblöcke — die Bäume wachsen schief dort, daran haben die Menschen die Gefahr erkannt und sie haben eine Mauer gebaut. — Dort rankt das Dornwerk wild an den Bäumen hinauf und stählt seine schwachen Fäden, — ‚Ein Knäblein haben wir gefangen, ein Knäblein, das uns die Beeren abreißen wollte!', prahlten die Dörner, ‚wir haben's umklammert und festgehalten, — seht — noch hängen seine Kleiderlappen da und sein Gerippe —'. Dort hockt eine Natter im Gestein und lugt — das ist der Wald des Hasses, — er gehört dem Gestein und den Pflanzen und dem Getier.

Wem aber gehört die Domkuppel, die aufragt über dem Waldring? Und wem die Felsgruppe, die wie ein Trümmerbalken das Gewölbe des Bergs auf der Höhe durchstieß und sich aufreckt zu den Wolken und den fliegenden Geiern? — Gras, das drüberkriechen wollte, verdorrte, ‚Sauborsten' nennen's die Menschen — kein Vogel singt — ‚Hexentempel' nennen die Menschen die Kuppe, und ‚Lindwurmstein' nennen sie die Felstrümmer, die auf ihr liegen. — Wem aber gehört der Hexentempel? — Der Hexentempel gehört den Gespenstern — sie wandern in der Nacht von zwölf bis eins. Da geht über den Hexentempel ein Mann und schleppt einen schweren Grenzstein auf dem Buckel, — da gehen rote Feuermänner einher, — ein Geizhals scharrt nach seinen Schätzen, die er aus Haß und Hartherzigkeit hier vergrub, — dort steht einer: den ‚Studenten' nennen ihn die Menschen. Wer aus diesen Dörfern, die ringsum liegen, auf die hohe Schule ging, wird Pfarrherr — oder er geht zugrunde an dem Wahnwitz seines Willens und seiner Gedanken. Dieser Student da wandert, — ein kopfloser Rumpf, den Kopf aber trägt er auf einem Teller vor sich her — zu Straßburg, zur Zeit der Revolution, sollen sie ihm den Kopf abgeschlagen haben. — Der Hexentempel gehört den Gespenstern. — —

Eine Bäuerin rannte über den Hexentempel. —

Die Dämmerung war über sie gekommen und sie war noch weit vom Herd. —

Sie hatte ihr Kind auf den Buckel genommen, das klammerte sich mit den kleinen Armen um den Hals der Mutter und schaute hinauf nach dem Lindwurmstein. Die Mutter aber rannte zu Tal.

Schärfer und schärfer zeichneten sich die sechskantigen Säulen der Felsgruppe vom graugelben Himmel ab; wie zinnblauschwarze Flöten fügten sie sich zu einer gewaltigen Orgel, und von Feuer umloht saß ein greulicher Drache als Organist davor und spielte.

Das Kind fing zu weinen an.

Der Drache hatte siebentausend Ohren, hatte siebentausend Augen, hatte siebentausend Mäuler, das horchte, lugte und schwatzte. Alles Gerede aber, das um die Häupter der Menschen schwebte, trug der Wind ihm zu; alles Schauen aber trug das Licht ihm zu. Und was er sah und was er hörte, das beschwatzte er. Er tat, als schliefe er, — aber wenn sein Ohr eine Frage vernahm, so antwortete einer seiner Schlünde leise und flüsternd wie das Säuseln der Orgel, auf der er spielte.

Und lauter weinte das Kind.

‚Es rasselt der Wind durch die Tannen und über die Stoppeln und über die Steinbrüche', sagte die Mutter. Aber sie wußte, daß sie log. ‚Es tropft der Regen schrittweis trabend ums Haus', log sie auf freiem Felde vor lauter Schrecken, — denn sie wußte, warum ihr Kind, das noch nicht reden konnte, weinte. Es war an einem güldenen Sonntag geboren. Es sah den Drachen! Es sah den Drachen!

Sie raffte das Kind vor an die Brust, barg sein Gesicht an ihrem Busen und sprang in großen Schritten nach Hause.

Die Heimkehr.

Es war an einem Märztag des Jahres, da man schrieb eintausendachthundertfünfzigundvier, nachdem der Christ geboren war. Im Geröll des Lindwurmsteins hoch über dem Hexentempelberg saß ein seltsamer Fremdling, seine Schuhe und Kleider waren verstaubt und zerrissen von langer Wanderschaft, ein schwarzer Mantel lag ihm um die Schultern, der machte, daß das Gesicht nur um so bleicher vorsah aus dem dunklen Haar und Bart —

Der Fremde mochte vierzig Jahre zählen. —

In seinen Augen brannte ein seltsam irres Feuer, — so mochte Ahasver aussehen, der ewige Jude, der die Ruhe suchte und rastlos wandern mußte.

Lange schaute er südwärts nach der Sonne, — die stieg am östlichen Bogen empor, — bald war es Mittag.

‚Es ist noch nicht Mittag!', sagte der Fremde, ‚ich will hier bleiben und warten, bis ich finde, was ich suche.' — Ein Zittern

befiel seinen Körper, als käm das Fieber über ihn. Eine namenlose Angst bedrängte ihn, ob er das, was er suche, noch fände, ehe die Sonne über seinen Scheitel ginge und auf dem Westbogen des Tages wieder hinunterfalle in das patschende Meer der Nacht. —

Zwei Bauern kamen über die Höhe. Als sie den Hockenden sahen, blieben sie stehen und versteckten sich hinter den Steinen. —

‚Ist das nicht der Besessene, von dem die Leute reden?', fragte vorlugend der eine. — ‚Ich glaube, er ist's! — gib acht, daß er uns nicht sieht, — den fing noch keiner, — — wir wollen ins Dorf zurückgehen und noch Leute holen, daß sie den ganzen Berg umstellen. Man muß ihn einfangen und zurückbringen ins Irrenhaus, — eh kommt keine Ruh' in die Dörfer —.' ‚Was er nur hier oben sucht?' — ‚Er sagt, er habe etwas verloren, — das sucht er nun, aber was er sucht, weiß er nicht. — Wer weiß, wie Irre denken?' —

Die zwei Bauern schlichen heimlich davon.

Noch immer hockte der Fremde — nach der Sonne lugend — am Lindwurmstein. Aber die Sonne ging über seinen Scheitel und stieg am Westbogen des Tages hinab.

Der Fremde sprang auf wie ein Besessener, — er rannte im Kreise, blieb zuweilen stehen, schaute vor sich hin auf seine Füße — starrte in die Ferne nach der nachmittägigen Sonne — lugte, ob der Mond schon mit blassem Gesicht irgendwo stände — dann rannte er über den Heidebuckel, der den Lindwurmstein umgab, hinunter in den Waldring.

Da — horch! — Er blieb stehen.

Glockengeläute kam seitwärts daher, erschreckte ihn und lief dicht vor ihm über den Pfad.

Er lurte auf — lang und überlegend. ‚Kling — klang — klingelingel — klang' machte er und lächelte. ‚So läuten sie zu Teufelshausen, wenn ein Kindlein kommt, ein neues Kindlein kommt.' Er bog von seiner Richtung ab und ging dem Läuten nach. Da wurde es ihm so seltsam im Herzen — ‚Mutterle,' sagte er, ‚Mutterle — tu mir Grießbrei kochen!', er blieb an den Bäumen stehen und tastete mit den Händen die Rinde hinauf und hinab wie ein Blinder, der etwas erkennen will. ‚Tännchen — Tännchen —' sagte er — ‚ihr seid die hohen Tännchen von Teufelshausen.' Dann kam plötzlich die Freude durch den Tann gesprungen, eine lachende, rosenrote Dirn im weißen, flatternden Kleid, und hing sich ihm, der ihr verliebter Bursche war, in den Arm und sprang mit ihm von Stein zu Stein.

‚Mari Madlen bist du — Mari Madlen von Teufelshausen,‘ sagte er.

Wie Grünspan so grell leuchtete eine Wiese durch die Bäume — Menschen gingen drüber und machten sie braunfleckig — der Fremde hastete auf sie zu, packte einen bei der Brust und sagte: ‚Da drunten liegt's!‘ —

Da drunten lag das Dorf Teufelshausen.

Die Bauern gafften ihn an, schüttelten die Köpfe, gingen und ließen ihn zurück.

Der Fremde war wie einer, der eine goldene Kette verloren hat, sie lange, lange Stunden sucht und nun plötzlich sie rot aufschimmern sieht aus dem grünen Rasen. Der Kopf schmerzte ihn stechend, die Beine zitterten und trugen ihn nicht mehr; er sank am Wegrand in das feuchte Moos und starrte über den Knick des Berggehänges hinab in die nahe Talschlucht, auf das Dorf und in die ferne Mulde. Dann warf der Wind ihm einen Schleier ins Gesicht, wickelte ihm Tücher um den Kopf, daß er erstickе — ohnmächtig wehrten sich seine Hände. Dann schlief er ein wie ein Sterbender.

Er war sich plötzlich seiner wieder bewußt — wußte, daß er gestorben war und neben seiner Leiche stand, die am Berghang neben dem Fußpfad lag.

In seiner Nähe bemerkte er Gänseblümchen, die beisammenhockten, in weißen, gespitzten Krägelchen, daß die gelben Köpfchen kaum über ihr Kleid schauen konnten. Was schwätzten und tratschten sie über den Fremden? Und weiter drunten kleine, gelbe Körbe Löwenzahn — und wieder weiter drunten auf der Quellwiese fett und glänzend Dotterblumen — — ein kleiner, schmächtiger Knabe lief dort im Gras umher, pflückte die Dotterblumen alle ab und dann all die Körbe Löwenzahn. Der Fremde wunderte sich, daß der kleine Knabe all die abgepflückten Blumen tragen konnte und daß der Strauß, den er in den Fäustchen hielt, nicht dicker wurde. Dann pflückte er auch noch die Gänseblümchen ab und kam trippelnd heran. Als er lächelnd seine Blumen darbot, sah der Fremde, daß er selbst der Knabe war. Der Knabe war er — aber alsogleich, da er dies erkannt hatte, war der Knabe verschwunden und die Gänseblümchen standen wieder da und tratschten — und dort weiter unten die gelben Körbe Löwenzahn und dort wieder weiter unten die Dotterblumen auf der Quellwiese.

Ehe er sich dies alles zergliedern konnte, hatte er eine zweite seltsame Erscheinung. Er sah das ganze Tal — die Hänge — das

Dorf vor sich wie wenige Augenblicke vor seinem Tod. Er wußte, daß heute der erste sonnige Tag war nach regenreichen, kalten Tagen. Es war spät am Nachmittag. Alles Grau, das die Täler und Berge sonst umfing, war zerronnen. Nun sah er's plötzlich: die Wiesen waren hellhellgrün, etwas dunkler im Bergschatten und an den Talhängen. Dort saß eine Mähdergruppe zwischen den frischgeworfenen Mahden beim Frühstück — das waren sein Vater, seine Mutter und er — der Knabe — dort zwischen den Steinrücken, die wie Rippen zwischen den einzelnen Feldern hinzogen, stand ein Trupp zitternder Birken und gedankenloser Lerchen — dort fing er — er, der Knabe — einen Zitronenfalter, der auf dem Heidekraut wippte — — ein kühngesetzter Strich einer giftgrünen Wintersaat und das unverfälschte Gelb eines Repsgewannes leuchtete auf, die weiten Äcker aber waren zumeist noch erdig rot und braun — dort pflügte ein Bauer — das war sein Vater —, und er, der Knabe, führte das Pferd in der richtigen Furche — — Dort im Dorf sah er sich, den Knaben, in einer Schulbank sitzend, und der Lehrer stand davor mit einem Buch in der Hand und einem Haselstock — In der Talmulde unterhalb des Dorfes aber war das Wasser aus seinen Ufern getreten und blinkte in zersprengten Gräben und Teichen. Dort watete der Knabe mit hochgekrempelten Hosen und am Weg stand seine Mutter und rief — Das alles leuchtete und funkelte, als sei's kein Gras, noch Kraut, noch nackter Boden, noch Menschen, noch Getier — sondern ein mittelalterliches Bild, auf dem in ein und derselben Landschaft bald hier, bald dort ein Geschehnis aus dem Leben eines einzigen Heiligen so dargestellt ist, daß von seiner Geburt bis zu seinem Tode alles erschaut werden kann. Dies Bild schien unter Glas — oder ein Mosaik aus lauter bunten Edelsteinen. Viel kostbar erschien's und sah wie lachend Geschmeide aus.

‚Das ist mein Heimatort,' sagte der Geist des Fremden, ‚das ist die Geschichte meiner Jugend —'; aber er fand nicht, wie sie weiterging. Das Denken quälte ihn, und doch mußte er es wissen. Er hatte im Leben etwas verloren, was seinem Gedächtnis entschwunden war. Das mußte er noch nach seinem Tode suchen. Er ging hinunter ins Dorf und an das Grab seines Vaters — doch sein Vater kam ihm entgegen.

‚Bist du nicht gestorben?' fragte der Fremde.

‚Du würdest mich heute nicht erkennen, ließ ich dich zu mir kommen wie zu einem Toten. Du warst nicht da, als ich starb,' sagte der Vater. ‚Die Mutter schickte dir einen Boten nach Würz-

burg und du bist Tag und Nacht gelaufen, Heinrich. Aber du bist doch zu spät gekommen.'

‚Ja, ich bin zu spät gekommen,' sagte Heinrich Löhmer — der Geist des Fremden erinnerte sich, daß er so hieß.

‚Sie hatten mich schon begraben — dort — dort — fünf Schritt vom Kirchenfenster des heiligen Jakobus des Älteren ist mein Grab. Die Mutter liegt gleich daneben.'

‚Du, Vater, ich muß fort von Teufelshausen, ich habe etwas verloren in meinem Leben, das muß ich suchen. Sorge du für meinen Leib, daß er begraben wird; er liegt droben am Hexentempel, du wirst ihn finden. Aber ich muß fort. Vater, ich weiß keinen Weg, der aus dem Dorfe und über die Berge führt.'

Da streckte der Vater seine Hand aus wie einen Zeiger nach Südosten. Alsogleich sah Heinrich einen roten Kiesweg, der dort über den Berg führte. Er ließ den Vater stehen und ging, ohne einen Gruß zu sagen, auf dem roten Kiesweg über den Berg und über viele Berge noch, sah Gehöfte und Weiler und Dörfer und kam zu einem Städtchen, das war von hohen Mauern umgeben und hatte an den vier Enden vier himmelhohe Türme mit Toren und Pechnasen und Brücken, die über den Stadtgraben führten. In dieser Stadt kannte Heinrich viele Häuser: das Kloster mit seinen dicken Mauern und den halbdunklen, kühlen Gängen — die Kirche mit dem Muttergottesaltar, vor dem er in den Abendstunden lag und betete — ein langes Haus mit neun Schulzimmern, und jedes Jahr saß Heinrich in einem andern der neun Zimmer. Dann aber waren sechs Häuser, die hießen Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag — in ihnen war er der Reihe nach zu Gaste. Im letzten und sechsten Haus wohnte eine Witwe, die trotz ihrer Armut noch ein Gutes tat. Aber ihre Kinder mochten den fremden Studenten nicht leiden. Georg hieß der Bub, der nahm dem Heinrich immer den Suppenteller weg und stellte ihn auf den Boden, daß ein krummbeiniger Dackel davon fraß, und was der übrig ließ, das durfte sich Heinrich Löhmer wieder auf seine Ofenbank nehmen und essen. — Heinrich Löhmer wollte den schielenden Georg schlagen, aber er durfte es nicht, obwohl er weit stärker und älter war als der Triefäugige — denn der war der Sohn der wohltätigen Witwe.

Dann saß der Geist des Fremden auf einem kleinen Hügel und sah auf das Städtchen hinab. Er rechnete: die Woche hatte doch sieben Tage, er aber kannte nur sechs Kosthäuser in dem

Städtchen. ‚Weißt du nicht‘, sagte da eine Stimme zu ihm, ‚daß die Barmherzigkeit der Welt nur sechs Tage lang währet; am siebten Tage aber, am Tage des Herrn, läßt sie dich mit leeren Händen auf dem kleinen Hügel sitzen über der Stadt — wenn ein Fest ist, sollst du zehren von der Erinnerung an die letzten sechs Arbeitstage oder von der Hoffnung auf die sechs kommenden.‘

Der Geist Heinrich Löhmers lachte! Er lachte sich in einen tiefen Schlaf, damit er den Hunger vergesse, der ihn quälte. Aber im Schlaf begegnete ihm ein Traum. Er wußte genau, daß er diesen Traum schon einmal geträumt hatte:

Er lag auf einem Strohsack, den Arm unter dem Kopf gebogen, es war um Mitternacht und vor dem Fenster sang eine Nachtigall. Da kam eine schöne weiße Frau zu ihm, die hatte blaue Augen und flachsblondes Haar — um den Hals trug sie eine Perlenkette und dort verlief eine Ader quer zur Brust; in ihr pochte das Blut in ewigem Gleichtakt.

Sie aber ward betrübt, da er sich vor ihr fürchtete und sie nicht kannte.

Die weiße Frau sprach:

‚Hinter den Westbergen brannte das Abendrot — das Abendrot brannte hinter den Westbergen, —
Du kramtest — ein Büblein noch — in der Großeltern alter Truhe unter dem Dachstuhl —
Du fandest ein Büchlein —
In ihm stand die Geschichte der weißen, verwunschenen Frau geschrieben.
Als du die Geschichte gelesen hattest, fingest du an zu weinen.
Drei Nächte weintest du;
Du kamst im Traum zu mir in den Wald, —
Du suchtest mich in den zerfallenen Mauern und sprachst zu mir —
Du wollest mich erlösen, — wenn du Jüngling geworden und deine Stunde gekommen sei. —
Wach auf, o Jüngling, wache auf!
Schon hämmert der Specht im Walde; —
Du bist Jüngling geworden und deine Stunde ist gekommen!‘

Die weiße Frau schwieg.

Er wachte auf in der furchtbaren Angst seines Herzens und verließ noch in der Nacht das Städtchen und wanderte auf dem roten Kiesweg zurück. Er sah viele Dörfer und Weiler und Ge-

höfte, er kam über viele Berge und dann über einen letzten Berg und dann nach seinem Heimatsort Teufelshausen.

Er ging am Grabe seines Vaters und seiner Mutter vorbei und in sein Elternhaus — andere Leute wohnten dort, aber sie ließen ihn hinauf in die Dachkammer steigen und in der alten Truhe suchen; das Büchlein, von dem er geträumt hatte, fand er nicht.

Er blieb im Hause und ward der Knecht der Fremden.

Und zum zweiten Male um die Mitte der Nacht kam die schöne, weiße Frau zu ihm, da er schlafend, den Arm unter dem Kopf gebogen, auf einem Strohsack lag. Sie hatte blaue Augen und flachsblondes Haar — um den Hals trug sie eine Perlenkette und dort verlief eine Ader quer zur Brust; in ihr pochte das Blut in ewigem Gleichtakt.

Die weiße Frau sprach:

‚Wach auf, o Jüngling, wache auf!
Schon hämmert der Specht im Walde; —
Du bist Jüngling geworden und deine Stunde ist gekommen.
So du aber deine Stunde versäumest, — wisse, was geschehen wird, — —
Und also wird es geschehen:
Eine Eichel muß fallen vom Stamm in den Schoß der Erde —
Ein Stämmlein muß grünen —
Ein Holz muß wachsen —
Ein Schreiner muß daraus eine Wiege bauen —
Und erst das Knäblein wieder, das in dieser Wiege lag — und erst das Knäblein wieder, das in dieser Wiege lag —
Kann mich erlösen.‘

Die weiße Frau schwieg.

Noch einmal empfand der Geist des Fremden die glühende Sehnsucht seiner ersten Liebe. Aber der Schmerz, den sie barg, war brennender, — bis zum Wahnsinn brennend, denn die Hoffnung, die ihm einst, als er lebte, die Sehnsucht versüßt hatte, war nun dahin; er wußte, daß er unglücklich geworden war, und doch mußte er jetzt nach seinem Tode den ganzen Taumel der Glückseligkeit durchwandern, damit er fände, was er verloren hatte.

Die Fremden, die in seinem Elternhause wohnten und deren Knecht er war, hatten eine Tochter — Mari Madlen hieß sie —. Sie war ein schlichtes Mädchen, fromm in ihren Gebeten, fleißig in ihrer Arbeit, treu in ihrer Liebe zu den Eltern, bescheiden in ihrer Rede zu Heinrich Löhmer. Aber als der Student ihr eines Morgens,

da er von der weißen Frau geträumt hatte, in die Augen sah, erkannte er, daß das Mädchen, das vor ihm stand, nicht mehr Mari Madlen war. Die Seele der weißen Frau war in den Leib des Kindes gefahren und hatte Besitz von ihm genommen, um Heinrich Löhmer auch im Wachen und Leben nahe zu sein und ihn an sein Traumversprechen zu gemahnen.

Nur sie, die erstmals lieben, kennen das süße Erschrecken, das Heinrich Löhmers Seele ergriff, — kein Lied weiß diese Wonne ganz zu besingen, kein Gebet die ganze Glut ihrer Inbrunst zu fassen.

Er eilte von Haus zu Haus, — aber überall wohnten Menschen, — er fand kein Haus, in dem er hätte wohnen können mit einem Weibe —; er rannte von Feld zu Feld, aber da war keines, das nicht schon einem Herrn gehört hätte. Wie aber sollte Heinrich Löhmer sich ernähren, sich und sein blondes Weib und seine und ihre Kinder? O, er sah ein, daß das Torheit sei, und doch glaubte er so: er müsse die weiße Frau, um sie zu erlösen, freien, wie er die Bauern ihre Bräute freien sah — er aber hatte kein Haus, das ihr hätte Obdach bieten können, keinen Tisch, an dem sie hätte ihren Hunger stillen können.

Weh!, daß das Ewige sterben muß an den Mängeln des Vergänglichen!

Leidverzerrt ging er am Bach entlang in der Nacht; suchend, wo er den Tod fände, — da kam sie ihm nachgegangen. Sie, — Mari Madlen! Zwischen den alten Erlen droben am Gangolfsbrunnen hing sie ihm am Hals, dort küßte er ihren Mund.

Aber als es Tag geworden war und die Sonne die Taten der Menschen beschien, mied er ihren Weg, denn er glaubte sich voller Unrecht — — da wurde Mari Madlen eines andern Weib.

Der Geist des Fremden erkannte den Verlust seines Lebens, den Fluch der Zagheit seines Herzens, der Feigheit und des Wortbruchs. Er wollte von hinnen fliehen, aber er mußte harren, er mußte das Werk seiner Zerstörung sehen:

Das war ein seltsames Weib! Nie sah er einen Mann, der ein solches Weib besaß wie jener, der Mari Madlen geehelicht hatte. Es war ein Leib, der lebte wie lebende Leiber, der aß und trank, dem das Blut pochte wie lebendes Blut, dem der Mund sprach wie ein lebender Mund — es war aber, als seien Leib und Geist in ihr geschieden; der Leib war des Bauern Weib geworden, die unerlöste Seele aber war zurückgewandert in ihre Verbannung, da die Stunde der Erlösung nutzlos verstrichen war.

Ihre Seele weilte wieder friedlos unter den Geistern, des Augenblicks harrend, in dem ihr erlaubt sei, wieder in den Leib einer Menschenfrau zu fahren und dem ihr vom Schicksal bestimmten Erlöser zu nahen. — Er mußte bleiben, bis dieser Leib starb nach einem Jahr.

Die Rache peitschte ihn aus wie einen Schulbuben, und er rannte heulend davon. Da kam er in eine Stadt mit vielen winkeligen, nach Weihrauch riechenden Gassen. Ein breiter Fluß schnitt den Talkessel in zwei Hälften, im Westen ragte eine Burg, auf dessen höchster Zinne glänzte ein goldenes Marienbild in der Sonne. Von der Burg zog eine Brücke, auf der zwölf große steinerne Heilige mit seltsamen Gebärden hockten, auf die Ostseite; da stand der Geist des Fremden plötzlich vor einem langen, seelenlosen, finsterfeuchten Hause — er klopfte an: ‚Bin ich vor dem Priesterseminar in Würzburg?‘, fragte er. — ‚Ist deine Seele frei von Treubruch und ist dein Wille voller Ehrlichkeit, dann komm herein‘, rief eine helle Mädchenstimme — er erschrak, das war die Stimme der Mari Madlen. —

Wieder kehrte er sich um und eilte von dannen — vor einem himmelhohen Turm blieb er stehen, er öffnete die kleine Mauertür und stieg die Treppe empor. Wie er höher stieg, wurde es lichter um ihn, durch einen Spalt sah er über die Dächer der Stadt hinweg. Es wuchsen ihm Flügel und beseligt schwebte er durch eine Ritze und außen am Turm hinauf in ein kleines, saalähnliches Gemach, das voller Zirkel und Erdkugeln und Fernrohre war.

‚Was wollen Sie?‘, fragte ihn ein alter Herr in grauem Bart, der hinter einem langen Fernrohr auf einem bequemen Stuhle lag. —

Der Geist des Fremden stand wie ein Schüler daneben und drehte seinen Hut vor Verlegenheit in den Händen.

‚Sternseher möchte ich werden, — Herr und Meister —‘

Der Meister betrachtete den Schüler vom Kopf bis zu Fuß und lächelte spöttisch.

Da gewahrte der Geist des Fremden, daß all die vielen Instrumente dieser Sternwarte aus purem Golde und aus Diamanten gefertigt waren, der Astronom trug einen weiten, faltigen, grünen seidenen Rock und ein stolzes Barett, — er aber, der Schüler, stak in einem alten, zerrissenen Bauernkittel. —

‚Ich habe das humanistische Gymnasium zu Münnerstadt mit Auszeichnung bestanden‘ —, sagte ängstlich der Schüler und suchte in der Rocktasche nach seinem Zeugnis.

Der Astronom brach in ein schallendes Gelächter aus, ein betreßter Diener trat hinzu und schob den Schüler durch ein kleines Pförtchen in die Turmstiege — krachend fuhr die eiserne Tür vor ihm ins Schloß.

Lange stand er da, betrachtete die Tür von oben bis unten, — kein Ritz war in ihr — er schaute noch einmal durch das Schlüsselloch, sah die goldenen und diamantenen Instrumente und den grünseidenen Astronomen, der nach den Sternen schaute, dann wollte er vom Turm fortfliegen — aber er hatte keine Flügel mehr — so mußte er die eiserne Wendeltreppe hinuntersteigen.

Er ging und ging im Kreise —

Es wurde dunkler und dunkler. —

Es war stille im Turm, nur das eintönige Klappern der Eisenstufen, auf die er trat, hallte im Raum.

Schon mußte er Stunden gegangen sein.

Dann merkte er, daß die Finsternis, die ihn umfing, bald düsterer war, bald matter, und er erkannte daran, daß draußen vor dem Turm Tag wechselten und Nacht. Schon war er Wochen und Monate die Turmtreppe hinabgestiegen, — sie nahm kein Ende. Sie mußte mitten durch die Erde hindurchgehen. Plötzlich fühlte er eines Tages, daß er nicht mehr in die Tiefe sank, sondern wieder aufwärts stieg; nun wußte er, daß er den Mittelpunkt der Erde hinter sich hatte. Nach einem Jahr kam er wieder ans Licht — die Wendeltreppe führte in ein Schiff, das auf dem großen Ozean schwamm.

Heinrich Löhmer ward Kohlenschipper auf diesem Schiff.

Ein gewaltiger Sturm peitschte die gischtspritzenden Wogen, das Schiff war fast ganz unter Wasser, nur der Mastbaum ragte noch hervor und schaukelt hin und her wie ein Schilf. Die Segel zerrissen und klatschten wie nasse, flatternde Fahnen, — dann schossen sie wie Kanonen, wenn der Wind sie rollte und jählings wieder streckte. Heinrich Löhmer saß zwischen den Matrosen in den Stangen des Segelwerks — doch die Angst hatte sie alle behext — da saßen große, riesenhafte Katzen mit gebogenen Rücken um ihn herum, doch hatten sie Menschenköpfe und schrieen auch wie Menschen in der Todesnot. Der Geist des Fremden betete alle Gebete, die er im Leben gelernt hatte. — Gott schien ihn nicht zu hören. — Da sah er plötzlich ein kleines, seidenschwarzes Männlein neben sich hocken, er wußte, daß es der Böse war.

‚Heinrich Löhmer', sagte der, — ‚es ist schade um dich, Hein-

rich Löhmer, — ich will dich retten — merke auf, was ich dir sage!'

Die Katzen drängten sich hilfeflehend heran. Doch der Böse trieb sie mit einer Peitsche fort — ‚ihr seid Lumpengesindel, — betet noch, bereut noch eure Flüche, daß ihr in den Himmel kommt, — ich lasse euch Zeit dazu, — dann aber müßt ihr alle ersaufen —'

Die Katzen schrien jämmerlich auf, erhoben ein wildes Gelärm, — dann holte eine Sturzwelle sie hinweg. —

Der Geist des Fremden saß allein noch im Segelwerk und der Böse saß bei ihm.

‚Höre, Heinrich Löhmer', sprach jener, ‚höre, was ich dir sage: Er, den ich nicht nennen kann, schuf die Welt und schuf die Menschen. Und er gab den Menschen die Welt, damit sie Herren würden über die ganze Schöpfung. Ihr aber seid ein Geschlecht hündischer Knechte — was tatet ihr, die Welt zu beherrschen? Wie ein Rudel Katzen ersäuft euch das Meer — und er, den ich nicht nennen kann, gab euch Gewalt dem Wasser zu gebieten. Erde, Feuer, Luft und Wasser sollen euch gehorchen — und gehorchen soll euch alles Getier und gehorchen sollen euch alle Gestirne. Drum suchen sie euch zu vernichten und zu töten, solange ihr noch Toren seid.' —

Der Böse hielt inne. —

‚Was soll ich tun?' sprach der Geist des Fremden.

‚Du sollst aufhören auf deinen Knien zu kriechen, Gebete zu winseln und die Erfüllung deiner Wünsche deshalb von einem Jenseits zu erhoffen, weil du zu feige bist, sie dir selbst zu schaffen auf dieser Welt.'

Wieder schwieg der Böse — und es schwieg auch der Geist des Fremden — und er sann.

‚Du sollst Herr sein', sagte der Böse nach einer Weile — ‚Herr sollst du sein nach deiner Bestimmung. Du sollst lauern auf Erde, Feuer, Luft und Wasser, — wie Mäuse sollst du sie fangen in deinen Fallen, und wenn du sie gefangen hast, sollst du sie beherrschen —, fangen sollst du das Leid und den Tod.'

‚Zur größeren Ehre Gottes', — sagte der Geist des Fremden. —

‚Du wirst noch verstehen lernen, daß der nicht wahrhaft herrscht, der eines Größeren Knecht ist,' lachte der Böse auf, packte den Geist des Fremden und fuhr mit ihm in die Lüfte, — in die Tiefe aber sank das Schiff.

Als der Geist des Fremden wieder erwachte, fand er sich in kostbarer Gewandung in einem feenhaften Schloß am Meer.

Es war gegen Abend. —

Als Heinrich Löhmer an das Fenster trat und sinnend hinabsah in das spielende blaue Meer, das wie ein nacktes Mädchen vor den Marmorstufen seines Palastes ruhte und einen Kranz weißer Rosen im Haare trug, — da war es ihm, als liege ein jahrelanges, mühevolles Leben hinter ihm, ein Leben getränkt mit Verachtung und Leid, Sterben im Diesseits und Erwachen in einem Jenseits. — Er war ein reicher Kaufherr geworden — seine Schiffe schwammen auf allen Meeren — in seiner Schatzkammer lagen das Gold und die Edelsteine der ganzen Welt — da war ihm — der frei war von Not und Sorge — Mari Madlen wieder erschienen im Traum — dann war sie ihm wieder begegnet lebend unter den Lebenden; er hatte sie erkannt und mit Gewalt auf sein Schloß geschleppt; hier feierte er Maskenfeste über Maskenfeste, deren Königin war sie und deren König war er selbst.

Die Königin schläft!

Aber zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken stehen siebentausend Wächter, starr aus Erz gegossen, die Hand am Knauf des Degens.

Der Marmor der Treppe rötete sich wie das weiße Gesicht einer Liebenden, da die Abendsonne auf sie niederschien; die Palmen bogen sich leise, als wollten sie ein Kind in den Schlaf wiegen, das in ihren Zweigen lag; wie schimmernde Tautropfen hingen die Zitronen in grünen Dornhecken und fingen an zu träumen; — versteckte Steinbilder schauten hervor und schauten, was geschehe, — die Brunnen tuschelten sich Botschaft zu; — als der Geist des Fremden am Fenster des Schlosses stand und hinuntersah in seinen Garten. —

Ein Diener kam und meldete einen Fremden —

Es war ein kleines Männlein — doch als Heinrich Löhmer den Seidenschwarzen ansah, erschrak er, denn er erkannte, daß es der Böse war. Dann setzten sie sich. Sie schwiegen beide.

Heinrich Löhmer befahl dem Diener, daß der Kapellan komme.

Doch da gewahrte er den Kapellan schon neben sich, gebeugten Rückens, mit staunendem Gesicht; der kleine Seidenschwarze aber, der der Böse war, verzog den Mund zu hämischem Lachen.

Der Geist des Fremden erhob sich. „Ich habe Sie beide rufen lassen,‘ sagte er, ‚weil ich vor Ihnen Rechenschaft ablegen will —‘

Er blieb stehen, als sinne er nach Worten; doch als er den

Kopf hob und die Hand und anheben wollte zu reden, — sah er, daß er allein war.

Er schaute im Zimmer umher, — weder der Böse war da, noch der Kapellan.

Der Geist des Fremden trat grübelnd ans Fenster, er merkte, daß sein Gedächtnis schwand, — er wußte doch, daß er vor wenigen Augenblicken mit zwei Männern verhandelt hatte; wer waren doch diese Männer gewesen, was hatten sie doch gesprochen?

Es war gegen Abend.

Ein quälendes Bewußtsein kam über ihn; er hatte all das, was er sah, genau so schon einmal erlebt — der Marmor der Treppe rötete sich wie das weiße Gesicht einer Liebenden, als die Abendsonne auf sie niederschien; die Palmen wiegten sich, als wollten sie ein Kind in den Schlaf singen, das in ihren Zweigen lag; wie schimmernde Tautropfen hingen die Zitronen in grünen Dornhecken und fingen an zu träumen; versteckte Steinbilder schauten hervor und schauten, was geschehen; die Brunnen tuschelten sich Botschaft zu, als der Geist des Fremden am Fenster des Schlosses stand und hinuntersah in seinen Garten.

Da hörte er seinen Namen rufen. Er blickte auf und sah zwei prächtige Masken an der Türe stehen, die zum Festsaal führte. Der Geist des Fremden erschrak, denn er empfand, daß der Böse und der Kapellan es waren, die verkleidet vor ihm standen.

‚Majestät,‘ sagte der Böse, ‚das Fest ist bereit, die Königin und die Gäste harren Eures Kommens!‘

Müde erhob sich Heinrich Löhmer. ‚So laßt uns gehen!‘

Er ging aber wie zu einem Gericht.

Er dachte an die weiße, verwunschene Frau und an seinen ersten Treubruch, — da beschloß er noch heute dem Bösen sein Wort einzulösen, ihn zu entlohnen und sich ihm, wenn es sein müsse, zu übergeben.

Vergebens suchte der Geist des Fremden, während er neben dem toten Leib droben am Hexentempelberg über dem Dorf Teufelshausen hockte, in seinem Gedächtnis ein genaues Erinnern an jenen Abend. Viele Herren in prunkvollen Gewändern und viele schöne Frauen sah er nun in unendlicher Zahl. Er hörte mit halben Ohren noch viele lose Reden und Rauschen und Knistern wie von starrenden Händen und brechender Seide. Einen Augenblick glaubte er Ringelringelreihe zu tanzen, wie dies Kinder tun. Dann rollte etwas in seinen Hals, als sei es Blut; er griff hin, als habe ihn eine

Kugel getroffen, dann lachte er lustig trunken über sich, denn der Geschmack sagte seinem Mund, daß es Schaumwein war, nicht Menschenblut.

Es tanzte aber mit der Freude Arm in Arm die Verzweiflung durch den Saal.

Der Geist des Fremden achtete nur auf den kleinen, seidenschwarzen Bösen; der tanzte mit ihm Ringelringelreihe, stieß mit ihm an, daß das Glas klirrend zersprang, hopste wie ein Hofnarr vor ihm her, wohin er schritt mit seiner Königin.

Heinrich Löhmer fing an, in geheimster Seele zu beten. ‚Kapellan,‘ flüsterte er, ‚Kapellan, rette mich vor dem Kleinen, dem Hüpfenden, dem Seidenschwarzen!‘

Doch keine Stimme gab ihm Antwort.

Die Königin lachte.

Hifthörner riefen, und Jäger sprengten zu Pferde durch den Park. Der Geist des Fremden, die Königin und der Böse ritten in einer Reihe; sie hetzten einen Hirsch, der ein goldenes Kreuz auf seinem Kopfe trug zwischen den Gabeln des Geweihes. Der Hirsch entfloh zum Meere.

Ein Jagdschiff schwamm auf der See, der Geist des Fremden stand am Kiel, und ihm zur Seite saß die Königin und kauerte der Kleine, Seidenschwarze. Und der Hirsch mit dem goldenen Kreuz kam in seiner Todesnot zum Schiff und weiße, schmalschlanke Hunde streiften hinter ihm drein und jetzt hatten sie ihn und jetzt zerfetzten sie ihn und sein Blut rötete die blauen Wogen und den schneeigen Gischt und die weißen, schmalschlanken Hunde und den goldenen Bauch des Schiffes.

‚Wie prächtig,‘ lachte der Böse hell auf. ‚Wie prächtig, Majestät, Ihr habt Christum zu Tode gehetzt!‘

Posaunen frohlockten über das Meer und riefen ‚Sieg! Sieg!‘

‚Welch treffliches Gleichnis!‘ lachte der Böse wieder.

Der Geist des Fremden richtete sich auf in loderndem Zorn. ‚Schilt du es Gleichnis, mir ist's Wirklichkeit! Die Freude des Sieges quillt aus meinem Herzen, was kümmert's mich, daß du den Born ein Gleichnis nennst, da ihm doch so köstlicher Trank entrinnt!‘

‚Vergänglich ist alle Freude, die aus Gleichnissen quillt,‘ sagte eine Stimme. ‚Ewig ist die Freude, die erfüllter Pflicht entströmt. Der Hirsch ist tot, aber Christus lebt! Er ist auferstanden von den Toten!‘ Es war der Kapellan, der sprach; er stand hinter dem

Geist des Fremden, neben der weißen Königin und dem seidenschwarzen Bösen.

‚So wird keiner von euch beiden mich aufnehmen in sein Reich?‘ fragte Heinrich Löhmer.

Der Böse lachte.

Der Kapellan aber kehrte sich hinweg vom Kiel des Schiffes und sah stumm über das Meer.

Immer noch hoffte der Geist des Fremden, daß er sich die Anerkennung des Bösen erringen werde.

‚Mit wem sprecht Ihr,‘ redete da die Königin zu ihm. ‚Wem habt Ihr erlaubt, Herr, hier zu sitzen zu Eurer Rechten und Linken?‘

‚Männer sind's aus meinen Bergen,‘ log der König, und die beiden Masken verneigten sich tief vor der Königin.

Sie lächelte gnädig und bot ihnen die Hand.

‚Geht,‘ sagte sie zu dem Geist des Fremden, ‚wenn es Männer sind aus Euren Bergen, muß ich mit ihnen reden.‘

Er mußte tun nach ihrem Willen; aus der Ferne sah er, wie sie zu den Masken sprach. Hoch aufgerichtet stand der Kapellan von Teufelshausen, — er schien nur mit halben Ohren zuzuhören, als wisse er schon jegliche Frage und jegliche Antwort, — stumm sah er über das Meer, — als beobachte er etwas, das in der Ferne geschehe — —. Eifrig aber tänzelte und redete der Seidenschwarze, er schien zu berichten, zu verteidigen, zu erklären — die Königin aber war erstaunt, lächelte höhnisch, mitleidig, stechend spitz — dann lachte sie auf, warf den Kopf zurück wie ein zorniger Mann — tief verneigten sich vor ihr die listig schauenden Masken, — sie reichte ihnen die Hand zum Kusse und ging hinweg.

Der Geist des Fremden folgte der Königin.

Sie trat in einen kleinen, runden, zylinderartigen Raum, die Wände trugen eine kostbare gelbe Tapete; der Boden war mit wertvollem Holze ausgelegt und von zwei Linien, die sich in der Mitte des Kreisbogens kreuzten, in Vierteile geschnitten. Dort, wo diese zwei Linien den Kreisrand trafen, standen vier weibliche Bronzefiguren, Europa, Asien, Amerika und Afrika darstellend.

Eine kleine verborgene Tapetentür öffnete sich und die Königin trat in eine seltsame Kammer. Die konnte an die Rumpelkammer eines Rhöner Bauernhauses erinnern. Ordnungslos standen alte, windschiefe Stühle, Tische und Truhen, Spinnräder durcheinander — in ihrer Mitte aber ragte ein alter Eisenschrank. In dessen Türe hatten kunstfertige Hände sieben Darstellungen aus dem Leben Jesu,

— ‚die sieben Freuden des Gottmenschen auf seiner Erdenwanderung‘ — eingetrieben.

Die Königin schien den Geist des Fremden, der ihr folgte, nicht zu bemerken — sie legte ihre offene Hand auf den Rücken und er mußte einen goldenen Schlüssel aus seinem Kleide hervorholen und ihr in die Hand legen. Mit ihm öffnete sie den Eisenschrank — alte Kleider hingen in dem Schrank, wie die Bauern der Rhön sie tragen, hölzerne Schuhe, allerlei bunter Kram.

Die Königin griff in die Tasche einer alten Joppe — das Herz des Fremden schlug hörbar wie das Ticken einer Uhr und an den Wänden prallte das Echo — — sie zog ein geblümtes Taschentuch hervor — das war zweimal über Kreuz gebunden — sie löste die Knoten — und dann hielt sie eine Brotkruste in der Hand — eine alte, verdorrte Brotkruste. — — —

Schallendes Gelächter dröhnte durch den Festsaal — tausend Masken, Herren und Frauen, drängten johlend ein auf den Geist des Fremden, der hilflos in königlicher Tracht in ihrer Mitte stand.

Die Königin aber saß auf ihrem Thron und hielt eine lachende Rede —

‚Hahahaha!‘ —

‚Ich habe ihn im Traume befragt,‘ sagte die Königin — ‚ich habe ihn befragt, was er verwahre in dem kostbaren Schrein —‘

‚Hahahaha! —‘

‚Ich wußte es seit Monden, — er hatte es mir gestanden — eine alte Brotkruste —‘

‚Hahahaha! —‘

‚Und so oft ich dann weiterfragte, warum er die alte Kruste hinter Schloß und Riegel verwahre —‘

‚Hahahaha —!‘

‚— war der König stets vom Schlaf erwacht.‘

Das Lachen verstummte, — als weiche es bleichem Schrecken —.

‚Er hatte mich fragend angeschaut, ob etwas geschehen sei, was er nicht wisse. — Nun aber weiß ich sein Geheimnis! Männer seiner Berge haben es mir verraten. Hört ihr Herren — ihr Frauen hört: Euer König ist voller Aberglauben und Torheit — er fürchtet, daß er heimgehen müsse in die armen Berge der Rhön, — so jemand nur von seiner Brotkruste wisse und sie ihm verderbe —, denn also ist es Sitte und Glaube der Heimat, also spricht die Mutter, wenn die Rhönbuben in die Ferne gehen:

„Steck dir schwarzes Brot ein, — schwarzes Brot steck dir ein —

Kann dir kein Ringlein geben aus Gold; — kein Gold fließt mit
dem Sand in den Bächen unserer Berge, —
Kann dir kein Ringlein geben aus Gold, — das dich beschützt. —
Steck dir schwarzes Brot ein, — schwarzes Brot steck dir ein, —
Das soll dir gesegnet sein; —
Aber hüte dich fein, — du sollst nicht essen dies schwarze Brot; —
Laß es hart werden, daß eh dein Zahn dir springt, eh er dies Brot
beißt,
Beiß lieber in die Hände und beiß das Fleisch dir von den Händen, —
Eh du issest dies Brot, dies schwarze Brot; —
Merk auf aber, was geschehen wird, wenn du issest das Brot,
Und also wird es geschehen:
Ein Schmerz wird dringen in dein Herz wie sieben Schwerter —
Freudlos wirst du irren in der schönen Welt —
Nicht achten wirst du der Schätze, die du gesammelt hast in all den
Jahren deiner Wanderschaft, —
Friedlos wirst du irren vor Sehnsucht:
Heimzukehren in die armen Berge deiner Heimat." —

Also spricht die Mutter, wenn die Rhönbuben in die Ferne gehen.'

Wie bei einem Sturm die Wellen der Brandung an die Felsen der Küste stürmen, — Wogenprall auf Wogenprall — überstürzte sich die Flut der Gelächter.

Hahahaha!

Hahahaha!

Hahahaha!

Diener brachten das Brot auf einer goldenen Platte. Andere hinwiederum brachten einen goldenen Kelch und Wein.

Und die Königin sprach:

,Tu auf dein Herz, — arme Seele, — tu auf dein Herz,
Iß das Brot und trinke den Wein,
Brot ist's aus den Bergen deiner Heimat, —
In der Scholle, die dein Vater pflügte, lag sein Same, —
In dem Wind, in den deine Mutter ihre Gebete sprach, wiegten
sich seine Halme, —
Der Regen, der deinen Bruder labte, als er durstig war, netzte seine
Wurzel, —
Die Sonne, die auf deine kranke Schwester niederschien, daß sie
aufblühte wie leuchtender Mohn, — reifte sein Korn. —
Tu auf dein Herz, arme Seele, tu auf dein Herz,

Iß das Brot und trinke den Wein,
Brot ist's von den Bergen deiner Heimat. — — —
Brot vom Himmel hat der Herr den Menschen gegeben, da sie hungrig waren,
In Brot verwandelte der Herr sein Fleisch, in Wein Blut, damit er speise, die da hungrig waren nach der Heimat — —
Tu auf dein Herz, arme Seele, — tu auf dein Herz, —
Iß das Brot und trinke den Wein —
Brot ist's von den Bergen deiner Heimat. —'

Übermütig lachte die Königin, sie tauchte das Brot in den Wein, der Geist des Fremden aber mußte niederknien und sein Heimatbrot wie die Kommunion des Herrn empfangen aus ihrer Hand.

,Wer wird kleingläubiger sein als die Kinder,' lachte die Königin und gab ihm einen Backenstreich.

Wie bei einem Sturm die Wellen der Brandung an die Felsen der Küste stürmen, — Wogenprall auf Wogenprall — überstürzte sich die Flut der Gelächter.

Hahahaha!

Hahahaha!

Hahahaha!

Der Geist des Fremden fühlte, wie ein plötzlicher Gedanke ihn durchlief wie Frostgeriesel, — er fühlte, daß er erbleiche und niedersinke — dann raffte er sich auf, brüllte wie ein Hirsch, den der Pfeil des Jägers traf, warf die Arme in die Luft und streckte sie aus nach der weißen Wand — ,Dort! dort! Seht ihr nicht? Seht ihr, wie Flammenhände über die Wände schreiben —!'

Alle waren stumm geworden und sahen nach der Wand. Sie sahen nichts.

,Ihr habt viele alte Bücher gelesen, — alte, graue Märchen haben euer Gehirn gefangen,' lächelte die Königin wieder, als der Schreck ihr entwichen war —. Heinrich Löhmer sank nieder zu ihren Füßen, er barg den Kopf in ihren Schoß. Seine Krone, der Kelch, die goldene Platte lagen neben ihm auf der Erde.

Die Königin beugte sich auf ihn herab und küßte ihn.

Musik hub wieder an zu tönen, die Paare tanzten wieder durch den Saal. —

Der Geist des Fremden aber, der noch immer wie ein Kranker auf den Stufen des Thrones lag und das Haupt träumend an den Leib der Königin schmiegte, merkte, da die Kräfte ihm wuchsen, daß

zwei kleine Masken neben ihm kauerten, die auf ihn einzusprechen suchten.

An der Stimme erkannte er, daß es der Kapellan von Teufelshausen war, der zu ihm sprach:

‚Nicht ließ Gott es zu, daß du gerettet würdest aus dem sinkenden Schiffe und daß du Herr wurdest über die Güter der Welt, — damit du den Reichtum verprassest und Unzucht und Völlerei brächtest unter die Menschen. Gott gab dir die Güter der Welt, auf daß du sie gering achtetest und sie von dir würfest und ein Beispiel seiest allen Menschen des Erdkreises. — Die Leiden der Welt und der Tod sind von Gott gesetzt zum Zeugnis des Falles und der Auferstehung derer, die Menschen sind. Durch die Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod. Darum ist Fleisch geworden der Sohn des allmächtigen Gottes und Er hat verschmäht die Herrlichkeit dieser Welt und hat das Kreuz auf Seine Schulter genommen und ist gestorben, damit ihr erkennt den Weg eurer Erlösung.‘

Und dann merkte der Geist des Fremden an der Stimme dessen, der da sprach, daß es der Böse war, der zu ihm redete.

Und der Böse sprach:

‚Wie denkst du schlecht und gering, Menschlein, von Dem, Der dich erschuf. Erhaben ist Er, den ich nicht nennen kann. Wer gab dir das Recht zu denken, du Wicht, daß Er die Dinge schuf und die Menschen aus Langeweile und aus Zeitvertreib, damit Dinge seien und Menschen, die Ihm Lob schreien wie die Sänger der Jahrmärkte? — Nicht habe ich dich gerettet aus dem sinkenden Schiffe und dich eingesetzt zum Herrn über die Güter der Welt, — damit du den Reichtum verprassest und Unzucht und Völlerei brächtest unter die Menschen. — Also sprach Er, den ich nicht nennen kann, zu Sich und zu Seinem Sohne und zu Seinem Geiste: Lasset Uns die Dinge schaffen und den Menschen und lasset Uns in sie hineinlegen den Samen Unserer Kraft, damit die Dinge den Menschen widerstreben und der Mensch Herr werde über die Dinge und stärke seine Glieder und seinen Geist und daß er werde zu einem Riesen gleich Uns. Wahrlich, was wäre wahrhaft groß und schüfe aus Furcht das Eine nicht, das seine Größe gefährden kann. Lasset Uns die Dinge schaffen und den Menschen, daß der Mensch an den Dingen zum Riesen werde gleich Uns und mit Uns ränge, damit wir siegen oder untergehn —‘

Da sah der Geist des Fremden einen Berg und einen roten

Kiesweg, der darüber rückwärts führte — und er sprang auf, daß die Königin erschreckt vor ihm floh, und er stieß den Thron um und zerriß seine Kleider und schrie in den Saal:

‚He! He! Ihr Narren! Öffnet eure Kleider und öffnet eure Brüste und seht, ob die Wunde geheilt ist, die unter eurem Herzen flammet! Was verbergt ihr sie hinter seidenen Stoffen?‘

Und alle zerrissen sie ihre Kleider, Männer und Frauen, und seiner nackten Brust, sahen sie eine flammende Wunde unter seinem Herzen, — Blut quoll daraus hervor und rann nieder an seiner Seite. —

Und alle zerrissen sie ihre Kleider, Männer und Frauen, und einem jeden brannte eine offene Wunde unter dem Herzen — Blut quoll daraus hervor und rann nieder an den Seiten der Männer und Frauen. Lautes Wehgeschrei lief durch den Saal und zerschlug die Fenster und rannte mit dem Wind hinaus übers Meer.

‚He! He!‘ rief der Geist des Fremden, ‚He! He! Ihr Narren, was wähnt ihr euch Herren, ihr Narren? Tanzet, ihr Herren, tanzet! Was wähnt ihr euch großmütig! Tanzet, ihr Großmütigen! Was wähnt ihr euch milde! Tanzet, ihr Milden! Tanzet, ihr Frommen! Tanzet, die ihr Scheu habt vor der Tugend eines Weibs, vor der Unschuld eines Kindes! Tanzet! Tanzet! Tanzet!‘

Und wirbelnd drehten sich die Männer und Frauen, Buben und Mädchen, Kinder und Greise, — es zerfetzten ihre Gewänder und flogen davon, — nackt tanzten sie — in nackter Blöße, auf den Beinen, auf dem Kopfe, auf den Händen, sie rutschten auf den Bäuchen und auf dem Rücken.

Das Grauen stand in ihrer Mitte, ein Knochenskelett im schwarzen Mantel, — und strich die Fiedel.

‚Ei,‘ rief der Geist des Fremden, ‚welch nacktes Gezücht tanzt mir im Saal, — das sind Gewalttätige, das sind Mörder, das sind Blutschänder, das sind Diebe! — welch nacktes Gezücht tanzt mir im Saal!‘ —

Dann ging er aus dem Saal und über die Lande — und wo ihm Fromme begegneten und Sanftmütige, Barmherzige und Mildtätige, da fingen sie, so er ihnen in die Augen sah, an zu tanzen, — sie tanzten, sie tanzten, — das Grauen stand da und geigte, der Geist des Fremden lachte gellend drein — und sie tanzten, bis sie nackt vor ihm standen, die Geizigen und die Bluthunde, die Verräter und die, die ihrer Eltern nicht achten. —

Nun saß der Geist des Fremden wieder auf dem Lindwurm-

stein, — er rastete von seiner langen Wanderschaft; hie und da lugte er nach der Sonne; er empfand Angst, sie möchte über den Mittag gehen. —

‚Tanzen,‘ sagte er, ‚tanzen soll die ganze Welt — und Gott soll tanzen, wenn ich ihm gebiete, damit er nackt sei vor meinen Blicken — dann will ich eine neue Welt schaffen —‘

Er lächelte vor sich hin —

‚Kein Leid wird sein in meiner neuen Welt —‘

Da war's ihm, als hätte jemand gerufen: ‚Wer aber wird Königin sein der neuen Welt?‘

Er blickte erschrocken und verwirrt auf, er sah niemanden, — aber leise, es selbst nicht achtend, murmelte er — ‚Mari Madlen! — Mari Madlen!‘ — —

Es ward ihm ängstlich hier, da eine Stimme in sein Denken gerufen hatte, — und er sah doch niemanden, — da packte er auf und lief durch das Felsgeröll über die Heide hinab in den Waldring. —

Dort, am Berghang über dem Dorf legte er sich ins Gras, und da er sich allein wähnte, schlief er bald ein.

Nach einer Weile hörte er Stimmen, — er wußte, daß er schlief, aber er konnte nicht erwachen — er merkte, daß ein Wesen sich über ihn beugte.

‚Herr Jesus!‘ — rief eine Frau — ‚ich glaube, der ist tot!‘ — Ein Gewirr von Stimmen ging ihm um die Ohren, — dann verstand er wieder: ‚Herr Jesus! wie war ich erschrocken! — dieser Mensch schläft einen tiefen Schlaf.‘ —

Bald darauf erwachte er. —

Er sah drei Frauen, die hinuntergingen ins Dorf; sie gingen schneller, als fürchteten sie sich, da sie sahen, daß er wach geworden war.

Wie einer, der schwer geträumt hat, saß der Fremde da und blickte hinunter in sein Heimatdorf. Er hatte lange geschlafen, aber er war noch müde. — Er saß da wie einer, der heimkehrt von der Stadt und nun zum letztenmal rastet und an seinen Taschen tastet, in denen er seine Geschenke verborgen hat, die er mitbringt in das Dorf.

Wieder läutete es drunten in Teufelshausen. —

— der Abend kam.

Die Welt wollte immer noch lachen und schwatzen — doch heilig ist die Stunde der Nacht — da ward das Gesicht der Welt so

unheimlich wie schöne, junge, wissende Frauen, wenn sie zur Unzeit lachen. All die Farbenpracht des jungen Frühlings zerfloß gespensterisch in Stahlblauschwarz und Weiß und Gelb — stumpf und matt an Feldern und Wiesen — im Wasser ölig glänzend, da lagen die Teiche und der Bach in der überschwemmten Talmulde wie Splitter eines zerfetzten Spiegels umher, in ihnen stand das Gegenbild der alten Weidenstrünke und Ulmen und Pappeln wie die haarfeinen Striche einer Radierung — der ganze Himmel lag darinnen mit seinen schwarzblauen Wolkenbergen und gelben Lichtern.

Die Berge rechts und links des Tals streckten sich hin wie riesige Ungeheuer, wie Drachen, die viele Bückel haben. Dort drunten aber saß es zusammengekauert wie ein Trupp ängstlicher Bauersfrauen, die ihre Oberröcke über die Köpfe gestülpt haben — aufflammende Lichter verrieten die Häusergruppen des Dorfes.

Rötlich und ganz einsam flimmerte und zwinkerte ein Stern — er war das Auge eines göttlichen Wesens im Himmelsraume, das seinen Leib durch eine Nebelkappe verborgen hielt.

Wieder läuteten drunten im Dorf Teufelshausen die Glocken. Sie läuteten festlich — prunkend! Läuteten sie der Heimkehr des Fremden? — nein, sie galten nicht ihm! Ihm nicht, — dem Heimgekehrten: — dort unten ging eine Lichterwallfahrt um, — von dort unten kam Musik und Volksgesang. Der Wind trug's herauf zu dem Fremden, — dort unten feierten sie die Auferstehung ihres Herrn Jesu Christi. —

Karsamstag war! — Karsamstag war! —

Der Heimgekehrte reckte sich auf. —

Die Siegeslieder der Bauern kamen über sein Herz; — seine Jugend, — sein Gedenken an Vater und Mutter, an Bruder und Schwester stürmten über ihn, wie die Brandung des Meeres über die Klippen fegt. —

Schon war er nahe daran mitzusingen, daß Christus erstanden, daß Christus lebe, der Sieger über Armut, Krankheit und Tod, — da verklang dort drunten im Dorfe die Musik, da zerschellte der Volksgesang, da erloschen die Kerzen und Fackeln und die Nacht lag still und schwarz über dem Dorf und über dem Tal.

Tastenden Schrittes, mit weit in die Luft greifenden Armen ging der Einsame den Hang hinab.

Dreißig Jahr! Dreißig Jahr!

Es war finster geworden um ihn her, aber die Heimat verriet sich ihm auf Schritt und Tritt. —

Dreißig Jahr! Dreißig Jahr!

Dreißig Herbste hatte er mit sich gerungen, dreißig Jahre die trockene Kruste nicht zernagt. Was brachte er mit zum großen Zinstag? Was brachte er als Verdienst der dreißig Jahre?

Seine marmorenen Schlösser am Meere? Seine Gärten, in denen goldene Früchte an grünen Zweigen hingen wie Tauperlen in den Dornen?

Da empfand er alle Not dieses Dorfes; da durchdrang ihn alle Trübsal dieser Berge. —

Was brachte er mit zum großen Zinstag?

Seine Schiffe, die da auf den Meeren schwimmen? Die Gewürze Indiens und das Gold Californiens? Die Diamanten der Lüderitzbucht?

Sonst nichts? sonst nichts?

Da stieg ein ewiger Haß in ihm auf gegen alle Not und alle Trübsal und er beschloß sie mit der Wurzel auszureißen aus der Erde, in der sie haftet, und all jene zu vernichten, die sich mit ihr versöhnen und sie geduldig tragen — als Sühne oder als Schuld.

Und ehe er zum Dorfe hineinschritt, kauerte er sich nieder auf seinem Wege und weinte über Jesum Christum, den Sieger über Armut, Krankheit und Tod, denn er fühlte, daß der Teufel Besitz genommen hatte von seiner Menschenseele, um durch sie mit Jesu Christo um die Seelen dieses Dorfes und dieser Berge und der ganzen Welt zu kämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein königlicher Briefwechsel

Von Martin Spahn

Je länger der Krieg dauert, desto stärker wird in den meisten unter uns das Bedürfnis nach Büchern, die nicht vom Krieg sprechen oder doch den Gedanken an ihn nur von ferne her an uns herantragen. Mit diesem Verlangen mag die betrachtende Beschäftigung mit einem Buche gerechtfertigt werden, dessen Würdigung schon vor dem Kriege vorbereitet, bei seinem Ausbruche aber fürs erste wieder zurückgestellt wurde. Als vor einem Jahrhundert klassische Bildung und Romantik unsere Nation in ihrer Gesamtheit mit der edelsten Freude an der Pflege geistiger Kultur erfüllten, schloß sich auch eine Anzahl deutscher Fürstensöhne von der allgemeinen Bewegung nicht aus. Aus ihr sind die Namen des Wittelsbachers Ludwig, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Johanns von Sachsen volkstümlich geblieben. König Johann von Sachsen hat als Übersetzer der ‚Göttlichen Komödie' an dem Gute deutscher Literatur auch schöpferisch mitgearbeitet. Den Briefwechsel, den er mit den beiden preußischen Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. führte, hat des Königs Großneffe Johann Georg, Herzog zu Sachsen, in richtiger Einschätzung seiner geschichtlichen Bedeutung 1911 aus eigenem Besitz und aus dem Besitze des Kaisers herausgegeben.* Johann heiratete als Prinz eine bayerische Prinzessin. Deren Schwester war die Gemahlin Friedrich Wilhelms. Aus der Schwägerschaft der Prinzen entwickelte sich eine innige Freundschaft. Auch der Bruder des preußischen Kronprinzen, Prinz Wilhelm, trat durch sie dem Prinzen Johann näher. Der Briefwechsel zwischen dem sächsischen Könige und den beiden preußischen Königen umfaßt insgesamt die Jahre 1825 bis 1873. Er ist fast vollständig erhalten. Unter den anhangsweise als fehlend vermerkten Briefen sind nur wenige, die einen sichtlich bedeutsameren Inhalt hatten. Der erste in dem Band gedruckte Brief vom 20. Juli 1825 ist von Prinz Wilhelm an Prinz Johann gerichtet worden, der vom 19. März 1873 datierte letzte Brief des Bandes ist ein Brief König Johanns an den mittlerweile bis zur Kaiserwürde emporgestiegenen Prinzen. Die große Mehrzahl der Briefe aber haben Prinz Johann und Kronprinz Friedrich Wilhelm miteinander getauscht.

Scharf heben sich die Charaktere der drei fürstlichen Briefschreiber in ihren brieflichen Äußerungen gegeneinander ab. Darin besteht der ungewöhnliche biographische Wert der Veröffentlichung.

Die Geistesart Kronprinz Friedrich Wilhelms brachte in das Freundschaftsverhältnis von vornherein ein Element starker Sprunghaftigkeit, bizarrer Bewegung. Schon aus den frühesten Briefen des Mannes packt es uns an wie ein Vorgeschmack des schweren geistigen Leidens, das Friedrich

* Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen. Leipzig, Quelle und Meyer. 12.— Mk.

Wilhelm 1857 der Fähigkeit zum Regieren beraubte. Prinz Johann sprach Friedrich Wilhelms Briefe wohl als ‚tolle Briefe' an. Es flammt darin hin und her, blitzt und verpufft sich wie ein Feuerwerk. Ausrufe, Gedankenstriche, gesuchte Wortbildungen, seltsame, manchmal witzige, manchmal platte Wortverzerrungen, Kosenamen, literarische oder familiäre Anspielungen, fremdsprachige Worte und Redensarten, mit ein paar Strichen hingeworfene Zeichnungen an Stelle der entsprechenden Worte mitten im Satz, Unterstreichungen erfüllen die Briefe mit einer Unruhe, die ebenso den reichen, mit angeborenen Geistesgaben fast überlasteten Geist des fürstlichen Briefschreibers widerspiegelt, wie seine krankhafte Anlage verrät. ‚Du mußt wissen, daß, wenn ich einmal en train bin mit meinesgleichen, meine Feder leicht mit mir durchgeht und da Farcen und Fadaisen anbringt, wohin sie nicht gehören.' So führte er sich selber in einem der ersten Briefe an seinen Schwager als dessen ‚dicken, närrischen Freund an der Spree' ein. Mit Vorliebe malte Friedrich Wilhelm in den dreißiger Jahren seine Initialen oder auch seinen Vornamen Fritz oder seinen Kosenamen Dicky beim Unterzeichnen der Briefe in den Fischumriß einer Scholle hinein, der er voll köstlichen Humors jedesmal ein anderes Aussehen gab. Immer wieder auf neue Art legte er irgendeine übermütige Stimmung oder eine Sehnsucht in die Bewegung des Fisches. Unruhig wie der Briefstil sind die Gedanken. Der einzelne Einfall, für sich gekostet, mutet an wie Edelgestein. Aber es ist keine Folge, kein Bestand, kein Wachstum darin zu erkennen. Großen Einfluß auf die geringe Spannkraft des Wesens Friedrich Wilhelms übte seine Neigung zur Fettleibigkeit, die sich schon früh entwickelte. Sie spielt in den Briefen als Anlaß mannigfacher Neckereien und Selbstbespötteleien ihre Rolle. Da Friedrich Wilhelm 1844 einem Mordanschlage glücklich entging, konnte sich Prinz Johann nach der Erholung vom ersten Schrecken nicht der Vorstellung erwehren, wie komisch es sei, ‚daß man dich, Dicky, à bout portant gefehlt hat'.

Gegen die überschäumende, bizarre Lebhaftigkeit der Briefe Friedrich Wilhelms hebt sich das beruhigte und zarte, das edelmännliche im Wesen seines sächsischen Schwagers um so liebenswürdiger und reifer ab. Prinz Johann geht in jüngeren Jahren wohl gern einmal im Tone seiner Briefe auf die Lustigkeit Friedrich Wilhelms ein. Aber sie liegt ihm nicht. Seine ganz und gar anders geartete Natur sticht nur desto schärfer von der Friedrich Wilhelms ab. Johann eignete das maßvolle einer wahrhaft ernsten und geklärten Lebensauffassung. Ihr Schwerpunkt ist nicht wie in der Friedrich Wilhelms im Geistigen, sondern im Seelischen, nicht im Genie, sondern im Charakter zu suchen. Ein freundlicher Lichtschein umleuchtet Johann und begleitet ihn beständig, während es aus dem Wesen des andern fortwährend aufzuckt, unablässig darin gewittert und immer dunklere Nacht darum her wird. Unendlich fein, fast schamhaft verrät sich als tiefste Wurzel des prinzlichen Daseins seine Religiosität. 1846 ließ er in seinem Schlafzimmer im Erdmannsdorfer Schlosse ‚ein kleines Buch' liegen. ‚Ich bitte

Dich, es mir wieder zuzusenden, wünsche aber nicht, daß es in fremde Hände käme. Es ist ein Andachtsbuch, das vielleicht zu Spötteleien und Mißdeutungen Veranlassung geben könnte.' Gleich innig und zurückgezogen war die Liebe Johanns zu seiner Familie. Am 16. Dezember 1852 berichtete er dem Freunde von der Verlobung seines Sohnes Albert. ‚Liebster Freund! Wenn man das Herz recht voll hat, so kann man nicht stumm sein, besonders gegen seine besten Freunde', und am 29. Februar 1853 fügte er hinzu: ‚In Brünn habe ich alles in Glück und Wonne verlassen und war von Karola wahrhaft entzückt. Es ist ein deliziöses Wesen, die lieblichste, reinste Mädchenhaftigkeit, Herzensgüte und Freundlichkeit selbst. Das Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten macht das Herz im Leibe lachen. Sie lieben sich gegenseitig aufs innigste und haben ein so herzliches und delikates Verhältnis untereinander. Gott segne sie!'

Die Art des jüngeren preußischen Prinzen war von der der beiden anderen Prinzen weit entfernt. Die in Worten schlichte, bis zur Nüchternheit sachliche, gemessene, aber stets ritterliche Art Wilhelms I. ist dem deutschen Volke vollkommen vertraut, seit er im Mittelpunkte der größten Tage seiner neueren Geschichte stand. Sie verleugnet sich auch in diesem Briefbande nirgends. Ergreifend bei aller Einfachheit liest sich die Nachricht an Prinz Johann über seine Verlobung mit der Prinzessin Augusta von Weimar: ‚Sonst hoffe ich es in allen übrigen Beziehungen mit jedem Bräutigam aufnehmen zu können, mit denen wenigstens, welche wie ich, nach mancher gar schmerzlichen Erfahrung und Prüfung dem sicheren Hafen zusteuern!' Aber wahren Reiz und Tiefe zeigen bloß die zwischen Friedrich Wilhelm und Johann ausgetauschten Briefe. Nur sie sind lebende, wirkliche Briefe, nicht bloße schriftliche Mitteilungen.

Überlegt man nach der Lektüre des Briefbandes, worauf wohl seine Anziehungskraft vor allem beruht, so ist es der allmähliche, aber ununterbrochene Wechsel der Umgebung und der Einflüsse, unter denen die Briefe entstanden sind, die immer weitere Ausdehnung des Horizontes rings um die fürstlichen Briefschreiber her, die Entwicklung vom sonnig-frohen Familienidyll zur weltgeschichtlichen Tragödie. Als die drei Prinzen in brieflichen Verkehr miteinander traten, lebten sie ganz im Kreise des königlichen Hofes, dem sie durch Verwandtschaft zugehörten. Der Lärm und die Aufregungen der großen Welt hallten nicht in das von keiner irdischen Sorge getrübte, fast tändelnde, der Frau und den Verwandten gewidmete Leben der jungen Männer hinein. Sie wurden wenig zu den Staatsgeschäften herangezogen; in die höhere Politik erhielten sie keinen oder kaum einmal einen Einblick. Darin waren die preußischen Prinzen sogar noch ungünstiger als Prinz Johann gestellt. ‚Liebster, bester Dicky' — ‚herzliebster Gianettino', so reden sich Johann und Friedrich Wilhelm einander an, erzählen sich von Familienbegebenheiten und Familienfreuden, empfehlen sich allerhand Volk, das Stellung suchend von einem Hof zum andern wandert, und überlegen, wie sie einander treffen und miteinander

ein paar fröhliche Tage verbringen können. 1828 reisen sie zusammen nach Italien. Es ist der Höhepunkt ihrer Freundschaft. Bei Gelegenheit geben sich die beiden Prinzen auch eine literarische Nachricht weiter. Friedrich Wilhelm spricht einmal von dem ‚ernsten und interessanten Buche' Rankes, seinem Erstlingswerk: ‚Den Fürsten und Völkern von Südeuropa'. Vor allem jedoch beschäftigen sie sich mit dem langsamen, aber rastlosen Fortschritte der Dante-Übersetzung Johanns.

Ganz sachte verknüpfte sich das Schicksal der Prinzen dann doch mit den Geschehnissen der Zeit. Im November 1829 erhielt Prinz Johann den Antrag, Griechenkönig zu werden, und lehnte ab. Er berichtete dem preußischen Freunde in allem Geheimnis darüber. 1830 ließ eine revolutionäre Erschütterung den Boden der deutschen Staaten zum ersten Male erbeben. In Sachsen trat an die Stelle des alten Königs Prinz Johanns älterer Bruder. Prinz Johann übte von da ab als Mitarbeiter des Bruders eine einflußreiche Tätigkeit im sächsischen Staatswesen aus. Friedrich Wilhelm war mit dem Verhalten der sächsischen Dynastie nicht zufrieden. Er fand sie gegen den Aufruhr zu nachgiebig: ‚Bei euch waltet die väterlichste, billigste Regierung von Deutschland; ihr habt ein treues Heer, die mächtigsten Nachbarn, denen es eine Freude wäre, euch moralisch oder physisch beizuspringen, und vor allem ein vortreffliches Volk auf dem Lande. — ! — ! — ! — ! Und ihr weist dem Otterngezücht, der Handvoll Canaille und Canaillen, dieser Mixtur von empörtem Pöbel und schändlichen Empörern nicht die Zähne? — !!! Ich sage es mit größter Überzeugung — unter allen denkbaren Lagen ist keine so vor allen Wagnissen sicher zu stellende denkbar als die eure! und noch heute höre ich, daß ihr mit dem Gesindel euch einlaßt, bald nachgebt, bald vorstellt, bittet und verhandelt — das macht mir das Blut sieden — da wo ihr von Gott und Rechts wegen nichts tun solltet als befehlen — entweder; oder — und dies oder niemand so imstande auszusprechen als ihr. — Ein Wort des Königs und der verehrten Prinzen an das Landvolk und sie schlügen die Empörer tot. — Ein Befehl an eure Garnisonen und sie besetzten jauchzend die ungehorsamen Städte Dresden und Leipzig, und wehe denen, die Widerstand leisten wollen; aber sie werden nicht wollen, wenn Ernst gezeigt wird, ich garantiere es; und flösse ein wenig Blut, nun denn, mit Gottes Hilfe fließe es; es ist dann gewiß solches Blut, das besser auf dem Pflaster des alten und Neumarktes an seinem Platz ist als in den Adern, die es jetzt durchströmt . . . Aber um Gotteswillen zeigt doch endlich Ernst.' 17½ Jahre später redete mit ganz ähnlichen Worten der 33 jährige Bismarck auf den ein, der diese Mahnungen und Beschwörungen nach Dresden geschickt hatte. Aber als sich Friedrich Wilhelm der Revolution in den eigenen Straßen gegenübersah, schenkte er ihren Forderungen mehr Gehör, als es von den Sachsen 1830 für gut befunden worden war. Er tat es übrigens nicht, ohne auch von Johann im Sinne der Milde beraten zu werden.

In der ganzen Zeit zwischen den beiden Revolutionen von 1830 und

1848 teilten sich die beiden Prinzen, von denen Friedrich Wilhelm 1840 den Königsthron seines Landes bestieg, ihre Ansichten über wichtige Vorkommnisse mit und bestärkten sich dabei gegenseitig in ihren politischen Anschauungen. Vor allem gingen ihnen die Verfassungssorgen der deutschen Bundesstaaten nahe. Sie waren bei den Volksführern als Ultra verschrien, wurden aber bezeichnenderweise auch von dem hohen Beamtentum ihrer Regierungen mißtrauisch betrachtet.

Reaktionär dachte sicherlich keiner von beiden, mochten gleich die Meinungen Friedrich Wilhelms durch ihre ausgesprochen romantische Färbung zuweilen reaktionär scheinen. Weder er, noch Johann waren gegen Mängel und Gebrechen ihrer fürstlichen Vettern blind. Friedrich Wilhelm beurteilte die Mißstände in Braunschweig, die dort wenige Jahre später zu Unruhen führten, schon 1826 als herzzerreißend. ‚Das ist doch wahrlich mehr als Kinderei. Es ist wirklich heidnischer Wahnsinn.‘ Und 1830 war er sogleich wieder mit dem scharfen Ausdrucke bei der Hand: ‚Zu Braunschweig und Kassel herrschten oder herrschen Ungeheuer. Onkel Altenburg trotz seines 50 jährigen Jubels hat sich als ein alter Esel bewährt.‘ Die Prinzen entzogen sich nicht einmal dem Reiz des modernen Konstitutionalismus. So wie Bismarck als Student in den gleichen Jahren von einer Laufbahn gleich der Peels, Mirabeaus oder O'Connells träumte, so bekannte Johann dem Freunde wohl: ‚Wie angreifend die öffentlichen Sitzungen sind, ist nicht zu glauben, weil man so gespannt dasitzt, jedes Wort auf die Wagschale legt und sich stets in der Gewalt haben muß. Übrigens hat es ein Interesse, welches selbst die anti-konstitutionellsten Gemüter unwillkürlich fesselt.‘ Ihr Ideal war die Wiederbelebung des korporativen Geistes in der Nation und daraufhin der ständischen Verfassung. Zur Thronbesteigung schrieb Johann an Friedrich Wilhelm: ‚Möge es Dir gelingen unter Belebung der echt ständischen Wirksamkeit, den bösen Geist vom Westen fernzuhalten!‘ Als in Dresden eine neue Städteordnung ausgearbeitet wurde, wartete Friedrich Wilhelm voller Spannung auf den Entwurf. ‚Demokratischer als unsere alte ist es kaum möglich, eine zu denken; darum sage ich aber keineswegs, daß sie schlecht ist. Sie kann vortrefflich werden, sobald man nur ein Korporationselement wieder hineinbringt. Unter diesen Korporationen sind aber keineswegs die Gewerke verstanden. Diese vielmehr, in ihren unzähligen Zünften, Innungen, Genossenschaften bleiben für sich, und alle zusammen würden nur als eine Korporation einen oder mehrere Stadtverordnete wählen . . . Mein Ideal ist immer, daß in großen und geschichtlichen Städten die Stadtverordneten zur Hälfte nach Distrikten und zur Hälfte von den Korporationen gewählt werden . . . aus der Kaufmannschaft, den Ackerbürgern, den Gewerken, dem Gelehrtenstande, den bloßen Hausbesitzern, den Rentiers, den hohen Ständen (die nach meiner Absicht das Patriziat bilden sollten).‘ In dem korporativen Leben schien beiden Männern die echte bürgerliche Freiheit den besten Nährboden und Hort zu finden. Daneben wollten sie

die Hochhaltung der staatlichen Autorität. Das eine wie das andere schied sie von den Radikalen und Liberalen, das erste auch von der Bureaukratie ihrer Länder. Niemanden bedachte Prinz Johann, seines Katholizismus ungeachtet, mit solchem Zorne wie die aufständischen Belgier. Alle Nachrichten über Erfolge der Oranier gegen sie nahm er mit wahren Jubelrufen auf.

Auch die kirchlichen Fragen, die die öffentliche Meinung der 30er und 40er Jahre fast ebenso wie die Verfassungsfragen beschäftigten, führten zu einem wiederholten Gedankenaustausche der beiden fürstlichen Persönlichkeiten. Prinz Johann wünschte aus voller Seele Friedrich Wilhelm, daß er in Preußen zwischen Staat und katholischer Kirche den Frieden herstellte. Wie in diesem Wunsche, so trafen sie sich in gleicher Abneigung wider den Deutsch-Katholizismus. Einig waren sie sich nicht minder in ihrem nationalen Denken als Deutsche. Sie teilten die Sehnsucht ihres Volkes nach einem starken und angesehenen Staatsleben. Prinz Johann ließ sich auch durch die Schwierigkeiten, die der stärkere Nachbar Sachsen in der Zoll- und Eisenbahnpolitik bereitete, um es in sein Gefolge zu zwingen, nicht daran hindern, dem königlichen Freunde zu versichern, daß er ihm bei einer Kaiserwahl die Stimme geben würde. Den vollen Ernst, womit sich Friedrich Wilhelm und Johann nunmehr den Staatsgeschäften widmeten, erlauben freilich erst die Ausführungen in ihren Briefen zu ermessen, die sachlichen Einzelfragen der Staatsverwaltung galten. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch all die Briefe jener Jahre.

Mit dem Frühjahr 1848 kam der Märzsturm über Preußen wie über Sachsen. Damals redete Prinz Johann auf den königlichen Freund ein, daß er ‚die Sache nicht auf die äußerste Spitze‘ treiben möge. ‚Mißlingt eine gewaltsame Unterdrückung, so ist das Schicksal aller Fürsten Deutschlands entschieden, und glaube mir, die öffentliche Meinung ist zu stark, als daß ihr auf die Länge mit bloß mechanischen Mitteln entgegenzuarbeiten sei... Ahme soviel wie möglich unser Beispiel nach. Es ist der einzige Weg, der für Preußen und für ganz Deutschland zum Heile führt.‘ Aber der sächsische Prinz hatte nicht erst nötig, Friedrich Wilhelm nachgiebig zu stimmen. Der König verfügte nicht über die Willensstärke und Nervenkraft, um den Sturm, der sich nun zum ersten Male gegen seine eigene Dynastie wandte, zu bestehen. Prinz Johann sollte jedoch die Genugtuung darüber nicht lange empfinden. Einmal ging Friedrich Wilhelm den im März 1848 betretenen Weg der Verfassungsänderung nicht so gradlinig weiter, wie es Prinz Johann gewünscht hatte. Anfang Dezember oktroyierte er seinem Volke eine Verfassung. Sodann aber erfolgte eine Annäherung Preußens an das Gothaertum, an die kleindeutsche liberale Partei. Im gleichen Maße entfremdete sich Preußen von Österreich. In Johann lehnte sich dagegen nicht nur das Denken des Mittelstaatsfürsten und die ererbte Anhänglichkeit des Wettiners an das Haus Habsburg auf; auch sein grundsätzlich konservatives Denken, sowie das Bewußtsein, daß die sächsische Selbständigkeit

am besten unter der doppelten Hut Österreichs und Preußens aufgehoben sei, wenn sie in Freundschaft verbunden wären, ließ ihn unwillkürlich seine Stellung nehmen. ‚Und nun zum Schluß noch ein Wort als treuer Freund. Es gibt gewiß in Deutschland kein loyaleres und wahrhaft deutscheres Herz als das Deinige. Daher ist auch gewiß alles, was Du getan hast und noch tust, von den reinsten Gesinnungen für Deutschlands Wohl ausgegangen. Aber die Partei, die gegenwärtig bei euch am Ruder steht, scheint mir von andern Ansichten auszugehen; sie will weniger ein einiges Deutschland als ein mächtiges Preußen; sie ist eng verbunden mit jener Gagern'schen Partei zu Frankfurt, welche im deutschen Einheitsstaat unter Preußens Zepter die Verwirklichung ihrer halbrepublikanischen Pläne sieht und anstrebt. Gegen Dich führen sie jedenfalls eine andere Sprache; aber um mich dieses jetzt so geläufigen Bildes zu bedienen, das ist doch des Pudels Kern. Ich war vielleicht einer der ersten, der in einer Zeit, wo noch der preußische Name unter Sachsens Staatsmännern ein Greuel war, meine Stimme für eine Annäherung an Preußen erhob. Es ist daher gewiß nicht ohne Grund, daß ich jetzt nicht für ein unbedingtes Fortgehen auf der von euch eingeschlagenen Bahn mich erklären kann, wo so viele meiner Landsleute in diesem Sinne sich aussprechen.‘

Fortan drängte sich ein Mißtrauen in Johanns Beobachtung der preußischen Politik, das sich unter Friedrich Wilhelm IV. noch in maßvollen Grenzen hielt, unter Wilhelm I. aber bis 1866 fortwährend steigerte. 1851 gewann Johann bei einem Besuche des preußischen Kabinettsekretärs Marcus Niebuhr den Eindruck, daß einzelne zur Umgebung Friedrich Wilhelms gehörige Männer den König in Verpflichtungen gegen Österreich zu verwickeln wünschten, vor denen der König persönlich ohne Zweifel zurückbebte. Es handelte sich nach der Vermutung Johanns um die heimliche Vorbereitung einer Annäherung Preußens an Sardinien. Der König wies, sobald er unterrichtet war, eine solche Möglichkeit weit von sich. 1855 jedoch, auf der Höhe der den Krimkrieg begleitenden diplomatischen Verwicklungen, klang es aus des Königs Munde anders. Der Krimkrieg schien anfangs den Mißmut beheben, Prinz Johann und König Friedrich Wilhelm einander auch als Politiker näherbringen zu sollen. Dann jedoch führte gerade er durch die Verwirrung, womit er die auswärtige Politik sowohl Österreichs wie Preußens schlug, zu den ersten scharfen Auseinandersetzungen. In König Friedrich Wilhelm IV. Überlegungen tauchte dabei schon der Österreich feindliche Einfluß Bismarcks auf. König Johann hinwiederum geriet unter den Einfluß des Freiherrn von Beust. Friedrich Wilhelm fühlte sich durch Österreich betrogen; seine Briefe nahmen den Ton stärkster Erregung an. Er sprach davon, daß auf Deutschland das Doppeljoch Österreichs und Frankreichs ruhe. Am Ende werde Österreich in ehrlosem Verein mit Napoleon ganz Deutschland auf Preußen hetzen. Johann antwortete ebenso bestimmt. Aber seine ruhige, milde, auf Ausgleich bedachte und doch einem bestimmten sachlichen Ziele zu-

strebende Art verleugnete sich auch damals nicht. Im Gegenteil zeigte sich ihr Unterschied von der so ganz anderen Art seines Schwagers nirgends wohltuender als in den zahlreichen Briefen des Jahres 1855.

Kurz vor der schweren Erkrankung, die der Regierungstätigkeit Friedrich Wilhelms im Herbste 1857 für immer ein Ziel setzte, legte Johann dem Freunde noch einmal nahe, daß er den Geist des Argwohns, der zwischen Österreich und Preußen seit dem Jahre 1848 waltete, bannen und auch wieder von der Politik des passiven Widerstandes absehen möge, die sein Ministerium beim Bundestage übte und wodurch der Bund fast um jede Wirksamkeit gebracht wurde. ‚Wenn nun aber die teutschen Mittelstaaten, namentlich die südteutschen, kein Vertrauen in den zwiespältigen und in seinem Ansehen herabgesetzten Bund mehr haben können, wenn ihnen kein einiges Österreich und Preußen einen Rückhalt mehr bietet, so werden sie bei eintretenden Krisen sich eine Hilfe suchen, wo sie sie am besten zu finden glauben, und am Ende den Lockungen von Westen her ihre Ohren nicht verschließen . . . Es gibt in Preußen eine zahlreiche Partei — ich möchte sie die stockpreußische nennen —, die ihre Mitglieder in den höchsten Beamtenkreisen zählt. Diese Partei, die bis zu einem gewissen Punkt ihr Echo in den Gothaern findet, strebt ohne weitere Rücksicht nach einer Machtvergrößerung Preußens . . . Ich rechne hierher vorzüglich den konsequenten und bis ins kleinste gehenden Widerstand der preußischen Bundesgesandtschaft gegen jede Maßregel, welche die Wirksamkeit oder das Ansehen des Bundes zu erhöhen geeignet ist.‘

Von da an war Johanns preußischer Korrespondent ausschließlich Wilhelm I. Mit ihm mußte sich König Johann wegen der deutschen Politik und des preußisch-österreichischen Verhältnisses schon 1859/60 aufs neue auseinandersetzen. König Johann drängte, daß Preußen Österreich gegen Napoleon beistehen solle; Wilhelm beteuerte die Loyalität seines Verhaltens gegen Österreich in einer Ausführlichkeit, die seine Darlegung auch als Quelle für unsere Kenntnis der damals zwischen Berlin und Wien geführten Verhandlungen wichtig macht. Aber dadurch, daß Beust die auswärtige Politik Johanns bestimmte, verstanden sich die beiden Fürsten nicht mehr. Die Briefe wuchsen sich zu Denkschriften aus; es sind im Grunde keine Privatbriefe mehr, sondern Schreiben, die die verantwortlichen Staatsmänner entwerfen und die von den Fürstlichkeiten nur unterzeichnet werden. 1860 dreht sich der Briefwechsel vornehmlich um den Nationalverein, gegen den Johann Wilhelm gerne zu einer festeren Stellungnahme gedrängt hätte. 1863 kamen die beiden Könige für einen Augenblick wieder in eine ganz enge Berührung, als König Johann im Auftrage der übrigen deutschen Fürsten vom Frankfurter Fürstentage nach Baden-Baden reiste, um König Wilhelm zu bereden, daß er trotz seiner Absage nach Frankfurt herüberkäme. 1864 stritten die beiden fürstlichen Herren um den Sinn der Bundesverfassung. Das Mißverständnis nahm beständig zu. Es endigte damit, daß sich die beiden Könige im Kriege von 1866 feindlich

gegenüberstanden. Die preußischen Siege brachten Sachsen in Gefahr, seine Selbständigkeit einzubüßen. Die Gefahr ging vorüber, das siegreiche Preußen überspannte den Bogen nicht. Darauf wurde der Ton der Briefe in den folgenden Jahren wieder herzlicher. Von einer Freundschaft freilich, wie sie ehedem Friedrich Wilhelm und Johann füreinander empfunden hatten, und von einer Gemeinschaft der Ideen und Interessen, wie sie den Briefen der dreißiger und vierziger Jahre ihr Siegel aufdrückte, ist auch in den kurzen Briefen Wilhelms und Johanns von 1867 bis 1873 nichts zu merken. Aber nach schweren Wettern war am Lebensabend der beiden Fürsten doch wieder die Sonne durchgebrochen. Sie warf noch einen freundlichen, verklärenden Schein auf ihre letzten Beziehungen. Etwas von diesem Scheine glitt auch über Bismarck hin. Beust dagegen war seit dem Herbst 1866 aus dem Kreise hinausgerückt. Er betrieb in Wien bis 1870 gegen Preußen eine offenkundig feindliche Politik. König Wilhelm konnte sich einmal eine Anspielung darauf nicht völlig versagen. In der Tat bleibt es ein Rätsel, daß gerade Johann gar so tief in den geistigen Bann seines begabten, jedoch wesentlich aufs Blenden angelegten und im Gesamtergebnis seines Wirkens unheilvollen Ministers geriet. Die großen Tage des Französischen Krieges erlebte König Johann noch in der Genugtuung darüber mit, daß die französische Gefahr, die er aus dem preußisch-österreichischen Gegensatze hatte aufsteigen sehen und viele Jahre hindurch angekündigt hatte, durch die Siege überwunden wurde. Anderseits hinterließ in ihm der durch die Siege bedingte Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund das schmerzliche Gefühl, daß Sachsen seine Bedeutung für die preußische Politik schon wieder verlor. Er merkte den Wandel zuerst daran, daß seine Regierung 1870 zu den Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten zwar eifrigst herangezogen, aber auf die Wünsche, die er in der Absicht einer Verfassungsänderung vorbrachte, keine Rücksicht genommen wurde. Drei Jahre später war sein Leben am Ziele. Mit den Briefen der beiden Greise verklingt das Buch. Wer noch das Jauchzen der Jugendbriefe, den vollen, reichen Klang der Mannesbriefe im Gehöre hat, der meint bei ihrer Lesung wohl nur noch einen Nachhall zu vernehmen.

Musik der Welt / Von Max Fischer

„Aus der mysteriösen Burg des Musikers führt eine Brücke ins freie Land der Bilder und der Lyriker schreitet über sie hin."
F. Nietzsche.

Musik der Welt' hat Alfred Mombert einen jüngst erschienenen Auswahlband seiner Lyrik (Insel-Bücherei Nr. 181) genannt und mit diesem Titel sehr glücklich das Wesen seines lyrischen Schaffens charakterisiert. Es sind die geheimen Grundtöne der Welt, die Alfred Momberts mystischer Sinn erlauscht und die er aufs Papier wirft ohne jeden artistischen Gestaltungswillen, leise melodische Klänge hinhauchend, jauchzende Verzückungen kündend, dunkle Visionen aus vulkanischen Tiefen fördernd, schwer und unbehauen wie erratische Blöcke.

In dieser visionären Ursprünglichkeit, in diesem souveränen Verzicht auf stilisierende künstlerische Formung liegt der fundamentale Gegensatz Momberts zu seinem Antipoden unter den modernen deutschen Dichtern, zu Theodor Däubler. Die Quellen des Erlebnisses, aus denen sie beide schöpfen, sind dieselben: jene Urgründe der Mystik, aus denen die große kosmische Dichtung aller Zeiten ihre Kraft empfangen hat. Aber Theodor Däubler ist ein bewußter und zielstrebiger Architekt, ein klug wägender Former und Bewältiger seiner großen Erlebnisse, begabt mit einem artistischen Wissen selbst um die raffiniertesten Kompositionen stilistischer Technik — Alfred Mombert ist ein Elementarer, ein Einheitlicher und ein Unerbittlicher, dem alle die bewußten Künste Däublers als künstelnde Profanierung heiligster Offenbarungen erscheinen müssen. Theodor Däubler ist virtuoser Vollender des sprachlichen Ausdrucks, der vokalreich wie die großen italienischen und spanischen Dichtungen uns ins Ohr tönt und wohlgefällig in formalen Klangspielereien sich verschwendet, — Alfred Mombert aber ist ein Abgründiger, der aus seinen schütternden Visionen kaum noch zurück findet in die Täglichkeit unserer Worte, ein Stammelnder, der es leidvoll empfindet, wie schlecht die Welt der Sinne das Übersinnliche wiederzugeben vermag, wie wenig die schwachen Worte des Menschen imstande sind, das Unaussprechliche zu sagen, das Unausdeutbare zu deuten. An artistischem Können steht Däublers meisterlich gerundetes Werk hoch über den abrupten Fragmenten und zerbrochenen Melodien Alfred Momberts; aber als Stimmgabel kosmischer Melodien, als mystischer Schauer, als Künder geheimer Urgründe ragt Mombert über Däubler wie über alle Dichter seiner Zeit.

In einer Epoche ganz naturalistischer Kunst ist Momberts Dichtung erwachsen und schon in ‚Tag und Nacht' (1893), dem Gedichtwerk des Zwanzigjährigen, tönen mitten in epigonenhaften Gedichten eigene und entscheidende Klänge, die jedem, der ein Organ hatte für Elementarität des Erlebnisses, als Offenbarungen einer nicht naturalistisch beengten Kunst sich aufdrängen mußten. Arthur Möller van den Bruck hat sich ein bleibendes Verdienst damit erworben, daß er damals schon, obwohl noch ganz

umfangen von naturalistischen Kunstideen, die eigenartige Neuheit und die elementare Kraft Alfred Momberts empfand und für sie sich einsetzte. Ein Künstler von neuartiger Prägung, keines Meisters Schüler oder Nachläufer, hatte in einigen dieser frühen Gedichte sich enthüllt. Denn schon lösen sich aus anekdotischen Episoden und impressionistischen Schilderungen symbolische Erkenntnisse: geheimnisvoll webt der Tod in dem Pfründnerhaus, wo von jedem Fenster ein Mütterchen zu seinem Lichte trippelt; heiß und verlockend schreitet sonnesüße Sünde durch die grüne Landschaft des Frühlings; aufschreiendes Leid der Dirnen schrillt aus dem Geklirre des Großstadtcafés. Noch nehmen des Dichters Erkenntnisse ihren Ausgang von den Impressionen der sinnlichen Erscheinung, aber schon steigt ihm die Ahnung auf, daß die großen Erlebnisse, die nicht nur empirisch wirklichen, sondern die metaphysisch wahren, im Innenleben der Seele verborgen sind. Wie schmerzhafter Dolchstoß trifft es ihn, daß diese tiefsten und eigentlichsten Erlebnisse unsagbar sind, weil unsere Seele erscheinungslos ist und die Erschütterungen ihrer Gründe keinen Ausweg finden in die sinnliche Gestaltung.

,Ewiger Mangel an Form.
Ewige Sehnsucht nach Form.
Unstillbar.
Bäume dich auf im Urdrang! —
Arme Seele,
dir wird
keine Erlösung.
Keine Vollendung.
Keine Erscheinung.'

Diesen Weg von den sinnlichen Erscheinungen zur Anschauung des inneren Seins ist Alfred Mombert in seinen späteren Gedichtwerken ,Der Glühende' (1896), ,Die Schöpfung' (1897), ,Die Blüte des Chaos' (1905), ,Der himmlische Zecher' (1909) und ,Der Held der Erde' (1916, noch nicht im Buchhandel) Stufe für Stufe geschritten. Schon die verheißenden Titel der Gedichtbücher lassen die Entwicklung des Dichters ahnen, dem die Episode des Alltags und die Empfindungen des bürgerlichen Lebens immer mehr versinken und der von dem peripherischen Treiben der menschlichen Außenwelt sich immer mehr absondert in die ,Tiefeinsamkeit' seiner Seele, welcher die Gnade die Pforten ihrer kreatürlichen Befangenheit öffnet und mystisches Wissen ermöglicht von den Urkräften der Schöpfung.

,Sonne und Mond sind mein einziger Verkehr.
Vielleicht noch das Feuer, vielleicht noch das Meer.'

Soweit sein Geist doch noch zuweilen von Dingen der Außenwelt berührt wird, ist es nicht ihre äußere sinnliche Erscheinung, die ihn fesselt, sondern der metaphysische Kern des Geschehens. Lange schon, ehe das Schlagwort vom ,Expressionismus' aufgekommen war und die neue Sehweise in das Nachtretertum aller ,Kunstströmungen' entartete, ward das Erlebnis eines Konzertes in Alfred Mombert zu dieser grandiosen Innenschau:

,Sie sitzen noch auf der Tribüne,
die wilden Geiger, glühenden Bläser;
das ganze Macht-Orchester.
Sie alle sind eiskalt zu Erz erstarrt;
metall'ne Glieder, bronzene Gesichter,
auf schwarzen Locken thront regungslos der Sturmhelm.
Und drunten tief im Saal auf tausend Stühlen,
in langen, stillen Reihen,
drin manchmal ein Häufchen Asche niederfällt,
sitzen die Skelette der verzehrten Hörer.
Doch alle überragt der Meister der Kapelle.
Er flammt vor seinem Pult als rauschende Fackel
zu den Gewölben auf, und die Erz-Posaune
verkündet schmetternd seine Herrschaft.

Aber in dunklen Hintergründen einer Galerie
sitzt der Geist der Freiheit,
sitzt der Tondichter.
Den Fuß hält er gestemmt auf den Kopf des Tieres im Abgrund;
und das Tier ist das Chaos.'

So wird selbst die Gestaltung irdischer Geschehnisse in transzendente Sphären entrückt; hinter dem Sinnenhaften der Erscheinung tut geheimnisvoll das Sinnhafte des Wesens sich auf. Die Augen des Mystikers schauen nicht mehr auf die Nüancen der Außenwelt; sein Sinn starrt nach innen, senkt sich ein in den tiefen Urgrund unserer Seele, wo die Individualität mit dem All, die Kreatur mit dem Schöpfer zusammenhängt. So vermag er die Untertöne des Seins zu ahnen, gegenüber denen der in periphere Getriebe gebannte Mensch vermauert ist.

,Weht der Wind nicht leise
Über die Welt dahin?
Eine Wolkenweise.
Über mein Herz dahin.'

Die Überwindung des kreatürlichen Ichs, die Selbstaufgabe, die mystische Einsenkung in die Gottheit muß die Seele finden, auf daß sich ihr die Sphären öffnen und sie über die Schranken ihrer erbsündigen Natur hinauswächst zum ,himmlischen Zecher', zum mit Gott vereinigten Menschen, zum ,Äon'. Um dorthin zu gelangen, muß der Mensch sich aus alle dem, woran sein kreatürliches Ich hängt, ein Schwert schmieden und es jubelnd in die eigene Brust stoßen. Aus der Kraft dieser Entichung reift die Gnade der Gotterfülltheit. Es wird der Mensch erlöst aus den Unzulänglichkeiten des irdischen Lebens, der Unentrinnbarkeit aller Gesichte, der Unaussinnbarkeit aller Gesetze, der Unvollendbarkeit aller Zeugungen — er hat das zeitliche Leben überwunden, er kostet das ewige Leben, das unverlierbar ist.

Tausend dunkle Abgründe sind auf diesem Wege, Hemmnisse und

große Sehnsuchten, ehe das heilige Ziel erreicht ist. Die dunkle Nacht der Seele, wie sie einst Johannes vom Kreuze greifend darstellte, die zerknirschte Verlassenheit eines Arnulf von Löwen, die düsteren Visionen eines Philipp de Greve sind wieder auferstanden in dem wahlverwandten Erleben des großen deutschen Mystikers der Gegenwart. In ekstatischen Aufschreien schwelt sein brennender Gesang, schreit seine qualvolle Sehnsucht bis zu dem blauen Gipfel des Gaurisankar.

Selig aber ist der Dichter erst in jenen Stunden der Weihe, wenn erlöst von den Schranken der Kreatürlichkeit sein ‚Tiefenbewußtsein‘ in Gott ruht, in jenen ‚hohen Mitternächten, wann die Sinne hinüberreifen‘ und die Gnade ihn aus der Pilgerschaft des irdischen Hastens in die himmlische ‚Heimat‘ entführt.

‚Schlafend trägt man mich
in mein Heimatland.
Ferne komm' ich her,
über Gipfel, über Schlünde,
über ein dunkles Meer
in mein Heimatland.‘

Dort in seiner überirdischen Heimat dringen die großen kosmischen Gesichte in ihn ein, die ihm ahnend den Sinn der Welten erschließen. Das sind die höchsten, die reinsten Stunden, erhaben über den verlangenden Sehnsuchten und den ekstatischen Vermessenheiten, die wissenden Weihestunden der Verklärung:

‚In dem wunderbaren Himmel-Leben
ist das Herrlichste: das stille Schweben
über Welten. Meinen hohen Ort
kann kein Flügelschlag erringen.
Unter meinen stillen Schwingen
Ziehen selig ganze Welten fort.‘

Und doch wieder führt irgend eine verwandte Sehnsucht zu den Menschen aus der Gotteseinsamkeit in die Welt zurück, sehnt den Menschenbrüdern zu schenken von den Gnadestunden der Versenkung, möchte in franziskanischer Liebe Güte verschwenden an alle Kreatur:

‚Meine großen Flügel werd' ich ausspannen
über Feuer und Meer,
über die grünen Tannen,
über alle Schiffe und Sonnen,
über alle Wöchnerinnen
auf beblutcten bleichen Linnen,
über alle Richter und Verbrecher:
drüberher, drüberher
schöpf' ich am rauschenden Himmelbronnen
zu einem tiefen Trunk den Silberbecher.‘

Es ist das Leid aller Mystiker, daß das Übersinnliche sich der Möglichkeit sprachlicher, d. h. sinnlicher Gestaltung entzieht. Um das übersinnliche

Erlebnis mitteilbar zu machen, muß man es übersetzen in sinnliches Erleben, muß die unendlichen Geheimnisse umgestalten zu endlichen Symbolen. So wird das Transzendente übersetzt in die Sprache dieser Welt: aus dem Erlebnis der Mystik erwächst die Gestaltung des Mythos. Kein Mystiker, der sich mitteilen will, kann der Symbole entraten. Wenn er in einer unmystischen Umwelt aufwächst, die ihm keine gestalteten Symbole zuträgt, muß er sich seine eigene Symbolensprache schaffen. Schon in seinen Gedichten hat sich Mombert zuweilen genötigt gesehen, Symbole für sein sonst unmittelbares Erleben zu schaffen; er hat dann geradezu eine ganze Mythologie gestaltet in seinem Mythos ‚Der Sonne-Geist' (1905) und in einer dramatischen Trilogie: ‚Aon der Weltgesuchte' (1907), ‚Aon zwischen den Frauen' (1910) und ‚Aon vor Syrakus' (1911). Es kann nicht Aufgabe dieser zur ersten Einführung in Momberts Kunst führenden Andeutungen sein, eine materielle Darstellung dieser Symbolik zu geben — ihre Ausdeutung soll in einer besonderen Abhandlung über Momberts ‚Aon' versucht werden. Nur so viel sei an dieser Stelle gesagt, daß der ‚Aon' Zentrum und Gipfelpunkt von Momberts Schaffen darstellt, geheimste Klänge sphärischer Musik und tiefer Weltweisheit bergend, ein großes und geheimnisvolles symbolisches Werk, wie es die deutsche Literatur seit dem freilich kompositionell überlegenen, aber vielleicht auch weniger abgründigen zweiten Teile des „Faust" nicht mehr erlebt hat. Ähnlich wie Theodor Däubler im ‚Nordlicht' seine Mythologie schuf, nur weniger willkürlich und barock, schuf Mombert das große symbolische Menschheitsgedicht von ‚Aon'.

‚In der Menschen dunkelflutenden Massen
stehst du, in den Abend-Gassen:
riesenhoch glänzend!
Und sie schreiten dumpf durch dich hindurch
mit gesenkten Stirnen.'

Wenn man irgendeinem deutschen Dichter unserer Zeit das Attribut der Genialität gibt, so kann es nur Alfred Mombert sein. An der grandiosen Macht seiner Visionen gemessen, empfinden wir das Spielerische in der Kunst Rilkes, das Krampfhafte und Unorganische in der Dichtung Werfels, das müde Epigonentum in den mystischen Versen Max Pulvers. Alfred Mombert hatte wirklich ein gewisses Recht, als Motto auf eines seiner Bücher das stolze Wort zu setzen: ‚Quidquid feci, venit ex alto.' Der Spannweite seines inneren Lebens freilich wird man nicht gerecht, wenn man die dunklen Fragmente seiner Dichtung nur nach Maßgabe der formalen Gestaltung wägt. Denn oft stehen neben den tiefsten Offenbarungen und ergreifendsten Melodien unzulängliche, ja geradezu triviale Worte, die nicht wiederzugeben vermögen, was die Entrückung des Dichters erlebte. Für Mombert ist die Dichtung nicht Selbstzweck, sie ist nur eine gelegentliche Objektivation seines inneren Lebens, ein bruchstückhaftes Tagebuch seiner mystischen Verzückung:

‚Die Welt-Harfe schlagend,

schreib ich nieder die Geschichte meines Lebens.
Es ist die Geschichte glühenden Sich-Preisgebens.
Es ist die Geschichte heiligen Hinüberschwebens.'

Forschen wir tiefer, wo die Diskrepanz zwischen Erlebnis und Gestaltung in Momberts Werk ihren Ursprung hat, so werden wir wohl den entscheidenden Grund in dem Mangel an lebendigen und traditionellen Symbolen zu suchen haben, der unserem Zeitbewußtsein eigen ist. Nur in der Kirche, zumal in der katholischen, sind noch sinnvolle Symbole des Übersinnlichen vorhanden und dem Gläubigen verständlich. Der außerkirchliche Mensch unserer Zeit besitzt keine Symbolensprache, und der Mystiker, der nicht aus dem Schoße der Kirche seine Symbole empfängt, ist genötigt, eine eigene mystische Sprache zu erfinden. Das isoliert nicht nur sein Leben, sondern auch sein Wirken. Während das Band der gemeinschaftlichen Symbole den Dichter einreiht in die Gemeinschaft der Gottsucher und sein erlebtes Erfüllen der Symbole im Gemeinschaftsgeist weiterlebt, wird der moderne Mystiker, weil er sich nur einer von ihm nach Maßgabe seiner individuellen Bedürfnisse geschaffenen Symbolik bedient, von solcher befruchtenden Wirkung auf das mystische Leben der Generationen ausgeschlossen sein. Seine Symbolik ist zu sehr beengt von dem kulturellen Stand seines Zeitbewußtseins und den Schranken seiner Persönlichkeit. Es gehört heute schon ein jahrelanges Studium dazu, um Momberts ‚Äon' oder Däublers ‚Nordlicht' ganz zu verstehen. In Zeiten, die durch ein anderes Kulturbewußtsein von uns getrennt sind, wird diese Schwierigkeit noch weit größer sein. So wird gerade das eigenste Schaffen dieser großen Dichter nicht für eine breite Vertiefung des mystischen Bewußtseins fruchtbar werden können, sondern leider auf einen engsten Kreis ästhetischer Genießer beschränkt bleiben.

Wenn man diese Zusammenhänge erwägt, erkennt man, wie viel die buddhistischen und vor allem die christlichen Mystiker dem Umstande verdanken, daß sie in lebendiger Wechselwirkung standen zu den Traditionen großer Symbole und zu dem lebendigen mystischen Glaubensleben ihrer Gemeinschaft. So wurden die mystischen Dichter der Christenheit befruchtet von den lebensvollen und allgemeingültigen Symbolen der Kirche und strömten ihr Erleben zurück in den unermeßlich reichen mystischen Schatz der Una Sancta Ecclesia. Nur so war es der seraphischen Gottesliebe eines Suso und der leidenschaftlichen Kontemplation eines Ruisbroeck, der schlichten Frömmigkeit eines Thomas von Kempen und der wilden, schwermütigen Gottessehnsucht eines Jacopone da Todi möglich, die kongeniale Ausdrucksform ihres mystischen Erlebens zu finden. Und nur durch diese segensvolle Wechselwirkung zwischen der individuellen Mystik und der Heiligungsanstalt der Kirche konnte es geschehen, daß die steilen Gesänge des Aurelius Ambrosius und die demutvollen Hymnen des Thomas von Aquin, ja die vielen Sequenzen und Hymnen mystischer Dichter, deren Namen uns längst verlorengegangen, noch befruchtend wirken auf das mystische Leben unserer Zeit und weiterleben werden im lebendigen Christentum der Zukunft.

Weltkirche und Vaterland / Von Ph. Funk

An jenem denkwürdigen Pfingstvorabend des Jahres 1915, der den offenen Verrat unseres Bundesgenossen vom Dreibund sah, betrat ich zum erstenmal während des Krieges den belgischen Boden in Erfüllung eines dienstlichen Auftrages, der mich vom Liller Gebiet nach Tournai (Doornyk) führte. Der klare Maitag erhob das Gemüt um so mehr, als man aus den Fabrikstraßen von Roubaix kommend schon für das bescheidendste Grün der Natur dankbar war. So erschien mir ein Paradies neugewonnen, als mich die Dampfstraßenbahn in einem dürftigen Grenzdorf aufnahm und durch frischgrüne Alleen und Parke der Stadt entgegentrug, die von einem vieltürmigen Münster beherrscht, den Ankömmling mit einer Art deutscher Traulichkeit begrüßte. Sprossende Saaten lagen am Weg und jubelnde Lerchen waren im leuchtenden Blau; Bauernhöfe tauchten auf und zogen vorüber, unter schattenden Bäumen geborgen, von Hecken und Hainen umfriedet. Ein Stück Heimat war mir wieder begegnet, und was auch noch an Fremdartigem blieb, das veränderte und verklärte die Kraft des Traumes, der von den immer näher winkenden romanischen Münstertürmen ausging, die so lieb und so bekannt waren wie die Türme der Stiftskirche von Ellwangen, der Dome von Mainz und von Limburg. Und es war ja auch eine Stadt, die ehedem deutsche Art gekannt, nachdem sie aus einer merovingischen Residenz zu einer Hauptstätte des deutschen Karolingerreiches geworden, der Mittelpunkt des Hennegaues, Trägerin deutscher Kultur, so kernhaft und markig, wie das Münster im deutschen — zu unrecht romanisch genannten — Stil, um das die Stadt am Scheldeufer lagert.

Ich schritt bald darauf über die Brücke, die rasselnd sich heben muß, wenn einer der Lastkähne, die im trägen Flusse lagern, weiter will, meerwärts durch Belgien oder hinüber in den französischen Hennegau, durchmaß den weiten Markt, einen der eigenartigsten Plätze mit dem düstern Belfried, und langte durch enge Zugangsgäßchen vor der Kirche an, die mit dem Massiv ihrer Vierungstürme die Stadt beherrscht. Durch ein Seitentor betrat ich sie und fand mich unmittelbar in dem ungeheuren Querschiff, das zum Größten und Harmonischsten gehört, was dieser Stil an Raum hervorbrachte. Schweift der Blick in den Absiden, die das Querschiff beiderseits abschließen, empor, so sinkt ein Gefühl unnennbarer Ruhe auf dich nieder — doch einer Ruhe, die nicht weich ist, sondern von Kraft und Größe, Spannung, Weite und Stärke getragen wird. Das ist das Wohlgefühl, das aus dem Bunde von Kraft und Maß hervorgeht. Das Geheimnis der größten Zeit früherer deutscher Blüte erschließt sich: Kraft und ‚maze' war das lebendige Ideal unseres vorgotischen Mittelalters. Wir stehen mitten in der Welt des Nibelungenliedes, umrauscht vom Klang der großen Sachsen- und Stauferzeit; große, weltbewegende Töne, nicht ohne den Beiklang von Schwerterklirren, aber doch voll wahrer, gerader, fröhlicher Menschlichkeit, nicht weich zwar, aber doch mild. Welche Harmonie!

Ich komme erst nach langem Träumen wieder zu mir. Bin ich im goldenen Mainz, wo Friedrich Rotbart seine große Pfingsttagung hielt, umkränzt von seinen Fürsten und umtost von des hl. römischen Reiches Mannen, seine Söhne zu Rittern schlug? Oder bin ich im Dome zu Limburg, der von Efeu umrankt ist wie vom Singen und Sagen der deutschen Vergangenheit? Ich besinne mich. — Nein!

Ich sitze im Kirchenstuhl einer belgischen Kathedrale. Vor mir dehnt sich ein schwerer, reicher Renaissancelettner in schwarzem und weißem Marmor und nur durch eine geöffnete Tür in dieser stolzen Scheidewand zwischen Laien und Geistlichkeit sehe ich in einen weiten gotischen Chor, fremdartig an das romanische Querschiff angewachsen, und in diesem Chor scheinen sich soeben die Kanoniker in ihren geschnitzten Stühlen zur ersten Pfingstvesper eingefunden zu haben. Am Hochaltar flammen die Kerzen und soeben tritt der Kantor in reichem feuerfarbenem Rauchmantel vor das große Pult mit dem dicken Choralbuch. Sie intonieren die Vesper am Vorabend des Pfingstfestes.

Nicht in Deutschland also, nicht im großen deutschen Mittelalter, sondern in der Kathedrale eines Landes, das eines der Hauptschauplätze des größten und furchtbarsten Krieges der bisherigen Geschichte geworden ist; und die dort vorne die Gebete und Gesänge der weltumspannenden Kirche beginnen, Klänge, die auch mir, dem deutschen Katholiken, von Kindheit auf geläufige Mutterlaute sind, sind meines Volkes Feinde. Pfingsten feiern sie, in Form und Gedanken einig mit mir, das Geburtsfest der christlichen Gemeinschaft, und doch sind unsere Herzen durch einen Krieg, durch Blut und Feuer getrennt. Viele Zungen wurden am ersten Pfingsttag im Feuer des Geistes vereinigt, so daß sie ohne Schwierigkeit sich verstanden und ihre Gemeinschaft das feste Band einer Gottesfamilie auf Erden schloß. Davon erzählen und das feiern gerade jetzt die frommen Worte und Weisen, die dort hinter der Marmorwand im hohen Chore ertönen, kräftig angestimmt von starken Männerkehlen und süßbewegend fortgeführt von weichen Knabenstimmen.

Und während sie solches in Psalm und Antiphon verkünden und preisen, hören neben wenigen Andächtigen Angehörige des Heeres zu, das ihre Städte verbrannt, ihre Brüder getötet, ihr Vaterland besetzt hat. Sie und das Volk sehen uns bei dieser Pfingstfeier, wissen, daß wir dasselbe mit ihnen glauben und beten — und doch sehen sie in uns ihre Feinde, um deren Vernichtung sie dieselbe Gottheit anrufen, die auch wir anbeten. Ist also ihre und unsere Pfingstfeier — eine Lüge?

Gibt es die im Sturm der ersten Pfingsten geborene Völkerfamilie nicht mehr? Zerfleischt sich die Herde des einen Hirten selbst in gegenseitigem Wüten? Ja, Bruderblut düngt Europas Boden — und wir feiern noch im alten Trott der Gewohnheit das Fest der Verbrüderung!

In dieser Stunde, wahrhaftig, singen sie in derselben Sprache, in denselben Weisen die Psalmen und Antiphonen der Pfingstvesper: hier in

Tournai, drüben in der Kathedrale von Mecheln, zu Notre Dame in Paris, im Stephansdom zu Wien — und alle, die singen und beten, meinen den Tod und Untergang des Feindes, haben zum mindesten die ehemalige Brüderschaft vergessen!

Welcher Gedanke! Und nun erhob sich vor mir eine große, erschütternde Vision. In der stillen Hauskapelle der päpstlichen Gemächer im Vatikan kniet in dieser Stunde der Mensch, der der Vater der zerrissenen Christenfamilie ist. Auch er liest zu dieser Stunde einsam seine Pfingstvesper, denkt an alle die Stätten der Welt, wo jetzt feindliche Brüder dieselben Gebetsworte mit feindlichen Herzen sprechen. Schwer ist sein Herz, tiefgebeugt spricht er den Hymnus ‚Veni creator spiritus', in dessen flehende Rufe er seine ganze Sorge und Betrübnis legt, und dabei lauscht er voller Zagen vor sich hin, ob man ihm nicht die seit Tagen bang und bänger erwartete Nachricht bringt, daß er in seinem Palast selbst umbrandet ist vom Kriegsmeer, das nun ja wohl auf Italien übergreifen wird. Wirre Rufe dringen herauf in die Stille der päpstlichen Gemächer. Die Straße verlangt Krieg! Roms Pöbel rast. Italiens heimliche Verschwörer planen den offenen Treubruch gegen die bisherigen Verbündeten. Was wird man drüben auf dem Quirinal in dieser entscheidenden Stunde beschließen? Werden die Flammen des Weltkrieges hereinschlagen auf den geheiligten Boden Italiens? Wird der Stuhl Petri abgeschnitten sein von den Gläubigen, die ihm anhängen draußen unter allen den Völkern, die sich bekämpfen? —

Im hohen Chor zu Tournai war das ‚Veni creator' flehend verklungen. Die christliche Welt hatte hier wie allerorts den ewigen Gottesgeist beschworen, der Menschheit wieder herauszuhelfen aus dem Abgrund, in den sie geraten:

‚Sine tuo numine,
Nihil est in homine.'

Aber es waren ja nur verhallende Klänge in steinernen Gewölben. Die Welt draußen hatte nicht auf sie gehört. Ihre beschwörende Kraft war nicht so stark, das Brüllen der Kanonen an allen Fronten Europas zu stillen. Das einsame Gebet des Papstes am Pfingstabend war dem Kriegswillen Italiens nicht hemmend in letzter Stunde entgegengetreten, das Wunder erneuernd, das einst Leo der Große an Attilas Kriegsvolk vor Roms Mauern tat, und das im Vatikan rühmend an den Wänden erzählt ist.

Die christliche Welt stand am selben Pfingstabend vor einer neuen Verschärfung des Weltkrieges. Was sollten da alle die gesungenen Gebete und Hymnen von der Einigung unter dem Sturmhauch der Liebe? War der Glaube an die ‚una sancta', der in dieser Stunde alle Kirchen widerhallen machte, nicht ein Strom von Lüge, der durch alle Heiligtümer Europas gleichzeitig sich ergoß und Gift auf die Lippen derer träufelte,

die im Banne der Naturgewalt nur Sieg für die Ihren und Untergang für die andern erflehten!

Es gibt keine ‚Civitas Dei', sagten sich wohl an diesem Abend diejenigen, denen irgendwie die peinlichen Gegensätze zwischen Übung und Meinung vor die Seele traten. Die christliche Liebes- und Kulturgemeinschaft ist wohl ein zu hoch gestecktes Ziel oder eine verklungene Sage? Gehört sie zu den morschen Resten des Mittelalters, die noch ein Schattenleben in unseren Gewohnheiten führen, reif und bestimmt, bald völlig zu verschwinden?

So fragte ich mich, währenddem durch das Tor des Lettners ein seltsamer Zug heraustrat, Paar um Paar: voran Chorknaben in roten Talaren, dann einige junge Priester, zuletzt eine Anzahl gebrechlicher, gebeugter, mühsam wankender Kanoniker. Der Bischof fehlte, er war vor einigen Monaten gestorben. Der Zug bewegte sich zum Marienaltar im Querschiff, und dort stimmte ein greiser Mund das ‚Salve regina' an, jenen Pilgersang ‚im Tal der Tränen', der so gut zur sinkenden Sonne und zur Wehmut des scheidenden Tages paßt. Mir war's einen Augenblick, als singe das alternde, zerfallende Christentum seinen letzten Sang, sterbensmüde. Wehmütig genug klang's, dieses Abendlied in der Kathedrale eines Landes, das — wenn auch durch eigene Blindheit und Schuld — ein Kriegsopfer werden mußte, damit die ganze Unwahrheit des Geredes von Christentum und Kultur unserer Zeiten aufgedeckt würde.

Es konnte zu Tränen rühren, wie diese Alten, im Sinn den ganzen Jammer ihres Landes, mit brechenden Stimmen sangen:

‚Ad te clamamus gementes et flentes in hac lacrimarum valle, — eja ergo, advocata nostra, misericordes tuos oculos ad nos converte.

Es schienen mir weniger die Stimmen eines armen Landes, sondern die der Menschheit selbst, die vom Krieg getroffen, ihren ganzen Jammer nach langem Kraftrausch einsieht.

Mit den Ausklängen des ‚Salve regina': ‚O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria', die so einschmeichelnd und doch so sterbenstraurig sind, schien das schöne und allzu weiche Bild einer allgemeinen und heiligen Gemeinschaft, der ‚una sancta', in die Leere und Finsternis der Wirklichkeit zu verschwinden. Es war, wie wenn die Sonne plötzlich erloschen, alle Geisteswelt in hoffnungslose Nacht geschleudert wäre!

Aber damit wäre nicht nur die Sonne des Christentums untergegangen; der ganze lichte Tag, der das geistige Leben der Menschheit auf jenen Höhen beschien, die wir in die Worte Antike, Renaissance, klassischer Humanismus fassen, all' das wäre nur ein äffender Traum gewesen.

Und was wäre dann unser eigenes Vaterland, seine geistige und künstlerische Kultur, die einzigen Schätze, die dann dem ernüchterten Herzen noch blieben? So wie unser herrlicher deutscher Stil (genannt der ‚romanische'), der mit Kraft und Urwüchsigkeit die Anmut paart, nicht

denkbar ist, ohne die Berührung mit dem antiken, vor allem dem römischen Formgefühl, so wie der spätere Baustil, der unserer Romantik als echte Verkörperung deutscher Innerlichkeit erschien, ein nordfranzösischer Setzling auf deutschem Boden ist — in der Kathedrale von Tournai berühren und vermählen sich beide —, so kann niemals deutscher Geist und deutsche Schaffenskraft ohne die anregende und mitteilende Fühlung mit ausländischen Werten sein. Das deutsche Wesen ist von Natur zur Weltaufgeschlossenheit gerichtet: alles Große, Tiefe, Feine der nichtdeutschen Welt ist bestimmt, in deutscher Art ein neues, veredeltes Fortleben zu führen. Sollen wir, bis jetzt Bewohner eines Paradieses von geistigem Leben, in dem auch fremde Setzlinge zu neuer, eigenartiger Blüte kommen, verarmen und mit dem Gestrüpp wilden Gewächses uns begnügen?

Mögen vielleicht andere Völker mit geistiger Inzucht bestehen können — uns ist ein anderes Los bestimmt. Nicht weil wir selbst arm und unfruchtbar wären, drängt es uns nach Aufnahme alles Wertvollen, sondern weil wir so weit, reich, allumfassend sind, daß in unserm Eigensten alles Große und Gute der Andern anklingt und fortwirkt.

Für uns also ist geistiges Weltbürgertum, ein kultureller Weltbund, an dem wir gebende und nehmende Mitglieder sind, ein Lebensbedürfnis. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß das für alle andern auch zutrifft, vielleicht nur nicht in dem starken Maße wie für uns selbst.

Also ist ein geistiger Weltbund nicht Phantasterei und das Glauben an ihn ist ein gesunder Trieb, der unserm tiefsten Menschenbedürfnis entspricht. Und hat der Krieg diesen Gedanken verdunkelt, so ist das nicht die Regel, sondern zeitweilige Störung.

So sagte ich mir schließlich, neuorientiert, als ich die Hallen des Münsters von Tournai verließ. Der Krieg, der uns draußen vor dem Heiligtum sofort wieder mit seiner ganzen Wucht und eindringenden Organisation, mit seiner Selbstverständlichkeit, möchte man sagen, in Beschlag nimmt — dieser Krieg, seine Berechtigung und seine positive Bedeutung für die Menschheit mag auf einem andern Blatte stehen. Für die höchsten geistigen Werte und Ideale ist er eine Verdunkelung und Unterbrechung. Ohne diesen Glauben ist er nicht zu ertragen! Er geht vorüber wie andere Naturerscheinungen, wie Gewitter, Sturm, Regen und Winter — und in den Tagen des Frühlings sprossen wieder die Blüten hervor, die sich nur vor dem eisigen Hauche bargen, als sie völlig gestorben schienen.

Wenn aber ein geistiger Weltbund eine Forderung der Menschlichkeit bleibt, dann ist das Christentum und die Weltkirche ein konzentrischer Kreis in und mit dem Kreis des menschlichen Geistesbundes — erst recht seine Krone und Verklärung. Und die römische Weltkirche, die ‚katholische‘, den Erdkreis umschließende, die mir während der Vesper so ganz zerrissen schien — sie bleibt nicht bloß als ideales Band, sondern auch als sichtbare, greifbare, wirkliche Grundlage einer Weltgemeinschaft, auch jetzt im

Krieg noch die einzige ‚Internationale‘ von Leben, Einfluß und Gewicht. Sie spricht eben doch noch, in Blut und Rauch, dieselbe Sprache und betet dieselben Gebete auf dem ganzen Erdenrund, und ein sichtbarer Hirte leitet sie, trotz ihrer augenblicklichen Zerstreuung, mit dem Stabe des einzigen unsichtbaren und unendlichen Hirten, dem keiner verloren geht.

Die Altäre, Opfer, Symbole, Lehren und Gebete der ‚una sancta‘ sind Forderungen an die Menschheit, die ewig und überall gleichbleiben — der Grundriß des Welttempels. Das Vaterländische aber, die nationale Eigenart — das ist der Stil, in dem jedes Volk seinen Gottestempel baut . . .

Das Münster von Tournai verschwand im goldenen Abend. Auf der Heimfahrt genoß ich mit deutschem Gemüte die geistlichen Gesänge des Lorenzo de' Medici, im frohen Bewußtsein, daß das allgemein, tief und wahr Menschliche jeder Zunge und jeder Art verständlich und nahe bleibt.

Abälard und Heloise

Gebet Heloisens

Ich kann nicht beten: Hilf mir, hilf mir, Heiland!
Mein Beten wird zu frecher Lästerung.
Kann Dich nicht lieben, bist nicht Fleisch und Blut.
Ich liebe Abälard, den Mann, der groß und kühn und stolz.
Es falten meine Hände sich nach ihm.
Er ist mir Sehnsucht, Leben und Gebet
Und schon sein Traumbild weckt mein dunkles Blut.

Ich kann nicht beten; sei barmherzig, Heiland!
Denn meine Frauensehnsucht klagt Dich an.
Das Wimmern meines ungezeugten Kindes
Schreit auf nach Abälard und nicht nach Dir.

Ich kann nicht, will nicht, darf nicht zu Dir beten.
Mein Flehen wird zum Fluche,
Andacht wird Wollust, Heiligung wird Sünde.
Verdammt bin ich: aus unerlöstem Schoße
Entschwillt verzehrend roter Höllenbrand.

Abälard an Heloise

Umgaukle nicht mit Deinem schlaffen Traume,
Bestürme nicht mit sinnlichem Verlangen,
Nimm Deine Hände von dem Frevelbaume,
An dem die süßen Äpfel lockend hangen.

Laß uns vernichten weltgebundne Triebe,
Die uns in Frevel fesseln und im Leide:
Erbsünde tropft in dieser eitlen Liebe,
Geringe Knechte sind wir nur, wir beide.

Kein Brautbett kann das dunkle Sehnen stillen,
Den Pfeiler, der zu Gottes Dome ragt,
Nur dem wird seine Inbrunst sich erfüllen,
Der dem Gekreuzigten zu folgen wagt.

Denn eitel ist der Erde hohles Hasten,
Verächtlich ist, was man das Glück hier heißt:
Laß uns in Beten und geweihtem Fasten
Aufglühn zu dem, den unsre Zunge preist!

Laß uns geschieden, nur vereint im Ziele,
Die steilen Pfade der Erlösung wagen,
Daß unsrer Lebensschiffe sichre Kiele
Zur schmalen Paradiesespforte tragen!

Max Fischer.

Das Friedensprogramm des Hl. Vaters
Von Joseph Mausbach

Der hervorragende Berliner Rechtslehrer Joseph Kohler hat im ‚Tag' (Nr. 201) eine temperamentvolle Besprechung des jüngsten päpstlichen Friedensschreibens veröffentlicht, die zwar in vornehmem Ton gehalten ist und dem hohen Sinn und der edlen Absicht des Hl. Vaters gerecht wird, jedoch sachlich an dem Schreiben scharfe Kritik übt und in dem Satze gipfelt: Die Friedensbestrebungen Benedikts XV. ‚atmen zwar den Geist der Liebe und Milde, aber es fehlt ihnen das eine, was die großen Päpste dereinst betätigten; es fehlt ihnen die Weisheit des Weltrichtertums'. Da sich Kohler nicht nur auf das deutsche Interesse und das natürliche Recht, sondern auch auf die rechtlich-moralischen Grundsätze der katholischen Theologen beruft, da anderseits manche seiner Ausführungen sich mit verbreiteten, aus der deutschen Kriegslage erwachsenden Stimmungen in unserm Volke decken, erscheint eine eingehendere Beleuchtung des weltgeschichtlichen päpstlichen Aktenstücks unerläßlich, um ein gerechteres Urteil zu ermöglichen. Der kommenden Entschließung unserer Staatsleitung hinsichtlich der praktischen Vorschläge des Hl. Vaters soll dabei in keiner Weise vorgegriffen werden.

Kohler hat eine hohe Vorstellung vom Amte des Oberhirten der Kirche. Der Papst ist ihm kein gewöhnlicher Friedensvermittler; er soll auch heute eine Art von Weltrichter sein, freilich ein solcher, der nicht, wie im Mittelalter, durch rechtlich zwingende Gewalt, sondern durch überzeugende Gründe den Streit zu schlichten und Frieden zu bringen berufen ist. So hätte Benedikt von der Idee der Gerechtigkeit aus den Krieg beurteilen, Recht und Unrecht scheiden und dadurch die Bahn zum Frieden freimachen müssen. Dabei war ein doppelter Standpunkt möglich. Entweder er faßte den Krieg als Gottesurteil unter den Völkern auf; dann erscheint der Sieg im Kampfe nicht als rein zufällige Tatsache, sondern als Triumph des Rechts, d. h. der größeren Tüchtigkeit; der Krieg an sich wird rechtsbildend. Das ist die nach Kohler völkerrechtlich allein zutreffende Ansicht; nach ihr haben die Mittelmächte durch sieghaften Kampf, durch ihre aus Heldenkraft geborenen Erfolge und Eroberungen bereits ein wirkliches Recht gewonnen, das der Friede anzuerkennen hat und dessen Preisgabe konsequent jeden Krieg sinnlos machen würde. Oder aber: die Gerechtigkeit im Kriege ist zu beurteilen nach der Gerechtigkeit der Kriegsursache; dies ist die Ansicht des hl. Thomas und der katholischen Rechtslehrer. Von diesem Standpunkt aus hätte der Papst die Frage des gerechten und ungerechten Krieges aufrollen und lösen müssen. Er würde dann bei allseitiger Würdigung der zugänglichen Dokumente über den Beginn des Krieges zweifellos zum Urteil gekommen sein, daß der Krieg auf deutscher Seite ein Verteidigungskrieg, ein bellum iustum im höchsten Sinne ist. Er hätte weiter im Geiste der alten Rechtslehrer und der mittelalterlichen

Päpste als Weltenrichter die Folgerung ziehen müssen, daß die ungerecht Kriegführenden reale Sühne und Genugtuung zu leisten haben. In beiden Fällen entspricht mithin der Vorschlag, die Frage der Kriegskosten und Kriegsschäden durch gegenseitigen Verzicht, die territorialen Fragen durch Herausgabe und versöhnliches Entgegenkommen zu begleichen, nicht der Idee des päpstlichen Weltrichtertumes. Die weitergehenden Vorschläge des Papstes, Abrüstung und Schiedsgericht, glaubt Kohler mit der Bemerkung abzutun, sie deckten sich mit den Forderungen des Pazifismus; dessen Hoffnungen und Forderungen seien aber durch den Krieg gründlich widerlegt worden. Im günstigsten Falle habe ein solcher Vertragszustand nur Aussicht unter wahrhaft gesitteten Völkern. Die Ententemächte hätten aber die Idee der hehren Sittlichkeit abgeworfen; mit ihnen sei keine Brüderlichkeit möglich. Solange der Papst — hier verfällt Kohler in einen weniger feinen, ärgerlichen Kathederton — keine besseren Erfolge habe in der Bekehrung und sittlichen Erneuerung Frankreichs, Belgiens und ‚seines Italiens', dürfe er Deutschland nicht zumuten, sich den Gefahren der Abrüstung und eines Friedensbundes mit diesen Völkern auszusetzen!

Diese Ausführungen heben sich gewiß eigenartig und wohltuend ab von den polemischen, zum Teil gehässigen Auslassungen einzelner protestantischer Kritiker. Während letztere aus dem Friedensappell Herrschsucht oder Selbstsucht des Papstes herauslesen und sogar das Geschenk des Friedens nur widerwillig aus seiner Hand annehmen möchten, will Kohler den Papst auf eine ‚hohe Weltenwarte' stellen, das Urteil über Schuld und Unschuld der Völker in seine Hand legen. Dies allein ist schon ein Zeichen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt; in der Mitte zwischen dem hochfliegenden Idealismus des Rechtsphilosophen und der rauhen, von Gegensätzen und Vorurteilen zerrissenen Augenblickslage, auf jener Linie kluger Vermittlung und Überleitung zur besseren Zukunft, die allein zum Frieden führt, ohne den Standpunkt des Rechtes zu erschüttern! ‚Gerechtigkeit und Friede umarmen sich', das ist der Geist der bedeutsamen Kundgebung Benedikts XV.!

Der Papst, so meint unser Kritiker, hätte den Krieg als e i n G o t t e s u r t e i l ansehen sollen, den Krieg im allgemeinen und den heutigen Weltkrieg, um danach das Horoskop des Friedens zu stellen! Aber wie hätte er auf diese Weise zu einem gerechten und versöhnenden Abschluß des Streites gelangen können? Die Päpste haben bekanntlich auch im Mittelalter, als die Gottesurteile im Recht und in der Volkssitte, ja vielfach auch im kirchlichen Leben, in Blüte standen, von der tieferen christlichen Idee aus alles getan, um sie einzuschränken und zu beseitigen. Der Krieg insbesondere wird von ihnen und den damaligen Moraltheologen nicht als ein Gottesgericht aufgefaßt, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß die Niederwerfung des Gegners stets als ein Zeichen des Gotteswillens und des besseren Rechts gelten dürfte. Zu deutlich hatte der hl. Augustin,

der große Lehrer des Mittelalters, gezeigt, daß die göttliche Vorsehung zwar im großen die Entwicklung der Menschheit lenkt, bisweilen auch in Einzelfügungen die Geschicke weise und wunderbar verteilt, daß aber eine durchgreifende, vollkommene Gerechtigkeit erst dem Endgericht und dem Jenseits vorbehalten ist. Oder sind etwa die zahllosen Kriege der Römer darum gerecht und gottgefällig gewesen, weil sie gewaltige Erfolge erzielten? Ist die beispiellose, durch Jahrhunderte glückliche Eroberungspolitik Englands wirklich ein Zeichen göttlicher Auserwählung, wie es der fromme Dünkel der Briten sich einbildet?

Auch vom Standpunkte des geläuterten christlichen Denkens darf man freilich die siegreiche Kriegführung mit Einschränkung als eine Art von Gottesgericht ansehen. Der Krieg ist ‚eine geschichtliche Erscheinung, welche die Kraft, Intelligenz und Moral der Völker auf die höchste Probe stellt' (Kohler); ich füge bei: das Übergewicht dieser inneren Lebenskräfte, vor allem das moralische Übergewicht, macht ein Volk auch des göttlichen Beistandes würdig. (Vgl. meine Schrift: Kampf und Friede, S. 48 f.) Aber unfehlbar ist diese Logik der Tatsachen nicht; denken wir nur an das Glück im Kriege und an eine erdrückende Übermacht der Zahl und der Rüstung! Daher kann der Waffensieg unmöglich allgemein ‚rechtsbildend' sein; so wenig, wie die Weltgeschichte überhaupt im vollen Sinne das Weltgericht ist. Und keinesfalls darf das Rechtsprinzip des Erfolges im Völkerrecht das andere Prinzip, die Gerechtigkeit der Kriegsursache, ersetzen und ausschalten. Sonst kämen wir ja zu dem berüchtigten Grundsatze, daß im Völkerverkehr überhaupt die Macht an die Stelle des Rechtes tritt! Indem Kohler den Krieg als die höchste Probe der Kraft, aber auch der Moral eines Volkes hinstellt, wird er von selbst genötigt, das moralische Recht der Kriegsursache, also die zweite Begründung der Gerechtigkeit, in seine Betrachtung hineinzuziehen.

Vom heutigen Kampf der Mächte dürfen wir in mehr als gewöhnlichem Maße sagen, daß er sich zu einem erschütternden Gottesgericht gestaltet hat, und zwar in sichtlicher Weise zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten. Das Gottvertrauen des ersten begeisterten Aufschwungs ist nur scheinbar enttäuscht worden; in Wahrheit ist es reich erfüllt und belohnt worden. Eine solche Widerstandskraft gegen vielfache, stets wachsende Übermacht, eine solche Offenbarung von Heldenmut und Genie, von Disziplin und Organisation, überdies eine so wunderbare, glückhafte Lösung aller Schwierigkeiten an den kritischsten Wendepunkten hätte damals niemand zu hoffen gewagt. Das tragische Gegenstück zeigt uns die unverkennbare Nemesis, die über die schuldigen Kriegsurheber hereingebrochen ist — von der tiefen Demütigung Serbiens und seines Königs bis zur heutigen Selbstauflösung Rußlands und zur Deportation seines Zaren nach Sibirien! Aber dieses Walten der Gerechtigkeit im Kriegslaufe hängt doch innerlich zusammen mit der Gerechtigkeit des Kriegsgrundes: die unerschütterliche, heilige Kraft unseres Widerstandes gegen

eine Welt von Feinden stammt aus der klaren Einsicht in unser sittliches Recht; und das jedesmalige Scheitern der vernichtenden Gesamtaktion der Feinde hängt zusammen mit dem Mangel eines ehrlichen Kriegsgrundes und der hieraus folgenden Lähmung ihrer sittlichen Kräfte!

Anderseits dürfen wir uns nicht verhehlen, daß dieses Gottesgericht, dieser Prozeß faktischer Rechtsbildung heute keineswegs zum Abschluß gekommen ist. Wir haben noch nicht den entscheidenden Sieg gewonnen; der Feind ist nicht völlig geschlagen und der Hoffnung beraubt; er macht vielmehr immer neue Anstrengungen, die Welt militärisch und moralisch auf uns zu hetzen, und hat damit Erfolg. Wie also hätte Benedikt XV., auf das bloße Zeugnis der Tatsachen gestützt, ein Gottesurteil für den Krieg aussprechen können, da diese Tatsachen noch in vollem Flusse sind! Wie hätte er vom Standpunkt der geschichtlichen Gerechtigkeit sein ‚Weltrichtertum überzeugender Gewalt' ausüben können, da auch ein Papst bei der Wandelbarkeit des Kriegsglücks unmöglich den künftigen Endsieg ‚überzeugend' vorherverkünden kann! Überdies ist die Sprache der Tatsachen, der äußeren Kriegserfolge, doch gewiß nicht rechtsbildend ohne den Rechtswillen des Siegers; solange also die Mittelmächte selbst nicht irgendwie ihren Anspruch auf bestimmte Kriegsgewinne erklärt haben, konnte auch der Papst diesem Anspruch nicht seinen Segen geben.

Kohler kann uns daher keinen gangbaren Weg zeigen, wie Benedikt XV. von der Theorie des Gottesgerichts aus die Menschheit hätte dem Frieden entgegenführen sollen.

Wie steht es aber mit der zweiten von Kohler aufgestellten Möglichkeit, mit der Forderung an den Papst, den Krieg nach der Gerechtigkeit der Kriegsursache zu prüfen und an der Hand dieser Norm das sittliche Recht der Kriegsparteien und die Bedingungen des gerechten Friedens festzustellen?

Es ist richtig, Thomas von Aquin, Viktoria und die anderen kirchlichen Lehrer stellen in unserer Frage die causa iusta, die gerechte und wichtige Kriegsursache in den Vordergrund. Sie kennen einen gerechten Verteidigungskrieg; er stützt sich auf das natürliche Recht der Selbstliebe und Selbstbehauptung gegen drohende Unbill, auf ein Recht, das sogar dem Privatmann gestattet, im Notfall blutige Gegenwehr zu üben. Sie kennen aber auch einen gerechten Angriffskrieg; er ist Ausfluß der iustitia vindicativa, der strafenden Gerechtigkeit, die für eine zugefügte Rechts- oder Ehrverletzung Genugtuung fordert, jener Gerechtigkeit, deren Handhabung im innerstaatlichen Leben nur der öffentlichen Rechtspflege zusteht. So ist beim heutigen Ringen der Völker Deutschland durch die russische Mobilmachung zum gerechten Verteidigungskrieg gezwungen worden; so hat sich Österreich zum gerechten Angriffskrieg gegen Serbien erheben müssen, nachdem es für den schändlichen Fürstenmord und andere Untaten umsonst Sühne und Sicherung verlangt hatte. Hier wie dort legen die Moralisten dem unterliegenden Rechtsbrecher die Pflicht auf,

nicht nur den status quo ante wiederherzustellen, sondern auch für Kriegskosten und -schäden Ersatz zu leisten und sich zu einer gerechten Strafe und Rechtsgarantie zu verstehen.

Warum hat wohl Benedikt XV. in seinem Schreiben diese Fragen nicht aufgeworfen, warum nicht in diesem Sinne Recht gesprochen und Sühneforderungen aufgestellt, so wie es das heutige, national erregte, aber auch religiös inspirierte Rechtsgefühl des deutschen Volkes wünschen möchte? Nach Kohler bieten doch schon die belgischen Gesandtschaftsberichte und ähnliche Aktenstücke den klaren Beweis der Schuld unserer Gegner! Erinnern wir uns zunächst der Tatsache, daß wir auch bei ehrlichen und wohlgesinnten Neutralen, ja selbst bei echten Deutschen, die im Auslande leben, nicht den Grad kraftvoller, glühender Überzeugung und Entrüstung anzutreffen pflegen, wie inmitten unseres Vaterlandes. Setzen wir aber weiter voraus — und wir dürfen es —, daß der Hl. Vater in seiner unvergleichlichen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe persönlich vom Rechte der Zentralmächte überzeugt ist, so folgt hieraus dennoch keineswegs, daß er die Pflicht oder auch die Befugnis hätte, als ‚Weltenrichter' aufzutreten und über Schuld und Unschuld der Völker zu urteilen. Denn erstens genügt für ein richterliches Urteil des Papstes nicht seine persönliche Kenntnis und Beurteilung des Streitfalles. Die Parteien selbst müßten eingeladen oder in Stand gesetzt werden, ihre vermeintlichen Rechtsgründe vor dem Schiedsgericht unbehindert geltend zu machen. Das öffentlich vorliegende Beweismaterial, mag es auch in wachsendem Maße das Recht Deutschlands in helles Licht stellen, erschöpft doch die Fülle der bedeutsamen Gesichtspunkte nicht; wohl niemand kann heute die Genesis des Weltkrieges so vollkommen überschauen, daß er ein sicheres, für das Auditorium der Menschheit einleuchtendes Urteil über den Grad der Schuld zu fällen vermöchte. Zweitens aber, wer wird die Kriegführenden dazu bringen, den Papst als Schiedsrichter in diesem zur höchsten Glut gesteigerten Interessenkampfe anzunehmen? Gewiß, ein Innocenz III. war in weitgehendem Sinne Weltrichter infolge geschichtlicher Entwicklung und nach damaligem Völkerrecht; er wurde von den Fürsten und Nationen auch in politischen Fragen, die die öffentliche Moral berührten, als Schiedsrichter angerufen und anerkannt. Nun aber ist seit vielen Jahrhunderten die geschichtliche Entwicklung über den mittelalterlichen Kulturzustand hinweggeschritten; das Völkerrecht kennt heute keine überstaatliche Rechtsinstanz; alle Staaten wachen eifersüchtig über ihre Autonomie; die protestantischen und schismatischen Völker begegnen dem Papsttum mit tiefem Mißtrauen; in großen katholischen Ländern sind ungläubige, von der Loge beherrschte Strömungen am Ruder. Wie könnte da der Papst auf den Gedanken kommen, sich das Richteramt beizulegen in dem allerverwickeltsten Kampfe, der je auf Erden durchgefochten wurde, einem Kampfe, der offenbar nicht aus religiösen, sondern aus reinweltlichen Motiven entbrannt ist! Man hat gehört, die Entente

habe es wiederholt versucht, dem Papste durch Bitte oder Drohung eine Verurteilung des deutschen Krieges, des U-Bootkrieges usw. im Namen der Sittlichkeit und Menschlichkeit abzuringen; einen ähnlichen Versuch haben die Mittelmächte niemals unternommen, sie haben stets nur an die gerechte Neutralität und Friedensliebe Benedikts XV. appelliert. Warum sollen wir also heute unzufrieden sein, warum uns beklagen, daß der Papst sich dem Ansinnen unserer Feinde standhaft widersetzt, dagegen die von uns gewünschte Haltung fest und treu gewahrt hat! — Und drittens, was wäre der tatsächliche Erfolg gewesen, wenn der Papst nicht nur als Friedensvermittler aufgetreten wäre, wenn er sich auf den Richterstuhl gesetzt und die Wage des Urteils in die Hand genommen hätte? Schon dieses Bild, schon der Name ‚Weltenrichter' hätte das protestantische und das ungläubige Bewußtsein zu lautem Protest gegen solche ‚mittelalterliche Anmaßung' wachgerufen. Und welchen Widerhall würde erst der Richterspruch finden bei denjenigen Völkern, die als die Schuldigen erkannt und zur Strafe verurteilt würden! Eine wirkliche Rechtswahrung und Anbahnung des Friedens wäre ganz ausgeschlossen; der nationale Haß, der jetzt dem Kriegsgegner gilt, würde sich verstärkt gegen den ‚parteiischen' Schiedsrichter wenden; die Kirche als Ganzes und die Kirche des Landes würden schwerster Schädigung ausgesetzt sein. Selbst die katholischen Bürger, die ja durchweg die Kriegsstimmung ihres Volkes teilen, die bisher in gutem Glauben für seinen Sieg geeifert und gebetet haben, sie müßten in ihrem Zutrauen zur Gerechtigkeit und Weisheit des Hl. Vaters, vielleicht sogar in ihrer gläubigen Ehrfurcht gegen die Kirche wankend werden!

So sehen wir: auch der zweite Weg, den Kohler dem Hl. Vater für seine Friedensbemühung empfohlen hätte, ist tatsächlich bei der heutigen Weltlage und der unermeßlichen Schwierigkeit des Streitfalls ungangbar.

2.

Man verkennt den Zweck der päpstlichen Vermittlung und die heutige Stellung des Hl. Vaters, wenn man in seinem Schreiben vermißt, daß es ‚von der Idee des Weltrichtertums' durchleuchtet ist. Benedikt XV. will nicht richten, sondern schlichten, nicht Urteile fällen, sondern Frieden stiften. Damit sagen wir nicht, er trete nur auf wie jeder andere Friedensvermittler, wie ‚ein dritter, an der Sache nicht beteiligter Monarch'. Er spricht zwar als Souverän zu den ‚Häuptern der kriegführenden Völker' in einem diplomatischen Schreiben; er spricht aber zugleich als Papst, als ‚gemeinsamer Vater', im Bewußtsein ‚der ihm von Christus anvertrauten geistlichen Aufgabe', ‚im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten'. Dennoch tritt er nicht auf als Richter und Gesetzgeber; er wendet sich an die Lenker der Staaten nicht mit gebietenden Weisungen, sondern mit ‚Bitten' und ‚Mahnungen', mit ‚Vorschlägen und väterlicher Einladung'. Dies ist der Weg, auf dem allein er praktisch dem ersehnten Ziele, dem Weltfrieden, sich zu nähern glaubt.

In dieser absoluten Hochstellung des Friedens erblickt nun Kohler eine, dem älteren, herberen Standpunkt der Kirche widersprechende Geringschätzung des kriegerischen Geistes, in der wiederholt betonten Unparteilichkeit gegen alle Kriegführenden ein Übersehen des Rechtsprinzips aus gemütvoller Friedenssehnsucht. Aber dieser Schein stützt sich bestenfalls auf einen ‚Beweis aus dem Stillschweigen', der trügerisch und unhaltbar ist und durch die ganze Stellungnahme Benedikts während des Krieges widerlegt wird. Bei allem berechtigten und pflichtmäßigen Eifer nach Beschleunigung des Friedens hat der Papst schon in seinem ersten Rundschreiben von 1914 anerkannt, daß auch der Krieg ein Mittel ist, ‚verletzte Rechte wiederherzustellen'; ebendort sieht er geradezu den letzten Grund des Krieges in der vorangehenden Erschütterung der natürlichen Rechtsgrundsätze und christlichen Sittenlehren. Feierlich spricht er in seiner Allokution vom 22. Januar 1915 als ‚höchster Dolmetsch und Wächter des ewigen Gesetzes' die Lehre aus, daß diese Rechtsgrundsätze von niemandem verletzt werden dürfen. In derselben Ansprache erkennt er völkerrechtliche Befugnisse und Pflichten an, die aus der Okkupation feindlicher Länder folgen. Dennoch lehnt er es auch hier ab, in eine richterliche Untersuchung der Einzelklagen einzutreten; — nicht aus Gleichgültigkeit gegen Rechtsfragen, sondern aus klarer Erkenntnis der sachlichen Schwierigkeiten und seines höheren religiösen Berufes. ‚Die Autorität des Papstes mit den Streitpunkten der Kriegführenden zu befassen, wäre weder geziemend noch nutzbringend.' Er ist verpflichtet, alle zu lieben, wie Christus für alle gestorben ist; er hat als ‚Vater der katholischen Christenheit' in jedem Lande Söhne, die im Glauben einig, aber in politischen Dingen getrennt sind. — Nichts kann ihm nach jener feierlichen grundsätzlichen Erklärung ferner liegen, als die alten Rechtsgrundsätze, denen die Kirchenlehrer und Päpste des Mittelalters gefolgt sind, in Frage zu stellen. Allein er kann und will nicht wie einst Gregor VII. und Innocenz III. mit dem geistlichen Schwerte auch in die Führung des weltlichen Schwertes eingreifen. Er kennt zweifellos die Lehre der meisten alten Theologen, daß objektiv und vor Gott ein Krieg ‚nicht auf beiden Seiten gerecht sein kann'; er weiß aber auch, daß das menschliche Auge nicht immer imstande ist, diese Scheidung vorzunehmen, und daß wegen schuldlosen Irrtums auch ein ungerechter Krieg oft in gutem Glauben geführt wird.

Seine vollkommene ‚Unparteilichkeit' versichert der Papst in der Friedensnote einmal in dem Sinne, daß er ‚keine politische Sonderabsicht verfolgt', und daß er ‚nicht hört auf die Einflüsterungen oder die Interessen irgend einer der kriegführenden Parteien'. Dieser Versicherung schenkt auch Kohler vollen Glauben — im Gegensatz zu vereinzelten protestantischen Stimmen in Deutschland und zu zahlreichen Anhängern der Entente, deren unbegründete Mutmaßungen sich übrigens gegenseitig aufheben. Er versteht sie aber nicht rein negativ, sondern auch im positiven

Sinne der wohlwollenden, väterlichen Liebe, einer Liebe, die nicht zwischen Schafen und Böcken scheiden will, sondern die ihre Sonne leuchten läßt über Gute und Böse, um endlich einmal die dunkelste Wolke der Entfremdung und Verständnislosigkeit zwischen den Nationen zu zerstreuen. Er glaubt, auch der Sache des Rechtes am besten dadurch zu dienen, daß er die Streitenden einmal zu lebendigem Gedankenaustausch und gegenseitigem Anhören ihrer Vorschläge und Gegengründe zusammenbringt. Der praktische Seelsorger, der eine unfriedliche Ehe ins Gleiche bringen oder einen schweren Zwist in der Gemeinde schlichten will, wird dabei schwerlich die Schuldfrage aufrollen oder das persönliche Urteil, das er sich gebildet, laut zu erkennen geben; auch er vergibt der Gerechtigkeit nichts, wenn er mit der Beteuerung beginnt, daß er ganz unparteiisch herankomme, und es mit beiden Teilen gut und väterlich meine. Von Sachkennern ist die hohe und feine diplomatische Kunst, die sich im Ausdruck der päpstlichen Note offenbart, gerühmt worden. Wer die Einleitung und die späteren bewegteren Mahnungen auf sich wirken läßt und sie mit früheren Äußerungen des Papstes vergleicht, wird auch das psychologische und religiöse Feingefühl bewundern, mit dem Benedikt auf das heutige Verhältnis zwischen Staat und Kirche und die Verschiedenheit der Religionen und Konfessionen Rücksicht nimmt und nur das Eine im Auge hat, die Versöhnung und wahre Beglückung der Völker im dauernden Frieden.

Diese Unparteilichkeit verpflichtet uns Deutsche nicht, den Standpunkt nationaler Überzeugung und Selbstbehauptung, in dem wir alle einig sind, aufzugeben; so wenig wie überhaupt die übernationale Stellung des Papsttums dahin führt, die Kraft und Tiefe des besonderen Nationalgefühls zu schwächen oder zu verflachen. Ebenso grundlos ist die Befürchtung, die deutschen Katholiken könnten durch den eindringlichen Friedenston der Papstnote im pflichtmäßigen Wetteifer patriotischen Kämpfens und Durchhaltens erschüttert werden. Wenn die unwiderstehliche Kraft unserer Heere nicht gelitten hat durch das hochherzige Friedensangebot des Kaisers, unseres obersten Kriegsherrn, oder durch die Friedensresolution des Reichstags, unserer Volksvertretung, wie sollte dies geschehen durch den Friedensappell Benedikts XV., des geborenen, selbstverständlichen Anwalts und Boten des Friedens! Der Papst will Einheit und Frieden stiften; also muß er sich über die im Kriege zusammengeprallten nationalen Gegensätze stellen! Deutschland aber steht im Kriege; solange der Krieg dauert, muß auch die höchste Anspannung des ‚kriegerischen Genius‘ in Heer und Volk dauern, und dazu gehört die Hochspannung des Willens zum Siege und zu einem starken, ruhmvollen Frieden! Niemand, sagt der hl. Augustin, sucht den Krieg als solchen; alle, welche Krieg führen, ‚wollen den Sieg davontragen‘! (De Civ. Dei 19, 12.) Daß auch der Papst den Krieg nicht als ‚eine Ausgeburt der Hölle‘ ansieht, zeigt die Friedensnote selbst; spendet sie doch allen kriegführenden Nationen das Lob, daß ihre ‚Waffenehre‘, d. h. ihre kriegerische Tapferkeit, gewahrt und überall anerkannt ist. Niemand aber kann es dem Friedensapostel, der die

Welt von der schrecklichsten Kriegsgeißel befreien will, zumuten, einen Vortrag über Recht und Wert des Krieges zu halten!

So liegt denn das sachliche Gewicht der Ausstellungen Kohlers schließlich auf den praktischen Friedensvorschlägen des Papstes. Hier soll sich nach ihm ein faktischer Mangel an strenger Rechtsauffassung, an realer Durchführung der älteren Grundsätze über Vergeltung und Schadenersatz zeigen. Es ist — aus kirchlichen und nationalen Gründen — heute nicht leicht, auf diese Kritik einzugehen; bekanntlich bestehen im deutschen Volke selbst verschiedene Auffassungen über die Kriegsziele; überdies ist die Antwort der Mittelmächte an den Hl. Vater noch nicht bekannt geworden. Allein der Zweck dieser Zeilen, der kein anderer ist, als das Papstschreiben, wie es vor uns liegt, als ein Dokument echter Weisheit und mit Rechtsliebe gepaarter Friedensliebe dem Verständnisse näherzubringen, leidet nicht unter solchen Bedenken und Fährlichkeiten.

Man darf zunächst, wie schon bemerkt, nicht aus dem Auge verlieren, daß die nächste Absicht Benedikts XV. dahin geht, die getrennten Nationen überhaupt in Fühlung zu bringen und den Beginn einer Verhandlung und Beratung zwischen den Regierungen anzubahnen. Auf dieses Ziel hatte sich der Papst im Schreiben vom 28. Juli 1915 völlig beschränkt und nur den allgemeinsten Gedanken hinzugefügt, die Verhandlungen dürften nicht auf ‚Vernichtung', ‚Demütigung' und ‚Knechtung' einer Nation hinauslaufen; sonst werde der Friede kein dauernder sein. Nur durch die Not gezwungen, ist er heute zu bestimmteren Vorschlägen übergegangen. Doch auch heute will er den Frieden nicht schaffen oder diktieren, sondern nur vermitteln und anregen; die Fürsten und Regierungen sollen ihn wirklichmachen, und dazu möchte er in ihnen das Gefühl der ungeheuren Verantwortung neu wachrufen. Wer möchte leugnen, daß es im Dunkel und Lärm des Kriegssturmes eine wahre Wohltat für alle Machthabenden ist, auf diese Weise einen Strahl christlicher Friedensgedanken und einen Glockenton aus Himmelshöhen zu vernehmen! — Diese Anregung hat weiterhin nicht den Charakter eines Machtspruchs, eines ‚hierarchischen Eingriffs'; sie ist freundschaftliche, väterlich drängende Einladung. Sie läßt sich auch jetzt nur soweit in Einzelheiten ein, wie es unbedingt notwendig ist; die Vorschläge des Papstes ‚scheinen die Grundlagen eines gerechten und dauerhaften Friedens darzustellen, geben es aber den Regierungen anheim, ‚sie näher zu bestimmen und zu vervollständigen'. Dabei übersieht der Papst nicht einmal den schon 1915 anerkannten berechtigten Kern des Nationalismus, der heutigen Betonung des Volkswillens, ‚soweit es gerecht und möglich ist', sollen im Friedensschluß ‚die Bestrebungen und Hoffnungen (aspirations) der Völker' befriedigt werden.

Dieser liberale, elastische Zug zeigt sich speziell in den Äußerungen über genauere Friedensbedingungen. Der Vorschlag des gegenseitigen Verzichts auf Kriegskosten und Schadenersatz soll nur ‚allgemeines Prinzip' sein; für ‚bestimmte Fälle' werden Ausnahmegründe zugegeben. Die Idee der Wiederherstellung Belgiens entfernt sich gar nicht so weit von dem Kriegsziel maß-

vollerer Kreise in Deutschland: wahre und wirkliche Neutralität gegenüber allen Mächten! Jedenfalls wird gegen ein freies Flandern innerhalb Belgiens kein Wort gesagt; ja, die ‚gerechten Bestrebungen der Völker‘ sprechen durchaus für diese Befreiung. Wenn diese nationalen Bestrebungen auch bei der Lösung der ‚zwischen Italien und Österreich, zwischen Deutschland und Frankreich erörterten territorialen Fragen‘ Einfluß haben sollen, so werden sie mit viel größerer Wahrscheinlichkeit das Elsaß an Deutschland festhalten, als Südtirol zu Italien hinüberziehen. Doch ist gerade an dieser Stelle der diplomatische Ausdruck der Note besonders sorgsam; sie gibt nur ‚der Hoffnung Raum‘, die streitenden Parteien ‚würden diese Fragen mit versöhnlichen Stimmungen prüfen‘ und dabei das ‚Maß des Gerechten und Möglichen‘ nicht aus dem Auge lassen. Wo sie klarer und entschiedener spricht, bei der Erwähnung Polens, da dürfen wir sagen: die Mittelmächte sind ihrerseits dem Wunsche des Papstes bereits entgegengekommen und zuvorgekommen!

Das eine allerdings ist unleugbar: da der Papst die Schuld- und Rechtsfrage nicht aufrollt und entscheidet, garantiert auch sein Friede nicht die strengsten, vom Standpunkt unsers Rechts nach alter Kriegslogik und -ethik folgenden Ansprüche und Entschädigungen; m. a. W. es ist ein Friede des ‚Ausgleichs‘ und der ‚Verständigung‘. Daß es dem deutschen Rechtsempfinden, das durch unvergleichliche Kraftleistungen und Heldentaten so mächtig gehoben, durch ebenso unerhörte Ungerechtigkeit, Heuchelei und Anmaßung auf der Gegenseite so tief verletzt ist, schwer fallen muß, auf die unerbittliche Durchsetzung aller jener Rechtsforderungen zu verzichten, ist wohlverständlich. Es darf aber Kohler gegenüber zunächst hervorgehoben werden, daß im christlichen Mittelalter immerhin in Theorie und Praxis noch eine gewisse Härte des antiken Kriegsrechts nachwirkt, die unbedingt festzuhalten, dem wahren Fortschrittsgedanken widersprechen würde, die auch tatsächlich im neueren Völkerrecht einer weitherzigeren Auffassung Platz gemacht hat. Anderseits hat der Papst schon früher wiederholt betont, daß der Friede ein ‚gerechter‘, der Ausgleich auf der Grundlage des Rechts aufgebaut sein muß, und daß dabei gewisse freiwillige Opfer vom nationalen Standpunkt gebracht werden müssen; er hält einen solchen Frieden für die einzige, vor der Menschheit und vor Gott zu rechtfertigende Lösung, weil er ohne ihn keine Möglichkeit sieht, das unsägliche Elend des Krieges zu beenden und einen vollkommeneren Frieden zu erreichen. Hier tritt nun der Papst in deutliche und lebendige Harmonie mit den christlichen Rechtslehrern, deren Namen Kohler gegen ihn aufruft. Jedes subjektive Recht, so ist ihr Gedanke, ist ein Dürfen, kein Müssen, eine sittliche Vollmacht, kein sittlicher Zwang. In ihm waltet auch die Freiheit, auf ein hartes Fordern zu verzichten. Manches Zugeständnis, das der Papst empfiehlt, ist als freier Wille Deutschlands schon offen verkündet worden: daß wir unsern Gegnern nicht Vernichtung oder Entwürdigung oder ehrlosen Frieden zumuten, hat der Friedensantrag des Kaisers vom De-

zember 1916 deutlich ausgesprochen, daß wir nicht nach gewalttätigen Annexionen streben, ebenso klar die Friedensresolution des Reichstags. Das wohlverstandene Interesse der Mittelmächte wird auch in konkreteren Fragen wahrscheinlich zu demselben Ziel hinleiten, das der Papst aus allgemeinem Menschheitsinteresse empfiehlt. Der anscheinend selbstlose und großmütige Verzicht Bismarcks nach dem Kriege von 1866 auf eine Demütigung Österreichs war tatsächlich eine Tat weitblickender Selbstliebe und Klugheit. Ein wirklich und allseitig neutrales Belgien kann beispielsweise für Deutschland weit wertvoller sein als ein durch Zwang angegliedertes, — sowohl für die innere Geschlossenheit unseres Reichs wie für die Beruhigung und vertrauensvolle Nachbarschaft Hollands und anderer kleiner Völker. Ein freier Verzicht auf an sich berechtigte Gebietserweiterungen kann möglicherweise unser Ansehen und unsere Weltstellung besonders festigen, weil er unsern Kriegswillen als reinen Willen zur Verteidigung vor allen Völkern beglaubigt, und weil er alle nationalen Kräfte zum inneren Weiterbau des Reiches und zum stärkeren Aufbau Mitteleuropas freimacht, — vorausgesetzt natürlich die volle Garantie unserer Sicherheit und allseitigen politischen und wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit!

Das Recht des Siegers kann aber auch dadurch erweicht werden, daß er gewisse Forderungen nicht verwirklichen kann oder nicht unbedingt festhalten darf. Alle menschlichen Rechte stoßen bisweilen auf physische oder moralische Schranken. Ein objektiv gerechter Krieg, sagen jene christlichen Rechtsphilosophen, darf nicht eröffnet, also logischerweise auch nicht fortgesetzt werden, wenn es wegen Übermacht der Feinde unmöglich erscheint, ihn siegreich durchzuführen, bzw. den erreichten Erfolg entsprechend zu vergrößern; denn in diesem Falle wäre der Krieg zweckloses, selbstschädigendes Blutvergießen. Nun haben die Zentralmächte gewiß keinen Grund, sich durch trübsinnige Flaumacher einschüchtern und irremachen zu lassen; sie werden es aber einem wohlwollenden Neutralen und echten Friedensfreunde wie dem auf ‚hoher Weltenwarte' stehenden Papste nicht übelnehmen können, wenn er angesichts der wachsenden Zahl und Rüstung ihrer hartnäckigen Feinde die Befürchtung hegt, das blutige Morden möchte sich noch jahrelang ohne endgültiges Resultat hinziehen. Wer von uns hätte denn zu Anfang des Krieges geglaubt, daß er drei volle Jahre dauern und so viele Millionen von Menschen, so viele Milliarden von Werten verschlingen werde! Die ernste Frage, ob die Gut- und Blutopfer weiterer Kriegsjahre wirklich durch ein Plus an äußeren Kriegserfolgen aufgewogen werden, ist auch des echten Deutschen nicht unwürdig, damit er mit kühlem Wirklichkeitsblick den Stand der Dinge erfasse, dann aber mit vollem Vertrauen jenen Männern folge, die das Geschick der Nation und den Siegeszug unserer Heere lenken, und die durch Einsicht, Gewissen und sichere Machtstellung wohl in der Lage sind, jede Möglichkeit ruhig und unerschrocken abzuwägen! ‚Unsere Stärke', so hat der Reichskanzler im Anschluß an das Friedensangebot Wilhelms II. gesagt, ‚macht uns nicht taub

gegen unsere Verantwortung vor Gott, vor dem eigenen Volk, vor der Menschheit!' — Darin liegt weiterhin der Grundsatz, daß der Sieger und der Kriegführende überhaupt nicht nur an sich selbst, sondern auch an die Güter allgemeinster und höchster Ordnung zu denken hat. Die alte Schule erklärte einen an sich gerechten Krieg auch dann für unzulässig, wenn er unverhältnismäßig große Schäden für die Gesamtwohlfahrt und christliche Gesittung der Menschheit mit sich bringen würde. Dieser höhere Gesichtspunkt klingt vernehmbar durch in den wiederholten Klagen Benedikts XV., wenigstens als ergreifende Schilderung, als affektvoller Hinweis auf die entsetzlichen Schrecken, Leiden und Zerstörungen des Weltkriegs, die der Kirche und dem Christentum, aber auch der geistigen und wirtschaftlichen Kultur Europas den Untergang drohen! Wenn die deutsche Regierung ein ähnliches erschütterndes Bild schon in ihrem Schreiben an den Papst vom 12. Dezember 1916 als das Motiv des deutschen Friedensangebots gezeichnet hat, soll da heute nicht das Oberhaupt der Kirche, des universalen Glaubens- und Friedensreichs, die Erlösung der Welt aus solchen Todesnöten als leuchtendes und tröstendes Ideal über dem zermalmenden Rechtskampfe aufpflanzen dürfen?

Der einzige Einwand, den man erheben könnte, der Gedanke, die sittliche Kultur selbst und die Rechtsordnung der gesamten Menschheit verlange eine rücksichtslose Verfolgung des Sieges, um die Feinde der Gerechtigkeit zur Einsicht zu bringen und unsere unermeßlichen Opfer zu rechtfertigen, leitet uns schon zur Betrachtung der vom Papste gezeichneten Zukunftsordnung über. Diesem Einwand soll nur das eine entgegengehalten werden: Die ewige Gerechtigkeit *hat* sich bereits erschütternd offenbart, sie hat dem Erdboden lapidare Urteilsrunen eingegraben, die auch bei dem anempfohlenen Verzicht und Ausgleich in ihrer furchtbaren Strenge weiterbestehen! Vergleichen wir, um nur eins zu nennen, Deutschlands blühende, unversehrte Fluren mit dem zerklüfteten, verödeten, blutgetränkten Boden Nordfrankreichs, und erwägen wir, was alles *dieser* Ausgang des Krieges — ohne Elsaß! — für Frankreichs Volksseele bedeutet! So können wir uns, wenn man es recht versteht, hier bei der Vorstellung eines ‚Gottesurteils' zusammenfinden, werden dann aber auch dem ruhig-majestätischen Schritt eines Gottesgerichts in Ehrfurcht vertrauen, und dabei nicht vergessen, daß im christlichen Gottesbegriff die Gerechtigkeit mit der läuternden, versöhnlichen Liebe unzertrennlich verbunden ist!

Hindenburg hat vor kurzem das bedeutende Wort gesprochen, unsere militärische Lage sei seit Beginn des Krieges nie besser gewesen als heute. Diese Tatsache gibt uns die günstigste Stellung und das ruhigste Bewußtsein für den Beginn etwaiger Friedensverhandlungen. Sie gibt uns aber auch die stärkste Position zu erfolgreichem Weiterkämpfen, falls unsere Gegner, dem falschen Friedensprediger Wilson folgend, die edle Absicht des Papstes vereiteln sollten. Dann möge das Gericht über ihren Trotz sich vollenden, dann möge, wenn auch unter neuen Blutopfern, die Gerechtigkeit *allein*

mit ehernem Schritt weitergehen: ‚Quem Deus perdere vult, dementat!‘, mit diesem Wort hat jüngst ein Spanier den Augenblick für die Entente gekennzeichnet.

3.

Wenn der hl. Augustin vom Kampfe sagt, er strebe innerlich nach dem Siege, so bleibt er hierbei nicht stehen; der Sieg selbst strebt ebenso selbstverständlich dem Frieden zu. Der Friede, nicht der Kampf, nicht der bloße, machterobernde Sieg, ist ihm das Ideal und Ziel für inneres und äußeres Leben. In diesem unerschütterlichen Glauben sind ihm alle christlichen Denker, auch die Päpste des Mittelalters und die Naturrechtslehrer, gefolgt. Die glühende Friedensliebe Benedikts XV., seine unermüdliche Friedensbemühung, die in der jüngsten Note ihren Höhepunkt erreicht, ist Geist vom Geiste eines Augustin und Thomas. Sie findet in dieser Stunde, so darf man sagen, den innigsten und sehnsüchtigsten Widerhall in der ganzen Menschheit; aus einem Meer von Blut und Tränen, von Schrecken, Haß und Sittenverwilderung schaut das tiefste Empfinden aller Völker verlangend nach dem Friedensbogen aus, der das Ende der Flut verkündigt! ‚Friede‘ aber ist nach Augustin nicht weichliches Ruhebedürfnis, sondern eine ‚Ruhe der Ordnung‘, der gerecht und gesetzmäßig geordneten Gemeinschaft in Haus, Staat und Menschheit; Friede und Gerechtigkeit sind der Idee nach unlöslich verbunden. (De Civ. Dei 19, 13. 16. 21.)

Wenn der Krieg als Gottesgericht nicht erbarmungslos zum Ende weiterwütet, so soll er doch nicht ‚sinnlos‘, nicht ‚ergebnislos‘ sein. Es ist nicht der Gedanke des Papstes, daß, nachdem Millionen getötet sind, ‚nachher wieder alles ebenso wird wie früher‘! Diesen Ausgang soll der Krieg nicht nehmen; nein, es soll ganz anders werden wie früher, ‚das Antlitz der Erde soll sich erneuern‘! — Und wenn die Gerechtigkeit der ‚Kriegsursache‘ nicht dazu führt, daß für jede einzelne Rechtsüberschreitung der Gegner im Friedensschluß adäquate Vergeltung leistet, so soll doch dem gekränkten Recht eine Sühne geboten, es sollen ‚reale Ergebnisse und Sicherungen gegen künftige Überfälle‘ geboten werden. Dies gehört zum gerechten Frieden selbst, so wie ihn der Papst beschreibt; es gehört aber vor allem zu dem Zukunftsideal, das er — leuchtend wie den siebenfarbigen Bogen — auf der dunkeln Wolkenwand der Kriegszeit erscheinen läßt.

Dieser Zukunftsordnung müssen wir noch eine kurze Betrachtung widmen. Sie ist keine holde Schwärmerei von Liebe und Versöhnlichkeit, kein grundsätzlicher Verzicht auf Recht und Gerechtigkeit; sie will das Recht geradezu auf den Thron heben, sie will eine neue, weltumspannende Organisation schaffen, um die offenbaren Lücken des jetzigen Rechts auszufüllen. Der Friedensschluß, so hat der Papst schon am 28. Juli 1915 an die Kriegführenden geschrieben, soll nicht nur die Bruderliebe erneuern, nicht nur ‚den edlen Wettstreit der Wissenschaft,

Kunst und Industrie' neu aufleben lassen; er soll auch ‚die Herrschaft des Rechts' aufrichten, eine Herrschaft, kraft deren ‚die Lösung von Streitfragen nicht mehr der Schärfe des Schwertes, sondern den mit ruhigem Urteil erwogenen Gründen von Billigkeit und Gerechtigkeit anvertraut wird'. So stellt er auch heute als grundlegende Forderung auf, daß zwischen den Einzelstaaten ‚die sittliche Macht des Rechts an die Stelle der materiellen Macht der Waffen trete'; ein Grundsatz, der einerseits der positivistischen Auffassung des Rechts entgegentritt, nach der alle Rechtsentwicklung schließlich auf rein geschichtliche Machtfaktoren zurückgeht, der aber anderseits in vollstem Einklang steht mit der Lehre aller großen christlichen Denker und älteren Rechtsphilosophen. Als weitere Bestimmung dieser Ordnung wünscht die Note

> ‚ein gerechtes Übereinkommen aller (Staaten) zur gleichzeitigen und gegenseitigen Verminderung der Rüstungen — nach festzustellenden Regeln und Bürgschaften — in dem für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in jedem Staate notwendigen und genügenden Maße; sodann — als Ersatz der Heere — die Einführung der Schiedsgerichtsbarkeit (arbitrage) mit ihrer hohen, friedebringenden Aufgabe — nach Normen, die zu verabreden, und nach Sicherungen (sanctions), die festzusetzen sind gegen denjenigen Staat, der sich weigern sollte, die internationalen Fragen dem Schiedsgericht zu unterwerfen oder seine Entscheidungen anzunehmen. — Ist so einmal die Oberherrschaft des Rechts aufgerichtet, so möge man jedes Hindernis für die Verkehrswege der Völker aufheben, indem man nach gleichfalls festzustellenden Regeln die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere sichert, was auf der einen Seite mannigfache Ursachen des Streites aus dem Wege räumen, auf der anderen Seite neue Quellen des Wohlstandes und des Fortschritts für alle eröffnen würde'.

Werfen wir vor näherer Betrachtung dieses lichten, fast blendenden Zukunftsbildes zuerst einen raschen Blick zurück auf die umdunkelte, gärende Wirklichkeit und ihre aktuellen Streitfragen, so fällt uns auf: das einzige, vom Papste wörtlich genannte ‚Kriegsziel' ist ‚die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere' — also ein wichtiges, ja das wichtigste Kriegsziel der Deutschen und der ehrlichen Neutralen, ein Kriegsziel, das niemandem mehr am Herzen liegt als den begeisterten Freunden unserer U-Boote, das in seiner Verwirklichung denjenigen unserer Gegner in die Rechtsschranken weisen wird, der sonst am wenigsten vom Kriege betroffen ist. Wenn man die Verhandlungen der Haager Konferenz verfolgt, so findet man, daß auf diesem Gebiete der Seebeherrschung tatsächlich das Völkerrecht am stärksten nach Neugestaltung drängt. Bezüglich anderer Forderungen, die nicht genannt werden, die vor dem neuen, hohen Friedensziele vielleicht unerfüllt zurücktreten, hilft uns folgender Gedanke über ein gewisses rechtliches Bedauern hinweg. Der Kampf ums Recht läßt sich nicht immer durch unmittelbare Austragung der Sonderforderungen zu Ende führen; das Rechtsempfinden bleibt gewahrt, es wird in einem höheren Sinne befriedigt, wenn die kämpfenden Parteien selbst zu einer höheren Rechts-

einheit verbunden werden. Wenn ein Kulturstaat einer wilden Völkerschaft, in der noch die Blutrache herrscht, den Segen einer unparteiischen, öffentlichen Rechtspflege bringt, kann und wird das neue Gerichtswesen sich nicht damit befassen, alle verjährten Gewalttaten und Feindschaften nach altem Brauch abzuurteilen. Im neuen Staatswesen ist ein neuer Rechtsorganismus entstanden, der die feindlichen Gegensätze zu einem höheren Ganzen vereint, und den Mangel, der an strenger Vergeltung im einzelnen bleibt, durch einen ungeahnten Gewinn für die gesamte Rechtsordnung ersetzt. Genau so wird es sein, wenn beim kommenden Weltfriedensschluß die einzelnen Völker von ihren Sonderrechten einen Abstrich machen müssen, dafür aber das herrliche Geschenk einer organischen Rechtgemeinschaft aller Nationen empfangen.

Noch ein anderes gewahren wir, wenn wir den großen Zukunftsgedanken des Papstes zu den augenblicklichen Kriegszielen in Beziehung setzen. Das erhabene, mit allem Ernst erwogene Friedensziel ist nach Benedikt XV. einerseits Bedingung und Erleichterung des unerläßlichen Ausgleichs und Verzichts der Staaten; anderseits ist aber dieser Ausgleich und Verzicht auch die einzige Möglichkeit, zu einem vollbefriedigenden Dauerfrieden zu gelangen. Das letztere hatte Benedikt schon 1915 ausgesprochen: Ohne Entgegenkommen und Verständigung ist nur ein halber, ein kurzlebiger Friedensschluß möglich, weil der bittere Stachel, der in den unterliegenden Völkern zurückbleibt, bei nächster Gelegenheit zu einem neuen Krieg der Rache auftreiben wird. Die Note selbst nun deutet in bezeichnender Weise an, wie umgekehrt auch die peinlichsten Bedenken gegen den Ausgleichfrieden zurücktreten, wenn man sich die künftige Friedensordnung der Völkergemeinschaft lebendig vorstellt. Dann haben die ‚Kriegskosten und Entschädigungen' nicht das ungeheure Gewicht für den kommenden Staatshaushalt, weil sie durch ‚die unermeßlichen Wohltaten der Abrüstung', durch dauernde Ersparnisse im Heeresetat aufgewogen werden. Aus demselben Grunde vermindert sich die Notwendigkeit gewisser, wirtschaftlich hochwertiger oder zur militärischen Abwehr geforderter ‚Annexionen'. Die Bürgschaften für die absolute Neutralität gewisser Kleinstaaten sind leichter aufrecht zu halten bei der Existenz einer internationalen Gerichtsbarkeit; und anderseits — so fügen wir hinzu — fällt gerade die Existenz wahrhaft neutraler Kleinstaaten für die Möglichkeit eines unparteiischen Schiedsgerichts erheblich in die Wagschale (vgl. zu letzterem Lammasch in Austria nova 1916, 54 f.).

Selbstverständlich ist es hier nicht möglich, in eine nähere Erwägung, wie sich die gewaltigen Aufgaben der Abrüstung und Schiedsgerichtsbarkeit verwirklicher lassen, einzutreten. Hierzu fehlt dem Verfasser auch alle Kompetenz. Allein nach einem Kriege, in dem unsere Heerführer das Größte geleistet haben, in dem unbekannte militärische Genies zu Weltruhm emporgestiegen sind, dürfen wir wohl so kühn sein, einen Friedensaufbau zu erwarten, bei dem auch Rechtslehrer und Staatsmänner geniale Lösungen

finden und Unerhörtes zur Tat machen. Hier seien nur einige allgemeine Gedanken angeschlossen, um das Denken und Hoffen vom Alltäglichen und ewig Gestrigen loszulösen und mit der großzügigen und willensstarken Friedenspolitik des Hl. Vaters vertrauter zu machen!

Die an christliche Grundgedanken anknüpfende Idee einer auf gemeinsame Kultur und einheitliches Recht gegründeten Friedensgemeinschaft hat seit alters nicht nur die ahnende Volksseele, nicht nur die dichterische Zukunftspolitik eines Dante, nicht nur die Gefühlsphilosophie Rousseaus und St. Pierres entzückt, sie hat auch den kritischen Geist Kants zu ernstgemeinten Vorschlägen über den ewigen Frieden veranlaßt. Im Mittelalter war vor allem durch das Verdienst des Papsttums in weitem Umfange die Idee des übernationalen Schiedsgerichts verwirklicht. Nach Lammasch sind aus der Zeit vom 13.—16. Jahrhundert Hunderte von Schiedssprüchen bekannt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat die Friedensbewegung an ideellem und praktischem Einfluß mächtig zugenommen, seit der Friedenskonferenz von 1899 auch in den offiziellen Verhandlungen der Staaten; besonders in außerdeutschen Ländern widmen Juristen ersten Ranges diesen Problemen ernsteste Beachtung. Vor sechzig Jahren nannte der katholische Rechtslehrer Ferd. Walter das Schiedsgericht den einzig der Vernunft und Moral entsprechenden Weg zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten unter den Staaten; ‚auf dieses Ziel muß daher die allgemeine Vernunft, wie sie sich in der fortschreitenden Zivilisation kundgibt, unablässig hinarbeiten und es zu einer völkerrechtlichen Notwendigkeit zu erheben trachten' (Naturrecht und Politik 2. A. 356). Leo XIII. hat in seinem Rundschreiben Praeclara gratulationis von 1894 eine Annäherung der Nationen unter Empfehlung der Rüstungsbeschränkung und eine innerliche Erneuerung des Völkerrechts aus christlicher Rechtsanschauung befürwortet; er nennt dabei als die ‚schlimmsten Fackeln des Krieges' den Ehrgeiz, die Habsucht und den Neid, — gerade jene Trias von Kriegsgründen, die wir seit 1914 so oft unter Anwendung auf Frankreich, Rußland und England zitiert haben. Wie treu Benedikt XV. in seinem Gedankengang den Bahnen einer ehrwürdigen Tradition und insbesondere dem Geiste eines Leo XIII. gefolgt ist, das zeigt besonders schlagend des letzteren Allokution vom 11. Februar 1889 (den Wortlaut s. bei Wehberg, ‚Das Papsttum und der Weltfriede', 1915, S. 44).

Es liest sich wie eine Ironie, daß Alfred Nobel, der Begründer der modernen Sprengmittelfabrikation, auch den Friedenspreis zur Überwindung des Krieges und zur Hebung der Brüderlichkeit gestiftet hat. Es würde die erhabenste, göttlichste Ironie der ganzen Weltgeschichte sein, wenn der grauenvolle, mit allen Mitteln der Technik gesteigerte Vernichtungskrieg unserer Tage den Umschwung bedeuten sollte zum Morgenrot eines dauernden Friedenstages der Menschheit! In der Tat, wenn dieser Fortschritt überhaupt einmal zu hoffen ist, so ist die heutige Lage und Stimmung so günstig wie nie; psychologisch, ethisch und

religiös müßte uns diese Lösung als die einzig würdige Lösung des furchtbarsten Welträtsels erscheinen. Psychologisch sind die Trauer und das Grauen infolge des Krieges, ebenso wie die hoch gesteigerte Sehnsucht nach dem Frieden die beste Vorbereitung der Menschheit auf den großen Versuch einer Völkerverbrüderung. Im Lichte der ethischen Kultur erscheint mehr und mehr das Rechtsmittel des Krieges, zumal in der riesenhaften, zermalmenden, unpersönlichen Art des heutigen Kampfes, als ein unbegreiflicher Gegensatz zur Verfeinerung und Vergeistigung des modernen Lebens und zur christlichen Humanität. Vom Standpunkte der göttlichen Vorsehung aber findet man — bei aller Würdigung der sittlichen Lichtseiten des Krieges — dennoch kaum einen gotteswürdigen Grund, der die Zulassung dieser erschütternden Weltkatastrophe erklärte, wenn es nicht dieser ist: die Menschheit durch dieses tragischste, blutigste Ringen einer neuen großen Einsicht und Einrichtung zuzuführen, der Ära des geordneten Rechts und Friedens der Völker! Das, was Kohler die Ergebnislosigkeit des Krieges nennt, die Notwendigkeit, beim Friedensschlusse auf manchen stolzen Traum zu verzichten und sich mit billigem Ausgleich zu begnügen, gerade dies könnte im Lichte der Gottesweisheit einen hohen und tröstlichen Charakter gewinnen — als pädagogische Überleitung zu der höheren Einheitsgesinnung, die die päpstliche Note ausdrückt in der ‚Einordnung besonderer Interessen in das Gemeinwohl der großen menschlichen Gesellschaft'! Einordnung, wörtlich Koordination, nennt es der Papst, nicht Unterordnung; die volle Selbständigkeit der Staaten soll im neuen Rahmen gewahrt bleiben nach seiner Meinung, wie jedes wahre organische Verhältnis dem Einzelnen sowohl als dem Ganzen Leben und Wachstum verbürgt.

Man wird sagen, dieser Ausblick in die Zukunft sei zu schön, als daß er sich verwirklichen könnte; die von allen Seiten sich häufenden Schwierigkeiten erdrückten seine Möglichkeit. Allein ich frage, sollen etwa nach Friedensschluß die Rüstungen, nach Maß und Methode gesteigert, sofort weitergehen, die Arbeiten der Friedenswirtschaft und Geisteskultur vor den Sorgen um einen ‚noch größeren Weltkrieg' zurücktreten, die sittliche Zerklüftung der Menschheit mit ihren traurigen Folgen für Familie, Jugend, Staat und Kirche weiterfressen, — ist denn dies im Ernste möglich? Wenn jenes Friedensbild zu schön ist, erscheint dann nicht dieser Ausblick auf einen zweiten Weltkrieg zu gräßlich, als daß er wahr sein dürfte! Gar vieles hat der Eintagssinn des Menschen für unmöglich gehalten, und dennoch ist es wirklich geworden: die Aufhebung der Sklaverei, die Abschaffung der Folter und anderer Grausamkeiten im Rechte, die christliche Humanisierung des Krieges; auf anderem Gebiete die Wunder der Technik, die Luftbeherrschung, — wer hätte vor hundert Jahren unsere Kriegführung in Luft und Meerestiefe und Erdhöhlen für möglich gehalten! Jeder gewaltige Kulturfortschritt bedarf der großen ‚dichterischen' Intuition und des wagemutigen Optimismus.

Daß er nicht mit einem Schlage sich vollzieht, daß auch der Friedensplan des Papstes vielleicht nur in hoffnungsvollen, starken Ansätzen beginnt und allmählich weiterschreitet, dies tut der Größe und Notwendigkeit der Aufgabe keinen Eintrag. Natürlich muß bei seiner Durchberatung auch die besonders schwierige Stellung unseres Vaterlandes im Zentrum Europas ernst und gerecht gewürdigt werden.

Eine theoretische Schwierigkeit liegt schließlich in der Unsicherheit und Unfertigkeit des modernen Völkerrechts. Aber sollte es nicht an der Zeit sein, nach den harten Lehren des Weltkriegs sich abzuwenden von den Übertreibungen des Machtprinzips, der staatlichen Absolutheit und der Positivität des Rechts, statt dessen aber engeren Anschluß zu suchen an die christliche und naturrechtliche Auffassung von der Einheit und Unveränderlichkeit gewisser grundlegender Rechtsnormen? Nach dieser Richtung hin wäre der Appell Kohlers an ‚den Geist des hl. Thomas' berechtigter als gegenüber Benedikt XV. Kohler selbst hat einmal die Bemerkung gemacht, das Naturrecht sei bei Albertus und Thomas noch biegsam, eine lebendige Kraft gewesen, während es bei Grotius und späteren eine starre hemmende Masse geworden sei. — Durch eine solche spekulative Vertiefung könnte auch dem Pazifismus, der heute allerdings vielfach reine Gefühlssache ist, in seiner sozialistischen Form sogar eine schwere Gefahr für den gesellschaftlichen Frieden bedeutet, gesundes Leben zugeführt und eine festere Struktur gebracht werden.

Eine Ablehnung jeglichen Verhältnisses der Brüderlichkeit zu den Völkern der Entente auf Grund ihres im Kriege offenbar gewordenen sittlichen Tiefstandes würde sicher auch in Deutschland auf starken Widerspruch stoßen. Die ungeheure Kriegsleidenschaft und die noch dämonischere Macht der Lüge seitens herrschender Staatsmänner und Pressleiter — ich nenne nur Ribot, Northcliffe und die entlarvten russischen Minister — haben dort einen Zustand hypnotischer Wut und Verblendung erzeugt, der die edlen Charakterzüge und die hohen Kulturverdienste jener Nationen allzusehr verdeckt. Jedenfalls haben die Päpste die tiefgreifenden sittlichen Schäden, die Einflüsse der Loge usw. in den von Kohler genannten Ländern konsequent und schonungslos bekämpft; ein durch Rom zustande kommender Weltfriede würde gewiß alle Mächte des Guten ermutigen und zur Abwehr festigen. Ein Ton moralischer Selbstgefälligkeit und Selbstsicherheit steht aber auch dem Deutschland des vierten Kriegsjahres wahrlich nicht an, wie er keinem Menschen und Volke ansteht; das Aufwuchern schlimmer deutscher Erbfehler mitten im Kriege erfüllt sogar augenblicklich die besten Volksfreunde mit schweren Sorgen um die sittliche Zukunft der Nation.

Wir wissen nicht, welche Aufnahme der Friedensruf des Papstes bei jenen Völkern finden wird. Wenn er Gehör findet, wenn die weltgeschichtliche Friedensidee Benedikts XV. nach erfolgreichen Vorarbeiten zum praktischen Leben reift, so ziemt es dem deutschen Volke, erhobenen Hauptes in die neue Welt hineinzuschreiten, stolz auf seine in ungeheurem

Ringen neubewährte Kraft, ohne Vertrauensseligkeit, aber auch ohne enge, mißtrauische Verschlossenheit. Der Augenblick ist so groß, die Verantwortung so unabsehbar, daß gewiß auch jeder konfessionelle Argwohn der päpstlichen Vermittlung gegenüber klein und enge erscheint. Benedikt XV. hat in selbstloser Friedensliebe kein Wort geäußert über die Stellung des Papstes beim Friedenskongreß und Schiedsgericht; da, wo er in der Note auch Andersgläubige nennt, tut er es nur, um das eine Rechts- und Pflichtgefühl zu beteuern, ‚allen möglichst viel Gutes zu tun ohne Ansehen der Person, ohne Unterschied der Nation oder Religion'! Jede Religionsgemeinschaft und Geistesrichtung, die von dem gleichen edlen Pflichtgefühl beseelt ist, wird unmöglich in diesem Rechtsbewußtsein eine Überhebung, in solcher ‚Väterlichkeit' einen hierarchischen Zug erblicken. Alle vielmehr, die, vom Kriegsschicksal erschüttert und vom Kriegsleid gebeugt, nach heißer Heldenarbeit den Lohn eines würdigen, staats- und welterneuernden Friedens ersehnen, kennen heute keine dringendere Bitte zum himmlischen Herrn und Weltenrichter, als den Ruf der Liturgie: Dona nobis pacem! Sie alle werden auch dem edlen und glücklichen Friedensvermittler, mag er Papst oder Kaiser, Katholik oder Protestant sein, als schönsten Segensgruß das andere Wort entgegenbringen: Benedictus, qui venit in nomine Domini!

Die Besoldung der Staatsbeamten nach bevölkerungspolitischen Grundsätzen

Von Joseph Graßl

Der im Kreise der Regierungen sich immer mehr ausbreitende Gedanke, die Höhe des Gehaltes der Staatsbeamten nach der Größe der Familie zu differenzieren, findet in der Beamtenschaft starke und zahlreiche Gegner; namentlich viele Vereinigungen der Verkehrsbeamten lehnen jedes Hineintragen bevölkerungspolitischer Richtpunkte in die Besoldungsfrage ab, und es ist Naumann wohl zuzustimmen, wenn er behauptet, daß die Mehrzahl der Beamten gegen die Kinderzahl als Maßstab der Soldhöhe Stellung nimmt. Die Art und Weise der Beamtenbesoldung beschränkt aber ihre Wirkung nicht auf den Beamtenkörper, sondern greift tief in das Staatsleben überhaupt ein, ja legt sich an die Wurzeln des Staates.

Die dienstliche Arbeitsleistung des Staatsbeamten als absoluten Maßstab seiner Gehaltshöhe zu erklären, wie manche Beamtenvereinigungen tun, ist offenbar grundsätzlich falsch.

Der Vertrag zwischen Staat und Beamten ist kein einfacher Werkvertrag mit Stunden- oder Tagentlöhnung nach der Höhe und der Länge der Arbeit, sondern eine Bindung der ganzen Person an den Interessenkreis des Staates. Der Eintritt in das Staatsbeamtentum hat die Aufgabe der vollen bürgerlichen Freiheit, wie sie die übrigen Staatsbürger haben, als Voraussetzung. Der Staatsbeamte darf sich nicht nach freier Wahl kleiden, darf nicht nach freiem Ermessen wohnen, darf seinen Verkehr nicht nach Belieben wählen, sondern muß sich hiebei an die seinen Standesgenossen übliche Form anpassen. Allerdings verlangt die gesellschaftliche Ordnung auch von dem Staatsbürger eine ähnliche Anpassung; aber die des Staatsbeamten ist entschieden verschärft. Selbst auf das Geistesleben greift die Beamtenpflicht hinüber. Der Beamte einer Monarchie darf nicht gegen diese öffentlich auftreten, auch wenn er dadurch kein Staatsgesetz verletzt, und keine Republik duldet die Agitation ihrer Beamten zur Einführung der Monarchie. Nicht genug damit. Auch auf die Familie des Beamten sucht der Staat Einfluß zu gewinnen. Wählt der Beamte eine Frau, die durch ihre Familie oder durch ihre Vergangenheit oder aber durch ihr Verhalten nach Eintritt in die Ehe außerhalb der Grenzen der Zulässigkeit der Beamtenwürde fällt, so büßt der Beamte dienstlich die Nichtqualifikation der Frau. Wiederholt wurden Beamte — und zweifellos mit vollem Rechte — vor die Wahl gestellt, sich entweder scheiden zu lassen oder den Dienst aufzugeben. Schwere Verbrechen der Kinder wirken auf den Vater als Staatsbeamten zurück. Je höher der Staatsbeamte steht, je verantwortungsvoller sein Amt ist, je einflußreicher seine Tätigkeit auf die Bürgerschaft ist, je inniger zwischen Bürger und Beamte das seelische Band sich knüpft, desto mehr tritt die Bewertung der Gesamtverhältnisse des Beamten in den Vordergrund.

Keine Staatsregierung kann sich das Recht nehmen lassen, ihre Beamten nach der Gesamtqualifikation und nicht bloß nach der dienstlichen Arbeitsleistung an besonders einflußreiche Stellen zu setzen. Damit ist aber im Grunde genommen die Bewertung des Gehaltes lediglich nach der Dienstleistung verlassen, denn diese gehobenen Stellen pflegen auch mit höheren Gehältern ausgestattet zu sein.

Fast überall in der Kulturwelt ist eine Altersstaffelung des Beamtengehaltes eingeführt. Ein Amtsrichter kann bei der gleichen Arbeitsleistung 3000 Mark und 6000 Mark beziehen. Es müssen also neben der Dienstleistung noch andere, sehr wesentliche Umstände auf die Gehaltshöhe Einfluß haben.

In dem Sinne, daß die Gesamtverhältnisse des Beamten die Unterlage des Gehaltes sein müssen, hat sich auch das preußische Oberverwaltungsgericht durch Entscheidung vom 26. September 1885 ausgelassen: ‚Unter Gehalt oder Besoldung ist, wie in der Rechtswissenschaft und Judikatur fixiert worden ist, dasjenige zu verstehen, was der Staat seinen Beamten als Äquivalent für die Gesamtheit ihrer Dienste in der Fürsorge für die wirtschaftliche Existenz zu ihrem standesgemäßen Lebensunterhalt gewährt.‘

Das Reichsgericht erklärte am 27. Mai 1890: ‚Der Beamte widmet in der Regel dem Amtsdienst seine volle Lebenstätigkeit. Daraus erwächst für den Staat die Verpflichtung, den Beamten seinem Stande gemäß zu erhalten. Sonach bildet das Gehalt nicht eine Bezahlung der einzelnen Dienste, sondern eine Unterhaltsrente.‘

Beim Pflichtenkonflikt zwischen den Interessen des Staates und der Person und der Familie des Beamten erwartet der Staat die bevorzugte Hochschätzung der Staatsinteressen durch den Beamten; der Staat verweigert bis zu einem gewissen Grade dem Beamten, seine außerdienstliche Arbeitskraft für seinen und seiner Familie Unterhalt zu verwenden. Solange der Staat nicht das Zölibat für seine Beamten fordert, so lange hat er die Pflicht, für die Familie seiner Beamten zu sorgen.

Zu dem Begriff Familie gehören unzertrennlich Frau und Kinder.

Im Prinzip hat der Staat diese Verpflichtung stets anerkannt.

Die bereits erwähnte Altersabstufung der Gehälter in gleicher Dienststellung ist lediglich in den Bedürfnissen der mit Kindern begabten Beamten begründet, deren Ausgaben mit der Zahl und dem Alter der Kinder, die gleichsinnig mit dem Dienstalter des Beamten verlaufen, wachsen. Beamte auf sogenannten Ruheposten erhalten das gleiche Gehalt wie stark, ja überstark beschäftigte. Amtsgerichtssekretäre mit juristischer Vorbildung beziehen höhere Besoldung wie ihre Kollegen aus dem Kanzleidienst. Die Höhe der Umzugskosten bemißt sich nach der Kinderzahl. Die Pensionierung der Witwen und Waisen ist ein sinngemäßer Vollzug der Verpflichtung des Staates, für die Gesamtfamilie der Beamten bis zu einem gewissen Grade zu sorgen. Die Kinderzulage im Kriege ist die ausgesprochene Anerkennung der Familienfürsorge.

Die Ansicht der Beamtenkategorien, die die Dienstleistung als absoluten Maßstab der Besoldung erklärt, scheiterte an den Tatsachen, an der Übung aller Kulturstaaten. — Die Höhe und die Menge der Dienstleistung ist nur ein Teil der Gehaltsbewertung. Zu ihr treten manche Umstände ergänzend, ja oft sogar grundsätzlich ändernd. Es ist befremdend, daß die Gegner der Kinderbewertung in der Gehaltshöhe gegen diese Einrichtung Stellung nehmen. Die Gehaltsaufbesserung der Staatsbeamten erfolgte bisher nicht deswegen, weil die Höhe des Gehaltes nicht im Einklang mit der Dienstleistung stand, sondern deshalb, weil der kinderbegabte Familien-Staatsbeamte mit dem Gehalte seine Kinder nicht mehr erziehen lassen konnte. Nicht in Rücksicht auf den Staatsbeamten als solchen, sondern im Hinblick auf dessen Familie sind bisher mit verschwindenden Ausnahmen alle Gehaltserhöhungen erfolgt. Und weil der Staatsbeamte in der Regel verheiratet ist und auch in der Regel Vater ist, hat man den verheirateten, kindergesegneten Staatsbeamten als die Norm angesehen und hat an dieser Norm auch den ledigen und kinderlosen Beamten teilnehmen lassen. Die kinderreichen Staatsbeamten haben also die kinderlosen und ehelosen Staatsbeamten mitgerissen. Diese haben lediglich aus technischen Gründen an der Aufbesserung bis zu einem gewissen Grade teilgenommen.

Es ist befremdend, sage ich, daß die kinder- und ehelosen Beamten gegen diese Gehaltsaufbesserung nicht Einspruch erhoben, solange sie selbst daran teilnahmen. Ihr Gewissen und ihre Logik hätten sie veranlassen sollen, die Gehaltsaufbesserung abzulehnen, wenn ihren persönlichen Ansprüchen durch eine gewisse Gehaltshöhe bereits in vernünftiger Weise Rechnung getragen ist. Damals hörte man nichts von der prinzipiellen Regelung des Gehaltes nach der Dienstleistung. Erst jetzt, seitdem die Kinderreichen finden, daß die Voraussetzungen, die damals bei der Gehaltsaufbesserung und Gehaltsregulierung den Ausgangspunkt bildeten, nun auch in die Wirklichkeit umgesetzt werden sollen, erst jetzt wird eine neue Grundlage gefordert, die letzten Endes sich auch gegen die kinderlosen Beamten richtet; denn die Höherbezahlung der Kinderreichen wirft ihre Schatten auch auf die Ehelosen. Bei jeder Aufbesserung der Familie fällt auch für den Garçon etwas ab.

Von manchen Beamten wird die unterschiedliche Behandlung der Gehaltszumessung damit abgelehnt, daß sie sagen, gar mancher Junggeselle habe Verpflichtungen gegen die Eltern, Geschwisterte, ja sogar gegen die Haushälterin. Mit diesem Einwurf rückt man nur noch weiter von der angestrebten Regelung nach der Dienstleistung ab und erweitert lediglich den Begriff der Familien.

Die Versorgung der Haushälterin als Staatsaufgabe überschreitet doch alle vernünftige Beurteilung der Sachlage, auch dann, wenn die Haushälterin die eigene Schwester ist. Der kinderreiche Beamte hat eine Stütze viel nötiger als der ehelose; dann müßte die Dienstmagd der Kinderreichen

erst recht mitversorgt werden. Diese Haushälterinnen, die einzelstehende Herren bewirtschaften, haben ohnehin ihr ganzes Leben lang gegen die Frauen und das Dienstmädchen großer Familien Feiertage. Diese Kategorie auch noch künstlich zu züchten, würde der Allgemeinheit Schaden bringen.

Auch die Versorgung der Eltern kann nur ein Ausnahmefall sein. Bei der jetzigen geringen Differenzierung der Gehälter muß von dem gleichen Gehalt, das der Junggeselle erhält, auch eine vielköpfige Familie leben. Abgesehen davon, daß die Verpflichtung der Eltern gegen die Kinder eine höhere ist als die der Kinder gegen die Eltern — in der Bewertung aller Sittlichkeit ist die Biologie grundlegend und die Zukunft, die Kinder, haben mehr Anspruch auf das Leben als die Vergangenheit, die Eltern, wie es ja auch die Bibel andeutet mit den Worten, daß das Weib Vater und Mutter verläßt, um dem Manne zu folgen und eine neue Familie zu gründen —, abgesehen von dieser Verschiedenheit der Verpflichtung haben die Eltern der Beamten ihr Leben durchgeschlagen, als ihr Sohn noch nicht Beamter war; sie machen jetzt als alte Leute weniger Ausgaben nötig als die Kinder mit ihrem Ausbildungszwang, und das Gehalt der Beamten ist nirgends auf den Junggesellen zugeschnitten, sondern auf eine kleine Familie, also auf den Zustand, in dem der Ehelose mit den Eltern lebt.

Ohne die nach der Kinderzahl ausgleichende Differenzierung der Beamtengehälter geht jede Gehaltsaufbesserung in bezug auf die Bevölkerungspolitik resultatlos zugrunde. Die erhöhten Einnahmen werden zur Befriedigung der jeweiligen ‚standesgemäßen' Bedürfnisse verwendet. Die Standesgemäßheit ist nämlich kein absoluter Begriff, sondern hängt in erster Linie von dem allgemeinen nationalen Reichtum ab. Dadurch, daß das deutsche Volk in dem letzten Halbjahrhundert seinen Reichtum in ungewöhnlicher Weise erhöhte, stieg auch die Anforderung an das Leben, und von dieser Erhöhung der ‚Bedürfnisse' schloß sich kein Stand, insbesondere nicht der Beamtenstand, aus. Dann hängt die Standeswürde auch noch ab von den jeweiligen Lebenssitten der Angehörigen des Standes. Es gibt Staatsdienerkategorien, bei denen trotz gleicher Anforderung an die Vorbildung und trotz gleicher Tüchtigkeit im Staatsbetrieb die Lebensführung höher gehalten wird als in anderen Beamtenzweigen. Hier macht sich ein spezieller Einfluß neben der allgemeinen Einschätzung der Bedürfnisse geltend. Die Erfahrung lehrt, daß die Höhe dieser als notwendig erachteten äußeren Aufmachung hauptsächlich von den Kinderlosen und Kinderarmen bestimmt wird, die bei gleicher Besoldung auch ihren persönlichen Aufwand erhöhen können gegenüber den Familienvätern. Je mehr Kinderlose ein solcher Stand in sich hat, desto höher der Anspruch des Standes an sich und je höher der Anspruch, desto geringer die Kinderzahl. Das alte Ringgesetz von Ursachen und Wirkungen, dem wir in der Natur immer wieder begegnen.

Eine unterschiedslose Erhöhung der Gehälter steigert bei den Kinderlosen die Norm ihrer Lebensbedürfnisse und bei dem gerade im Beamten-

körper stark ausgeprägten Standesbewußtsein drückt dann diese Erhöhung der Lebensführung der Kinderlosen auf die der Kinderreichen. Die ursprünglich lediglich den Ledigen ermöglichte Lebenshaltung rückt zur Allgemeinforderung auf und selbst die übergeordneten Behörden erachten es für notwendig, daß alle Angehörigen des Standes dem Rechnung tragen. So kommt es, daß trotz Zunahme der absoluten Einnahmen die Zahl der Kinder mit der Gehaltshöhe fällt. So trafen in Preußen vor dem Kriege auf einen höheren Beamten 2,11 Kinder, auf einen mittleren 2,48 und auf den niederen Beamte 2,92 Kinder.

Will die Staatsregierung die Gehälterhöhe in der Kinderzahl auswirken lassen, so kann sie dies nur durch Abstufung der Besoldung nach der Kinderzahl erreichen. Nur dadurch kann die Lebensführung der Kinderlosen und Kinderarmen den durch die Kinderzahl erzwungenen Bedürfnissen der Familien weiter angeglichen werden. Ein Rest der Bevorzugung wird ja den Kinderlosen stets bleiben.

Auch bei der Allgemeinheit trat die Erscheinung zutage, daß wir trotz der absoluten Zunahme der Einnahmen durch Erhöhung unserer Bedürfnisse in eine relative Not kommen, und daß wir durch Einschränkung unserer Kinderzahl wieder das Gleichgewicht im Familienbudget herzustellen suchten. Diese war bei den Beamten noch schärfer notwendig, weil der Staat die Gehälter immer mehr auf die Zwergfamilie einstellte. Der Beamte sieht die jeweilig herrschenden Lebenssitten seiner Standesgenossen als den bestimmenden Ausgangspunkt für seine eigene Lebenshaltung an. Dieser Anschauung kann er nur durch beschränkte Kinderzahl Rechnung tragen oder aber auch dadurch, daß er den fehlenden Rest für eine Familie durch die Erheiratung eines entsprechenden Vermögens zu bekommen sucht. Die Beamtenehefrau mit größerer Mitgift kann nur aus bürgerlichen Kreisen kommen, deren Einnahmen höher sind als die der Beamten. Die aus diesen begüterten Bürgerkreisen hervorgehenden Beamtenfrauen haben dort eine Erziehungsart genossen, die mit dem kärglichen Einkommen der Männer nicht befriedigt werden kann. Daher beschränken gerade diese Beamtenehefrauen die Zahl ihrer Kinder, um die gewohnte Lebensführung nicht aufgeben zu müssen. Die Gewohnheiten der Frau färben dann auf die Anschauung des Mannes ab.

Ein weiterer staatlicher Schaden, der aus der allzu zahlreichen und allzu innigen Verbindung der Staatsbeamten mit den Erbtöchtern des Landes erwächst, besteht darin, daß nicht bloß die Lebensführung, sondern auch allmählich die private Gesamtlebensauffassung kapitalistische Tönung annimmt und daß die Gefahr besteht, daß die private Auffassung auf die dienstliche überspringt. Bei minder intakten Beamtensitten ersetzt der Beamte sein fehlendes Gehalt durch Rückwärtshalten der Hand. Ein für die Größe seiner Familie hinlänglich besoldeter Beamte ist ein Erfordernis der modernen Staatskunst. Sonst übt der Staat einen unerhörten Zwang auf das Gewissen und die Geschlechtsgewohnheiten der Beamten aus.

Eine ähnliche, allerdings nicht so ausgeprägte Erscheinung ist auch bei dem Allgemeinkörper zu beobachten. Die Steuerpolitik der allermeisten modernen Kulturstaaten ist zweifellos außerordentlich rückständig. Die Steuertechnik besteht in völlig einseitiger Weise lediglich in der Eintreibung der Abgaben, die nach der absoluten Höhe des Einkommens berechnet werden. Die von dem Staate dem Familienvater zwangsweise auferlegten Erziehungskosten der Kinder sind nur in einem Grade anrechnungsberechtigt, daß sie als Abzug praktisch wegfallen. Den Grund für diese der Umwandlung der Familie und des Familieneinkommens nicht im geringsten entgegenkommende Auffassung suche ich bei manchen Staatswissenschaftslehrern, die die augenblickliche wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des einzelnen als den Gradmesser der staatlichen Tüchtigkeit immer mehr erklärten, die die lebendige Kraft der Staaten, den Menschen, immer mehr vernachlässigten und dadurch zur mechanischen Auffassung des Staatsgedankens überhaupt hinüberleiteten. Und diese mechanische Auffassung des Staates verdichtet sich bei den Beamten in der Ableistung der Dienstaufgaben am Schreibtisch und in der Anforderung, die Härte des breitgedrückten Sitzfleisches allein als den Bewertungsgrund der Gehaltshöhe zu betrachten.

Gerade jetzt, wo der Mensch als solcher wieder an Wert gewinnt, und gerade nach dem Kriege wird uns die lebendige Kraft des Staates, die bürgerlichen Tugenden seiner Untertanen und insbesondere seiner Beamten, den Weg zum neuen Aufstieg allein weisen können.

Für das Gedeihen des Staates ist der Aufbau des Beamtenkörpers nicht gleichgültig. Wird der Beamtenstand durch zu geringen Zufluß starr, so wirkt das auf die Staatsverwaltung zurück. Der starke ‚kapilläre Aufstieg' in der Gegenwart läßt diese Gefahr nicht wahrscheinlich erscheinen. Es ist vielmehr das Gegenteil zu befürchten, daß eine zu starke Fluktuation stattfindet, daß sich in Beamtenkreisen jene Tradition nicht mehr herausbildet, die den einzelnen oft hält und auch dem Staate nutzt. Namentlich der Zufluß aus Handelskreisen war schon vor dem Kriege groß und wird in Zukunft noch größer werden. Auch deshalb wäre eine größere Anzahl von Beamtenkindern für das Allgemeine nur erwünscht, abgesehen von dem Vorteil, den das einzelne Beamtenkind aus einer vielköpfigen Familie erlangt.*

---

* Um die Gefahren zu mindern, die eine zu lange gezüchtete Beamtenlinie und das Aufsteigen aus Handelskreisen in die Beamtenkategorie bringen, wodurch der Beamte das Verständnis namentlich mit dem werktätigen Volke verliert, habe ich schon vor dem Kriege — leider vergeblich — dem bayerischen Kultusministerium vorgeschlagen, die langen Ferien unserer Gymnasiasten nicht mehr mit Sport, sondern mit werktätiger Arbeit auszufüllen und die Körperarbeit des zukünftigen Staatsbeamten zu organisieren; also das, was jetzt der Krieg gebracht hat. Kein Kandidat, der nicht mehrere Ferien hindurch körperlich gearbeitet hat, soll in den Staatsdienst eintreten dürfen, namentlich nicht als Verwaltungsbeamter, nicht als Staatsarzt, nicht als Bautechniker oder Richter.

Die Art und Weise, die der Staat anwendet, um zur Differenzierung der Gehälter nach der Kinderzahl zu kommen, ist lediglich Sache der Ausführung. Er kann im vornehinein den kinderreichen Beamten mehr geben. Diese Methode hat die Staatsregierung während des Krieges angewendet; sie kann beibehalten und ausgebaut werden. Oder aber: der Staat kann im allgemeinen jeden ledigen und kinderlosen und kinderarmen Staatsbürger und somit auch den Beamten so belasten, daß der zum persönlichen Verbrauch des Kinderlosen verbleibende Rest des Einkommens dem Verbrauchsquantum des kinderreichen Familienvaters gleichkommt, und daß erst nach Angleichung der persönlichen Verbrauchsquote die allgemeine Steuerbelastung angeht; mit andern Worten durch kräftige Besteuerung der Junggesellen und der Kinderlosen und Kinderarmen. Oder der Staat kann sein Ziel erreichen durch Kombination beider Methoden. Bei dem Umstande, daß die Zukunft ohnehin schwere Lasten bringen wird, hat nur die Forderung nach einer kräftigen Junggesellensteuer, höchstens noch mit der Anforderung auf Kombination beider Methoden Aussicht auf Verwirklichung.

Wenn ich dieser Forderung das Wort hier rede, so scheidet die Frage, ob nicht auch das Junggesellengehalt an den veränderten Kaufwert des Geldes angeglichen werden soll, völlig aus. Hier sollte nur die Gehaltsdifferenzierung als solche betont und einzelne Einflüsse der Differenzierung auf die Allgemeinheit hervorgehoben werden.

Kleine Bausteine

Josef Eberz / Von Konrad Weiß

Was wir seit Jahren hier vertreten haben gegen die allgemeine Ungläubigkeit, daß aus der modernsten Richtung der Kunst eine neue religiöse Kunst erwachsen werde, daß unsere Zeit, die doch scheinbar allen menschlich-geistigen Zusammenhalt verlor, in sich die Keime und Formen für eine neue Lebensform, für die Verdeutlichung eines neuen übernatürlichen Zusammenhangs vorbereite, das ist nicht Lügen gestraft worden. Die Zeit ist gekommen, und das Neue knüpft wieder an das Alte an. Das stärkste Element der heutigen, aus unserer Generation erstandenen Kunst ist das religiöse, und zwar nicht mehr in seiner vermittelnden gefühlsmäßigen, sondern in der weltanschaulichen strengen Form. Nicht die naturgeschwächte Stimmungsbereitschaft, die Kennzeichen der vergehenden religiösen Kunst war, sondern der radikale künstlerische Fortschrittswille geht über in konservative Bestandskräfte. So berühren sich die Enden des geistigen Lebens, wird die natürliche Ordnung durch eine geschichtliche abgelöst, und die Wahrheit findet durch die gegenwärtige Menschheit Wege zurück zu ihrem Ursprung.

Josef Eberz ist einer der Künstler, die bewußt die gegenwärtigen Kunstformen in die höhere religiöse Anschauung hineintragen. Er tut das einesteils gefühlswählerischer in den Motiven, anderenteils verstandesmäßiger in der Formung der Bildansichten als der Künstler, an dessen Werken wir hier schon früher wiederholt das tiefe Wesen des heutigen Kunstwillens gezeigt haben, Karl Caspar, dem sich Stoff und Form des Bildes unmittelbar aus Drang und Willen der Zeit im Glauben an die Unverlierbarkeit der Seele und den Sinn der geschichtlichen Berufenheit zusammenfügen und dem der Passionsgedanke so stark zum Träger des Zeitempfindens wurde. Zunächst halten wir ein Vorwiegen theoretischer Kompositionsgedanken noch nicht für einen Fehler, besonders wenn diese durch eine lebhafte seelische Bereitschaft einer anderen Erfahrungswelt dienstbar gemacht werden, die der verstandesmäßigen entgegenwirkt und die Eberz durch Bildgedanken wie ‚Opfer', ‚Gnade', ja auch ‚Verrat' und ‚Christus über eine Stadt klagend' ausdrückt. Das sind christliche und menschliche Begriffe, die aus der älteren Kunst, wo sie ganz mit der wirklichen Wahrheit verbunden waren, gelöst, in einer Art geistiger Voraussetzungslosigkeit, einem geistigen art pour art zur Darstellung kommen sollen, Begriffe, aus denen der Künstler die Geschehnisse nun mehr künstlich konstruiert, mit Hilfe von allgemein deutenden Gestalten mehr erinnerungsmäßig und aus eigenen Empfindungen, statt bestimmt nachschaffend zu Vorgängen verdichtet. Erst wenn der Künstler diese Vorgänge aus der noch schattenhaften persönlichen Gefühlsmäßigkeit trennen und sich in wirklicherer,

mehr biblisch geordneter Vorstellungsweise vollziehen lassen kann, beginnt seine Kunst wahrhaftig und seelisch verantwortlich und vorbildlich zu werden. Gerade die modernste Kunst erweist uns ja die wunderbare Tatsache und seelische Selbstgewißheit der überpersönlichen und geschichtlichen Wahrheit, daß das künstlerische Erlebnis nicht bis zu seinem letzten Ende aus dem individuellen seelischen Kern geschöpft werden kann und darf, daß vielmehr der Zeitpunkt kommt, wo der Künstler durch dienendes Verhalten zu den größten menschheitlichen Wahrheiten seine Kunst erst vollends wahr und verbindlich macht und den Ausdruck der Zeit im Plane der Geschichte vollendet.

Für den ungewohnten Blick ist ein Bild wie ‚Christus über eine Stadt klagend', das zu den einfacheren Kompositionen von Eberz gehört, verwirrend. Und doch ist es, wie überhaupt seine bisherigen Werke, noch zu sehr erklärbar, zu sehr von einer Richtung bestimmt, noch nicht in das unlösbare Geheimnis eingesenkt, wo die einzelne Künstlerseele die Aufgabe einer Zeit vorausbildet. So ist auf unserem Bilde das Gegenständliche selber, Christus auf einer Art Segment einer Erhöhung kniend, in sich gebeugt, mit klagend erhobener Hand, kaum stärker zur Anschauung gebracht, als es das Schema des Ausdrucks verlangt. Das Schema, dieses Wort für Stilwille, das sich uns vielfach vor modernsten Bildern aufdrängt, ist noch nicht durch seelischen Reichtum, durch das Gefühl für den wirklichen Ausdruck überwunden. Die übrigen Bildteile, Stadt in hügeliger Landschaft mit einfachsten Bauformen, Kirchtürmen und rauchenden Fabrikkaminen, begleiten, verteilen, wölben, beschweren, verklammern das Schema, das sie trägt, um so schon in der Form die Last der Klage zu begründen. Dieser zunächst noch formalen Absicht ist die Wirklichkeit untergeordnet, das Gegenständliche kommt nicht zu seiner eigenen Richtigkeit und Bedeutung, sondern erhält einen allgemein symbolischen Charakter.

Die Werke unserer neuen Kunst sind überhaupt vielfach noch zu theoretisch faßbar, wenn auch meist außerhalb der engen Künstlerkreise die Fähigkeit fehlt, mit den künstlerischen Begriffen auch zugleich einen geistigen, menschlich bedeutsamen Sinn zu verbinden. Verstehen wir aber einmal die einfachsten Worte, die wir auf die Kompositionsweise anwenden, zugleich im Sinne ihrer geistigen Richtung und Fügung! Bilder der vorliegenden Art zeigen gerade ohne Farbe in der einfachen gedruckten Wiedergabe ihr Kompositionsgerüst besonders deutlich, so daß sie dem Verstand und der Kritik entgegenkommen. Hingegen geschieht dem Künstler Abbruch durch diese schwarz-weiße Wiedergabe, der, aus der Stuttgarter Hölzelschule stammend, den farbigen Klang als etwas Eigenes schätzt und darin auch Schönes gibt. Gegenstände und Stoffe der Natur sind nicht Zweck der Darstellung, sondern nur Bildmittel, Symbole; sie sind Abkürzungen, Abbreviaturen, die an die einfache Sprache alter Kunst, etwa an romanische Malereien erinnern. (Wir vergleichen nur den äußeren Anblick, denn der Kern ist bei ihm noch grundverschieden.) Die Neigung zur Fläche und

die dadurch angestrebte Möglichkeit zur monumentalen Kunst, die eben durch Abkürzung, Übersetzung der natürlichen Gegenständlichkeit erreicht wird, ist ein Kennzeichen der letzten Kunstentwicklung. Wir setzen statt Fläche Anschauung und erkennen nun die Absicht einer bildhaften Objektivierung, einer Erhebung des Bildes zu einer unstofflichen, geistigen, überpersönlichen Gültigkeit durch Lostrennung aus der perspektivischen Scheinwelt heraus, die, in der Kunstästhetik als der hauptsächlichste Fortschritt der Malerei gegenüber den primitiven mittelalterlichen Werken betrachtet, von der modernsten Kunst auf alle Art überwunden werden will. Das ist das Streben nach hieratischer Wirkung, das, unterstützt durch eine fast geometrische, auf einfache Gesetze gebrachte Umstilisierung der Dinglichkeit, den neuen Bildern einen fast hieroglyphischen Zug gibt. Dem entgegen wirkt in der modernen Kunst als noch stärkere, aber bei Eberz weniger wirksame Kraft ein Trieb, sich seelisch restlos in die Natur einzukleiden, sich aufzulösen in einer bloßen Naturlebendigkeit, sich zu entselbsten und wiederzuerkennen in einem fetischartigen Naturcharakter. Diese beiden stilistischen Kräfte streben auseinander, so sehr sie wechselweise sich in der Auflösung des Stofflichen, des in der früheren Kunst Bildmäßigen fördern.

In diesen Zwiespalt tritt das religiöse Bedürfnis und gebietet der Vernichtung der natürlichen Welt und der Entselbstung der Seele Halt. Nun kommt die Zeit der Bewährung, ob die künstlerischen Kräfte wieder neu binden können, was sie aufgelöst haben, ob der wirkende Mensch die innersten Kräfte der Welt und des Geistes erfühlt hat und als Werte in die Zeit geben kann, ob er vorbildlich schaffen kann. Es muß sich aus seinem Charakter der Fortgang der Geschichte — das ist die neue Verflechtung der geistigen Kräfte in der persönlichen Verantwortung — bilden. Diese Auffassung des Künstlerischen, die in den letzten weder geistig radikalen noch konservativen, nur liberalen Generationen mit bloßer Natur- oder Gesellschaftskunst noch nicht möglich war, hängt aufs engste mit der modernen Kunst- und Denkweise zusammen. Ja die Frage kehrt sich um, und das Schicksal der modernen Kunst wird davon abhängig werden, ob sie das religiöse Geheimnis, das sie angefaßt hat, nun auch getreulich zu Ende tragen, bewahren, lösen will.

Ich weiß wohl, daß Kunst selten in dieser ganz weltverbundenen Weise aufgefaßt zu werden pflegt. Aber nur so wird man einem ernsten Künstler gerecht, auch schon in seinem Wollen. Und so versteht man auch Bildmotive wie ‚Gnade‘, ‚Opfer‘, ‚Der Ersehnte‘, ‚Tal der Klage‘ und auch ‚Christus über eine Stadt klagend‘, eben als das eigene Verlangen, die eigene Gefährdung, die eigene Hingabe, die eigene Klage, das eigene Schicksal, bis man sich in der Welt befestigt und den Geist gerettet weiß.

Nehmen wir wieder die Bildform als geistigen Begriff und Sinndeuter. Man fühlt die kurze und harte Verspannung in der Komposition unseres Bildes, die Enge und Verklemmung der Welt, den schnittigen Charakter des Gefühls, das sich klagend erhebt; man sieht die Dinge im Gefühl vertieft, doch

alles in die Fläche und bildliche Ansicht hergebracht. Die Starre will sich noch nicht lösen, das Gesetzmäßige ist in der Gefahr, kleinlich und unfruchtbar zu werden. Die absichtsvolle Gebärde bleibt noch zu karger Kern des Bildes, hat noch nicht die geistige Gewalt, die die Welt opfernd befreien kann, wie auch der Sinn des Künstlers, im Bilde noch zu ohnmächtig umgeben, nicht herrscht, sondern erst fühlt. Je härter sich der moderne Künstler die Bildform denkt, desto stärker muß er selber, den Stoff innerlich beherrschend, natürlicher erfassend, sich mit ihm entäußern. Die Unstofflichkeit alter Bilder, entstanden aus einem unsubjektiven Menschengefühl, einem christlichen Gleichheitsgefühl muß er noch mehr teilnehmend und doch noch mehr entsagend nach-, gleich-, neubilden. Diese Kraft der Entsagung, die dem religiösen Bild Recht und künstlerische wie menschliche Verbindlichkeit gibt, entsteht durch eine künstlerische Arbeit, die den Gegenstand benützt, um den eigenseelischen Ausdruckswillen in einer größeren Ausdruckswahrheit zu verlieren, zu erfüllen. Eberz ist mit dem größten Teil der modernen Kunst noch auf dem Übergang, wo die Vertiefung dem Willen mehr Kraft und Freiheit bringen muß, wo dann auch das Werk von Welt und Erfahrung gesättigter, stärker und dauernder zu Welt und Erfahrung sprechen wird, wo letzten Endes auch der Künstler erst seiner selbst mächtig wird.

Was ist nun der Sinn und Gewinn solchen Strebens für die religiöse Kunst? (Eberz will sich als kirchlicher Maler betätigen und hat auch in der Konviktskirche in Ehingen a. D. in Württemberg schon ein Altarbild vollendet.) Man ist bei uns durchaus gewöhnt — und niemand sorgt für anders gerichtete Aufklärung — zu glauben und zu verlangen, daß ein religiöses Bild den stofflichen Umkreis einer religiösen Tatsache vollkommen darstelle. Man bedenkt nicht, daß kein Mensch die religiöse Wahrheit anders als aus sich darstellen kann, mit der Kraft, die ihm sein Charakter und die Zeit gibt. Und man verwechselt dann die gewohnte religiöse Inhaltlichkeit mit der künstlerischen Aufgabe und Leistung. Was der einfache, schlichte Glaube besitzt, besitzt der künstlerische noch nicht. In dem Maße, wie das Werk aus den zeitlichen und geschichtlichen Kräften entsteht, muß es sich erst mit religiösen messen und erfüllen. Das ist ein persönliches und zeitliches Schicksal. So richtet das Werk, jedes auch unvollkommene Werk den Künstler und seine Zeit. In der Kraft, sich durch die Zeitsubstanz zu überwinden und in diesem Kampf die höhere Wahrheit schauen zu lassen, steckt der erste und tiefste religiöse Kern jedes Werkes.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Von einigen freundlichen und stillen Büchern soll heute gesprochen werden, die alle aus einem übervollen Herzen geflossen sind. Es sind persönliche Bücher, die, wenn sie nicht gerade eigene Erfahrungen und Meinungen wiedergeben, doch einen klaren Schluß auf der Verfasser persönliches Wesen zulassen. Man tritt beim Lesen in nahe Berührung mit diesen Verfassern und freut sich ihrer ehrlichen und gesunden Art. Sebastian Wieser, als Geistlicher, benutzt gleich die Gelegenheit, um eine Predigt zu halten, wie er sie im Gotteshaus nicht gut halten kann, wie die Verhältnisse nun einmal liegen. Aber er sagt es frei in seinem Vorwort heraus, daß er die Absicht habe zu predigen, und so weiß man Bescheid. Man weiß unnützerweise Bescheid, denn wenn man den Roman ‚Selig sind, die . . .‘ gelesen hat, so hat man durchaus nicht das Gefühl, eine Predigt gehört zu haben, sondern eine gute volkstümliche Erzählung, im Wesentlichen stark und nur im Äußeren der nötigen Vollendung noch entbehrend. Zwei Männer beherrschen den Roman, der Bauer Veit, der mit seinem ‚Leiterwagen voll Geld‘ alle Fragen seines und der anderen Leben lösen zu können meint, und der Pfarrer Zahn, ein rechter und wackerer Hirte, der Himmel und Erde gibt, was ihnen zukommt. Daneben geht noch ein Kaplanchen einher, die Eierschalen des Seminars auf dem Rücken, der aus lauter Orthodoxie beinahe zum Modernisten geworden wäre, wenn ihn sein Pfarrer nicht derb bei den Ohren genommen hätte. Was Wieser vorschwebte: eine Predigt über die Seligpreisungen der Bergpredigt zu halten, ist ihm nicht so recht geglückt, und man wünscht, daß der unglückliche Titel des Romans bald einem besseren Platz machte. Aber Wiesers guter Genius hat ihm dafür heimlich etwas anderes geschenkt: menschenschaffende Kraft, und das ist, da es sich nun einmal um ein Werk des Schrifttums handelt, etwas Besseres. Und hinterher, weil die Menschen des Buches überzeugen, oder wenigstens zwei Menschen und ihr Geschick, kommt den Leser zum Schluß auch eine heilsame Erschütterung an, die mit der Wirkung einer herzhaften Predigt Ähnlichkeit hat. Der starkwillige Bauer fühlt sich als Mittelpunkt einer Welt, die er nach Gefallen modeln kann. Alles glückt ihm, was er mit seinen harten Händen anpackt, in der Tat alles, was mit groben Händen erfaßt werden kann. Aber er greift nach Dingen, die nicht von dieser Welt sind, macht sein Weib vergehen wie eine Blume, der man das frische Wasser versagt, und bestimmt seinen Sohn zum Geistlichen, trotzdem kein Beruf da ist. Die ersten Enttäuschungen kommen von diesem Sohn; um sie zu bezwingen, kennt der Bauer nur die harte Faust, die er auf seinem Buben tanzen läßt. Seinem Herrgott, sofern er ihn zu brauchen glaubt, tritt er ebenfalls gleichsam mit dieser erhobenen Faust gegenüber, und die Verblendung treibt ihn, seine Kraft immer mehr an Dingen zu erproben, die sich mit roher Gewalt nicht

---

* Sebastian Wieser, ‚Selig sind, die . . .‘ (J. P. Bachem, Köln, M. 5.50.) Henriette Schrott-Pelzel, ‚Doktor Urthaler‘. (Martin Warneck, Berlin, M. 4.50.) Johannes Thummerer, ‚Hannerle‘. (Fr. W. Grunow, Leipzig, M. 5.50.)

meistern lassen. So verstrickt er sich in schwerste Schuld, bis alles über ihm zusammenbricht und das Gottesgericht ihn nun seinerseits mit harten und unbarmherzigen Händen packt. Und es ist ein Zeichen der Berufung Wiesers, daß er, indem er das ‚gute Ende' herbeiführt, nichts biegt und verbiegt, sondern den Charakter des Bauern folgerichtig trotzend und stockend, rückfallend und zögernd sich schiebend, zur Einsicht und Buße bringt. Die gleiche tiefe Einsicht in das menschliche Wesen, gleich bedeutsam wie die Kraft es darzustellen, offenbart der Verfasser auch an des Pfarrers Persönlichkeit, die klug zurückhaltend bleibt, wo ein schriftstellernder Stümper längst ungeduldig das organische Werden durch ein Hervorschieben geistlicher Seelsorgerei verpatzt hätte. Die Ehrfurcht vor Persönlichkeit und Leben, die Wieser so doppelt beweist, gibt die Gewähr, daß ihm noch mancher runde lebendige Mensch unter schaffenden Händen entsteht. Daran ändert auch nichts, daß das Kaplanchen Süß zuweilen nicht wenig schiefgestellt und zurechtgerückt erscheint. Da mag wohl der Wunsch die gute Arbeit verdorben haben, ja nicht bei gewissen empfindlichen Leuten anzustoßen. In der Menschengestaltung ist Wieser ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, in der Form zeigt er sich als Anfänger. Und wenn man auch zufrieden ist, daß das Grundlegende und die erste Bedingung erfüllt ist, so gehört zu einem runden und netten Werk des Schrifttums nun einmal das Schreiben, und dem süßen Geheimnis der Form scheint Wieser noch nicht auf die Spur gekommen zu sein. Aber dieses Geheimnis ist durch guten Willen und ehrliche Arbeit zu ergründen. Wiesers Art scheint mir eine zum Teil knorrige, zum Teil leidenschaftliche Form zu bedingen. Jedenfalls wünsche ich sehr, daß er die seiner Art gemäße Form finden möge, denn es wäre doch betrüblich, wenn sein schönes Gestaltungstalent mit den fadenscheinigen Fetzen einer gleichgültigen Schriftsprache bekleidet fortan herumgehen sollte.

Vielleicht darf man ihm den Rat geben, einmal den neuen Roman von Henriette Schrott-Pelzel, ‚Doktor Urthaler' durchzulesen. Er sollte ihm kein Muster sein, aber ihm zeigen, was aus einer ähnlich gerichteten Begabung bei sorgsamer Pflege gemacht werden kann. In der Menschengestaltung ist ihm Henriette Schrott sicher nicht über, die eigenwillige Form, weit davon entfernt, künstlich zu sein, läßt ihren Tiroler Roman jedoch zu einer bedeutsamen und einheitlichen Schöpfung werden. In ihrer Sprache findet man nur noch ganz selten leere Stellen; die Verfasserin hatte den Mut, frei zu sein und das Problem der Form auf ihre eigene Weise zu lösen, statt sich mit überkommenen Redensarten zu begnügen. So wird sie vielleicht schwerer lesbar, und Wunderlichkeiten bleiben nicht aus, bis man einsieht, daß diese Wunderlichkeiten organisch gewachsen sind und die Originalitäten einer starken Persönlichkeit darstellen. Im übrigen aber ist der Stil dieser Persönlichkeit auch der Stil ihres Volkstums, und mir scheint, Wieser müsse sich ebenfalls bewußter auf den Boden seines Volkstums stellen, anstatt es feuilletonistisch farblos zu halten, so daß man aus seinem Roman nicht wird sagen können, welchem Stamm er selber und seine bäuerliche Hauptfigur angehört. Wurzeln im Volkstum aber gibt Kraft, nicht zuletzt der Sprache — das sollte doch nicht vergessen werden.

Was nun den Roman von Henriette Schrott angeht, so stellt sie das Leben eines Landarztes im Burggrafenamt dar, der, innerlich und äußerlich kerngesund, sich zur Aufgabe gemacht hat, das verseuchte Volkstum seiner Gemeinde zu heilen. Diese Aufgabe löst er, oder vielmehr die Verfasserin durch ihn, nicht immer ganz überzeugend; es wird meinem Gefühl nach zu wenig gehandelt

und zu viel gut gesprochen. Die nachschaffende Phantasie des Lesers wird das an sich vorzüglich angelegte Bild des Doktor Urthaler ergänzen und runden müssen. Wertvoller erscheint Henriette Schrott da, wo sie mit der Natur und den ganz einfachen Menschen dieser Natur allein ist. Es tritt dann eine wirkliche Beseelung des Lebens ein, und Leute wie der Kräuterdoktor Wunderle, Naturstimmungen wie die Vogelmesse wirken geradezu märchenhaft. Auch die starken und einfachen Gefühle des Tiroler Volkes beim Ausbruch des italienischen Krieges überzeugen durchaus, und Szenen wie die große Bittprozession in Bozen erschüttern in ihrer machtvollen Schlichtheit. Die mannigfachen Tiroler Romane weitberühmter Verfasser verblassen gegen dieses kernige und ehrliche Buch.

In beiden Romanen, dem von Wieser und dem von der Schrott, geht es hart auf hart; die Sonne brennt, Gewitter toben und elementar erscheinen ihre Menschen. In dem Blindenroman ‚Hannerle' von Johannes Thummerer ist alles innerlich gewandelt, zarte und innige Stimmungen herrschen vor, und innere Krisen entladen sich nicht nach außen, sondern werden im Grunde des Herzens ausgetragen. Es ist ein stilles und feines Buch, dieses erste von Thummerer, liebevoll versenkt in das Wesen einer jungen Blinden, die ihre Zuneigung zum Gespielen durch manche Schmerzen siegreich zur Liebe und zum Besitze des Geliebten durchbringt. Man fühlt es: Dies ist kein gemachtes Buch, sondern ein gewordenes. Jugenderinnerungen mögen den Verfasser geleitet, liebevolles Rückblicken in versunkene Erfahrungen mag ihn angeregt haben. Es ist kein Buch nach dem Modell gearbeitet, sondern ein Buch stillen und heimlichen Erlebens. In dem Armengäßchen einer kleinen Stadt spielt sich das Leben der Hannerle ab, und Thummerer ist viel zu sehr Dichter, als daß er über dem Elend, der kleinlichen Bosheit in jenem dunkeln Winkel das Seelenlicht reiner Menschen nicht siegreich scheinen ließe. Und wieder ist er zu viel Dichter, als daß er hell mache, was dunkel ist, und himmelblau, was grau. Nein, alles hat seinen gehörigen Platz und Wert, und keine Absicht wird deutlich, die Wirklichkeit zu modeln nach vorgefaßter Meinung. Alles steht natürlich und organisch beisammen, nur daß das Geistige seiner Natur nach auch das Rohe anlächelt und verklärt. Daneben mag eine deutliche Freude an kleinstädtischen Originalen hervorgehoben werden. Denn in Gestalten wie die ewig harmlos verliebte und mit dem erträumten Mannesideal zärtliche Briefe wechselnde alte Jungfer Manele zeigt sich ein schüchterner Ton echten deutschen Humors, der weit davon entfernt, lächerlich zu machen, mit reinem und verzeihendem Gemüt die letzten Gründe menschlicher Narrheit aufzusuchen strebt. Mir scheint, daß Johannes Thummerer, bleibt er auf seinem Wege, noch manches zu künden haben wird, was stille Menschen aufhorchen und teilnehmen läßt. In der Brutalität der heutigen Literaturmache wird er sein helles Flötenlied weitersingen und trotz des Lärms um ihn herum gehört werden.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Aug. 1917*

Am Beginn des vierten Kriegsjahres flatterte aus Rom eine Friedenstaube über das Blutmeer des Völkerkampfes. Bis jetzt ergebnislos kehrte sie zurück wie die Taube, die nach dem Bibelberichte während der Sündflut Noah zuerst aus seinem Kastenschiff entfliegen ließ und die kein Land fand. Immer höher steigt das Blutmeer der neuen Sündflut, statt sich zu senken. Steht doch die Entscheidung des Weltkrieges noch aus. Wenn auch die Kriegslage seit langem für den Vierbund erheblich günstiger ist als für den Einkreisungsverband, so ist dieser dennoch nicht derart besiegt, daß er zum Friedensschlusse gezwungen wäre. Anscheinend sind dessen Hilfsmittel zur Kriegführung unerschöpflich, er braucht also vorerst nicht nachzugeben, sondern setzt lieber mit möglichster Stärke die entsetzliche Menschenschlächterei fort und treibt die eigenen Völker in Armut und Verderbnis mit dem Ziele, den als Wettbewerber in Handel und Großgewerbe lästigen Vierbund zu verderben und besonders das herrlich aufgeblühte Deutsche Reich wieder zu vernichten.

Zunächst im Seekriege macht sich die verheerende Wirkung, die unter dem Wasserspiegel die Tauchschiffe des Vierbundes schon hervorbrachten, für den Einkreisungsverband und besonders für Großbritannien immer empfindlicher geltend. Nach deutschamtlicher Zusammenstellung vom 20. August versenkten im Monat Juli kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 811 000 Br.-R.-T. an Frachtraum, womit nun im ersten Halbjahr des uneingeschränkten Unterseekrieges insgesamt 5 496 000 Br.-R.-T. feindlich nutzbaren Handelsschiffraumes bereits vernichtet sind. Hiezu kommen noch im 37. Kriegsmonat August, nach den Einzelveröffentlichungen der deutschen Admiralität, weitere 619 000 Br.-R.-T., ungerechnet den Verlust von 43 Dampfschiffen, 15 Seglern und 5 Fischerfahrzeugen, deren Tonnenzahl nicht bekannt ist. Sonach wurden in den letzten 7 Monaten mehr als 6 Millionen Br.-R.-T. versenkt. Von der britischen Handelsflotte allein gingen nach einer Londoner Meldung vom 20. August seit dem 17. Febr. 1917 durch U-Schiffe schon insgesamt 695 Fahrzeuge verloren, davon 525 mit mehr als 1600 Tonnen Frachtraum, außerdem seien 452 Schiffe angeblich erfolglos angegriffen worden. Von feindlichen Kriegsschiffen wurden im Monat August zerstört oder schwer beschädigt: 1 britischer Kreuzer, 2 britische und 1 russischer Zerstörer, 1 U-Schiff unbekannter Herkunft, 1 französischer Hilfskreuzer und 1 britische U-Bootfalle, endlich laut einer Todesanzeige für einen italienischen Leutnant-Ingenieur ‚dessen schönes Kriegsschiff‘ (nicht genannter Bauart), zusammen also 8 Kampfeinheiten. Diese verhältnismäßig geringe Zahl erklärt sich dadurch, daß im August auf dem Wasserspiegel nur ein einflußloses Gefecht von Vorpostenschiffen sich abspielte, und zwar, für die Deutschen günstig, am 16. August in der Nordsee an der Grenze des englischen Sperrgebietes. Dagegen verlief ein solches ungünstig am 1. September morgens nahe der dänischen Westküste nördlich von Hornsriff. Außerdem ist zu erwähnen, daß in der zweiten Augustwoche an der englischen Westküste ein Kampf zwischen

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für Juli 1917" Hochland 14. Jahrgang 1916/17 Septemberheft S. 753.

britischen Seestreitkräften erfolgte, die sich im Nebel gegenseitig für Feinde hielten. Hernach wurde ein Torpedoschiff in sinkendem Zustande nach dem Hafen geschleppt; die britischen Verluste betrugen 26 Tote und Verwundete. Bei dem Vorpostengefechte am 1. September verletzten die Briten die Hoheitsrechte Dänemarks, wie früher schon die der ohnseitigen Staaten Holland, Norwegen und Schweden. Während sie sich sonst als Beschützer der kleinen Reiche und als Hüter des Völkerrechtes aufspielen, mißachten sie selbst dieses unbekümmert, sobald es ihnen nützlich erscheint. Um so befriedigender ist es für den Vierbund, daß das britische Volk unter der einschneidenden Wirkung des Unterseekrieges schon ernstlich leidet. Muß doch bereits wegen Mangel an Futtermitteln und Frachtraum hiefür ein großer Teil der Viehbestände abgeschlachtet werden. Durch die ausgedehnten englischen Schiffsverluste und damit verursachten Frachtschwierigkeiten wurden große Entbehrungen auferlegt. Bereits ist der frühere Überschuß an Frachtraum erschöpft und die Verluste hieran sind mehr als dreimal so groß wie der jeweilige Ersatz an Neubauten. Besonders einschneidend ist dabei, daß die militärische Wirksamkeit ihrer überseeischen Landstreitkräfte durch die Störung des Nachschubs erheblich geschwächt wird. Aber auch für die übrigen Einkreisungsmächte wird die Schiffsraumnot immer empfindlicher. Nach Meinung des französischen Kriegsministers hänge von der rechtzeitigen Lösung dieser Frage die Entscheidung des Weltkrieges ab, denn selbst die durch Amerikas Teilnahme gewonnene Überzahl zu Lande sichere ihnen nicht den Sieg. Schwere Besorgnisse über die Wirkungen der U-Schiffe äußerte auch eine amerikanische Handelszeitung. Wenn die Vernichtung der Frachtschiffe so weiter gehe, wie bisher, so werde bei der Unfähigkeit, in größter Eile genügend viele Schiffe neu zu bauen, Großbritannien es unmöglich sein, Nahrungsmittel und Schießbedarf in genügender Menge einzuführen und ein nach Frankreich geschicktes zahlreiches amerikanisches Heer könne eines Tages ohne Nachschub dastehen und dann dem Untergang geweiht sein. Zu dem steten Abgang an Schiffen durch Versenkungen komme nämlich auch noch die besorgniserregende, rasch zunehmende Abnützung der vorhandenen Schiffe, deren hastige Abfertigung bei der ständig wachsenden Schiffsraumnot keine Zeit für die nötigen Instandsetzungen lasse. Immer weiter fresse der Rost und verschleißten die Stoffe, wodurch die Schiffe ihre Seetüchtigkeit verlören. Unter diesen Umständen leide selbstverständlich auch die Zufuhr der ohnseitigen Staaten; Lebensmittel-, Kohlen- und sonstiger Rohstoffmangel mache sich bei ihnen schon stark fühlbar. Ungemein verschlechtere sich die englische Handelsabgleichung, indem der Wert der Einfuhr ungewöhnlich den der Ausfuhr übersteige; in den drei Kriegsjahren betrage der Fehlbetrag bereits 20 Milliarden Mark, während er unter gewöhnlichen Friedensverhältnissen nur 9 Milliarden Mark erreicht hätte, die sonst durch die jetzt ausbleibenden Zinsen ihrer Auslandsdarlehen gedeckt würden. Voll Sorge sei deshalb die britische Großkaufmannschaft, die bereits das Vertrauen auf ihre großsprecherische Regierung verliere.

Sowohl zahlenmäßig wie in den Zerstörungswirkungen steigert sich der Luftkrieg auf allen Kampfplätzen, doch ist durch Tüchtigkeit und Geschicklichkeit seiner Flieger der Vierbund hiebei entschieden im Vorteil. So verlor im Juli der Einkreisungsverband 236 Flugzeuge und 34 Bälle, der Vierbund nur 60 Flugzeuge und keinen Fesselball. Auf den Westen entfallen die meisten dieser Verluste. Im August fanden auch wieder wirksame deutsche Luftangriffe auf England statt: am 23. August durch 20 Flugzeuge, in der Nacht vom 21. auf 22. August durch ein Marineluftschiff-

geschwader. Auf das Eiland Oesel im Rigaer Meerbusen wurden ebenfalls mehrere erfolgreiche Angriffsflüge unternommen und dabei auch ein russischer Zerstörer durch einen Bombentreffer versenkt. Ohne Verluste kann es bei den Kriegsflügen nicht immer abgehen: ‚beim Hobeln fallen Spähne.‘ So wurde am 23. August ein deutsches Marineluftschiff westlich der Jütischen Küste, nördlich des Hornsriff, beim Angriff auf englische Seestreitkräfte abgeschossen und am 29. Aug. östlich Urson, bei Christiansund, ein britisches Luftschiff nach Verankerung beim Dorfe Spond durch einen Blitzstrahl vernichtet.

Im W e s t e n wurde der am 31. Juli begonnene allgemeine Hauptangriff des Einkreisungsverbandes während des August fortgesetzt, konnte jedoch trotz Einsatz größter Menschenopfer und stärkster Geschützverwendung die allgemeine Kriegslage nicht ändern. Durch tapfere, zähe, aber auch sehr geschickte deutsche Gegenwehr scheiterte der beabsichtigte britisch-französische Durchbruchsversuch, der trotz monatelanger Vorbereitungen und verzweifelten Einsatzes von ungewöhnlich großen Truppenmengen nur geringen Geländegewinn brachte. Auf weitgetrennten Schlachtfeldern in Flandern und bei Verdun spielten sich die Riesenkämpfe ab. Nachdem die ersten Angriffe in Flandern am 31. Juli und 1. August zwischen Nordschoote und Warneton von den Deutschen mit einzigem Verluste des Ortes Bixschoote abgewiesen waren, trat hier zunächst ein Stillstand im Kämpfen ein, der nur durch örtliche beiderseitige Einzelunternehmungen unterbrochen wurde. Erst am 16. August entbrannte in Flandern eine zweite große Schlacht mit geringem Anfangsgewinn der Briten, indem Langemarck verloren ging. Sonst aber wurden die Angriffe abgewiesen; schon am 18. August war der Kampf zu deutschen Gunsten entschieden, wenn er auch noch von den Briten, wohl zur Unterstützung der Franzosen, ergebnislos fortgesetzt wurde. Diese begannen am 20. August bei Verdun den Hauptangriff in 23 Kilometer Breite und erzielten eine erhebliche Einbeulung der deutschen Stellungen, doch mißlang auch ihnen der Durchbruchsversuch und damit die Absicht, den Deutschen das französische Erzbecken von Briey, das reichlich Stoffe zur Kriegsfortsetzung liefert, zu entreißen. Wenn auch die Briten und Franzosen im Westen noch Teilangriffe bis Monatsschluß fortsetzten, so trat doch gegen Ende August eine allgemeine Ermattung ihres Hauptvorgehens ein. Dessen Gipfelung ist schon überschritten mit dem Ergebnis, daß die deutschen Stellungen zwischen Nordsee und Schweiz mit verhältnismäßig geringen Abbröckelungen lückenlos festgehalten wurden. Die Verluste der Angreifer aber werden von ohnseitigen Berichterstattern auf mehr als 300000 Mann geschätzt. Bei Monatsschluß wurde das amerikanische Große Hauptquartier von Paris nach vorwärts an die Stellungen verlegt, im September werden sonach auch zum ersten Male amerikanische Truppen in Europa mitkämpfen. Neben den Kriegsereignissen ist in militärpolitischer Hinsicht besonders bemerkenswert, daß im britischen Unterhause am 26. Juli ein Volksvertreter offen erklärte, die Ursache des Weltkrieges liege in der Tatsache, daß die britische Regierung zusammen mit der französischen und russischen hinter dem Rücken der Völker geheime Verträge abschloß mit dem ausdrücklichen Kriegsziele, Deutschland einzukreisen, um dessen gefürchtete wirtschaftliche Entwicklung zu hemmen. Den Beweis hiezu lieferte die öffentliche Gerichtsverhandlung in Petersburg gegen den früheren russischen Kriegsminister Suchomlinow. So sieht also die vielgerühmte Volksherrschaft der Briten und Franzosen aus. ‚Die Wahrheit marschiert‘ — aber leider sehr langsam. Ferner sind zu verzeichnen die Mitte August jedenfalls mit angelsächsischem Golde angefachten Unruhen in Spanien, die dieses

land, wie Griechenland, zur Kriegsteilnahme treiben sollen; die ungünstigen Zustände dort bilden allerdings einen fruchtbaren Nährboden für solche Giftsaat. Gegen 400 Tote und etwa ebensoviele Verletzte waren die Opfer der Bewegung, die wieder eingedämmt wurde. Seit 20. August herrscht in ganz Spanien wieder Ruhe. In Irland finden ebenfalls immer noch Unruhen statt, deren Niederhaltung Bereitstellung starker britischer Truppenmengen erfordert. Endlich ist noch erwähnenswert die Einführung von Brotkarten in den ohnseitigen europäischen Staaten, denen der Einkreisungsverband die Lebensmittelzufuhren absperrte, um die Ausfuhr nach den Vierbundländern zu verhindern.

Im Zusammenwirken des vom Einkreisungsverbande beschlossenen allgemeinen Hauptangriffs kam es auf dem italienischen Kampfgebiete in der zweiten Augusthälfte zur 11. Isonzoschlacht. Schon vor der 10., anfangs Juni, wurde Cadornas Hoffnung bekannt, bis zum Herbst Triest zu erobern, was für Italien selbsttätig das Kriegsende bringen werde. Durch den Mißerfolg der 10. Schlacht wurde jedoch die Erfüllung der Hoffnung hinausgeschoben. Zur Vorbereitung auf die neue Schlacht waren fast 2 Monate nötig. Schon vom 9. August ab wurde ihr Beginn erwartet, doch erst am 17. August entbrannten am Isonzo die Artilleriekämpfe, die zur Vorbereitung der am 18. August einsetzenden italienischen Infanterie-Angriffe dienten. Gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen zwischen Tolmein und Auzza richteten sich nur Scheinvorstöße der Italiener, den Hauptvorstoß aber unternahmen sie mit ihrem rechten Flügel im Küstengebiete, geradewegs gegen Triest. Seitdem dauert die Schlacht ununterbrochen bis in den Anfang des 38. Kriegsmonats. Trotz der mehrfachen Überzahl und der kriegsstofflichen Unterstützung durch ihre Verbündeten, auch mit amerikanischen Fliegern, gelang es den Italienern nicht, den österreichisch-ungarischen, an das Meer gelehnten linken Flügel zurückzuwerfen und freien Weg nach dem etwa 20 Kilometer entfernten Triest zu gewinnen. Wie auch im Westen, bestanden die Erfolge bis jetzt bloß aus Einbeulungen, während der Durchbruchsversuch mißglückte, dank der von den tapferen Verteidigern gezeigten Standhaftigkeit. Schon berichten italienische Zeitungen, Cadornas bekanntes Wettermißgeschick bringe eine Änderung der Kriegslage mit sich. Auch stünden die österreichisch-ungarischen Streitkräfte nicht mehr in der Abwehr, sondern im Gegenangriff. — Dabei wachsen unter dem starken Einflusse des Unterseekrieges im Innern Italiens die Ernährungsschwierigkeiten. Nach dortiger amtlicher Erklärung wurde die Einschränkung der Getreidezuteilung auf alle Landesteile unerläßlich. Ergab doch die diesjährige Ernte nur 38 Millionen Zentner gegen 48 im Vorjahre, während die jetzige Getreide-Einfuhr durch die Schiffsraumnot hinter der vorjährigen stark zurückstehe. Infolgedessen entstanden in Italien Lebensmittelunruhen, die z. B. über Turin Ende August die Verhängung des Belagerungszustandes nötig machten. Mehrere Hundert Menschen, meistens Einberufene und Arbeiterführer, wurden in die dortigen Gefängnisse eingeliefert. Nach Zeitungsandeutungen handle es sich um Verirrungen der Volksmengen und Versagen des gesetzlichen Sinnes unter den Behörden und dem Volke.

Bei der im August bis zu 60 Grad Celsius herrschenden starken Hitze kam es auf dem Balkangebiete während des 38. Kriegsmonats zu keiner Entscheidungsschlacht; auf dem südlichen Kriegsschauplatze in Mazedonien fanden nur einflußlose, örtliche Kämpfe statt, die keine Änderung der Lage herbeiführten. Erst in den beiden letzten Tagen trat dort erhöhte Feuer- und gesteigerte Gefechtstätigkeit ein, die bevorstehende Hauptangriffe des Saloniki-Heeres ankündigten. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze

in der Dobrudscha wurde die Kampfstille bloß durch schwachen Feuerwechsel von Artillerie und Infanterie unterbrochen. Seit Griechenland nicht mehr ohnseitig ist, sondern dem Einkreisungsverband angehört, sickern nur dürftige Mitteilungen durch. Hiernach wurde Mitte August in Athen und Böotien wegen einer unter den Anhängern der alten Regierung aufgetretenen Bewegung, sowie um die Verbreitung von Nachrichten über das griechische und das Saloniki-Heer zu verhindern, der Belagerungszustand erklärt und das Kriegsrecht für das ganze Land eingeführt. Ferner sei der königstreue, frühere griechische Ministerpräsident Gunaris in den Anklagezustand versetzt worden wegen angeblicher Auslieferung des Ortes Rupel an das deutsch-bulgarische Heer und wegen Abschlusses einer 80-Millionen-Anleihe mit dem Deutschen Reiche. Bemerkenswert ist endlich noch, daß in der Nacht vom 18. auf 19. August die Altstadt von Saloniki mit dem Geschäftsviertel niederbrannte; 70000 Menschen, meist Juden und Muselmanen, seien obdachlos. Als militärischer Stützpunkt und Landungsplatz verlor damit Saloniki wesentlich an Kriegswert für den Einkreisungsverband.

Im Osten konnte das Mitte Juli in Galizien und der Bukowina begonnene siegreiche Vorgehen der Vierbundstreitkräfte zwar während des Monats August noch fortgesetzt werden, doch etwas verlangsamt durch den heftigen Widerstand der Russen und Rumänen, die sich durch neue Verstärkungen wieder aufgerafft hatten. Immerhin wurden in einer Reihe von Gefechten die Juli-Erfolge erweitert, indem die Gegner bis Ende August der Hauptsache nach bis über den rumänischen Sereth und den galizisch-podolischen Grenzfluß Zbrucz nach Osten zurückgedrängt wurden. An diesen Wasserläufen kam die Bewegung des südlichen Flügels vorerst zum Halten. Dagegen begann um diese Zeit der nördliche Flügel des deutschen Ostheeres gegen die untere Düna vorzugehen, nachdem die Russen überraschenderweise freiwillig das linke Stromufer bis auf einen Brückenkopf räumten. Am 24. August erreichten die deutschen Truppen die Küste längs der unteren kurländischen Aa. Um diese Zeit lebte auch auf der ganzen Ausdehnung der östlichen Stellung, als Vorbote größerer Ereignisse, die Gefechtstätigkeit wieder auf, besonders stark an der unteren Düna, von Dünaburg abwärts. Tatsächlich überschritten deutsche Truppen am 1. Sept. morgens siegreich diesen Strom und eroberten während Niederschrift dieser Betrachtung, unter Mitwirkung der Flotte, die als Handelsplatz wichtige, wohlbefestigte alte Hansastadt Riga. Mehr in seelischer als in stofflicher Hinsicht ist dieser Erfolg von großer Bedeutung; während im Westen und Süden die Einkreisungsheere trotz Einsatz stärkster, an Zahl weit überlegener Streitkräfte umsonst sich bemühten, die Kampfstellungen des Vierbundes zu durchbrechen, gelang es deutschen Truppen im Osten innerhalb zweier Monate zweimal, mit einer Minderzahl durchzustoßen, und die russisch-rumänischen Gegner fluchtartig vor sich herzutreiben.

Dabei wächst fortwährend der russische Wirrwarr, unter dessen Einfluß Kerenski, der politische Herrscher des Riesenreiches, sich immer mehr zu einem Robespierre auswächst, um durch Schrecken Ordnung zu schaffen. So wurden zur Unterdrückung der unter den russischen Mohammedanern bestehenden Gärung schon Ende Juli in Semiretschenks 2000 turkmenische Männer, Weiber und Kinder, sowie insgesamt in Turkestan schon 50000 solche Mohammedaner von den Truppen zusammengeschossen; außerdem wurde der größte Teil der Stadt Kasan nach angeblicher Sprengung größerer Schießbedarfslager eingeäschert. Auch sonst wachsen die Selbständigkeitsbestrebungen der nichtrussischen Volksstämme in Finnland, Ukraine, Bessarabien usw. Dazu stören die fortwährenden genossen-

herrschaftlichen Unruhen in den großen Städten, wie Petersburg und Moskau. Anscheinend droht ferner durch die Haltung der gemäßigten Parteien, die die vorläufige Regierung nicht mehr unterstützen wollen, ein Bürgerkrieg. Endlich soll der neue Hauptbefehlshaber, General Kornilow, der militärische Beherrscher Rußlands, über das russische Heer berichtet haben, daß es mit keinem Mittel zum Gehorsam gezwungen werden könne, daß die Mannschaften Hungerkrawalle unternehmen und haufenweise fliehen; nach seiner Überzeugung gehe Rußland dem Verderben entgegen. Wie eine französische Zeitung meint, falle das Werk Peters des Großen trotz der reichen Hilfsquellen in Trümmer, denn innere Zwistigkeiten hätten seine seelische Einheit zerrissen und bedrohten sie immer mehr. Dem Vierbund kann es recht sein: ‚Vom Osten kommt das Licht' — des Friedens! In dem neugebildeten, immer noch herrscherlosen Königreich Polen gärt es ebenfalls und wird die Ruhe nur durch die Besatzungstruppen des Vierbundes erhalten. Nachdem Ende August Pilsudski, der frühere Führer der polnischen Legion, wegen russenfreundlicher Verräterei von der deutschen Behörde verhaftet und das gesamte polnische Hilfskorps aus militärischer Notwendigkeit zur Wiederverwendung vor dem Feinde unter österreichisch-ungarischen Heeresbefehl gestellt wurde, reichte der bisherige polnische Staatsrat unter Bildung eines Regierungsausschusses seine Entlassung ein. In den veröffentlichten Abschiedsworten der Legionäre äußerten diese zu den Warschauern u.a.: ‚Der polnische Krieger geht mit in die Welt hinaus durch die Schuld des eigenen Volkes; in Polen hat er nichts mehr zu tun. Ihr habt leichtsinnig die eigene Kraft verscherzt; während wir Polen erkämpfen wollten, versuchtet ihr es durch Politisieren zu erlangen. Eure kindischen Verschwörungen sind in dieser fürchterlichen Zeit lächerlich.' Zur Bildung eines eigenen Staates scheinen die Polen auch in der Neuzeit politisch nicht reif zu sein.

Bei den lückenhaften und knappen amtlichen Berichten von den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen ist kein sicheres Bild von der dortigen Lage zu gewinnen. In der Hauptsache scheint sich diese während des Monats August nicht geändert zu haben, da wohl unter dem Einflusse der Sommerhitze keine entscheidende, meist bloß kleinere örtliche Kämpfe der beiderseitigen Vortruppen sich ereigneten. Nur in dem hochgelegenen kühleren Nordpersien konnten die Türken ihr schon im Juli erfolgreiches Vorgehen gegen die russischen Streitkräfte auch im August fortsetzen und diese in nordöstlicher Richtung auf Bane und Garan-Bruele weiter zurückdrängen, somit die zwischen den Russen und den am Diala, nordöstlich Bagdad, befindlichen Briten bestandene Verbindung, die seit Mitte Juni unterbrochen ist, andauernd aufheben. Nach allerlei Anzeichen scheint auf dem Sinai-Halbeiland ein für die kühlere Jahreszeit beabsichtigter Hauptangriff des englisch-ägyptischen Heeres gegen Palästina in Vorbereitung zu sein, denn die bei Gaza, 80 Kilometer südlich Jerusalem befindlichen britischen Streitkräfte wurden erheblich verstärkt. Vermutlich trafen unsere Bundesgenossen schon die nötigen Gegenmaßnahmen. Zu hoffen ist auch, daß von ihnen zur Vertreibung der Briten aus Mesopotamien (Irak) große Kampfmittel bereitgestellt werden. Die lange Verbindung zwischen dem Persischen Golf und Bagdad ist sehr empfindlich, daher verhältnismäßig leicht zu stören.

Bei der Abgeschnittenheit der überseeischen Kampfgebiete kommen von dort fast ausschließlich gegnerische Berichte. Trotz deren schönfärberischer Verschleierung geht daraus hervor, daß in Deutsch-Ostafrika unsere Schutztruppen gegen die feindliche Überzahl anfangs August bei Lindi, Kilwa und Mahenge erhebliche militärische Erfolge

hatten und immer noch tatkräftigen Widerstand leisten, wodurch die mit belgischen, britischen und portugiesischen Truppen versuchte Einkreisung scheiterte. Bei Kilwa verloren die Briten 4300 Tote und Verwundete. Nachträglich wurde auch bekannt, daß die Deutschen am Jahresanfang beim Rückzug der Briten auf ihre Schiffe ungeheuer viel Kriegsstoffe und Lebensmittel erbeuteten, sowie im April die Portugiesen auf ihrem eigenen Gebiete am Mararíflusse schlugen und dabei von britischen Hilfstruppen ein ganzes Regiment vernichteten. — Sonst ist zu erwähnen, daß in Indien die ernste Gärung, besonders unter den zahlreichen Mohammedanern, andauert, und in Kanada fortgesetzter starker Widerstand gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht geleistet wird, ferner China am 2. August an den Vierbund Krieg erklärte, endlich Japan ein vollständig ausgerüstetes, $2^1/_2$ Millionen starkes Heer bereitstehen habe und die schon vollzogene Besetzung von chinesischem und russischem Amur- und Küstengebiet auf amerikanischen Einspruch wieder zurückzog. Nach amtlicher Erklärung beabsichtige es jedoch nicht, Truppen nach Europa zu senden.

Vorläufig noch wird der Krieg mit Amerika nur mit Worten geführt. Geradezu unverschämt ist, wie Präsident Wilson in seiner Antwort an den Papst in die inneren Angelegenheiten des Deutschen Reiches sich einmischen will. Dessen Verfassung als Staatenbund scheint ihm völlig unbekannt zu sein, denn der Deutsche Kaiser ist nicht Selbstherrscher, weder im Reiche noch in Preußen, und unter den Bundesfürsten nur ‚Erster unter Gleichen‘. Wenn auch das Deutsche Reich und seine 26 Einzelstaaten, von denen 3 Freistaaten sind, auf dem Papier ihrer Verfassungen weder eine Volks- noch eine Volksvertreterherrschaft haben, so besteht solche doch in der Tat, denn gegen die Mehrheit der Volksvertretung können eben die Ministerien nicht handeln, wie erst jüngst wieder der Kanzlerwechsel bewies. Dabei gibt es nirgends ein freieres Wahlrecht wie das für den Deutschen Reichstag. In Amerika aber ist die menschliche Freiheit schon seit 2 Jahren so gut wie ganz ausgeschaltet; im Geschäfts- wie im Eigenleben herrscht obrigkeitliche Einmischung. Dazu ist in Amerika große Kriegsunlust, die sich im August in blutig verlaufenen Auflehnungen gegen die militärischen Einziehungen kundgab. Bemerkenswert ist auch der Bericht des nach Frankreich entsandten amerikanischen Militärausschusses, daß die deutschen Stellungen im Westen uneinnehmbar seien; im vierten Kriegsjahre sei das deutsche Heer stärker als je und Deutschland nach drei Kriegsjahren weder vernichtet noch zerstückelt. Deshalb werde empfohlen, einer vorbereitenden Friedensberatung keine Schwierigkeiten entgegenzusetzen.

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches läßt die andauernd günstige Kriegslage des Vierbundes fortgesetzt Fliehkräfte frei werden, die sich in Streitereien der politischen Parteien untereinander und mit den Regierungen nachteilig fühlbar machen, denn sie beeinflussen selbstverständlich höchst ungünstig die Kriegsstimmung von Volk und Streitmacht in der Heimat und im Felde. Mit Schiller möchte man daher den streitsüchtigen deutschen Politikern zurufen: ‚Seid einig, einig, einig!‘ Denn wenn auch die Kriegslage militärisch sehr günstig ist, so bleibt sie doch angesichts der 4—5fachen Überzahl der Einkreisungsfeinde immer noch hoch ernst. ‚Um Sein oder Nichtsein‘ aller Glieder des Vierbundes handelt es sich. Deshalb müssen im Innern alle Kräfte einheitlich zusammengefaßt werden, um einen glücklichen Kriegsausgang zu erkämpfen.

Dem Erscheinen dieser Betrachtung folgt unmittelbar am 2. Oktober 1917 das 70. Geburtsfest des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg,

des im derzeitigen Weltkriege hervorragendsten und erfolgreichsten der Heerführer aller Streitmächte. Dem Retter des Vaterlandes, dem Russenschreck, unserem Hindenburg bringt das ganze deutsche Volk und gewiß auch die Gesamtheit unserer Bundesgenossen in treuer Dankbarkeit und Verehrung wärmste Glückwünsche dar. Möchte ihm, dem Tüchtigsten, zum Besten des Vierbundes auch fernerhin reichstes Soldatenglück beschieden sein!

Abgeschlossen 1. September 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Literatur

Vom Wesen der Kunst. Es gibt keine unfehlbare Kunst. Kunst ist der ewig fehlbare Versuch, die Ahndungen der Unendlichkeit in endlichen Formen zu sagen.

Die seelische Heimat der Kunst ist nicht von ‚dieser' Welt: je ragender der Künstler, desto mehr wird sein Erleben berührt von den ewigen Mysterien ‚jener' Welt, der überzeitlichen Welt. Wissen vom Transzendenten ist die Berufung des Künstlers: wer dies Wissen in endliche Gestalt zu bannen vermag, der ist auserwählt.

Jede große Kunst hat ihren Urquell im religiösen Erlebnis. Sie beseelt die Natur, der sie Gestalt gibt, mit den Geheimnissen der Übernatur.

Es ist eine Verwechslung, die Religiosität einer Kunst nach dem Stoff ihrer Darstellung zu beurteilen. So äußerlich manifestiert sich Religiosität nicht: sie wird offenbar nicht in der Wahl des vom Künstler dargestellten Gegenstandes, sondern in den geheimen Innenlauten seines Werkes. Eine Kreuzigung von Lovis Corinth hat nichts zu tun mit religiöser Malerei; ein gefesselter Sklave von Michelangelo strahlt tiefste Religiosität aus. Nicht das ‚was', sondern das ‚wie' der Kunst entscheidet: man kann die Liebe von Mann und Weib schildern, sowohl frivol als heilig; man kann nackte Menschen malen, sowohl wollüstig als keusch. Die wahre Kunst wird stets keusch und heilig sein. Sie strebt zu Gott empor, sucht Gott in allen Dingen. Sie wird nie das Häßliche schildern um seiner selbst willen, aus Freude an Häßlichkeit. Wo die Kunst auch die Schilderung des Häßlichen sich einbeziehen muß als einer Stimme im Chor der Welt, da wird auch das Häßliche organischer Bestandteil des Ganzen, dem es zu dienen bestimmt ist: ja, da wird das Häßliche begnadet sein von der Träne des Mitgefühls.

Es ist wahr: die Kunst strebt nach Wahrheit. Aber diese Wahrheit heißt mitnichten photographische Wiedergabe der empirischen Wirklichkeit. Diese Wahrheit fordert Abglanz der göttlichen Wahrheit, fordert vom Künstler Lauterkeit des Erlebens, Redlichkeit des Schaffens. Nie kann aus der Lüge eine große Kunst geboren werden: sie zeugt nur Werke, die vorzeitig raketen, bluffend die Zeitgenossen betrügen, doch vor dem unbefangenen Urteil der ruhiger blickenden Nachwelt nicht mehr bestehen. Wahre Kunst schmeichelt nicht den Vorurteilen ihrer Zeit: wohl empfängt auch sie aus den Bildungsmomenten ihrer Epoche, doch ihr Kern ist zeitlos, denn er wurzelt nicht im Reiche der Erscheinungen. Daher vermag eine rein historische Betrachtungsweise der Kunst nur den flutenden Wechsel der zeitlich bedingten Äußerungsformen zu erfassen: das Wesen der Kunst kann nur von einem Betrachter begriffen werden, dessen Schau von der zeitlichen Relativität fort zum Absoluten hin drängt.

Der Grundtrieb des Künstlers muß Sehnsucht nach dem Absoluten sein. Nur aus inbrünstigem Gottverlangen wird die Kraft und Reinheit der großen Kunst gezeugt. Es ist ein Irrtum, daß man zugleich ein kleiner Mensch und ein großer Künstler sein kann: wer so redet,

der verwechselt Virtuosität mit Kunst, Talent mit genialer Schöpferkraft. Nur von der Lauterkeit einer reinen Seele vermag ein reines Werk gestaltet zu werden.

Aber aus der reinen Sehnsucht allein wird das große Werk noch nicht geschaffen: Kunst ist ein Können. Voraussetzung der Kunst ist ein Erlebnis des Unendlichen; Aufgabe des künstlerischen Schaffens: Gestaltung dieses unendlichen Erlebnisses in endliche Form. So prägt der Künstler seine Erlebnisse der Ewigkeit dem vergänglichen Stoff ein und schafft im Reich der Erscheinungen Gestaltungen, vom Abglanz einer höheren Welt bestrahlt.

Die Kunst dient unendlichen Zielen; es ist Frevel, sie zur Fron endlicher Aufgaben herabzuziehen: Kunst darf nicht im endlichen Sinne tendenziös sein. Kunst ist nicht da, um psychologische, soziologische, politische Thesen zu ‚beweisen': der Künstler entheiligt sich, wenn er sein Schaffen endlichen Parteizielen unterordnet.

Dennoch ist die Kunst nicht Selbstzweck. Das Schlagwort ‚l'art pour l'art' züchtet einen Ästhetizismus, der über das äußerliche Spiel der Form den inneren Gehalt verliert. Kunst muß mehr sein als bloßes Spiel der Sinne: ihre Aufgabe ist Steigerung und Heiligung der seelischen Kräfte des Menschen. Alle große Kunst führt uns aus irdischen Gebundenheiten zu Andacht vor den überirdischen Geheimnissen. In diesem höheren Sinne darf mit Fug nach der ‚Gesinnung' des Kunstwerks gefragt werden.

Max Fischer.

Der Streit um Meyrink. Eine Anzahl fast ausschließlich den rechtsstehenden Parteien angehöriger Persönlichkeiten hat, gestützt auf ein tendenziöses Pamphlet von Albert Zimmermann, eine umfangreiche Erklärung gegen den ‚Modedichter' Gustav Meyrink erlassen, der durch die Unsittlichkeit seiner Gesinnung und durch freche Verhöhnung teurer nationaler Werte einen Schandfleck im deutschen Schrifttum darstelle. Wir halten diesen erfreulicherweise von keinem Künstler von schaffender Potenz unterzeichneten Protest aus zwei Gründen für verfehlt: erstens, weil man Werke von künstlerischem Anspruch nicht überwinden kann durch Entrüstungsschreie bürgerlicher Ehrenmänner, sondern nur durch die positive Leistung echterer und reinerer Kunstwerke; zweitens, weil durch dieses unfruchtbare Literatengezänk die Reklame des Kurt Wolffschen Verlages für Gustav Meyrink nur wirkungsvoll unterstützt wird, da die Bücher des recht belanglosen Autors nun für viele Unkundige mit dem Reiz der verbotenen Frucht umkleidet sind und für andere wieder Gustav Meyrink als Märtyrer der Kunst in einem auf außerkünstlerischem Gebiet geführten Kampf erscheinen muß.

Indem wir solcherart der unstrategischen Erklärung gegen Meyrink nicht beizustimmen vermögen, identifizieren wir uns keineswegs mit der Lobeshymne, in welcher Botschafter Graf Bernstorff, Frank Wedekind, Frau Pastor Külpe und gleichgesinnte Persönlichkeiten den Verfasser des ‚Golem' und des ‚Grünen Gesichts' als einen ‚Menschen von lauterster, vornehmster Gesinnung' und ‚einen unserer hervorragendsten Erzähler' anpreisen. Wir beklagen vielmehr diese Zustimmungserklärung, die ein trauriges Zeichen ist für die verseuchende Amerikanisierung des deutschen Volkes, aber wir glauben, daß man Meyrink nicht zu bekämpfen braucht, indem man nach obszönen Stellen in seinen Werken schnüffelt, diese aus dem Zusammenhang herausreißt und zu Angriffen gegen das Privatleben des Bürgers Meyrink umbiegt, sondern daß es möglich ist, vor dem Forum der Kunst über den Wert der Meyrinkschen Werke zu richten.

Gerade bei Gustav Meyrink ist man berechtigt, künstlerische Leistung zu fordern, weil er in seinen schriftstellerischen

Arbeiten sich nicht begnügt, das Stillleben des Alltags darzustellen, sondern mit Vorliebe an Stoffe sich literarisch wagt, die an das Übersinnliche rühren, an die geheimsten Bezirke des menschlichen Seelenlebens. Soll ein solches Unternehmen mehr sein als amerikanische Sensation, so gehört dazu die begnadete Kraft, erschütterndes Erleben umzusetzen in künstlerische Gestalt, dem Geheimnis der Seele im Worte den Leib zu schaffen. Für Gustav Meyrink aber ist das Übersinnliche nicht ein erschütterndes Ergriffensein, das zum Ausdruck zwingt, sondern eine bunte Kuriosität, die kaleidoskopisch sich mit der lärmenden Gebärde des Jahrmarktzauberers prostituiert. Für ihn haben die übersinnlichen Dinge nicht die Weihe des göttlichen Geheimnisses, welche Dichter wie Goethe und Novalis empfunden haben; mit der Ehrfurchtlosigkeit des Literaten mengt Gustav Meyrink übersinnliche Mysterien mitten in kolportagehafte Liebesgeschichten.

Nicht daß Meyrink die gespenstische Verwesung zerfallender Welten schildert, darf ihm zum Vorwurf gemacht werden, — denn der echte Dichter darf jeden Stoff ergreifen, wenn er durch seine Dichtung ihn adelt, sondern dies spricht gegen den Verfasser des ‚Grünen Gesichts‘, daß in dem sterbenden Dunkel des Zerfalls nicht die reine Stimme der Ewigkeit erklingt, sondern eines stoffhungrigen Reporters sattes Behagen an Schmutz und Schwächen des Menschenlebens.

Verständnislose Beurteiler haben Gustav Meyrink als gleichbürtigen Nebenbuhler E. T. A. Hoffmanns hingestellt — sie haben nicht begriffen, daß die Dichtung des deutschen Romantikers aus jeder Episode leuchtend aufsteigt in die verklärte Seligkeit seines Wunderlandes Dschinnistan, während Meyrink in der lokalen Episode gebannt bleibt, ein Sklave der Materie.

Nicht weil Meyrink diese oder jene Geschmacklosigkeit unterlaufen ist (deren kann schnüffelnder Eifer auch bei Goethe, Shakespeare und Calderon zur Genüge finden), sondern weil er den niedrigen Instinkten des Lesepöbels nachkommt statt dem strengen Tempeldienst der Kunst; deshalb rücken auch wir von dem ‚Modedichter‘ Gustav Meyrink ab.

Max Fischer.

Kunst

Münchner Sommerausstellungen.

Die neue Sezession. Als erste der Münchener Künstlergruppen hat die neue Sezession die Sommerschau der Münchener Kunst eröffnet. Während die alte Sezession, die ihr schönes Ausstellungsheim verloren hat, zusammen mit der Künstlergenossenschaft im Glaspalast ausstellt und also die älteren Richtungen alle zu einem Vergleich beisammen sind, hat die neue Sezession ihren Sonderausstellungsort beibehalten. Das geschieht kaum mehr aus Zwang, denn was vor zwei oder drei Jahren noch unmöglich schien, als diese Kunst unter dem ersten Kriegs- und Kunstlärm noch fast als landesverräterisch gebrandmarkt wurde, hat sich inzwischen so geändert, daß sie nunmehr wesentlich zum Münchener Kunstbilde gehört. Nicht als ob sie ihre Richtung abgeschwächt hätte, sondern einesteils ist das öffentliche Kunstdenken selber weiter geworden oder doch auf dem Wege dazu, anderenteils bringt es das geistige und künstlerische Leben mit sich, daß bei einer Trennung der zurückbleibende Teil sich auf seinen engeren Formenkreis zurückzieht, vielleicht auch nur zurückgeblieben scheint, weil er die fortschrittlichen Kräfte nicht in seinem Banne halten konnte. Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls wird das Verlangen nach einer geistigeren Kunst gegenüber der Naturmalerei und Gesellschaftsbeobachtung immer stärker und man fühlt deutlich, daß mit dem Fehlen der neuesten Kunst ein künstlerischer Gedanke in Mün-

chen fehlen würde, der am stärksten in die Zukunft auch dieser alten Kunststadt weist.

Die stärkste Wirkung hat, anerkanntermaßen und jede gediegene Parteimeinung wohl gleicherweise von sich überzeugend, die religiöse Kunst, die Karl Caspar in einem ‚Johannes auf Patmos', einer ‚Taufe im Jordan' und den in Art eines gotischen Flügelaltars geordneten acht Passionsbildern mit einer Pietà als Mittelbild zur Anschauung bringt. Verfolgt man eine Ausstellungsgruppe längere Zeit, so ist man leicht selber verführt, nur die Vergleichspunkte und den äußeren Zusammenhalt der Künstler untereinander zu beachten. Man muß sich wieder zum Bewußtsein bringen, daß es bei Kunst auf geistige Trennung stilistisch ähnlicher Erscheinungen ankommt, daß es sich darum handelt, höhere Wesenheiten durch die künstlerische Arbeit zu erkennen. Da trennt sich dann der Künstler aus der bloßen Richtung und bildet seinen eigenen Charakter. So gesehen erkennt man, daß Caspar eigentlich auf einer viel weiteren, fortschrittlicheren, wenn man will, wieder älteren, höheren Stufe steht als alle seine Stilgefährten. Während diese gegenüber Stimmung und Naturmalerei eigeneren Ausdruck in einer freieren stilistischen Welt erreichen wollen und fast jeder sich begnügt, wenn er das künstlerische Gesetz seines eigenen Tuns mit Hilfe der gemeinsamen Anschauungsstufe findet (einige wie Kokoschka, auch Schinnerer und auch in etwa Coester bringen dazu noch stärkere geistige Eigentümlichkeiten mit), ist Caspar ganz willens, entgegen der weltanschaulich versagenden Beruhigung, die wie ein Nachlassen der neuen Kunst erscheint, scharfe Bewegung zu machen, mehr zu geben als einen neuen Stil, die Kunst zum innersten Weltelement zu machen, dessen Drang Religion wird und in der Passion sich verwirklicht. Da ist es nun merkwürdig, daß diese Schärfe der Weltanschauung auch den stärksten Fortschritt der künstlerischen Arbeit bedingt und hervorruft, daß Caspar auch bloßkünstlerisch in Farbe und Kompositionswillen der fortschrittlichste des neuen Münchener Kunstkreises ist. Nebenbei zeigt er im Porträt eine ausgezeichnete malerische Kultur.

Man fühlt sich versucht, zu denken: wozu für eine Richtung eintreten, wo doch schließlich der einzelne Künstlercharakter das entscheidende ist. Aber dieser Gedanke wäre nicht richtig. Es ist vielmehr notwendig, daß jedes künstlerische Tun nach seinem Gesetze und Stile sucht, bis sich dann die weltanschaulich und persönlich stärkeren Werke herausbilden können. Dazu bildet sich eine neue Gruppe und sondert sich ab. Im Künstlerischen ist diese neue Richtung stärker, bewußter, klarer als im Dichterischen. Das kommt einesteils von der hingebungsvolleren Arbeit — es gibt z. B. gegenwärtig dichterisch nichts so Naturstarkes, wie es sich in den Landschaften von Frau Maria Caspar-Filser äußert, seit Martin Greifs Tode, dessen Naturdichtung karger und beschaulicher, entsagender war als die gesättigtere aus der modernen Empfindung; andernteils kommt es aber auch von der folgerichtigen Zusammenarbeit, die sich nicht durch Stimmungen, weder bloßer naturseliger, noch weltanschaulich verhüllender Art, beirren läßt und über das enger Künstlerische ein Urteil zu bilden befähigt, ohne höhere Gesichtspunkte, die leicht über die nächstnotwendige Echtheit täuschen, zu Rate ziehen zu müssen. Um der hieraus etwa drohenden Einseitigkeit bloßer Stilrichtung zu entgehen, ist es wohl nützlich, daß die neue Sezession ganz anders gerichtete, im älteren, etwas kleinlichen Sinn lyrische Mitglieder wie Rudolf Sieck mitzählt, der seine oberbayerischen Landschaften nicht mit der üblichen Derbheit, sondern mit einer dünnen Feinheit abschildert. Bei früheren Führern der neuen Kunst wie dem verstorbenen Macke

ist die künstlerische Wirkung noch unrealer, darum sicherer, aber in ihrem dünnen Spiel der Flächen noch lebloser, wenn man so sagen darf: scheinvoller, aber darin steckt ja keine Kraft. Der Wille zu einem kräftigen Organismus hindert Edwin Scharff, sich so leicht zu verlieren. Seine Bilder, dem ungewohnten Auge unverständlich, treiben den Zwiespalt von Tun oder besser Gegenstand und Gesetz besonders weit. Das gibt in seinen Plastiken gute Resultate ohne Lösungen, die zugleich auch gedanklich, seelisch frei machen. Für Kanold bringt das allzustarre Prinzip der Form eine Gefahr der Unfruchtbarkeit, den Ausdruck zu verlieren, während Jagerspacher, indem er in älterer Weise gesellschaftlichen, angenehmen Ausdruck gibt, die härtere Schönheit der neuen Form nicht erreicht. Die unbekümmerte, holzschnittderbe, drastische Kürze und Anspruchslosigkeit im ideellen Sinn in den Soldatenbildern Unolds wie auch die diesmal ins Pastorale gewendete, auch holzschnittartige, aber etwas travestierte Stilistik Seewalds scheinen viel unbedeutender als Pellegrinis elegisches Adams- und Hiobsempfinden, aber diese finden in der Enge einen echten Ausgleich, der seinem größeren Wollen fehlt und das Empfinden stilistischer Unfreiheit, von etwas Gemachtem hinterläßt. Beckmann, der schon zu den bekanntesten Namen gehört, ist künstlerisch weiter; in anderem Sinne empfindet man aber auch hier bei allem Ausdruckseifer etwas Unbeherrschtes, Unüberwundenes, das Fehlen eines Elements, das der Kunst erst Wahrheit gibt. Schinnerer, der den Ausdruck nicht formal übersteigert, ist hierin, besonders in seinen Zeichnungen, einfacher, echter. Freilich liegt in dieser etwas selbstquälerischen Enge, die Großmann mit Geschmack und Gewandtheit überspringt, eine Gefahr, die der neuen Kunst von solcher Seite her anhängt und die, wie die stilistische Veräußerlichung nur durch den bewußten Willen zu einer für Zeit und Welt verantwortlichen Aufgabe der Kunst überwunden wird, in dem Karl Caspar seine Werke gestaltet.

Konrad Weiß.

Musik

Alt-Britannien als musikalisches Kulturland. Durch die politischen Verhältnisse ist unser Interesse für das unglückliche, von England geknechtete Volk der Iren in ungeahnter Weise neu belebt worden. Wenn man deshalb neuerdings der Geschichte und kulturellen Bedeutung dieses Landes und seiner Bewohner wieder besondere Aufmerksamkeit zu schenken beginnt, wird nicht zu übersehen sein, daß hierbei auch musikgeschichtliche Fragen berührt werden, insoferne nämlich Irland eine bedeutsame Rolle bei der Entwicklung der Mehrstimmigkeit in der Tonkunst, d. h. also der wichtigsten Bereicherung der musikalischen Ausdrucksmittel seit der christlichen Zeitrechnung gespielt hat. Die Gründe, die hiefür sprechen, hat bereits im Jahre 1906 Viktor Lederer in seinem bei R. Linnemann in Leipzig erschienenen Werke ‚Über Heimat und Ursprung der mehrstimmigen Tonkunst' entwickelt. Das Buch, damals als musikwissenschaftliche Spezialarbeit angelegt, hat mit seinen sehr breit ausgeführten Abschnitten allgemein kulturgeschichtlichen Inhalts heute unerwartet eine gewisse aktuelle Bedeutung gewonnen; wir glauben es deshalb auch an dieser Stelle allen, die sich für die neu aufgerollte ‚irische Frage' interessieren, in Erinnerung bringen zu sollen.

Nach Lederer sind die Iren und die Kymren, d. h. die von den Angelsachsen nach Wales zurückgedrängten Reste der alten keltischen Britannier, die wichtigsten musikalischen Kulturträger Europas im Mittelalter gewesen. Wir finden bei ihnen einen besonderen Sänger- und Musikerstand, die Barden, von dessen Vorhandensein bereits altklassische

lateinische Schriftsteller (Athenäus, Diodorus Siculus u. a.) zu berichten wissen. Die genauere Art ihres musikalischen Wirkens liegt freilich zunächst im Dunkeln; jedenfalls aber hat es bei ihnen eine schulmäßig gepflegte Überlieferung gegeben, und das allein schon muß ihnen einen gewissen Einfluß auf die künstlerische Entwicklung gesichert haben. Als dann im Jahre 886 zu Oxford die erste Universität gegründet wurde, die in gewissem Sinne allen später entstandenen Hochschulen zum Vorbild diente, wurde ein Waliser als Professor der Musikwissenschaft dort angestellt; auf diesem Wege fand die bardische Kunst den Weg zur tonangebenden mittelalterlichen Musiktheorie. Praktisch wirkte das Bardentum zunächst vor allem auf die weltliche Musikpflege und damit auf die gesamte außerkirchliche Geisteskultur des Mittelalters führend ein. Denn die Barden des keltischen Britanniens fanden ihre Erben und Nachfolger in jenen wandernden Sängern, Spielleuten, Jongleuren, Menestrels usw., ‚welche die britannischen Artussagen und Minnelieder auf dem Kontinent verbreitend, nicht nur die Lehrmeister aller mittelalterlichen Dichter und Komponisten, Troubadoure, Trouvères, Minne- und Meistersinger waren, sondern zugleich auch der romantisch-heldenhaften Lebensauffassung der alten Britannier in dem Ritterleben und Minnedienst des Mittelalters einen gewaltigen Nachhall schufen‘. (Lederer.) Als indessen das Christentum in England eingeführt worden war, trat ein Teil des Bardentums, trotz des ursprünglich heidnischen Charakters der ganzen Kaste, auch in den Dienst der Kirche, seine Kunst den neuen religiösen Aufgaben widmend. Diese Christianisierung der Barden ist bereits im 5. Jahrhundert, beim Abzug der Römer aus Britannien, endgültig vollzogen gewesen. Darauf folgte ein Jahrtausend geschlossen fortschreitender Arbeit dieses Künstlerstandes im Dienste christlicher Kunst. Denn es ist gar kein Zweifel, daß der zu Anfang des 15. Jahrhunderts am Hofe Heinrichs V. von England bestehende kirchliche Bardenchor (‚bardunen-chor‘) mit der alten walisischen Musiküberlieferung zusammenhängt. Dem scheint allerdings die- sogar in angesehenen musikgeschichtlichen Werken überlieferte Erzählung entgegenzustehen, daß nach der Unterwerfung von Wales im Jahre 1284 Eduard I. von England aus politischen Gründen sämtliche bardischen Sänger und Musiker habe hinrichten lassen. Allein diese selbst für englische Staatskunst etwas krasse Maßregel ist tatsächlich nie ergangen; Lederer weist nach, daß die Kunde davon auf ein Mißverständnis der Quellen zurückzuführen ist. Im Gegenteil scheint England sich die Kulturkraft, die im Künstlertum des unterworfenen Volkes steckte, auf seine Weise zu eigen gemacht zu haben. Wenigstens wird im nächsten Jahrhundert unter Eduard III. († 1377) an der Pflege bardischer Kunst in England eifrig gearbeitet, so daß selbst der Brauch der Veranstaltung großer ‚Bardenfeste‘ (Eisteddvods), d. h. musikalischer Versammlungen und Wettkämpfe, wieder auflebte. Unter Heinrich V., der selbst aus Wales stammte und deshalb zu der dort wurzelnden künstlerischen Kultur besonders enge Fühlung haben mußte, erreichten die Bardenchöre dann erneut jene Blüte, die zum Ausgangspunkt einer bedeutenden neuen Musikentwicklung wurde.

Ob freilich die irischen und kymrischen Barden wirklich die eigentlichen und alleinigen Begründer oder Erfinder der Mehrstimmigkeit waren, wie Lederer anzunehmen geneigt ist, wird wohl stets unentschieden bleiben. Daß sie aber in entscheidender Weise an der Ausbildung dieses wichtigsten Stilfortschrittes der abendländischen Musik **mitgewirkt** haben, ist so gut wie zweifellos. Finden wir doch auf britannischem Boden ganz besonders frühe, entwicklungsgeschichtlich fast isoliert stehende Denkmäler mehrstimmiger Kompositionen, deren Vorkommen sich nur

aus der zielbewußten Arbeit der musikalischen Kulturträger des Insellandes erklären kann. Im 13. Jahrhundert hat ja dann freilich eine verbreitete Schule altfranzösischer Tonsetzer ein gewichtiges Wort mitgesprochen, und im 14. führte der Renaissancegeist in Italien zu weiteren Fortschritten. Diese italienische ‚Ars nova‘ oder ‚neue Kunst‘, wie sie sich selbst stolz aber rechtmäßig benannte, war als Geisteskind der Renaissance von Hause aus weltlichen Charakters; ihre abermalige Weiterbildung im Dienste der stärksten Kulturmacht der Zeit, der Kirche, ist dann wieder eine entscheidende Tat des walisischen Bardentums am Hofe Heinrichs V. von England gewesen. Die musikalischen Neigungen dieses Königs haben bekanntlich sogar in Shakespeares Dramen Verewigung gefunden und hängen, wie erwähnt, mit seiner walisischen Herkunft zusammen. Außerdem aber sind die Schriftsteller sich darüber einig, daß Heinrich ein bis zum Schwärmerischen religiös veranlagter Herrscher gewesen sei. So war er nach Herkunft, Begabung und Empfinden gleich berufen zum kirchenmusikalischen Reformator. Papst Johann XXII. hatte 1322 durch eine Bulle ‚Docta sanctorum‘ die ‚neue Kunst‘ in der Kirche bekämpft. Noch nicht ein Jahrhundert später hat Heinrich V. von England, gestützt auf seinen politischen und religiösen Einfluß, durch Einführung der ‚neuen kirchenmusikalischen Zeremonien‘ (wie die Quellen sagen) jene frühere päpstliche Verfügung, ohne Widerspruch von kirchlicher Seite zu erfahren, außer Kraft gesetzt. Freilich konnte diese Tat nicht die Frucht der Begeisterung eines Einzelnen noch die Folge eines kirchenpolitischen Aktes allein sein: sie vermochte wirklich lebendig nur auf Grund einer bedeutsamen musikalischen Tradition zu werden, und das war eben die in England eingebürgerte, ein Jahrtausend alte Kunst des irischen und kymrischen Bardentums.

Diese erlebte nun in einer um John Dunstable († 1453) sich gruppierenden Schule englischer Tonsetzer eine neue Hochblüte, die besonders in der Ausbildung stilistisch abgeklärter kirchlicher Liedformen, aber auch in der Förderung der mehrstimmigen Messenkomposition ihren Schwerpunkt fand. Zufolge der politischen und wirtschaftlichen Macht Englands, die auch geistige Beeinflussung im Gefolge hatte, wirkte diese neue englische Kirchenmusik auf die Kulturnationen des Festlandes nicht minder bedeutsam aus als im Frühmittelalter die weltliche Spielmannskunst der walisischen Barden. Insbesondere in den Niederlanden, deren Beziehungen zum Inselreiche zufolge gemeinsamer Handelsinteressen ganz besonders enge waren, fand der Kreis Dunstables bald ebenbürtige und überlegene Erben und Nachfolger. Eine bedeutsame geschichtliche Fügung war es aber auch, daß eben in der Zeit, wo die kirchenmusikalische Reformtätigkeit Heinrichs V. entscheidende Schritte tat, der musikliebende deutsche König und nachmalige Kaiser Sigismund zu Besuch am englischen Hofe weilte (September 1416). In einer englischen Chronik wird ein poetischer Abschiedsgruß dieses Fürsten an England mitgeteilt, in dem es nach der deutschen Übersetzung von Lederer heißt:

‚Gesegnet England, voll von Melodien!
Du magst genannt sein nach den Engelschören,
In welchen deine Sänger Gott verehren.
Doch unser Sang soll fortan deinem gleichen
Und deine Kunst soll nie bei uns entweichen.‘

Das zeugt nicht nur von dem starken Eindruck, den Sigismund von der neuen englischen Kirchenmusik empfing, sondern auch von seinem Entschlusse, dieser Kunstart auf dem Festlande ein Vorkämpfer zu sein. Sigismund ging aber eben damals zum Konstanzer Konzil, wo die Katholiken ganz Europas vertreten waren. Daß er dorthin die Kunde

von den ‚novae ceremoniae' gebracht und die kirchliche Stimmung für sie in ausschlaggebender Weise beeinflußt hat, unterliegt wohl keinem Zweifel und ist für die weitere Entwicklung der Dinge gewiß auch von besonderer Bedeutung gewesen.

Die wichtige musikalische Rolle, die wir somit England im Zeitalter Dunstables spielen sehen, mutet uns seltsam an im Hinblick auf die trostlose Unfruchtbarkeit der neueren englischen Musikentwicklung, deren durchaus negativem Charakter zufolge man das Inselreich mit gutem Grund als das ‚Land ohne Musik' bezeichnet hat. Allein wie in der Zeit Händels, so sind letzten Endes auch in der Zeit Dunstables nicht einheimisch englische, sondern fremdländische Kulturkräfte, die lediglich auf englischem Boden zur Entfaltung kamen, Träger solch bedeutsamer künstlerischer Auswirkung gewesen. Nicht englischem Geist, sondern dem Geist uralter irischer und kymrischer Kunstüberlieferung sind die musikalischen Errungenschaften zu danken, die vom britischen Inselreiche im Früh- und Spätmittelalter der europäischen Kulturwelt übermittelt wurden. Dies klargestellt zu haben ist ein gerade heute wieder besonders zu würdigendes Verdienst des genannten Buches von Lederer, mögen ihm bei der Ausführung im einzelnen auch Irrtümer unterlaufen sein.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Das Bild von Josef Eberz ‚Christus über eine Stadt klagend' ist als ein Ausdruck des Zeitempfindens in dem Aufsatz über den Künstler gewürdigt.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Adolf von Hildebrand/Grablegung





Fünfzehnter Jahrgang November 1917

Recht, Staat und Gesellschaft*

Von Max Scheler

Klare, feste und im Ewigen gegründete Gedanken und Grundsätze über Wesen und Ziele des Gemeinschaftslebens — voran des Staates — sind wie nur je eine Sehnsucht dieser Zeit. In das chaotische Gewoge berechtigter und falscher Neuerungsbestrebungen muß Vernunft und klare Orientierung an der Tradition des Besten, was die Menschheit hierin gedacht, gewogen und befestigt hat, klare Linien einzeichnen. Keine Größe einer Zeit ohne den ‚Narrentanz der Zeit‘, von dem Bismarck in seinen Reden so gerne sprach. Dieser ‚Narrentanz‘ muß sich am Bollwerk sicherer Grundsätze brechen. Es ist daher kein Wunder, daß die Probleme der Staats- und Rechtsphilosophie die Geister gegenwärtig stark bewegen. Fast jedes neue Vierteljahr bringt eine neue systematische Darstellung dieser Fragen. Altes wird dazu ausgegraben. So ist Stahls Rechtsphilosophie kürzlich neu erschienen. Nicht juristische Technik und positives Einzelwissen, sondern nur die, gleich Faust, bis zu den ‚Müttern‘ hinabsteigende Radikalerkenntnis der Philosophie vermag hier Ziele zu setzen und Grenzen zu ziehen. Immer standen daher — wie die Geschichte unseres Landes lehrt — staats- und rechtsphilosophische Werke an den Grenzen der Epochen, die Staat und Recht neu zu gestalten suchten.

* Von Dr. Georg Grafen von Hertling. Dritte vom Verfasser durchgesehene Auflage. Kösel 1916.

Kein Zeitpunkt konnte daher für das Erscheinen der dritten, vom Verfasser durchgesehenen Auflage des Büchleins ‚Recht, Staat und Gesellschaft' (Kösel 1916) besser gewählt sein als der gegenwärtige. Graf Hertling bringt — wie kaum gesagt zu werden braucht — einzigartige Voraussetzungen mit, um diese Fragen anzufassen: Ebensowohl die philosophische Fernsicht des Gedankens als die reiche Praxis staatsmännischer Erfahrung. Ebensowohl die Verankerung jedes Urteils im Ganzen einer Weltanschauung und Lebensgesinnung als den ausgesprochenen Sinn für die Probleme der Zeitlage: den Blick auf die Sterne und den Blick auf die Gasse.

Es ist dem kleinen, unscheinbaren Büchlein kaum anzusehen, welche Fülle von wohlabgewogenen, fast alle Grundlagen des Rechts- und Staatslebens umfassenden Gedanken es enthält. Wer die Fragen und ihre Geschichte kennt, bemerkt, durch welche intensive und allseitige kritische Gedankenarbeit fast jeder der auch stilistisch fein ziselierten Sätze hindurchgegangen ist. Diese Kritik drängt sich nirgends auf; ja sie bleibt äußerlich fast ganz verborgen. Oft ist die Stärke der konzentrierenden Verdichtung der Gedankenläufe eines erfahrungsreichen Lebens für den Leser fast zu groß. Gerade darum eignet sich das Buch in besonderem Maße zur Grundlage von Vorträgen und Kursen, welche diese Konzentration da und dort lösen, die Beziehungen der Sätze zu anderen staats- und rechtsphilosophischen Gedankenreihen entwickeln und manches in Rücksicht auf die seit der ersten Niederschrift des Buches so gewaltig veränderten Zeitumstände weiterführen. Vor allem aber ist zu wünschen, daß der deutsche Student das Büchlein auch über die engeren Kreise der katholischen Studentenschaft hinaus in die Hand nehme. Graf Hertling bedient sich nirgends irgendwelcher Voraussetzungen, die der Sphäre des Glaubens angehören; ja er schließt solche bewußt aus. Er wendet sich ausschließlich an die Vernunft und an ihren Gehalt an ewigen Prinzipien. Das Buch ist zwar nicht ‚voraussetzungslos' (ein Vorzug, der nur Gott zu eigen ist und solchen, die sich fälschlich für Götter halten); aber es ist voraussetzungs*frei* in dem Sinne, daß von allem Dogmatischen bewußt abgesehen ist. Nur der Rahmen der ‚theistisch-teleologischen Weltanschauung' wird festgehalten. Nicht etwa werden dabei die Grundideen dieser Weltanschauung auf die Fragen von Gesellschaft, Recht und Staat nur ‚angewandt'. Sie werden vielmehr aus der Besonderheit dieses Sachgebietes auch sehr wirksam entwickelt und gestützt. Der besondere Wert der philosophischen Seite dieses Buches liegt eben darin, daß mit eindringlichster Klarheit gezeigt wird, daß eine ganze Anzahl grundlegendster moralischer und rechtlicher Ideen, die heute allgemeine Anerkennung, und die gerade auch Anerkennung in allen, der Metaphysik und Religion feindlichen oder religiös indifferenten Kreisen genießen, *ausschließlich* im Ganzen *dieser* und keiner anderen Weltanschauung Sinn, Verstand und wahre Rechtfertigung besitzen. So z. B. der Gedanke der Menschenwürde, die Annahme eines Rechtes auf Existenz (in dem der Verfasser mit musterhafter

Klarheit die gesamte Sozialgesetzgebung verwurzelt), die Annahme aller schlechthin seinsollenden dauernden Formen menschlichen Gemeinlebens, sofern sie über und außerhalb bloß vertraglicher Willkür liegen, z. B. Staat, Ehe, Familie; der Grundsatz der individuellen Gewissensfreiheit gegenüber dem Staat, der Grundsatz der Verbindlichkeit von Versprechungen und Verträgen (der nicht selbst wieder auf Vertrag beruhen kann) und noch vieles andere mehr.

So wird in dem Buche überall klar und deutlich, daß die Idee des persönlichen Gottes und eines vernunft- und zweckdurchwirkten Schöpfungswerkes den, sei es bewußt oder nicht bewußt vorausgesetzten Hintergrund für die sinnvolle Anerkennung und Rechtfertigung fast aller Grundbegriffe der Gesellschafts-, Staats- und Rechtslehre bildet. Nimmt man diese metaphysische Grundlage weg, so bleibt im letzten Grunde nur der Macht- und Gewaltstandpunkt übrig — gleichgültig, ob sich die je herrschende Klasse im Staate oder der je mächtigste Staat in der irdischen Staatengesellschaft auf diesen Standpunkt stellte; gleichgültig auch, ob vermittels dieses Standpunktes in der Weise z. B. der Hallerschen Staatslehre und des modernen Rechtspositivismus Vorhandenes geheiligt oder gemäß der Marxistischen Geschichtsauffassung, die in allen Rechts- und Verfassungsverhältnissen nur den Niederschlag von ökonomischen Klassenkämpfen sieht, Vorhandenes der revolutionären Zerstörung anheimgegeben werden soll. Denn die moralisch-rechtliche Ordnung des Menschenlebens ist in letzter Linie entweder ein Teilglied einer vernünftigen teleologischen Weltordnung überhaupt oder ein Bestandteil eines allumfassenden blinden Mechanismus. Auch der monistische, sei es mehr positivistische, sei es mehr idealistische Kultur-Evolutionismus, kann für ‚ewige Werte' keinen Ersatz bieten. ‚Was hilft es den Geschlechtern, die vor Jahrtausenden geboren wurden, um zu sterben, daß nach weiteren Jahrtausenden andere Geschlechter kommen, die bei ihrem flüchtigen Auftauchen aus dem Nichts an neuen Wundern der Technik vorübergehen.' (S. 16.)

Da das Büchlein ohne jeden Hinblick auf die unmittelbare Gegenwart geschrieben ist, und da sein Inhalt einem großen Teil der Leser dieser Zeitschrift bekannt sein dürfte, erscheint es nicht nötig, kapitelweise seinen Inhalt durchzugehen; um so mehr aber geboten, auf diejenigen Abschnitte besonders hinzuweisen, die für die heute uns begegnenden Fragen eine besondere Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen.

Obzwar das Buch auf die Probleme der äußeren Staatenverhältnisse, des Völkerrechtes, des Krieges usw. nicht in extenso eingeht, so kann der ihm innewohnende Geist doch leicht auf diese Fragen weiterentfaltet werden. Für alle innere Neuordnung ist das Buch schon durch die Grenzen, die es in einer weniger erregten Zeit bezüglich des Maßes des Reformierbaren in unserem Staatsleben abgesteckt hat, von noch größerer Bedeutung. Diese Bedeutung wird auch dadurch nicht geschmälert, daß manche Ausführungen über die deutschen politischen Parteien vor dem Kriege, z. B.

über die Sozialdemokratie, vermöge der Kriegserfahrungen einer gewissen Nachprüfung bedürfen.

Die geistigen Führer der Entente behaupten, daß ebensowohl unsere ‚deutsche Staatsphilosophie‘ als unsere praktische äußere und innere Staatspolitik mehr und mehr einer einseitigen Macht- und Kraftlehre gehuldigt haben, — einer Lehre, für die die salus publica des Staates ohne weiteres das ‚höchste Gesetz‘ sei. Aus den drei ersten Kapiteln dieses Buches eines führenden deutschen Staatsmannes vermöchten die Anhänger der Entente zu lernen, wie grundirrig die Verallgemeinerung ihrer Behauptung über einige Erscheinungen alldeutscher Literatur und (in etwas gemäßigter Form) derjenigen deutschen Geschichtsauffassung hinaus ist, die besonders von Treitschke und Sybel inauguriert wurde. Für Hertling ist alle Rechtsordnung ein Teil der sittlichen Ordnung. Diese selbst aber ist nur das allgemeine Weltgesetz in der Gestalt, die es annehmen muß, wenn es die Norm für die Betätigung vernünftiger und freier Wesen ausspricht‘. Es entspricht nicht ‚dem Sinne, den die Menschheit von jeher mit dem Namen des Rechts verbunden hat‘, die Rechtsverhältnisse der Zeiten und Völker als bloßen Ausdruck der Machtverhältnisse anzusehen. In jeder seiner gröberen und feineren versteckteren Formen widerlegt Hertling diesen falschen naturalistischen Gedanken. Er weist ihn zurück in der Form, die ihm die scheinbar so antinaturalistische romantische Schule gegeben hat (Savigny, Puchta u. a.), nach der die Rechtsbildungen gleich den Sprachen Produkte des unbewußt schaffenden ‚Volksgeistes‘ seien. Idee und Faktum eines übernationalen Völkerrechts wären von dieser Auffassung her überhaupt nicht zu gewinnen. Der ‚Volksgeist‘ ist eine ‚pure Fiktion‘; der normative Charakter des Rechtes, seine Übertretbarkeit, sowie die Freiheit und Bewußtheit seiner Bildung scheidet das Recht auch tief von der Sprache. Auch die bekannten Konstruktionen des Thomas Hobbes und Rousseaus, von denen die erste eine naturalistische Begründung des modernen absoluten Fürstenstaates, die zweite eine solche des auf dem Majoritätsprinzip gegründeten demokratischen Staates geben wollte, weist Hertling mit treffenden Gründen zurück.

Nicht Furcht aller vor allen, sondern die auf Gemeinschaft ursprünglich hingeordnete und ihrem Wesen nach geistig und leiblich ergänzungsfordernde Natur des Menschen ist die Grundlage aller Rechtsbildung. Wie der Hobbessche Despot, in dessen Schoß alle Einzelnen und alle außerstaatlichen Korporationen ihren ursprünglich eben soweit wie ihre Macht reichenden Willen in Form eines Unterwerfungsvertrages niedergelegt haben sollen, um erst nachträglich durch das Staatsoberhaupt eine begrenzte Willens- und Handlungssphäre zurückzuerhalten, eine bloße Erfindung zur nachträglichen Rechtfertigung des absoluten Fürstenstaates und seiner historischen Willkürakte ist, so ist auch Rousseaus ‚volonté générale‘, die im Unterschiede von den vielen ‚volontés de tous‘ eine numerische Willenseinheit mit streng eindeutig aufzufindendem Inhalt sein soll, eine rein fiktive Sache. Nimmt man sie und die weitere Lehre, es sei der Majoritäts-

wille ein sicheres Zeichen für den eindeutigen Inhalt der volonté générale, aber aus Rousseaus Gedanken weg, so bleibt nichts als ein bloßes Gewaltprinzip, die pure Übermacht der Majorität über die Minorität als ein (scheinbar) rechtsbildendes Prinzip zurück. Und de facto wird es immer nur der ‚Wille rücksichtsloser Parteiführer und ehrgeiziger Demagogen' sein, der dann der sogenannten volonté générale untergeschoben wird. Auch der Wille, der wie immer aus dem Volksganzen ausgesonderten gesetzgebenden Gewalt, muß eben dem Rechte schon entsprechen, vermag also nicht die Rechtsidee selbst zu erschaffen. Von besonderer Schärfe und Klarheit aber sind die Gründe, die Hertling gegen Kants, dem Macht- und Gewaltprinzip nur scheinbar entgegengesetzte Lehre vorbringt. Auch Kant geht wie in seiner Moral so auch in seiner Rechtslehre aus von dem Hobbesschen ‚Menschen', d. h. von einem (fiktiven) Willenssubjekt, das von Hause aus seine Willkür schrankenlos auszudehnen die Tendenz habe. Und ‚Recht' soll nun der Inbegriff der Bedingungen sein, nach denen die Willkür eines Jeden mit der Willkür jedes Andern nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit eben noch zusammen bestehen könne. Aber diese berühmte Formel macht nur ein nachträgliches Ergebnis des Gehorsams gegen eine in Wahrheit schon vorausgesetzte und gültige Rechtsordnung irgendwie bestimmten Inhalts zum vermeintlichen Wesen des Rechtes. Sie läßt die schon vor dem Zusammenstoß der Willen und unabhängig von solch möglichem Zusammenstoß bestehende, diesen Zusammenstoß eben vermeidende, inhaltliche ‚Grenze' des Willens des Einzelnen ohne jede Bestimmung. ‚Bleibt etwa der Kräftige im Recht, wenn sich der Schwache widerstandslos vor ihm zurückzieht und wenn auf diese Weise der feindliche Zusammenstoß vermieden wird?' Da Kant das Recht erst von diesem seinem Teilergebnis aus — nämlich zum möglichen Zusammenbestehen der Willen zu führen oder zum Frieden — definiert, müßte er auf diese Frage konsequenterweise mit Ja antworten, damit aber etwas evident Sinnloses behaupten. Die Idee des Rechtes kann also nicht so rein formal und nur negativ als bloße ‚Begrenzung' sonst unersättlicher Willenssubjekte bestimmt werden, wie es Kant will. Ein bestimmter positiver Wert und ein positiver Zweck muß im Rechte verwirklicht werden, der die ‚Grenzen' der Willkür erst zur nachträglichen Folge hat. Der Mensch — sagt Hertling treffend — soll ‚nicht nur friedlich neben dem andern leben, sondern sich zu gemeinsamer Tätigkeit mit ihm auch positiv verbinden' und zwar zu Tätigkeiten, deren inhaltliche Ziele an Gemeinschaft und Kooperation notwendig gebunden sind. Solche Ziele nennt Hertling ‚allgemeine Menschheitszwecke' und definiert demgemäß das Recht als die ‚Norm, welche den Freiheitsgebrauch des Einzelnen einschränkt, weil und soweit es durch die Erfüllung allgemeiner Menschheitszwecke erforderlich ist'. Unter dem Worte ‚Menschheitszwecke' muß man hiebei Zwecke verstehen, die zwar der Mensch selbst frei zu setzen berufen ist, deren wesentlicher Inhalt und deren Abstufung und Hinordnung auf je bestimmte dauernde Gemein-

schaftsformen aber aus der seinem Willen überlegenen sittlichen Ordnung entspringen, und die insofern nicht Zwecke durch ihn, sondern Zwecke für ihn und sein Wollen sind. Wo immer ein Mensch in die Verwirklichung dieser, den verschiedenartigen Gemeinschaften (Ehe, Familie, Staat, Nation usw.) zukommenden objektiven Zweckgefüge störend eingreift, da verwirkt er nicht nur die Erreichung seines persönlichen Zieles (der Einheit von Vollkommenheit und Seligkeit), sondern er stellt sich darüber hinaus auch ‚der sittlichen Ordnung selbst feindlich entgegen'. Diese Grundformen der Gemeinschaften sind also nicht willkürlich durch die individuellen Willen geschaffen oder durch sie beliebig veränderlich. Die Individuen und Generationen schreiten durch die ‚Formen' gleichsam nur hindurch. Und ebensowenig sind die objektiven Werte, Güter und Zwecke, die sich in diesen Formen verwirklichen ‚sollen', ist die Abstufung dieser Güter und ihr Ineinandergreifen der menschlichen Willkür unterworfen; sie sind vielmehr als dem Menschen gegeben anzuerkennen und als solche zu achten. Damit gewinnt Hertling den schon bei Augustin vorfindlichen, von der modernen Ethik meist geleugneten Gedanken einer objektiven Güter- und Zweckwelt für menschliches Wollen und Schätzen, und den weiteren Gedanken einer gegliederten, auf die Gemeinschaftsformen hingeordneten Abstufung dieser Güterwelt als gemeinsame Grundlage der Ethik und der Rechtslehre zurück. Alle den Willen bloß begrenzenden Gesetze und Verbote sind nicht an sich und weil sie ‚Gesetze' sind, oder nur weil sie ‚friedliches Zusammenleben' ermöglichen, notwendig, sondern sie sind es als Mittel zur Verwirklichung der objektiven Zweckordnung der Gemeinschaften, d. h. einer Ordnung, die ein Bestandteil der teleologischen Weltordnung überhaupt ist. Auch das ‚friedliche Zusammenleben' ist nicht an sich wertvoll, sondern nur darum und nur so weit notwendig, als es der Verwirklichung dieser dauernden positiven Zwecke dient.

Daß von diesem Gedanken her eine Auffassung auch von Krieg und Friede leicht zu gewinnen wäre, die ebenso scharf verschieden ist von aller Machtlehre als von Kants juristischem Pazifismus, sei nur angedeutet.

Von dieser Begründung der Idee der Rechtsordnung aus, die also nicht auf positives Gesetz und Gewohnheit zurückgeht, sondern gleichsam über diesen als ihr ewiges Richtmaß schwebt, entwickelt Hertling kurz und instruktiv die Frage des sogenannten Naturrechts. Sie ist schon in den letzten Jahren vor dem Kriege, wie die Arbeiten Stammlers, der sogenannten Freirechtsschule, neuerdings die sehr lehrreiche Arbeit von A. Reinach zeigen, auch für die deutsche Rechtswissenschaft und -philosophie in ein neues Stadium getreten. Eine so stark rechtsschöpferische Zeit wie die unsrige konnte sich bei dem überlieferten Rechtspositivismus nicht beruhigen. Sie erfordert ein letztes Richtmaß auch für die Rechtspolitik. Der Druck und Stoß der Interessen und der Parteien kann für ein solches Zeitalter so wenig als einzig rechtsbildende Kraft gelten, wie der ‚Volksgeist', auf dessen heimliche Ausgeburten wir quietistisch zu warten hätten. Der Krieg hat in zweifachem Sinne die alte, große Frage wieder aufgeweckt. An der scharfen Scheidung

der bloßen Rechts*sicherheit* auf Grund vorhandener Verträge und der *Gerechtigkeit* der Machtverteilung zwischen den europäischen Großstaaten hängt nicht zum wenigsten das Urteil, das die Geschichte über das Recht unserer deutschen Sache in diesem Kriege einst fällen wird. Ohne Entscheidung der Vorfrage, ob es ein Naturrecht gibt, ist aber schon diese Frage nicht sinnvoll aufzuwerfen. Nicht minder ist die Fassung dessen, was als Naturrecht gelten soll, gegenwärtig von größter Bedeutung. Es ließe sich leicht zeigen, daß z. B. alle Deduktionen Wilsons den einseitig *revolutionären* Naturrechtsbegriff des 18. Jahrhunderts zur Grundlage haben. Hertling hält an der Idee des Naturrechts fest; nicht in dem Sinne, als sei es eine Reihe von Rechtsnormen, aus denen ein Gesetzsystem zu deduzieren wäre, wohl aber im Sinne eines vernunftgemäßen *Rahmens* der positivrechtlich Möglichen, den der positive Gesetzgeber nicht überschreiten darf. Ein positives Gesetz kann also sowohl unsittlich sein wie ungerecht. Dann darf das Gesetz im allgemeinen übertreten werden; ‚die Folgen der Übertretung aber müssen getragen werden.' Der Wille des Gesetzgebers vermag nichts zum Rechte zu stempeln, was es nicht schon vorher, vermöge seines impliziten Enthaltenseins in der objektiven Rechtsordnung ist. Aber die Idee des wahren und echten Naturrechts muß von dem revolutionären Naturrecht des 18. Jahrhunderts scharf geschieden werden. Das erstere enthält auch den Satz von dem Rechte der gottgewollten Obrigkeit, Anordnungen zu treffen und der Pflicht des Gehorsams gegen ihre Anordnungen in den Grenzen, welche die übrigen Sätze des Naturrechts gestatten. ‚Selbstverständlich kann dieses Recht nicht wieder auf positiver Rechtssatzung beruhen.' Das Naturrecht darf außerdem nicht so aufgefaßt werden, als sei es ein Konstruktionsmittel eines neuen Rechtssystems, das sich über Geschichte und Tradition hinwegsetzt. Die geschichtsbildenden Kräfte des positiven Rechts sind gemeinhin nicht bloße Konvention, wie die Naturrechtslehrer des 18. Jahrhunderts annahmen, die positives Recht und Naturrecht nur im *Gegensatz* zueinander sahen. Es ist nur eine besondere *Schuld* der Menschen und Zeiten, wenn sich solche Gegensätze ergeben. Gemeinhin ist der Gehalt des Naturrechts auch Teilgehalt des positiven Rechts, und nur seine Geltung ist es, die von dessen Satzung nicht abhängt. Und außerdem ist in den Tiefen der besonderen geistigen Anlagen der Völker und Gruppen ein je besonderes rational unableitbares Missionsideal verborgen, das im Verlaufe der gottgeleiteten Geschichte sich den wechselnden Zeitlagen in je verschiedener Weise anzuschmiegen hat und das am Aufbau des positiven Rechtes mitarbeitet. Zweckmäßigkeitserwägungen treten im Werden des Handels- und des Prozeßrechtes z. B. außerdem jeweilig dazu.

Wie das Recht um der sittlichen Ordnung willen, so ist der *Staat* um der Verwirklichung der Rechtsordnung willen objektiv gefordert. Der Staat ist nicht um irgendwelcher subjektiver menschlicher Zwecke wegen da, sondern er ist da, weil die Menschen einen Staat bilden ‚sollen'. Er ist also ein Wesensbestandteil der teleologischen Weltordnung, sofern man dabei

die ursprüngliche Gemeinschaftsnatur des Menschen als eines freien und vernünftigen Wesens in das in ihr Geordnete einbezieht. Im Verhältnis zu den übrigen Verbänden ist der Staat die dauernde Lebensgemeinschaft einer Vielheit von Menschen, die durch die Obrigkeit die Einheit eines Willens erhält. Mit Recht verlegt Hertling eines der Wesensmerkmale des Staates in den Obrigkeitsgedanken. Der Staat ist nicht, wie man gegenwärtig so häufig hört, das ‚organisierte Volk'. Das Volk als solches ist nicht Subjekt eines einheitlichen und eindeutigen Willens. Der Staat ist — wie immer das staatliche Herrschaftssubjekt beschaffen sei und wie es zu seiner Bildung und Erhaltung komme — der obrigkeitliche Herrschaftswille über ein Volk. Der heute so beliebte Gegensatz eines sogenannten ‚Obrigkeitsstaates' und ‚Volksstaates' ist prinzipiell schief — wie berechtigte Forderungen im einzelnen sich auch im Wunsche nach einem sogenannten ‚Volksstaate' verbergen mögen. Die Obrigkeit ist gleichzeitig ‚oberstes Organ' und ‚höchste Autorität' der die Generationen überdauernden Lebensgemeinschaft — und wir dürfen vielleicht hinzusetzen, daß sie ‚oberstes Organ' nur sein kann, weil sie höchste Autorität ist. Das Seinsollen einer Obrigkeit überhaupt ist bisher noch von keiner anderen Staatstheorie begründet worden als derjenigen, die diese Forderung auf göttliche Anordnung zurückführt. Das bedeutet nicht, daß eine bestimmte Verfassung oder gar Regierung — so wie es z. B. Stahl darstellt — eine göttliche Weihe und Sanktion genösse. Das Gottesgnadentum z. B. — soweit es mehr besagen soll, als daß ein Fürst eigenen und nicht fremden Rechts regiere — ist kein in der christlichen Gesellschaftslehre fundierter Begriff. Ist er ja historisch sogar als Kampfbegriff des absoluten Fürstenstaates gegen die Kirche entstanden. Der ‚göttliche Ursprung der Obrigkeit' bedeutet auch nicht einen direkten Eingriff Gottes in die Geschichte, da alle Geschichte den Staat in irgendeiner Form schon hat. Der Satz besagt nur, daß die Kombinationseinheit der wesensmäßigen Causae secundae, die zur Bildung von Staaten führen, im Willen Gottes enthalten sei.

Kurz und treffend widerlegt Hertling von diesem Standort aus die verschiedenen Formen der Vertragstheorie. Weder als historische Ursprungs- noch als Maßstabstheorie kommt der Vertragslehre irgendwelche Wahrheit und Gültigkeit zu. Als Ursprungstheorie hatte sie schon Rousseau aufgegeben; um so zäher erhielt sie sich als Maßstabslehre, d. h. als die Lehre, es solle der Staat so angesehen werden, ‚als ob' er auf Vertrag beruhe, um die Gerechtigkeit seiner Einrichtungen hiernach zu beurteilen. Gegen die Rousseausche Fassung gilt, daß seine berühmte volonté générale, die durch die volonté de tous (respektive da dieser Fall nie eintritt durch den Willen der Majorität) nur entdeckt, nicht erzeugt werden soll, eine pure Fiktion ist — eine Fiktion, hinter der sich nur der nackte Majoritätsanspruch, d. h. ein purer Gewaltanspruch, verbirgt. Es gibt keine eindeutige volonté générale, die durch irgendein Wahlsystem zu entdecken wäre. Jeder Vertrag bindet ferner nur die Subjekte, die ihn eingehen; jeder Vertrag kann gekündigt werden; keine Generation kann also die folgende vertraglich in ihrem

Willen binden. Der Staat aber ist eine kontinuierliche und dauernde, auch die Generationenfolgen zu einer sie umfassenden Willenseinheit verknüpfende Lebensgemeinschaft; ihre Einrichtungen können also an der Vertragsidee auch nicht gemessen werden. Die Vertragslehre übersieht ferner, daß die Hinordnung auf einheitliche Gemeinschaft und damit auch auf die Grundbedingung der möglichen Existenz einer solchen (des Bestandes einer Obrigkeit) in der Vernunft des Menschen ebenso ursprünglich mitgelegen ist wie das Selbstbewußtsein des denkenden Subjekts. Und sie übersieht weiter, daß der Mensch als leiblich-seelisches Wesen nur als Glied der Familie existenzfähig ist, in deren patriarchalischer Struktur der Staat selbst schon keimartig angelegt ist. Unter den realen Kräften, die im Sündenstande die ewig geforderte Idee des Staates (gemäß unseren historischen Einsichten) vor allem verwirklicht haben, nennt Hertling an erster Stelle den Krieg. Dagegen weist er die so häufig der christlichen Philosophie untergelegte Lehre, es sei der Staat selbst erst eine Folge des Sündenfalls oder gar selbst ein Sündiges, scharf zurück. Sie ist nicht einmal wahr für Augustins Scheidung der beiden Civitates im ‚Gottesstaat' (da die beiden ‚Reiche', wie neuerdings auch Troeltsch zeigte, durchaus nicht mit Kirche und Staat zusammenfallen), geschweige für Thomas Aquino, der ausdrücklich den Staat auch dem Stande der Unschuld zuweist, und der nur die Gewalt- und Zwangsform des Staates als eine überdies nicht selbst sündige, sondern im einmal gegebenen Sündenstande sogar wohltätige Folge des Falles erklärt.

Auch gegenüber den lutherisch-protestantischen und in anderer Richtung gegenüber den russisch-orthodoxen Antworten auf diese Frage (beide Auffassungen scheiden Politik und Moral vermöge ihrer Übersteigerung der durch den Sündenfall bewirkten menschlichen Verderbnis weit dualistischer, als es dem Geiste wahrer christlichen Philosophie entspricht) sei darauf hingewiesen, daß der z. B. auch von Treitschke in seiner ‚Politik' behauptete Satz, der Staat sei mit dem Kriege von gleicher Ursprünglichkeit, keine Rechtfertigung bei Hertling findet. Ist die Würde des Staates mit dieser Fassung voll gewahrt, so wird doch auch der Staatsüberschätzung scharf widersprochen, die bei uns durch die weitverbreitete ‚preußische Staatsphilosophie' Hegels samt seiner sozialistischen Nachfolger immer noch so stark im Schwange ist. ‚Der Staat' — so Hertling — ‚ist nicht die höchste Manifestation der sittlichen Idee, so daß es nichts Sittliches neben ihm und unter Umständen auch gegen ihn geben könnte'. Er findet seine Schranke am individuellen Gewissen der Persönlichkeit und die Obrigkeit ist an die ewige Rechtsordnung gebunden und durch sie begrenzt, aus der sie ja selbst erst die Berechtigung ihrer Autorität herleitet. Aus Hertlings Darlegung über die wesentlichen Staatszwecke hebe ich hervor die entschiedene Ablehnung eines besonderen Machtzweckes. ‚Macht kann niemals Zweck sein, sondern immer nur Mittel zum Zweck.' Nur darum haben auch die dauernd neutralen und kleinen Staaten ein sicheres Recht auf Existenz. ‚Daß der Staat Träger des Rechtes sei, bleibt sonach das entscheidende Merkmal seiner Wesensbestimmung.' Von der berühmten

‚deutschen Machtphilosophie' ist hier also nichts zu merken. Mit demselben weisen Maße wie die Machtstaatslehre wird aber auch die liberale sogenannte Rechtsstaatstheorie zurückgewiesen. Diese Auffassung riß die ‚Schranken nieder, welche eine ältere Zeit im Gedanken an die Solidarität des Menschengeschlechtes und die Ehre der Arbeit aufgerichtet hatte.' Plumpe Eingriffe in das religiöse Leben sollten nach ihr dem Staate erlaubt, Schutz des Heiligtums der Familie und der seelischen und leiblichen Entwicklung der Kinder vor gewissenlosem Unternehmertum aber nicht erlaubt sein. Nach einer kurzen und packenden Charakteristik der drei historischen europäischen Hauptgestalten des Staates, des klassischen, mittelalterlichen und modernen, weist Hertling die Vermittlung auf, die zwischen den reinen Rechtsaufgaben des Staates und den Zwecken der Wohlfahrtsförderung und den sogenannten Kulturaufgaben bestehen. Diese Vermittlung, die bestimmte Wohlfahrtsaufgaben in die Aufgaben der Rechtssatzung als natürlich mit eingeschlossen erscheinen lassen, bildet für Hertling der Gedanke des Persönlichkeitsrechtes und der Menschenwürde. ‚Es ist der erste, ursprünglichste der natürlichen Rechtsansprüche, das eigentliche Urrecht des Menschen, nicht etwas, was staatliche Gesetzgebung zu verleihen hätte und auch ganz oder teilweise verweigern könnte.' Nicht also die Förderung einer bloßen Sachzivilisation und Leistungskultur — wie es bei uns vor dem Kriege auf allen Gebieten nur zu häufig erschien — sondern der Schutz dieses ‚Urrechtes' ist die erste Aufgabe des Staates. Denn des Menschen ‚Ziel und seine Vollendung liegen zuletzt im geistigen Bereich, und dieses Ziel ist ein individuelles, ein solches, das einem Jeden für sich vorgezeichnet ist.' Geradezu befreiend wirkt dieser Satz inmitten der übertriebenen Sozialisierungstendenzen, die der Krieg bei uns mit sich brachte, und dem einseitigen Sachengötzendienst unserer Epoche. Der ihm zugrunde liegende Gedanke, es sei der letzte Kern der Persönlichkeit und ihre Würde nicht Modus irgend eines Allgemeinen, sondern individuelle Substanz und von Hause aus eigenen, nicht vom Staate hergeleiteten Daseinsrechtes, dazu begabt mit eigenem Werdensziele, insoferne auch vorstaatlich und überstaatlich, wenn auch frei ihr irdischer Teil dem Staate, als Organ seiner Totalität, zu eigen gebend, entspricht — wie Hertling hervorhebt — allein auch der christlichen Religion. Es entspricht allein dem Theismus und Kreatianismus, wogegen aller Pantheismus und jede Herabsetzung der Persönlichkeit zum bloßen Modus und zur Funktion eines Anderen auf dem Boden der Gesellschaftswissenschaft stets in falschen Sozialismus hineinführt. Aus dem Urrechte der Persönlichkeit leitet nun Hertling in meisterhafter Gedankenschärfe jene ‚Mehrheit von Persönlichkeitsrechten' ab, die sich durch Scheidung der in der Persönlichkeit eingeschlossenen Teilmomente ergeben. Zuerst das Recht auf Leib, Leben und physische Existenz samt dem damit schon gegebenen Rechte der Selbstverteidigung. Ganz vortrefflich hebt er hervor, daß es ein Recht auf Dasein (im Unterschiede zum bloßen Faktum des Daseins) nur ‚auf dem hier eingenommenen Standpunkt gibt', d. h. ‚wenn jeder, ob stark oder schwach, seine eigene Bestimmung und den ihm vorgezeichneten Zweck hat, wenn ihm durch den göttlichen Schöp-

fungsratschluß eine Stelle in der Welt angewiesen ist, die er auszufüllen hat, so daß jeder, der ihn daran hindert, sich gegen die göttliche Weltordnung versündigt.' Dem Rechte auf physisches Dasein folgt der Anspruch auf Integrität und Gesundheit des Leibes, an dem bereits die über den liberalen Rechtsstaat hinausgehenden Forderungen einsetzen, in denen sich ein Teil der modernen Sozialgesetzgebung begründet. Neben die Rechte auf Schutz und Abwehr treten sodann die Rechtsansprüche auf positive Leistungen, welche Familie, Sippe, Stamm, Gemeinde, schließlich der Staat als Minimum der Existenzbedingungen zu befriedigen haben. So erhält die öffentliche Armenpflege ihren tieferen Grund, desgleichen das ‚Recht der Arbeit', d. h. das Recht, sich die Fertigkeiten zu geordneter Arbeit anzueignen resp. in ihr nicht gehindert zu werden und das ‚Recht auf Arbeit', dessen verschiedenartigen Sinn im Mittelalter und heute und dessen Grenzen gegen den Sozialismus hin Hertling feinsinnig erörtert. Sind diese Freiheitsrechte in der Abhängigkeit der geistigen Persönlichkeit vom Leibe verankert, so treten eine Reihe neuer Personrechte hinzu, wenn die geistige Person in ihrer Eigensphäre ins Auge gefaßt wird. Die Reihe wird eröffnet durch das Recht der religiösen Freiheit. Sie besteht zum einen Teile im Ausschluß jeglichen Zwanges in der Bildung und Bewahrung religiöser Überzeugung, zum anderen im Rechte, die dieser Überzeugung entsprechenden Handlungen (Kultus usw.) vorzunehmen. Ihr Maß in letzterem Sinne richtet sich nach der Innigkeit der Verwobenheit der moralischen Grundlagen der Gemeinschaft mit den religiösen und kirchlichen Bildungen. Im modernen Staate, wo diese Bande so stark gelockert sind, kann ein Eingreifen des Staates gegen Häresie nicht mehr zulässig sein. In diesem Zusammenhang spricht Hertling das schöne und für die Zukunft besonders bedeutsame Wort, daß ‚Freiheit die einzige Waffe sei, durch welche die moderne Welt für die Religion wieder gewonnen werden kann.' In einer Zeitlage, wo eine in den verschiedenen Ländern Europas verschiedengeartete Bewegung der Trennung von Staat und Kirche eine geradezu universale historische Tendenz genannt werden muß — eine Tendenz, der man richtig und falsch, klug und unklug begegnen kann, die man aber keineswegs aufheben kann — ist dieser Satz von doppelter Bedeutung. Unantastbarkeit der Person, Hausrecht, Berufswahlfreiheit, Vereinigungs- und Koalitionsrecht und ihre Rechtsfolgen sind die weiteren Glieder dieser Reihe von Freiheitsrechten. Ich übergehe die schönen, von großen Gesichtspunkten und praktischer Weisheit erfüllten Abschnitte, in denen Hertling Familie und Ehe, das Verhältnis der Familienrechte auf Erziehung und Unterricht der Kinder zum staatlichen Schulzwang, die Grundlagen und Grenzen des Eigentumsrechtes, den Verkehr, den Darlehnsvertrag und den Arbeitsvertrag behandelt, und werfe noch einen kurzen Blick auf die Verfassungsprobleme und die Stellungnahme zum Sozialismus, die Gegenstand der zwei letzten Kapitel bilden. Der Abschnitt über Monarchie und Demokratie darf zur Zeit besonderen Interesses gewiß sein. Als ‚ganz falsch' bezeichnet Hertling jene (engkonservative und engradikale) Auffassung, die mit der Demokratie an sich schon

eine Loslösung von jeder religiösen Weltansicht verbunden sieht und zugleich die Leugnung jeder höheren, den Willen der einzelnen bindenden Macht — die z. B. ‚Gott, König und Vaterland' in eine grundfalsche Verkoppelung bringt. Wie recht Hertling mit diesem Satze hat, zeigt jetzt im größten Stile die russische Revolution, wo man das Gegenteil am ersten hätte erwarten müssen. Der Fall des Czarismus zog eine Entkirchlichung so wenig nach sich, daß vielmehr die Revolution selbst stark von religiös kirchlichen Mächten und Personen getragen war und ist; nur eine weitgehende Trennung der Kirche vom Staate war die Folge, eine Folge, — die vermutlich sogar eine stärkere Vereinigung aller orthodoxen Kirchen und Sekten bewirken wird und damit eine Stärkung der orthodoxen Kirche. Da das große Problem ‚Kirche und Demokratie', das durch die französische Revolution zuerst in eine neue Phase trat, sich anschickt, sich aufs neue — und in weit gewaltigerer Form — auch vor uns hinzustellen, vermag Hertlings Satz einen Ausgangspunkt für seine innere Bewältigung zu bieten. Dies aber vor allem in dem Sinne, daß man aufhört, auf diesem Boden mit zu allgemeinen ‚Prinzipien' zu operieren (z. B. dem Prinzip, alle noch befestigten Autoritäten müßten sich gegenseitig stützen) —, und daß man die Fragen für jedes Land und Volkstum spezialisiert. Das moderne Königtum will Hertling ‚nüchtern' aufgefaßt haben. Es ist nicht — wie das absolute Königtum des 16. und 17. Jahrhunderts dachte — das ‚zeitlich-menschliche Abbild des göttlichen Regiments', sondern eine, im öffentlichen Interesse ausgeübte Funktion'. Der König ist ‚das Haupt des staatlichen Organismus und darum nicht über, sondern in demselben stehend, wenn auch das oberste Organ, von welchem das Leben des Ganzen ausgeht'. In der streng objektiven Abwägung der ‚Vorteile und Nachteile' beider Staatsformen gibt Hertling jeder Form das Ihrige, hebt aber mit Recht scharf hervor: ‚Der widerspruchsvolle Versuch, die Monarchie mit dem Prinzip der Volkssouveränität zu versöhnen, führt nicht über eine leere Fiktion, eine äußerliche Verbrämung hinaus.' Dem gesteigerten Selbstgefühl und der starken Selbsttätigkeit der Bürger in der Demokratie entsprechen als deren Kehrseiten die geringe Beamtenautorität, die Gefahren der Plutokratie, der Korruption, der Demagogenherrschaft, des die Individualität unterdrückenden Konventionalismus, der Mangel an Stetigkeit in der Politik. Das Problem des Parlamentarismus läßt Hertling leider beiseite. Was die Volksvertretung betrifft, so läßt er durchblicken, daß ein der ‚realen Gliederung' des Volks angemessenes System ständischer Wahlen wohl ein idealer Richtpunkt der Politik ist, daß aber ein solches System praktisch so lange ‚unmöglich' ist, als nicht eine den Verhältnissen der Gegenwart entsprechende ständische Gliederung des Volksganzen vorhanden ist. Im letzten Kapitel, das die Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft behandelt, unterwirft Hertling vor allem die sozialistischen Baupläne derselben einschneidenden Kritik, die er an dem Laisser-aller-System eingangs des Buches geübt hatte. Das Privateigentum überhaupt als ‚prinzipielle Einrichtung' sieht er, wie ein früherer Abschnitt lehrt, nicht als bloß ‚historische Kategorie'

an, sondern als eine Folge des Naturrechts der Persönlichkeit. ‚Im Lichte der theistisch-teleologischen Weltauffassung bestimmt sich dies dahin, daß Gott das Menschengeschlecht in den Besitz der Erdengüter eingewiesen hat, so daß daraus für einen Jeden die Befugnis stammt, alles das seinem Willen zu unterwerfen, was in die Herrschaft desselben eingehen kann und noch nicht einem anderen Willen unterworfen ist.' Die sogenannte Arbeitstheorie des Eigentums (seit John Locke), die unbearbeiteten Boden und Rohmaterialien eo ipso aus der Sphäre des Eigentums ausschließen muß, widerspricht dieser Auffassung. Sie wird von Hertling samt jener Geschichtsphilosophie, die das Eigentum im Kommunismus beginnen und nach Durchlaufung der Stufe des Privateigentums zu ihm zurückkehren läßt, mit treffenden Gründen zurückgewiesen. Hat man keinen falschen, schroff dualistischen, Seele und Leib zu zwei völlig getrennten Substanzen auseinanderfallen lassenden Begriff der menschlichen Natur, so ist es unsinnig, zu glauben, es könnten die geistigen Persönlichkeitsrechte bei Leugnung einer im Naturrecht gegründeten Privateigentumssphäre ernstlich aufrecht erhalten werden. Wie eng immer Staat und Gesellschaft ineinanderwirken mögen, so ist doch die ‚Gesellschaft' als Inbegriff aller unterstaatlichen Lebenskreise eine selbständige Daseins- und Lebenssphäre des Menschen, eine Sphäre zugleich, die über die Grenzen des Staates hinausragen kann. Diese z. B. von Treitschke (s. ‚Staat und Gesellschaft'), aber auch von der liberalen und sozialistischen Soziologie geleugnete Scheidung von Staat und Gesellschaft muß erhalten bleiben. Der Liberalismus will den Staat in die Gesellschaft, der Staatssozialismus die Gesellschaft im Staate verschwinden und fast aufgehen lassen. Beides ist prinzipiell irrig und schief, wie immer die besondere historische Lage der einen oder anderen Tendenz aus Zweckmäßigkeitsgründen günstig sei. Hertling ist sogar gegenüber weitgehenden staatssozialistischen Programmen im einzelnen durchaus nicht spröde. So hebt er hervor, daß ‚die Übernahme der Bergwerke, insbesondere der Kohlenbergwerke, durch den Staat' sich für eine kommende Zeit wahrscheinlich als notwendig erweise. Aber er scheidet mit Recht Zweckmäßigkeitsgesichtspunkte von umstürzenden Rechts- und Eigentumsverfassungsänderungen, die sich, sei es im Namen einer willkürlichen Geschichtskonstruktion, sei es im Namen eines mißverstandenen sittlichen Prinzips, so häufig einstellen. Diese Scheidung ist bei den schon jetzt sichtbaren Übergriffstendenzen staatssozialistischer Organisationswut auch für die Gegenwart von großer Wichtigkeit. —

So können wir von dem reichen Büchlein nicht Abschied nehmen, ohne den Wunsch auszusprechen, es möge der Geist desselben gleich einem unsichtbaren getreuen Eckhart die Lösung der schweren Aufgaben mit begleiten und mit leiten, die unser harren; es möge, was nicht für diese stürmische Zeit geschrieben ist, ihr eben vermöge seiner Ruhe, Weite — und scheinbaren Ferne — dienen, und es möge dem ehrwürdigen Verfasser vergönnt sein, selbst noch auf lange Zeit kräftig die Hände zu regen am Aufbau des neuen Deutschland.

Vom Endziel des Friedens

Von Robert Saitschick

Ich bitte nicht, daß Du sie wegnehmest aus der Welt, sondern daß Du sie bewahrest vor dem Bösen.
(Joh. 17, 15.)

1.

Der Zweck des Krieges kann nur der Friede sein, nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes: der Friede muß tiefer erfaßt werden, wenn er ein Zweck sein soll; denn ist er nur die Möglichkeit des gewöhnlichen Genießens, des Anhäufens von Lustgefühlen, so führt er ja zur Selbstzersetzung, zur Würdelosigkeit und hat nicht weniger schlimme Folgen, in mancher Hinsicht sogar noch schlimmere, als der Krieg.

Stets müssen wir die Vorstellung der sittlichen Wahrheit fest im Auge behalten, um über die Wirkungen von Krieg und Frieden richtig zu urteilen; denn steht unsere Vernunft im Dienste unserer Triebe, so haben wir gar keinen Leitfaden durch den Wirrwarr des Lebens. Die Vernunft ist doch nicht ein einfacher Spiegel, der die Dinge photographisch wiedergibt, nichts Passives, sondern ein schöpferisches Eingreifen in die Natur. Sie darf nicht nur feststellen, daß es einen Kampf ums Dasein gibt, sondern sie muß uns auch auf höhere Ziele hinweisen, eine Richtschnur geben. Erhebt sie sich auf dem Boden des Vergänglichen, dann verquickt sie sich mit dem Veränderlichen und kann nichts Unbedingtes mehr aufstellen: sie verliert dann die Möglichkeit, irgendetwas mit voller Bestimmtheit auszusagen. Will sie sich ihres schöpferischen Rechtes nicht begeben, dann muß sie uns etwas Stetiges zeigen, auf Höhen führen. Deshalb sprechen selbst die reinen Naturalisten nicht nur vom Kampfe ums Dasein, sondern auch von der Idee der Entwicklung, von Auslese, und sehen im Kriege ein Erziehungsmittel für das Menschengeschlecht.

Unsere Vernunft kann gar nicht dazu gelangen, den Krieg als die höchste und letzte Tatsache des Lebens aufzufassen, d. h. den Krieg ohne Rechtfertigung hinzunehmen. Wenn wir uns auch mit der Notwendigkeit des Krieges abfinden, so müssen wir doch dabei zwischen gerechten und ungerechten Kriegen unterscheiden: dies können wir aber gar nicht, solange wir auf dem Standpunkt des Relativen und Veränderlichen bleiben. Denn der Krieg hängt mit dem Naturhaften weit enger zusammen als mit unserer Vernunft, die sich ja über das Triebhafte erhebt und daher, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, auf Frieden und Einigung der Völker hinstreben muß. Gewiß ist der Friede nicht für jeden: viele würden ihn auch gar nicht ertragen. Nur einsichtsvolle Menschen haben ein Recht auf ihn, nicht auch Triebmenschen. Und doch müssen auch die Einsichtsvollen, selbst wenn sie die Notwendigkeit eines ausbrechenden Krieges nicht anerkennen, sich den anderen anschließen, aus deren Schoße der Krieg hervorgebrochen ist.

2.

Der Krieg entfaltet gewisse Tugenden. Der Mensch, der in Friedenszeiten in seiner Berufsarbeit dahinlebt und meistens auch gar nicht weiß, was Mut und Tapferkeit ist, fängt beim Ausbruche des Krieges an, einen ganz neuen Menschen in sich zu spüren: er ist bereit, Opfer zu bringen, Entbehrungen auf sich zu nehmen, seine Pflichten in einem gesteigerten Maße zu erfüllen. Bei manchem verraucht zwar diese Opferwilligkeit im Laufe des Krieges, und nachher wird sich bei ihm sogar das Gegenteil davon einstellen, aber jedenfalls wurde auch er eine Zeitlang über sich selbst hinausgehoben, d. h. über alles Mittelmäßige und Philisterhafte: er hat in gewissen Augenblicken erfahren, was Begeisterung ist. Daß solche Tugenden wie Mut und Tapferkeit oder sogar unbeschränkte Opferwilligkeit, wenn auch nur für kurze Zeit, aufflammen können, das ist gewiß nichts Geringes an den Wirkungen des Krieges. Sagt man einem Menschen, solange das Schicksal nicht über ihn hereingebrochen ist, das Ziel seines Lebens könne nicht Gelderwerb, Genuß und Üppigkeit, sondern Opferwilligkeit sein, so begreift er es nicht. Erst wenn die Not an den Mann kommt, erhebt er sich über sich selbst und sieht, daß sogar sein eigenes Leben nicht sein Ziel sein kann, sondern daß es etwas noch Höheres und Größeres gibt, dem er sein begrenztes Ich zum Opfer bringen muß. Die Liebe zum Vaterland spricht dann laut und deutlich aus ihm. Daß es aber eine Liebe zu etwas noch Höherem geben kann, das leuchtet nur wenigen ein, wie ja auch manchem, der früher dem Genuß und dem Gelderwerb nachging, der Sinn des Opfers für ein Höheres als sein eigenes Selbst und seine eigene Familie nicht einleuchten wollte.

Im Kriege kommt heutzutage das ganze Volk zur Geltung. Das Volk, das sonst im Dunkel dahinlebt und hauptsächlich nur Arbeit und etwas Genuß kennt, wird durch den Krieg persönlicher: viele einzelne treten aus der dunkeln Masse hervor und betätigen oft Tapferkeit, Mut und Todesverachtung im höchsten Grad. Diese Tugenden können freilich nicht sich selbst genügen, sondern sie müssen im Dienste eines höheren Geistes stehen, ein höheres Ziel haben. Können wir uns doch einen Menschen vorstellen, der sehr tapfer und doch sehr oberflächlich wäre. Der Schweizer Schriftsteller Jeremias Gotthelf schildert in seinen Erzählungen manchen Bauer, der eine wirkliche Lust am Raufen hat, und dem es gar nichts macht, mit blutigen Wunden von seiner Rauferei nach Hause zu kommen. Es ist eine gewisse Tapferkeit dabei, die aber nicht überschätzt werden darf. Wenn jemand, der einen Überschuß an physischer Kraft hat, bereit ist, Gefahren auf sich zu nehmen, so ist es an und für sich noch keine Tugend. Im Gegensatz zur Schlaffheit grenzt zwar jede Kraftäußerung an Tugend, aber sie verlangt doch, um wirklich Tugend zu heißen, nach einem höheren Ziele. Todesverachtung ist im Gegensatz zu einem kleinlichen Hangen am Leben zweifellos eine Tugend, und doch kann sie noch einen ganz anderen Grund haben: gibt es doch Menschen, die so wenig das Leben einschätzen, daß sie es ohne weiteres zu verlieren bereit sind; alle, die sich für Geld

anwerben ließen, um sozusagen berufsmäßig ihr Blut zu vergießen, die Söldner in der Renaissance und die Landsknechte können doch nicht um ihrer Todesverachtung willen tugendhaft genannt werden; es ist nichts Tugendhaftes, aus der Todesverachtung einen Erwerb zu machen. Die Achtung vor unserem eigenen Leben wie auch vor dem unserer Mitmenschen gehört zur innern Bildung, d. h. wir müssen dem Leben einen Wert zuschreiben. Stumpfsinnige Menschen haben gewöhnlich keine Furcht vor dem Tode, aber sie haben auch nichts zu verlieren. Schwer ist es, auf das Verzicht zu leisten, worauf ein hoher Preis gesetzt ist. Nur das gewöhnliche Leben, wie es die meisten führen, ist nicht das höchste Gut.

Tapferkeit kann physischer und moralischer Art sein. Im Kriege entfaltet sich die eine wie die andere, aber doch wohl die physische in einem höheren Grade. Beobachter des Krieges (Tolstoi, Wjereschtschágin usw.) schildern den Zustand des am Kriege Teilnehmenden so, daß das entwickelte Seelenleben ziemlich zum Schweigen gebracht oder sogar ganz abgestumpft wird: der einzelne ist nur ein ganz unbedeutendes Teilchen einer Masse, die wie eine überwältigende Maschine wirkt. Zweifelsohne kommt dabei auch der moralische Mut oft zum Vorschein, aber der Krieg kann doch nicht als der eigentliche oder gar einzige Quell sittlichen Mutes gelten. Wieviel sittlicher Mut, wovon der äußerliche Mensch sich keine genaue Vorstellung machen kann, wird auch sonst ganz still betätigt: im Verborgenen leben einfache Frauen, die wahre Heldinnen sind; jeder selbständige Mensch hat genug Gelegenheit, Mut zu bezeigen, wenn er sich furchtlos zu einer Überzeugung bekennt, die nicht die herrschende ist, und unbeugsam und ohne Kompromisse seinen eigenen Weg geht. Das Höchste, was der Krieg also fordert und fördert, ist die Opferwilligkeit: er steigert für eine gewisse Zeit die besseren Willenskräfte des Menschen.

Neben den Tugenden gehen im Kriege aber auch die tiefen Schatten einher: selbst seine Verherrlicher können nicht darüber hinwegsehen, daß Verrohung, Unzucht, Mißachtung des Weibes und überhaupt des Mitmenschen seine notwendigen Begleiterscheinungen sind. In vielen waren ja die rohen Instinkte auch früher vorhanden, aber sie schlummerten und konnten sich nicht so deutlich zeigen. Wendet sich der Krieg doch nicht an die Feinheit, sondern an die robustere Seite der menschlichen Natur. Nicht nur die Grausamkeit, sondern auch eine gesteigerte Gehässigkeit muß zu den demoralisierenden Wirkungen selbst der neueren Kriege gezählt werden. Clausewitz meinte zwar: ‚Die feindseligen Gefühle werden sich mit der Zeit vermindern und werden Platz machen feindseligen Absichten'. Kann man aber wirklich die Vernunft vom Gefühl trennen? Niemals werden die Menschen so Krieg führen, wie man Schach spielt, d. h. nur mit der Vernunft, daher werden die feindseligen Gefühle bestehen bleiben und vielleicht sogar, bei der größeren Nervosität der neueren Zeit, erregter und heftiger werden. Die Menschen waren früher grausamer, aber nicht so erregt. Bei manchem freilich erwacht die Grausamkeit im Kriege immer noch ebenso ungebrochen

wie bei dem vorchristlichen Menschen, wenn sie auch eine etwas andere Gestalt annimmt. Eine gewisse Grausamkeit kommt nicht nur im Nahkampf zum Vorschein, sondern selbst im Fernkampf, bei der Erfindung von erstickenden Stoffen und mörderischen Maschinen: der Verstand in seiner Objektivität kann ja bisweilen sogar noch grausamer werden als der ungebrochene Trieb; das Unpersönliche kann noch grausamer wirken und sich auch auf weite Massen ausdehnen. In der Zeit seiner Blüte führte ja Rom nicht mehr als vierhunderttausend Krieger ins Feld, bei einer Bevölkerung von zweihundert Millionen. In der Schlacht bei Hastings (1066) soll die Armee Harolds nur siebentausend Krieger gezählt haben. Bei Azincourt (1415) bestand das ganze französische Heer aus fünfzigtausend Mann. Gustav Adolfs Armee zählte hunderttausend, und die Friedrichs des Großen etwa das Doppelte, Napoleons ‚grande Armée' etwas mehr als eine halbe Million — eine Lappalie im Vergleich zu den Armeen der neuesten Zeit.

Der Vernichtungskampf in früheren Zeiten berührte freilich die Menschen weit unmittelbarer; man denke an die Entführung ganzer Bevölkerungen und an die damit verbundene Versklavung. Es ist gewiß ein gar nicht gering einzuschätzender Fortschritt, daß wir in der Theorie fast immer uns zur Menschlichkeit bekennen und sie auch, soweit es geht, zu betätigen suchen. Wir vereinigen mit der Notwendigkeit der Vernichtung des Feindes eine gewisse Humanität nicht nur in unserem Innern, sondern auch nach außen.*

3.

Der Krieg mag ein Quell wirklichen Glücksgefühls für viele sein: für manche als unmittelbare Entäußerung angeborener Kraft, für manche wieder erst im Zusammenhang mit der Vaterlandsliebe. In der Auffassung des Krieges als eines Quells von Glücksgefühl ist die Vereinigung von Lust und Opferwilligkeit freilich etwas Seltsames: auf der einen Seite das Verlangen nach gesteigertem Glück, als wenn dies unsere Aufgabe und Bestimmung wäre, und auf der anderen Seite die Hingabe des ganzen Lebens.

Der Krieg ist zweifelsohne eine Feuerprobe der Völker. Wie der Einzelne ohne bestandene Lebensprüfung charakterlos und ohne wirklichen Inhalt wäre, so auch ein Volk. Wie sollen denn die Völker ihren Charakter zeigen, wenn nicht im Kampfe miteinander, könnte mancher fragen. Jedenfalls haben wir bisher keine anderen Möglichkeiten ähnlicher

* Die Forderung der Menschlichkeit, die schon in der späteren Antike auftauchte, konnte damals bei der Kriegführung nicht erfüllt werden. Wenn der ältere Plinius den Verlust von etwa einer Million und zweihunderttausend Menschen, die Julius Cäsars Siege erfordert haben sollen, ein Attentat gegen das Menschengeschlecht nennt, so ist dieses Urteil gewiß schon einem ausgeprägten Gefühl der Menschlichkeit entsprungen.

Kraft- und Charakteräußerung bei den Völkern gesehen. Da aber das eine Volk mehr psychische, das andere mehr intelektuelle und organisatorische Kräfte, das dritte mehr ungebrochene Instinkte hat, so ist dieses Messen der Kräfte etwas sehr Unbestimmtes, und wir können niemals im voraus sagen, daß gerade das höher angelegte Volk siegreich aus einem Kriege hervorgehen wird. Da mit der seelischen Anlage keine angreifende Stärke verbunden ist, so müßten wir folgerichtig die physische Kraft über die psychische stellen und zum ungebrochenen, angreifenden Instinkt zurückkehren. Aber wo sollen wir dann Halt machen? Bei Agamemnon, der über das Schicksal der Trojaner dahin verfügt, daß niemand von ihnen dem Verderben entgehen dürfe, sogar das Kind im Leibe der Mutter nicht, sondern alle sollen sie erbarmungslos niedergemacht werden und dahinschwinden ‚unbeerdigt und spurlos'*? Oder vielleicht gar bei den Wilden?

Heutzutage wird der Krieg durch die Kraft der Organisation geführt, die ihrerseits aufs engste mit Geld und Industrialismus zusammenhängt. Schon der Marchese von Pescara im Zeitalter der Renaissance wußte, daß der Krieg ‚Geld, Geld und wieder Geld' fordere. Äußert sich nun gerade im Gelde die so gepriesene Anhäufung der Kraft?

Je organisierter unser Leben wird, desto weniger freien Spielraum findet das Eigenartige und Persönliche, denn wir werden immer einseitiger und durch die zuweit gehende Organisation verkleinert. Der Krieg wäre ein Messen von Völkern, wenn innerhalb dieser Völker die einzelnen Menschen individuell wären; ein Sichmessen von Maschinen aber, was ja in der Zukunft, soweit wir überhaupt voraussehen können, stattfinden muß, wenn es auch einstweilen noch nicht ganz so ist, kann doch nicht als wahre Kraftäußerung gelten. Die Kraft einer Masse muß schon auf ein höheres Ziel gerichtet sein, bevor sie überhaupt den Namen Kraftäußerung verdient.

4.

Von einem höheren Standpunkte aus müssen wir den Krieg als ein Mysterium magnum, als ein großes Geheimnis des Menschengeschlechtes erfassen. Wir müssen die Frage so stellen: hat unser Planet in der ungeheuren Reihe von Sonnensystemen einen Sinn oder nicht? Hat das menschliche Leben keinen Sinn, dann ist der Krieg ziellos und auch der Friede. Der Sinn unseres Daseins ist nicht offenbar. Wir müssen ihn also entdecken. Wie können wir über Krieg und Frieden urteilen, so lange wir nicht wissen, worauf sie sich beide beziehen? Betrachten wir das menschliche Leben nicht von der Höhe, sondern nur von der Mitte aus, dann können wir mit statistischen Daten den Nutzen

---

* Ilias VI, 55—60.

und den Schaden der Kriege abmessen. So heißt es, daß, wenn seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Europa nicht an Kriegen und Kriegsausgaben gelitten hätte, der Reichtum unseres Weltteils doppelt so groß wäre: kosteten doch die Kriege bloß in dem Zeitraum zwischen 1852 und 1878 Europa zwei und eine halbe Million Menschen und mehr als 66 Milliarden, während in den zwei Jahrhunderten der Kreuzzüge die europäische Christenheit nur zwei Millionen Menschen verloren haben soll. Und was sind alle diese Verluste an Menschen und Gütern im Vergleiche zu denen des Weltkrieges? Aber wie ungeheuer sind auch die Summen, die die europäische Menschheit jährlich für Alkohol, für Tabak und für Nichtigkeiten vergeudet: sie sind noch weit größer als die jährlichen Ausgaben für das Heer. Das Geld ist ja dafür da, vergeudet und vernichtet zu werden, wenn auch begreiflicherweise die Nachricht, daß ein Schlachtschiff, das viele Millionen und ungeheure Arbeit verkörpert, in einem Augenblick in den Grund gebohrt sei, uns erschüttert. Gewiß könnte man den angehäuften Reichtum weit wirksamer verwenden: auf Urbarmachung von unbebautem Boden, auf Trockenlegung von Sümpfen, auf Bekämpfung von Seuchen, auf Hebung der sozialen Not, auf Verminderung der Steuerlast. Aber die Staaten und die Völker sind so wie die einzelnen Menschen. Der Einzelne begeht ja auch vieles, gegen das sein besseres Gewissen sich oft sträubt, und doch können wir nur selten ihn davon abhalten. Töricht und klug, gut und schlecht ist mehr oder weniger jeder. Und so ist es auch die Gemeinschaft. Die Staaten seien weder gut noch schlecht, heißt es, aber sind sie denn auch über Klugheit und Torheit erhaben? Ist denn der Staat die reine Verkörperung der Vernunft und des Gewissens? Wenn dem nicht so ist, dann kann auch der Staat nicht über Gut und Schlecht erhaben sein.

Die Erde ist zu eng für den Menschen. Sagen wir ihm: du hast nur ein irdisches Dasein zu führen, so haben wir ihn eingeschränkt. Um uns hier unserer Bestimmung gemäß einzurichten, müssen wir uns zu einer Welt, die nicht von dieser ist, bekennen. Das verstehen viele darum nicht, weil sie die Wirklichkeit nicht bis zu Ende durchdenken. Solange wir uns ganz auf die Erde beschränken, können wir den Frieden niemals erringen, denn in der Niederung und in der Mitte ist entweder fortwährender Kampf ums Dasein, oder ein Versumpfen. Erst wenn der Mensch ein Höheres über sich anerkennt, kann er im Namen dieses Höheren einen Frieden anstreben, den zu fordern er ja sonst gar keine Berechtigung hätte. Erst dann können wir auch den Kriegsverherrlichern entgegentreten, die mit ihren Beweisen, wie notwendig und nützlich die Kriege seien, an jenen Cavalcanti erinnern, von dem Boccaccio erzählt, er habe sich auf alle Weise bemüht, Gründe gegen das Dasein Gottes auszuhecken. Beweisen läßt sich bekanntlich einigermaßen alles. Und so haben auch die Friedensanhänger nicht minder starke Beweise. Jedenfalls kann der Krieg nicht Selbstzweck sein, weshalb ja auch seine

Fürsprecher eine Steigerung des Lebens von ihm erwarten, ohne sich freilich klare Rechenschaft darüber abzulegen, was diese Steigerung sein soll.

Wir sind jetzt dahin gelangt, daß wir nicht jeden Krieg billigen können und einen Eroberungskrieg sogar für ruchlos halten. Nicht nur Bismarck sprach das aus, sondern auch Napoleon im Widerspruch mit seinen eigenen Handlungen. Wir betrachten den Krieg als einen Akt der Notwehr, daneben aber hat sich bei uns das Wort eingebürgert: Willst du den Frieden, so bereite den Krieg vor — si vis pacem, para bellum, wovon wir schwer abzubringen sind. Wenn der Krieg eine unumstößliche Notwendigkeit ist, so müssen wir ja stets bereit sein, Krieg zu führen, wenn auch nur im Falle der Notwehr. Wer soll uns aber in den so unentwirrbar verwickelten Verhältnissen genau zeigen, was Notwehr ist? Das sittliche Gefühl sagt uns zwar, was für den inneren Menschen das Richtige ist, aber das Staatsleben ist zu reich an Gegensätzen, als daß wir auch hier auf die Stimme unseres persönlichen Gewissens zu hören geneigt wären. Im persönlichen Leben haben wir mit dem Urteil über einen Menschen, er sei ehrsüchtig, neidisch oder streberisch, etwas Abfälliges geäußert. Aber sobald Völker miteinander wetteifern, können wir von Ehrsucht und Strebertum nicht mehr so einfach reden, ja wir meinen dann sogar und sprechen es auch offen heraus, daß einem Volke, das reich und stark geworden ist, durchaus erlaubt sein müsse, Absatzgebiete zu erobern. Auch hier die seltsame Gegensätzlichkeit der menschlichen Natur.

Nicht immer brechen Kriege aus wirklich gewichtigen Gründen aus; bisweilen nur aus verletztem Ehrgefühl.* Je nach der Beschaffenheit eines Volkes muß das Gefühl der Revanche stärker oder gedämpfter sein, aber vorhanden ist es bei allen besiegten Völkern. Wir stellen schon die höchsten Forderungen an den einzelnen Menschen, wenn wir von ihm verlangen, er möge alle solche Gefühle überwinden. Es sollte eigentlich als eine unbestreitbare Tatsache gelten, daß ein besiegtes Volk sich irgendwie zu revanchieren suchen wird, wie der einzelne Mensch, der verletzt oder überwältigt wurde. In Hinsicht auf den Einzelnen nehmen wir es als selbstverständlich an; in Rücksicht auf die Völker ertappen wir uns oft auf einem weit strengern Urteil.

5.

Sind Kriege wirklich dazu geeignet, eine Auslese im Kampf ums Dasein herbeizuführen? Die Vorstellung von dieser Auslese, die im Denken

* Hugo Grotius schon klagt darüber (De jure belli ac pacis, Einleitung § 28): aus nichtigen Gründen würden die Waffen ergriffen und dabei werde des göttlichen wie auch des menschlichen Rechtes gespottet, als wenn die Raserei, einem Befehle von oben folgend, vor keinem Verbrechen zurückscheute; er habe in den Ländern der Christen eine Art von Kriegführung beobachtet, die selbst in rohen Völkerschaften ein Schamgefühl hervorgerufen hätte.

mancher Soziologen eine so wichtige Rolle spielt, ist doch so unbestimmt wie nur möglich, denn wir haben gar keine Anhaltspunkte, festzustellen, was sie bedeuten soll. Im Zusammenleben der Völker greifen zu viele verwickelte Kräfte ineinander, so daß keine Wissenschaft sie von allen Seiten erfassen kann. Sagen wir: der Krieg war immer da, so haben wir damit eine unbestreitbare Tatsache ausgesprochen. Wenn wir aber eine Erklärung dafür zu suchen anfangen und uns dabei bloß im Kreise des Naturhaften bewegen, so können wir niemals zu bündigen und einleuchtenden Ergebnissen gelangen. Werden doch Kriege nicht nur zwischen mehr oder weniger gleich großen und starken Völkern geführt, sondern auch zwischen kleineren und größeren.*

Die Entwicklung der neueren Völker geht zweifellos zur Zentralisation, zu einem Zusammenschluß der einzelnen Stämme und überhaupt der kleineren Körperschaften. Aber muß dann die Entwicklung nicht zu einer noch größeren Zentralisation, d. h. zu einer engeren Zusammenfassung der Völker, führen? Wenn der Krieg die Selbstsucht der einzelnen und der Parteien, die Eigennützigkeit unserer Triebe in wirksamer Weise einschränken könnte, dann müßte er freilich als der geeignetste Erzieher der Völker gelten. Aber näher gesehen kann er es auf die Dauer gar nicht: wenn er auch die Selbstsucht für eine zeitlang einschränkt, so kommt doch nur allzubald die frühere Eigennützigkeit wieder zum Vorschein. Auch hier ein seltsamer Widerspruch: wäre der Mensch nicht so selbstsüchtig, hätte er nicht soviel Abneigung und Haß in sich, wäre der blinde Konkurrenzkampf nicht, so wäre ja der Krieg fast unmöglich. Und doch soll der Krieg zur Einschränkung seiner eigenen Ursachen und Beweggründe führen.

In der neueren Zeit ist es die Vorstellung des ganzen Volkes, das nationale Selbstbewußtsein, was an den Kriegen mitwirkt: sie seien die gesteigertsten Äußerungen der zu sich selbst gekommenen Völker, heißt es.** In der Vaterlandsliebe liegt ja sicherlich ein Quell, nicht nur von Kraft, sondern auch von Glück, für viele ist sie heutzutage vielleicht das stärkste und auch höchste Gefühl. Aber in früheren Zeiten, wo das nationale Gefühl noch gar nicht ausgeprägt war, hatten die Menschen doch nicht weniger oder vielleicht sogar mehr Charakterkraft als jetzt. Somit kann der nationale Gedanke nicht das Letzte und Höchste sein, und wenn er als das zu gelten

* Bekanntlich wurde die Kultur gerade von kleineren Völkern oder sogar von einzelnen Städten oft am wirksamsten vertreten: man denke an Städte wie Athen, Florenz, Venedig oder an die Hansastädte.

** Bismarck dagegen meinte (in seiner Reichstagsrede vom 9. Febr. 1876): ‚Die Majorität hat gewöhnlich keine Neigung zum Kriege; der Krieg wird durch Minoritäten oder — in absoluten Staaten — durch Beherrscher oder Kabinette entzündet.‘ Somit würde nur ein Teil der Bevölkerung den Krieg wollen und für notwendig halten, denn das eigentliche Volk ist sowohl den Kriegen als auch den Umwälzungen ziemlich abgeneigt.

anfängt, so muß er früher oder später, da er keinen Aufstieg zu einer Höhe über den Völkern kennt, in sich zusammenbrechen.

Solange die Menschen nicht gehoben und regeneriert sind, werden die mechanisch wirkenden Kräfte, als deren Folge die Kriege erscheinen, immer wieder hervorbrechen. Niemand wird jedoch behaupten, daß man den Menschen auf die mechanischen Kräfte einschränken soll, und daß die Bestimmung der menschlichen Natur darin liege, so zu sein, wie sie einstweilen noch ist, d. h. verworren, naturhaft und, bei allem aufgestapelten Wissen, oft sehr töricht und kurzsichtig. Daß Menschlichkeit und Menschenliebe überflüssig sei, wird auch der leidenschaftlichste Verteidiger der Notwendigkeit der Kriege nicht beweisen können. Menschlichkeit hat aber keine Grenze, denn wir können um eine gute Eigenschaft keine Schranken aufrichten, um nicht in Mittelmäßigkeit zu verfallen. Wenn auch dem Mitleiden allein keine schöpferische Wirkung innewohnt, da diese nur der Liebe und der Tatkraft eigen ist, so ist doch ein Mensch, der nicht mitleiden kann, immer mehr oder weniger stumpfsinnig. Die Hebung der Sittlichkeit und die Vertiefung des Seelenlebens durch die christliche Kultur hat doch schon eine Änderung in der ganzen Auffassung des Krieges herbeigeführt. Wenn Napoleon sagen konnte, daß Politik und Moral beide miteinander übereinstimmen, jede Art von Raub zu verwerfen, und daß Kriegsverträge zu brechen eine Absage an jede Zivilisation, ein Herabsinken auf die Stufe der Wüstenbewohner bedeuten würde, so äußert sich ja in diesen Worten schon eine höhere Auffassung des Lebens und folglich auch des Krieges. Jedem muß es einleuchten, daß ein Krieg nur im Namen eines Höheren und nicht der einfachen Machterweiterung des Staates zuliebe geführt werden muß, und daß wir gegen die drohende Gefahr der Abstumpfung der Völker Gegengewichte erschaffen müssen.

6.

Wenn auch die Wurzel der Kriege im Leben selbst liegt, so bedeutet das noch keineswegs, daß wir die Idee des Weltfriedens von uns weisen müßten. Denn tun wir das, so haben wir etwas überaus Wichtiges in unserem Innenleben vernichtet, ja das Wirklichkeitsgefühl wesentlich eingeschränkt. Die Idee des Weltfriedens hat doch ihre Wurzel ebenfalls in der Wirklichkeit, denn sie ist zugleich mit unserem Bewußtsein aufgekommen, wiewohl erst unter der Wirkung der Lebensauffassung der alttestamentlichen Propheten und des Christentums langsam zur Entfaltung gelangt. Der einzelne Mensch darf das Leben seines Nächsten nicht zerstören — schon auf den niederen Stufen des Menschtums dämmert dieses Bewußtsein. Daß der Einzelne seine Nächsten nicht schädigen soll, das weiß jeder, wiewohl der Stärkere, im natürlichen Sinne gesprochen, nach wie vor den Schwächeren irgendwie zu verdrängen sucht: beruft sich doch mancher dabei auf die Natur selbst, die das Schwache vernichtet und das Starke behält,

obschon es gar nicht richtig ist, daß im Menschenleben ein einfaches Maß für Stärke und Schwäche gefunden werden kann, sobald wir das Gröbste der Natur überwunden haben.

Die Idee des Friedens geht von der Vorstellung der Unverletzbarkeit des Menschenlebens aus. Wenn der einzelne mit seinem Nachbar Frieden halten muß aus Gründen der Vernunft und der Menschlichkeit, so muß ja der Friede zwischen den Gemeinschaften ebenfalls nur vernünftig und menschlich, d. h. eine höhere Notwendigkeit heißen. Da kommt aber die Wirklichkeit mit ihren unerbittlichen Widersprüchen und weist uns darauf hin, daß sogar der Friede zwischen den einzelnen noch immer ein frommer Wunsch bleibt, daß die Streitsucht zwar zurückgedämmt wurde, daß aber im Menschen selbst nach wie vor Unruhe, Machtgelüste und Zanksucht herrscht. Der Mensch trägt ja noch sehr viel Chaotisches in sich, daneben auch die überschauende, ordnende und gebietende Vernunft. Gemeinschaften streiten bekanntlich weit hartnäckiger miteinander als die einzelnen Menschen, weil eine Gemeinschaft meistens von einer idealen Hülle umgeben ist, hinter der sich vieles verbergen kann, was im Streite zwischen den einzelnen nur zu deutlich mit abstoßender Häßlichkeit hervortritt. Wenn nun der Staat wirklich der Gipfel, der höchste Ausdruck menschlichen Zusammenlebens ist, so haben wir gar keine Möglichkeit, den Streit zwischen den Staaten so beizulegen, daß nicht immer wieder unvorhergesehene Anlässe zu neuen Streitigkeiten aufkämen. Als letzte und höchste Instanz gibt ja der Staat uns seine Vorschriften, die wir genau zu befolgen haben, weil der Ungehorsam gegen den Staat ein Widerspruch mit dem Ganzen wäre, ein Austritt aus der Gemeinschaft. Je fester diese gefügt ist, desto weniger denkbar wird auch nur der leiseste Versuch eines solchen Ungehorsams.

Da aber der Staat selber nicht nur auf Kampf, sondern auch auf Ordnung, d. h. auf Frieden beruht, so trägt er die Zweiheit in sich, wie jede andere Vereinigung und jeder einzelne. Und weil er eben nicht einheitlich ist, d. h. nicht unfehlbar, nicht die höchste Höhe, sondern noch ein Höheres über sich erfordert, so dürfen wir an ihn rein menschlich herantreten und ihm sogar sagen: so bist du entstanden; meine Vernunft und mein Gewissen stellen an mich Forderungen, die auch du von dir nicht weisen kannst. Aus dem Bewußtsein, daß es eine Höhe über dem Staate geben muß, durch die ganze Wirklichkeit und unsere Vernunft und unser Gewissen geboten, geht die Idee des Weltfriedens hervor. Gewiß dürfen wir uns gegen die verschiedenen Äußerungen dieser Idee kritisch verhalten, aber doch nur von einem Gipfel aus, der alle menschlichen Gedanken überragt, d. h. erst von der Höhe des Göttlichen aus werden wir gewahr, daß die Vorstellung des sogenannten ‚ewigen Friedens' noch zu wenig stark ist, um ein Gegengewicht gegen die Verworrenheiten der menschlichen Triebe zu bieten.

Es ist durchaus begreiflich, daß das ausgeprägte Wirklichkeitsgefühl

allen blassen Gedanken und Schwärmereien abgeneigt sein muß, weshalb auch der Wirklichkeitsmensch das Wort ‚Ideal' oft in einem wegwerfenden Sinne gebraucht. Aber einer Höhe strebt ja jeder entwickelte Mensch zu, denn wir können mit den Widersprüchen und Schranken unseres Lebens uns nicht zufrieden geben. Gerade der Wirklichkeitsmensch müßte in seiner Lebensbetrachtung zum höchsten Gipfel gelangen, wenn er die volle Wirklichkeit in seinem Gesichtskreis behielte. Gebildete und auch denkende Philister bleiben mit ihren guten und höchsten Gedanken gerade deshalb beim Staate stehen, weil sie die volle Wirklichkeit gar nicht erfaßt haben und über den Staatsgedanken hinaus nichts wahrnehmen können. Da der Staat für sie als ihr Letztes und Höchstes gar nicht zwiespältig sein kann, so müßten sie folgerichtigerweise in ihm ihre Gottheit sehen.

Wer das Leben von allen Seiten überschaut, kann über die Vorstellung eines fortwährenden Kampfes zwischen Licht und Dunkel, Höhe und Niederung, Gut und Schlecht gar nicht hinweg. Das Licht muß über das Dunkel, das Gute über das Schlechte siegen, weil sonst geistiges und göttliches Leben unmöglich wäre. Wenn wir Krieg führen, so glauben wir doch, eine gerechte Sache zu vertreten, als Vertreter des Lichtes und des Guten gegen das Dunkel und die Schlechtigkeit zu kämpfen. Der Kampf gegen das Gemeine, gegen das Niedere und Verworrene, gegen das Doppelzüngige und Heuchlerische darf allein ein gerechter Kampf heißen, so daß kein Mensch uns überzeugen kann, er sei sinnlos: der Kampf für das Licht und das Gute ist ja der Inhalt gesteigerten Daseins. Da aber das menschliche Leben ein verwickeltes Ineinander ist, so stoßen wir überall auf Zwischenstufen, gemäß den vielen gemischten Naturen, die sich noch nicht klar darüber werden konnten, ob sie auf die Seite des Lichtes und des Guten, oder auf die andere Seite treten sollen: geht doch der Gedanke der Tat voran, weshalb wir auch nicht selten Menschen antreffen, die mit ihren Gedanken etwas verteidigen, was sie in ihrem Leben gar nicht betätigen wollen und können. Daher sagte auch Jesus, daß man die Menschen an ihren Früchten, d. h. nicht bloß an ihren Gedanken, erkennen solle. Überall sehen wir um uns und in uns sehr viel Chaotisches und auch ein Licht, das in die Finsternis dringt, ohne daß diese begreift, was in sie gedrungen ist. Mit der Vorstellung der Leuchtkraft verbindet die Menschheit das Lebendige, Heldenhafte und Sieghafte. Nur wenn der Sieg des Lichtes über das Dunkel möglich wäre, würden die Völker sich eines dauernden Friedens erfreuen. Der ‚ewige Friede' ist nur so lange eine Schwärmerei, als wir abstrakt und schwärmerisch uns zu ihm verhalten. Richtig jedoch erfaßt, aus der vollen Wirklichkeit heraus, bleibt die Friedensidee der Ausdruck unseres höchsten Strebens. Mit einem blassen Idealismus hat sie nichts gemein, denn die wahre Kraft jenes Lichtes, von dem die frohe Botschaft spricht, ist weit wirklicher, als was gewöhnlich unter Wirklichkeit verstanden wird: sie greift am tiefsten in das menschliche Leben ein und gestaltet es langsam um, erneuert und erhebt es.

7.

Wenn auch dem Krieg eine gewisse schöpferische Wirkung nicht abgesprochen werden kann, so ist er doch zugleich und vielleicht noch in höherem Grade der Ausdruck vernichtender Kräfte, und so vernünftig ist der naturhafte Mensch nicht, daß er sich im rechten Augenblick Grenzen setzen könnte. Es ist ein Aberglaube, der in vielen Köpfen spukt, daß die Natur allein, ohne unser Hinzutun, schon das Beste hervorbringen werde. Die Natur frägt uns nicht, ob und wann ein Erdbeben stattfinden solle, ebensowenig ob Völker zugrunde gehen sollen. Unsere Vernunft und unser Gewissen aber sagen uns, was gut und was schlecht ist, und fordern von uns, daß wir eine Schutzwehr gegen die draußen und in uns selbst wühlenden Naturkräfte errichten. Dessen waren sich die Weisesten unter den Menschen von jeher bewußt. So suchte der Bund der Amphiktyonen in Griechenland den Streit der aufeinander eifersüchtigen Stämme und Städte einzudämmen, als wenn sie schon geahnt hätten, daß in diesen Kämpfen eine ganze Kultur zugrunde gehen würde. So taucht auch nach der Völkerwanderung, wo Stämme und Rassen in hartnäckigster Weise miteinander gekämpft hatten, ‚der Gottesfriede‘ auf. Wie weit die christliche Menschheit von einem dauernden Frieden noch entfernt war, bekundeten freilich die blutigen Streitigkeiten und unablässigen Kämpfe des früheren und späteren Mittelalters. Und doch wirkte der ‚Gottesfriede‘ — daß vier Wochentage gefriedet waren — überaus fruchtbar auf die ganze mittelalterliche Kultur ein: im Namen eines Höheren wurde dadurch ein Damm gegen die maßlosen Leidenschaften und Verworrenheiten der menschlichen Natur errichtet. Mag auch die Begegnung des Kaisers Heinrich II., des letzten aus dem sächsischen Hause, mit dem französischen König Robert I. im Sommer 1020, bei der die Schaffung eines Völkerbundes und die Einberufung eines dazu bestimmten Konzils in Pavia beraten wurde, ohne weitere Wirkung geblieben sein, so zeugte doch schon die Tatsache dieser Zusammenkunft, gerade weil realpolitische Absichten ihr eigentlicher Grund waren, daß der Friedensgedanke schon damals nicht mehr als reine Schwärmerei galt. Und so konnte der Kaiser Heinrich III., der Salier, in dem sich tiefste Frömmigkeit mit ausgeprägtem praktischen Sinne vereinigte, im Jahre 1043 auf der Konstanzer Synode den Gedanken des Weltfriedens mit voller Überzeugung verkünden. Nach dem Falle von Konstantinopel im Jahre 1453 nahmen die Päpste der Renaissance von Nikolaus V. bis zu Sixtus V. den Gedanken des Weltfriedens immer wieder auf: Mit seinem ‚Bunde der europäischen Staaten‘ suchte Sixtus V. im Sinne der ‚Brüderschaft des glückseligen Friedens‘ des Papstes Paul II. und der Bulle an die Könige und Fürsten der Christenheit über den allgemeinen Frieden unter den christlichen Völkern (30. Sept. 1453) des humanistischen Papstes Nikolaus V. zu wirken. Auch der böhmische König Georg von Podiebrad glaubte an die Herstellung eines dauerhaften Friedens in Europa mit Hilfe eines Staatenbundes, an dessen

Spitze ein Völkerrat stehen sollte.* Wiewohl die Idee des Weltfriedens zu den frömmsten Wünschen der Kulturmenschheit gehört, so darf doch ihre Wirkung nicht zu gering eingeschätzt werden. Wenn wir ihr vollständig abgesagt haben, — wie können wir dann einen Ausweg aus den sinnlosen Widersprüchen der Wirklichkeit finden? Ein Bund der europäischen Staaten — niemand kann mit Sicherheit behaupten, daß wir nicht doch noch, vielleicht auf Umwegen, durch tiefe Not hindurch, dazu gelangen werden. Wenn der europäischen Kultur die Gefahr eines Zusammenbruches drohen sollte, dann würde es in vielen Köpfen aufdämmern, daß ein Zusammenschluß der Kulturvölker ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung sei.

Als nach den Kämpfen Napoleons die heilige Allianz Europa auszugestalten suchte, drang in die Auffassung, die sich damals bei den Staatsmännern und Schriftstellern kundgab, die Wirkung des Friedensgedankens unwillkürlich ein. Daß wir die Freiheit der Meere fordern, Flüsse und Kanäle neutralisieren und überhaupt zugeben, daß gewisse Länder neutral sein dürfen und können — das alles kommt von der Einwirkung jenes Gedankens. Jedenfalls könnte die Idee des Friedens, sobald sie im Bewußtsein der Menschen tiefere Wurzel geschlagen haben wird, nicht nur die Anlässe zu Kriegen vermindern, sondern auch unser Nachdenken über die Kunst der Völkerbehandlung schärfen. Schon dämmert in vielen das Bewußtsein, daß jede Volkseigenart unantastbar sei, daß die niederen Völker von den höheren erzogen und nicht ausgebeutet werden sollen, daß die Eigenheiten selbst wilder Stämme, so lange sie nicht gefährlich sind — und solche Fälle sind sehr selten —, durchaus geachtet werden müssen, daß ihre Gebräuche, ihre Lieder nicht dafür da seien, damit sie von Gelehrten erforscht werden, sondern um sich auszuwachsen. Wenn wir die anderen Völker in ihren Eigentümlichkeiten nicht achten oder sogar zu verdrängen suchen, so geben wir ihnen die berechtigte Veranlassung, uns zu hassen. Dann müssen wir folgerichtiger Weise den Kampf Aller gegen Alle zum Lebensprinzip erheben. Napoleon sagte einmal zu Fontanes: ‚Wissen Sie, was ich am meisten in der Welt bewundere? Die Unfähigkeit der Gewalt, irgend etwas wirklich zu organisieren. Auf die Dauer ist der Säbel doch dazu verurteilt, dem Geiste zu weichen.‘ Es ist auch gar nicht möglich, mit Gewalt das zu erreichen, was nur Achtung und Schonung fremder Eigenart herbeiführen kann. Schon jetzt berufen wir uns bei der Überschreitung der Gebote der Menschlichkeit selbst während des Krieges auf höhere Grundsätze. Auch gehen wir mit den Gefangenen unvergleichlich menschlicher um als in früheren Zeiten: wir lassen sie nicht mehr an den Füßen aufhängen, foltern und blenden sie nicht.** Wir sträuben uns gegen die

* Daß auch der französische König Heinrich IV. wirklich den Gedanken der vereinigten Staaten von Europa hegte, den sein berühmter Minister Sully in seinem Memoirenwerke ihm zuschreibt und des näheren ausführt, hat die neuere Forschung mit kritischen Gründen angezweifelt.

** Die Athener ließen sämtlichen waffentragenden Einwohnern von Aegina

Gewalttätigkeit, und das, weil wir ein Höheres über uns empfinden, und wir empfinden es, weil unser Innenleben vertieft und ausgeweitet ist. Daß der Friede unter den Menschen, die guten Willens sind, höher stehen müsse als der Krieg, das läßt sich aus den Herzen und Köpfen nicht mehr auswischen.

8.

Die Verträge, mit deren Hilfe die Kulturvölker sich einrichten und die eine Schutzwehr gegen Willkür bilden, sind zugleich der Ausfluß eines entwickelten Gerechtigkeitsgefühls. Wir fühlen, daß wir gegen die Selbstsucht uns auf alle Weise zu schützen haben, und doch können wir nicht immer und überall den Forderungen der uneingeschränkten Gerechtigkeit nachleben. ‚Wenn wir einen einzigen Tag gerecht wären, so könnten wir kein einziges Jahr bestehen', rief einmal der ältere Pitt aus. Schiedsgerichte allein werden freilich die in der Natur der Staaten begründeten Kämpfe nicht aufheben können. Die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt uns, wie schwer es ist, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Menschen und kleineren Gemeinschaften zu schlichten, umso schwerer muß es den Staaten fallen, ihre auseinandergehenden Bestrebungen in Einklang zu bringen und den Völkern alle Kämpfe zu ersparen. Wenn wir aber sagen, es sei überaus schwer, mit unseren Mitmenschen in Frieden zu leben, so will das doch noch nicht heißen, daß, wiewohl es schwer ist, wir nicht die sittliche Verpflichtung hätten, friedfertig zu sein. Und was im Leben der einzelnen Menschen Geltung hat, das kann auch im Zusammenleben der Völker nicht überflüssig und ungiltig sein. Wohin entwickeln sich denn die Völker, und was ist ihre Aufgabe? Das Prinzip der unbeschränkten Macht und der rücksichtslosen Selbstbehauptung ist zu eng, als daß wir die höchsten Aufgaben unseres Lebens darauf zurückführen könnten. Um die Vorstellung von Gut und Schlecht kommen wir auch in der Beurteilung des Staates nicht herum. Es ist zwar sehr schwer, diese Vorstellungen genau zu bestimmen, aber wir empfinden doch ihren Unterschied. Daher kann es auch für die Gemeinschaften kein anderes Ziel geben, als die Besserung und Hebung des Menschen. Wenn wir die althergebrachten Vorstellungen von Edelsinn, Wohlwollen und innerer Läuterung nicht verdunkeln oder gar vernichten, so können uns keine noch so scharfsinnigen Beweise jemals von dem geraden Wege ablenken. Die ganze Geschichte der Menschheit durchzieht zwar Feindseligkeit und Gehässigkeit, daneben aber auch das stille Bewußtsein, daß Gehässigkeit und Feindseligkeit nichts Edles sein könne, und daß, wiewohl im Zusammenleben der einzelnen Menschen und der Gemeinschaften die Macht vorherrscht, doch auch die Zügelung der Macht geboten sei: entsteht ja das Recht nicht plötzlich durch den Willen eines einzigen Menschen, sondern es setzt voraus, daß viele dafür empfänglich sind, daß es ihren

die Daumen abschneiden, um es unmöglich zu machen, daß dieses starke Seevolk sich mit ihnen in Seekriegen messe. (Valer. Maximus IX, 2, n. 8.)

innersten Bedürfnissen entspricht, da das Zusammenleben der Menschen ohne die Vorstellung von Recht und Rücksicht gar nicht möglich wäre.

Wenn Krieg und Feindseligkeit zwischen den Völkern ein unüberwindliches Gebot des Kampfes ums Dasein sein soll, so müßten wir folgerichtigerweise Feindseligkeit und unerbittlichen Kampf zwischen den einzelnen Menschen und den kleineren Gemeinschaften ebenfalls als letzte Notwendigkeit erklären und rechtfertigen. Die Feindseligkeit zwischen den Einzelnen und zwischen den kleineren Gemeinschaften innerhalb des Staates wird aber gebrandmarkt wie alle Willkür und Unvernunft, weil das bessere Bewußtsein uns darüber erhoben hat. Und so muß die Menschheit zu einem noch höheren Bewußtsein gelangen, das zu einer Verurteilung der Feindseligkeiten und Kriege zwischen den Völkern führen wird. Freilich dürfen wir über das angeerbte Übel, wovon das Zusammenleben der Menschen ein so beredtes Zeugnis ablegt, nicht hinwegsehen, um nicht einem trügerischen Optimismus oder gar utopischen Einbildungen zu verfallen. Aber zwischen Utopie und den höheren Geboten der geläuterten Vernunft und des christlichen Gewissens ist doch ein wesentlicher Unterschied.

Mühsam haben sich die christlichen Völker zu höheren Lebensvorstellungen emporgerungen. Das Errungene von sich weisen, das hieße, sowohl für die Einzelnen als auch für die Völker, in das Chaos der Selbstsucht zurücksinken und ein unwürdiges Dasein führen. In der gewöhnlichen Lebensbetrachtung, die sich auch allerlei wissenschaftliche Hüllen umwerfen kann, gilt es, daß die Natur stärker sei als der Mensch, sodaß wir der Natur gehorchen müßten. ‚Nehmen wir die Zerstörung, den Kampf, die Kriege, die die Natur erfordert, geduldig hin, denn alles, was die Natur hervorbringt und verlangt, ist gut', — so redet mancher Politiker und Soziologe, ohne zu merken, daß der Mensch dadurch sein bestes Erbteil preisgeben müßte. Denn mag auch die Natur sichtlich auf Kampf und sehr oft auf Zerstörung beruhen, so ist es doch unsere Aufgabe, die Natur zu beherrschen, gegen Willkür und Zerstörung und gegen das Chaos der Triebe unermüdlich anzukämpfen. Es gibt auch keinen gerechteren und erhebenderen Kampf als den gegen das Elend draußen und innen, gegen Brutalität und Unmenschlichkeit. Wenn die menschliche Gesellschaft ohne Vergewaltigung und Übervorteilung des Schwächeren durch den Stärkeren wirklich nicht bestehen könnte, wie es naturalistische Denker behaupten, dann wäre unser Leben wertlos und gottlos.

Da es weit leichter ist, allerlei Gedanken über Staat und Gesellschaft auszuhecken als die einfachen Gebote, die tagtäglich an den Einzelnen herantreten, richtig zu erfüllen, so müssen viele begreiflicherweise die Auffassung, die schon den Propheten des alten Bundes als Lebenswahrheit galt, daß, was für den Einzelnen ein Gewissensgebot sei, notwendigerweise auch für das Zusammenleben der Völker unbedingte

Gültigkeit haben müsse, für eine antiquierte Torheit halten. Die Erziehung des Menschengeschlechts kann aber nichts anderes bedeuten als die Erziehung zu jenen Geboten, die zu erfüllen freilich schwerer ist als die Selbstbehauptung nach außen. Unsere Kräfte nach außen finden aber ihre Schranke, an der sie früher oder später zerschellen: ist doch der Erdball fast ganz erforscht und erobert. Allmählich werden die Menschen einsehen lernen, daß selbst die Beherrschung der Erde einen Sinn erst im Dienst eines höheren Zieles haben kann. Aus der Anerkennung dieses höheren Zieles wird auch die Läuterung und Versittlichung der Völker erfolgen. Sittlichkeit bedeutet die Überwindung und Läuterung des Naturhaften. Wo ungezügelter Trieb, Leidenschaftlichkeit und Urteilslosigkeit herrscht, dort herrscht die Verworrenheit der Menge, von der schon Alkuin, der Zeitgenosse Karls des Großen, sagt: man solle ja nicht auf die hören, die behaupten, die Stimme der Menge sei die Stimme Gottes, da ja die lärmende Art des Pöbels immer an Wahnsinn grenze — nec audiendi qui solent dicere vox populi vox Dei, cum tumultuositas vulgi semper insaniae proxima sit. — Und wirklich ist die Suggestion der Masse unwiderstehlich, so daß selbständig fühlende und denkende Menschen immer seltener werden: es gehört schon eine sehr große Kraft dazu, sich von der Menge nicht hinreißen zu lassen.

Im Grunde kann es gar kein Verantwortlichkeitsgefühl ohne Urteilskraft, ohne Einsichten geben. Einsicht kommt aber nur von Selbstüberwindung und Selbsterkenntnis. Sie sagt uns, daß die Verschuldung alles Elends sowohl vom einzelnen als auch von der Gesellschaft komme, und daß alle Gesellschaftsfragen zugleich individuelle Fragen seien, d. h. daß in allen Fragen, die wir aufwerfen, die Strahlen des ganzen menschlichen Daseins zusammentreffen. Die Lebensübel wurzeln tief im natürlichen Menschen. Ob wir sie ganz heben können, das ist eine müßige Frage, denn der Inhalt unseres Lebens kann ja nur das Bestreben sein, uns von Schuld und Übel zu erlösen. Daß es so viele Übel gibt, die einstweilen gar nicht behoben werden können, wozu auch der Krieg gehört, das darf uns doch nicht die Einsicht nehmen, daß unsere Bestimmung nicht in dem Zweifel, sondern in dem Glauben an die Besserung und Hebung der einzelnen Menschen und der Völker besteht.

In Hinsicht auf die Kriege darf unser Gewissen nicht außer acht lassen, daß Blut ‚ein ganz besondrer Saft' ist. Zwar beruht unser ganzes Leben auf Vorgängen der Verzehrung und Vernichtung, aber daß das Blutvergießen nichts Gutes sei, darüber können wir uns nur mit Mühe hinwegräsonieren. Wenn auch die Kriege zu den Naturnotwendigkeiten gehören, über die wir uns keine utopischen Vorstellungen machen dürfen, so lebt in uns doch zugleich das Bewußtsein, daß wir bei den niederen Notwendigkeiten nicht stehen bleiben können, sondern daß wir immerfort den Glauben an den Sieg des läuternden Geistes und an die Erneuerung des menschlichen Zusammenlebens durch das Göttliche in uns steigern müssen.

Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
Von Leo Weismantel

Die sieben Häuser der Not.

Das erste Haus. Die lahme Dorothe.

Abseits vom Dorfe lagen sieben Häuser beisammen, als seien sie ausgestoßen aus der Gemeinschaft oder auch als hätten sie sich vornehm von ihr ferngehalten; sie hatten seit alter Zeit selbst einen eigenen Namen, sie hießen die ‚Nothäuser'; — doch weiß kein Mensch sich zu entsinnen, noch steht's in einer alten Urkunde geschrieben, woher dieser Name stammt: vielleicht von einer Kriegszeit — vielleicht von einer Pestzeit her.

Dort an dem ersten der sieben Nothäuser klopfte der Heimgekehrte an. ‚He, macht auf! — Wer wohnt denn da?'

‚Wenn Ihr so fragt, so seid Ihr ein Fremder und braucht's nicht zu wissen!' kam's von drinnen. Eine alte Frau sprach.

‚Ich will sehen, ob es eine Not zu lindern gibt in diesem Haus!'

‚Dann geht vorüber; hier hilft nur Gott!'

‚— oder ich!'

‚Seid Ihr der Teufel, daß Ihr so redet?'

‚Nehmt mich für ihn, wenn Ihr wollt!'

‚Helft Ihr umsonst — oder wollt Ihr etwas dafür?' —

‚Ihr sollt an mich glauben statt an Euren Herrn Dekan, — an mich, an die Welt und an das Diesseits.'

‚Wärt Ihr vom Dorfe, so wüßtet Ihr, daß in diesem Haus die lahme Dorothe liegt und daß der Schlüssel über dem Gesims in dem Mauerloch steckt.'

Der Fremde hatte im Finstern das Mauerloch mit dem Schlüssel bald gefunden; er schloß den unteren Torflügel auf, griff ins Innere und zog wie einer, der im eigenen Hause vertraut ist, den Riegel zurück, so daß die ganze Türe sich ihm auftat.

Das Häuschen war im Innern eine einzige große Stube, Küche, Wohn- und Schlafraum in einem. Die alte, lahme Dorothe lag auf einem Strohsack in der Ecke; ein Wachsstock, dem ein Heiligenbild vorgesteckt war, beleuchtete schwach flimmernd die abgemagerten Hände und das aus der Dunkelheit aufscheinende Gesicht. Hölzerne Schuhe, halb vollendet, lagen unter Werkzeugen am Boden umher. Die Luft stand noch feucht vom Winter her und an den Wänden schimmerte es silbern, es war Schimmel. Der Fremde zog den dreibeinigen Stuhl, der in der Nähe des Bettes stand, dicht hinzu und setzte sich wie ein Arzt neben die Kranke, ihren dürren Arm umspannend.

‚So lieg' ich, Herr, seit meinem sechsten Jahr und jetzt bin ich dreiundneunzig.'

‚Euer Geist ist noch frisch, lahme Dorothe, wie er vor dreißig Jahren war.' —

Sie beugte sich vor, ihm ins Gesicht zu sehen. Er aber fuhr fort: ‚Was denkt Ihr vom Leben?'

Zögernd hub sie an: ‚Saht Ihr Euch im Frühjahr schon einmal einen Kirschbaum an? Saht Ihr, wie der blüht? Wie ihm aus allen Poren der Saft drängt und auf jedem Zweiglein eine Blume sitzt? Und dann kommt der Wurm, dann sterben sie ab, fallen auf den Boden oder bleiben auch scheinlebend noch dran hängen — nur ein paar noch, die bleiben wirklich lebend dran, treiben Kern und Frucht und werden rote Kirschen. Und warum die meisten nutzlos abfielen? Weil der Baum die Kirschen nicht alle tragen könnte! Seht, so eine abgestorbene Blüte, die noch am Baum hängen geblieben ist, das ist die lahme Dorothe. Daß ich sah, wie die anderen Blüten Früchte wurden und ich nicht, daß ich verstand, warum ich keine Frucht werden durfte, das, Herr, ist mein Leben.' Und dann fuhr sie fort, als wolle sie sich selbst alles noch einmal mit anderen Worten wiederholen: ‚Könnte die Erde alle Blumen und alles Getier und alle Menschen tragen, wenn der Tod nicht unter ihnen wäre? Die da sind, müssen fort, weil andere kommen wollen. Die einen müssen lahm sein, damit die anderen gehen können, die einen müssen im Elend schmachten, damit die anderen in Überfluß schwelgen —' sie hielt inne. —

‚Aber warum bliebt Ihr am Leben, da Ihr doch zu den Lahmen und Elenden gehört?'

‚Ich wartete auf einen, der wie Christus käme und zu mir sagte: „Steh' auf, nimm dein Bett und wandle!" Die Hoffnung Herr, macht Weise zu Narren.'

‚Aber die anderen saht Ihr zu Früchten werden?'

‚Ja — einen Holzschuhmacher, sein Weib und seine Kinder, die ich bei mir wohnen ließ in meiner Hütte —'

‚Und die Früchte —?'

‚Holzschuhe, Herr, Holzschuhe — Zeit ihres Lebens Holzschuhe, — die zu Kleidern und Brot wurden für ihn, sein Weib und seine Kinder und für mich, da ich ihn in meinem Erbhäuschen wohnen ließ. Sie starben alle schon und der letzte war der Holzschuhmacher selber — er starb vor drei Tagen. Ich liege da wie ein Schmarotzer, Herr; — der Baum, auf dem ich saß und aus dem ich die Lebens-

kraft zog, ist abgestorben. Weil ich jene zu Tode schmarotzte, muß nun auch ich sterben.‘

Der Fremde saß da, als denke er über etwas nach; dann plötzlich wie erwachend stand er auf. ‚Ihr werdet leben —‘ sagte er und wandte sich zum Gehen. ‚Ich brauche Euch.‘ Dann riegelte er den oberen Torflügel ab, kroch unten durch und zog auch den unteren bei, legte den Schlüssel wieder in das Mauerloch über dem Gesims und ging über die Straße.

Das zweite Haus. Der Bauer.

Vor dem zweiten der sieben Nothäuser aber saß ein junger Bauer — er mochte Ende der Dreißiger sein, hatte auf dem Kopf eine alte, schildlose Soldatenmütze und schmauchte sein Pfeifchen; zu dem trat der Fremde, sich dichter in seinen Mantel schließend, und bot den Gruß.

‚In diesem Haus wohnte vor Jahren, als ich einmal vorbeikam, ein Bauer namens Rumpel —‘

‚— mein Vater, Herr, er ist tot.‘

‚Er saß so da wie Ihr, wenn es Nacht geworden war, und schaute nach dem Himmel —‘

‚Er war Bauer. — Seht da hinauf nach dem Himmel, Herr! — Doch Ihr seht nichts! So hört denn: Wir Röhner reden nicht gern von uns und unseren Dingen, Herr! Wir sind bekannt dafür. Aber Märchen könnt Ihr bei uns hören, wie kaum in einem anderen Lande. Ein Knecht bekam für treue, schwere Dienste alljährlich zum Lohn eine kostbare Perle. Allmählich hatte er deren fünfzig sich verdient, das war ein gar wertvoller Schatz. Aber der Knecht konnte sich seines Schatzes nicht recht freuen, er hatte einen Feind, der stündlich kommen, rauben und morden konnte. Alle Tage seines Lebens mußte der reiche Knecht nach diesem Feinde Umschau halten — — habt Ihr Lust, Herr, ihn zu beneiden? — Herr, ein solcher Feind sitzt mir da droben: ein Hagelschlag, ein Frost, ein Blitzstrahl in die volle Scheune. Einen Feind zu haben, Herr, nach dem man auslugen muß, quält mich nicht. Aber alles Auslugen ist umsonst; das Unheil kommt doch, ist nicht abzuwenden. Ist nicht alles Streben eine Narrheit, wenn's keinen Herrgott gibt, der das so will?‘

‚Euch ist das Wetter unberechenbar und Ihr wißt so genau, wie's um diesen Herrgott steht!‘ —

Da rief's aus dem Innern des Hauses: ‚Bastel! Bastel!‘

‚Das ist meine kleine Schwester,‘ sagte der Bauer; ‚sie ruft

zum Schlafengehen. Wollt Ihr nicht mit in die Stube, Herr, — es ist Nacht, und wenn ich's treff, habt Ihr noch kein Dach über den Kopf und kein Kissen für drunter —'

‚Ich danke Euch für Euren guten Willen —'

‚Wo wollt Ihr in der Finsternis noch hin?'

‚Ich will den Feind suchen, nach dem Ihr ausgeschaut habt, — ich will ihn erschlagen.'

‚Herr Jesus, was sagt Ihr da?' fuhr der Bauer zusammen. Doch der Fremde trat rasch heran und hielt ihm eine Muschel ans Ohr, die er aus seinem Mantel hervorgezogen hatte. Da hörte der Bauer ein Pochen und Bohren, — als knapperten Mäuse, als kiesten Würmer im Wald; zuweilen knirschte es, als käm' ein Schabeisen vom Holz auf die Rostnägel, die darinnen stecken. — Dann hörte der Bauer ein Keuchen und schmerzhaftes Atmen, ein Röcheln wie von einem kranken Vieh.

‚Eure Kuh!' sagte der Fremde, ‚die Würmer sind über ihr.' — Und dann hielt er dem Bauern zwei Finger vor das Aug', da sah jener im Fingerspalt seinen Hof aufleuchten, da sah er die Jauchegrube, aus ihr kam's gekrochen, — millionenfach — kroch über den Schmutz und die Pfützen des Hofs gegen den Stall, dort lag engepfercht das Vieh in Kot und in faulendem Stroh. — ‚Seht, wie sie ziehen' — sagte der Fremde, — ‚tötet das Gewürm noch in dieser Nacht, ersäuft es im Wasser und schwemmt es hinweg mit allem Schmutz, sonst stirbt Euch das Vieh, während Ihr nach den Feinden des Himmels auslugt.'

Noch ehe der Bauer aus seinem Schreck und Erstaunen erwachte, war der Fremde spurlos entschwunden. Es war finster im Hof, nichts sah er von der Jauchegrube — nichts vom Gewürm, das daraus hervorkroch, — doch als er aufhorchte, vernahm er vom Stalle her ein Stöhnen wie von krankem Vieh. Da rief der Bauer verzweifelt nach Licht und Wasser und rannte zu seinem Getier.

Das dritte Haus. Der Weber.

Eine Geschäftigkeit ging durch das dritte der sieben Nothäuser, aber sie war so rasch wechselnd und immer im selben Gange wiederkehrend, daß sie wie Stille war, wie das Auf- und Niederschwingen der Wellenwasser. Der Vater saß vor seinem Stuhl und trat den Tritt und schob die Lade und zog den Schuß, das klapperte und fitzte; der Kienspahn knisterte zuweilen und knackte, dann sprang ein Splitter ab und die Frau des Webers, die daneben saß und

des Lichtes wartete, hielt ein in ihrem einförmig klingenden Gebete. Minutenlang war's, als stocke ein Uhrwerk — dann flammte der Spahn wieder heller auf und die Frau las weiter — sie las das Evangelium des heiligen Johannes.

Da klapperte es an der Türe, und als der Weber und sein Weib aufschaute, gewahrten sie im Türrahmen einen Fremden; der aber fragte, ohne sich weiter zu rühren: ‚Was schafft Ihr noch so spät, Weber?‘

Die beiden Alten erschraken über den seltsamen Besuch, der so plötzlich und zu so ungewohnter Stunde zu ihnen gekommen war. ‚Was ich schaffe?‘ entgegnete der Weber murrend, — ‚seht Ihr's nicht?‘

‚Ihr tretet mit dem Fuß, dann stoßt Ihr mit der Hand, dann werft Ihr —‘

‚Sonst tat ich nichts mein ganzes Leben lang.‘

Das Weib aber kam ängstlich herbei und bat den Fremden einzutreten; sie bot ihm trockenes Brot, da sie nichts anderes zu essen hatte. Er aber dankte und ging in der Stube blickend umher. ‚Ich kam, Euer Leinen zu sehen,‘ fuhr er fort, ‚man rühmt Eure Arbeit im ganzen Grund.‘

Die Frau wurde freundlich, doch der Weber blieb starrköpfig. ‚Ihr habt Euch eine schlechte Stunde ausgesucht, Herr. Bei Nacht kauft kein vernünftiger Mensch.‘

Auf dem Tisch lag ein Ballen, den rollte der Fremde auf. Das Gewebe zeigte seltsame Bilder in gereihten Vierecken: da schwitzte der Herr Jesus-Christus Blut am Ölberg; da war er von Pilatus verurteilt; da floh Petrus vor dem Herrn, den er verleugnet hatte, und der krähende Hahn schlug die Flügel — das ganze Leiden Christi geschah in diesem kunstvollen Linnen.

Der Fremde ließ das Linnen liegen und trat an den Webstuhl. ‚Ihr sollt mir ein Linnen weben, Meister, aber Ihr müßt mir Eure Berge ringsum hineinweben, die schwarzen Felsen, die aus dem Tannenwald aufstehen, die weiten Wiesen auf den Rücken und das grasende Vieh, die Wiesen mit ihren gelben Blumen, die blutenden Moore und die versinkenden Seen — den Frühling, der singt, und den Herbst, der Früchte trägt —‘

‚Herr, das kann ich nicht, — die Berge vergehen, Herr, die Täler ebnen sich ein, die Blumen verwelken, in den Äpfeln und Birnen sitzt der Wurm — ich mag nicht, Herr —‘

‚— auch keine Mädchen und Burschen, die sich lieben?‘ fuhr der

Fremde fort —, keine Spinnstuben und Hochzeiten, keine Kindlein in der Wiege —'

‚Laßt mich, Herr! Was ich webe, ist recht und gut, — ich will nichts anderes. Ich tret' mit den Füßen, ich stoße mit der Hand, ich werfe — Ihr wißt ja, — das ist das ganze Tun meines Lebens. Was soll mir da ein wahrer Trost sein als das Leiden unseres Herrn Jesus Christus? Das ist mir ein Treubrief und ein Unterpfand. Herr, wenn ich krank bin und nichts tun kann, so muß ich wissen, daß ich mir Steine verdiene für eine Krone da drüben. Und wenn man mir etwas kaput macht, dann muß ich wissen, daß es keinen Zufall gibt, der vernichtet; da kann mir der Böse nur etwas stehlen und rauben — drüben krieg ich's wieder mit Zins und Zinseszinsen.'

‚Ihr seid ein trefflicher Weber,' sagte der Fremde, ‚gut, daß Ihr versteht, Ewiges zu weben, — ei, dann werdet Ihr Euch doch nicht weigern, mir das Unterpfand meines Lebens und den Treubrief meines Glaubens zu weben, das wird auch um Ewiges gehen. Ihr sollt diesen Beutel Goldes haben, — er wiegt schwer.'

Der Weber aber sah mißtrauisch fragend auf. ‚Ihr sollt mir in das Linnen alle Freuden der Welt hineinweben. Ich bleibe bei Euch, ich werde sie Euch erzählen, ich besaß sie alle.' —

Das Weib schrie leise angstvoll auf, denn der Weber war drohend geworden. ‚Herr, seid Ihr gekommen, meine Seele zu kaufen? Behaltet Euer Geld und geht mir aus dem Haus! Was wollt Ihr? Was kommt Ihr in der Nacht über uns wie ein Wolf über die Herde?' schrie der hinkende Weber und richtete sich auf.

Der Fremde stand mit verschränkten Armen in der Mitte der Stube. ‚Ich will nichts als das Glück der Menschen. Ich komme aus Euch, — Ihr könnt mich nicht von Euch stoßen, denn ich kenne Euer Elend, — ich bin gekommen, eine Pflicht zu tun.'

Der Weber sank zusammen und lugte nach dem Gesicht und Gebahren des Fremden. Der aber fuhr fort: ‚So wahr Euch vor dreiunddreißig Jahren der alte Dekan mit dem Stocke schlug, Weber — weil der Verdacht auf Euch gefallen war, Ihr hättet mit einem Stein ein Kirchenfenster eingeworfen; es war aber ein anderer; niemand erfuhr, wer es war; noch heute wird jeder Euch für den Schuldigen und für einen Lügner halten. Drei Jahre hat Euer Vater gearbeitet, daß er das Fenster bezahlen konnte.'

Der Weber stand starr vor Entsetzen. Der Fremde aber ging zur Hütte hinaus. ‚Lehne,' schrie das hinkende kleine Männlein, — ‚um Gottes Christi willen, wer war das?' Und dann raffte er den

Geldbeutel, den jener zurückgelassen hatte, auf und warf ihn dem Davonschreitenden nach in die Finsternis: ‚Behaltet Euer Geld und kommt mir niemals wieder! — Lehne, das war der Teufel selber!‘

Der Kienspahn war herabgebrannt und der Weber tastete nach seinem Weib, das auf dem Boden lag und jämmerlich schluchzte.

Das vierte Haus. Die beiden Glasbläser.

Die Kammer war kahl.

Es stand aber die Türe auf zur Stube, die war weit und geräumig und an den Wänden hingen Glasröhren und Karaffen, die im Dunkel vieläugig blinkten, — einsam war's auch in der Stube. Das Glasgeflirr war müde wie erlöschendes Feuer, die Funken zuckten nur zwischen Staubritzen durch wie Sterbende; sie hüpften nicht mehr wie die Feuerrädchen am Johannistag; sie rochen modrig.

Die Kammer war kahl in alle vier Wände, — nichts von dem zuckenden, sterbenden Glasgeflirr der Stube — die Mauern standen starr und kehrten dem Innern den Rücken zu, als ginge sie nichts von all dem an, was hier geschehe; sie wiesen alle Schuld von sich und alle Freude. — In einer Ecke lag ein Strohsack, darauf saß ein Mann, — ein Dreißigjähriger, — Nikolaus, der Glasbläser. Der war in dieser Einsamkeit wie ein brandender, sturmgepeitschter See, der eingefallen ist in den Steinblock des Bergs. Im Halbtraum fuhr der Glasbläser auf —

‚Vater! Vater, geh' weg!‘ — Sein Vater aber war nicht da. Nikolaus war allein, Bernhard, der Bruder, lief weiß Gott wo, und der Vater und die Mutter lagen draußen im Kirchhof. Wie viele Jahre schon? Wie viele —? Pfui Teufel, wie hatten sie's ihrem Vater gemacht! Der war ein Säufer gewesen. Die Mutter mußte sich schinden bis aufs Blut. Wer sagte etwas gegen die Mutter? Wer? Wer? Nikolaus schaute drohend um. Ei! Pfui Teufel! Das war der Mutter ihr gutes Recht und ihre verdammte Pflicht! Sollten die Buben nicht auch das Saufen lernen, dann mußten sie lernen, auf ihren Vater scheel zu gucken, mußten sich räuspern, wenn er aus der Stube ging, und hinter ihm späutzen! Sagt einer was gegen die Mutter?

Eines Morgens — Nikolaus erinnerte sich noch ganz deutlich an diesen Morgen — brachten sie den Vater auf einer Bahre. Er war tot. Er sah blau aus im Gesicht und die Hände waren ihm aufgedunsen. Es war in der letzten Nacht — Nikolaus erinnerte

sich noch ganz deutlich an diese Nacht! — Was mußte er an diese Nacht und an diesen Morgen denken? Was gingen ihn dieser Morgen und diese Nacht an! Neumond war's — Nikolaus wußte das ganz genau — Neumond war's! Wie wäre sein Vater vom Weg abgeirrt und in den seichten Bach gelaufen, wie hätten sie ihn am nächsten Morgen mit so blauem Gesicht und mit so aufgedunsenen Händen im Mühlwehr hängend gefunden, wenn er nicht voll gewesen wäre, sternhagelvoll! Der Vater war ein Säufer, der soff sich durch die ganzen Wirtshäuser der Rhön. Warf man ihn da hinaus, weil er toll war und krakelte, so machte ihm der Schwung durch die Luft wieder einen hellen Kopf, und dort soff er schon wieder weiter. Sie hatten nicht aufgeschrien in ihrer Not, als die Leute den toten Vater auf der Bahre ins Haus trugen, — die Mutter nicht, der Bruder Bernhard nicht und auch er nicht, der Nikolaus. Die Mutter hatte ‚Gott sei Dank' gesagt, und sie, die Buben, waren dabei gestanden wie junge Hunde, die einer durchgepeitscht hat, ohne daß sie wußten, wie sie das verdient hätten. Das letzte Geleit hatten sie ihm gegeben, vor Scham auch viel geheult dabei, — aber später hatten sie ihn verleugnet, wo sie es nur konnten.

Dem Nikolaus war's, als ob sein Vater dastünd' und zwäng' ihn mit Gewalt, an all das zu denken. Drum dachte der Nikolaus so grell und kraß, so voll Haß und Verachtung, daß die Gedanken wie Peitschenhiebe den Vater vertrieben. Nikolaus brauchte Ruhe, er mußte schlafen. —

Schlief Nikolaus? ‚Nikolaus!' Ganz leise rief's.

Nikolaus schlief.

‚Geh weg, Vater, — Vater, — geh weg!' — sagte jemand.

‚Ist er schon wieder da?' brummelte Nikolaus, — dann schlief er weiter. —

Ein entsetzlicher Schrei schreckte ihn auf. —

Nikolaus fuhr empor und krallte sich rücklings mit beiden Händen an die Wand. Der Vater war gekommen. Unerbittlich war er gekommen und stand hoch und groß da. Nie hatte Nikolaus seinen Vater so groß, so hoch, so schön gesehen. Er stand wie ein Martyrer, den Gott gesandt hatte, um so für ihn zu zeugen.

Nikolaus erhob die Hände abwehrend gegen den Vater — doch der regte sich nicht. Er blickte mild und verzeihend.

‚Ein Lump warst du,' schrie Nikolaus. Dann war's ihm, als zerrisse ihm die beste Saite seines Seelenspiels; wie ein gefällter Baum sank er unter den Axthieben einer Erkenntnis: Er glaubte

Bernhard, seinen jüngeren Bruder, vor sich zu sehen, so sehr sahen sich der Vater ähnlich und der Sohn.

Bernhard und Nikolaus, die beiden Glasbläser, waren sich die größten Feinde, die es im Dorfe gab. Sie hatten als Kinder fest zusammengehalten mit der Mutter und gegen den Vater. Doch als sie groß — und beide Glasbläser geworden waren und jeder nach der gleichen Arbeit und dem gleichen Erwerb ausging in den dürftigen Bergen, da kam der Haß zwischen sie: was der eine sich errang, entging dem andern, und beide kämpften um das tägliche Brot, wenn sie einander bekämpften.

Nikolaus dachte an das lächerliche Begebnis des letzten Tages. Dann wieder wurde es ihm, als sei sein Vater hier in der Stube und zwänge ihn, so zu denken, zwänge ihn, all die Bilder der Schande gegenwärtig zu sehen.

Es war an diesem Morgen gewesen, da hatte Nikolaus erfahren, — drüben überm Bergwall in Gersfeld, fünf Stunden weit, hatten die Gäste sich die letzte Nacht gezankt und sich viele Gläser an die Köpfe geworfen. Ei, da gab's Arbeit und Verdienst, allerlei Geschäfte für einen Glasbläser: neue Trinkgläser verkaufen, die alten Deckel auf neue Krüge löten, vielleicht auch neue Fensterscheiben in die Rahmen setzen. — Der Bruder Bernhard war schon über der Höh! Da holte sich Nikolaus vom Nachbarn Gaul und Karren und jagte hinauf auf den Hexentempelberg. Hei, das war ein schöner Morgen; die Büsche kicherten, und das Gras, das taufrische, bog sich vor Lachen. Die Amseln flöteten dem Nikolaus nach: Wohin, wohin so schnell, willst dir ein Liebchen freien? Dort im Westen standen die neun Bergkuppen des ‚Kegelspiels', und der Nebel lief wie ein Aufstellbube geschäftig zwischen durch. Da wandelte den Nikolaus die Lust an zu halten mit seinem Gespann, die ganze Kuppel des Hexentempels aufzupacken und als Kugel zu gebrauchen für dieses Riesenkegelspiel; hei, wie würde der Aufstellbube auf seinen nackten Beinen hüpfen, wie würden die Kegelhölzer springen! — Doch das Lachen des Nikolaus klang boshaft, in seinem Herzen lachte eine gelbe, falsche Blume mit; hui, ging's dahin auf der Höh! Nikolaus hatte keine Zeit, er hatte den Bruder noch einzuholen. Und endlich, endlich sah er vor sich einen Wanderer, — nein, das war der Bruder nicht, — es war ein Bettler; er schleifte den einen Fuß hinter sich her und war blutbesudelt. Er rief den Nikolaus an, er solle ihn mitnehmen, er stellte sich vor ihm in den Weg, — aber Nikolaus schwang die Peitsche — fast wär's über ihn weggegangen; wund flog

er, da das Pferd ihn zur Seite stieß, auf die Steine. Doch da der lachende Nikolaus ins Gesicht des stürzenden Bettlers sah, da war's ihm, als schaue er ins Gesicht seines Vaters. —

Noch zweimal auf der wilden Fahrt sah er das Gesicht seines Vaters. Zum Teufel, war diese Fahrt behext! Sie ging schnurstracks auf der Mauer von Nord nach Süd; im Westen stieg der Sarg der Milseburg auf, der Wald war ihm an die Südkante hingelegt wie ein Totenkranz. Was wollte ihm der Berg, der aussah wie ein Sarg? Was mußte er immer hinsehen zu dem Kreuz und dem kleinen Kirchlein, das dort auf der Spitze klebte? Sollten ihm die Pfingstpredigten einfallen, die der Pfarrer von Kleinsassen über Liebe, Tod und Hölle alle Jahr einmal von der kleinen Steinkanzel, die an der Außenseite des Kirchleins in den Wald hinaus hing, den Leuten zuschrie, die zwischen den Felsblöcken drinnen hockten und sich anklammerten, daß der Wind und das Wort sie nicht in die Tiefe riß, wo sie zerschellen mußten? Aber im Herzen des Nikolaus sang ein blaues Vöglein der Gier. Hoiho! Ho—iho! Schon sah er auch zwischen den Eichen und Tannen durch in den innersten Felsblöcken weiße Frauen und Dirnlein sitzen, Dirnlein und Frauen in weißen, flatternden Gewändern, mit dicken Löwenzahnkränzen in den Flachshaaren, — und einmal sah er eine mit ihrem gelben Kranz, dem weißen Kleid auf der Steinkanzel stehen und eine heidnische Predigt singen. — Hoiho! Was gingen den Nikolaus die Pfingstpredigten des Pfarrers von Kleinsassen an? Er hatte keine Zeit, er hatte seinen Bruder noch einzuholen. Da fuhr der Wind hinter ihm drein. Hoiho! Hoiho! So war's recht. Der Wind gürgelte ihn um den Hals: ‚Brüderchen, Brüderchen, — lauf mit mir um die Wette!' — Sie liefen um die Wette durch das Moor. Das Moor brannte rechts, das Moor brannte links, es brannte lichterloh von rotem Heidekraut; Rhönhasen sprangen auf und sprangen mit um die Wette; Moorenten flogen auf und flogen mit. Hoiho! Hoiho! Dort tauchte die Moorlinde von Poppenrode auf, dem versunkenen Dorf. Hoiho! Hoiho! Ihr Moorjungfern von Poppenrode, könnt ihr nur zur Kirchweih gehn und den Tanzburschen von Wüstensachsen Herzweh bringen und durchbrennen, wenn es elf Uhr ist und die weiße Taube kommt und euch zurückbringt ins Rote Moor? — Hoiho! Hoiho! Und die Moorjungfrauen von Poppenrode liefen mit, da der Nikolaus, der Glasnikolaus von Teufelshausen mit dem Wind, mit den Rhönhasen und Moorenten um die Wette jagte, seinen Bruder einzuholen. — Da — endlich — endlich sah er einen Wanderer, — aber es war

nicht der Bruder, — es war der Pfarrherr von Oberelsbach, der das Sakrament zu einem Schwerkranken trug! Der rief den Nikolaus an, er solle ihn mitnehmen, daß der Kranke ihm nicht vor der Zeit sterbe und nicht ungestärkt seine große Reise antreten, nicht schuldbeladen vor den ewigen Richter kommen müsse. Aber der Nikolaus, der Glasnikolaus aus Teufelshausen, tat, als sähen seine Augen nichts, als hörten seine Ohren nichts, — er mußte zur Wette fahren, — er hatte den Bruder noch einzuholen, — doch mußte er dem Pfarrer von Oberelsbach ins Gesicht schauen und erschrecken. Da hatte der Nikolaus zum zweiten Male das Gesicht seines Vaters gesehen an diesem Tag.

Vom Auersberg, der dort im Süden lag, auf den die wilde Hatz schnurstracks zuging, stieg ein blauer Dunst auf. Im Taldorf unten schrie ein Bauermaidje auf: ‚Die Gräfin Karoline kocht Kaffee!' und streckte wie ein Wegweiser den Arm hinauf auf den brodelnden Dampf. Wie ein geheimes, verabredetes Warnwort, das keinen sichtbaren Sinn hat, flog des Maidjes Ruf von einer Hütte zur andern.

Di: Schwaden legten sich schwer an die Osthänge der Berge und knäulten sich; schleierfein wie eine Raupe spann sich das Sinntal ein. Bei Tag brannten die baumelnden Sturmlichter unter den Bauerngespannen; kaum drei Meter weit stachen sie in den Wolldunst. Aber ein Knall, jäh wie ein Schuß, sprengte diese seltsame Nacht, die zwischen die Stunden des Tages geraten war. So krachend wird draußen im Gau kein Donner gehört! Der Wind wirbelte und pfiff und tanzte einen Dreher und schrie juhu! — Ein Wasserkübel wurde über dem Dorf ausgeschüttet.

Wieder rief das Bauernmaidje:

‚Vom Auersberg das Butterfaß
Macht dem Bauern den Buckel naß —.'

Schon waren Jahre, daß ein solcher Augenblick ganze Wälder weithin ausgerissen und hingeworfen hat wie einen Bötzighaufen.

Aber den Glasnikolaus von Teufelshausen schreckten nicht Sturm noch Wetter. Und siehe, da die Puppenhülle gesprengt war, flog das Sinntal auf wie ein Schmetterling: der schwarze, gegliederte Leib mit der silbern schimmernden Bachfurche, — da hoben sich die Flügel und sie waren bemalt mit glänzenden Bildwerken: an den Außenrändern zogen langgestreckte Bergrücken mit Buchen- und Eichenwäldern, nach innen wölbten sich flach die Feldgewanne zur Sommerseite nieder, gegen den Winter die weiten Wiesenrasen und

Tannenkuppel, die wie behaarte Warzen auf einer gewölbten, sanftroten Hand saßen. Und abermals weiter nach innen zum schwarzleuchtenden Leib, dem bernsteinenen, sanken die Gehänge gemächlich ab, dort lagen zwischen Dotterblumen und Vergißmeinnicht, Weiden, Erlen und Birken gewetterte Häuser, einsame Weiler, geschwätzige Dörfer und leise singende Gehöfte, rotsteinerne betende Kirchlein und weinende Friedhöfe mit vielen tröstenden Kreuzen. —

Wieder kam der Dunst vom Auersberg und der Schmetterling des Sinntals flog in ihn hinein wie in die Wolken.

Am Kreuzweg flog der Wagen des Glasnikolaus westwärts um die Biegung. Hoiho! hoiho! Da drunten lag schon Sandberg, — dahinter Gersfeld, das Ziel. — Dort — dort — war's ein Bauer, der zufällig hier ging? war's ein Wanderer, der aus der Ferne kam? Es war der Bruder! Der Bruder Bernhard war's! Er marschierte so siegesgewiß und sang ein Lied, sang von den ersten Veilchen, die unter den Büschen duften, von den ersten Schmetterlingen, die auf den Gänseblümlein gaukeln, von der Zauberin Sonne, von der goldenen, die den weißen Winter verjagte — Hoiho! hoiho! Da knallt die Peitsche, — der Glasnikolaus von Teufelshausen jagte um die Wette mit dem Wind und den Rhönhasen und Moorenten, mit den Geisterjungfrauen vom versunkenen Poppenrode — vorbei ging die wilde Jagd — da war's gewesen, daß Nikolaus zum dritten Male an diesem Tage das Gesicht seines Vaters gesehen hatte. —

Nun wars vorbei! Nikolaus zog die Zügel an und ließ den schweißtriefenden Gaul langsamer traben, — torkelnd kam er an am Wirtshaus zu Gersfeld. Da erfuhr der Glasnikolaus, daß die Märe ihn betrogen hatte, ihn und den Bruder: nur zwei Gäste hatten sich gezankt, ein einziges Glas war vom Tisch gefallen und zerschellt.

Ein Kiebitz lachte im Moor, als der Glasnikolaus an diesem Nachmittag über die Hochstraße wieder heimwärts fuhr und den Glasdeckel, den einzigen Glasdeckel, in der Tasche hatte.

Immer und immer wieder zerdachte der Glasnikolaus in dieser Nacht die Lächerlichkeit und Schande dieses Bruderhasses. Er schaute nach allen Wänden. Nie hatte er empfunden, wie kahl diese Kammer war. Kein Bild hing da, an das sein Geist sich hätte klammern können; kein Kreuz, das ihm einen Rückhalt gegeben hätte —

Da klopfte es am Fenster: „He! Macht auf! Ich bring eine seltsame Last!"

Die Stimme erschreckte den Glasbläser, als höre er plötzlich in stiller, nichts ahnender Nacht die Posaune des Engels, die zum Gerichte ruft am jüngsten Tag — er eilte durch die Stube und warf den Riegel zurück; die Tür flog auf — da stand eine hohe Mannsgestalt; ein schwarzer Mantel flatterte von ihm weg — weißsilbern im Mond blinkte sein Gesicht und der nackte Leib eines toten Jünglings, den der Fremde über der Schulter trug —

Den Nikolaus nicht achtend trat der Fremde in die Stube, ging in die Kammer und bettete den nackten Jüngling auf den Strohsack —

Da sah Nikolaus, daß der Tote sein Bruder Bernhard war — das schwarze Haar war naß und tropfte, es klebte patschend an der Stirn und an den Schläfen — das Gesicht war blau, und aufgedunsen waren selbst die Hände —

Und der Fremde und Nikolaus hockten sich neben den langausgestreckten nackten Leib.

‚Du glaubst,‘ hub der Fremde an, ‚dir sei ein Glück widerfahren — dein Bruder sei tot — jetzt bist du der einzige Glasbläser von Teufelshausen und all der Dörfer, die ringsum liegen —‘

Nikolaus starrte ohne Bitternis vor sich hin — so hätte er denken können. Keiner tat ihm Unrecht, der so von ihm dachte — da sah er, wie die Brust seines Bruders sich hob — er war nicht tot — er atmete — eine wilde Freude kam darüber zu Nikolaus, er aber schämte sich vor dem Fremden, der ihn für böse hielt, nun Güte zu enthüllen — er biß sich auf die Zähne und hielt zurück — Nüchtern schien er zu erwägen: Wie war es gekommen, daß dem Bernhard ein Unheil zugestoßen war? Bernhard war kein Tolpatsch. Er war zeitlebens ein geweckter, pfiffiger Bursche gewesen. Das hatte der Nikolaus oft recht bitter schon erfahren, wenn ihm da, wenn ihm dort ein Kunde untreu wurde und zum Bernhard übersprang. — War der Steg gebrochen, der über den Bach führte? Aber das Wasser war seicht. Der Bernhard mußte sich beim Fallen etwas zerschlagen haben, sonst hätte er nicht der Hilfe eines Fremden bedurft —

‚Einer von euch wird weichen müssen —‘ sagte der Fremde —

Nikolaus fuhr auf — Was hatte das zu bedeuten? Was hatte das Unglück des Bernhard mit dem zu tun? — Der Nikolaus wird nicht weichen, er hatte den Tod des Bruders nicht gewollt, er hätte ihm selbst aus dem Wasser geholfen, hätte er ihn um das Leben ringen gesehen. Das Mitleid ist eine Eintagsfliege — der Haß ist

ein Adler, der tausend Jahre lebt —. Der Nikolaus hatte es versucht — der Bernhard hatte es versucht, beide waren sie für einander in die Fremde gegangen, hatten eine alte, trockene Brotkruste ein Frühjahr und einen Sommer im Ranzen getragen — im Herbst waren sie immer wieder nach Teufelshausen zurückgekommen, sie hatten das Heimatbrot zernagt — der Nikolaus wird's nicht wieder versuchen. Die Ursache dieses Hasses blieb — sie saß mit der Wurzel nicht im Herzen des Nikolaus und nicht in dem des Bernhard — sie saß in fremden Gärten, über die sie beide keine Macht hatten.

Da roch Nikolaus plötzlich Branntewein. Branntewein war ihm verhaßt wie der Tod. Er schaute sich um. — Die Wände waren kahl. — Im Haus war ihm kein Branntewein. — Wer hatte ihm Branntewein ins Haus gebracht? — Dem Bruder war der Kopf vom Keil gefallen, er hing über den Strohsack, der Mund hatte sich ihm geöffnet und hauchte den warmen Odem aus, — Brannteweinodem wars.

Nikolaus raffte den Bruder auf, — dann drückte er ihn zurück aufs Lager. Bernhard roch nach Branntewein. Und Bernhard haßte den Branntewein wie Nikolaus; sie hatten ihn zeitlebens gehaßt um ihres Vaters willen. — Und die ganze lächerliche Jagd des letzten Tags, das verzweifelte Ringen nach Verdienst, — das alles sah Nikolaus in raschen Bildern blitzhell erleuchtet und er sah, wie Bernhard den ersten Branntwein trank, — er sah, wie er ihn hinunterstürzte wie Wasser, — er sah den betrunkenen Bruder in den Bach laufen — — — dann sah er den Vater, sah ihn jugendlich, so — wie Bernhard in gleichen Jahren — in gleicher Kraft — von Wirtshaus laufen zu Wirtshaus nach Arbeit — nach Brot — Kundschaft fordert Gegenkundschaft — der Vater vertrank den ganzen Gewinn der Arbeit, eh' er die Arbeit noch hatte, — nur um sie zu bekommen — so wars geschehen — — —. Das war das Schicksal des Vaters, — plötzlich verstand Nikolaus dies verabscheute Schicksal — dann sah er das Schicksal des Bruders — dann sein eigenes: es wiederholte sich an den Buben unabwendbar das Geschick ihres Vaters. —

Nikolaus hörte, wie Einer ihn anherrschte und ihn in die Fremde gehen hieß. Er war willenlos wie ein Kind und stand auf. Im Türrahmen zwischen Kammer und Stube ragte eine hohe Mannsgestalt in wallendem, schwarzen Mantel. Dem Glasnikolaus war es, als ob der Fremde schon immer bei ihm gewesen wäre, als ob er ihm immer schon befohlen habe wie ein Herr dem Knecht. Er

suchte seinen Ranzen, tat ein Stück Brot hinein und ging vor dem Fremden her gegen die Treppe. —

‚Für deinen Bruder werde ich sorgen,‘ sagte der Fremde und stellte einen Beutel neben den Strohsack. ‚Du aber mußt weichen — ich werde dir einen Weg zeigen, den sollst du gehen —‘.

‚Herr, vergönnt mir, daß ich zum Grabe meines Vaters gehe und dort sitze, eh' ich Abschied nehme —‘, versetzte der Glasbläser.

‚Hock' dich aufs Grab deines Vaters,‘ erlaubte der Fremde, — ‚warte, bis der erste Sonnenstrahl das Kreuz auf der Kirche aufblitzen läßt, dann warte ich schon auf dich am Totenhäuschen.‘ —

Sie trennten sich; — denn der Fremde hatte noch manchen Gang zu tun in dieser Nacht. — — —

Das fünfte Haus: Das schöne Weib des Holzhackers.

Sieben Raben flogen in dieser Nacht über den Hexentempel; als es aber zwölf Uhr schlug, waren's ihrer nur noch vier.

Eine Fledermaus hing unter dem obersten der drei Steinkreuze am Pfad, der aus dem Quelltopf zum Gipfel führte, am Rand des Waldes gegen die kahle Heide, und lugte nach den Raben. Sie lachte höhnisch in sich hinein, denn einer der Raben um den andern mußte ostwärts fliegen in das Licht, dort aber wurden sie weiß wie der Schnee und ein Jäger schoß ihnen einen Pfeil in die Brust. Der Pfeil konnte keinen der weißen Raben töten, aber er hing in ihrem Herzen und das zuckende Blut rann an ihm herab. Ihrer waren's sieben, als sie kamen; nun aber flogen ihrer nur noch vier über der Heide.

Die Fledermaus flog auf und flog über die Feldgewanne; die langen Wundmale der Erde waren vernarbt, sie glänzten silbern; aber die Fledermaus gluckste. Träumt, meine Schätzchen, träumt vom grünen Klee und den blauen Kornblumen, träumt von den wogenden Halmen. Träumt, solange die sieben Raben fliegen. Die sieben Raben fliegen in die Sonne; schon ihrer drei von den sieben flogen in die Sonne; und wenn sie alle weiß geworden sind wie der Schnee, dann kommen vom Dorf Teufelshausen die ächzenden Bauern mit ihren aufschreienden Pflügen, dann reißen sie die vernarbten Wunden der Erde wieder auf; dann fließt wieder dein rotes Blut hervor, rotes Blut, Liebchen, rotes Blut hervor. —

Dann flog die Fledermaus auf und flog zu den Steinbrüchen, den offenen Wunden der Erde. Aber auch die Steine schliefen und träumten von goldenen Domen und diamantenen Palästen, die auf

ihnen ruhten, von romanischen Bogen und gotischen Türmen — die Fledermaus aber gluckste und lachte in sich hinein. Nur vier Raben fliegen, nur noch vier, — und wenn der vierte fortgeflogen ist gegen Osten, dann kommen die fluchenden Steinmetzen, dann heben die Brecheisen wieder an zu klagen, dann heben die zerreißenden Steinbänke wieder an zu wimmern — träume, mein Schätzchen, träume den goldenen Traum.

Dann flog die Fledermaus durch den schlafenden Wald. Ei träume, mein Schätzchen; aus dir werden sie eine bunte Wiege machen, — hörst du schon das kleine Büblein lachen? — Ei, aus dir werden sie niedliche Schuhe höhlen, — hörst du schon die flinken Maidjen darinn klappern? — ei, träumt, ei, träumt; — wenn aber die sieben Raben weiß geworden sind wie der Schnee, dann hebet ihr an, die Ästearme zu ringen, dann wimmert und jammert ihr, dann kommt der keuchende Mann und das schreiende Beil, — dann werden eure kleinen Herzchen bluten, meine Schätzchen, — eure kleinen Herzchen bluten.

‚Seht,‘ rief der erste der vier Raben, ‚die Vergifterin der Träume fliegt über die Felder und Steinbrüche und Wälder!‘ ‚Ihre Giftsaat sproßt,‘ fuhr der zweite fort, ‚und keimt und geht auf in Stein und Pflanze und Getier, wenn der Tag sich naht.‘ ‚Wir sollten sie mit unseren Schnäbeln zerhacken!‘ krächzte der dritte. Der vierte aber fuhr auf sie nieder, da kam ihm ein Pfeil entgegengeflogen und traf sein Herz; er warf den Hals zurück, rotes Blut tropfte nieder, sein Gefieder ward weiß wie der Schnee. Dann schwang er sich auf und flog in stolzem, schmerzhaftem Flug gegen Osten. Die Fledermaus aber höhnte: ‚Den schwarzen Raben ist keine Gewalt gegeben über die Vergifterin der Träume, — ich bin ewig wie ihr!‘ — kichernd rutschte sie mit Gehusche hinunter ins Dorf. — — —

Der Holzhacker schlief, — und es schlief sein Weib und es schliefen seine sieben Kinder; auf Strohsäcken lagen sie, die Arme gekreuzt unter ihren kleinen Häuptern.

Des Holzhackers Weib aber ging durch den Frühlingswald. Und sie hörte den Tau reden und das Gras und die Büsche und die Bäume: ‚Sie ist die Schönste; von allen die Allerschönste.‘ Und der Tau glühte weißer und hing sich an ihre schwarzen Lederschühchen. Und das Gras ward schmeichlerischer und weicher und schmiegte sich an ihre weißen Strümpfe und an ihr elfenbeinglänzendes Bein. Und die Büsche wurden keck und legten den Arm um ihre Hüfte

und wisperten ihr lose Worte ins Ohr. Die Bäume aber neigten die Wipfel und schauten auf sie nieder.

Die Amseln hüpften an den Wegrand und pfiffen: ‚Ei Schönste, Allerallerschönste!' Und die Rotkehlchen sangen: ‚Du Feine, du Meine!' Die Veilchen dufteten: ‚Ei, komm und pflück' uns! pflück' uns! Mach' einen Kranz aus uns! Wir wollen dir dein schwarzes Haar schmücken wie der weiße Gischt das blaue Meer.' Und die Heckenrosen sagten gar nichts und krallten sich an ihre Arme und an ihr hellblauleuchtendes Mieder.

‚Bleib! bleib!' wischberte der Quell, wenn sie über den Steg ging. ‚Schau mich an und du siehst, wie schön du bist.' ‚Pst! — pst! — pst!' lockten die Spatzen. Dann machten sie ein groß Geschrei mit vielem Flügelgepatsch und moralischer Entrüstung, daß der ganze Wald es höre: ‚Bei der Blutbuche, bei der hohen Blutbuche am Findlingspfad, soll oft ein grüner Jäger gesehen sein; ein grüner Jäger und eine rosenrote Dirn. Bei der Blutbuche, bei der hohen Blutbuche am Findlingspfad, war gestern das Gras und Geblüm verdrückt und verrammelt.'

Ganz deutlich sah sie die Blutbuche wieder. Die hohe Blutbuche — und die weite grüne Wiese mit den vielen gelben und roten Schlüsselblumen. Und am Pfad, dicht neben dem Stein, auf dem sie saß, stand ein blauseidener gespornter Stolzer Heinrich. Und unten an der Wiese tanzten ihr drei Birken mit ihren feinen, flatternden Schleiern etwas vor. Und dahinter lag der Gau wie ein Hütebub auf der lichtglänzenden Wiese und schaute mit schwindeligem Kopf in die unendliche Tiefe des blauen Himmels, an dem die Sonne flog wie ein weißer Schmetterling.

Da sproßte vor ihr eine seltsame Blume auf; es war ein goldener, fünfzackiger Stern, der auf einem silbernen Stengel saß. Und als sie die Blume brach, da hielt sie einen silbernen Schlüssel in der Hand, der einen goldenen Kamm hatte.

Aus dem Blätterdache der hohen Blutbuche rief eine feine Stimme: ‚Komm mit! komm mit!' Und als Gertrud aufschaute, gewahrte sie eine Glücksschwalbe. Die konnte sprechen wie Menschenmund so süß; sie rief: ‚Komm mit! komm mit!' Und flog den Berg hinan und ins Steingeröll. Gertrud folgte ihr bis ins Gefels; da aber war die Schwalbe plötzlich entschwunden. In einem der Felsen stand eine eiserne Tür, die sie noch nie gesehen hatte. Kein Mensch wußte um diese Tür; der silberne Schlüssel aber mit dem goldenen Kamm konnte sie öffnen. Da strömte Licht aus dem Berg hervor und ein ganzes Meer von Licht!

Ganz deutlich sah Gertrud wieder den Thron in dem wundersamen Bergschloß. Sie saß auf dem Thron und zu ihren Füßen lag die ganze weite Rhön, lagen die Berge und Täler, die Felder und Triften. Zu ihrer Seite saß ein Mann. Es lag ein Bann über ihr, daß sie ihn nicht sehen konnte, aber sie wußte, daß sie ihn liebte. Und in Strömen kam das Volk zu ihr, aus allen Hütten und Häusern, aus allen Tälern kams. Die Glocken klangen von den Kirchtürmen her. Gertrud war die gnadenreiche Königin der Rhön, sie war die Schönste. Von allen Schönen die Alleraller-schönste. Sie war die Glücklichste. Von allen Glücklichen die Aller-allerglücklichste.

Da war es ihr plötzlich bewußt, daß sie das Weib des Holzhackers war, daß sie auf dem Strohsack lag neben ihrem Mann und neben ihren sieben Kindern. Ihre Glieder waren erstarrt, aber ihre Seele war wach. Sie konnte die Augen nicht öffnen, aber sie sah die Stube taghell erleuchtet, sie sah, daß eine schwarze Fledermaus durch die offene Türe hereingeflogen war und sich über ihrem Herzen an die weiße Stubendecke geklammert hatte. Von der schwarzen Fledermaus strömte Kälte aus wie Wärme vom Ofen. Und die Kälte machte das Weib des Holzhackers erfrieren bis in die tiefste Seele. An den Fenstern sproßten Eisblumen auf und zogen über die ganzen Scheiben. Gertrud wollte die Hand heben, die Fledermaus zu verscheuchen. Aber die Hand blieb starr und erfroren, kaum knisterte das Stroh, auf dem sie lag. Ihre Seele ward bang, als sei der Leib verstorben, sie aber sei eingesperrt in den verwesenden Leib, werde mit ihm begraben und fände sich nicht mehr heraus.

Wieder kam der Traum vom Bergschloß über sie. Sie saß auf dem Thron und schaute in das weite Land, auf die Bergrücken und Tannenkuppeln, die Taltriften und einsamen Weiler. Die Menschen gingen in schwarze Kleider gehüllt wie Fledermäuse und seufzten schwer. Gertrud mußte den Geliebten anschauen, der neben ihr auf dem Throne saß. Es war aber nicht ihr Mann, es war der junge, grüne Jäger, und sie war die rosenrote Dirn. Als aber der junge, grüne Jäger anhub zu reden, sprach aus seinem Munde die Stimme ihres Mannes: ‚Was hast du mir eine falsche Liebe mit in die Ehe gebracht; ich klage dich an. Dein Blick, der jenem Licht ist in der Finsternis, ist mir wie Feuer, das mich verbrennt. Dein Kuß, der ihn erquickte wie goldener Wein, ist mir bitteres Gift, das an meinen Lippen frißt. Die Umarmung, die jenem das Leben zeugt, gebiert mir den Tod.‘

Und wieder strömte das Volk zu ihrer Burg und ihrem Thron. Aber sie rannten daher mit geballten Fäusten und drohenden Stimmen. Es war wie ein Gewimmel von Zwergen, ein Ameisenhaufen, in dem es von ungezählten Tierchen wippte und wogte. Ein riesenhafter Mann in schwarzem, fliegendem Mantel stand wie ein Hexenmeister dahinter und ließ bald dort, bald da Tausende dieser Zwerge zu Riesen werden und drohend anstürmen; doch wenn sie ihren Fluch ausgestoßen hatten, sanken sie zurück in das Nichts. Sturmgeläute ging durchs Land und das Feuer flog von Haus zu Haus.

Sie war die Schönste! Von allen die Allerallerschönste! Sie war die Glücklichste! Von allen die Allerallerglücklichste. Sie sah ihren Vater und ihre Mutter neben sich stehen und sah hundert Elternlose; sie sah ihre Hütte und hundert Obdachlose; sie sah ihre Schuhe und hundert, denen die spitzen Steine wie Nadeln die nackten Füße stachen; sie sah ihr Kleid und hundert Frierende; sie sah ihr Brot und hundert Hungernde — Und die Hundert klagten die eine an, die eine unter den Hundert. Es kicherte aber die schwarze Fledermaus, die über ihrem Herzen an der weißen Decke hing. — Und wieder reckten sich Arme nach ihr und wieder dröhnten drohende Rufe: Ihrer Gesundheit klagten sie an tausend Kranke, der Schönheit ihres Körpers tausend Häßliche, der Gunst der Liebe tausend, die der Liebe nicht teilhaftig wurden. — Dann aber lachte die schwarze Fledermaus hell auf — der Bescheidenheit ihrer Seele klagten sie an zehntausend Hochmütige, ihrer Barmherzigkeit zehntausend Mitleidlose, ihrer Unschuld zehntausend Sündhafte. Und sie riefen: ‚Womit verdienst du das alles vor uns? Du hast's! Uns fehlt's!‘ Und nun fühlte sie deutlich, daß jener riesenhafte Mensch, der in der ungeheuren Menge der winzigen Wesen stand, an das Lager ihres Bettes trat und sich neben sie setzte und ihr ins Ohr sagte: ‚Weißt du nicht, daß alles Gute, alles Schöne, das die Menschen wollen, zum Bösen und zur Häßlichkeit wird, wenn sie es empfangen?‘

Die Schlafende rang um ihre Körperkräfte; das Stroh raschelte, ihr Leib krümmte sich, als schlügen Geißelhiebe auf sie ein.

‚Aber mußt du nicht wissen,‘ fuhr der Fremde fort, ‚du Reiche, du Schöne, du Gute, daß aller Reichtum, alle Schönheit, alle Güte aus der Armut, aus der Häßlichkeit und aus der Bosheit kommt? Selig sind die Armen, denn sie werden reich sein an der Gnade Gottes; selig sind die Häßlichen, denn ihr Angesicht erstrahlt in

Herrlichkeit vor dem Auge des Allmächtigen; selig sind, die mit Bosheit beladen sind, denn der Tod nimmt die Last von ihren Schultern und der Allgütige wird sie belohnen mit himmlischen Kronen.‘

‚Jesus, Maria, Joseph!‘ schrie das Weib — da gewannen ihre Glieder wieder die Kraft des Lebens, und sie setzte sich auf. Der Fremde aber floh aus der Kammer hinaus in die Nacht, und die Fledermaus schoß kreischend neben ihm her, zwischen seinen schreitenden Beinen hindurch und vor ihm ins Freie.

Der Holzhacker und die sieben Kinder standen um den Strohsack der Kranken. ‚Schau doch, du hast nur böse geträumt!‘ sagte der Mann. ‚Schau doch, ’s ist kein Mensch sonst da außer uns. Keine schwarze Fledermaus und kein Fremder!‘ Dann schob er den Riegel vor, er hatte am Abend vorher abzusperren vergessen. ‚Der Wind hat die Türe hin und her geworfen,‘ beruhigte er seine Frau — ‚es war kein Mensch da — keine Seele war da!‘

Sie aber jammerte, bis die Sonne im Osten aufging, und kein Trosteswort hatte Gewalt über ihre Seele und über ihren Schmerz, der keine Grenzen fand.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarismus oder organische Demokratie? / Von Karl Gottfried Hugelmann

Schon im Jahre 1915 haben wir an dieser Stelle im Anschluß an das berühmte Werk des Amerikaners Lowell dem Parlamentarismus, der spezifisch englischen Ausprägung des konstitutionellen Staatstypus, eine Betrachtung gewidmet. Wir haben uns damals, zu einer Zeit, da die öffentliche deutsche Meinung geneigt war, englische politische Einrichtungen völlig abfällig zu beurteilen, bemüht, objektiv zu bleiben, und die Bedeutung und die Vorzüge des englischen Parlamentarismus rückhaltlos anerkannt. Zugleich haben wir allerdings mit Nachdruck auf die Schattenseiten, die allen diesen Vorzügen gegenüberstehen, und insbesondere auf die historische und soziale Bedingtheit dieser eigentümlichen Regierungsform verwiesen, in der, wie in anderen, nur etwas relativ Gutes, aber keineswegs die absolut vollkommene, allgemeingültige Regierungsform erblickt werden kann.

Seit wir damals zu dieser Frage das Wort ergriffen, ist der Parlamentarismus einerseits zu einem Schlagwort der Entente-Diplomatie geworden, es ist aber auch in der deutschen öffentlichen Meinung ein Umschwung eingetreten, indem sich weite gebildete Kreise von diesem Schlagwort hypnotisieren lassen. Das ist um so bedauerlicher, als englische Stimmen mit einer unerhörten Anmaßung die Einführung des englischen Regierungssystems in Österreich und ganz besonders im Deutschen Reich in einen Zusammenhang mit den Friedensbedingungen bringen. Vor nicht allzu langer Zeit hatte noch Asquith — mit einem pharisäischen Seitenblick auf Deutschland — die Achtung vor der Mannigfaltigkeit der Typen als einen Vorzug englischer Geistesart erklärt. Heute aber verkündet Lloyd George, indem er einerseits zugesteht, daß man dem deutschen Volke die Wahl der Regierungsform nicht geradezu befehlen kann, anderseits, daß England die Gewährung eines billigen Friedens von der Einführung des parlamentarischen Systems — und er betont ausdrücklich, in dem Sinne, in dem man es in England versteht — abhängig macht. Mit andern Worten: England ist zwar für die Selbstbestimmung der Völker; aber Voraussetzung für ein freundnachbarliches Verhältnis ist, daß sie von dieser Selbstbestimmung in dem Sinne Gebrauch machen, sich ihrer nationalen Eigenart zu entkleiden und ohne jede Rücksicht auf geschichtliche Entwicklung die englische politische Kultur anzunehmen. An Stelle der ‚Mannigfaltigkeit der Typen' ist die englische Zwangsuniform getreten. Man braucht wirklich kein Chauvinist zu sein, um eine derartige Sprache als das zu bezeichnen, was sie ist, als eine Unverschämtheit, und es als schmachvoll zu empfinden, wenn diese Sprache aus gewissen Kreisen mit einer kritiklosen Verhimmelung des englischen Parlamentarismus und einem geringschätzigen Achselzucken über politische deutsche Eigenart beantwortet wird.

Auch dieser Strömung sind wir bereits in den Ausführungen, die wir

im Septemberheft dieser Zeitschrift dem ‚österreichischen Problem‘ gewidmet haben, entgegengetreten und haben uns bemüht, zu zeigen, wie sich gerade an diesem Problem das parlamentarische System als unzulänglich erweist.* Ein instinktives Gefühl hiefür herrscht bis weit in jene Kreise hinein, welche theoretisch die westlichen Demokratien unverhohlen bewundern. Denn nicht etwa nur die christlichsoziale, sondern auch die sozialdemokratische Partei hat sich in Österreich gegen ein parlamentarisches Ministerium ausgesprochen, ja das führende sozialdemokratische Organ hat, als es Ernst wurde, sehr im Gegensatz zu früheren Äußerungen das reinste Beamtenministerium als die beste Lösung erklärt. Wenn aber gerade die Parteien, die am stärksten im Volk wurzeln, von der parlamentarischen Regierungsform nichts wissen wollen, wird es schwer halten, diese als eine aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker sich ergebende Forderung hinzustellen.

Noch lebhaftere Wellen als in Österreich hat die Frage der Parlamentarisierung im Deutschen Reich geworfen. Sehr starke Kräfte, auch tief im Volk wurzelnde Parteien, scheinen ihr hier freundlich gegenüberzustehen, allerdings ohne sich über ihr Wesen vollständig klar zu werden. Immerhin haben sich bisher die Gegenkräfte noch als stärker erwiesen, und es sind selbst innerhalb der einzelnen Parteien die Meinungen hart aneinandergeraten. Angesichts dieser Tatsachen ist es wohl an der Zeit, nochmals ernstlich von der Warte politischer Wissenschaft aus zu erwägen, ob der Parlamentarismus bei unserer derzeitigen Verhältnissen möglich und ob er im Lichte der geschichtlichen Entwicklung des deutschen politischen Denkens überhaupt als eine wünschenswerte Entwicklung erscheint.

Zunächst scheint es uns eine ganz zweifellose Tatsache zu sein, auf welche schon von den verschiedensten Seiten verwiesen wurde, über welche aber die blinden Parlamentarisierungsfanatiker mit beharrlichem Schweigen hinweggehen, daß der Bestand einer einigermaßen homogenen Majorität in der Volksvertretung die unumgängliche Voraussetzung für ein gedeihliches Funktionieren

* Außer in unseren beiden im Text bezogenen Aufsätzen (‚Der Parlamentarismus‘ im 10. Heft des 12. Jahrganges und ‚Das österreichische Problem‘ im 12. Heft des 14. Jahrganges) sind die hier behandelten Probleme, wenn auch nicht unter demselben Gesichtswinkel, noch öfter in diesen Blättern behandelt worden, z. B. von Spahn (‚Was ist Demokratie?‘, 1. Heft des 11. Jahrgangs), von Mendelssohn-Bartholdy (‚Englische Politiker von heute‘, 5. Heft des 12. Jahrganges) und in jüngster Zeit wiederholt von Scheler. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, daß unser Standpunkt mit dem keines der genannten Autoren sich genau deckt. Unter der unübersehbaren Literatur, die der Weltkrieg hervorgerufen hat, sei das volkstümlich geschriebene (allerdings allzu einseitig anklagende) Schriftchen von H. St. Chamberlain, ‚Demokratie und Freiheit‘, hervorgehoben. Als das bedeutendste umfassende Werk der neueren deutschen Staatswissenschaft ist das (allerdings zunächst nur das parlamentarische Verfahren behandelnde) Werk von Redlich, Recht und Technik des englischen Parlamentarismus, Leipzig 1905, zu nennen.

der parlamentarischen Regierungsform ist. Ob das Fehlen dieser Voraussetzung infolge der größeren Zersplitterung der Parteien im Deutschen Reich — in Österreich ist sie schon durch die Vielheit der Nationen gegeben — gegenüber England auf Fehler oder umgekehrt gerade auf Vorzüge des deutschen Nationalcharakters zurückzuführen ist, ist für die praktische Frage belanglos. Sicher ist, daß die erwähnte Voraussetzung fehlt und daß sie sich künstlich nicht beschaffen läßt, und mit dieser einen Feststellung ist unseres Erachtens für absehbare Zeit gegen die Parlamentarisierung entschieden.

Nun könnte man vielleicht einwenden, daß auch die Zusammenfassung verschiedener Parteien zu einer Mehrheit möglich ist und daß dann eben die Führer aller dieser Parteien das Ministerium bilden müssen. Dies mag für bestimmte, große Staatsaufgaben, hinter denen in einem gegebenen Zeitpunkt alle anderen zurücktreten, denkbar erscheinen. Aber als regelmäßige Regierungsform müßte ein derartiger Parlamentarismus die Staatsverwaltung einfach lahm legen. Im Parlament, wo die Entscheidung jeder einzelnen Frage durch Abstimmung erfolgt und die Parteien hiedurch zu gegenseitigen Zugeständnissen gezwungen werden, mag sich eine derartige Majorität auf einer mittleren Linie einigen. In der Verwaltung aber, wo doch seit Jahrhunderten das Kollegialprinzip durch das Ressortprinzip ersetzt ist, würde beim Bestand eines parlamentarischen Ministeriums gleichzeitig ein Ressort nach sozialdemokratischen, ein zweites nach manchesterliberalen, ein drittes nach den Grundsätzen der Zentrumspartei verwaltet werden. In Österreich hat man es ja zeitweilig versucht, gleichzeitig einige Ressorts von deutschnationalen, andere von tschechisch-nationalen Parlamentariern verwalten zu lassen; die Folgen waren derart, daß man nur sagen kann: vestigia terrent. Daß die Engländer die Einführung einer solchen geradezu unsinnigen, die Staatsverwaltung dem Wirrwarr überantwortenden Regierungsform im Deutschen Reich gerne sehen würden, läßt sich wohl begreifen. Daß aber patriotisch und national gesinnte Männer ihr das Wort reden, ist verwunderlich. Sie bedeutet nach unserer festen Überzeugung für Deutschlands Macht und Größe, ja vielleicht für Deutschlands Einheit den Anfang vom Ende.

Wenn wir also erkennen, daß eine parlamentarische Regierung bei der heutigen Struktur des Parteilebens nicht möglich ist, so wollen wir trotzdem der Frage nicht aus dem Weg gehen, ob die parlamentarische Regierungsform überhaupt deutschem politischem Denken als ein erstrebenswertes Ideal erscheinen kann. Wir stehen nicht an, diese Frage auf das bestimmteste zu verneinen. Das rein parlamentarische System ist eine bloß mechanische Ermittlung des ‚Volkswillens' auf Grund eines augenblicklichen Zahlenverhältnisses, welches bei der großen Wandelbarkeit der Volksstimmung vielleicht schon in dem Augenblick, in dem es wirksam wird, gar nicht mehr richtig ist. Es gehört aber eine große Bescheidenheit dazu, in einer rein mechanischen Lösung ein Ideal zu erblicken, während sie doch höchstens einen Notbehelf darstellen kann. Man braucht nicht so weit zu gehen

wie Fürst Sapieha in Schillers „Demetrius", der ausruft: ‚Die Mehrheit ist der Unsinn.' Aber soviel wird jedermann, der sich nicht mit einer ganz mechanischen Erklärung des Staates und der Geschichte begnügt, einräumen, daß eine Regierungsform, welche der augenblicklichen Mehrheit die unbeschränkte Herrschaft einräumt und bedeutsame, mit der Geschichte des Volkes verwachsene Gruppen desselben, die sich in der Minorität befinden, gar nicht an der Bildung des Staatswillens beteiligt, den Volkswillen nur sehr unvollkommen, eigentlich nur auf Grund der unwahren Fiktion, daß der Wille der Mehrheit der Wille der Gesamtheit ist, zur Geltung bringt. Ferner vergesse man nicht, daß auch die Gesamtheit einer lebenden Generation nicht das Volk ist, welches vielmehr als — am Maße eines Menschenalters gemessen — unsterbliche Einheit aller vergangenen und zukünftigen Generationen auch über der Gesamtheit der Lebenden steht. Selbst der aus einer Augenblicksstimmung leidenschaftlicher Erregung geborene Wille einer erdrückenden Mehrheit, der dem aus einer tausendjährigen Geschichte wehenden Volksgeist untreu wird, darf nicht in Anspruch nehmen, im Namen des Volkes zu sprechen. Und vollkommen kann man eine Verfassung nicht nennen, welche ohne ausreichende Gegengewichte die augenblickliche Mehrheit der aus den organischen Zusammenhängen des geschichtlich gewachsenen Volkes gelösten Individuen zum Herrn über Entschlüsse macht, welche vielleicht auf Jahrhunderte hinaus wirken, und damit das Volk in seinen noch ungeborenen Generationen der Laune und Willkür eines Augenblickes preisgibt.

Dabei ist noch eines besonders zu beachten. Von allen Despotien ist die Despotie der Mehrheit die härteste und rücksichtsloseste. Jede andere Herrschaft, liege sie nun in den Händen eines Monarchen oder einer Oligarchie, muß auf die Interessen und Überzeugungen der Beherrschten eine gewisse Rücksicht nehmen, wenn schon nicht aus edleren Motiven, so zum mindesten deshalb, weil sie sonst mit gewaltsamer Auflehnung rechnen muß. Bei der Herrschaft der Mehrheit, die auch physisch stärker ist, der es möglich ist, die Minderheit einfach auszurotten, wie es die Engländer nicht ohne Erfolg an den unglücklichen Iren praktiziert haben, fällt auch diese Rücksicht weg; hier fehlt auch das letzte Ventil gegen unerträglichen Tyrannendruck, die Revolution. Wenn dies in dem klassischen Lande des Parlamentarismus, in England — abgesehen von dem Verhältnis zu den Iren — nicht zur Geltung kommt, so liegt die Erklärung außer in gewissen Einrichtungen der englischen Verfassung, die mit dem Parlamentarismus nichts zu tun haben und auf die wir noch zu sprechen kommen, wieder in der eigentümlichen Schichtung des englischen Parteilebens. Die beiden großen englischen Parteien, die in der Herrschaft abwechseln, sind nicht durch große Gegensätze dauernder politischer Prinzipien oder gar der Weltanschauung getrennt. Wenn sie in der Herrschaft abwechseln, so bedeutet das in der Regel, daß sich die staatliche Entwicklung einmal rascher, dann wieder langsamer, aber im großen ganzen

doch stetig in derselben Richtung bewegt. Was es unter anderen Verhältnissen bedeutet, dafür bieten die demokratischen Satyrspiele in den romanischen Ländern und noch mehr in Rußland oder in Griechenland geradezu anwidernde Beispiele. Fürwahr, es ist hohe Zeit, daß sich das deutsche politische Denken auf sich selbst besinnt und nicht den Eigenwert, den es geschaffen, um das Linsengericht des Parlamentarismus schmählich preisgibt. Diesen Eigenwert aber erblicken wir u. a. gerade in einer durch die historische Tradition und Kontinuität fest im Staatsgedanken verankerten Regierung, welche, indem sie aus allen im Staatsorganismus lebendigen Kräften die Resultierende zieht, über den Parteien steht, nicht durch mechanische Verbindung einzelner Personen, sondern durch eine geistige, im Zeichen des Staatsgedankens vollzogene Synthese, welche Unparteilichkeit als ein Postulat der Rechtsidee ansieht, nicht aber Parteilichkeit zum politischen Prinzip erhebt. Räumen wir doch endlich auf mit der einseitigen Einstellung der politischen Erörterungen auf die Frage, wer herrschen soll, und vergessen wir daneben nicht die wichtigere, auf deren Lösung alle politische Kultur zurückgeht, wie die Bindung jeder Herrschaft, sei es nun die eines Königs oder die einer Mehrheit, an Schranken bewirkt werden kann, ohne die staatliche Willensbildung lahmzulegen.* Keinem anderen Volk als dem deutschen, das in Friedrich Schiller als Dichter und Denker der Menschheit den größten Bannerträger des Idealismus geschenkt hat, geziemt es mehr, diesem Problem der Versöhnung von Ordnung und Freiheit, welchem er in allen seinen staatsphilosophischen Schriften nachgespürt hat, in der theoretischen und praktischen Politik gerecht zu werden.

Wir möchten nicht mißverstanden werden. Es liegt uns gänzlich ferne, den Zustand der Verfassung im Deutschen Reich oder gar in Österreich oder in Ungarn als keiner Verbesserung fähig oder bedürftig hinzustellen oder auch nur zu leugnen, daß wir zum Zwecke politischer Reformen auch von anderen Staaten, insbesondere von England, lernen können. Was wir aber mit aller Entschiedenheit ablehnen, ist das Ansinnen, die organische Entwicklung des historisch Gewordenen und national Bedingten durch die wahllose Übernahme eines fremden Regierungstypus zu unterbinden; die Entwicklung muß vielmehr — wenn auch nicht unter engherzigem Ausschluß fremder Einflüsse, so doch — aus den eigenen inneren Triebkräften heraus und sie muß vor allem — das ist ein Gebot nationaler

* Bezeichnend für die weit verbreitete Betrachtungsart (welche übrigens der tatsächlichen englischen Verfassung, wie wir noch sehen werden, unrecht tut) ist z. B. die Formulierung von G. B. Adams (The Origin of the English Constitution, New Haven, 1912): ‚Verfassungsgeschichte heißt die Erfindung von Handhaben, die den König zur Beobachtung des Rechtes zwingen.' Wirklich nur den König? Das wäre sehr traurig.

Ehre und staatlicher Selbstbehauptung — frei von fremdem Druck erfolgen. Das deutsche Volk hat den schweren Schaden bis heute nicht überwunden, den die allzu weitgehende Rezeption des römischen Privatrechts ihm geschlagen hat; es sollte es nicht danach gelüsten, die Probe mit dem öffentlichen Recht zu wiederholen und auch hier das sacrificium der nationalen Eigenart zu bringen.

Wir wollen ferner und können auch nach unserer Meinung von einem aufmerksamen Leser der bisherigen Ausführungen nicht mißverstanden werden in der Richtung, als ob wir Gegner der Demokratie wären. Nicht deshalb bekämpfen wir die Einführung einer parlamentarischen Regierungsform, weil sie zu demokratisch ist, sondern im Gegenteil deshalb, weil ihr Versuch, den Willen und die Überzeugung des Staatsvolkes rein mechanisch zu errechnen, scheitern muß. Der mechanischen Demokratie stellen wir die organische gegenüber, etwa wie sie von einem der bedeutendsten politischen Denker, die das deutsche Volk hervorbrachte, Schäffle, theoretisch begründet wurde und von einem der größten deutschen Staatsmänner, dem Freiherrn von Stein, schon in der Zeit tiefster nationaler Erniedrigung praktisch zum Hebel der Wiedergeburt Preußens gemacht worden war. Der eigentliche Kern des deutschen politischen Denkens liegt einerseits in der Erfassung des Staates als eines Organismus, in der Erkenntnis, daß sich die geschichtliche Realität des die Generationen überdauernden und überhöhenden Volkes in der Summe der einzelnen Individuen nicht erschöpft, daß vielmehr Staat und Volk nach einem Worte Fickers von unten auf in organischer und harmonischer Zusammenfassung reich gegliederter Rechtskreise sich aufbauen, und in der Bindung auch aller dieser Rechtskreise, einschließlich des Staates selbst, an ein von ihrer Willkür unabhängiges Recht. Die schroffe Gegenüberstellung des omnipotenten Staates als Gesamtheit einerseits, der Staatsbürger als dessen einzige Glieder anderseits und in Konsequenz dessen die einseitige Auffassung der politischen Freiheit als gleichmäßige Anteilnahme der aus allen organischen Zusammenhängen gelösten Individuen an der Bildung des Staatswillens, die Gleichsetzung des Willens der Mehrheit mit dem der Gesamtheit charakterisiert die romanische Staatsauffassung, der wir in der ungeheuren Wucht ihres Staatsbegriffes eine gewisse Größe keineswegs absprechen wollen. Sie bedeutet aber zugleich — das vergesse man nicht! — den Tod des germanischen Freiheitsideals, das Freiheit jeder menschlichen Persönlichkeit — auch gegenüber dem Staate fordert. Und ohne alle Überhebung wollen wir Deutsche uns bewußt bleiben oder wieder bewußt werden, daß die Menschheit ärmer wäre, wenn unter der Mannigfaltigkeit der politischen Typen die eigenartige Ausprägung des deutschen Staatstypus in einer Schablone unterginge.

Nur eine politische Reform, die sich diesen Grundgedanken fest vor Augen hält, kann man eine organische nennen, unter dem doppelten Ge-

sichtspunkt der geschichtlichen Kontinuität und der staatsphilosophischen Konstruktion. Jeder Gedanke, die historisch-politischen Individualitäten, insoferne sie noch von einem politischen Gemeinbewußtsein getragen werden, gewaltsam zu zerstören, ist von vorneherein zu verwerfen: nicht die Zerstörung der föderativen Grundlage des Deutschen Reiches, der Autonomie der Kronländer in Österreich, der Komitatsverfassung in Ungarn darf das Ziel sein, sondern ihre den veränderten Bedürfnissen entsprechende Ausgestaltung und harmonischere Einpassung in das größere Ganze. Neue Sonderinteressen für den Staat bedeutsamer Gruppen werden durch neue autonome Bildungen zur Geltung zu bringen sein. Speziell in Österreich verlangt die Lösung der nationalen Frage gebieterisch den Einbau einer nationalen Autonomie in die bestehende Verfassung, worauf wir schon in unserem Aufsatz über das österreichische Problem verwiesen haben; in Ungarn dürfte der konfessionellen Autonomie eine ähnliche Bedeutung zukommen. Ein besonderes Gewicht ist auf den sorgfältigen Ausbau der Berufsorganisationen öffentlichen und privaten Rechts zu legen, worin das Deutsche Reich wohl heute schon an der Spitze aller Kulturstaaten steht. Sie sind nicht nur Selbstverwaltungskörper für bestimmte Interessen und geeignete Grundlagen für Standesvertretungen, welche untereinander — man denke nur an die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit! — die wirtschaftlichen Interessen ausgleichen und damit den Vorsprung der wirtschaftlich stärkeren Klassen paralysieren, sondern auch im engen Kreise der jedermann zunächst vertrauten Interessen die unübertreffliche Vorschule der politischen Freiheit. Man vergegenwärtige sich nur die ungeheuren Leistungen der deutschen Arbeiter-Organisationen und der Arbeiter-Fürsorge! Fürwahr, es gehört eine erstaunliche Oberflächlichkeit dazu, ein Staatswesen höher zu werten, welches verelendeten und in ihrer Vereinzelung der Macht des Kapitalismus preisgegebenen Sklaven (im wirtschaftlichen Sinne) das formale Recht einräumt, Stimmzettel abzugeben, ein Recht, für dessen Gebrauch ihnen alle Voraussetzungen fehlen (gerade so wie auf privatwirtschaftlichem Gebiet für den Gebrauch der formalen Vertragsfreiheit), als ein anderes, das vielleicht in der Zuerkennung politischer Rechte an die breiten Massen zu zögernd voranschreitet, aber durch unerreichte, mit weitgehender Selbstverwaltung ausgestattete Berufsorganisation und durch soziale Fürsorge auch den breitesten Volksschichten zu einer menschenwürdigen Existenz verholfen und sie auf eine Stufe gehoben hat, von der aus sie nun mit doppeltem Gewicht sich an der staatlichen Willensbildung werden beteiligen können. Dabei wollen wir ausdrücklich hervorheben, daß in Bezug auf den föderativen Staatsaufbau gerade England mit den Mittelmächten übereinstimmt und mit seinem hoch ausgebildeten Selfgovernement, das viel mehr als der Parlamentarismus den unsterblichen Ruhmestitel seiner Verfassung bildet, sogar vorbildlich vorangegangen ist. Und in diesen Elementen, dem germanischen Erbteil der englischen Ver-

fassung, erblicken wir auch einen der Gründe, welche die üblen Wirkungen des Parlamentarismus bis zu einem gewissen Grad auszugleichen vermochten.

Die organisierten Glieder des Volksganzen dürfen auch nicht übersehen werden, wenn es gilt, eine repräsentative Volksvertretung zu bilden. Gewiß wird bei der Bildung des Staatswillens die Tatsache, daß die Majorität der Staatsbürger in einer bestimmten Richtung sich entschieden hat, sehr stark ins Gewicht fallen, aber allein entscheidend wird sie nicht sein dürfen. Der organischen Auffassung des Staates, welcher zugleich als Gesamtheit der Bürger und als Zusammenfassung aller geschichtlich im Volk erwachsenen Verbände sich darstellt, entspricht daher das in der berühmten Osterbotschaft verkündete und nun auch in Sachsen in Erörterung stehende Programm, die Gesetzgebung und die Kontrolle der Regierung in die Hände zweier Kammern zu legen, deren eine aus allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen hervorgeht, deren andere Vertreter der verschiedenen Berufsstände umfaßt, wie dies ähnlich schon Schäffle gefordert hat. Und es könnte keinen verhängnisvolleren Fehler geben, als wenn konservative Parteien sich dieser gesunden und zeitgemäßen Reform widersetzen wollten. Hätte man nicht in falsch verstandenem Konservativismus etwas so Unzeitgemäßes, durch die Entwicklung Überholtes, übrigens, wie unlängst Max Scheler in diesen Blättern (10. Heft des 14. Jahrgangs) mit Recht betont hat, durchaus nicht organisch Gewordenes, wie das preußische Dreiklassenwahlrecht ist, starrsinnig festgehalten, so drohte jetzt vielleicht nicht die parlamentarische Sturmflut alle Dämme hinwegzuspülen, welche die Fundamente des deutschen Staates schützen.

In der Volksvertretung des Gesamtreichs ist allerdings an eine Heranziehung berufsständischer Elemente derzeit nicht zu denken, sie ist hier auch nicht so unentbehrlich, weil die Paralysierung des mechanischen Majoritätsprinzips durch den Bundesrat, der den föderativen Charakter des Reiches zum Ausdruck bringt, sichergestellt ist. Um so nötiger wird es allerdings außerdem sein, daß die Reichsgeschäfte nach wie vor von einer Regierung besorgt werden, die mehr ist als der Ausschuß einer zusammengeklitterten Majorität. Das schließt natürlich keineswegs aus, daß die Regierung, wie ja auch heute schon der Reichskanzler, dem Reichstag politisch, aber auch nicht, daß sie ihm juristisch verantwortlich ist, so daß der Reichstag sie vor einem mit allen Garantien der Unabhängigkeit ausgestatteten Gericht in Anklagezustand versetzen kann. Der bundesstaatliche Charakter des Reiches würde unseres Erachtens dadurch in keiner Weise verletzt, wenn nur ein gleiches Recht auch dem Bundesrat oder vielleicht auch den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten eingeräumt würde. Übrigens hat der Reichstag schon heute in der Möglichkeit der Budgetverweigerung das denkbar stärkste Machtmittel in der Hand.

Wir können natürlich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes unser Thema nicht im entferntesten erschöpfen. Nur kurz sei angedeutet, daß es noch

eine große Zahl weiterer Mittel gibt, die dazu beitragen, um einen Staat wahrhaft demokratisch zu regieren und doch oder gerade um deswillen die Gefahren der einseitigen Majoritätsherrschaft zu mindern. Der Schutz der individuellen öffentlichen Rechte durch unabhängige Verfassungs- und Verwaltungsgerichtshöfe, das Proportionalwahlrecht, die Forderung qualifizierter Majorität zu gewissen Entschließungen, die Garantierung konfessioneller Parität und dergleichen mehr gehört hierher. Wo es sich um festgefügte, dauernde Minoritäten und zugleich um besonders tief ins Gefühlsleben einschneidende Fragen handelt, wie bei den Nationalitäten in Österreich, werden sich, wie seinerzeit die konfessionellen, so heute nationale Vetokurien, bei sehr gemischter Siedelung zur Lösung bestimmter nationaler Fragen auch der nationale Kataster empfehlen.

Eine ganz besonders zuverlässige Garantie gegen die Exzesse einer zügellosen Majoritätstyrannei, die so leicht in eine faktische Plutokratie ausartet (Chamberlain), erblicken wir aber — das wollen wir zum Schlusse nicht verschweigen — in der Erhaltung einer starken Monarchie, stark nicht durch die Schwäche der Volksvertretung, welche vielmehr als gleichstarker Faktor neben dem Herrscher für das Gleichgewicht der Kräfte sorgen soll. Fritz Kern hat unlängst in einem gedankentiefen Buch,* dem wir an anderem Ort eine fachwissenschaftliche Besprechung widmen werden, gezeigt, wie die Elemente der konstitutionellen Monarchie im frühmittelalterlichen germanischen Staat grundgelegt sind. Es würde den Rahmen unseres Themas überschreiten, die germanische Monarchie hier näher zu betrachten; es genüge die Feststellung, daß ein durch hundertjährige geschichtliche Erziehung mit dem Volk und dem Staat wirklich verwachsenes Herrscherhaus, wenn ihm als Gegengewicht eine selbstbewußte Volksvertretung gegenübersteht, nicht ein Hemmnis der Entwicklung, sondern einen Regulator derselben, eine Schutzwehr gegen die Zerstörung nationaler Tradition unter dem Eindruck augenblicklicher Impulse darstellt. ‚Das mit Volksfreiheit gepaarte Königtum ist der tiefste Staatsgedanke der Germanen' (Schulze), die damit — und unter ihnen voran wieder die Deutschen — das uralt-heilige Erbe der Indogermanen am treuesten behütet und entfaltet haben, deren ‚ältestes Staatsrecht auf zwei Pfeilern, dem König und der Landgemeinde, beruht' (Schrader).

Und damit kommen wir wieder zu jenem Punkt, den man in den Stürmen der heutigen Verfassungskämpfe mit der Beredsamkeit eines Apostels dem Gewissen der Nation einprägen möchte. Gedenken wir, daß wir Deutsche sind! Wehe uns, wenn wir leichtsinnig das nationale Erbe des geschichtlich gewordenen deutschen Staats vergeuden und, fremden Götzen trauend, das Gesetz unserer inneren Entwicklung aus der Hand

* Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter (Mittelalterliche Studien I_2), Leipzig 1915.

unserer Feinde annehmen! An dem Tag, an dem das deutsche Volk sich betören läßt, die geschichtlichen Grundlagen seiner Macht und Größe ehrlos preiszugeben, und in gedankenloser Bewunderung des Fremden dem Parlamentarismus englisch-französischer Prägung das Tor öffnet, spricht es sich selbst das Todesurteil. Denn — mit tiefem Ernste sagen wir es — ein Volk, das das Bewußtsein seines nationalen Eigenwerts und den Stolz auf seine geistige Geschichte verlieren würde, ein solches Volk verdiente, zu sterben.

Novemberabend

Novemberabend — draußen Sturm und Nacht,
Die Erde lag im Winterfrost gefangen.
Wir aber wandten leise Blatt um Blatt,
Und wurden nicht der kleinen Lieder satt,
Die von der Sonne und den Blumen sangen.

Sophia Steinwarz.

Kardinal Merciers öffentliches Wirken

Ein psychologischer Versuch / Von Engelbert Krebs

„Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!" (Matth. 7, 1.) Dieses Wort des Herrn verbietet uns, mit liebloser Selbstgerechtigkeit und anmaßendem Hochmut den sittlichen Wert oder Unwert unserer Mitmenschen zu beurteilen. Wir dürfen die Gerichte Gottes nicht vorwegnehmen. Denn einer allein schaut in die Herzen und Seelen hinein: Gott, der Allwissende. Und einer allein richtet über Gute und Böse: Gott, der allein Heilige. Alles unnötige Reden über die Fehler anderer, alle eitle Freude über die Minderwertigkeit anderer, alle unnötigen Vergleiche zwischen uns und anderen fallen unter dieses ernste Gebot des Herrn. — Dennoch wollte Gott nicht, daß wir blind sein sollten gegen die Handlungen anderer: Überall dort, wo uns die Beurteilung der Handlungen anderer als Grundlage notwendig ist für unser eigenes Handeln, da gilt die Verpflichtung, sich dieses Urteil nach bestem Wissen und Überlegen zu bilden, um danach Stellung nehmen zu können. Das hat der Heiland zum ausdrücklichen Gebot gemacht, indem er den Juden im Hinblick auf ihre Schriftgelehrten sagte: ‚Beobachtet und tuet alles, was sie euch sagen. Aber ihre Werke tuet nicht!' (Matth. 23, 2.)

Es gibt also Lagen, wo wir durch des Heilands eigenes Gebot aufgefordert werden, die offenkundigen Handlungen anderer zu beurteilen, und danach uns die Richtschnur des eigenen Handelns zu gewinnen. Das einzige, wovor wir uns dabei hüten müssen, ist jene lieblose Selbstgerechtigkeit, welche durch das Verbot des ‚Richtens' vom Herrn gebrandmarkt worden ist.

Zu denjenigen Persönlichkeiten, welche im Verlaufe des gegenwärtigen Weltkrieges am stärksten die Beurteilung der Mitwelt und zumal der katholischen Mitwelt herausgefordert haben, gehört der Primas von Belgien, Kardinal Désiré Mercier, Erzbischof von Mecheln. Von dem Tage an, da er, mitten im wildesten Kriegslärm, unbehindert vom Feinde und mit größter Hochachtung von diesem selber über deutsches Gebiet geleitet, nach Rom fuhr zur Papstwahl, bis zu den jüngsten Erlassen an seinen Klerus in Sachen des vlämischen Aktivismus, sind seine Taten und Erlebnisse für jeden von Interesse gewesen, der die Geschichte des gegenwärtigen Krieges ernstlich verfolgt und miterlebt. Und leidenschaftlich sind die Urteile über ihn von Mund zu Mund geflogen: Als Martyrer-Kardinal und ungekrönter König der Belgier von der einen Seite erhoben und gepriesen, ward er von der anderen Seite oft mit bittersten Vorwürfen überschüttet und sogar des Anspruchs auf Zubilligung der bona fides verlustig erklärt.

Angesichts solcher äußersten Gegensätze in der Beurteilung eines führenden Geistes im katholischen Lager ist es Pflicht der Katholiken, sich ein ruhiges Urteil zu bilden und danach die eigene Stellungnahme

gegenüber dem so stark hervortretenden Kirchenfürsten einzurichten. Wir deutsche Katholiken bewahren schöne und wertvolle Erinnerungen an den Philosophen Mercier; darum dürfen uns die neueren und neuesten Taten des Kardinals nicht die Ruhe und Gerechtigkeit des Denkens stören. Ja, je mehr alle jene, die erst im Verlauf des Krieges seinen Namen kennen gelernt haben, sich bereitfinden, diesen Namen mit dem Inbegriff blindwütender Deutschfeindlichkeit in Verbindung zu bringen, desto mehr erwächst uns deutschen Katholiken die Pflicht, das Bild des ganzen Mannes, so wie er seit bald 40 Jahren durch öffentliche Leistungen sich der Mitwelt bekanntgemacht hat, uns und den anderen vor Augen zu stellen, damit wir nicht ungerecht werden.

Kardinal Mercier gehört zu jenen Männern des öffentlichen Lebens, die nicht hinter ihren eigenen Taten verschwinden, so wie etwa die Eigenpersönlichkeit des hl. Thomas von Aquin hinter der sachlichen Klarheit und Kühle seiner Quästionen ganz ins Unfaßbare zurücktritt; sondern von ihm gilt, was man von Hieronymus in der Wüste sagen konnte: Seine Leidenschaft und Glut, sein Haß und seine Liebe, sein Ringen und sein Kämpfen blitzt überall durch das geschriebene Wort hervor.

So bietet er selber die Möglichkeit, aus seinem früheren öffentlichen Wirken das Material zu schöpfen für eine psychologische Studie. Und diese wiederum bietet uns dann den Unterbau für die Beurteilung seines Wirkens im Kriege. Es wird sich zeigen, daß dieses letztere sich gar nicht so unvermittelt neben das erstere stellt. Es werden sich genügend Einzelzüge aus der Betrachtung seines Friedenswirkens ergeben, welche zur Erklärung seines Verhaltens im Kriege vieles beitragen. Wenn wir aber erst einmal gelernt haben, die psychologischen Bestimmtheiten seines Wirkens zu verstehen, dann wird auch unser Urteil von jener Übereiltheit und Härte sich frei halten, von der er selber leider dem Feinde gegenüber sich nicht freizuhalten gewußt hat. Diejenigen unter den Lesern Hochlands also, welche geneigt sind, sich um dies ruhige Urteil zu bemühen, mögen sich nicht scheuen, zunächst mit mir etwas weit zurückzuwandern in ferne friedlichere Zeiten, um dann erst, in einem zweiten Teil, die eigentlich ‚aktuelle' Seite unseres Themas in Angriff zu nehmen.

I.

Désiré Joseph Mercier ist der Sohn eines Pächters in Braine L'Alleud in belgisch Brabant. Geboren am 21. November 1851 steht er heute im 66. Lebensjahre. Seine Erziehung zum künftigen Priester und Philosophen begann in Mecheln im kleinen Seminar. Sie setzte sich fort im großen Seminar in Mecheln, sowie in mehrjährigen Universitätsstudien. Zum Priester geweiht wurde er im Jahre 1874. Als Belgier in der Mitte zwischen deutscher und französischer Kultur lebend, besuchte er deutsche und französische Universitäten, nämlich Leipzig und Paris, um mit den neueren Vertretern der Philosophie geistige Fühlung

zu gewinnen. In Leipzig war er Schüler von Wilhelm Wundt, dessen Experimentalpsychologie ihn lebhaft interessierte. Zur Vertiefung seiner im Seminar gewonnenen Kenntnisse der scholastischen Philosophie versenkte er sich in das Studium des Werkes eines anderen Deutschen, nämlich in ‚die Philosophie der Vorzeit' von Joseph Kleutgen. Kardinal Mercier hat in späteren Jahren gerne und dankbar erzählt, wie viel er dem Studium dieser Arbeit des deutschen Jesuiten verdanke.* Das Werk Kleutgens entstand in einer Zeit, wo man der spekulativen Philosophie überall mit einer kritischen Verachtung gegenüberstand, und wo Kritizismus, Mechanismus, Psychologismus und höchstens noch logische Untersuchungen die alten großen Gedanken ersetzen sollten, welche früher dem Denken Richtlinien gegeben hatten.

Im Jahre 1860 begonnen, lag die gewaltige Leistung des westphälischen Paters schon 1863 fertig vor. Und sie hat wesentlich dazu beigetragen, die törichten Vorurteile gegenüber der Scholastik als Philosophie zu zerstreuen. Am tiefsten und nachhaltigsten hat das von Kleutgen ausgestreute Samenkorn in Merciers Seele gewirkt. Denn dort hat es die Kräfte geweckt und genährt, die hundertfältige Frucht zu bringen berufen waren.

Mercier wurde im Jahre 1877 zum Professor der Philosophie am Seminar in Mecheln ernannt und blieb daselbst tätig bis 1882. In dieser Zeit sah er ein, daß das bisher an belgischen katholischen Lehranstalten übliche Verfahren im Vortrag der Philosophie ein unglückliches war, und daß auf diese Weise eine gründliche Einführung in die Probleme nicht möglich sei. Er entschloß sich, von der alten Überlieferung zu lassen und seine eigenen Wege zu gehen. Über diese Dinge berichtet er selber mit folgenden Worten:**

‚Während fünf Jahren war ich beauftragt, die scholastische Philosophie im Seminar von Mecheln vorzutragen. Das Schul-Lehrbuch war dasjenige von Gonzalez.*** Nach bestem Können half ich den jungen Studenten das Handbuch zu verstehen, indem ich Frage- und Antwortbogen in lateinischer Sprache autographieren ließ. Ich wurde schlecht belohnt für meine Mühe. Man mußte sich entschließen, auf Französisch das Handbuch und die Bogen zu erklären. Ich übte dieses Verfahren längere Zeit, zu welchem alle Verteidiger des exklusiven Gebrauchs der lateinischen Sprache im Unterricht gezwungen sind: Ich hielt meine Vorlesungen doppelt; der Stoff wurde zuerst lateinisch dargelegt, die

* Mitteilung von Monsignore Dr. Pelzer, Schüler des Kardinal Mercier und langjähriger Mitarbeiter an der von Mercier gegründeten Revue néoscolastique.

** Im: Traité élémentaire de philosophie à l'usage des classes I. Löwen 1906, Préface S. VII.

*** Zephirin Gonzalez, Philosophia elementaria, 3 Bde. 1868.

zweite Hälfte der Stunde nahm dann dasselbe Pensum in der Landessprache vor. Es ging nicht lange, so merkte ich, daß die zweite Hälfte der Stunde die Schüler ebenso anzog, wie die erste sie gleichgültig ließ. Man hätte sagen können, die Schüler warteten mit dem Zuhören auf die zweite Hälfte der Stunde.

So beschloß ich denn, sobald die Sache mir erlaubt wurde, ganz einfach die Vorlesung mit dem französisch vorgetragenen Unterricht zu beginnen, und sobald der lebhafte Blick meiner Schüler mir sagte, daß ich verstanden worden war, nutzte ich ihre gute Stimmung aus, um auf lateinisch in einigen deutlich betonten Worten die Lehrsätze zu wiederholen, welche sie auf französisch hatten entwickeln und beweisen hören.

Dieses Mal wurde nun das Latein des hl. Thomas begriffen, und was noch mehr war: geliebt.

Vorher waren die Worte des hl. Thomas hohl; jetzt wurden sie der lapidare Ausdruck des Gedankens, und bald, über dies hinaus, ein treffliches Hilfsmittel für das Gedächtnis.

Ich nehme mir die Freiheit, meine Mitbrüder, die einen philosophischen Lehrstuhl inne haben, zu veranlassen, den Versuch zu machen auf Beweis und Gegenbeweis: Ich sage ihnen mit vollem Vertrauen dasselbe Ergebnis voraus."*

Aus diesen Worten des Philosophen geht hervor, daß er die Weckung der Liebe seiner Schüler für die scholastische Philosophie sich zur ernsten Aufgabe machte und daß er, da die alten Wege versagten, selbständig neue Wege beschritt. Für uns Deutsche ist dies ja etwas Selbstverständliches. Wir haben die lateinische Sprache in den Vorlesungen längst durch die Landessprache ersetzt. Für die belgische bischöfliche Anstalt war es eine Neuerung, die dem praktischen und modernen Sinn des jungen Lehrers alle Ehre macht. —

Im Jahre 1880 am 25. Dezember schickte Leo XIII. an die Bischöfe Belgiens ein Breve, worin er sie aufforderte, an der katholischen Universität Löwen einen eigenen Lehrstuhl für thomistische Philosophie zu gründen. Die Gründung erfolgte im Jahre 1882 und der jugendfrische, erfolgreiche Professor vom Mechelner Seminar wurde ausgewählt, die neue Professur zu übernehmen. Jetzt eröffnete sich dem Eifer Merciers ein viel weiteres Feld als im theologischen Seminar von Mecheln. An der Universität hatte er nicht nur künftige Priester, sondern auch Laienstudenten vor sich und es mußte ihm daran liegen, auch diese und gerade

* Daß Mercier hier recht hat, fand ich bei meiner Tätigkeit auf dem Katheder stets bestätigt. Ich übte dasselbe Verfahren bei meinen Vorlesungen von vornherein, nur daß ich außer dem lapidaren Latein des Aquinaten auch das klare Griechisch des Stagiriten vortrug. Erst später las ich dann obige Worte Merciers.

diese für die verachtete scholastische Philosophie, in der er so viel Wahrheit erkannt und gefunden hatte, zu begeistern. Wie froh war er jetzt, daß er die Lehrmethode sich schon geschaffen hatte, die dieses Ziel auch an der Universität zu erreichen ermöglichte.

Der Charakter der Universität Löwen ist von dem der deutschen Universitäten verschieden. — Zunächst ist die heutige Universität nicht Staatsanstalt, sondern kirchliche Gründung. In ihrer Vorzeit reicht sie bis ins Jahr 1426 zurück, blühte besonders im 16. Jahrhundert, wo der Name Justus Lipsius sie zu großer Berühmtheit brachte, wurde aber 1797 aufgehoben und erholte sich auch nicht mehr, als sie 1814 durch die holländische Regierung als staatliche Universität wiederhergestellt wurde. Im Jahre 1830 wurde sie von der neuen belgischen Regierung auf die medizinische und philosophische Fakultät beschränkt, 1835 endlich aufgehoben. Nun nahmen sich die belgischen Bischöfe der unglücklichen Ruine einer großen Vergangenheit an: Am 16. Dezember 1835 wurde die Universität als freie katholische Universität neu eröffnet und mit kirchlichen Geldmitteln bis heute erhalten. Sie hat seitdem in wachsendem Maße ihre Anziehungskraft ausgeübt: 86 Studenten bildeten ihre Hörerschaft im Jahre 1834; fünfundzwanzig Jahre später zählte sie 754 Hörer, und fünfzig Jahre nach der Gründung feierte sie mit 1836 Besuchern ihr goldenes Jubiläum. Das diamantene Jubelfest im Jahre 1909 beging sie mit 2216 Studierenden, und im Jahre 1914 war die Hörerzahl nahe an 3000 herangerückt.*

Die Nationalität dieser Studenten ist viel weniger einheitlich als diejenige an unseren Universitäten. Löwen hat in den letzten Jahren stets eine starke Mischung von Völkern in seinen Mauern gesehen, Südamerikaner, Nordamerikaner, Spanier, Franzosen, Polen, Luxemburger, Belgier, Schweizer, Deutsche.

Daß die Universität nicht staatliches, sondern kirchliches Gebilde ist, tat ihrem wissenschaftlichen Ansehen keinen Abbruch, und auch hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen belgischen und deutschen Universitätsverhältnissen. Bei uns in Deutschland gilt als wissenschaftliche Schule im Vollsinn nur die Staatsuniversität. Der Staat drückt unseren Bildungsstätten immer erst den Stempel der Vollwertigkeit auf. In Belgien, dem Land des Individualismus und der autonomen Vereine, Gemeinden und Provinzen, wird nur die Einzelleistung als solche bewertet; der Staat hat keine das Ansehen einer Leistung vergrößernde Macht.** Vier Universitäten besitzt Belgien: zwei staatliche in Gent und Lüttich, und zwei freie,

* Vgl. A. Fürstenberg ‚Der belgische Klerus', (Nr. 5 der Sammlung: Der Kampf um Belgien) München-Gladbach 1915.

** Vgl. hierüber die wertvolle Studie von B. Wimburg (Pseudonym): „Der Charakter Belgiens und seine Entwicklung' (Nr. 8 derselben Sammlung).

in Löwen und Brüssel. Jede dieser vier Universitäten hat eine besondere Bildungsgruppe zu vertreten: Die Genter Staatsuniversität soll dem flämischen Volksteil dienen, die Lütticher dem wallonischen. Die Löwener Universität lebt von kirchlichen Geldern und die Brüsseler von liberalen Gönnern und Stiftern. Von allen vieren ist Löwen die wissenschaftlich bedeutendste. Ich erinnere nur an die Arbeiten des Zellenforschers Carnoy, an die dreißig wissenschaftlichen Zeitschriften, die von Professoren der Löwener Universität herausgegeben werden, an das Riesenwerk der Löwener Bollandisten, endlich an die großen literarischen Leistungen des Institut supérieur de philosophie, von dem später die Rede sein wird.

Wenn Löwen bei Kriegsausbruch so als die erste Hochschule Belgiens dastand, so trägt mit ein Hauptverdienst daran der Mann, der 1882 als junger Professor der scholastischen Philosophie dort seine Lehrtätigkeit eröffnete und seitdem, bis zu seiner Erhebung auf den Erzstuhl von Mecheln mit immer wachsender Anziehungskraft seine Schüler um sich versammelte.

Die Lehrmethode, die er sich in Mecheln erworben hatte, behielt er an der Universität bei. Er selber erzählte darüber: ‚Meine im Seminar gemachten praktischen Versuche wurden aufgenommen und weiter verfolgt an der Universität in Löwen vor einem neuen Auditorium. Zahlreiche junge Laien, die der philosophischen, juristischen und naturwissenschaftlichen Fakultät* angehörten, wohnten meinen Vorlesungen bei. Diese wurden vollständig französisch gehalten, aber der Kern des scholastischen Lehrsystems ward regelmäßig in lateinischen Sätzen wiederholt. Ich benützte dazu eine Auswahl von Texten aus den Summen und philosophischen Opuskeln des hl. Thomas. Einige Zitate aus Cajetan und Suarez ergänzten da und dort, oder erklärten den Gedanken des Lehrers. Noch heute (d. h. im Jahre 1906) werden alle Kurse der Philosophie an der Thomashochschule in Löwen nach dieser Methode gehalten. Und der Erfolg ist: Die scholastische Philosophie erwirbt sich die Liebe der Studenten, denn man erfaßt ihren Geist; und die jungen Leute lernen in zwei bis drei Jahren mühelos die Originaltexte des hl. Thomas und seine Kommentare lesen.‘**

Mit großer Freude sah Papst Leo dem Wirken des erfolgreichen Lehrers von Löwen zu. Im Jahre 1888 hielt er den Augenblick für gekommen, dem philosophischen Studium der belgischen katholischen Universität eine neue Entwickelung zu bereiten. Mit einem Breve vom 11. Juli 1888 wandte er sich an Kardinal Goossens von Mecheln und schrieb:

---

* aux facultés de philosophie et lettres, de dovit, de sciences. Die Fakultätseinteilung von Löwen entspricht nicht ganz der in Deutschland üblichen. Sciences sind Mathematik und Naturwissenschaften.

** Traité élémentaire, Préface S. VIII.

,Es scheint mir nützlich und überaus vorteilhaft, eine bestimmte Anzahl neuer Lehrstühle zu errichten, derart, daß aus diesen verschiedenen Unterrichtskursen, die wir durch eine weise Ordnung untereinander verknüpft und verbunden denken, ein „Institut für thomistische Philosophie" entstehe, das seine selbständige Existenz hat.'* Daß Leo mit diesem Institut keine Schule schaffen wollte, die den Gedanken der Neuzeit blind und feindlich gegenüberstehen sollte, geht aus den Worten hervor, mit denen er in einem Breve vom 8. November 1889 auf den Plan zurückkam: ,Wir halten es nicht nur für günstig, sondern geradezu für notwendig, den philosophischen Studien eine natürliche Anordnung zu geben der Art, daß die Studenten dort in reicher Fülle zugleich mit den Vorlesungen über die Weisheit der Vorzeit die Entdeckungen kennen lernen können, welche wir den scharfsinnigen Forschungen unserer Zeitgenossen verdanken, und daß sie daraus Schätze sammeln, die ebenso wertvoll sind für die Religion wie für die bürgerliche Gesellschaft.'

Der Papst stiftete 150 000 Franken als Beitrag zur Gründung des Instituts und im Jahre 1890 trat die ,Ecole Saint Thomas d'Aquin', oder das ,Institut supérieur de philosophie' an der Universität Löwen ins Leben.

Präsident des Instituts wurde selbstverständlich Dom Mercier, dessen leuchtende Persönlichkeit die Studenten in Scharen herbeieilen machte.

Erst jetzt war er ganz in seinem Elemente. Erst jetzt konnte er daran denken, eine wirklich moderne und weitgreifende philosophische Bildung für die Schüler der Universität zu erreichen, und mit Eifer machte er sich an die Arbeit.

Auf einem Kongreß in Mecheln legte er im Jahre 1891 seine Absichten bezüglich der philosophischen Studien in Mecheln dar.

Die Rede ist von hoher Bedeutung für die Denkweise des Kardinals und die Lage der Katholiken Belgiens in damaliger Zeit.

Mercier stellt zunächst fest, daß die Katholiken in wissenschaftlicher Hinsicht eine verhängnisvolle isolierte Stellung einnehmen. Und er frägt: Woher kommt das?

---

* Pelzer, L'institut Supérieur de Philosophie à l'Université Catholique de Louwain, Louwain 1904, S. 1. Es mag übrigens nebenbei bemerkt sein, daß zur selben Zeit, da der Papst in Löwen dieses Institut plante, in Freiburg i. Br. ein ähnlicher Plan zu Grabe getragen wurde, für welchen Prälat Konstantin von Schätzler sein großes Vermögen bestimmt hatte. Von Schätzler starb, ohne ein Testament zu hinterlassen; seine Erbin und Schwester Frau von Leonrod übernahm den Plan, ließ sich aber dann in Hinsicht auf die deutschen Verhältnisse bestimmen, die für das ,Seminarium Si. Thomae' bestimmten Gelder für das Freiburger erzbischöfliche Gymnasialkonvikt und für eine größere Anzahl namhafter Studienstipendien zu vermachen. In einem nachgelassenen Briefe jedoch, der aus der Zeit bald nach Schätzlers Tod stammt, ist der Plan des Verstorbenen ausführlich dargelegt.

Zwei Gründe kennt er, die außerhalb des Kreises der Katholiken liegen — einen, der bei den Katholiken selber liegt. Die beiden außenliegenden Gründe sind: Das zielbewußte Antichristentum gewisser Kreise und die Voreingenommenheit einer weit größeren Anzahl von Menschen, welche meinen, der katholische Glaube zwinge zur Preisgabe der freien Pflege der Wissenschaft; der Grund auf katholischer Seite aber ist die bei vielen herrschende fragmentarische und unvollkommene Auffassung von Wissenschaft; ‚la conception fragmentaire et incomplète de la science'.

‚Für viele unter uns', schreibt er, ‚besteht die Wissenschaft vornehmlich im Lernen, im Sammeln schon verarbeiteter Resultate, im Versuche, sie zusammenzuordnen unter der Oberleitung des Glaubens oder der spiritualistischen Metaphysik. Die zeitgenössische Wissenschaft aber hat nicht mehr diese zusammenfassenden Absichten, diese „synthetischen Allüren": sie ist vor allem die Wissenschaft der Einzelbeobachtung, der minutiösen Untersuchung, sie ist analytische Wissenschaft.

Aus dieser Verschiedenheit der Auffassungen von Wissenschaft ergibt sich jene Folge, daß die Katholiken sich nur allzuleicht begnügen mit der sekundären Rolle des Adepten in der Wissenschaft, und daß allzuwenig unter ihnen der Ehrgeiz besteht, mitzuarbeiten bei dem, was man Wissenschaft machen oder schaffen heißt. Viel zu wenige richten ihre Absichten darauf, selbst die Stoffe zu sammeln und zurecht zu machen, welche dazu dienen sollen, in Zukunft die junge Synthese des Wissens und die christliche Philosophie zu bilden. Die Stoffe werden gruppiert, geordnet, klassifiziert ohne uns und allzuoft gegen uns. Und so beschlagnahmt der Unglaube für seine Zwecke das wissenschaftliche Ansehen, das doch nur der Ausbreitung der Wahrheit dienen sollte.'

So hat Mercier im Jahre 1891 den Katholiken, zumal den Katholiken der romanischen Länder, für welche diese Schilderung am ehesten zutrifft, offenen Herzens gezeigt, was er selber mit klarem Auge an Irrtümlichem und Verkehrtem in der ganzen Richtung ihres wissenschaftlichen Arbeitens erkannt hatte. Die Worte geben auch heute noch zu denken. Doch dürfen gerade wir deutschredende Katholiken mit gutem Gewissen sagen, daß wir lange Jahre vor diesem Bekenntnis Merciers Leistungen aufzuweisen haben, die aus dieser pseudowissenschaftlichen Auffassung herausgeführt haben. Ich erinnere nur an die vielen, von katholischen Forschern gelieferten historischen Teilarbeiten und Unternehmungen größten Stiles, an die Publikationen und Institute, vor allem der Görresgesellschaft, an die in vielen historischen, philosophischen und theologischen Zeitschriften niedergelegten Studien und Aufsätze zahlreicher katholischer Einzelforscher. Nicht vergessen soll auch werden, daß, worauf Weismann bei der Einweihung unseres neuen Freiburger Universitätsgebäudes im Herbste 1911 hingewiesen hat, die epochemachendste Entdeckung auf dem Gebiete der Entwicklungslehre von einem katholischen Priester gemacht

worden ist, dem Augustinerpater Gregor **Mendl**, und daß unter den neueren biologischen Forschern ein Name von erstem Klange, Erich **Wasmann**, einen deutschen Jesuiten bezeichnet.

Doch dies nur in Parenthese. Was schlug Mercier den Katholiken vor, um aus der Isoliertheit herauszukommen? Sein Programm war und blieb dieses:

‚Man bilde Menschen in viel größerer Zahl als bisher aus, welche sich **der Wissenschaft um der Wissenschaft willen** weihen, ohne gewerblichen Zweck, **ohne unmittelbar apologetischen** Zweck! Leute, welche arbeiten, um aus erster Hand Stoffe bereit zu stellen für den Bau der Wissenschaft, und welche so zu ihrer fortschreitenden Erhöhung beitragen. Man schaffe sich Hilfsmittel für diese Arbeit, wie immer sie die Arbeit fordert; das ist der doppelte Zweck, auf den hin alle Anstrengungen derjenigen zielen müssen, welche sich um das Ansehen der Kirche in der Welt bekümmern und um die Wirksamkeit ihrer Tätigkeit auf die Seelen besorgt sind.‘

‚Was die philosophische Arbeit angeht, welcher sich das neugegründete Institut zu unterziehen hat, so liegt hier die Sache so, daß wir es mit einer, ihrer Natur nach synthetischen, d. h. aufs Ganze des Wissens gehenden Wissenschaft zu tun haben. Um nun dem doppelten Ziel nahe zu kommen, nämlich sich im Wissen selber auf dem Laufenden zu halten und seine Ergebnisse zusammenzufassen, so muß man‘, schloß Mercier, ‚durch Vereinigung der Kräfte das Unvermögen des einzelnen ersetzen; Menschen der Analyse und Synthese, der Untersuchung und der Deutung müssen sich zusammen tun, um durch ihren täglichen Verkehr und ihre gemeinsame Arbeit ein Milieu zu schaffen, das gleichermaßen dem harmonischen Weiterbau der Wissenschaft und der Philosophie günstig ist. Dieses ist das Ziel der philosophischen Schule, welche Leo XIII., der hochsinnige Wiederhersteller der höheren Studien, in unserem Lande hat gründen wollen und unter den Schutz des Aquinaten gestellt hat, dieser machtvollen Verkörperung des mit dem synthetischen Geiste vereinigten beobachtenden Geistes, diesem verschwenderisch reichen Arbeiter, der es immer sich zur Aufgabe gemacht hat, gleichzeitig die Philosophie durch die Wissenschaften zu befruchten und die Wissenschaften hinaufzuheben bis zu den Höhen der Philosophie.‘*

Sofort ging Mercier an die Organisation des Instituts. Den Lehrplan dehnte er auf 3 Jahre aus und richtete allgemeine und spezielle Kurse ein. Die allgemeinen umfassen die ganze Philosophie des Aquinaten, die Geschichte der Philosophie und die Naturwissenschaften, welche unmittelbare Berührungsflächen mit der Philosophie haben. Sie sind obligatorisch für alle Studenten. Die speziellen Kurse teilen sich in zwei

* Die Rede erschien unter dem Titel: Rapport sur les études supérieures de philosophie, Louwain 1891 (32 ff.).

Sektionen. Die eine umfaßt die höhere Mathematik und naturwissenschaftliche Hilfswissenschaften, die in den allgemeinen Kursen nicht gelesen werden wie allgemeine Biologie, Physiologie etc. Die zweite aber umfaßt die Staats- und Sozialwissenschaft.

Es wird also die Kosmologie oder Philosophie der Stoffwelt studiert in Verbindung mit der Physik, Chemie, Mineralogie, Kristallographie und höheren Mathematik.

Die Psychologie oder Philosophie des Lebens in Verbindung mit Biologie, Embryologie, Anatomie, Physiologie, Psychophysiologie, Botanik, Zoologie.

Die Ethik, die Philosophie der menschlichen Handlungen, wird studiert zusammen mit Naturrecht, Privat- und Gesellschaftsrecht, Sozialwissenschaft und Staatswissenschaft.

Ergänzt werden diese theoretischen Vorlesungen durch eine Serie von Vorträgen über das katholische Dogma, über die großen Philosophen der Neuzeit, über kriminelle Anthropologie, Philosophie der Geschichte, sozialistische Wissenschaft usw.

Daneben bestehen zahlreiche Einrichtungen für praktische Arbeiten, chemische und psychophysiologische Laboratorien, experimentalpsychologische Arbeitsstätten, Seminare für Geschichte der Philosophie und für Sozialphilosophie.

Das Vorbild für das experimentalpsychologische Seminar war das Wundt'sche Laboratorium in Leipzig. Löwen hat mit der Errichtung eines solchen sich moderner gezeigt als sämtliche Universitäten Frankreichs, wie Binet im Jahre 1896 in der Année psychologique (S. 847) bestätigte.

Wer in die methodologischen Fragen des philosophischen Arbeitens einen Einblick besitzt, erkennt aus den gezeichneten Einrichtungen des philosophischen Instituts, daß Mercier zu der Richtung jener Philosophen gehört, welche der Psychologie einen integrierenden Platz im philosophischen Forschen zuweisen. In der Tat ist sein Thomismus stark gefärbt durch psychologische Betrachtungsweisen. Das ist einem älteren Thomisten der belgischen Heimat Merciers, wie mir ein hoher vlämischer Staatsbeamter in Brüssel erzählte, schon aufgefallen, als der jetzige Kardinal noch ein junger Gelehrter war, und er hat es meinem Gewährsmann schon damals gesagt. Es liegt für das philosophische Forschen eine gewisse Gefahr darin. Die Erörterung der letzten erkenntnistheorethischen, metaphysischen und ethischen Grundfragen darf und kann sich zwar von der Betrachtung des eigenen menschlichen Seelenlebens nicht fernhalten, weil sie von irgend welchen festen Gegebenheiten ausgehen muß. Aber in Abhängigkeit von den wissenschaftlichen Ergebnissen einer experimentellen Psychologie und einer naturwissenschaftlichen Detailforschung darf sich die echte Erkenntniskritik und die Erörterung der letzten metaphysischen Probleme nicht begeben. Denn die Erkenntniskritik untersucht die Mög-

lichkeit jeder Wissenschaft überhaupt, und die Metaphysik erörtert die realen Grundlagen jener allerersten Begriffe, die in jeder Naturwissenschaft überhaupt beständig vorausgesetzt und angewandt werden.

Nicht abhängige Zusammenfassung, nicht Aufbau aus vorher behauenen, von anderen Wissenschaften bearbeiteten Steinen ist die Philosophie, sondern Vorarbeit oder nachfolgende Kritik zu den in allen Wissenschaften formulierbaren und formulierten Urteilen soll sie sein.

Das hindert jedoch nicht, daß die Fühlungnahme der Philosophie mit den Einzelwissenschaften eine enge sein soll, und insofern hat Mercier im Institut Supérieur zu Löwen eine ungemein fruchtbare Organisation für philosophische Arbeiten geschaffen.

Neben der Lehrtätigkeit begann Mercier bald eine ausgebreitete literarische Tätigkeit zu entfalten. 1892 erschien zum ersten Male seine Psychologie, die seitdem oft aufgelegt und in fremde Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt worden ist; später folgten die Lehrbücher der Logik, Metaphysik, Erkenntniskritik und andere Werke. Im Jahre 1894 schuf er die Revue néoscolastique, die er bis 1906 redigierte. Im Jahre 1901 gründete er die Extension universitaire catholique, die schon im zweiten Jahre 1902/3 vierzehn Lokalkomitees in belgischen Städten zählte. Diese Extension universitaire diente demselben Zwecke, den wir in Deutschland durch unsere Vortragszentralen zu erreichen suchen. Sie sollte den Gebildeten in allen Teilen Belgiens Gelegenheit geben, aus dem Munde katholischer Gelehrter über die wichtigsten Fragen der Wissenschaft und des Lebens Vorträge zu hören. Welche Bedeutung diese schnell und erfolgreich sich ausbreitende Einrichtung für das katholische Belgien hatte, liegt auf der Hand.

So wirkte Mercier tief und nachhaltig auf das Geistesleben Belgiens ein und da das Institut bald Schüler aus aller Welt, besonders auch aus Polen, Frankreich und Amerika an sich zog, so wurde er zum Ausstrahlungsherd für die weitgehendsten Einflüsse. Zugleich hat er die Fühlung mit Deutschland fleißig weiter gepflegt. Seine künftigen Dozenten mußten an deutscher Arbeit sich schulen, so vor allem Michotte, der Experimental-Psycholog und Schüler Oswald Külpes und Karl Bühlers. Seine Mitarbeiter an der Revue néoscolastique mußten jede Regung katholischer Kräfte auf philosophischem Gebiete beachten und zu fördern suchen. Eine ständige Rubrik: Le mouvement néoscolastique berichtet in der Revue darüber. Persönliche, briefliche und literarische Verbindungen werden gerne auch mit dem jüngsten Anfänger des Auslandes gepflegt.

Die ‚Bibliothek des Institut Supérieur' wurde im selben Jahre wie die Revue néoscolastique 1894 gegründet. Sie enthielt bald zahlreiche Arbeiten, welche die Augen der ersten Philosophen aller Länder auf Löwen und seine Schule lenkten.

Ein in Rom lebender belgischer Priester, der Mercier sehr nahe

steht, hat mir vor einigen Jahren, noch unter der Regierung des Papstes Pius X., die Früchte dieses Wirkens des großen Kardinals einmal vor allem damit charakterisiert, daß er sagte: Mercier verdanken wir es, wenn wir jetzt, in den Tagen der kirchlichen Nervosität und inneren Spaltung, in Belgien Ruhe haben.

Wohl haben wir auch in Belgien Anfeindungen allzu ängstlicher Seelen gegen den modernen Universitätsprofessor von Löwen und seine ganze Richtung erlebt. Aber die überragende Persönlichkeit des Mannes selber wie das uneingeschränkte Vertrauen des Papstes Leo, der ihn schon 1883 zum Hausprälaten ernannt hatte, schlugen alle Angriffe nieder.

Das wachsende Ansehen der wissenschaftlichen und kulturellen Bildung der belgischen Katholiken ist vornehmlich das Werk Dom Merciers.

Pius X. ernannte ihn 1906 zum Erzbischof von Mecheln und ‚Primas von Belgien' und machte ihn 1907 zum Kardinal.

Der Lehrer wurde zum Hirten, der Philosoph zum Theologen und auch da zeigte er sich rasch als Herrn der Situation. In der Verwirrung, welche einerseits durch den Modernismus, mehr noch durch die Modernistenriecherei kleiner Geister in katholischen Köpfen angerichtet wurde, schenkte er den Seinen die Schrift: Le Modernisme. Besondere Sorgfalt widmete er den Priesteramtskandidaten und Priestern. Dieser Sorge entsprangen neben der eben erwähnten Schrift noch mehrere Aufsätze und Ansprachen, die 1908 unter dem Titel ‚A mes Séminaristes' publiziert wurden. Mit Vorliebe gab er den Priestern seiner Diözese die Exerzitien selber, die dann unter dem Titel ‚Retraites pastorales' ([4]1910) erschienen; wie hoch seine asketischen Anforderungen gehen, zeigt die Tatsache, daß er vom Weltpriester täglich eine volle Stunde der religiösen Betrachtung fordert.

Dabei wird ihm nachgerühmt, daß er die strengen Forderungen, die er an die asketische Höhe des Priesterlebens stellte, den verehrungsvoll zu ihm aufschauenden Priesteramtskandidaten leicht und annehmbar zu machen wußte, durch das hinreißende Vorbild und die Liebenswürdigkeit seiner eigenen Asketengestalt. Nichts schien bei ihm durch die strenge Selbstzucht unmenschlich und abstoßend geworden zu sein. Im Gegenteil, voll von reinster, lebhaftester Menschlichkeit stand und steht dieser Kirchenfürst noch heute vor seinem priesterlichen Nachwuchs, den er im Seminar zu Mecheln häufig und gerne aufsucht, um die Freuden und Aufgaben des Priesterlebens mit ihnen zu besprechen.

Daß Mercier die innerliche geistige Bildung des belgischen Klerus sowohl durch seine Lehrtätigkeit wie durch seine Ausübung des Hirtenamtes sicherlich nachhaltig verfeinert und erhöht hat, hat mir ein scharfer und jahrzehntelanger Beobachter des belgischen katholischen Geisteslebens unumwunden mit höchstem Lob für den Kardinal hervorgehoben.

Der weitgreifenden Tätigkeit folgte die Anerkennung auch von Seiten, die nicht konfessionell interessiert waren. Mercier wurde zum Directeur de la Classe des lettres de l'académie royale belge gewählt, wie wir ihn

auch vor wenig Jahren auf dem Titelblatt des schönen Katalogs der Exposition Meunier als Ehrenpräsident dieser Ausstellung sämtlicher Werke des großen belgischen Bildhauers fungieren sahen. Seine Schule feierte inzwischen Triumph auf Triumph; die deutsche Kantgesellschaft krönte das Werk von Charles Sentroul über ‚Die Metaphysik nach Aristoteles und Kant' mit dem ersten Preis; der internationale Philosophenkongreß in Bologna wählte neben dem Gründer der Kantgesellschaft und neben Oswald Külpe den Vertreter der Löwener Schule, Moriz de Wulf, zum Ehrenpräsidenten.

Ein reiches katholisches Leben blühte so unter dem Hirtenstab des Kardinals heran — bis plötzlich die Ereignisse des Weltkrieges Belgien in eine Katastrophe von unendlicher Tragweite hineinstürzten.

Was seitdem geschehen ist, ist bekannt. Mit einem Schlage ist der Gelehrte und Kirchenfürst zur weltpolitischen Persönlichkeit geworden und plötzlich steht er, den wir vorher außerhalb Belgiens nur als geistig interessierten Menschen kannten, inmitten in den internationalen Erörterungen über den Krieg. Sein Hirtenbrief von Weihnachten 1914 ist die Ursache hievon. Der Hirtenbrief hat das Vertrauen getäuscht, welches die deutsche Regierung in Brüssel dem Philosophen entgegengebracht hatte; er hat viele seiner Verehrer und Bewunderer auch in Deutschland enttäuscht, welche von dem Weltweisen im Purpur eine andere Sprache erwartet hatten. Man frägt sich, wie das Verhalten des Kardinals in dieser bedeutsamsten Krise seines Vaterlandes zusammenstimmt mit dem Geist und Wesen, welches er vor dieser Zeit in der geschilderten Lebensarbeit uns geoffenbart hat.

Um der Beantwortung der Frage näher zu kommen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf die Tätigkeit werfen, welche der Gelehrte und Kirchenfürst auf dem Gebiete des öffentlichen politischen Lebens auch schon während der Friedenszeit entfaltet hatte.

II.

Ein Mann von so führender geistiger Regsamkeit wie Mercier war, konnte dem politischen Leben nicht gleichgültig gegenüberstehen. Aber es ist ihm beim Hinaustreten in die innerstaatlichen öffentlichen Kämpfe gegangen, wie es manchem Gelehrten geht: Er hat einen gewissen doktrinären Standpunkt nicht immer ganz zu überwinden vermocht. Als in den neunziger Jahren in Belgien die Reformbestrebung auf dem Gebiete des Wahlrechts zu einer Förderung der Proportionalwahlidee führte und die katholische Partei des Landes den Gedanken zu verwirklichen sich bemühte, da trat Professor Mercier persönlich dagegen auf. Er glaubte, das Bestreben, bei Wahlen auch die gegnerischen Minderheiten zu Wort kommen zu lassen, sei gegen das Gewissen eines überzeugten Mannes: L'erreur n'a pas de droit, war sein Grundsatz.

Jeder Logiker wird ihm mit diesem Satze rechtgeben. Aber der hohe flämische Staatsbeamte, der mir diese Episode aus Merciers Leben erzählte,

hatte recht, wenn er dem Satze des Logikers den ethischen Satz entgegenstellte: ‚Mais les errants ont des droits!‘ Wenn auch der Irrtum kein Recht hat, so hat doch der Irrende gewisse unveräußerliche Rechte. Und diese dürfen ihm um seiner Irrtümer willen nicht abgesprochen werden. Wer möchte leugnen, daß in dieser Entgegnung mehr praktische und sittliche Weltweisheit steckt, als in der unglücklichen Anwendung eines logischen Axioms auf eine Frage, die dadurch nicht beantwortet wird!

Ähnliche doktrinäre Weltfremdheit bekundete Mercier bei einer anderen Gelegenheit. Das war schon zu der Zeit, da er den Erzstuhl von Mecheln innehatte. Damals hielt er es für seine Pflicht, in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Frage, an das führende Blatt der belgischen Sozialisten einen Brief zu schreiben. Die Zeitung veröffentlichte den Brief mit der üblichen sozialdemokratischen Satire und Verhöhnung. Mercier aber ließ sich nicht abschrecken, sondern schrieb einen zweiten Brief, den das Blatt mit noch stärkerer Sauce begossen zum Abdruck brachte. Der Erzbischof schickte einen dritten Brief. Da teilte die Redaktion denselben mit der witzigen Überschrift mit: ‚Notre illustre Collaborateur de Malines nous écrit‘, ‚unser erlauchter Herr Mitarbeiter aus Mecheln schreibt uns‘ usw. Natürlich hatte dieses Mal das Blatt alle Lacher auf seiner Seite und die bischöflichen Amtsbrüder beschworen den Primas, die Versuche mit den belgischen Sozialdemokraten aufzugeben. Aber nein, der unerbittliche Logiker wollte dem Irrtum kein Recht belassen, und er schrieb einen vierten und fünften Brief, bis die Öffentlichkeit das Interesse daran verlor.*

Ich habe diese beiden Einzelzüge erwähnt, weil sie den großen Gegensatz zeigen zwischen der erfolgreichen, klaren Art, mit der Mercier auf gelehrtem und kirchlichem Gebiete gearbeitet hat, und zwischen der doktrinären Art, in welcher er sich auf dem schwierigen Gelände der Politik bewegte. Gewiß, er war sich seiner hinreißenden schriftstellerischen Gewalt mit Recht bewußt. Aber er überschätzte die Grenzen menschlichen Einflusses, wenn er glaubte, daß jeder, auch der erbittertste Gegner, von seinen Briefen sich müsse hinreißen lassen.

Der Brief wurde ihm übrigens bald zum Lieblingsmittel, um seine Gedanken nach außen hin zur Geltung zu bringen. Denn der offene Brief eines Bischofs hat als Hirtenbrief von vornherein die Gewähr, wenn er aktuelle Fragen behandelt, nicht übersehen zu werden, und so finden wir denn seit 1906 den Kirchenfürsten häufig dabei, sich über politische Fragen in Hirtenbriefen oder in bischöflichen Kollektivbriefen zusammen mit seinen geistlichen Amtsbrüdern an weitere Kreise zu wenden. Die Hirtenbriefe des Primas von Belgien füllen zur Zeit schon mehrere Bände.

Es finden sich Briefe aus den verschiedensten Anlässen in der Sammlung. Als im Jahre 1908 Belgien durch den Annexionsvertrag mit Leopold II. gegen die Stimmen der Radikalen und Sozialisten den bisher

* Mündliche Mitteilung aus belgischer Quelle.

unabhängigen Kongostaat als belgisches Kolonialreich erwarb, erließ der Kardinal mit den übrigen belgischen Bischöfen ein gemeinsames Hirtenschreiben, worin dem König und der Regierung hohes Lob gespendet wird und die christliche Aufgabe der Missionierung und Kolonisierung in großen Grundzügen entworfen wird mit dem Zusatz, daß ‚ein Volk, welches kolonisiert, auch das Recht hat, aus der Kolonie einen Nutzen zu ziehen, der sein berechtigter Lohn ist'. Als Leopold II. ein Jahr später im Dezember 1909 sich zum Sterben legte, erreichte Kardinal Mercier die Aussöhnung des Monarchen mit der Kirche und die Legalisierung seines Zusammenlebens mit seiner bisherigen Maitresse. Nachdem so das Privatschuldkonto des unzweifelhaft hervorragenden Mannes bereinigt war, widmete der Primas dem am 9. Dezember Verstorbenen einen Hirtenbrief ‚La Pitié Patriotique', worin er mit der thomistischen Definition der ‚Magnificentia', der ‚Großzügigkeit', dem Heimgegangenen diese Tugend als Grundzug seines Lebens nachrühmte. ‚Ad magnificentiam pertinet facere aliquid magnum', sagt Thomas von Aquin in der Summa Theologica (2a. 2ae. qu. 134, a. 2). Mercier zeigt nun, wie Leopold sein Leben damit hingebracht habe, ‚das belgische Vaterland größer zu machen'. Als größtes Verdienst Leopolds bleibt der Nachwelt die Erwerbung und Fruchtbarmachung des Kongostaates, und diese Tat ist, wie Mercier mit deutlichem Seitenhieb gegen die kolonialfeindlichen Radikalen sagt, wertvoller als ‚alle Witzeleien eines Voltaire, und als die zügellosen Träume eines Rousseau, der durch seine Vorbereitung der französischen Revolution seit einem Jahrhundert Ruinen in der Welt umherstreut'.*

Auch über politische Wahlen äußerte sich Mercier in kirchlichen Aktenstücken. Als im Jahre 1912 die katholische Mehrheit in Belgien niedergerungen werden sollte und der Wahlkampf dieses Ergebnis nicht zeitigte, da schrieb er im Juni jenes Jahres an seinen Klerus: Nostrum est, cooperatores dilectissimi, — gaudere cum gaudentibus.

Aber schon damals, d. h. in der Zeit vor dem Kriege, begnügte Mercier sich nicht damit, nur in innerbelgischer Politik mitzureden. Er war kaum Erzbischof geworden, da wandte er sich 1906 in einem Kollektivbrief der belgischen Bischöfe an die französischen Bischöfe, um diese zu ermutigen im Kampf gegen Briand, eben denselben Briand, den er zehn Jahre später in Rom in der Villa Medici zu freundschaftlicher Besprechung traf. Er ermahnte damals von Belgien aus seine Amtsbrüder in Frankreich, ‚daß sie die Stirn nicht sollten beugen vor dem Unrecht, da wir Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen'.

Ähnlich fühlte er sich fünf Jahre später (1911) berufen, die Bischöfe der heute mit seinem König verbündeten Republik Portugal aufzumuntern, daß sie ausharren sollten, trotz aller erlittenen Untaten, Beraubung

* Diese und die folgenden Zitate aus Merciers Briefen nach F. S(chotthöfer) Kardinal Mercier als Politiker', Frankf. Zeitg. Nr. 89 am 30. März 1916.

und Unterdrückung, bis der Tag heraufziehe, ‚an dem wir mit der portugiesischen Kirche die Niederlage ihrer Unterdrücker feiern können'.

Wenn dem Oberhirten von Mecheln in jenen Jahren der Blick auf die kirchliche Lage in den heute ihm so sehr ans Herz gewachsenen Ländern schmerzlich und bitter war, so konnte in derselben Zeit sein Auge mit um so größerer Freude auf Deutschland haften. Dieser Freude hat er auf dem Aachener Katholikentag im Jahre 1912 warmen Ausdruck gegeben mit den in gegenwärtiger Zeit besonders interessanten Worten, die er an seine belgischen Landsleute richtete:

‚Kommt es Ihnen nicht auch so vor, daß man sofort, wenn man den Fuß auf deutsches Gebiet gesetzt hat, sich von einer Atmosphäre der Würde und Achtung umgeben fühlt? Nirgends pflegt man die gegenseitige Achtung auf allen Stufen der gesellschaftlichen Stufenleiter so wie hier; nirgendwo befolgt man so wie hier den Rat des hl. Paulus an die Christen: „Ehret euch durch gegenseitiges Entgegenkommen..." Deutschland gibt ganz Europa ein Beispiel vielleicht der vollkommensten sozialen Gesetzgebung, die eine Nation besitzt, und die deutschen Katholiken haben dazu besonders kräftig mitgewirkt.'*

So hat also Mercier als Gelehrter wie als politisch interessierter Kirchenfürst vor dem Kriege gerne auf Deutschland hingeschaut und seine Belgier auf die Schätze der heute so viel geschmähten deutschen Kultur hingewiesen. Dennoch gehörte seine Herzensliebe und innerste Zuneigung den Franzosen. Und dieser inneren Neigung entsprang eine weitere Gruppe politischer Maßnahmen des Kardinals, nämlich seine flamenfeindlichen, profranzösischen Handlungen und Äußerungen in langer Friedenszeit.

Ich habe in Belgien Gelegenheit gehabt, ein Mitglied des belgischen Klerus von hoher kirchlicher Würde zu sprechen. Als ich den betr. Herrn über Kardinal Mercier befragte, sagte er mir unter anderem: „So sehr man in der Erzdiözese den berühmten Lehrer schätzte, so wenig erfreut war man, als sich die Aussicht eröffnete, den Gefeierten als Erzbischof begrüßen zu müssen. Mercier ist in Mecheln nicht als ein Ersehnter, sondern als ein Triumphator eingezogen.'

Verständlich wird diese dunkle Rede durch die Feststellungen, welche während des Krieges von seiten der aktiven Flamen über Merciers Verhalten in der Flamenfrage gemacht worden sind.** Ist es zufällig, daß gerade in dem Jahre 1906, in welchem Mercier Primas von Belgien wurde, die belgischen Bischöfe ihre ‚Instructions aux directeurs et aux professeurs des collèges libres d'humanité' herausgaben, in welchem sich die bezeichnenden Sätze finden: ‚Die humanistischen Studien sind bei allen europäischen Völkern im wesentlichen gleich. Sie würden ihren Zweck verfehlen, wenn

* ‚Frkf. Ztg.' Nr. 58 vom 28. Februar 1916.

** Die folgende Mitteilung aus Franz Jostes, ‚Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache und Volkstum', Münster 1915, S. 43 ff.

sie den Belgier auf die engen Grenzen seines Landes beschränken würden; sie sind bestimmt, dem jungen Manne, welcher Nationalität er auch sein mag, die allgemeine Bildung zu vermitteln, die ihm . . . den Zugang zur Universität eröffnet . . . Es ist deshalb notwendig, daß die Sprache des Unterrichtes in den Humaniora eine internationale Sprache sei; in unserem Lande kann das unstreitig nur das Französische sein.'

Mercier lehnte aus demselben Grunde, weil flämisch keine Weltsprache ist, auch die Einrichtung von flämischen Kursen an der Löwener Universität ab, allerdings mit der Begründung, es sei kein Geld dafür vorhanden. Damit trat er in der Flamenfrage in schroffen Gegensatz zu Msgr. Rutten von Lüttich, der schon 1886 auf dem sozialen Kongresse von Lüttich dafür eingetreten war, daß man den Kampf für Flamentum und Flamensprache nicht den Kirchenfeinden überlassen dürfe.* In der Tat hat denn auch der flämische Seelsorgeklerus einen starken Anteil an der flämischen Bewegung immer entwickelt, stellt doch gerade dieser Beruf einige der bedeutendsten flämischen Dichter neuerer Zeit.** Aber Kardinal Mercier suchte nach Kräften solche Betätigung seines Klerus zu unterbinden. Er soll nicht nur in persönlichen Aussprachen häufig vor der Beteiligung an dem ,unfruchtbaren Rassenstreit' gewarnt haben, den er dem ,Amerikanismus' und ,Modernismus' gleichsetzte, sondern auch wenn wir den Mitteilungen Philipp Funks Glauben schenken dürfen, schon in früheren Zeiten positive Verbote oder Verwarnungen gegen das Lesen flämischer katholischer Zeitschriften erlassen haben.***

Man sieht aus alledem, wie warm Merciers Herz für die Französierung Belgiens schlug, obwohl doch sicher gerade die französische Geistesbearbeitung dem kirchlichen Leben in Belgien den meisten Abbruch tat.

Um dem Kardinal gerecht zu werden, wird man annehmen müssen, daß Mercier, eben weil er die Schlachten der katholischen Kultur auf dem französischen Sprachboden geschlagen werden sah, nun gerade deshalb seinen Klerus auf demselben Boden gewandt und schlagfertig machen wollte. Daß er aber bei dieser Auffassung die Gefahr für die Religiosität des flämischen Volksteils wohl zu Unrecht vernachlässigte, liegt auf der Hand. Jene früher erwähnte doktrinäre Verkennung des Nächstliegenden, das er aus allzuhoher Warte übersieht und unterschätzt, tritt uns hier wie in früher erwähnten Fällen gegenüber.

Blicken wir auf das Gesagte zurück, so haben wir folgendes Gesamtbild des Mannes, der, im August 1914 in alle Leiden und Aufregungen hineingestürzt, seit Herbst 1914 zu einer für viele ganz unerwartet auftretenden, neuen Figur auf dem Welttheater geworden ist.

---

* Jostes S. 64.

** Vgl. Jostes S. 57 f. und Hans Friedrich Blunck, ,Belgien und die niederdeutsche Frage' (Tat-Flugschriften Nr. 9), 1915, S. 21.

*** Philipp Funk, Kardinal Mercier, ,Freie deutsche Blätter', 1916, S. 210. Leider gibt Funk keine Belege.

Ein ohne Zweifel blendend begabter und für die einmal gewonnene Überzeugung leidenschaftlich glühender Geist offenbart sich uns hier; ein Gelehrter, der nicht nur selber eine ungemein regsame Lehr- und Schriftstellertätigkeit entfaltet, sondern auch als ‚Initiateur', als Anreger für andere und als Organisator großzügiger Zusammenarbeit starke Leistungen aufzuweisen hat; ein geborener Führer auf geistigem Gebiet steht hier vor uns, der sich seines Führerberufes so sehr bewußt ist, daß er ihn in begreiflicher Selbstüberschätzung über die engen Grenzen der eigentlichen Berufsarbeit hinaus zu erweitern sucht, sei's durch Reden, sei's durch offene amtliche und außeramtliche Briefe.

Ein belgischer Theologieprofessor, selber ein Schüler und Verehrer Merciers, hat mir mitgeteilt, daß diese Überschätzung seiner Bedeutung von den Professoren in Löwen schon vor 20 Jahren peinlich bemerkt wurde. Er nannte seine Kurse: Cours supérieurs, Etudes supérieurs und erregte damit das Kopfschütteln seiner Kollegen, die sich fragten, ob die übrigen Lehrstühle an der Universität wohl für études inférieurs bestimmt seien. Etwas Reklamehaftes bemächtigte sich mit der Zeit des vornehmen Geistes Dom Merciers, nicht etwas Reklamehaftes im groben Wortsinn: aber die Reklame für einen von der Mehrheit verachteten geistigen Wert, nämlich die scholastische Philosophie, deren Wahrheitsgehalt er mit immer wachsender Erkenntnis immer tiefer erlebte, — diese Werbearbeit für eine ihm wertvolle Idee wurde zur Eigenheit, zum Habitus im scholastischen Sinne, seiner öffentlichen Wirksamkeit.

Ein Eiferer für das liebgewonnene Ideal, mit aller blendenden Macht des wahren Eifers und allen gefährlichen Übertreibungen desselben, so steht schon das Schulhaupt von Löwen in seiner späteren Zeit vor uns.

Dazu kommt als förderndes Element nach beiden Richtungen die Rednergabe des französisch dozierenden Meisters. Vielmehr als in Deutschland wird auf französischen Universitätskanzeln die rednerische Schönheit oder vielmehr der Glanz des Vortrags gepflegt. ‚Travailler le Français', seine französische Sprache verarbeiten, bis sie schimmernd und glänzend, einschmeichelnd und hinreißend den Zuhörer gefangen nimmt und hinführt, wohin der Lehrer will, das ist französischer Universitätengebrauch. Mercier ist ein solcher Meister der Rede geworden. Wer es nicht aus seinen gelehrten Büchern erkennen mag, wird es aus den Hirtenbriefen der Kriegszeit wohl zu erkennen vermögen. Der Romane mit all seiner Freude am Satzbau, am Ausdruck des Gefühls und Erlebnisses, an kunstreicher, andeutender Verwendung von Zitaten, spricht zu uns, wenn wir Merciers Hirtenschreiben betrachten. Dafür ist gleich der erste Hirtenbrief, der im Winter 1914/15 die Gemüter erregte, ein deutlicher Beweis. Mit seiner Betrachtung wenden wir uns dem zweiten großen Abschnitt in Merciers Leben zu: seinem Auftreten auf der Weltbühne des großen Krieges. (Schluß folgt.)

Briefe eines Okkupationssoldaten

Liebes Fräulein Lulu!

Ich schreibe Ihnen bei Kerzenschein auf einem französischen Landschloß. Der Park, der vor den Fenstern meines Eckzimmers rauscht, flammt am Mittag in den buntesten Farben des Spätherbstes, ich spaziere dann darin umher und lese die Geschichte von den Haimonskindern, die ich in der Bibliothek aufgestöbert habe. Von meiner Schlafkammer droben, wo ich unter einem blauseidenen Himmel im weichsten aller französischen Federbetten wie der Dauphin von Frankreich schlafe, bis die Stube ganz voll Sonne ist, seh' ich herab auf ein anmutiges Tal mit zwei kleinen Dörfern im Schoß. In die rotwangigsten Äpfel beiß' ich und trinke den süßesten Cider. C'est le pays des gaillards! Die Hühner legen hier doppelt und . . .

Aber Sie wollen mir doch schon lange ins Wort fallen! Wie ich hierher geraten bin? Ich bin hier in einem dienstlichen Auftrag. Der Gefreite F. hat die landwirtschaftlichen Arbeiten in M. zu überwachen. Ich sehe, Sie lächeln! Vielleicht ist der Auftrag ja auch nicht ganz so ernst gemeint und ich soll mich nur ein wenig vom Bureaustaub erholen. Und doch hab' ich an den landwirtschaftlichen Dingen das naive Interesse des Stubenmenschen. Mein Kamerad, der ‚Kulturchef', der mit mir zusammen auf dem Schlosse haust und eine Art Landwirtschaftsinspektor ist, hat mir noch heute vormittag, als ich ihn zur Dreschmaschine begleitete, einen Vortrag über seinen Bezirk halten müssen. Ich kann meine frische Weisheit gleich bei Ihnen anbringen! Also hören Sie: 1/5 Wald, so hat er mir fix an den Fingern vorgerechnet, 2/5 Weide, 2/5 Ackerland. Die Scholle trägt wohl ein Viertel weniger als in Friedenszeit. Dafür hat er mir aber auch wieder vorgerechnet, wieviel Arbeiter in Abzug kämen — und die Frauen? werfen Sie vielleicht wie ich ein: Was? bekam ich da zu hören, die lassen ja hier die Mannsleut' sogar melken und buttern — wieviel Gäule erst die Franzosen, dann wir dem Bauer aus dem Stall gezogen hätten, wie es an Dünger fehle und am guten Willen auch! Doch halt! Was ein rechter Hofbauer ist, meinte er, der ist auch hier zu stolz, um eine Lotterwirtschaft zu führen, auch wenn er seinen Acker für die boches mitbestellt. Dahinter her muß man ja sein, daß die Ernte unter Dach und Fach kommt, im übrigen aber ist es gut, wenn man dem Einheimischen nicht allzu viel in seinen Bestellungsplan hineinredet; er kennt seinen Boden ja doch am besten. ‚Die landwirtschaftlichen Maschinen sind wohl hier zu Lande ganz besonders auf der Höhe?' glaubte ich recht klug zu fragen und suchte aus der maschinellen Bewirtschaftung und aus der Vorliebe für Weidewirtschaft beim Franzosen eine Hinneigung zu einer behaglichen Lebensführung zu erweisen. Es war mir aufgefallen, daß Pächter Adam für die Ernte sich Flamen herüberholen wollte; das sei

---

* Vgl. Aprilheft 1917 S. 45 und die erklärende Fußnote daselbst.

so alle Jahre gewesen; mit den Einheimischen könne mans nicht schaffen. Mein chef de culture wollte wohl die Gemächlichkeit des Franzmanns gelten lassen — ‚Potzblitz, was würden wir aus dem Boden herauswirtschaften!' — aber was die landwirtschaftlichen Maschinen beträfe, so seien sie nichts nutz; den Brabanter Pflug, den wolle er sich noch gefallen lassen, aber die Eggen, die Drill- und die Düngerstreumaschinen und die Federzahnkultivatöre . . .

Mir hat ja das alles sehr imponiert, was mir Hans, der Landwirtschaftselève, auseinandersetzte. Aber ich sehe schon, ich werde alles im Nu vergessen haben, fahre ich erst wieder an einem sonnigen Tag über Land und lasse den Blick von meinem Karreol aus über die Ackerbreiten schweifen, auf denen schon ein grüner Hauch liegt von der Wintersaat. Lehmbraun leuchtend zieht sich über die Hügel die Römerstraße hin, auf der ich so gern in der Einsamkeit der bestellten Felder dahinkutschiere, die Chaussee der alten bösen Königin Brunehaut. Ein paar Krähen flattern darüber und dann und wann taucht drüben am Hügelrand eine Gestalt groß auf.

Und Weideland! Ich kenne es von meinen Abendspaziergängen her. Da führen lauschige Gäßchen zwischen den Weiden als Grenze hin. Die dichten Haselhecken wölben sich über einen zum Laubgang, durch den die Abendsonne in leuchtenden Farbflecken träufelt. Und in der schummerigen Dämmerung spaziert man umher, während die Füße mit dem eintönig raschelnden Laub spielen. Plötzlich erschreckt einen der nahe Atem einer Kuh hinterm Laubgitter. Haben Sie sich erst aus diesem Irrgarten auf die Landstraße herausgefunden — es ist mittlerweile dunkel und kühl geworden — so sind Sie ordentlich froh und lachen den ersten Menschen zu, denen Sie begegnen: ein paar Buben, die in der Wiese lagern und in ein Aschenhäuflein blasen, daß die rote Glut in den Abend leuchtet und der feine Rauch schlank in die kühle Luft steigt. Die Knaben haben die Hecken beschnitten und die Reiser verbrannt. Oder Sie holen Bauernmädchen auf einem zierlichen Eselgespann ein, auf dem die jungen Dinger in großen bauchigen Kannen die frischgemolkene Milch heimfahren. Ein Gruß, ein Scherzwort fliegt lachend über die Straße und Sie fühlen sich wieder heimisch, und schreiten Sie rüstig aus, so kommen Sie noch recht zu unserem ländlichen Souper: eine Riesenschüssel Lattich, Maroilleskäse, gestockte Milch, Eier, geröstetes Weißbrot.

Ich kenne noch andere Weiden, dort drüben am Wald, wo der Nebel braut. Über den dampfenden Grund jagt mit schwerem Huf das belgische Roß. Wiese geht mählich über in Wald. Die Kirschbäume stehen dichter, die Hecken sträuben sich ungebärdiger und bergen da und dort einen kleinen, strohgedeckten Hof, ein Stelldichein für die Schmuggler, die mit ihren Hunden durch den Forst aus dem Belgischen kommen, um Vieh und Butter zu holen. Fahr ich dann noch weiter, so bleib ich bald mit meinem Karreol im Farrengewirr und Quellgeriesel stecken und schau ich über mich, so bin ich daheim im deutschen Buchenwald . . .

Es gibt Tage, da es auch hier laut zugeht. War das neulich ein Gezappel von Kühen und Kälbern um mich herum! Und zugleich welches Wiedersehen! Alles bayerische Rasse! Schöne braun- und weißgezeichnete Tiere. Das deutsche Vieh wird dem Franzmann auf die fetten Weiden gesetzt und, ist es schlachtreif, an die Fronttruppen weitergeschickt. Wir hatten eine ganze Herde der scheuen Tiere auf eine große Tenne getrieben und sonderten nun die schlachtreifen aus. Je nachdem das Urteil ausfiel, erscholl allemal aus den Kehlen von einem Dutzend knüttelschwingender Bauernjungen bei den fetten Kühen der Ruf ‚au pape', bei den mageren ‚au diable'; es war die Papst- und die Teufelswiese, auf die sie getrieben wurden. Das war ein Getrampel, ein Gebrüll und ein Schweifschlagen, ein Geprügel, Stimmengewirr und Indiehändeklatschen, eine Szene voll derber Lustigkeit, die mir manchen alten flämischen Meister nahegebracht hat. Nachdem wir noch mit vereinten Kräften unter großem Jubel eine ins Brunnenloch gestürzte Kuh lebendig ans Licht gezogen hatten, mußten wir zum Beschluß dem Pächter mit einem Schnaps Bescheid tun.

Pferdemusterung! Von allen elf Dörfern zogen die Bauern in der Morgendämmerung mit ihren Pferden heran. Trägschleppender Hufschlag, die Glöckchen am Kummet, dann und wann ein langgezogenes Wiehern drang durch den feinen Morgenregen. Das war ein merkwürdiger Pferdemarkt, wo ein jeder Bauer nicht Worte genug fand, um die Gebrechen seines Gauls herauszustreichen und sein Alter heraufzusetzen. ‚Permettez, mon Commandant, elle boite, la jument, c'est vrai, je vous le jure, elle est boiteuse.' ‚Trab!' klingt es scharf dazwischen und ‚Schweres Zugpferd I'. ‚Vous verrez, elle boite', sagt noch resigniert der Bauer und zuckt mit der Achsel. Ich kenne sie so ziemlich alle; schon so manches Rößlein hab' ich ihnen aus der Koppel geholt, wenn eine Batterie, eine Kolonne ihren Bestand auffrischen mußte. Dann gab es allemal unwirsche Gesichter und die Dirn griff gleich gar nach dem Schürzenzipfel. Trafen wir aber die Stute tragend an, daß sie keine Kanone ziehen konnte — und manches Bäuerlein war schlau genug, seine schönsten Stuten noch rasch heimlich decken zu lassen —, da strahlten die Gesichter und mit einem verschmitzten Lächeln wurden wir zu einer Tasse Kaffee eingeladen.

Doch ich stutzte, ein Zittern ging plötzlich durch alle Tiere. ‚L'étalon!' Der Brabanter Zuchthengst von Pächter Adam ist in seiner Ungeduld aufgestiegen, reißt den Knecht in die Höh', schleudert ihn zu Boden. Mit knapper Not wird er auf Seite gerissen. Der weite Dorfplatz ist im Nu geleert; jeder bringt zunächst seine zitternden Fohlen in den Schutz der nächsten Gasse. Auf dem Platz steht allein der Hengst, ein Koloß, fast zu massig, um schön zu sein, und blickt herausfordernd um sich wie der Stier in der Arena. Die Franzosen machen Augen, wie der kleine Gendarm ‚Guillaume' die am Boden schleifende Leine greift und zerrt und solang zerrt, bis der immer wieder sich bäumende Hengst klein beigibt.

Meine Kerzen brennen herunter. Lassen Sie sich noch rasch bedanken

für Ihren lieben Brief, den ich mir gestern abend in A. auf der Post geholt habe. Es ist ein eigen Gefühl, mit dem man, die Heimatbriefe in der Tasche, am Abend nach Hause fährt. In der Dunkelheit lassen sie sich nicht lesen; man muß sich gedulden. Drunten auf der Bahnhofsanlage brennen die Lichter. Schon sind die Abende kühl. Man freut sich auf den warmen Kamin, auf seine Briefe. Nun taucht auch schon Le corbeau, das Rabenwirtshaus, auf; die Braune biegt von selbst in den weichen Seitenweg ein. Drüben winkt hinter der Tannenwand das Kuppeltürmchen. Der Abendstern steht darüber. Nun noch ein Ruck, die Mulde im Weg, zur Rechten die weißschimmernde Birke. Jetzt fahren wir auf Ferme Rombise, dem Wirtschaftsgebäude des Chateaus, ein. Die Braune will noch getränkt und gefüttert sein. Das besorgt Hans. Ich eile voraus mit meinen Briefen. Einer von der Mutter, der Ihre und der dritte, ja der dritte von einem Freunde, der an der Somme steht.

Ihr

F. F.

Liebes Fräulein Lulu!

Heute abend mag Hans allein hinunter zu Paula und Paulette gehen! Am Abend wird unser chateau leicht ein wenig öde. Der Herr Bürgermeister und seine Familie ziehen sich zurück. Er hat das Besitztum geerbt. Madame ist noch die unverfälschte kleine Pächtersfrau, nur daß sie ihren losen Kittel jetzt aus schwarzem Taffet trägt. Vom Morgengrauen an ist sie im Hause geschäftig, immer das gute, breite Lachen im runzligen Gesicht, stets mütterlich besorgt um den alten zipperleingeplagten Herrn, um die leidende Tochter, eine Offizierswitwe, und auch ein wenig um mich. Die Tochter legt uns beiden eine gewisse Zurückhaltung auf. So trollen wir uns denn am Abend gewöhnlich vom Schloß hinunter auf den Bauernhof, die Ferme de la tour, ein alter Herrensitz, der mit seinem Quaderturm das ganze Dorf überragt. Trotzige Mauern umschließen die bassecour. Mit einem Abendgruß treten wir ein bei Frau Dronsart und ihren Töchtern. Dann sagt in der Regel einer von uns, sich die Hände reibend: ‚i'ne fait nin caud,' stolz auf das abgelauschte Patois. Schon sitzen wir um den Herd herum, ich auf dem Ehrenplatz der Feuerstelle zunächst. Paula, die Ältere, serviert den Kaffee in zierlichen Tassen. Ich lass' mir von der Mutter erzählen, wie sie 1914 flüchtete, dann aber nach dem Tod ihres Mannes, der hier, mitten in der Ernte, dem Schlagfluß erlegen war, von Amiens über Holland mit Paula zurückkehrte und dabei auch die kleine Paulette aus dem belgischen Sacré-Coeur mitbrachte. Diese Frau mit dem noch schwarzen Scheitel und den lebhaften dunklen Augen hat eine so ruhige, gedämpfte Art zu sprechen, eine so feine Herzlichkeit, so schlicht und vornehm ist sie zugleich, daß ich diese Art von Bauerntum nicht gleich in meine Begriffe einordnen kann. Die kleine Paulette muß in des Vaters Art schlagen: ein blondes untersetztes Bauernkind, im Pensionat heraus-

gefüttert, kreuzbrav; und doch sitzt ihr der Schalk im Nacken. Und resolut ist das Mädel! Es wird einmal einer großen Ferme prächtig vorstehen. Wir drei Jungen sind bald im besten Zuge, das ganze Dorf durchzuhecheln. Mit Vorliebe übt sich unser Witz an dem ehrenfesten Monsieur Monceau, (nur daß er sich in seinem Patois mit Zischlauten ausspricht, an denen sich unsere losen Starenzungen zu gerne versuchen). Wenn Monsieur Monceau, cultivateur und Vertrauensmann unseres Bürgermeisters, der mit ihm morgens in der Küche Kriegsrat hält, auf seiner charrette stehend die Butter und die Eier der Gemeinde bei der Kommandantur anfährt, dann schwibbt sein ungeheuerer Rumpf in dem blauleinenen Kittel und das Strohhütchen über dem würdigen, glattrasierten Gesicht wippt lustig mit. Monsieurs Monceau's Mund kommt nie aus dem Staunen heraus, im Verein mit ein Paar listiger Äuglein starrt er Sie verblüfft an. Sein Staunen wächst und er klemmt sich einen Kneifer auf die verwitterte Nase; dann aber dröhnt auf einmal aus den Tiefen dieses gewaltigen Körpers in niegehörten Kehllauten ein Patois los, so rauh, so bärenmäßig, daß das verschlafene Büro erschreckt auffährt.

Von unserem Büro her kenn ich auch die Madame Mercier. Ich glaube, alle Ämter in Kriegs- und Friedenszeiten kennen diese streitbare Dame. Wen sie einmal durch ihre goldene Brille zornig angeblitzt hat, vergißt das nicht so leicht. Ich biete ihr immer gleich ritterlich einen Stuhl an; die Gicht plagt sie. Aber mit ihrem Krückstock herrscht diese fromme und so zäh im Irdischen wurzelnde Greisin unwidersprochen auf der Ferme de l'Hôpital. Die Merciers hatten bislang noch im Städtchen gewohnt in einem der altfränkischen Häuser mit klösterlichen Gewölben und versteckten Gärten. Aber als die Pacht auf der Ferme abgelaufen war, ließ die alte Dame die feierlichernste Staatskutsche aus dem Torweg herausholen und fuhr hinauf nach der Klosterferme und begann zu wirtschaften und zu streiten mit Maire und Nachbarschaft und chef de culture. Der gibt gerade seinen letzten Auftritt mit ihr zum besten.

Ich erzähle von meinen Spaziergängen, die ich aufs Geratewohl in den Abend hinein unternehme. Einmal hab ich Notre Dame des Hayes entdeckt, ein Kapellchen am Weidensaum, bedeckt mit Exvotos von anno 70. Ein andermal lief ich der Dame Republik in den Weg, deren Büste sich in antiker Strenge und Unnahbarkeit auf einem Dorfplatz inmitten grasender Geißen über Misthaufen und strohgedeckte Hütten erhebt, oder ich war an einem Sonntagnachmittag drüben am Kanal den pappelumsäumten Treidelpfad entlang gegangen, wo die Dorfschönen im Sonntagsstaat promenierten und die Angler neckten, die sich den langen Kanal hinunter Konkurrenz machten.

Die Dorfereignisse werden besprochen. Eben steht die Adoration im Mittelpunkt des Interesses, das dreitägige Missionsfest, das in jeder Gemeinde seinen festen Tag im Kalender hat. Alle geistlichen Herren der Dechanei finden sich dann zum Predigen und Beichthören zusammen. Unser

alter Bürgermeister spricht von la fête des curés und rühmt die gutbesetzte Pfarrtafel bei diesem Feste. Es hatten denn auch gestern alle Pfarrherrn der Umgegend die gewünschten laisser-passer nach M. erhalten. Auch abbé Laurent kam aus seinem Walddorf herüber, ein feiner, stiller Herr, so arm wie eine Kirchenmaus; heut speist er bei dem, morgen bei jenem von seinen Bauern. Der schlanke vicaire von B. fuhr flott im Wägelchen der frommen Madame M. vor, in dem er so lange im Lande herumkutschiert, bis ihm noch der geistliche Gaul requiriert wird. Er ist der Salonabbé der Bürgerschaft von B. Sein goldenes Zwickerkettchen übers Ohr streifend, sprudelt er über von Beredsamkeit, gestikulierend, witzig — ‚un farceur' sagt Metzger Hannon, und der ist selber ein Hanswurst — naiv, unvorsichtig. Die Festpredigt, die er gestern hielt, war würdig. Als ich aus der Kirche trat, begegnete mir unser Freund: ‚Tiens! Monsieur Monceau! une belle adoration cette année-ci; mais vous . . .' und ich sah ihm auf seinen Werktagskittel. Er kraute sich hinterm Ohr: ‚Ce n'est pas l'habitude . . .'

Der alte Ortspfarrer ist der echte Großbauernsohn. Der weiße kurze Haarschopf muß einmal flachsblond gewesen sein. Rosige Gesichtsfarbe, ein Paar helle blaue Augen, um den Mund ein Zug von Pfiffigkeit und Mutterwitz. Nach des alten Dronsarts Tod hat er seinem Freund die Ferme verwaltet, bis die Frau kam. Von all dem schwatzen wir, vom Salat, den wir alle Abend schüsselweis verzehren und der aus dem Pfarrgarten stammt, von der Hühnerzählung, die der Kulturchef eben in alle Ställe und Winkel kriechend vornimmt, von den Gäulen; dann wirft wohl auch Zénon, der Knecht, der abseits im Dunkeln sitzt, ein einsilbiges Wort dazwischen. Draußen um den Turm pfeift der Herbstwind. Über unserem Geplauder wird es mählich Nacht. Ein Händedruck. ‚Eh bien, quand vous voudrez.' Drauf ein fröhliches ‚A demain'.

Wie wir über die Dorfwiese heimwärts gehen, grüßt unter den Kastanienbäumen im Mondschein der Seigneur de la Tour auf dem Epitaph an der Kirchenwand herüber. Ich weiß nicht, ob der Mond über Hans Gewalt bekam. Der Junge kletterte behend auf die ‚Lyra' hinauf, die leiergeschmückte Balustrade, die sich hier auf allen Dorfplätzen findet. Von dem Eisengeländer herunter blasen am Revolutionsfest die Dorfmusikanten und das bebänderte Bauernvolk tanzt dazu auf der Wiese unter den Kastanienbäumen. Hans aber hielt von der Lyra herab in drolligem Französisch eine närrische Rede, in der er den Frieden begrüßte. Ein stiller Zuhörer, Meister Aliboron, der Gemeindeesel, der hier auf der Wiese sein Weiderevier hat, spitzte die Ohren. Hans gab zum Beschluß einer unsichtbaren Musikbande das Zeichen zum Tusch, sprang in einem Satz herab, um seine unsichtbare Dame Paulette zum Tanz aufzufordern.

Wir waren mit einem Male ganz kleinlaut geworden, als wir zusammen den Wiesenpfad zum chateau hinauf stapften. Drohend schwarz wie ein vorsintflutliches Wesen schob sich uns etwas entgegen:

die alte langmähnige Stute, auf der die Tochter des Hauses als junges Fräulein ausgeritten war. Aus einer Ecke klang behaglich das unersättliche Schmatzen unserer Milchkuh. Das Schloß lag in der Hut seiner Tannen schon in tiefem Schlaf. Wir zogen unsere Schaftstiefeln aus und schlichen auf leisen Socken auf unsere Kammern. Ich hörte immer noch die unsichtbaren Musikanten fiedeln, dazwischen läuteten Glocken und alles drehte sich im Tanze, als ich einschlief.

Ach was! ich schüttle die Ohren, daß ich den Klang wieder los werde. Es ist Zeit, daß ich wieder unters Arbeitsjoch komme!

Herzlichst

Ihr

F. F.

G . . ., den

Lieber Herr Professor!

Diese graue Stadt hält mich fest umschlossen. Die Front getünchter Häuser, die eng um die Place d'armes rückt, öffnet sich nur nach einer Seite, wo vor einer in Trümmer geschossenen Straßenflucht mit verbogenen Laternenpfählen ein Revolutionsmann sich auf seinem Postament pathetisch gebärdet, in der einen Hand einen Lorbeerzweig, in der andern einen Zylinderhut balanzierend. Dahinter ein bleierner Himmel, auf kahlem Berghang ein paar zerzauste Bäume. Eine trotzige Bastion schaut überall hinein in die winkeligen, feuchten Gassen. Unten glucksen die trüben Wasser eines trägen Oisearmes. Am Abend schlendern die Soldaten hinauf auf die Bastion, wie daheim in Deutschland auf die Burg, um ins Land hinauszulugen. Dann glüht manchmal noch ein wenig Abendsonne auf den Felsen und aus dem Waisenhaus, das wie ein Schwalbennest am Hange klebt, tönt ein Gezwitscher von frischen Kinderstimmen. Gegenüber liegt halb im Gestein versunken die alte Kirche. Unterm Chor hausen in ihren Kellerzellen wunderliche Bettler. Tritt man durchs Portal ins Kirchenschiff hinab, so umfängt einen bunte gotische Dämmerung...

Nun ertapp ich mich schon wieder dabei, wie ich im besten Zug zu fabulieren bin. Trauen Sie diesen Feldpostbriefen nicht allzu sehr! Man schreibt nach Hause! Fängt den Glanz ein, der das Leben umspielt, besinnt sich auf Eindrücke, die Auge und Herz kindlich sorglos aufgenommen haben, während die Seele von ganz andern Dingen schwer ist. Lang hatten wir uns ja gescheut, unser persönliches Schicksal überhaupt als Problem zu empfinden. Jetzt möchten wir eher aus Schwachmütigkeit von diesem Problem das Gesicht abkehren. Aus ein paar einsilbig hingeworfenen Worten hab ich herausgespürt, wie es dem und jenem Kameraden nicht besser geht wie mir, auch denen an der Front nicht. Auf Urlaub traf ich meinen Freund, einen Jägerleutnant. ‚Was nachher?' Die Frage wurde auch laut, und es lag darin wie eine Angst vor dem bürgerlichen Leben. Wie wird sich dieser Mensch, der jetzt ein

Herrendasein führt, in Spannung gehalten durch Kampf und Gefahr, erfrischt durch ein naturnahes Leben, bereichert um die Eindrücke fremder Länder, in die Enge seiner Rechtspraktikantenexistenz und seiner früheren gesellschaftlichen Umwelt zurückfinden? Er will daran gar nicht denken! Und doch wünschte ich, daß er daran dächte und darüber schließlich auf die Frage stieße: Gibt es nicht auch eine heroische Form des bürgerlichen Lebens?

Als ich wieder an mich selber zu denken anfing, geschah es auch mit Bangigkeit. Wir hatten damals im August alles von uns geworfen, die einen leichtherzig, frohgemut, als würden sie jetzt erst frei, die anderen schwerblütiger. Wohl gab es auch gleichgewichtige Naturen, die damals den Faden ihrer bürgerlichen Existenz nicht abreißen ließen, die im Schützengraben ihre Fachzeitschriften weiterlasen. Wir anderen aber hatten alles mit einem gewissen Radikalismus wie unnötigen Ballast von uns geworfen. Es ging ja in den Tod! Aber für manchen von uns kam es gar nicht so heroisch, als er gedacht; die eschatologischen Hoffnungen erfüllten sich nicht: man war in einer Art Verlegenheit und mußte sich neu einrichten. Gewiß, man hatte nicht ausschließlich mit dem Äußersten gerechnet, es gab für unser Denken noch eine andere Möglichkeit: es wird in deinem Innersten etwas mit dir geschehen, Entschlüsse werden dir unter dem Blitz und Donner des Krieges wie durch Inspiration geschenkt werden. Es wurde uns aber keineswegs geschenkt, unsere Entschlüsse selber zu fassen.

Rekrutenzeit und Schützengraben hatten uns in einen primitiven Zustand versetzt, der nur Schlaf, Hunger und Durst, Heimat- und Mutterliebe umfaßte. Unser Wesen hatte alles Differenzierte abgestreift. Aber als sich ein Jahr an das andere reihte, zeigte es sich, daß dieses primitive Leben, das uns nun statt in einem ruhigen Grabenabschnitt auf einem Büro verann, zur Verarmung führte. Wir sitzen Tag für Tag über einer fremden Arbeit, deren ungewohnte Geschäftigkeit für uns zu Anfang wohl eine naive Freude bergen mochte, die uns aber auf die Dauer seelisch nicht ausfüllt. Es ist wie ein Leerlaufen; die seelischen Reibungen sind darum um so größer. Disharmonien, die sich bisher im Zusammenklang eines volleren Lebens aufgelöst hatten, bleiben isoliert. Es fehlt uns der Antrieb, auch Widerstand, der innere Appell, ohne den unsereiner so leicht erschlafft. Nehmen Sie mich als einen gewöhnlichen Fall für viele: Ich bin 27 Jahre alt; ich habe noch nichts geleistet; meine Kenntnisse hab ich in den drei Jahren verloren; ich habe zur Not noch ein paar Ideen; mein Weltgefühl ist zusammengeschrumpft. Ich bin schwerfällig, linkisch geworden. Dies kommt einem nie so bitter zu Bewußtsein wie auf Urlaub. Es war ein Gemisch von Verdemütigung und freudiger Dankbarkeit, was mich bei unserem letzten Zusammensein überkam.

Nun ist die Krisis die: übersteigt der Druck, der auf uns liegt, ein gewisses Maß, so droht die Feder unserer Spannkraft zu brechen. Wir versinken in eine tödliche Lethargie und treiben in ihrem trüben Strom ins bürgerliche Leben zurück.

Doch nein, ich denke da viel zu mechanistisch! Gewiß, wir sind ausgelöscht, tabula rasa, aber ist es nicht ein wunderbares Geschenk, dieses Noch-einmal-neu-beginnen-dürfen? Gerade hab ich bei Gratry eine Seite gelesen, wo er von der tentation du néant spricht, die mich so seltsam an unsere eigene Krise gemahnt: ‚Gott liebt die Menschen so sehr, daß er ihnen sogar, was auf den ersten Blick unmöglich erscheint, etwas von dem „Sein durch sich selbst" geben will. Gott fängt uns an, doch er nötigt uns, daß wir uns selber vollenden, indem wir alles noch einmal von vorne anfangen. Drum zieht er sich zurück und läßt den Geist allein dem Nichts gegenüber.' Das neue Leben hat uns der Krieg nicht gebracht, aber die Not, aus der heraus wir nach ihm verlangen und greifen. Es ist schlechthin die religiöse Situation, in die wir versetzt sind: Eine Welle nach der andern ist von uns gewichen, ein Gut um das andere hat Gott uns entzogen, vielleicht sich selber. Wird nun das Vertrauen in uns aufkeimen? Noch nie kam uns das Veni pater pauperum so von Herzen. Werden wir ermatten? Ich muß mich oft selber am Arme rütteln.

Aber wir haben eine große Hilfe erfahren. Wir wissen jetzt, was die Hoffnung ist. Ihrer bin ich am letzten von den drei Tugenden inne geworden. Als kleiner Junge wollte ich nur die Liebe gelten lassen, schon über den Glauben schüttelte ich den Kopf, er schien mir damals zu selbstverständlich, um als Tugend gelten zu können. Die Hoffnung aber ist mir bis in die Kriegszeit hinein ein blasser Begriff geblieben. Nun weiß ich, sie ist eine wirkliche Tugend und ohne sie müßte Liebe und Glaube oft müde werden.

Sie sind darüber betroffen, wie wenig das alles, was ich da schreibe, auf den Krieg selber bezogen ist. Ich weiß es selbst, wie sehr einem die großen Zusammenhänge verloren gehen, wie nur die eigene elementare Not übrig bleibt, die sich nur eines sagt und wiederholt: Rette deine Seele!

Vergessen Sie nicht, diese Zeilen sind weit hinter der Front auf einem Bureau nach der Tagesarbeit geschrieben.

Was berichtet Reinhard aus Flandern? Die Stimmung da vorne verlohnt sich so viel mehr zu erfahren.

Herzlichst

Ihr F. F.

Kleine Bausteine

Luther* / Von Conrad Bornhak

Das Gute hat der Krieg unter manchem anderen uns wenigstens gebracht: er hat uns eine ganze Reihe von Jahrhundertfeiern erspart. Schien es doch zeitweise, als habe das deutsche Volk nichts anderes mehr zu tun als Erinnerungsfeiern zu begehen. So wird denn auch die Vierhundertjahrfeier der Reformation zwar nicht ganz unterbleiben, aber sich doch in sehr bescheidenen Grenzen vollziehen.

War denn in der Tat der 31. Oktober 1917, an dem Luther die 95 Thesen mit der Aufforderung zu einer wissenschaftlichen Disputation darüber an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, ein Tag von so epochemachender Bedeutung, daß man in dieser Tat die Geburt der Reformation und des Protestantismus erkennen kann? Keiner der Zeitgenossen, Luther am wenigsten, hatte das Bewußtsein davon. Es handelte sich um eine Auflehnung gegen eingerissene Mißbräuche der Kirche, nicht gegen die Kirche selbst. Jeder katholische Theologe würde heute die 95 Thesen unbedenklich unterschreiben können. Und andererseits: Luther hätte sich auch später nicht gegen die katholische Kirche aufgelehnt und sich von ihr losgesagt, wenn er statt der verderbten Kirche der Renaissancepäpste die katholische Kirche von heute vor sich gehabt hätte.

Die gewaltige weltgeschichtliche Tat des Reformators, einen Teil der lateinischen Christenheit von der Unterwerfung unter den Papst loszureißen, erfolgte erst später im weiteren Verlaufe des Ablaßstreites. Dadurch wurde Luther mittelbar auch der Erneuerer der katholischen Kirche. Jetzt nach dem Verlaufe von Jahrhunderten liegt kein Grund mehr vor, Luther je nach dem Bekenntnisse als Freund oder Feind zu betrachten. Protestanten wie Katholiken müssen in ihm gleicherweise eine der bedeutendsten weltgeschichtlichen Persönlichkeiten sehen, die das deutsche Volk hervorgebracht hat, vielleicht verdankt ihm der Katholizismus noch mehr als der Protestantismus. Denn so widersinnig der Gedanke klingen mag: Luther war auch nach seinem Abfalle vom Papste und nach Feststellung seiner Lehre katholisch bis in die innersten Fasern seines Wesens. Und der Protestantismus der Gegenwart, positive wie liberale Richtung, sind von Luther ebenso weit entfernt wie vom Katholizismus — vielleicht noch mehr.

---

* Obwohl wir aus Anlaß des am 31. Oktober 1517 von Luther unternommenen Schrittes zur Kirchenspaltung bereits einen Artikel aus katholischer Feder im Oktoberheft gebracht haben, geben wir doch auch diesen uns nachträglich zugekommenen Beitrag eines angesehenen protestantischen Gelehrten als eine beachtenswerte Äußerung wieder. D. R.

Noch war der auf der Überlieferung von anderthalb Jahrtausenden beruhende dogmatische Bau der katholischen Kirche bei weitem nicht so abgeschlossen wie heute nach Tridentinum und Vatikanum. Für manches, was heute dogmatisch feststeht, war damals noch freier Spielraum der Lehrmeinungen. Der Protestantismus war eben noch nicht ausgeschieden, sondern wurde noch als eine von verschiedenen Richtungen von der allgemeinen Kirche umfaßt. So konnte Luther wenigstens anfangs hoffen, für seine Lehre den Sieg innerhalb der Gesamtkirche zu gewinnen.

Die reformatorische Bewegung war nun ihrerseits keine vereinzelte Erscheinung, sondern der Ausdruck der Kulturbewegung der Zeit überhaupt, übertragen auf das religiöse Gebiet. Gegenüber den scholastischen Entwicklungen und Verbildungen des Mittelalters handelte es sich darum, auf allen Gebieten des geistigen Lebens, in Kunst und Wissenschaft, zurückzugehen auf die ursprünglichen Quellen. Damit ergab sich die Leugnung der mittelalterlichen Tradition, die aus jenen Quellen des Altertums nicht gerechtfertigt werden konnte. Freilich kann sich der Mensch als das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung von der Tradition gar nicht losreißen. So hat auch Luther, wie neuerdings auch von protestantischen Theologen wie Harnack anerkannt ist, die Tradition für den Protestantismus nicht vernichtet, wenn er auch mit der Bannbulle ein schönes Corpus iuris canonici vor dem Elstertore mit verbrannte. Doch das Bestreben war jedenfalls vorhanden: Über das Mittelalter zurück zu den ursprünglichen Quellen des christlichen Glaubens, wie er in den Schriften des Alten und Neuen Testamentes von Gott selbst offenbart war. So wurde das rein Schriftgemäße das Maß aller Dinge.

Doch was war schriftgemäß? Für die katholische Kirche gab es dafür eine anderthalbtausendjährige Überlieferung und das unfehlbare Lehramt der Kirche, wenn auch noch nicht dogmatisch festgelegt war, ob dieses unfehlbare Lehramt im Papste oder in der Gesamtkirche wurzele. Die Tradition wurde geleugnet, die Ergebnisse des unfehlbaren Lehramtes, wie sie sich in den Beschlüssen der Konzilien darstellten, vielfach als nicht schriftgemäß angefochten, vom Papste ganz zu schweigen. Gottes Wort, wie es in der Bibel geoffenbart war, sollte allein den Maßstab bilden.

Gewiß groß und folgerichtig gedacht. Nur konnte man über den Sinn dieses Gotteswortes, da es doch immer sterbliche Menschen auszulegen hatten, sehr verschiedener Ansicht sein. Die Schwarmgeister und Wiedertäufer, Zwingli und Oekolampadius beriefen sich alle wie Luther unmittelbar auf Gottes Wort und kamen doch zu sehr verschiedenen Ergebnissen. Von Luther wurden sie ebenso als Aufrührer gegen Gottes Wort verdammt wie der Papst und die Lehre der mittelalterlichen Kirche. Das Ergebnis war also nur, daß man statt der anderthalbtausendjährigen Tradition und der unfehlbaren Lehrgewalt der Kirche die unfehlbare Lehrgewalt Luthers hatte, also eine Einrichtung, katholisch wie sie im Buche stand, nur unvollkommener als die der alten Kirche, da sie nur auf einen

einzigen Menschen zugeschnitten war. Luther ironisierte sich selbst in dieser Stellung, als er 1535 in Wittenberg den päpstlichen Legaten Vergerius besuchen mußte, mit den Worten: ‚Da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pomeranus (d. h. sein Begleiter Bugenhagen), Gottes Werkzeuge.' Indem man die Schrift zum Maßstabe des Glaubens machte, war man weit entfernt von freier Schriftforschung und mußte es sein, da dadurch einem schrankenlosen Subjektivismus Tor und Tür geöffnet worden wäre. Gottes Wort bedeutete: Wie Luther es verstand. Damit wurde das alte Dogma sofort durch ein neues ersetzt, an die Stelle der alten Tradition knüpfte sofort eine neue der Bekenntnisschriften an. Man hatte also wieder, was man grundsätzlich verworfen hatte und blieb in den katholischen Pfaden.

Dieses Gotteswort wurde aber auf Grund der Verbalinspiration, die jetzt auch vom positiven Protestantismus aufgegeben ist, wörtlich genommen — abgesehen davon, daß man die Apokryphen des Alten Testamentes als nicht gleichwertig betrachtete. Von einer Bibelkritik war die Zeit noch weit entfernt. Altes wie Neues Testament bildeten nur zwei Stücke des einheitlichen göttlichen Heilsplanes. An die Stelle der bisherigen Kirchengläubigkeit trat nun die Bibelgläubigkeit, so wie Luther Gottes Wort gelehrt hatte. Der alte Kirchenglauben und der neue Bibelglaube gingen in einzelnen Glaubenssätzen auseinander, aber grundsätzlich handelte es sich um dasselbe. Beide traten als äußere Ordnungen an den Menschen heran, Unterwerfung heischend um seines ewigen Heils willen. Um Buchstaben und ihre Auslegung handelt es sich dabei. Wegen verschiedener Auffassung der Worte: ‚Das ist mein Leib' verweigerte Luther bei dem Marburger Religionsgespräche Zwingli die Bruderhand und frohlockte später über seiner Heldentod, damit die Zukunft des deutschen Protestantismus gefährdend.

Der neue Glaube fordert daher ganz wie der alte die zwangsweise Durchführung durch die Obrigkeit, die Unterdrückung aller abweichenden Lehrmeinungen, papistischer Abgötterei nicht minder wie der Wiedertäufer und der reformierten Sakramentierer. Dabei geriet die neue Glaubensgemeinschaft leider selbst in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt. Das geistliche Amt mußte so wirken und lehren, wie es die weltliche Obrigkeit verlangte. Mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit hatte die Reformation nichts zu tun.

So blieb Luther als Feind der Scholastik doch nur ihr größter Schüler und Lehrer. Das mittelalterliche Lehrgebäude wollte er zerstören und auf das reine Gotteswort zurückgehen. Statt dessen errichtete er, auch nach seiner Losreißung vom Katholizismus im Bannkreise katholischer Anschauungen, nur ein neues dogmatisches Lehrgebäude. Auch diese neue Lehre forderte von Obrigkeits wegen die Unterwerfung des einzelnen und machte das ewige Seelenheil davon abhängig. In den Einzelheiten mochten alte Kirche und neue Lehre hier und da auseinandergehen, im Grunde liefen sie beide auf dasselbe hinaus.

Wenn nur auf Grund des neuen Glaubens die religiöse Einheit Deutschlands aufrecht erhalten wäre. Wohl wäre daran bei längerem Leben Maximilians I. zu denken gewesen. Hatte er doch bei Beginn des Ablaßstreites Kurfürst Friedrich den Weisen auffordern lassen, den Mönch wohl zu bewahren, da man seiner vielleicht einmal bedürfe. Er hätte an eine Reformation von Staats wegen und unter Losreißung vom Papste nach Art der späteren englischen denken können. Für Karl V., den Beherrscher des Weltreiches, dessen Kern das streng katholische Spanien war, kam ein solches Vorgehen nicht in Frage. In ihm fanden die Mächte des Beharrens der alten Kirche eine starke Stütze.

Und der deutsche Protestantismus selbst war zwiespältig. Unter den Lutheranern selbst brachen nach dem Tode des deutschen Papstes die Lehrstreitigkeiten zwischen denen, die den wahren lutherischen Glauben geerbt zu haben schienen, und den mehr zur Milde und zur Versöhnung neigenden Anhängern Melanchthons an, so daß Melanchthon selbst schließlich den äußersten Ekel empfand über den Streit der Theologen.

In einem dreißigjährigen Kriege mußten erst die Katholiken versuchen, alle Ketzer auszurotten und die Protestanten, alle Altgläubigen zum reinen Evangelium zu bekehren, um dann erst, als sie Deutschland zum Spielballe des Auslandes gemacht hatten, das Vergebliche ihres Bemühens einzusehen. Erst nach der beispiellosen Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges erwachten die neuen Kräfte des deutschen Protestantismus, die der Reformation selbst noch fremd geblieben waren.

Es war einmal der Pietismus, der das Wesentliche nicht in der Unterwerfung unter äußere Glaubensformen, sondern in dem inneren Verhältnisse des Menschen zu Gott sah. Das Christentum wurde für jeden einzelnen zum Erlebnis, zu dem sich stetig wiederholenden Wunder der Bekehrung. Damit löste sich von selbst der Glaubenszwang der Orthodoxie, die Glaubensunterschiede der einzelnen protestantischen Bekenntnisse wurden überbrückt. Und doch knüpfte das nur an die katholische Mystik des Mittelalters an.

War aber das Christentum Erlebnis des einzelnen, so handelte es sich auch um subjektives Begreifen. So geht im Zeitalter der Aufklärung der Pietismus glatt über in den Rationalismus. Gewiß war der Rationalismus mit seinen kindischen Erklärungen des stets Unbegreiflichen unendlich öde, die ewigen Tugendpredigten litten an tödlicher Langeweile, die reifere religiöse Bildung eines späteren Geschlechtes hat das alles überwunden. Deshalb darf man die Bildungselemente nicht unterschätzen, die der Rationalismus dauernd hinterlassen hat. An die Stelle des starren Buchstabenglaubens der Verbalinspiration trat jetzt die wissenschaftliche Kritik, über die neue Tradition der Bekenntnisschriften zurück wurden die Urkunden des christlichen Glaubens selbst der Prüfung unterworfen.

Das sind die Züge, die wir heute als die besonders protestantischen anzusehen gewohnt sind und von denen noch Luther nichts wußte. Das

Christentum bildet nicht eine äußere Macht und Ordnung, sondern tritt als inneres Erleben an jeden einzelnen. Auch das ist allerdings eine Richtung, die schon in der alten Kirche und der katholischen Mystik vertreten war, aber jetzt Grundlage und Ausgangspunkt wird. Das Schriftwort tritt dem gegenüber in den Hintergrund. Denn der Buchstabe tötet und der Geist macht lebendig. Und selbst wenn alle Urkunden des christlichen Glaubens sich als pseudoisidorische Fälschungen erweisen sollten, bliebe doch das Christentum in seiner Gesamtheit und in den Herzen seiner Bekenner davon unberührt.

Unter diesen Umständen wird ein äußerer Zwang zu einem bestimmten Glauben von selbst gegenstandslos. Aber nicht die Reformation ist die Wiege der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Jene Freiheit ist entstanden unter Abwendung von dem Grundgedanken Lutherscher Reformation. Noch der Staat des Reformationszeitalters, ob der alten Kirche oder dem neuen Glauben zugehörig, war konfessionell streng geschlossen. Nur war für Deutschland diese Geschlossenheit vom Reiche in dessen Einzelgebiete verlegt. Politisch erwuchs die Glaubensfreiheit aus der Tatsache, daß seit dem 18. Jahrhundert mehrere dieser Einzelgebiete von verschiedenem Glauben zu neuen Staaten zusammenwuchsen, religiös aus dem Wandel, daß an die Stelle der äußeren Glaubensordnung die innere Glaubensgewißheit trat. So konnte Friedrich der Große das Wort aussprechen: In meinem Staate kann jeder nach seiner Fasson selig werden. Für Luther wäre das Wort ein Greuel gewesen.

Der Protestantismus der Gegenwart wurzelt nicht in Luther, der im Gegenteil den alten Katholizismus nur durch einen neuen ersetzte, sondern geht auf das 18. Jahrhundert zurück. Mag es sich um positiven oder liberalen Protestantismus handeln, beide sind von den Ideen des 18. Jahrhunderts durchtränkt. Indem auch der Katholizismus an dieser Entwicklung seinen reichen Anteil genommen hat, steht der Protestantismus der Gegenwart dem Katholizismus näher als dem Luthertum des Reformationszeitalters. Der Gegensatz der Bekenntnisse ist endlich überbrückt durch die Einheit des nationalen Bewußtseins.

Die leidenschaftliche Kämpfernatur Luthers gehörte dazu, den weltgeschichtlichen Erfolg zu erringen. Vom Heiligen, wie man sich sonst den Religionsgründer zu denken pflegt, hatte er wenig an sich. Doch hat er vielleicht durch diese Charaktereigenschaft der Sache oft mehr geschadet als genützt Noch in seinen jüngeren Jahren, als er noch zurückhaltender auftrat, sagte Kaiser Karl V. von ihm auf Grund seines persönlichen Eindruckes vom Wormser Reichstage: ‚Der soll mich nicht zum Ketzer machen.' Gewiß der Ton der Zeit war noch weit entfernt von Europas übertünchter Höflichkeit. Doch Luther war auch von dem Ehrgeiz frei, seinen Gegnern mit besserem Beispiel voran gehen zu wollen. Glücklicherweise lebte er in einem Zeitalter, dem noch das Wort der Preßfreiheit fremd war, weil es keine Beschränkung dieser Freiheit kannte. Hätte er heute im

Zustande verfassungsmäßiger Preßfreiheit gelebt, so wäre er wegen Majestätsbeleidigung des Kaisers und deutscher Landesherrn, sonstiger Beleidigungen durch die Presse im wiederholten Rückfalle und Beschimpfung von Einrichtungen der katholischen Kirche aus dem Gefängnisse nicht viel herausgekommen. Manch einem, der sich später berufen fühlte, als neuer Luther aufzutreten, ist es in dieser Hinsicht schlimm ergangen.

Trotz seiner derb sinnlichen Natur haben auch seine Gegner an der Unanfechtbarkeit seines Lebenswandels, dem sie sicher aufs eifrigste nachgegangen sind, nichts auszusetzen gehabt. Aber dem Vorbilde des Apostels Paulus zu folgen, hegte er doch auch keine Neigung. Seine Heirat zumal mit einer entlaufenen Nonne erregte daher unter seinen Freunden, besonders bei dem zartbesaiteten Melanchthon geradezu Entsetzen. Man fürchtete namentlich, daß dieser Schritt der Sache der Reformation schaden werde. Doch mochte es darum sein, es war einmal geschehen. Das rechtfertigte noch immer nicht den Zynismus, mit dem er dem päpstlichen Legaten Vergerius bei der Wittenberger Zusammenkunft von 1535 von den Kindern erzählte, die seine ‚ehrwürdige Nonne' ihm geschenkt habe. Wenn man Luther als den Begründer des protestantischen Pfarrhauses feiert, so war dies schon längst vor seiner Heirat durch andere begründet.

Noch schlimmer war der Ehehandel des Landgrafen Philipp von Hessen, wo Luther in der Befürchtung, sonst einen wertvollen Anhänger der protestantischen Sache zu verlieren, dem Landgrafen im Anschlusse an das Alte Testament, da das Neue Testament keine widersprechenden Bestimmungen enthielt, die Heirat mit einer zweiten Frau gestattete. Die empfohlene Geheimhaltung gelang nicht, für das gute Bewußtsein sprach sie gerade nicht. Dieser Fall ist auch protestantischerseits stets einhellig verurteilt worden. Ob sonst der Papst dem Landgrafen nach dem Vorgange des sagenhaften Grafen von Gleichen die Doppelehe gestattet hätte, steht doch noch sehr dahin. Wenigstens die Reformatoren hätte dann keine Verantwortung getroffen.

Vollständig als ein Kind seiner Zeit erscheint uns Luther in seinem Teufels- und Hexenglauben, der ja allerdings auch schriftgemäß war. Bis zu der Überzeugung von der körperlichen Erscheinung des Teufels, um ihm zu schaden, ging dieser Glaube. Und nicht immer verscheuchte ihn wie auf der Wartburg ein nach ihm geworfenes Tintenfaß, sintemalen er ja an sich schon schwarz war.

Hochgefeiert war Luther von jeher als der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Er selbst dachte über dieses Verdienst bescheidener und erklärte, er gebrauche die Sprache der sächsischen Kanzlei, die an sich schon allgemein verbreitet war. Daß aber die Bibelübersetzung zur Verbreitung einer einheitlichen neuhochdeutschen Schriftsprache namentlich in den niederdeutschen Gegenden mächtig beigetragen hat, leidet gar keinen Zweifel. Andererseits war gerade das verunglückte Marburger Religionsgespräch mit dem Streite

über die Worte ‚das ist' die letzte Ursache, daß Luthertum und Lutherbibel in den Niederlanden nicht eindrangen, sondern sich diese Grenzlande politisch und sprachlich von Deutschland loslösten.

Aber freilich diese neuhochdeutsche Schriftsprache Luthers ist nicht mehr die unsere. Wir dürfen nicht vergessen, daß Luther dem Zeitalter des Nibelungenliedes und des Sachsenspiegels um hundert Jahre näher stand als wir dem Zeitalter Luthers, und die Sprache ist in stetem Wandel begriffen. Eine Schrift Luthers würde daher schon sprachlich heute nicht mehr auf Gemeinverständnis rechnen können und für den Leser einige philologische Bildung erfordern. Daß wir noch die Lutherische Bibelübersetzung haben, ist ein Vorurteil, solche wäre für den Gemeingebrauch unmöglich. Es heißt denn auch auf dem Titelblatte der deutschen Bibel ‚nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers'. Aus Luthers Übersetzung ist etwas ganz anderes geworden.

Doch als eines der gewaltigsten und volkstümlichsten Schriftsteller aller Zeiten wird Luthers Name stets in der deutschen Literaturgeschichte verzeichnet stehen, wie auch seine Bibelübersetzung für sie von epochemachender Bedeutung war. Doch auch solche Volkstümlichkeit, aus den bestimmten Bedürfnissen eines Zeitalters geboren, ist zumeist vergänglich, es handle sich denn um Geister wie Homer, Shakespeare und Goethe, an die auch Luther nicht heranreichte. Lesen tun wir heute im allgemeinen Luther ebensowenig wie Klopstock.

Und diese schriftstellerische Bedeutung Luthers lag wesentlich auf dem Gebiete der Prosa. Daß er nicht zum Dichter geboren war, zeigt schon der Umstand, daß erst in einem Alter von vierzig Jahren die dichterische Ader sich bei ihm regte. Und diese Regung war wesentlich durch das äußere Bedürfnis veranlaßt, seiner Wittenberger Gemeinde ein deutsches Gesangbuch zu geben. Seine Gedichte sind denn auch zum großen Teile Nachdichtungen von Psalmen und alten Kirchengesängen. Am volkstümlichsten blieb immer das Trutzlied der Reformation: Eine feste Burg ist unser Gott. Und wie fremdartig berühren uns doch auch schon diese vertrauten Klänge in ihrem veralteten Versmaße und in ihren nicht mehr zutreffenden Vergleichen. Was bedeutet heute unter den Stürmen des Weltkrieges mit 42-Zentimeter-Geschützen und Schützengräben eine feste Burg? Nichts zeigt wohl mehr, wie weltfremd unser Kirchenregiment allen Kreisen des evangelischen Volkslebens gegenübersteht, als daß es den Gemeinden für das Lutherjahr die besondere Pflege der Lutherlieder anempfahl. Ist es doch eine uns schon von der Schule her bekannte Erfahrung, daß man selbst an sich treffliche Dinge durch nichts so zuwider machen kann, als indem man sie wieder und immer wieder betreibt — um wieviel mehr die im wesentlichen veralteten Lutherlieder.

An äußeren Ehren hat es Luther vollständig gefehlt. Er war nur Lehrer in der theologischen Fakultät, wofür damals der Professortitel noch nicht üblich war, und versah daneben meist das Amt eines Stadt-

pfarrers. Trotz des vertrauten Verhältnisses zu seinen Landesherren wurde er nicht ihr Hof- und Domprediger. Auch nach Einrichtung des landesherrlichen Kirchenregimentes trat er in dieses nicht ein. Er hat es daher nicht einmal zum Superintendenten, geschweige denn zum Konsistorialrat oder Generalsuperintendenten gebracht. So steht er vor dem Volksbewußtsein als der schlichte Doktor Martin Luther. Umso gewaltiger war der Einfluß seiner allbeherrschenden Persönlichkeit derart, daß jede äußere Form dafür versagte. Er war in der Tat der absolute Beherrscher der von ihm begründeten Glaubensgemeinschaft. Einen Nachfolger konnte er in dieser einzigartigen Stellung nicht finden. Aber ‚Gottes Wort und Luthers Lehr' oder besser ‚Gottes Wort nach Luthers Lehr' lebten nach seinem Tode fort. Das folgende Geschlecht konnte sich nur noch darum streiten, was die wahre lutherische Lehre sei.

Die evangelische Kirche verdankt Luther im wesentlichen nur die negative Tatsache der Losreißung vom Papsttume. Aller positive geistige Gehalt des Protestantismus der Gegenwart geht zurück auf das 18. Jahrhundert. Unendlich viel größer war der Einfluß Luthers auf die Umgestaltung und Wiedergeburt des Katholizismus. Nicht nur verschwanden die Mißbräuche, die zu der reformatorischen Bewegung den Anlaß gegeben, die katholische Kirche festigte auch im Tridentinum ihr Lehrgebäude, allerdings unter Ausscheidung jener evangelischen Richtung, die sie bis dahin mit umfaßt hatte. So können sich heute beide Bekenntnisse Deutschlands vereinen in der Erinnerung an einen der größten Söhne des deutschen Volkes. Indem das Bewußtsein der nationalen Einheit den Gegensatz der Bekenntnisse überbrückt, kann auch die der Geschichte angehörende Persönlichkeit Luthers nichts Trennendes mehr sein.

Kritik

Ricarda Huchs neues Romanepos
Von Max Fischer

‚Ich habe immer gefunden‘, heißt es in dem ersten Romane der Ricarda Huch, ‚daß das Beschauen das Schönste vom Leben sei.‘ Dieser Preis des unprogrammatischen Zuschauens enthüllt das Programm der künstlerischen Entwicklung der Dichterin. Sie will nicht begeistern, predigen, Gesinnungen wecken: sie sieht vom behaglichen Zuschauersessel das bunte Treiben der Welt. Sie will ihr Ich auslöschen, nur der bescheidene Griffel sein, der die Dinge selbst reden läßt. Für ein solches Zuschauertum, für ein so objektivierendes künstlerisches Schaffen steht nur eine Kunstform offen: die epische. Und nur eine Art des Stoffes bleibt, welche der auf reines Zuschauen gerichteten Seele sich anbietet: die Historie. Eine dichterische Behandlung von Gegenwartsstoffen wird nie ganz losgelöst werden können von subjektiven Empfindungen des Künstlers und von seinen eingewurzelten Werturteilen zu den Problemen der eigenen Zeit. Die vergangenen Epochen der Geschichte aber bieten dem Zuschauer bunte Fülle wechselnder Gestalten, durch die zeitliche Distanz der Leidenschaft der Gegenwart entrückt und daher dazu angetan, die Freude am parteilosen Zuschauen zu befriedigen. So ist Ricarda Huch aus der eingeborenen Veranlagung ihrer Dichternatur vom Gegenwartsroman und der Märchennovelle mit innerer Konsequenz zum historischen Romanepos fortgeschritten.

Ihr dreibändiges Romanwerk ‚Der große Krieg in Deutschland‘ (Leipzig, Insel-Verlag 1914—1915) hat nichts von jener Aktualität, die vielleicht der Titel vermuten läßt. Dem Geschehen von heute würde Ricarda Huch eher entfliehen als es ob seiner Erlebnisnähe aufsuchen, oder sie würde sich von ihrer künstlerischen Leistung noch mehr entfernen, als in ihrem kolportagehaften Kriminalroman ‚Der Fall Deruga‘, mit dem sie den tief symbolischen Weg vom Inselverlag zu Ullstein & Co. gegangen ist. ‚Der Fall Deruga‘ war ein kläglicher Seitensprung in der schriftstellerischen Entwicklung Ricarda Huchs, ein Seitensprung in den Abgrund: er wird wohl mehr in ökonomischen als in künstlerischen Gründen seine Ursache haben. ‚Der große Krieg in Deutschland‘ hat dichterische Notwendigkeit, er ist ein Werk der passionierten Zuschauerin farbigen, drängenden Lebens: er ist ein von Gestalten überflutetes Gemälde des Dreißigjährigen Krieges.

Welch wundervoller, verlockender Stoff! Das Erlebnis des Krieges, so elementar wie ihn erst die Gegenwart wieder empfunden hat. Dreißig Jahre lang beben die Lande, von infernalischen Kräften der Vernichtung gepeinigt mit Morden, Brandlegungen, Hungersnöten und Seuchen. Und als tragende Kräfte dieses zerfleischenden Kampfes erscheinen nicht allein Machtdrang und Habsucht: die religiösen Leidenschaften sind zu überhitztem Glaubenskampf entfacht, die zarteste Andacht chaotisch eingewirkt in blutrünstigen Fanatismus. Welch ein gewaltiger Vorwurf für einen Dichter, der mit der Kraft leuchtender Farben Triumph und Schmerz dieser dreißig schicksalsschweren Jahre zu bannen und ihren tieferen Sinn zu offenbaren vermag!

Schon einmal hatte ein deutscher Dichter den kühnen Versuch gewagt, die unerhörte Geschehensfülle des Dreißigjährigen Krieges im Kunstwerke zu gestalten. Vor einem halben Jahrhundert schuf Heinrich Laube seine neunbändige Romantrilogie. Das vermessene Wollen ist an dem unzureichenden Talent des Mannes zerbrochen, der nur ein kluger Literat war, kein Dichter. In behaglich weitschweifende Episoden verrankte sich die von keiner inneren Kraft zusammengeballte Dichtung; die wuchtigen Tatsachen des großen Krieges waren nur der gigantische Hintergrund für die belanglose anekdotenhafte Ausschmückung sentimentaler Herzensschicksale. Zudem zerbrach das bürgerliche Pathos Laubes und die Enge seiner Weltanschauung völlig den heroischen Rhythmus einer von wilden Glaubenskämpfen tief erschütterten Vergangenheit.

Ganz anders ist das Verhältnis der neuen Dichterin zu ihrem Stoff. Sie will nicht durch weitschweifig erfundene Episoden und durch tendenziöse Nebenziele die Fülle des anzuschauenden Lebens beengen: ihr ist der große Krieg nicht Hintergrund, sondern wahrer Gegenstand der Darstellung, sie will ihn dem Leser schildern mit dem ganzen gedrängten Wirrwarr seiner Ereignisse. An der vollen Breite des Lebens soll genießende Freude geweckt werden. Ricarda Huch schildert die politischen Staatsaktionen und die offene Feldschlacht, die öffentlichen Hexenverbrennungen und die intimen häuslichen Szenen, die zündende Glaubensleidenschaft und das stille wissenschaftliche Ringen des einsamen Forschers. So hat sie ein Werk geschaffen ohne Problem, ohne Tendenz, ohne einen Helden. In endloser Fülle hat sie Ereignis auf Ereignis geschildert, in einem Werke von fast 1500 Seiten ein Geschehnis an das andere ruhelos aneinander geheftet. Ihr Romanepos hat keinen anderen Plan als geschehenes Leben farbenreich zu schildern. Das Werk könnte auch irgendwo anders einsetzen, irgendwo anders abbrechen — es wäre ganz gleichgültig. Denn die Handlung hat keinen Anfang und hat kein Ende. Vor ihr und nach ihr stehen unendliche Bände der Weltgeschichte. Man begreift kein inneres Motiv, warum gerade diese drei Bände geschrieben worden sind. Zuschauende Freude an dem Handeln der Menschen hat dieses Buch geschaffen, aber das Handeln der Menschen enthüllt keinen vernehmbaren Sinn. Irrtum und Verwirrung, Treue und Trug, Hoffnung und Verzweiflung gleichermaßen auf allen Seiten: bei Protestanten und bei Katholiken, bei Schweden und bei Franzosen. Tausende werden gemordet, blühende Städte züngeln in lohen Flammen, Mächtige steigen empor und fallen zu Boden. Alles Leben erscheint wie banger Wirbeltanz der Kreaturen, in dem es kein Recht und kein Unrecht gibt und in dem alle Ideale sich in Relativität auflösen.

So formt sich in dem Werke der Zuschauerin das leidenschaftliche Geschehen des großen Krieges zu einer Darstellung von marmorner Kühle. Ein Buch ist entstanden, dessen epische Fülle bewundert werden muß, aber das nicht warm zu machen vermag. Es ist vielleicht ein virtuoses Meisterstück in der Geschichte der deutschen Literatur, aber sicherlich eine Sackgasse in ihrer Entwicklung. Wir können Ehrfurcht bekennen vor der zuschauenden Breite und der artistischen Vollendung so weit gespannter Darstellung, aber wir empfinden, daß eine solche Art des Betrachtens und Gestaltens das Leben versteinern macht, daß dieser kühle, oft fast frivole Rhythmus uns um den heißen Atem des Lebens betrügt.

In ihrem neuen Werke hat sich Ricarda Huch zum ersten Mal in die geschichtliche Epoche versenkt, welcher ihre große Antipodin Enrica von Handel-Mazzetti die Stoffe ihrer historischen Romane entnommen hat. Um so näher liegt die Aufforderung zu vergleichender Betrachtung. Sofort zwingt sich die Tatsache

auf: Enrica von Handel-Mazzetti tritt nicht wie Ricarda Huch verzichtend hinter ihrem Stoffe zurück, man spürt die flackernde Erregung ihres Dichterherzens in dem Rhythmus ihrer Darstellung. Sie verfolgt das Handeln ihrer Gestalten nicht mit genießender Freude am bloßen Zuschauen, sondern mit innerer Anteilnahme ihres Gemütes; sie strebt danach, vergangenes Schicksal uns zum Leben zu wecken, daß wir es empfinden wie selbsterlebtes Glück und Leid. Sie überschwemmt uns nicht mit bedrückender Überfülle der Geschehnisse; sie läßt die einzelnen Gestalten vor uns reifen, handeln, feste Konturen gewinnen. Ihre auf warme Anschaulichkeit drängende Kunst liebt die direkte Rede ebenso, wie Ricarda Huch in ihrer ironischen Kühle eine Vorliebe hat, die Empfindungen ihrer Gestalten durch die Form der indirekten Rede vom Leser zu distanzieren. Die Kunst der Handel-Mazzetti wirkt persönlicher, lebenswärmer, dramatischer: sie hätte sich im Gegensatz zu ihrer Antipodin so dankbare Motive ausmalender künstlerischer Gestaltung wie den Brand von Magdeburg oder die Ermordung Wallensteins nicht fast ungenutzt entgehen lassen. Auch Enrica von Handel-Mazzetti schildert Historie, aber ihr ist der wirbelnde Wechsel der zeitlichen Geschehnisse nicht Selbstzweck, sondern nur der Stoff, der ihr dienen muß, die großen Kämpfe der Herzen erleben zu machen, die Sehnsucht der Hoffenden, die Andacht der Frommen, die Wehmut der tragischen Schicksale.

Der tiefgreifende Gegensatz zwischen den beiden bedeutendsten Romanschriftstellerinnen der deutschen Gegenwart offenbart sich am sinnfälligsten in ihrer Wiedergabe religiöser Erlebnisse. Hier versagt Ricarda Huch völlig; von dem ewig flatternden Relativismus ihrer Betrachtungsweise aus muß das Erleben des Kirchengläubigen als Aberglaube und verirrter Fanatismus erscheinen. Nur der Pantheismus, wie sie ihn etwa bei Keppler Gestalt werden läßt, ist bei ihrer Auffassung möglich, denn für ihre Weltanschauung kann es die Dualität von Gott und Kreatur nicht geben: Gott ist in allen Dingen, wie der Irrtum in allen Dingen ist. Enrica von Handel-Mazzetti hat vom positiven Boden ihrer Kirche aus ein ganz anderes Mitschwingen für die Erlebnisse eines religiösen Zeitalters. Die fromme Katholikin weiß Bescheid über alle Erhebungen und Schwingungen der christlichen Seele. Sie weiß nicht nur um die Gebärde, sondern auch um die geheimen Empfindungen des Mönches, der Märtyrerin, der Bekehrten. In ihrer Dichtung wird Glaubenshaß nicht zu sinnloser Absurdität: sie weiß begreiflich zu machen, wie fromme Innerlichkeit umzuschlagen vermag in abwehrenden Fanatismus.

Der Vergleich mit der großen Antipodin enthüllt die Grenzen des teilnahmlosen Zuschauertums. Es vermag nur die wechselnden Gesten der Erscheinung zu fassen, aber es hat nicht die Kraft, sich einzusenken in das schütternde Beben der Seelen, das im Tun der Menschen sich manifestiert. Wo der Dichter sich nicht mit ganzem Herzblut in das Erleben seiner Helden mitfühlend einsenkt, da bleibt auch der Leser kühl und ungerührt. Er kann staunen, aber er wird nicht ergriffen; er kann bewundern, aber er vermag nicht sich zu begeistern. Auch die Novellen des Cervantes und Heinrich von Kleists zeigen nach außen marmorne Kälte, aber eben nur nach außen. Das ist gerade das Köstliche an diesen Dichtungen, daß ein glühendes seelisches Erleben in die herbe Verhaltenheit strenger Form gebannt ist und aus der strengen Form erst mählich dem eindringenden Leser sich erschließt. Der Kunst Ricarda Huchs fehlt die Wärme dieser inneren Glut. Sie hat nicht die Liebe und den Haß gegenüber den eigenen Gestalten, die sowohl Cervantes wie Kleist eignet. Sie be-

gnügt sich mit der lieblosen Zuschauerfreude an den bunten Marionetten geschichtlicher Vergangenheit.

In dieser passiven Einstellung der Dichterin zur Historie ist nicht nur die mangelnde Blutwärme ihres Werkes begründet — hier hat auch die grundlegende Irrung seiner Form ihre tiefste Wurzel. Ricarda Huch will die ganze wechselreiche Geschehensfülle der Vergangenheit darstellen; verfolgt sie damit nicht eine ästhetisch widersinnige Aufgabe? Es ist unmöglich, die unabsehbare Fülle der Geschichte in ihrer Totalität zu erfassen. Jede Darstellung der Geschichte ist Auswahl aus dem unbegrenzten Stoffe der geschichtlichen Wirklichkeit, ist Vergangenheit wiedergegeben durch den Brennspiegel einer gegenwärtigen Persönlichkeit. Das Rankesche Ideal, ‚von wirklich geschehener Geschichte wahrhaften Bericht zu erstatten', ist ein notwendiges Postulat der Geschichtsforschung, aber selbst von der Wissenschaft nie restlos erfüllbar, sondern in seiner Verwirklichung begrenzt durch die unübersteigbaren Schranken menschlicher Endlichkeit und Subjektivität. Drängt aber auch der wissenschaftliche Historiker nach möglichst getreuer Wiedergabe der einmal geschehenen Ereignisse, so kann des Dichters Ziel unmöglich in einer solchen photographischen Annäherung an die empirischen Tatsachen der Vergangenheit liegen. Für den Dichter darf die historische Wirklichkeit nur dienendes Material sein, aus ihr jene Bilder und Gestaltungen zu formen, die der Rhythmus seiner eigenen Persönlichkeit und die Formgesetze seiner Kunst ihm gebieten. Auch des Dichters Gestaltung drängt nach Wahrheit. Aber nicht nach der Tatsachenwahrheit des Historikers, sondern nach der wahrhaftigen Formwerdung seiner inneren Gesichte, nach jener Wahrheit, die dem Ewigen und Unendlichen Ausdruck gibt in der symbolischen Sprache endlicher Gestaltung. Man denke etwa an das Gespräch zwischen Karl XII. und Num Eddaula in dem Roman Heidenstams oder an die Begegnung Moreaus und Bonapartes in dem Roman Klabunds, um sich zu vergegenwärtigen, wie der Künstler im historischen Roman die zeitlichen Begebenheiten zu überzeitlicher Bedeutung zu erheben vermag.

Es bleibt die Eigentümlichkeit, aber auch die künstlerische Schranke der historischen Romantechnik Ricarda Huchs, daß sie nur historisches Leben wiedergeben will, aber es ablehnt, die Geschichte von der Idee aus zu beseelen, die Fülle des Stoffes einheitlich zu konzentrieren und den Rohstoff, den die historische Wissenschaft ihr darbietet, mit selbstherrischen Dichterhänden zu gestalten. So zieht in ihrem großen Roman das reiche Geschehen des Dreißigjährigen Krieges wie eine Folge vielfältiger inhaltsvoller Kinobilder an uns vorüber, aber es fehlen der geistige Zusammenhang und die Wärme ausstrahlender Liebe, um mehr zu geben als bloße Zeitbilder, um in der Dichtung eine Inkarnation ewiger Ideen zu gestalten, welche die Zeiten überdauert.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Vor einigen Jahren schrieb ein Kaufmann, der lange Zeit in Südwest gelebt hatte, einen Band ‚Südafrikanische Geschichten', deren Güte hier gelegentlich kurz

* Hans Grimm, ‚Der Gang durch den Sand'. (Albert Langen, München. M. 7.50.) Adam Müller-Guttenbrunn, ‚Joseph der Deutsche'. (L. Staackmann Leipzig. M. 6.—.) Ella Triebnigg, ‚Ums Erbe'. (Interim-Verlag A. v. d. Broecke, Leipzig, M. 4.50.) Maria Köck, ‚Wunder der Heimat'. (Verlag der Reichspost, Wien, M. 5.–.) Dieselbe, ‚Wiener G'müat' (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, M. 5.–.) Reimmichl (Sebastian Rieger), ‚Aus den Tiroler Bergen'. (Ebenda, M. 2.50.)

bezeugt wurde. Zu einer eingehenden Stellungnahme lag deshalb kein Grund vor, weil erst abgewartet werden sollte, was Hans Grimm fortan würde zu sagen haben. Kürzlich kam ein zweites Buch heraus, ‚Geschichten aus südafrikanischer Not', mit dem Titel ‚Der Gang durch den Sand', und da es wieder eine starke Eigenart zeigt, lohnt es sich, mit Wesen und Art Grimms sich näher zu befassen. Das Auszeichnende dieses Buches liegt in seinem Fehlen alles Redensartlichen; klar, schlicht und schmucklos, dabei aber gesättigt mit dem unwägbaren dichterischen Element, verrät es ganz die ehrliche niederdeutsche Art, die in der Literatur lange nicht zu Worte gekommen ist. Der Untertitel: ‚Geschichten aus südafrikanischer Not' wird Viele begeisternde Schilderungen von der Verteidigung unserer südwestafrikanischen Kolonie erwarten lassen. Diese werden indessen enttäuscht sein, denn der eigentliche Kampf wird nur gestreift, auch die Not des Krieges bleibt im Hintergrund. Grimm sieht die Dinge vielmehr anekdotisch, läßt sein Gefühl ganz dahinten und erzählt durchaus von südafrikanischen Menschen, die irgendwie im Lande verwurzelt sind und dieses karge Land gelernt haben als ihre Heimat zu sehen. Sie sehen es als Heimat nicht mit dem romantischen Gefühl, wie es in unsern Volksliedern lebt, sondern mit dem natürlich-praktischen Gefühl von guten Haushaltern etwa, die ihr Auskommen in eben diesem Lande gefunden haben. Immer aber ist dieses Gefühl im tiefsten Grunde nicht nur ein heiteres: ‚Ubi bene, ibi patria', sondern menschlich gegründet auf der Dankbarkeit für Leben und Dasein: man hat es sich sauer werden lassen und hängt nun fest am Boden, dem man soviel Mühen dahingegeben hat. ‚Die Olewagen-Sage', ein umfangreiches Stück, fast wie ein Roman, ist in dieser Hinsicht charakteristisch, und auch literarisch ist es zu einer besonderen Vollendung gediehen. Dieses Stück aber erzählt von einem Buren Hermanus Olewagen, wie seine Vorfahren ins Kapland kamen, Vieh und Land gewannen und sehr geachtet waren. Hermanus selbst scheint den Gipfel dieser Familie darstellen zu sollen, aber als die Stammesgenossen in den Freistaaten gegen die Engländer aufstehen, gehen auch seine Söhne mit, fallen oder verderben, und die englische Regierung hält sich an den Alten, indem sie ihm Vieh und Land nimmt, so daß er unter Farbigen arbeiten muß, um das Leben zu haben. Nach dem Orlog erfährt er von einem Testamente, das einer der Söhne, nach Deutsch-Südwest geflüchtet, dort zu einer Farm gekommen und dann gestorben, zu Gunsten des Vaters abgefaßt hat. Olewagen zieht nun auf das deutsche Gebiet, baut auf dem Überkommenen weiter und seiner Tatkraft gelingt es, wieder zu seinem früheren Wohlstand zu kommen. 1914 kommt und die deutsche Regierung läßt ein Gebot ergehen, daß das Vieh nach dem Norden gebracht werden soll, damit es den Engländern nicht in die Hände fällt. Olewagen, der findet, daß ihn der Krieg nichts angehe, trekkt heimlich über die Grenze ins Britische, wo natürlich sein Vieh von den Engländern ‚requiriert' wird. Allein geblieben reitet er auf seinem Hengst los und legt sich einem Zuge von englischen Soldaten vor, erschießt einige von ihnen und erhält selber die tödliche Kugel. — Was die Erzählung auszeichnet, ist einmal die meisterhafte Formung eines durchaus unsozialen Menschen, vielleicht des letzten seiner Art. Ihm ist der Boden, die Farm, die Herde Vaterland und Heimat. Wer ihm an den Besitz rührt, ist sein Feind, und keine Regierung kümmert ihn, oder doch nur so lange, als sie nicht in seine vermeintlichen Rechte greift. Er ist ganz naiv, hat keine Philosophie, sondern ist völlig im Stande der Unschuld wie ein Tier. Er stirbt auch unschuldig und — für das Empfinden des Lesers — eigentlich tragisch: ‚Ich verstehe die Welt nicht mehr.' So wie Grimm diesen Hermanus Olewagen gestaltet

hat, ist er die vollendete Präparierung eines Burs, von dem wir uns auf dem Kontinent ewig eine falsche Vorstellung machen, trotzdem Tiedemann schon vor einigen zwanzig Jahren mit dem Stift des militärischen Forschers ähnliche Burentypen gezeichnet hat. Wie nun Grimm diesen Bur (er ist im Vergleich zu dem übrigen habgierigen Burengesindel immer noch ein Adelsmensch!) gestaltet hat, ist in seiner literarischen Bedeutung ebenfalls eigenartig vollendet. Man denkt vielleicht, wenn man das Stück liest, an Frenssen und ‚Peter Moors Fahrt nach Südwest‘, aber ich glaube weniger, daß hier Einflüsse vorliegen, als daß Stamm und Art bei Grimm diese besondere erzählerische Form bedingten. Diese selbst ist ungemein zusammengefaßt, klar, mit großen einfachen Linien, etwas herb und hartmäulig. Letzten Endes ist sie monumental, nur daß diese Monumentalität nicht wie bei Schönherr, oder, im Malerischen, bei Egger-Lienz Ergebnis einer Willensanstrengung ist, sondern natürlich und ungezwungen, organisch wurde. Ich glaube nicht einmal, daß der Kunstwille bei Grimm sonderlich entwickelt ist, vielmehr dürfte die niederdeutsche Abstammung, die kaufmännische Schule zusammen in dem Dichter eine besondere Art zu sehen gebildet haben, die sich eben nun in der beschriebenen Weise äußert. Jedenfalls ist zu hoffen, daß den schönen, erzählerisch hochwertigen, oberdeutschen Talenten, von denen an dieser Stelle oft die Rede war, sich in Zukunft kraftvoll ein niederdeutscher Erzähler gegenüberstellt, der ein lebendiges Zeugnis für die Art seines Stammes ablegt.

* * *

Wenn Hans Grimms Geschichtenbuch das Motiv ‚Heimat‘ eigenartig variiert, so nehmen die im folgenden besprochenen Bücher ebenfalls das Motiv auf, indem sie es zum Teil politisch-großzügig, zum Teil landläufig-idyllisch ausführen. Adam Müller-Guttenbrunn hat im letzten Jahrzehnt schon wiederholt auf seinem eigenen Gebiet, dem Banat, geackert und geerntet, und so freundlich man auch seinen ‚Siebenbürger Schwaben‘ begegnete, und so verdienstlich das Aufdecken ihrer völkischen Not erschien, so blieb doch im Literarischen manches zu wünschen übrig: so recht ans Herz griffen seine Sachen nicht. (Ob es nicht auch mit an der falschen Art zu sehen bei Müller-Guttenbrunn lag? Diesem sentimentalen mitteleuropäischen Sehen, das Helden und Märtyrer der Heimat schafft, wo ursprünglich, nicht viel anders wie bei Grimms Buren, der Hunger nach Land und Besitz war, und, zur Zeit, das Errungene lediglich zäh geliebt wird?) In seinem neuen Buche, dem Staatsroman ‚Joseph der Deutsche‘, bleibt Müller-Guttenbrunn nun seinem Wesen treu, indem er nämlich mit einer gewissen dilettantischen Leichtigkeit das große österreichische Problem im deutsch-nationalen Sinne zu lösen sucht. Herzog Wilhelm von Württemberg, der Feldzeugmeister, hat einmal geschrieben, daß in Österreich keine nationale Idee die Trägerin des Staates sein dürfe, daß an ihre Stelle vielmehr die politische und soziale Mission treten müsse. Nicht nur die deutschen Kreise haben die Wahrheit dieses Wortes noch nicht eingesehen, vielmehr geht es da unten noch immer hitzig und selbstmörderisch um den Vorrang irgend einer Nation. Nun, Müller-Guttenbrunn läßt schon durch seinen Romantitel, ‚Joseph der Deutsche‘, keinen Zweifel darüber aufkommen, um was es ihm zu tun ist. Aber da deutsch heutzutage immer noch gern ‚antiklerikal‘ bedeutet, so ist sein Buch von vornherein schon des Beifalls einer breiten Menge gewiß. Der Roman ist gut zu lesen, schriftstellerisch eine vollgültige Leistung, und sicherlich kann der Verfasser nichts dafür, daß er kein bedeutender Dichter ist. Man hätte auch kein Recht, diesen Mangel hervorzu-

heben, wenn es nicht, um das Geschick Josephs des Zweiten zu meistern, eines bedeutenden Dichters bedurft hätte. Denn es liegt etwas Tragisches in diesem Stoff: ein vernünftiger Fürst sucht die Probleme des Staates und des Lebens überhaupt vernünftig zu lösen, und eine geheimnisvolle Macht vereitelt diese Bemühungen, da es in Staat und Leben unwägbare Strömungen gibt, die mit der Vernunft nicht zu bewältigen sind. Mir scheint, ein Roman ‚Joseph' müßte den Hauptwert auf das Menschlich-Erschütternde dieses Schicksals legen, an dem der Kaiser zerbricht. Nun aber gibt Müller-Guttenbrunn einen Staatsroman und ist natürlich gezwungen, Meinungen und Ideen hüben und drüben darzustellen, die, so konkret in ihren Folgen sie auch sein mögen, doch etwas durchaus Abstraktes sind. In der erzählenden Dichtung, wie in jeder anderen, kommt es aber lediglich auf die Menschen an. Der Roman hätte uns nahegehen können, wenn Müller-Guttenbrunn den Ungarn, den Flamen, der Kirche, den Bauern bedeutsame Charaktere als Vertreter gestellt hätte, in denen die Meinungen und Anschauungen gewaltig gipfeln! Statt dessen gibt er eine chronologische Folge von Ereignissen, Geschichte in Bildern, und den Extrakt des Romans könnte man sehr wohl in einem geistreichen Feuilleton fassen. Wovon die Folge ist, daß das Buch interessiert — etwa den Geist vorübergehend beschäftigt, nicht aber unser Wesen durch menschliche Schicksale erschüttert. Vielleicht tritt diese Erschütterung in gewissem Maße ein, wenn man nach der Lektüre an Joseph zurückdenkt. Die gleiche Wirkung hat aber schließlich auch ein Artikel im Lexikon, denn so oder so: der Leser selbst muß das Beste dazu tun. Ich denke, daß die vielgepriesene Vernunft auch Müller-Guttenbrunn einen Streich gespielt hat. Sein Roman sollte durchaus einen Zweck haben; wann wird man einsehen, daß eine Dichtung um ihrer selbst willen da ist!? Wenn ich mich neulich, an dieser Stelle, über die Schriftsteller beklagte, denen es als zu niedrig erscheint, ‚nur' zu erzählen, so gehört Adam Müller-Guttenbrunn mitten unter sie. Und eigentlich ist es traurig, auch hier wieder viel Talent an falsche Ziele verschwendet zu sehen.

Dagegen hat Ella Triebnigg, die sich als so etwas wie Schülerin Müllers fühlt, instinktiv einen besseren Teil erwählt. Obschon sie sicher nicht so weit sieht wie er und bei weitem nicht so geistreich ist, wirkt ihr Roman ‚Ums Erbe' reiner und runder, weil eben ihr Wunsch aufs einfache Erzählen geht. Sie bringt eine umfangreiche Erzählung, die das Leben schwäbischer Bauern und Gewerbetreibender in Ungarn darstellt, und nennt sie ‚Ums Erbe'. Erfreulicherweise hält sie sich gänzlich von der üblen Art fern, eine Nation gegen die andere, hier Deutsche gegen Ungarn, auszuspielen. Ja, sie befleißigt sich sogar weiser Unparteilichkeit, indem sie hüben wie drüben arbeitsame und genießerische Menschen leben läßt. Dadurch kommt an sich schon eine wohltuende Ruhe in die Erzählung, die mittelbar auch auf die Form zurückwirkt. Diese hat etwas ungemein Einfaches und Klares, veredelt die Schulsprache und vermittelt mit ihren breiten, weitgeschwungenen Sätzen glücklich den Eindruck der südungarischen Natur. An sich wäre die Erzählung, wie beabsichtigt, für Jugend und Volk ohne weiteres zu empfehlen, indessen wird sie gerade in diesen Kreisen nicht allzuviele Leser finden, da diese Kreise stärker beschworen werden wollen. Starke Erlebnisse fehlen ganz und ich denke, daß schließlich doch ein schon literarisch gebildetes Publikum für das Buch in Frage kommen sollte. Die Charaktere: ein Bauer und Richter in dem großen Schwabendorfe, eine prächtige Frau, die einem kleinen Fabrikwesen vorsteht, ungarische Gutsbesitzeroriginale, heranwachsende frische Jugend,

— sind rund und nett und überzeugend gestaltet, ohne daß sie länger in der Erinnerung haften. Im allgemeinen ist die Triebniggsche Erzählung ein Buch von gutem Durchschnitt und sticht in ihrer ganzen ausgeglichenen Art wohltuend gegen die meisten Frauenbücher ab.

Zu diesen meisten Frauenbüchern wird auch Maria Köck ihr wohlgemessen Teil beitragen, wenn sie sich nicht fest in die Zügel nimmt. Ihr Roman ‚Wunder der Heimat' löst seltsam widerstreitende Empfindungen aus. Auf seinem Einband ist in vier Farben ein Bildchen gedruckt, das einen Jüngling im Lockenhaar darstellt, wie er, die Kappe schwingend, eine Alpenrosenwiese nach einer Sennhütte emporsteigt. Das Bildchen ist ein süßer Kitsch und etwas davon ist auch in dem Roman. Eine parfümierte Steiermark ist darin, wie sie etwa in herumziehenden Sänger- und Tänzertrupps lebt, eine Steiermark für die Hintertreppe, mit G'stanzeln und recht viel Sentimentalität. Szenen wie diejenigen zwischen der Franzl und dem Poldl können einem übel machen, so sehr ist alles Gefühl in Rührseligkeit und Weinerlichkeit verzerrt. Der Poldl ist überhaupt ein Hauptkerl, ein Kerl wie ein Stier und ‚sov'l weich', daß er halt im Granatfeuer den Verstand verliert; denn der ‚Weltkrieg' bildet natürlich des Buches bewegendes Element. Aber sein Deandl setzt ihm schon den Verstand wieder zurecht; als sie das Lied singt, das er ihr dereinst beim Abschied gesungen hat, merkt der Bub, daß er nicht mehr im Schützengraben ist, sondern auf der Alm bei Kuh und Braut und Muatterl. Und doch — zuweilen ist ein unbekümmertes Zupacken da, ein Charakterzug in irgendeinem Bauern, eine herbe Schilderung, was alles in der rosigen Süßlichkeit wunderlich fremd und eigenartig dasteht. Daran entzünden sich Hoffnungen auf eine Entwicklung der Verfasserin, die vielleicht nur den inneren Ausgleich zu finden braucht, um achtenswerte Leistungen zu schaffen. In ihrem Erzählungsband ‚Wiener G'müat' liegen diese Entwicklungskeime bereits deutlicher zutage, woran es nichts ändert, daß dieser Band vielleicht der zeitlich zuerst verfaßte ist. Freilich schüttelt man sich auch, wenn man Erzählungen wie ‚Klein-Roserls Kriegsdienst' gelesen hat, diese üble Mischung von krassestem Naturalismus und plattester Rührseligkeit. Da wird ein kleines Mädel nachts 2 Uhr aus dem Parterrefenster gehoben, um sich auf ein Kilo Mehl anzustellen. Auf dem Wege stürzt ein Knabe tot vor ihr aufs Pflaster, den seine Mutter am Strick aus dem zweiten Stockwerk hat herunterlassen wollen. Diebische Kinder, schnapstrinkende Weiber stehen mit ihr im Regen, und schließlich erhält sie nicht einmal das Mehl. Bei einem Bäcker erhält sie jedoch noch ein Kilo, wenn auch schlechterer Güte, was sie der Mutter jedoch verschweigt. Infolge der Wartestunden im kalten Regen in ein tödliches Fieber verfallen, phantasiert sie immerfort von der ‚Lüge', bis der Tod ihr die Lippen schließt. Dieses alles ist knallig und kraß hingehauen und dazu übergossen von Süßlichkeit, sodaß man an ein größeres Vorbild denkt, dem mit kleineren Mitteln nachgeeifert wurde. Der Stoff an sich macht nichts, nur verlangte der Stoff gebieterisch nach einer anderen Darstellung, die sehr wohl Empörung und Erbitterung über schmachvolle Zustände hätte durchbeben können. An ihre Stelle aber trat der Augenaufschlag und fast scheint es so, als wäre die Lungenentzündung die Strafe für eine Notlüge. Andere Erzählungen dieses Bandes sind ungleich wertvoller, so besonders die verschiedenen Darstellungen des Herrn Stützerl und seiner Ehehälfte, worin die Verfasserin wirklich so etwas wie Wiener Typen geschaffen hat. Dieses Paar, genießerisch, dick, gutmütig und ein wenig protzig steht in heiterer Natürlichkeit da und zeigt deutlich, was

Maria Köck leisten kann. Hoffen wir, daß sie den Weg zum rechten Schaffen findet, der trotz alledem noch offen vor ihr liegt.

Nach meiner Meinung könnte sie für Wien werden, was der alte Reimmichl für Tirol ist. Eine gewisse Verwandtschaft ist da, nur daß eben bei dem Tiroler die Gegensätze gemildert und auf das rechte künstlerische Maß gebracht sind. Reimmichl ist realistisch derb, aber von naturalistischer Kraßheit hält er sich fern; er ist gefühlvoll, aber nicht sentimental, und alles in allem entsprechen seine Menschen dem tiroler Wesen durchaus und es ist nicht verwunderlich, wenn seine harmlosen Skizzen in allen Bauernhäusern gelesen werden. Das Volk findet sich eben darin wieder, und zwar das echte, bodenständige Volk, das natürlichen Geschmack hat. Der Band ‚Aus den Tiroler Bergen' enthält zwei größere Erzählungen: ‚Der Fahnlbua' und ‚Schützenhochzeit', beide aus der Zeit von 1809, beide kräftig und schlicht und auf den einfachsten Ausdruck gebracht. Sonst wartet Reimmichl mit Schwänken und Skizzen auf, wovon die ersteren nicht immer neu sind, und wovon die letzteren meist irgendwelche landbekannten Originale wohlgelungen aufbewahren. Eine handfeste Moral fehlt durchaus nicht, aber sie stimmt zu der ganzen kernigen Art des Verfassers. Die Pointen vergißt er nicht selten; jedenfalls macht sie sich das Volk selber. Man wünscht nur, daß jeder deutsche Stamm so seinen Hausdichter hat; um das aber sein zu können, müßte jemand schon sein Leben lang unter seinem Stamm hausen und etwa noch rechter Seelsorger sein wie der Reimmichl.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Sept. 1917*

Seit Beginn des großen Völkerkampfes wurde das Wort ‚Friede‘ nicht soviel gebraucht wie im verflossenen Monate. Hiernach müßte der Schluß des Weltkrieges bald bevorstehen. Wird aber dieser im Lichte der Weltgeschichte als ein Schöpfungsereignis anerkannt, das eine Frucht der allgemeinen Entwicklung ist und durch das Wachstum der Menschheit hervorgerufen wurde, dann ergibt sich von selbst die Folgerung, daß er trotz seiner furchtbaren Ausdehnung und der unerhörten Männerschlächterei noch nicht seine größte Höhe erreichte. Auf der Erde ist die Bevölkerungsabnahme noch kaum zu spüren, somit wirkt die innerste Kriegsursache, nämlich die Übervölkerung und die damit verbundene Knappheit aller Lebensbedürfnisse, noch immer weiter. Nur ein allgemeines ‚großes Sterben‘, auch von Frauen und Kindern, könnte die Wurzel des Weltkrieges beseitigen. Auf dessen baldige Beendigung durch den endlich siegenden Menschenverstand muß für das jetzt lebende Geschlecht gleichwohl gehofft werden, aber damit würde der Entwicklungsgrund nicht beseitigt. Dazu gehört vor allem eine den Frieden erzwingende Kriegsentscheidung, durch die der Einkreisungsverband zum Nachgeben gezwungen würde. Noch ist es nicht so weit, doch ist der Vierbund durch seine andauernden Waffenerfolge auf dem besten Wege hiezu. Wohl zu berücksichtigen ist, daß der von vielen Kriegsunkundigen angestrebte Verzichtfriede wegen Fortwirkung obengenannter Ursache keine Dauer besitzen könnte. Nur ein verkappter Waffenstillstand würde er sein, wie es s. Zt. die Friedensabschnitte vor und nach dem zweiten punischen Kriege waren. Für die Nachkommen ist also unerläßlich: ein entscheidender Sieg des Vierbundes!

Wirksam vorbereitet ist er durch die Ergebnisse des Seekrieges, namentlich durch die unter dem Wasserspiegel erzielten Erfolge des Vierbundes, die in den feindlichen Ländern große Verpflegsschwierigkeiten, in Italien und Portugal sogar blutige Aufstände verursachten. Laut deutschamtlicher Bekanntgabe vom 22. September wurden im August 1917 808 000 Bruttoregistertonnen an Handelsschiffsraum versenkt und damit dem Einkreisverbande seit Februar 1917, dem Beginn des uneingeschränkten Tauchschiffkrieges, schon 6 300 000 Bruttoregistertonnen solchen Raumes vom Vierbunde vernichtet. Hiezu kamen im September nach den amtlichen Einzelveröffentlichungen weitere 638 000 Bruttoregistertonnen, sowie 23 Dampfer, 18 Segler und 4 Fischerfahrzeuge, deren Tonnenzahl nicht bekannt wurde. Sonach ist nunmehr schon die siebente Million überschritten, wodurch im Zusammenhalte mit der britischen Seesperre und dem großen Schiffsbedarf für Kriegsfrachten der überseeische Welthandel nahezu lahmgelegt ist. So wurden wegen der Unterseegefahr z. B. im Mittelmeer fast alle französischen und italienischen Häfen geschlossen. Nach Meinung eines amerikanischen Schifffahrt-Sachverständigen sei die Gefahrzeit für den Einkreisungsverband am Jahresschlusse. Wenn bis dahin das Schiffbau-Großgewerbe die Verluste nicht durch Neubauten ausgleichen kann, dann sei der Krieg für den Verband ver-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für August 1917‘ Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Oktoberheft S. 114.

loren. — Auf dem Wasserspiegel fanden im 38. wie in den vorhergehenden Kriegsmonaten noch immer keine Entscheidungskämpfe, nur 3 Vorpostengefechte statt, die auf den Kriegsverlauf keinen unmittelbaren Einfluß hatten. Das eine, schon im letzten Berichte erwähnte Gefecht war am 1. September bei Hornsriff, bei dem 4 deutsche Vorpostenschiffe durch britische Verletzung der dänischen Ohnseitigkeit zu Verlust gingen, die beiden anderen am 24. und 28. September an der flandrischen Küste mit günstigem Ausgange für die beteiligten deutschen Zerstörer. Nach einer nichtamtlichen Zusammenstellung verloren die Seemächte des Einkreisverbandes in den ersten drei Kriegsjahren bis zum 1. August 1917 insgesamt bereits 22 Linienschiffe, 24 Panzerkreuzer, 31 geschützte und U-Schiff-Abwehrkreuzer, 14 Kanonenboote, 127 Zerstörer (Torpedofahrzeuge), 58 Tauchschiffe, 36 Hilfskreuzer, 3 Minenfahrzeuge und mehrere kleine Kanonenboote, im ganzen also rund 320 Kriegsfahrzeuge mit 940 000 Tonnen Wasserverdrängung. Hievon treffen auf die britische Kriegsflotte allein rund 200 Schiffe mit 661 000 Tonnen, also etwa zwei Drittel der Gesamtverluste. Hieraus erklärt sich schon genügend, warum bis jetzt so wenig über die Taten dieser Flotte verlautete. Nach Angabe des neuen Ersten Lords der Admiralität könnten sie allerdings nicht kundgegeben werden, weil sie zu schaurig wären und sonst die beteiligten Offiziere und Schiffe als Verbrecher gekennzeichnet würden wie der Kapitän Fryatt des ‚Baralong‘. Vermutlich aber wird der Hauptgrund die Trefflichkeit der deutschen Kriegsflotte und die Tüchtigkeit ihrer kühnen Führer sein. Sowohl die Ergebnisse des Untersee- und Kreuzerkrieges wie auch die Seeschlacht vor dem Skagerrak geben rühmliches Zeugnis hierüber. Schon vor 9 Jahren machte ‚La Tribune de Genève‘ in ihrer Nr. 120 vom 26. Mai 1908 darauf aufmerksam, daß die deutsche Flotte, obgleich von verhältnismäßig geringer Stärke, ein besonderes Muster in ihrem Eigenwesen sei: bewunderungswürdig bemannt, ausgestattet mit allen Errungenschaften der neuesten Zeit in größter Vollendung. Ebenso wie das Landheer und dessen Generalstab nach den peinlichen und wissenschaftlichen Grundsätzen des weiland Generalfeldmarschalls Grafen Moltke sei sie sehr gut befehligt. So sei es denn die Beschaffenheit und nicht die Menge, welche die deutsche Flotte in die künftigen Seekämpfe mitbringen und ihr gewiß Erfolgsaussicht geben werde. Diese Vorhersage bestätigte der bisherige dreijährige Kriegsverlauf. Im September 1917 gingen an feindlichen Seestreitkräften durch unmittelbare oder mittelbare Waffenwirkung des Vierbundes zugrunde: von der britischen Flotte 1 Kleiner Kreuzer, 1 Zerstörer und 1 Torpedokanonenboot, von der französischen 2 Patrouillendampfer, von der japanischen 1 Kreuzer und von der russischen 1 Zerstörer. Mit Einrechnung der August-Einbußen verloren also die Einkreismächte seit Kriegsbeginn rund 1 Million Tonnen an Kriegsfahrzeugen. Starke Minderung an Gefechtswert erlitt besonders die russische Flotte durch ihre zuchtlosen, aufständischen Besatzungen.

Fortwährende Steigerung nach Ausdehnung und Heftigkeit erfuhr der Luftkrieg besonders stark auf den westlichen und südwestlichen Kriegsschauplätzen. Eifrigst sind beide Kriegsparteien bemüht, durch Vermehrung der Zahl und Geschicklichkeit der Flieger wie besonders durch stoffgeschickliche Verbesserung der Luftfahrzeuge einander zu übertreffen oder sich mindestens das Gleichgewicht zu halten. Den deutschen Fliegern gelang dies trotz der gegnerischen Überzahl bis jetzt erfolgreich; besonders eindrucksvoll und wirksam waren die Luftangriffe auf England. Hierüber schrieb Mitte September ein englischer Sachverständiger: ‚Jeder, der die Geschichte der

deutschen Luftangriffe verfolgt, muß ihre rasche Zunahme an Zahl und Umfang bemerken. Die Flugzeuge und die Kunst der Flieger verbessern sich, die Zahl der Gefährte wächst außerordentlich schnell, und die Durchschnittsgröße der geworfenen Geschosse steigt stetig. Nur ein Vorspiel sind die bisherigen Angriffe von den künftigen. Wenn der Krieg noch länger dauert, werden Luftschläge von entscheidender Größe und Bedeutung möglich sein.' In den Nächten vom 2. auf 3. und 4. auf 5., dann vom 24. auf 25., 28. auf 29. und 29. auf 30. September wurden solche Angriffe auf England und die britischen Landungshäfen in Frankreich ausgeführt; sie riefen ungeheuere Verwüstungen hervor. In einem aufgefangenen englischen Briefe aus London vom 26. Juli 1917 steht bereits: ‚Du schreibst, wenn wir noch mehr solche Luftangriffe haben würden, daß dann von der Altstadt Londons nicht viel übrig bleiben wird. Ich fürchte, du hast recht.' Seitdem wurden schon wieder zahlreiche wirksame deutsche Vorstöße mit Flugzeugen und Luftschiffen auf die britischen Festungen unternommen, während die Flieger des Einkreisverbandes mit Vorliebe offene deutsche Städte und deren wehrlose Bevölkerungen angriffen. Sehr erfolgreich und häufig wirkten auch die österreichisch-ungarischen Flieger auf italienische Festungen und militärische Anlagen. Nach halbamtlicher Mitteilung verloren im August auf allen Kriegsschauplätzen die Einkreisungsmächte bei den Luftkämpfen mit den Deutschen 295 Flugzeuge und 37 Fesselbälle, während die Deutschen selbst 64 Flugzeuge und 4 Fesselbälle einbüßten. Von den gesamten Verlusten trafen etwa 97 v. H. auf den westlichen Kriegsschauplatz. Im September wurden längs der deutschen Stellungen 374 Flugzeuge und 22 Fesselbälle der feindlichen, sowie 82 Flugzeuge und 5 Fesselbälle der deutschen Luftstreitkräfte zerstört.

Während des 38. Kriegsmonats setzten sich im Westen die wuchtigen Angriffe der Einkreismächte heftigst fort. Aber trotz Verwendung von mindestens 1½ Millionen Streitern in Flandern, im Artois, an der Aisne und in der Champagne wie auch bei Verdun hatten sie nur geringen Erfolg. Ihren Hauptzweck, die deutschen Stellungen zu durchbrechen und aufzurollen, wie es den Vierbundkräften wiederholt im Osten und Südosten gelang, konnten sie nicht erreichen. Nur Geländeabbröckelungen gelangen ihnen, ein teilweises Zurückdrängen der deutschen Stellungen, am stärksten noch in Flandern auf einer Breite von ungefähr 30 Kilometer und einer Tiefe von nur 1 bis 5 Kilometer. Zum Teil wurden ihnen die Gewinne durch wirksame deutsche Gegenstöße wieder entrissen. Wegen Raummangels können die zahllosen hin und her wogenden Kämpfe des 38. Kriegsmonats hier nicht näher geschildert werden. Als ihr Gesamtergebnis ist festzustellen, daß die allgemeine Kriegslage im Westen dank der widerstandsstarken, selbsttätigen deutschen Abwehr unverändert blieb. Im Innern Frankreichs übt der Unterseekrieg starke Wirkungen aus. Wegen der ungenügenden Kohlenzufuhr dürfen z. B. die Bäcker die Öfen nur mehr auf 60—70 Grad Celsius erhitzen, wodurch die in allem Zollmehl enthaltenen giftigen Stoffe nicht mehr vergasen und nach dem Brotgenuß seuchenartig gefährliche Vergiftungserscheinungen namentlich unter den Kindern auftreten. Auch sonst kämpfen die Franzosen mit großen Sorgen für die Zukunft, denn ihren starken Verlusten an Gefallenen steht ein schwacher Kindernachwuchs gegenüber. Nach Aussage von Gefangenen herrsche in Frankreich eine böse Stimmung, die zum Aufstande führen könne. Im französischen Heere hätten die Widersetzlichkeiten und Gehorsamsverweigerungen bereits stark überhand genommen. Dazu drohe noch Nahrungs-

mangel durch ungenügende Ernte und unzureichende Zufuhr. Endlich beständen sehr große Schwierigkeiten in der Geldbeschaffung. Erhebliche innere Schwierigkeiten herrschen auch in **Großbritannien**. Nach Angabe eines ohnseitigen Kaufmanns, der von England über Holland durch Deutschland reiste, seien in England besonders durch den Mangel an Brot und Fleisch, außerdem durch die Geldabhängigkeit von Amerika überaus traurige Zustände. ‚Wenn sie den Deutschen bekannt wären, würden diese vor Freude täglich Sekt trinken.‘ Aufständische Bewegungen in Irland und Indien erforderten zur Niederhaltung ständig starke militärische Bereitstellungen. Allmählich bröckele die britische Regierungsmehrheit der Volksvertretung immer mehr ab, namentlich die Stimmung in den Arbeiterschichten werde immer regierungsfeindlicher. Brachte doch sogar eine englische Zeitung ‚Daily Expreß‘ als Gegenhalt ein Lob auf die deutsche Regierungsweise, wo die nicht volksherrschaftliche Regierung vom Volkswillen einheitlich gestützt werde. Im Gegensatze zu den für Schönrederei begeisterten westlichen Völkern sähen die Deutschen einzig auf Taten. **Das Deutsche Reich sei das bestregierte Land der Welt!** In Großbritannien aber sei nach dem ‚Daily Telegraph‘ durch die geheimen Regierungsmaßnahmen die Volksherrschaft zusammengebrochen. Aus dem allem geht überzeugend hervor, daß stärker als die unmittelbaren die daraus hervorgehenden mittelbaren Wirkungen des Unterseekrieges sich geltend machen. Möchten die Deutschen, besonders die zaghaften Miesmacher unter ihnen, dies sich stets vor Augen halten!

Ähnlich ist die Lage im **Südwesten** auf dem italienischen Kriegsschauplatze. Hier wütete in der ersten Hälfte des September die schon am 17. August begonnene 11. Isonzoschlacht weiter. Mit stärkster Unterstützung Frankreichs und Großbritanniens wurden fast zwei Drittel der italienischen Gesamtstreitkräfte, mindestens 40 Divisionen, etwa 3/4 Millionen Kämpfer mit 6800 Geschützen aller Kaliber, am Isonzo auf einer Stellungsbreite von 60 Kilometern zum Angriffe angesetzt und dann zum beabsichtigten Durchbruche auf etwa 20 Kilometer zusammengezogen. Nach österreichisch-ungarischen Schätzungen verloren die Italiener — inbegriffen 20 000 Gefangene — 220 000 Mann, während die blutigen Verluste der Verteidiger nach italienischer Berechnung 100 000 Mann betrugen nebst Einbuße von 25 000 Gefangenen und 60 Geschützen. Durch kleine italienische Teilerfolge bei Vrh und Bainsizza wurden die österreichisch-ungarischen Stellungen in 15 Kilometer Breite um 2—7 Kilometer zurückgebogen, doch mißlang der Durchbruch, der die Eroberung von Triest bezweckte. Zwar wurde bis Monatsschluß mit Unterbrechungen an einzelnen Örtlichkeiten noch weitergekämpft, in der Hauptsache aber blieb die Kriegslage am Isonzo unbeeinflußt. Wahrscheinlich wird in kürzester Zeit mit italienischer Neugruppierung noch vor Eintritt des Alpenwinters die 12. Isonzoschlacht beginnen, wenn die schwierigen Verhältnisse im Innern Italiens, die zum vorzeitigen Abbruch der 11. Schlacht führten, es zulassen. Denn schon seit Anfang September kommen Nachrichten von fortgesetzten ernsten Unruhen. Eine Schweizer Zeitung berichtete am 8. September, daß die Stimmung in Italien geradezu trostlos sei und nach russischem Vorbilde ständig einem inneren Zusammenbruche zutreibe. Im Volke herrsche große Unzufriedenheit mit der Verpflegsordnung. Für ganz Italien sei daher die Maßbeschränkung von Brot, Teigwaren und allen Getreidearten beschlossen, zugleich aber auch der Übergang zu einer scharfen Innenpolitik. In Nord- und Süditalien, so in Venedig, Mailand, Turin, Civitavecchia und Ne-

apel kam es den ganzen Monat hindurch zu ernstem Aufruhr, der zu blutigen Straßenkämpfen führte. Angeblich trafen zur Niederwerfung der inneren Unruhen britische und französische Truppen in Italien ein, da die eigenen nicht mehr zuverlässig erschienen. Ereigneten sich doch bei diesen sogar im vordersten Kriegsgebiete während der 11. Isonzoschlacht Gehorsamsverweigerungen ganzer Truppenteile. Sobald aber das Heer unverlässig wird, dann gewinnt erst, wie in Rußland, eine Staatsumwälzung Aussicht auf Erfolg. Verursacht wurde die aufständische Bewegung durch die tapfere, zähe Widerstandskraft der österreichisch-ungarischen Abwehr und die einflußreichen Wirkungen des Unterseekrieges. Siegeshoffnungen daran zu knüpfen wäre jedoch unangebracht, befriedigend ist schon die innere Schwächung der italienischen Streitmacht. Anscheinend sind jetzt am italienischen Baume ‚die Früchte reif zum Schütteln'.

Auf dem Balkangebiete ereigneten sich im 38. Kriegsmonate keine entscheidenden Kämpfe und blieb die Lage unverändert. Größere örtliche Gefechte fanden nur anfangs September im Süden statt und zwar in Albanien zwischen österreichisch-ungarischen und italienischen, in Mazedonien zwischen bulgarischen und serbischen Truppen. Sonst kam es nur zu einflußlosen, wenn auch meist sehr blutigen Zusammenstößen der beiderseitigen Vortruppen, ebenso wie im Norden, in der Dobrudscha. Aus Griechenland erschienen spärliche, aber nur ungünstige Berichte. Durch die Zähmungsmaßnahmen des Einkreisverbandes müßten die Griechen hungern, indem ihre Handelsschiffe vollständig beschlagnahmt seien. Statt wie früher 600 Gramm erhielten sie täglich nur 180 Gramm Brot. Solches sei aber nötiger als Waffen für das 300 000 Mann starke Heer, das Venizelos aufstelle, meinen die griechischen Zeitungen, die Besorgnisse vor einer Hungersnot ausdrücken. Nach bulgarischen Nachrichten seien die griechischen Truppen im Epirus zuchtlos. Bei der Aushebung der dortigen Muselmanen sollen sie deren Häuser niedergebrannt, die Frauen vergewaltigt haben, so daß die muselmänische Bevölkerung in das italienische Besetzungsgebiet geflohen sei.

Mit einem glänzenden deutschen Erfolge begann im Osten der 38. Kriegsmonat. Am 1. September überschritten nach sorgsamer Vorbereitung deutsche Truppen bei Uexküll die Düna, nahmen einige Tage später unter kräftiger Mitwirkung der eigenen Flotte trotz heftigen Widerstandes der Russen die befestigte ‚deutsche Stadt' Riga und die von der Besatzung geräumte Hafenfestung Dünamünde. Damit kamen die Deutschen den Engländern, die sich dort hatten festsetzen wollen, zuvor und erlangten die Herrschaft über den Rigaer Meerbusen, der für die Schiffahrt auf der Ostsee sehr wichtig ist. Vermutlich war dies der Hauptzweck der Unternehmung, denn die Oberste Heeresleitung ließ den Vormarsch der Infanterie gegen Osten nur bis zur unteren livländischen Aa fortsetzen, begnügte sich dann mit Festhaltung des Geländegewinnes und mit Vertreibung der Russen vom linken Dünaufer unterhalb Liewenhof, wozu am 22. September der Brückenkopf bei Jakobstadt erstürmt wurde. Insgesamt wurden 13 000 Gefangene sowie 380 Geschütze und reiche Kriegsvorräte erbeutet. Endlich ergab sich der Vorteil, daß den Russen ihr nördliches Ausfalltor gegen Westen verriegelt, den Deutschen aber der etwaige Vormarsch gegen Nordosten in das innere Rußland geöffnet wurde. Im übrigen blieb auf dem östlichen Kriegsschauplatze die Lage fast unverändert. Bei Focsani in Rumänien entrissen die Vierbundtruppen anfangs September den Rumänen zäh verteidigte Höhenstellungen und behaupteten sie gegen erbitterte Gegenangriffe. Dagegen errangen die Russen am 11. Sep-

tember Vorteile bei Solka im Südosteck der Bukowina. Sonst aber scheiterten alle in Rumänien versuchten russisch-rumänischen Angriffe. Im Inneren Rußlands schritt indessen die den Zusammenbruch des riesigen Reiches bedrohende Zersetzung in dem Maße weiter fort, daß es fast zum Bürgerkriege kam zwischen Kerenski, dem politischen, und Kornilow, seit 1. August oberster Heerführer, dem scheinbaren militärischen Machthaber. Doch versagten dessen gegen Petersburg geführte Truppen und verrieten ihn an Kerenski. Den Bestand eines Heeres sichert eben nur unbedingter Gehorsam aller Angehörigen. In der russischen Streitmacht zu Land und zu Wasser aber ist er völlig aufgelöst; die Offiziere, von denen schon viele von Soldaten ermordet wurden, sind nur mehr auf den freiwilligen Gehorsam ihrer Untergebenen angewiesen, demnach vom Zufall abhängig. Ob der hochbegabte und geschickte Kerenski, der kein Soldat und ohne militärische Kenntnisse ist, wie sein Vorbild Bonaparte es fertig bringt, Heer und Flotte unter seine Gewalt zu bringen, muß die Zukunft zeigen; dazu müßte er zugleich Heerführer und Staatsmann sein. Überhaupt suchen die Führer der russischen Staatsumwälzung die große französische nachzuahmen, jedoch in allzu eiligem Zeitmaße. Gewaltig werden die ungeheueren, noch nicht erwachten Bauernmengen mit ihrer Unwissenheit und Schwerfälligkeit hemmen. Sicher werden sie die Bildung einer einheitlichen, festen Regierung, mit der Frieden geschlossen werden könnte, mindestens stark verzögern. Düster und ungewiß ist die Lage in Rußland.

Auf den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen fanden im September unter dem Einflusse der Sommerhitze keine entscheidenden, meist nur Erkundungskämpfe der Vortruppen statt, die an der allgemeinen Lage nichts änderten. Nur im Kaukasusgebiete wurden nach dem türkischen amtlichen Berichte vom 25. September die russischen Stellungen der Mitte durch einen Angriff in einer Breite von 25 Kilometer 4 Kilometer weit zurückgeschoben. Nach den britischen Erkundungsunternehmungen zu urteilen, scheinen größere Ereignisse bei Gaza im südlichen Palästina und an der Diala in Mesopotamien sich vorzubereiten. Laut Meldungen italienischer Blätter fanden anfangs September auch wieder Kämpfe in Tripolitanien statt, und zwar in der Umgebung der Stadt Tripolis; vermutlich waren es italienische Ausfälle innerhalb des Schußbereichs der schweren Fernfeuergeschütze.

Von den überseeischen Kampfgebieten liegen nur unverlässige feindliche Berichte vor. Aus Deutsch-Ostafrika lauten sie durchwegs ungünstig; immerhin lassen sie erkennen, daß die Schutztruppen auch im 4. Kriegsjahre erfolgreich noch immer starken Widerstand leisten, trotzdem sie von der Heimat ganz abgeschnitten sind. Nach belgischen und britischen Mitteilungen scheint sich die deutsche Hauptmacht auf der Hochstufe von Mahenge im Südosten des Schutzgebietes zu behaupten, und ihre Vortruppen wurden in Gefechten, die Ende September stattfanden, dorthin zurückgedrängt. Wie öffentlich verkündet, beabsichtigt die feindliche Heeresleitung, die deutschen Schutztruppen mit einer Überzahl von Streitkräften einzukreisen und zur Übergabe zu zwingen. In Abessynien endete der Bürgerkrieg mit Niederlage und Tod des abgesetzten Kaisers Lidz Jeassu, wodurch die vom Einkreisungsverband gestützte Witwe des früheren Kaisers nunmehr in der Herrschaft über das Land gefestigt wurde. Ebenfalls zum Abschlusse kamen die Bürgerkriege in Mexiko und China. Bemerkenswert ist, daß nunmehr der amerikanische Präsident endlich den ihm mißliebigen mexikanischen Amtsbruder Carranza anerkennen mußte, um sich den Rücken zu decken.

Wenn auch der **Krieg mit Amerika** vorläufig noch immer mit ‚Worten' geführt wurde, wobei die Regierung Wilsons durch Diebstahl von Fernschriften und Urkunden selbst ohnseitiger Staaten sich auszeichnete, so ist er doch auch schon zu ‚Taten' gelangt. Nach den ausgegebenen Verlustlisten hatten die in Frankreich eingesetzten nur etwa 10000 bis 15000 Mann starken Truppen bereits über 900 Tote und Verwundete. Auf deutscher Seite machte sich die Anwesenheit der Amerikaner durch die Gefangennahme eines ihrer Flieger bis jetzt bemerkbar. Die blutigen Verluste wurden hauptsächlich durch deutsche Flieger verursacht, die amerikanischen Eisenbahntruppen beim Bau einer Kriegsstrecke mit Maschinengewehrfeuer angegriffen.

Neuerdings erklärten sich wieder zwei weitere überseeische Freistaaten, **Costa rica** und **Liberia**, im Kriegszustande mit dem Vierbunde. Durch die grobfühlige Ungeschicklichkeit eines deutschen Staatsunterhändlers wurde der Bruch mit einem weiteren, bisher streng ohnseitigen amerikanischen Freistaate nahegerückt; er wäre besonders bedauerlich, weil in diesem Lande sehr viel Deutsche angesiedelt sind. Durch die Einsicht des dortigen vernünftigen Präsidenten wurde er bis jetzt gegen den Willen der Volksvertretung verhindert, doch kam es bereits zu blutigen Zwischenfällen innerhalb der Bevölkerung.

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches blüht leider noch immer das parteipolitische Gezänke über Wahlrechts- und Verfassungsfragen, sowie über Kriegsziele. Den deutschen Kriegern in den Schützengräben ist das unverständlich und unleidlich, wie aus dem in ihren Reihen entstandenen und in manchen Zeitschriften (z. B. in der ‚Bayerischen Kriegerzeitung') abgedruckten Flugblatte ‚Himmeldonnerwetter' eindrucksvoll hervorgeht. Unmittelbar den Feinden gegenüber und immer den Tod vor Augen empfinden sie die heimatlichen Streitigkeiten als kleinlich und überflüssig, auch schädlich. Ermuntern diese doch die Feinde, die sie vielleicht heimlich anzettelten, zur Störung der deutschen Einigkeit.

Nur diejenigen Staaten haben **Kriegsziele**, die einen Krieg beginnen zu dem Zwecke, fremde Länder zu erobern. Das Deutsche Reich und seine Bundesgenossen wollten aber keinen Krieg, sondern den Frieden, hatten also und haben auch jetzt noch nur **Friedensziele**. Vom Einkreisungsverbande wurden sie nach zehnjähriger politischer und militärischer Vorbereitung vom Kriege überfallen, wie nun wohl durch die Erbeutung der belgischen und serbischen Urkundensammlungen wie auch durch die Verhandlung gegen den früheren russischen Kriegsminister Suchomlinow und nachträgliche Geständnisse feindlicher Staatsmänner klar erwiesen wurde. Das Deutsche Reich hatte also keine Kriegsziele und kann sie auch jetzt nicht aufstellen, denn der Krieg ist noch nicht entschieden. ‚Man kann zwar immer daran denken, doch soll man noch nicht davon reden.' Erst wenn der Einkreisungsverband wegen der Vierbunderfolge nachgeben muß, dann wird es Zeit, Kriegsziele öffentlich zu fordern. Vorher aber wäre es schädlich, denn eine Friedensunterhandlung ist stets ein Schachern wie ein kaufmännischer Handel. Unsere Unterhändler müssen ebenfalls stark vorbieten und die Gegner übertrumpfen. Gewiß ist eine Aneignung von Land mit fremdsprachiger Bevölkerung für das Deutsche Reich nicht wünschenswert. Vorläufig sind die vom Vierbund eroberten Gebiete auch nur Faustpfänder, die bloß dann wieder geräumt werden sollen, wenn die vom Einkreisungsverbande besetzten Gebiete des Vierbundes einschließlich der deutschen Schutzgebiete ebenfalls zurückerstattet und die Kosten des uns aufgezwungenen Weltkrieges ersetzt werden.

Außerdem behalten wir eben die eroberten Länder, von denen ein Teil dem Deutschen Reich ohnedies nötig ist als starke Schutzschilde der bisherigen Grenzen. Welch großen Nutzen dieser Art brachte uns z. B. in diesem Kriege der Besitz von Elsaß-Lothringen! Hoffentlich wird gegenwärtig die 7. Kriegsanleihe recht reichlich gezeichnet, um den Waffensiegen der Streitmacht einen goldenen Heimatssieg als Rückhalt zu geben.

Abgeschlossen 1. Oktober 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Zum zweihundertjährigen Bestehen des preußischen Kadettenkorps. Im westlichen Teile des stillen, weitausgedehnten Berliner Villenvororts Lichterfelde erregt ein von einem Kuppelturm, der mit einer Bronzestatue des Erzengels Michael gekrönt ist, überragter Gebäudekomplex die Aufmerksamkeit jedes Besuchers dieses Ortes. Die Aufschrift über dem Hauptportale des Zentralgebäudes: Martis et Minervae alumnis — gibt sofort Klarheit über den Zweck dieser Häuseranlage; hier hat die preußische Hauptkadettenanstalt, die Lichterfelde seit dem Jahre 1878 zu seinen Lehr- und Bildungsinstituten zählt, ihr Heim. Mit wachsender Aufmerksamkeit und abnehmendem Anlaß zu Ausstellungen wird das preußische Kadettenkorps, das in diesem Jahre auf ein zweihundertjähriges Bestehen zurückblicken kann, immer mehr als ein Werk bezeichnet, das seiner Aufgabe, der Offizierserziehung, in vollem Maße gerecht wird und das eine sehr befriedigende Gesamtleistung während seines langen Bestehens aufzuweisen vermag.

Die ersten Anfänge einer besonderen Offizierserziehung fallen bereits in die Zeit des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Nach französischem Muster errichtete dieser im Jahre 1653 Kadettenkompagnien in Kolberg, Magdeburg und Berlin und gliederte dieselben Infanterie-Regimentern an. Ihre bestimmte schulmäßige Ordnung und ihr eigentümliches Gepräge aber erhielt die militärische Unterrichts- und Erziehungsart der Offiziere Preußens im Jahre 1717 dadurch, daß König Friedrich Wilhelm I., bekannt als Soldatennatur und als Freund des alten Dessauers, die zu jener Zeit noch bestehende Kadettenkompagnie in Königsberg mit der an die Garde zu Fuß in Berlin angegliederten vereinigte, und diese neugestaltete Einrichtung als Offiziersersatzanstalt für seine Armee bestimmte. Später wurde eine Kompagnie für jüngere Kadetten in Kulm, die nachher nach Köslin verlegt wurde, und eine solche in Potsdam für den preußischen Adel gegründet, und so waren die Fundamente des Kadettenkorps geschaffen. Diesen Namen erhielt die Gesamtheit der Kadettenanstalten, — so wurden im Laufe der Zeit die Kadettenkompagnien genannt —, allerdings erst im Jahre 1878, nachdem im Laufe der Zeit entsprechend der Vergrößerung Preußens diese Anstalten allmählich einen solchen Umfang angenommen hatten, daß außer einer Hauptanstalt in Berlin, die in eben diesem Jahre nach Lichterfelde-West verlegt wurde, sechs Voranstalten bestanden. Alle diese Anstalten wurden damals unter dem Kommando des Kadettenkorps vereinigt, das seinerseits der Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens unterstellt wurde. Neue Voranstalten waren 1830 in Wahlstatt, 1840 in Bensberg bei Köln, 1868 in Plön in Schleswig-Holstein und in Oranienstein bei Diez gegründet worden, wozu dann als zwei weitere 1892 Karlsruhe in Baden und 1900 Nauenburg a. S. kamen. Neuerdings ist der Plan zur Erbauung einer zweiten Hauptanstalt gefaßt, und eine neunte Voranstalt ist bereits in Landsberg a. W. im Entstehen begriffen.

Während ursprünglich das Hauptgewicht bei der Kadettenerziehung auf die praktische Ausbildung für den Offiziersberuf und auf die militärische Zucht

und Sitte, so wie sie derb und nüchtern, aber vorbildlich für zähe Arbeitskraft und Pflichttreue in Friedrich Wilhelm I. verkörpert waren, gelegt wurde, ist später dem wissenschaftlichen Unterricht jene Stelle zugewiesen worden, die eine fortgeschrittene und fortschreitende Zeit verlangte, so daß heute das Kadettenkorps nach seiner unterrichtstechnischen Seite hin und bezüglich des wissenschaftlichen Bildungszieles, zu dem es führt, den Zivilanstalten mit Realgymnasialcharakter vollkommen ebenbürtig zur Seite steht. Die Voranstalten umfassen die Klassen von Sexta bis Obertertia, die Hauptanstalt jene von Untersekunda bis Oberprima.

Die Mehrzahl der Kadetten verläßt die Hauptanstalt nach Ablegung der Fähnrichsprüfung, die nach Absolvierung der Obersekunda stattfindet, um als charakterisierte Fähnriche in die Armee einzutreten. Die wissenschaftlich bildungsfähigeren Schüler legen die Reifeprüfung ab, die genau der eines Realgymnasiums entspricht, und werden dann, gleichfalls von verschwindenden Ausnahmen solcher abgesehen, die sich dem akademischen Studium zuwenden, als Fähnriche dem Heere einverleibt. Die auf zwei Jahre sich erstreckende Vordatierung des späteren Leutnantspatents der Abiturienten stellt das Gleichgewicht zwischen ihrem Offiziersdienstalter und dem der Fähnrichsprüflinge her, so daß diese letzteren trotz ihres früheren Eintrittes ins Heer im Dienstaltersrange nicht über den Abiturienten stehen, was unleugbar eine Anerkennung der wissenschaftlichen Bildung in der Armee bedeutet. Eine kleinere Anzahl von Fähnrichen, deren Qualifikation eine besonders gute sein muß, bleibt nach Ablegung der Prüfung in der sog. Selekta der Hauptanstalt, die eine Art Kriegsschulkursus von einjähriger Dauer bildet, zurück. Den Abschluß der Selekta bildet die Offiziersprüfung, nach deren erfolgreichem Bestehen die Selektaner als Leutnants ‚vorläufig ohne Patent' ins Heer eingestellt werden. Es ist also bei der Verleihung des Offizierspatents an die Zöglinge der Kadettenanstalt der wissenschaftlichen Ausbildung der Offiziersaspiranten mindestens in demselben Maße Rechnung getragen, wie die praktische Dienstausbildung berücksichtigt und gewertet wird.

Die Kadettenanstalten sind ihrer äußeren Gliederung und ihrem Erziehungscharakter nach militärische Internate. Als Internate teilen sie die Vorteile und Nachteile der Familienersatzerziehung, und ihr dem künftigen Berufe der Zöglinge entsprechendes militärisches Gepräge beeinflußt naturgemäß unverkennbar das gesamte Gedanken-, Gefühls- und Willensleben der Kadetten. Indessen steht gleichwohl auch in den Kadettenanstalten das Hauptziel aller Pädagogik, nämlich den Zögling einer religiösen Welt- und Lebensanschauung zuzuleiten, im Vordergrunde, insofern die allgemeine Dienstanweisung für die Lehrer des Kadettenkorps die Pflicht bestimmt, die Kadetten ‚auf den Grundlagen der Gottesfurcht, der Treue gegen das Herrscherhaus und der Vaterlandsliebe zu innerlich gefestigten, zielbewußten und arbeitsfreudigen Menschen zu erziehen', und besonders auch dadurch, daß nicht nur dem Religionsunterricht sein gebührender Platz im Gesamtbereiche des Unterrichts zugewiesen ist, sondern hauptsächlich dadurch, daß je ein Pfarrer beider Bekenntnisse an der Hauptanstalt angestellt ist,* als dessen wichtigste Berufspflicht in seiner Dienstanweisung die Seelsorge an den Kadetten bezeichnet wird, die vorzugsweise darauf abheben soll, alle zur Erweckung, Stärkung und Befestigung eines christlichen und sittlichen Lebens-

* Auch an den acht Voranstalten ist je ein evangelischer Kadettenhauspfarrer angestellt, während in Bensberg, Potsdam, Karlsruhe und Wahlstatt, wo sich katholische Kadetten befinden, die Erteilung des Religionsunterrichtes und die Seelsorge von kath. Militär- bezw. Zivilgeistlichen nebenamtlich wahrgenommen wird.

wandels geeignet erscheinenden Mittel zur Geltung und Anwendung zu bringen. Für die Katholiken wird, wie es in allen Zivilinternaten der Fall ist, insbesondere ein regelmäßiger, in bestimmten Zeitfristen sich wiederholender Empfang der Sakramente angestrebt und auch erreicht.

Die militärische Gliederung des Kadettenkorps* bringt vorzugsweise an der Hauptanstalt eine nach Würdigkeit sich vollziehende Beförderung der Zöglinge zu Gefreiten, Unteroffizieren und Portepeeunteroffizieren mit sich und bedingt dadurch ein Vorgesetzten- und Untergebenenverhältnis unter den jungen Leuten. Der modernen Freiheitspädagogik und dem übertriebenen Individualismus gefällt diese Einrichtung gleich der von beiden als angeblich veraltet bezeichneten deutschen Heeresdisziplin wenig, für die konkreten und neuerdings wieder vollerprobten Heeresverhältnisse aber bildet die durch dieselbe geforderte Übung exakten Gehorsams und die verlangte straffe Form der Unterordnung eine gute Vorschule. Voraussetzung für die Ersprießlichkeit der Einrichtung ist natürlich, daß die Szylla überspannter Autoritätsgeltendmachung seitens der jungen Vorgesetzten durch weise Auswahl und Leitung vermieden und um die Charybdis der Mißachtung der Kameradschaft und Menschenwürde der jugendliche Kiel sorgsam herumgesteuert wird. Nicht zuletzt gewinnt auch der Klassenunterricht durch diese Einrichtung wie durch die militärische Gliederung der Anstalten überhaupt Unterstützung der Ordnung und Disziplin, was im Hinblick auf so manche unschöne Insubordinationserscheinung in höheren Klassen mancher Zivilanstalten den Vorteil militärischer Präzision schlagend offenbart.

Der Lehrkörper des Kadettenkorps besteht seinem Hauptteile nach aus Oberlehrern und einer Anzahl Elementarlehrern, jedoch wird auch von den Kadettenhauspfarrern, Zivilerziehern (meist evangelischen Theologiekandidaten) und Militärlehrern (Offizieren) wissenschaftlicher Unterricht erteilt. Dieses letztere seit 1863 bestehende Institut der Militärlehrer mag eine gewisse Verwunderung erregen und ist nicht selten schon der Gegenstand polemischer, Philologenkreisen entstammender Auseinandersetzungen gewesen. So gewiß es ist, daß nicht jeder preußische Offizier die Befähigung besitzt, an einer höheren Schule sachkundig und ersprießlich zu unterrichten, ebenso unleugbar ist es auch, daß nicht jeder Philologe und Mathematiker trotz seiner akademischen Bildung, seiner abgestempelten wissenschaftlichen Befähigung und seiner diversen Unterrichtsfakultäten ein guter Lehrer und Pädagoge ist, und ebenso unzweifelhaft ist es, daß in nichtakademischen Kreisen sehr wohl Persönlichkeiten mit gutem Lehrgeschick und Erziehungstakt sich finden, die ohne methodische und pädagogische Schulung, zumal wenn sie mit Gewissenhaftigkeit, Ernst und Fleiß an ihre Aufgabe herantreten, gut zu unterrichten verstehen. Über aller Methode steht doch schließlich im konkreten Falle der Fortschritt der Schüler und das Verständnis bzw. die klare Darbietung des im Unterricht Behandelten.

Bei der Schilderung des Kadettenkorps als Lehr- und Bildungsinstitut darf sein Charakter als Wohltätigkeitseinrichtung nicht vergessen werden. Anwartschaft für die Aufnahme in das Korps haben zunächst Söhne vor dem Feinde gefallener und verwundeter Offiziere des aktiven Heeres und des Beurlaubtenstandes; ferner Offizierssöhne, deren Väter während der aktiven Dienstzeit verstorben sind, schließlich Söhne noch im Dienste befindlicher oder pensionierter Offiziere, daneben aber auch die Söhne höherer Beamten, Juristen, Philologen, Ärzte, Pastoren, Gutsbesitzer

* Die Hauptanstalt besteht aus zwei Bataillonen zu je fünf Kompagnien mit je 100 Kadetten, die Voranstalten umfassen je zwei Kompagnien mit 100 bis 120 Kadetten.

und Kaufleute. Irrtümlich ist die Ansicht, daß es den Katholiken Preußens schwer gemacht werde, ihre Söhne in das Kadettenkorps zu bringen; sie haben bei der garantierten Parität in Preußen genau so das Recht zum Genusse von Wohltätigkeitseinrichtungen wie die Protestanten; sie mögen dies Recht nur ausgiebig gebrauchen. Wohltätigkeitsinstitut ist das Kadettenkorps nicht nur zufolge der nach der finanziellen Leistungsfähigkeit und Würdigkeit der Petenten bemessenen jährlichen Erziehungsbeiträge,* sondern vor allem dadurch, daß dasselbe für Offiziere, die wie keine andere Beamtenkategorie von Versetzungen ‚beglückt' werden, zur Ausbildung ihrer heranwachsenden Söhne gegenüber den in den einzelnen Städten voneinander verschiedenen Systemen der höheren Schulen einen ‚ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht' bildet.

Für ein zusammenfassendes prinzipielles Endurteil über das preußische Kadettenkorps ist es wichtig, dieses mit historischer und psychologischer Gerechtigkeit zu fällen. Man darf die großen Traditionen Preußens nicht vergessen, aus denen es selbst herausgewachsen ist und denen auch das Kadettenkorps seine Entstehung verdankt. Diese Traditionen sind ausgesprochen militärische. Sie haben straffe Formen geschaffen, die aber nicht inhaltslos sind, deren Inhalt vielmehr charaktervolle Männlichkeit und prinzipielle Autoritätsunterwerfung umschließt, die beide historisch unbestreitbar Großes gewirkt haben. Psychologisch wird man das Richtige treffen, wenn man mit Foerster fragt:** Wer weiß, ob der Germane nicht straffer Formen der Disziplin und starker äußerer Hilfe zur Einordnung in das Ganze bedürftig ist? Wie die Heeresdisziplin unzweifelhaft eine sozial-pädagogische Schulung und eine Präzisionserziehung von größter Bedeutung ist, so ist die Erziehung im preußischen Kadettenkorps, bei der längst der alten Korporalstradition die Türe gewiesen, dagegen einer respektvollen militärischen Menschenbehandlung Platz gemacht worden ist, eine treffliche Schule für den Offiziersstand, die ihn nicht nur fundamentiert und praktisch leistungsfähig macht, sondern ihm auch die Mitgift einer entsprechenden wissenschaftlichen und allgemeinen Bildung auswirkt.*

Edmund Langenstein.

* Die Erziehungsbeiträge bewegen sich zwischen 90 und 900 Mark jährlich für Inländer und erreichen bei Ausländern die Höhe von 1500 bis 2000 Mark.

** Vgl. Fr. W. Foerster, Schule und Charakter. 4. Aufl., Zürich 1908, S. 74 f.

* Näheres über das Kadettenkorps findet man in: Crousaz, Geschichte des Königl. Pr. Kadettenkorps. Berlin 1857. — Potens, Geschichte des Militärerziehungs- und Bildungswesens. Berlin 1889 ff. 5 Bde. — Scharfenort, Das Königl. Pr. Kadettenkorps von 1859—1892. Berlin 1892. — Roloff, Lexikon der Pädagogik. Freiburg 1913, 3. Bd., S. 682 f. — J. Ziehen, Die militärischen Erziehungsanstalten in dem Sammelwerk ‚Das Buch vom Kinde' von Adele Schreiber. Leipzig 1907, II, 1 S. 200 ff. — Hausordnung für die Hauptkadettenanstalt. Berlin. Karl Kühn. — Dienstanweisung für die Lehrer usw. des Kadettenkorps. Berlin 1913. — Aufnahmebestimmungen und Lehrplan des Kadettenkorps. Berlin 1904. — Danckelmann, Das Königl. Pr. Kadettenkorps. Deutsches Philologenblatt. Leipzig 1914, Heft 2—5.

Literatur

Hermann Sudermann. (Nachträgliches zu seinem 60. Geburtstag.) Wir haben darauf verzichtet, im Septemberheft eine Würdigung Sudermanns zu geben, weil wir unsere Ablehnung der künstlerischen Ansprüche dieses Schriftstellers nicht mit dem jubelnden Weihrauch der Festartikel vermischen wollten. Nun ist der Klang des Zeitungslobes, der bei solchen Gedenktagen über Gerechte wie Ungerechte ertönt, wieder verhallt, und die Luft ist rein geworden für eine sachliche und unbe-

fangene Würdigung der Leistungen Hermann Sudermanns.

Sudermanns Schwächen sind die Grundgebrechen des Naturalismus. Der weltanschauliche und künstlerische Irrtum des Naturalismus besteht darin, daß er glaubt, die Natur wahrhaft wiederzugeben, indem er die Oberfläche schildert, während er die Innerlichkeit des metaphysischen Seelenlebens ignoriert. So verläßt die Kunst ihre symbolische Aufgabe und nähert sich der Photographie. Diese Veräußerlichung der naturalistischen Betrachtungsweise hat die Lokalisierung der künstlerischen Probleme zur Folge. Während alle große Dichtung zur Unendlichkeit erhebt, das heißt die Endlichkeit des Alltags überwindet und das Gefühl der Erhabenheit auslöst, bleibt der Naturalismus in die Peripherie der Täglichkeit gebannt. Hier gebietet weder die reine ästhetische Form noch der ewig entscheidende Seelenkampf des Menschen zwischen dem guten und bösen Prinzip: es sind die gesellschaftlichen und sozialen Tagesfragen, in denen der Naturalismus aufgeht. Nicht des Menschen Stellung zu Gott und der Menschheit bewegen den naturalistischen Dichter, sondern nur das Verhältnis der einzelnen Menschen zueinander und die Bedingtheit des Menschen durch die äußeren Institutionen haben für ihn Interesse. So vermag der Naturalismus nicht zu dem Grundgeheimnis der Seele vorzudringen; er ist gebunden an Raum und Zeit und damit zur Vergänglichkeit verurteilt.

Wenn wir nun von dieser grundlegenden Verirrung der naturalistischen Kunstströmung abstrahieren und innerhalb des Naturalismus relative Wertmaßstäbe anlegen, so können wir nicht umhin, der Urwüchsigkeit und Gradlinigkeit Hermann Sudermanns eine gewisse Anerkennung zu zollen. Denn während die meisten Naturalisten, um dem Materialismus gerecht zu werden, glauben, in pathologischen Problemen sich verlieren zu müssen, hat Sudermann einen sicheren Instinkt für das Erdhafte und Typische. Diese Qualität hat seine großen Publikumserfolge mitbestimmt: Sudermann spricht in höherem Maße zum allgemeinen Bewußtsein als irgend ein anderer Dichter des deutschen Naturalismus. Seine Gestaltung ist eindringlich und überzeugend, — Figuren wie der Gutsherr in ‚Johannisfeuer‘ und der Freiherr von Röcknitz in ‚Das Glück im Winkel‘ oder wie Alma Heinecke in der ‚Ehre‘ erweisen einen sicheren Griff in die Typik des bürgerlichen Lebens. Die Handlung der Sudermannschen Dramen ist klar und logisch entwickelt; es gibt zwar keine geheimnisvollen Tiefen, aber auch keine ungestalteten Verworrenheiten: der technische Bau zeigt ein zwar nicht überragendes, aber ein sicheres Können. In effektvoller Weise werden Vorder- und Hinterhaus gegenübergestellt und doch miteinander verbunden. Die Dialoge sind gewandt geführt und reich an Pointen, die freilich oft zum Selbstzweck werden und der Gestalt, der sie in den Mund gelegt sind, nicht organisch anhaften. Im übrigen ist die Psychologie scharf und geistreich, ohne Hebbels bohrende Tiefe, aber auch ohne Strindbergs zerrissene Gespenstigkeit.

Hermann Sudermanns Erstlingsdrama ‚Die Ehre‘ (1889)* hatte einen plötzlichen, durchgreifenden Erfolg. Man sah das die Zeit am tiefsten bewegende Problem des Klassenkampfes zwischen Bürgertum und Proletariat mit sicherem Können gestaltet. Man erblickte plastische Figuren und pointierte Bühnenwirkungen, wie sie in dem modernen deutschen Drama ungewöhnlich sind. Jauchzend pries man Hermann Sudermann als den ‚rechten Erben des jungen Schiller‘. Der Vergleich, zumal mit Schillers ‚Kabale und Liebe‘, ist durch

* Die Werke Sudermanns sind sämtlich bei Cotta in Stuttgart erschienen. Eine einheitliche Gesamtausgabe soll von Herbst 1918 an zu erscheinen beginnen und zunächst die erzählenden Schriften enthalten.

die Stoffwahl nahe gelegt. Aber er kann bei kritischer Sachlichkeit für Sudermann nur belastend sein. Dem naturalistischen Epigonen fehlte die fortreißende Leidenschaft des jungen Stürmers und Drängers. Dort die wilde Kraft des Genies, hier die zielsichere Routine eines beengten Talentes. Eine Gestalt wie der Vater Miller, eine Szene wie die zwischen Lady Milford und dem Kammerdiener ist Sudermann nie auch nur annähernd gelungen; bei Schiller schwillt schon in seinen frühen Werken der soziale Freiheitskampf zum metaphysischen an, bei Sudermann bleibt er stets in die Sphäre des bürgerlichen Lebens gebannt. Auch die Deklamationen der Magda in der ‚Heimat' (1893) bedeuten keine Ausnahme, denn was diese verbummelte Sängerin verkündet, ist nicht sittliche Freiheit, sondern nur Emanzipation von den Standesbegriffen des Bürgertums.

In zwei Stücken, die beide in das Jahr 1898 fallen, hat Sudermann versucht, seine Themata höher zu greifen. Aber mit geringem Erfolg. Die Märchentragödie ‚Drei Reiherfedern' vermag das dankbare Motiv von dem Menschen, der einem Phantom nachhetzend sich um sein Lebensglück betrügt, nicht zu anschaulicher Gestaltung zu bezwingen: sie versandet in verschwommener Sentimentalität. Noch kläglicher ist Sudermann an der gewaltigen Aufgabe einer ‚Johannes'tragödie gescheitert. Er gab soziale Milieuschilderungen und zersetzende psychologische Analyse: die ihm fremde Welt religiösen Erlebens vermochte er nicht gestaltend aufzubauen. So hat er auch den ganzen biblischen Stoff veräußerlicht und entseelt: Sudermann sah nur die peripherische Tragödie der Sendung eines ‚Vorläufers', nicht die christliche Demut des Täufers, welche die Tragödie in ein Mysterium umbiegt. Die erhabene Gnade, für Gottes Sohn die Stege richten zu dürfen, lag außerhalb des Verständnisses der naturalistischen Generation.

Reuig ist Sudermann von diesen gescheiterten Versuchen auf dem Gebiet der großen Dichtung in die Beschränkung des modernen Konversationsstückes zurückgekehrt. Aber auch hier hat er die Qualitäten der ‚Ehre' nicht wieder erreicht. Die Probleme seiner Stücke wurden immer oberflächlicher, die einst originellen Typen bis zur Schablone abgenutzt, die Theatereffekte immer aufdringlicher. Die drei platten, in seinem neuesten Buch ‚Die entgötterte Welt' (1916) vereinigten Stücke bezeugen den notwendigen Niedergang eines zu keiner inneren Entwicklung gereiften dramatischen Talentes.

Gleichmäßiger sind die Werke des Erzählers Sudermann geblieben. Sein erstes größeres episches Werk, der Roman ‚Frau Sorge' (1887), und sein neuestes, die ‚Literarischen Geschichten' (1917), haben ungefähr dasselbe Niveau, — aber freilich auch das ist anklagend für einen Dichter: innerhalb von dreißig Jahren keiner Entwicklung fähig zu sein. Vielleicht, daß Sudermann in seinem Roman ‚Das hohe Lied' (1908) besonders tief in den Sumpf der Kolportage herabgestiegen ist; im wesentlichen sind auch seine erzählenden Werke von ermüdender Monotonität. Die eng begrenzte Typik, an sich für die einzelne Erzählung eher ein Vorzug als eine Schwäche, verrät in ihrer steten Wiederholung innerhalb des Gesamtwerks die Genügsamkeit eines selbstzufriedenen Talentes. Die Beherrschung der äußeren Technik der Erzählung vermag auf die Dauer nicht über die seelische und weltanschauliche Leere hinwegzutäuschen; die reichlich dick aufgetragene Sentimentalität vermag die mangelnde Wärme nicht zu ersetzen. Die naturalische Freude an brutalen Roheiten und an breit ausgemalten erotischen Szenen muß jedes feinere Empfinden verletzen. Eine sympathische erdhafte Kraft, die den meisten deutschen Naturalisten mangelt, besitzt hingegen Sudermann als Schilderer der

Landschaft seiner ostpreußischen Heimat, als gemütvoller Darsteller schlichten Volkslebens. Eine kleine Probe aus Sudermanns in dieser Beziehung erfreulichem letzten Buch zeige ihn von dieser ansprechenden Seite. Da wird in gedrängter Anschaulichkeit ein Einblick in ein litauisches Hochzeitshaus gegeben: ‚Der Türrahmen mit Gewinden umgeben und Ehrenpfosten bis an das Hoftor. Die Tische konnten all die guten Gerichte nicht fassen. Da gab es Rindfleisch mit Reis und Pflaumen, mit Klößen, auch Schweinebraten gab es und Neunaugen, gewürzt und gesäuert. Und noch vieles andere mehr, von dem süßen Fladen gar nicht zu reden. Zum Trinken war da: Braunbier und Alaus und Kirschen- und Kornschnaps — alles sehr reichlich.‘ In solch anspruchsloser Kleinmalerei liegt Sudermanns bestes Können. Wo er die großen Effekte verschmäht und auf die warme realistische Schilderung bescheidener Schicksale sich beschränkt, offenbart dieser Schriftsteller die reinsten Quellen seines Talentes. Das Glücklichste, was ihm überhaupt gelungen, ist vielleicht ‚Die Reise nach Tilsit‘, eine schlichte Erzählung von nur 60 Seiten, die beherrscht und prägnant schildert, wie die Ehe zweier einfacher Menschen unrettbar zerbrochen scheint und doch geheilt wird.

Im allgemeinen wird man freilich sagen dürfen, daß die erzählenden Werke Sudermanns hart an der Grenze liegen, wo das Bereich des Dichters in das des bloßen Unterhaltungsschriftstellers übergeht. Oft hat Sudermann eine wahrhaft dichterische Konzeption, vor allem in seinem Roman ‚Der Katzensteg‘ (1888), aber er erstickt seine besten Entwürfe in Publikumseffekten und dem billigen Kontrast von sentimentalen Szenen und geschmacklosen Naturalismen.

Immerhin verrät sich in den Grundgedanken mehrerer Sudermannscher Romane wie Dramen der kühne Entwurf einer hochgespannten Begabung. Aber die unbeirrte, vorwärts strebende Kraft fehlt, um dem Entwurf kongeniale Gestaltung zu geben. Das beständige Schielen nach dem verderbten Geschmack des breiten Publikums, die Unterwerfung unter eine verirrte Modeströmung der Zeit haben das Schaffen Hermann Sudermanns ganz in Bann geschlagen. So wurde dieser Schriftsteller ein Sklave seiner Zeit, statt — wie der echte Dichter — Verkünder und Vorbereiter der Zukunft. So kam, daß die Gegenwart eine Zeitlang Sudermann vergötterte (eines seiner schwächsten Stücke, ‚Die Heimat‘, erlebte einen rauschenden Siegeszug über fast alle europäischen Bühnen; der Roman ‚Frau Sorge‘ erschien in einhundertundfünfzig Auflagen), — daß aber gar bald die Zeit über ihn hinwegschritt und er heute schon längst anderen Modegötzen hat Platz machen müssen. Daran kann auch die künstliche Mache beruflicher Festartikelschreiber nichts ändern. Der oberflächliche Naturalismus Sudermanns findet heute keinen breiten Wiederklang mehr. Für die Nachwelt vollends wird er nur noch literargeschichtliches Interesse, keine lebendige Wirkung mehr haben. Sudermann wird ähnlich wie Iffland und Raupach zu den Dichtern gehören, die umjubelt wurden von dem Beifall der Zeit, welcher sie fronten, und die dann für den veränderten Geschmack der späteren Generationen schal und ungenießbar sind.

So liegt, wie in allem menschlichen Schaffen, auch in der Verwendung des dichterischen Talentes eine schwere *sittliche* Entscheidung, die Entscheidung zwischen sterblichem Erfolg und unsterblichem Fortleben. Ein echter Dichter erweist sich daran, daß er nicht hinabsteigt zu den Vorurteilen seiner Zeit, sondern daß er seine Zeit zu sich erhebt; für ihn gilt immerdar die Mahnung Schillers:

‚Erhebet euch mit kühnem Flügel
hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
das kommende Jahrhundert auf.‘

Max Fischer.

Hermann Bahrs Bekenntnisschrift. Aufs lebhafteste ist jüngst die Frage erörtert worden, ob die Hinwendung Hermann Bahrs zu Erlebnis- und Gedankenwelt der katholischen Kirche wirklich einer tiefen seelischen Nötigung entspringt oder ob nicht vielleicht der Vielgewandelte mit der ihm eigenen Virtuosität des Einfühlens sich in das innere Leben seiner Kirche, das er schon in jungen Jahren verlassen, anempfindend versenkt habe, um nach einiger Zeit seinen Katholizismus ebensoleichten Herzens wieder aufzugeben, wie einst die wechselnden Idole seiner Jünglings- und Mannesjahre. Das Mißtrauen jener Zweifler wird wohl durch Hermann Bahrs jüngste Schrift ‚Vernunft und Wissenschaft' (Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia 1917) endgültig beseitigt werden. Denn in dieser kleinen Studie gibt Hermann Bahr unter der kühlen Maske einer mit unförmlichem Anmerkungsapparat belasteten wissenschaftlichen Erörterung eine Darstellung der ‚Bekehrung' seiner leidenschaftlich um Wahrheit ringenden Seele. Denn auch Hermann Bahr selbst gehörte zu jenem von ihm treffend geschilderten Typus des modernen relativistischen Menschen, der sich stimmungshaft ‚von einer Meinung zur anderen wiegt, bei keiner verharrend' und der wähnt, auf solche Weise seine Persönlichkeit zu verdoppeln, verdreifachen, vertausendfachen, während er in Wahrheit durch diese ewige Metamorphose seine Persönlichkeit vernichtet. Der Weg, auf dem Bahr nun aus der schwankenden Zerrissenheit moderner Meinungen zu der überzeitlichen Gewißheit der Kirche kommt, ist höchst bezeichnend: er nimmt seinen Ausgang nicht vom Glauben, sondern vom Zweifel, vom Zweifel an der Richtigkeit der modernen Weltbetrachtung: erst die vernichtende Selbstkritik des Rationalismus führt Bahr dazu, die Notwendigkeit des Glaubens anzuerkennen. So überwindet Bahr den Geist des modernen Unglaubens mit dessen eigenen Waffen. Er erkennt, daß es ein Irrtum war, der Vernunft zuzumuten, sie könne die Wahrheit schaffen. Die Vernunft ist nicht das Licht, sondern auf daß sie zeuge von dem Lichte. ‚Die Wahrheit ist schon immer da, lange vor aller menschlichen Vernunft; die Vernunft kann sie nur empfangen. Die Vernunft ist ein Spiegel der Wahrheit.' So ist das Erkennen nicht ein Produzieren aus eigener Kraft, sondern ein demütiges Empfangen der göttlichen Wahrheit. Es ist zutreffend, was die Mystiker immer gelehrt haben: ‚dein Empfangen ist dein höchstes Schaffen.' So setzt wahre Erkenntnis die innere Bereitschaft voraus. ‚Nur durch das Tor des Glaubens geht unsere Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit ein.'

Nicht Müdigkeit und Verzicht, so bekennt Hermann Bahr, führten ihn zu dieser Einsicht. Sondern geistige Not hat ihn beten gelehrt. Um der Wahrheit willen ging er an den Altar zum Empfang des Allerheiligsten. Nicht als einer der resigniert hat, sondern als einer der gewillt ist, alles zu gewinnen. Und so ringt er sich durch zu der beglückenden Erkenntnis: ‚Wir müssen erst wieder Christen werden, um Menschen zu sein. Vom Glauben geht der Weg zur Humanität. Im Glauben, im bewußten tätigen Glauben werden wir unserer sämtlichen Kräfte, der ahnenden wie der schauenden, der fragenden wie der antwortenden, der empfangenden wie der schaffenden, erst mächtig.' C.

Theater

Berliner Theater. In der Volksbühne am Bülowplatz sahen wir die nunmehr 25 Jahre alte Tragikomödie Ernst von Wolzogens: ‚Lumpengesindel'. Wenn sie uns heute in so vieler Hinsicht dürftig erscheint, so liegt es weniger daran, daß wir die Begabung dieses Schriftstellers klarer erkennten und schärfer beurteilten, als vielmehr, daß sich die modernen Literaturzustände in Deutschland, zumal Berlin, doch merklich ge-

ändert, wir können ruhig sagen gehoben haben. — Von den damaligen Friedrichshagener Kunstverhältnissen und ihren Herolden, die durchweg Sozialdemokraten und Nietzscheaner in einer Figur waren und ihre ästhetischen Anforderungen und geistigen Führeransprüche durch ihre eigene Lebensgestaltung wenig rechtfertigten, ist sie in ihrem Gehalt formal und geistig gewiß kaum verschieden, weshalb wir auch keine Diskrepanz hinsichtlich Stoff und Form empfinden und sie in ihrer harmlosen Art auch heute noch ihre Wirkung tut. Es ist, wie wenn ein Possendichter sich an einen Possenstoff gemacht habe und ihn in gefälliger Weise zurechtstutze. Ein überlegener Satyriker freilich hätte in diesen Kreisen den Gegenstand für einen bissigen Hohn gefunden, während Wolzogen, seiner eigenen Geistesanlage nach, das Getriebe seiner Helden harmlos-gutmütig ansah — wie sie es in ihrer unfreiwilligen Komik selbst auffaßten, — und das ‚ethische Problem', das er hineinwickelt, wie ein Hintertreppen-Ibsen löst. Vor etwa 20 Jahren erschien (wenn ich nicht irre, im Verlag von Langen) ein Buch: ‚Literarische Steckbriefe' (als dessen anonymen Verfasser man O. J. Bierbaum vermutete) und das so zutreffende wie boshafte Charakteristiken jener Dichtergeneration enthielt; über Wolzogen wurde dort gesagt, er stelle sich an wie ein Karnikel, das mit der Allüre eines Rennpferdes sich anschicke, eine Hürde zu nehmen, und auf seine Art in der Tat hinüberkomme. An diesen Ausspruch wird man angesichts seines ‚Lumpengesindels' erinnert. Das siamesisch unzertrennliche literarische Brüderpaar Friedrich und Wilhelm Kern (von den Urmodellen lebt nur noch einer), von denen der eine die Schutzmannstochter Polke heiratet, der andere mit Mieze Pickenbach ‚geht', bei der er nicht der einzige Freund ist, und diese Mieze aber zugleich an den Tisch der Frau seines Bruders setzt, dieses literarische Brüderpaar, das soziologisch so epochemachende Schriften zwischen einem Schluck Berliner Weiße und einem Zug aus der langen Pfeife zuwege bringt, daß ein leibhaftiger Kommerzienrat ihnen ins Zimmer schneit, sie für eine Zeitungsgründung zu werben, ist bei Wolzogen in seinem geistigen Zuschnitt vielleicht etwas zu kurz geraten; in der Art, wie sie sich im Leben betätigten, aber noch ziemlich gutmütig davongekommen. Denn, wie gesagt, hier lag der Stoff für eine grausame Satire (nicht für eine behagliche Zigeunerschilderung), mit der der rührselige Ehekonflikt — die Schutzmannstochter wird von Gewissensbissen gefoltert, weil sie dem Philosophengatten den vorehelichen Fehltritt verschweigt — nur in losem Zusammenhange steht. — Gespielt wurde tüchtig. Und wir müssen wiederholen: es war nicht der langweiligste Abend, den wir im Theater verlebten.

Aber Wolzogen mag sich trösten; die Werke größerer Dichter als er muten heute veraltet an, weil wir aus den Jahren herausgewachsen sind, in denen wir das Revolutionäre und Neue zugleich für das Vorzügliche und Bleibende hielten. Dahin zählt z. B. Leo Tolstois Drama ‚Der lebende Leichnam', das bei Reinhardt neu einstudiert in Szene ging und das in der Tat nicht viel mehr als ein Leichnam ist, an dem ein geschickter Anatom uns die Schäden seines Organismus bloßlegt. Doch abgesehen von der ziemlich konventionellen Zeichnung der hergebrachten Nebenfiguren empfinden wir das eigentliche, gesellschaftreformatorische Problem, das der Dichter aus diesem Ehekonflikt eines schwächlichen, aber gutmütigen Trunkenboldes, der seine Frau verläßt und von dieser, eben seiner Schwäche wegen, trotz allem geliebt wird, herausholt, als höchst gleichgültig. Ja man ist der Meinung, eine reinere künstlerische und auch sittliche Wirkung wäre gewahrt worden, wenn der Sozialethiker die Hand hier vollends

aus dem Spiel gelassen hätte und der Künstler sich des Stoffes allein angenommen. Da liegt bei Tolstoi ja wohl nicht selten der Fehler, und der künstlerischen Halbheit entspricht dann die ethische Unbestimmtheit. Es gibt Leute, die die Formlosigkeit dieses Dramas verteidigen; aber eine solche Formlosigkeit ist nur zu billigen, wenn sie die Wirkung des Stückes in keiner Weise beeinträchtigt; tut sie dies aber — und wir sind hier zwar interessiert, aber nicht hingerissen, geschweige denn erhoben —, so beweist sie einen Mangel jener inneren Gesetzmäßigkeit und jener geistigen Norm, die als Rückgrat einer Lebens- und Weltanschauung unerläßlich ist. Hier wird das hemmungslose, anarchische Triebleben verteidigt, weil es im Einzelfalle niemanden schadet und sich allein zu einer unfruchtbaren und müden Befriedigung gereicht. Aber deswegen, weil es bei seiner Berührung mit staatlichen Organen schmerzlich aufzuckt, den Staat, dieses notwendige Übel, diesen Zwangsstuhl unserer Triebe, anklagen, hieße mit gleichem Recht die Natur anklagen, weil sie neben dem Süßen das Bittere und Giftige hervorgebracht, neben der Kehle der Nachtigall den Zahn der Natter. Nach unserem Empfinden und nach einem ewigen Naturgesetz ist das Schwache, Nichtlebensfähige berufen, unterzugehen, und wir pflegen ihm nicht die Märtyrer-, geschweige denn die Heiligenkrone zu winden. In germanischen Landen sind diese Fedja-Trunkenbolde nicht zum Erlöser berufen; das unterscheidet unsere auch im Religiösen auf Tat gestellte Lebensauffassung, von der anarchisch-sentimentalen der slavischen Seele, die in Selbstgenügsamkeit hinzudämmern sich berechtigt fühlt. Und so erweckt gerade der Schluß des Stückes, wo der Dichter den Erniedrigten in der vernichtenden Berührung mit dem geschriebenen Gesetz erhebt, zwar unsere Teilnahme, doch nicht unsere unbedingte Zustimmung. — Daß bei einem Werke Tolstois im großen Zuschnitt wie in der Ausführung die Meisterhand stets fühlbar, ist selbstverständlich. Das hindert uns aber nicht, das Gebilde als ein im Kerne uns fremdes, nicht über die Zeiten lebensfähiges, in vielen Punkten gleichgültiges abzulehnen. — Für den Fedja fand das Theater in Moissi und der weichen Melodik seiner Sprache und Empfindung einen äußerst geeigneten Darsteller, desgleichen in der Lucie Höflich eine treffliche Lisa. — Auch die übrigen Darsteller wurden ihrer Aufgabe gerecht.

Eine eigenartige Überraschung erlebten wir im Kgl. Schauspielhaus. F r a n z B l e i, der ästhetische Juwelenhändler, der in seinen früheren Zeitschriften — ‚Opale‘ und ‚Amethyste‘ genannt — das Raffinierteste vergangener Kulturen sammelte, ist als Lustspieldichter an jener konservativen Kunststätte eingezogen. Daß Naturen seiner Art bei den Ideen des Ewigbestehenden landen, ist, zumal in unseren Tagen, nichts Seltenes. Da die angeblichen Fortschrittsgedanken des kleinen Alltags sie weder reizten noch befriedigten, gaben sie sich anfangs dem allzu subjektiven Genuß der Kulturergebnisse der großen Vergangenheit hin, um schließlich bei deren geistigen, sittlichen und politischen Grundelementen, die mit leichter Achsenverschiebung für alle Zeiten verbindlich sind, zu enden. Beispiele dafür gibt es im neueren Frankreich eine ganze Anzahl; man mag an erster Stelle an Maurice Barrès denken und in Landen deutscher Zunge vornehmlich an Hermann Bahr. Zu eigener Schöpferkraft gedeihen solche Typen in dem spät und überzeugungstreu gewählten neuen Erkenntnis- und Wirkungsbereich freilich nur, wofern sie im Innersten die Wurzelverbindung zu Heimat, Volk und Vaterland nie vollends lösten und diese von Natur eine saftvolle war. Andernfalls gleichen die Ergebnisse ihres ‚Schrittes zur Tat‘ ein wenig den Früchten reiner Gedankenkonstruktion, die

aber immerhin als ein Beispiel gelten mögen und als ein Fingerzeig auf den rechten Weg. So erging es dem Zuschauer mit Franz Bleis Lustspiel ‚Die Logik des Herzens'.* Äußerlich in nichts mehr den Arbeiten des früheren Ästheten verwandt, empfand er es anfangs als eine leblose Kopie älterer Kostümspiele, bis von Szene zu Szene fesselnder sich der Gedanke enthüllt und man unter gewandtem szenischen Aufbau den Verfechter der alten und ewig jungen Lebensweisheit sprechen fühlt, daß die Erkenntnis des reinen Herzens allen irrenden Verstandeswegen überlegen sei. Franz Blei gibt hier gewissermaßen ein schlichtes Symbol seiner wiedergewonnenen Lebenserkenntnis. Und wenn dieser Einfalt nicht ganz gemäß ein Teil der Figuren schablonenhaft wirkt und den Mangel natürlichen Erlebens verdeckend das Kostüm von 1700 herhalten muß, so wächst der Gedanke in der Hauptfigur, dem tumben Uli von Türheim, der sich in seiner Liebe zu Liselotte Fines nicht irremachen läßt, doch so freundlich und sympathisch aus und mit so anerkennenswertem Geschick in der Zeichnung, daß wir durchaus wähnen, einen Augenblick in jener Welt zu atmen, in der das Leben lebenswert ist und dessen im Großstadtgetriebe verlorene Fassung und innere Haltung wiederzugewinnen unser aller Aufgabe sei. Seltsam kontrastiert freilich von hier der Gedanke an die zersetzende Kunst des Sternheim-Kreises, in dem Franz Blei einmal Fürsprecher war. — Gespielt wurde im Kgl. Schauspielhaus recht trefflich, zumal der Darsteller des jungen Uli fand echte Töne und Bewegungen, und die befriedigende Wirkung eines Stückes ist immer der sicherste Beweis, daß es im Kerne von jenem positiven Gehalt ist, der den neueren so sehr verloren gegangen und dem wir alle zustreben.

Rudolf Klein Diepold.

* S. Fischer, Berlin.

Kunst

Adolf von Hildebrand. Während die Teilnahme an der neuen Kunst als unserem gegenwärtigen Ausdruckswillen ein Kampf ist und eigenes Ergriffensein, ist die Beschäftigung mit der Formwelt jenes bestimmten älteren deutschen Geistes, den der nunmehr 70jährige Adolf Hildebrand (geb. 6. Oktober 1847 in Marburg), weniger problematisch und in der Einfachheit glücklicher verkörpert als sein Weggenosse Hans von Marées, Nachdenken und wägendes Genießen. Man blickt zurück zu ihm auf eine Kunst, die in dem Maße, als sie die Zeit ausschloß, die gebundene Schönheit der Schöpfung wachrief, wie er zurückschaute in die vorchristliche Welt der Formen, wo die in der Zeit noch unerlöste Wahrheit in dem Maße als Schönheit aus der Schöpfung strahlte, in dem sie das Schicksal ahnend ausschloß. So in den Gang geschichtlicher Entfaltung eingestellt, sehen wir Hildebrands Kunst bewußt und absichtlich in ganz anderer Weise, als sie von der heutigen Kunsttheorie betrachtet wird, und als auch von ihm selbst gewünscht scheint.

Denn Hildebrand ist ebenso bekannt und berühmt durch seine theoretische Rechenschaft über das künstlerische, vor allem das ihm zunächst liegende plastische Arbeiten wie durch seine Werke, stilgründende Statuen, öffentliche raumgestaltende Monumentalwerke, persönlichkeitstreue Bildnisse und besonders seine dem künstlerischen Empfinden so naturhaft zusprechenden Reliefe. Ja seine Theorie, niedergelegt in seinem dem bloßen Stimmungssucher schwer lesbaren ‚Problem der Form in der bildenden Kunst' scheint nicht nur mit der Neigung zu einer schematischen Sehbegriffsästhetik gleichzeitig zusammengetroffen zu sein, sondern diese ungestandenermaßen wesentlich beeinflußt, veranlaßt und gestützt zu haben, die dann allerdings einen abstrakten, akademisch-formalistischen Ver-

lauf nahm, während sie bei ihm körperhaft ans Werk gebunden ist und überall da, wo sie von den formalen Bedingungen zu seelischen Möglichkeiten übergeht, voll lebendiger Erfahrung und tiefer Einsicht ist, wie jene Kategorienästhetik fast nie. Vollends hat sein Denken nicht das geringste zu tun mit dem naturalistisch beschränkten Begriff ‚Wie ich es sehe‘ und mit dem Stimmungsdunst der populären Kunstwartästhetik, deren Ideal Max Klinger ist. Es ist nur bezeichnend für die vorwiegend verstandesmäßige Kunstgeistigkeit des gleichen Zeitraums, daß die edle unsinnliche Abstraktion seines Denkens, die aus einer ganz anderen Welt stammt, und diese philiströse Sinnlichkeit des Kunstgenusses als Gegensätze nebeneinanderkamen. In gleicher Weise steht die offene Nacktheit seiner Gestalten wie in einer zweiten klaren Welt neben den unfreien Gestalten der Klingerschen Zwischenwelt.

Für Hildebrand den Künstler kann uns aber trotzdem sein Kunstdenken nicht den Schlüssel seines Werkes und seiner zeitlichen Bedeutung, die doch nicht mit der Erprobung formaler Gesetze und einer Vollendung im Natürlichen erfüllt sein können, verraten oder verbergen.* Mochte der Plastiker die Seite seiner Kunst, die aus der Anschauung entsteht, verstandesmäßig aussprechen, die andere Seite, den inneren Kern, der aus der geschichtlichen Zeit- und Geistfolge entsteht, hat er damit noch nicht berührt. Gewiß, diese zweite tiefere Bedingtheit will eine Plastik seiner, der christlich mittelalterlichen, ganz entgegengesetzten Art überwinden, mit Hilfe von Gesetzen der Anschauung verleugnen. Sie ist trotzdem vorhanden, und auch wo Hildebrands Werke das nachahmende Gefühl abstreifen und immer stärker, selbstsicherer in gegenwärtige Erscheinung treten, lebt sie, durch die stärkere Absicht ernüchtert, trotzdem als ein stiller Hauch der Erinnerung, eben der Erinnerung an die Zeit, wo der Körper noch nicht erlöst mit der Seele in die Zeit tätig hingegeben war, wo er durch reines Sein, durch reine Selbstempfindung im Raum sich in Schönheit vor dem Angriff der Natur erhielt. Diese Schönheit mit ihrer so begrenzten Ausdruckswelt ist es, die Hildebrands Führer und Genosse Marées geistiger vertiefen, seelischer befreien wollte, ohne jedoch auch seinerseits diese Welt des ungelöst Typischen zu verlassen, so daß dann dem in Beschränkung arbeitenden Hildebrand runde Werke gelangen, der sich im Problem zerspaltende Marées aber in sich ein Schicksal deutschen Wesens ausdrückt, das über Werke hinaus in das Schicksal des geschaffenen Geistes hineinreicht. Der Künstler wollte ewige Formen schaffen, als sei er Schöpfer, nicht Diener der Wahrheit, die langsam gegeben doch nie von der Schönheit eingeholt wird. Indem auch Hildebrand an diesem Streben teil hatte, fällt auch auf ihn ein Glanz dieses deutschen tragischen Lichtes, obwohl er, wie schon seine Wurzelung in Italien beweist, bewußt an einer Kunst schuf, die nicht deutschen Charakter aus sich verwirklichen, geschichtlich fortsetzen will.

Jedoch mit einem schönen Lohne lohnt der ernste Wille zum Schönheitssinn der Alten, mit nachsinnendem Genuß. Statt darum weiter zu fragen, warum in dieser Kunst Porträt und Relief die feinsten Lösungen bietet und warum Marées durch das Wandbild und die Vermehrung der Gruppen in den Zwiespalt weiter getrieben wurde, nehmen wir an dem rüstigen Alter des Meisters

---

* Daß auch er im Grunde die Spaltung des Geistigen fand, zeigen deutlich einige seiner ‚Gesammelten Aufsätze‘, besonders der letzte ‚Über Michael Angelos spätere Plastik‘, der mit außerordentlicher Feinheit dem rein plastischen Fühlen nahe bleibend doch an die Grenze reicht, wo die Seele aus der plastisch-natürlichen ‚dramatischen‘ eine ‚architektonisch-lyrische‘ Welt heraustreten läßt, indem sie sich selbst verinnerlicht. (Straßburg, Heitz.)

teil, der die ungelöste Sicherheit der Jugend so voll empfand in seinen schönsten Reliefen und der das Altertum verjüngte.

Konrad Weiß.

Münchner Sommerausstellungen. Die Kunstausstellung im Glaspalast. Gegen die Werke der neuen Kunstrichtung wendet man besonders gern den Vorwurf, sie seien unfertig, und da und dort hat man das Schlagwort Skizzismus in Umlauf setzen wollen. Betrachtet man nun die Werke, die von der alten Sezession als der künstlerisch stärksten Gruppe im Glaspalast in ihrem ersten Raum gezeigt werden und mit denen sich diese um Natur-, Gesellschafts- und stärkere Volkskunst, aber nur in wenigen Gliedern wie Uhde auch um größeren geistigen oder doch allgemein menschlichen Ausdruck verdiente Kunstrichtung ihren jungen fortschrittlichen Nachwuchs zu sichern glaubt — es sind hauptsächlich die Bilder des Berliners Jaeckel, des Wieners Schiele und des Müncheners Schwalbach —, so findet man, daß wenigstens bei Schiele, der die doch schon selbst zerfallende Kunst Klimts zu einer ausgedehnten Illustrationsmanier verärmlicht, und bei Schwalbach, der mit seinen grünlichgelben Nachbildungen einer Art Frührenaissance schon farbig die Unreife und Saftarmut des gestaltenden Willens verrät, die menschliche und geistige Bedeutungslosigkeit eben mit der persönlichen Schnellfertigkeit zunimmt. Aber auch Jaeckel läßt in seinem ‚hl. Sebastian' zu sehr nur einen zeitlichen Stilwillen, zu wenig das Leben der wirklichen Natur und das Bedürfnis des Geistes, sich im Werke zu erlösen, sehen. In diesen Jüngeren ist weniger allgemeiner Lebensausdruck als bei den Künstlern vom Stamm der alten Sezession, die, wie Habermann und Keller nach der gesellschaftlichen Seite stark, zwar nicht den Glauben zur Größe und Tiefe (darum die immer noch zunehmende Scheinkunst der Bilder Stucks), aber doch ihr beschränktes Zeitwesen zu einer zurückhaltenden Gültigkeit gestalten können. Auch wenn wir den Kreis weiter ziehen und Trübner, Kalckreuth, Thoma nennen, wird uns zwar die formenreichere Welt geistig nicht größer, aber um so sympathischer, eben durch den Abstand, den der natürliche Charakter dieser Künstler zwischen ihrem Bildwillen und einer zwingenden geistigen Schärfe entstehen läßt. Nie wollen sie die Notwendigkeit zu der geistigen Verschärfung fühlen lassen, die die neue Richtung gebracht hat. Aber wo das sogenannte ‚Unfertige' der neuen Werke noch notwendig offen bleibt, damit der Abstand zwischen menschlichem Werk des einzelnen und der Idee nicht früher heimlich verschmelze, als bis die Zeit sich endlich selber geistig erhöhend diese Lücken schließt, wo also in der neuen Kunst ein mehr stilistisches, formales Element wirkt, da steht in ihrer älteren Kunstart die künstlerische Persönlichkeit vermittelnd zwischen dem willkürlicheren, stimmungsmäßigeren Werk und der Ausdrucksnot einer Zeit, die diese Not noch nicht so geistig notwendig fühlte. Es ist also ein mehr menschlich-persönliches Element, was diese ältere Kunst — man braucht nur den Namen Thoma zu nennen — so sympathisch macht. Sie verlangen nicht den letzten Glauben; um so leichter und lieber gibt man ihnen, was sie verlangen, Freude an den unscheinbaren Bildern Thomas und Kalckreuths in dieser Ausstellung. Den zu schnell fertigen Neuen aber wird man, je mehr sie verlangen, schon in wenigen Jahren um so weniger geben, wenn die Zeit die Schwäche ihrer natürlichen Künstlerkraft enthüllen wird.

Denn wie der Stil der Werke als ein unfehlbarer geistiger Richter für die Erkenntnis in der Zeit und Entwicklung stehenbleibt, so macht den Künstler seine innere Naturkraft allein zum untrüg-

lichen Gradmesser der kulturellen Kräfte einer Zeit. Diese zwei Gegensätze, der zeitgeschichtliche Stil und die persönlich-natürliche Kraft, bilden die Spannweite der Kunst. Das ist wieder dieses ‚Unfertige', der Abstand in sich, der aller Kunst eignet und der nur scheinbar ausgeglichen werden kann. Wir kommen auf diese Gedanken bei Betrachtung der Werke Corinths. Man weiß, daß Corinth vielfach von einem geistigen Kunststandpunkt aus abgelehnt wurde. Wir sehen nun, daß sich die älteren Werke, die er in die Ausstellung gebracht hat, unter den Neuerungen so frisch und kräftig behaupten, daß er unstreitig zu den wenigen künstlerisch bedeutenden Namen der ganzen großen Ausstellung gehört. Der Abstand seiner Bildauffassung zu den religiösen Stoffen ist geblieben, ja noch deutlicher geworden für den, der mit ansah, wie die neue Kunst auch eine neue religiöse Formwelt gegenüber den mehr theaterartig gestellten Bildszenerien der vorausgehenden christlichen Kunst schafft. Auch Corinth hat unter seiner zupackenden Derbheit noch den alten Szenenbau behalten. Und da er in seinem Wirklichkeitseifer die Anpassung herkömmlich wirksamer Gestalttypen an die religiösen Vorgänge verschmäht, also nicht auf diese Weise Würde erreichen will, kann der Abstand zwischen einer religiös unentschiedenen Allgefälligkeit nicht nur, sondern auch zwischen einem bestimmten zeitlichen Verwirklichungswillen dauernder christlicher Kräfte und seinem bis zum Brutalen schilderungsfreudigen Stoffinteresse nicht leicht größer sein. Wie kommt es, daß nun seine Kunst doch, und zwar auch bis zu einem gewissen Grade, in den religiösen und biblischen Bildern bestehen bleibt, während besser vermeinte religiöse Gesinnungsbilder so zahlreich und schnell vergehen? Es ist die einfache künstlerische Kraft und Arbeit als wirklicher Ausdruck seines engen Zeitempfindens, die, wenn auch am niedersten Punkte angesetzt, doch in diesem Punkte ganze Echtheit und also von sich Zeugnis gibt. In dieser Echtheit des Zeugnisses wird nichts verwischt, und der Abstand bleibt gewahrt, die Spannweite zwischen der fordernden oder geoffenbarten, geschichtlich geformten und weiter formbaren Erkenntnis und der persönlichen Ausdruckskraft, diese Spannweite, die bei jedem Werke, ob hoch oder nieder, immer empfunden und mitgenossen werden muß. Weil dies meistens nicht geschieht, streitet man mit geistigen Gründen unfruchtbar unter sich statt mit künstlerischen Erwägungen für oder gegen den Künstler, um sich an seinem Werke gegen die Zeit zu bilden und den Abstand nun in eigener Aufgabe zu verringern. In solchem Denken gibt es keine christliche und weltliche Kunst als zwei getrennte Gebiete, sondern nur eine größere oder geringere Kraft, das ewig Wahre fühlen zu lassen, vielmehr nur e i n e n wachsenden bestimmten Willen, diese Kraft in der Geschichte erprobt zu sehen und im religiösen Bild im Kampf von Natur und Übernatur neu zu erproben. Je schärfer der Künstler das religiöse Problem nicht nur als ein persönliches, sondern als ein geschichtlich dauerndes empfindet und empfinden lassen kann, um so weltüberschauender wird seine Kunst.

Mit solchen Gedanken kommen wir im Glaspalast zu der Sonderschau eines christlichen Künstlers und Mitgliedes der Gesellschaft für christliche Kunst, Felix Baumhauers. In seinen vielen Bildern sehen wir eine vielseitige Angeregtheit, einen eifrigen Willen, die alten deutschen, italienischen, gotischen und barokken, immer wieder zur Renaissanceharmonie neigenden Elemente zu einem neuen Ausdruck zu vereinigen, der durch die moderne Farbigkeit und auch durch die lineare neue Ausdruckssprache unterstützt wird. Alles geht in stilistischer Abtönung zusammen, und wir befinden uns wirklich in einer christlichen und kirchlichen Stimmung. Warum verläßt

uns nun aber doch der Kampf um die Wahrheit, der sie uns stets neu und schärfer bewußt macht? Hier ist doch auch im Künstlerischen ein geschichtlich dauerndes Element bewahrt. Gewiß, aber es ist doch in erster Linie nur das stilistische Band der geschichtlichen Entwicklung, die äußere Tradition, die das religiöse Fühlen wahrt. Es ist nicht die Spannweite zwischen der geoffenbarten Erkenntnis und der persönlichen Ausdruckskraft, von der wir oben sprachen, diese Spannweite, die aus der Geschaffenheit unserer Zeit zur christlichen Wesenheit trägt und zwischen den Künstler, vergleichbar einem Pfeiler, und die geschichtlich kirchliche Idee, vergleichbar einer bleibenden Kirchenwand, nun auch die ganze gegenwärtige Menschheit einschließt, die das religiöse Fühlen, mehr aber noch den Willen und zuletzt und zutiefst die Erkenntnis aufregt, daß die religiöse Kraft auch im gegenwärtigen Kampf die stärkste Naturkraft ist. Es fehlt — nicht ganz, denn Baumhauer empfindet es durch den Anreiz der neuen Kunst — das zeitlich Menschliche, um das Göttliche gegenwärtig zu tragen. Das neue Kunstgefühl empfindet die religiöse Sicherheit aus dem menschlichen Versagen, es strebt zur größten Spannweite; bei dieser Art christlicher Kunst wird die Wahrheit aus ihrem geschichtlichen Fortgang versichert, die Spannweite aus dem steten menschlichen Kern der Geschichte hört auf. Daher die ungestörte Bildmäßigkeit dieser Kunst, weil sie nur begleitende, nicht neubauende Elemente in die Zeit bringt. Es hört auch der Glaube auf, daß es nur eine Kunst aus einer Natur gibt in verschiedener Entfernung von der religiösen Übernatur, und es entsteht das Gebiet der christlichen Kunst. Alle Kunst ist aber nur ein Teil eines geschichtlichen Zeugnisses, einer geschichtlichen Stufe.

Die meisten Leute denken allerdings daran zuletzt und wollen nur wissen, ob ein Bild gut oder schlecht ist. Aber auch das läßt sich mit Grund ohne bestimmte geistige Einstellung nicht sagen. Ist dabei die natürliche künstlerische Kraft gemeint, die heute losgelöst arbeitet, so kommen wir auf die Landschaftskunst, die, der eigentliche Ausdruck der letzten Jahrzehnte, jetzt aber als solche zurückgeht und einem stärkeren Ausdruck dient. Sofort zeigt es sich wieder, daß auch die Natur erst aus einer stärkeren Geistigkeit heraus erfaßt wird, daß sie keine anfängliche untere Stufe ist. Von der Sächlichkeit Trübners etwa zu den tonstärkeren Landschaften von Richard Pietzsch ist ein kurzer Weg. Die neue Kunst hat aus ihrer heftigeren Fortschrittlichkeit viel stärkere Landschaftselemente erfaßt, die sich in der ganzen gemäßigten Glaspalastausstellung nicht finden. Sind nun so viele Bilder alle geringer, weil sie nicht aus einer größeren geistigen Absicht entstanden sind? Mit nichten. Wenigstens nicht deshalb, weil sie nicht den stärksten Ausdruck der Zeit ins Bild bringen wollen. Freilich unter dem Gedanken, daß die Kunst der Erkenntnis dient und die kulturelle Kraft einer Zeit anzeigen soll, verschwinden die Werke zu Hunderten und Tausenden, wie sie auch aus der Kunstgeschichte verschwinden, aus dem Bedürfnis der Alltäglichkeit in diese gar nicht hineingelangen. Man möchte sagen, auch das Landschaftliche wächst zur Stärke und Bedeutung mit dem Geistigen, wenn nicht gerade im allgemeinen Kunstverstande eine falsche Idee und Geistigkeit besonders viel Unheil anrichtete, besonders wenn sich dieses Geistige mit sogenannter Menschlichkeit wie bei Zwintscher, oder einer falschen Klassizität wie bei Greiner paart, wo das wahrhafte Kunstwesen ganz zu schanden wird. Sollen wir sagen, die stärkere geschichtliche Empfindung, die monumentalere Formung hebt die Werke gegeneinander ab? Aber ein altes mehr genrehaftes Tiroler Landsturmbild von Defregger erscheint uns menschlich umfänglicher als das

große ‚den Namenlosen' gewidmete Sturmbild der Tiroler zum gegenwärtigen Kriege von Egger-Lienz, das aller Augen auf sich zieht. Die Größe, die dieser Künstler sucht, kann sich nur behaupten, wenn jener unerschöpfliche Reichtum des Künstlers an ihr mitgestaltet, der in aller Welt und Dinglichkeit ein fortwährendes Geschehen erkennt, das er in seiner eigenen Seele dienend frei macht, wie es sich in den geschichtlichen Formen fortwährend befreit und offenbart. Lebt der Betrachter in diesem Willen mit dem Künstler zusammen, so sprechen auch die Werke zu ihm. Konrad Weiß.

Musik

Volksliederbuch für gemischten Chor, ein neues Werk, das seine Entstehung einer Anregung des Deutschen Kaisers verdankt, gibt Max Friedländer in zwei Bänden heraus. Zugrundegelegt ist die bereits 1907 erschienene Sammlung ‚Volksliederbuch für Männerchor', die nach Angaben des Herausgebers bereits in 62 300 Partituren und in 214 100 Einzelstimmen verbreitet ist. Man liest diese Zahlen mit dem Gefühl erlösender Befreiung — endlich wieder einmal eine Bewegung, die wirklich etwas zu werden verspricht.

Die Befreiung des deutschen Volksliedes und Loslösung vom großstädtischen Tingeltangelgesang ist der große Gesichtspunkt, auf den eine große Reihe anerkannter Musik- und Literaturgelehrter mit selten so einmütiger Zielstrebigkeit hinarbeiten; die gestellte Aufgabe wurde auch praktisch gelöst: aus rund 20 000 Gesängen kamen rund 4300 in die engere Wahl — das Werk heute umfaßt in zwei Bänden 604 Lieder. So schmolz unter dem läuternden Feuer der Wissenschaft und Kunst die vorhandene Masse zusammen: Was aber vorgelegt wird, genügt auch höheren Ansprüchen, was Text und Tongebung anlangt — und deshalb ist die Herausgabe des Werkes eine hochanerkennenswerte Leistung; bietet sie doch in schlichter Aufmachung all jene Perlen des Volksgesangs zu Zeiten, als der Großvater die Großmutter nahm.

Was heute im Volk gesungen wird, ist nicht mehr jenes einfache Lied, das man eben sang, weil es einem so um das Herz war und einem die Melodie angenehm im Ohr lag — nein, heute singt das Volk Operettenschlager, die ihm immer wieder vom Grammophon und den genugsam bekannten Tastenkünstlern vorgespielt werden; Friedländer hat recht, wenn er den Verlust der Sangesfreudigkeit beklagt, der Grund hiefür liegt hauptsächlich in der in steigendem Maße zunehmenden Bequemlichkeit der breiten Masse und in der Tatsache, daß *man* sich des innigen Tons unsrer *Volkslieder* schämt, — man will ja den Abgeklärten spielen, will ‚blasiert' sein, da eignet sich doch nicht das Volkslied, sondern da muß es schon ein Tingeltangelchanson mit künstlicher Beleuchtung, Schminke und schmelzendem Geigengegirre sein! —

Nein — wir sind noch nicht so weit! Der Weltkrieg hat auch hier Wandel geschaffen; er brachte das deutsche Volkslied wieder zu Ehren. Der Soldat hat es wieder aufgenommen und mit ihm — so hoffen wir — wird es wieder ins Volk einkehren. Die Wandervögel, die Wehrkraftler — sie sind bei der Wiedererweckung des Volkslieds dabei gewesen: jetzt liegen bereits umfangreiche Sammlungen von Liedern vor — unter diesen an führender Stelle das Volksliederbuch, dem wir für seine Auflage für gemischten Chor die gleiche Verbreitung wünschen, wie der Auflage für Männerchor.

Dr. Gg. Panzer.

Verschiedenes

Die Macht der öffentlichen Meinung überschreibt Martin Mächler seine Studie zu einem Weltzeitungsplan. Er gibt darin die Anregung, es sollte an einem allseitig als neutral anerkannten Ort

eine Zeitung oder Korrespondenz geschaffen werden, welche durch gleichmäßige Mitarbeit aller Völker und ihrer Regierungen imstande ist, politische Verwicklungen durch eindeutige, nachdrückliche Aufklärung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu verhindern. Ausgehend von der Bedeutung der Zentralisation in geschichtlicher Beziehung stellt er an einigen Beispielen die Wirkung der Zentralisation fest und folgert hieraus, daß ähnlich, wie die Entwicklung der Geschichte der Menschheit auf zentralistischem Weg erfolgt sei, es sich doch ermöglichen lassen müßte, die öffentliche Meinung von einer Stelle aus aufklärend und maßgebend zu beeinflussen und dadurch vorbeugend zu wirken. Diese Beeinflussung hätte sich in erster Linie auf die Zeitungen als den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu erstrecken; Mächler weist hier dem Tagesschriftsteller schöne, edle Aufgaben zu: mitzuarbeiten an der Veredelung der Volksgenossen. Wieder greift er den Entwicklungsgedanken auf: er will auf diese Weise und unter Zugrundelegung der historischen Entwicklung, das Faustrecht der Staaten untereinander aufgehoben zu sehen, als vornehmste Aufgabe der Zukunft betrachtet wissen: der Weg, der zu diesem erstrebenswerten Ziel führt, ist die Einrichtung einer Weltzeitung.

Zweck dieser Zeitung ist vor allem, der Versöhnung der Völker zu dienen; das soll dadurch erreicht werden, daß die Weltzeitung gewissermaßen als allseitig anerkannte Stimme der Völker und ihrer Regierungen wie ein politischer Seismograph wirkt; alle Verstimmungen der Völker untereinander sollen der öffentlichen Meinung der Welt in ihren Zusammenhängen und Ursachen aufgezeigt werden, sollen durch sie beurteilt werden und damit die Fragen nach dem Schuldigen lösen helfen: Mächler schließt hieraus, daß sich die Völker oder ihre Regierungen wohl hüten werden, das Odium des Friedensstörers durch ein derartiges Schiedsgericht sich aufladen zu lassen. Daß derartige internationale Vereinbarungen möglich seien, habe ja die Friedenszeit auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet klar gezeigt; Österreich-Ungarn habe es auf politischem Gebiet gezeigt, also müßte es sich für die allgemeine Meinung der ganzen Welt ebenfalls ermöglichen lassen. Es werden dann noch kurz technische Fragen erläutert, die in diesem Zusammenhang von geringerer Bedeutung sind.

Was nun zu dem Gedanken einer Weltzeitung überhaupt?

Bemerkt muß werden, daß Mächler von einer grundehrlichen Überzeugung und einem ebensolchen Wollen ausgeht, aber nicht mit dem Charakter der Zeitung als Volksorgan rechnet: die Zeitung schreibt nicht allein fürs Volk, sondern muß ihre Schreibweise nach bestimmten Gesichtspunkten einstellen, eben jener Schichten, in denen das Blatt besonders verbreitet ist. Zeitungen sind zum größten Teil Vertreter bestimmter Interessentengruppen, dienen einer Partei — und jene Organe, die sich als parteilos bezeichnen, werden eben nur des unterhaltenden oder lokalen Teiles wegen gelesen. Mit der Interessenvertretung ist jede Zeitung auch an eine bestimmte politische Richtung gebunden — und hier haben wir bereits klaffende Gegensätze: Stadt und Land, Produzenten und Konsumenten, Arbeiter und Arbeitgeber, Bürger und Beamte — alles steht sich gegenüber sowohl hinsichtlich der politischen Anschauung wie auch der Lebensführung. Mächler sieht denn auch einen Großteil dieser Schwierigkeiten selbst ein: er hofft, daß guter Wille und gegenseitiges Vertrauen diese Hindernisse überwältigen würden; erst aber müssen diese Grundlagen einer Verständigungspolitik wieder geschaffen und lebensfähig gestaltet werden!

Die Einstellung der Völker auf eine internationale öffentliche Meinung: das ist in kurzen Worten der Zweck des sym-

pathischen Vorschlags, von dem man nur bedauert, daß er infolge des Widerstreits der verschiedensten nationalen Interessen wohl kaum der Verwirklichung nähergebracht werden kann. Eben diese nationalen Interessen werden es auch sein, die manches Volk hindern werden, einer derartigen Vereinbarung beizutreten, sei es, daß sie die Abmachung überhaupt ablehnen oder daß sie die Idee als zu fern gelegen abtun. Ob sich die Diplomatie aller Länder dazu herbeilassen wird, auch alle Geheimfäden bloßzulegen, mag dahingestellt bleiben: auf alle Fälle haben die Mittelmächte nach dieser Richtung mehr negativ als positiv gelernt.

Mächler schlägt noch vor, diese Weltzeitung oder Korrespondenz in der Schweiz herauszugeben und durch Schweizer als dem Typ des Neutralen redigieren zu lassen. — Nun, über die technischen Seiten der Sache kann wohl erst dann verhandelt werden, wenn die grundsätzlichen Bedenken und Schwierigkeiten behoben sind: Vor allem: Erst muß Friede sein und die Gleichberechtigung aller Völker anerkannt sein. Von unserer Seite aus bestünden nach dieser Richtung hin keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, aber auf unserer Feinde Seite; da macht man sich mit diesem Gedanken noch wenig vertraut. Nach ihrer Auffassung hat's mit dem Frieden noch gute Weile!

Dr. Gg. Panzer.

Unsere Kunstbeilagen

Unser Relief „Grablegung", dessen Gegenstand mit der Stimmung der Zeit und des Monats zusammengeht, ist eine Probe der Kunst Adolf von Hildebrands, dessen Persönlichkeit in dem betreffenden Rundschauartikel gewürdigt wird.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Unbekannter Meister/Madonna mit dem Jesuskind





Fünfzehnter Jahrgang Dezember 1917

Tatsachen und Aufgaben für deutsche Rechtsparteien / Von K. Ziesché

Es war ein launiges Wort, das Friedrich der Große am 1. September 1766 aus Breslau an Voltaire schrieb: ‚Ich bin hier in einer Provinz, wo man die Physik der Metaphysik vorzieht. Man bestellt die Felder, man hat 8000 Häuser wieder aufgebaut, und man zeugt alljährlich Tausende von Kindern, um die zu ersetzen, welche die Raserei der Politik und des Krieges dahingerafft hat.' Aber es ist darin eine wahre und allgemeine Beschreibung der Staatskunst enthalten, daß sie nämlich Tatsachen erkennen, Kräfte ermessen und beide wohltätig beeinflussen soll, anstatt bloßen Ideen nachzuhangen oder nachzujagen, je nachdem diese grämlich oder vielversprechend sind. Es sind zuverlässig die wirklichen Dinge, welche die Menschen zur Gesellschaft und zum Staate einigen, nicht die Gedanken; im Gegenteil wer politisch entzweien, täuschen und schädigen will, umtürmt seine wirklichen Absichten gern mit himmelblauen und rosenroten Gedankengebilden. Es ist auffällig und nicht nur aus der Lust am bloß Neuen und aus dessen naheliegenden Unklarheiten zu verstehen, daß die Scheindemokratie — im Gegensatze zu der wahren Demokratie, die Leo XIII. eine christliche nennen wollte — stets dem flüchtigen und haltlosen Gewölke der Gedanken und dem geräuschvollen Donner der Schlagworte nachging und mit diesen beiden auch heute noch über den wirklichen Dingen hängen bleibt. Für die wirklichen Dinge oder Tatsachen eingenommen zu sein, ist dagegen noch nicht sofort ein Zeichen der starren und

kurzsichtigen Selbstsucht, die auf Unbeweglichkeit zielt, auch wenn man jene Vorliebe bei den deutschen Rechtsparteien stark ausgeprägt findet. Denn es sind in den Tatsachen stets lebendige Entwickelungen — darum heißen sie ja Wirklichkeiten — die sich nach Wünschen und Vorteilen gar nicht richten, sondern sich im Gegenteil für unsachliche Behandlung gerade an den Kurzsichtigen bitter rächen. Der Begriff der deutschen Rechtspartei — im Gegensatz zu der sich nie so benennenden bloßen Demokratie — vollendet sich somit erst in der Bereitwilligkeit, an den lebendigen Tatsachen wohltätige Geburtshilfe zu betreiben, wie es Sokrates an den Gedanken tat. Es hilft zu nichts, schwangeren Zeiten und Dingen mit kühler Ablehnung gegenüberzustehen. Andererseits ist ein bloßes Geschrei oder Gerücht auch noch keine Schwangerschaft.

Das angedeutete Vorurteil gegen die deutschen Rechtsparteien scheint um so widerspruchsvoller, als gerade die grundlegende politische Tatsache nur bei ihnen voll gewertet wird, nämlich daß es überhaupt eine Entwicklung und Geschichte, also einen lebendigen und notwendigen Zusammenhang der politischen und gesellschaftlichen Dinge gibt. Karl Marx wäre durch diese Anerkenntnis staatskonservativer Politiker geworden, wie er niemals ein bloßer Demokrat gewesen ist, wäre ihm nicht durch den Materialismus ein wichtiger Teil der Zusammenhänge verdeckt worden. Wer ist es denn, der ständig mehr Lust zum Springen hat denn zum Gehen? Doch nicht die Geschichte selbst, die wie die Natur in Wahrheit niemals Sprünge macht. Sondern dies tun zum Unheile die unruhigen und unklaren und ungerechten Kräfte der bloßen Masse, und die Masse selbst leidet alsdann bitter unter den Reibungen und Pressungen, die das stille Drängen und Durchsetzen des wirklichen geschichtlichen Weiterganges in seinem Kampfe mit den demokratischen Satzungen herbeiführt. Sei es, daß sie übereilt oder verschleppt werden oder überhaupt passus extra viam sind; denn dies alles bringt die Scheindemokratie mit sich. Wie stark hat sie einige längst reife Fragen der gesellschaftlichen Entwicklung in Frankreich, England und Amerika verschleppt. Welcher Rückstand daselbst in der gesellschaftlichen Durchbildung der Beiträge zu den Staatszwecken und in der staatlichen Fürsorge! Solche Ritardandi sollen alsdann durch rein politische Accelerandi verdeckt und ausgeglichen werden, während die Verwirrung dadurch verdoppelt wird. Der französische Antiklerikalismus — welcher passus extra viam vom rein französisch-politischen Standpunkte! Die deutschen Rechtsparteien haben somit nicht nur eine Vorliebe, sondern ein sachliches Recht, den Dingen gegenüber ihre Schätzung für Überlieferung und fortlaufenden Zusammenhang ungescheut und machtvoll zum Ausdruck zu bringen. Hierbei ist nichts zu schämen, und die gegenteilige Stimmung geht nicht auf Denken zurück, sondern auf Fehler der Rechtsparteien und auf Schlagworte der Linken. Die Natur selbst, und mit Vorzug die Vorgänge des Einzellebens und des Innenlebens, stehen jener Auffassung als Zeugen zur Seite. Schrifttum und Künste und kulturelle Bestrebungen bieten manche Beispiele und Gegenbeispiele dafür. Der Musik in Deutschland war 150

Jahre lang ein großer ununterbrochener Entwicklungsgang beschieden. Das deutsche Schrifttum geriet durch gewaltsames Abbrechen der Überlieferung wiederholt in Anarchie. Die bildenden Künste erholten sich mühsam davon an bedächtig wieder angeknüpfter Tradition. Eine deutsche Kunstkulturbewegung unserer Tage konnte etwa dreißig Jahre von dem einen Gedanken leben, jene geschichtslose Scheindemokratie in Buch und Bild und Ton, die blinde Abneigung gegen die überlieferte Regel schlechthin zu überwinden. Dieser selbe, wahrhaft unbesiegliche Gedanke, den ein ganzes historisches Jahrhundert durchgearbeitet und ausgebaut hat, wird von den deutschen Rechtsparteien als politische Grundlage anerkannt und verwertet. Nur davon leiten sie ihren Namen als staatskonservative Parteien ab. Sie drücken darin die staatsphilosophische Grundlage aller politischen Arbeit überhaupt aus. Es ist intellektuell genommen kein gutes Zeichen, den Staatskonservativismus lächerlich oder verächtlich zu finden; denn er ist im Gegenteil wissenschaftlich in einer zeitgemäßeren und haltbareren Lage, als die reine oder Scheindemokratie auf der hilflosen Insel der Geschichtslosigkeit. Die Rechtsparteien sind Geschichtsparteien. Darum ist es auch kein Zufall, daß es sich bei ihnen der Schichtung nach um deutsche Rechtsparteien handelt. Eine undeutsche oder überdeutsche politische Richtung kann keine Rechtspartei sein, weil die Vergangenheit selbst in Milliarden vererbter allerkleinster Schwingungen von allerlei Lebensformen deutscher Art nicht in einer solchen Politik lebt; sie ist ihr nur Objekt wie andere auch, das unbarmherzig bezweifelt und begrifflich analysiert, statt warmherzig als Wirklichkeit gefühlt und anerkannt wird. Zur historisch gegründeten Rechtspartei gehört also in Massen und Führern eine gewisse Rassenreinheit und Zubereitung des Herzens von Vätern her. Wer das uns Überlieferte von vornherein kalt und fremd betrachtet, ist höchstens Hilfskraft und selber scharfer Kontrolle bedürftig; er ist nicht selbst lebendiger Entwicklungsträger, und darum werden seine bloßen Verstandesurteile über diese Entwicklung so leicht zum Mißverständnis und Ärgernis. Die deutsche staatskonservative Auffassung lebt in ihren eigenen Formen, und das Leben weiß sich immer selbst zu beurteilen, obwohl der Verstand nicht das einzige oder losgelöste Organ dazu ist. Trotzdem bleibt die staatskonservative Politik in ihrer Grundlage eine verstandesmäßige. Das fühlt sie nicht, sondern sie weiß es, um ganz kurz zu bleiben, daß durch traditionslose Politik Werte gestört und unausgenützt zur Seite geworfen werden, und daß neue Werte gar nicht oder doch nicht so leicht und sicher gefunden werden, wie durch Anknüpfung und Umgestaltung. Daß die Analyse überhaupt keine organische, sondern eine chemische Verfahrungsart ist, und daß weiterhin das Experiment keine historische, sondern eine naturwissenschaftliche Methode ist; daß aber die Staatswissenschaften überhaupt vorzüglich nach historischen und nicht nach naturwissenschaftlichen Methoden arbeiten, es seien denn biologische, die sich den Gesetzen jedes lebendigen Organismus anpassen lassen. Nur der Staatskonservativismus hat eine wissenschaftliche Grundlage. Das Wesen der reinen Demokratie, die in vivo, und zwar nicht in corpore vili mit

Analyse und Experiment arbeitet, ist unhistorisch und unwissenschaftlich, und darum ist sie — wo sie harmlos gemeint ist — so recht zur Massenverbreitung geeignet, weil sie nur auf dem Boden der Halbbildung entstehen und sich ausbreiten kann. Daher kommt sie auch in der Geschichte als ein Anzeichen der Übergriffe in die Staatsleitung von unten her und damit als ein Vorzeichen des Verfalles von Staaten und Parteien in Betracht.

Dagegen ist die Idee der wahren Demokratie, die Leo XIII. um die Jahrhundertwende 1900 neuerdings klar ausgesprochen hat, kein Gegensatz, sondern der berechtigte Inhalt des staatspolitischen Systems der deutschen Rechtsparteien. Weil sie zugleich Abwandlung eines christlichen Gedankens ist, hat man sie christliche Demokratie nennen wollen. Das Schlagwort bleibt jedoch verdorben, seitdem im Bereiche der Neuzeit die französische Revolution aus Menschenrechten Massenrechte gemacht hat. Die wahre Demokratie erkennt nur das Massenwohl als das politisch Beherrschende an, weist aber die politische Führung unverbrüchlich der Einsicht und Gerechtigkeit zu. Diese aber sind keine Exponenten der großen Masse, sondern treten erst durch naturgemäße Organisation als politische Kräfte aus ihr hervor, und zwar wieder nicht auf Befehl oder Wahl, sondern in einem gesellschaftlichen und historischen Prozeß. Die unmittelbare mechanische Politisierung der Masse ist oft nur eine schöne Tapete vor unschöne Dinge, die besser nicht genannt werden. Sicherlich aber verwirrt und täuscht sie die Masse und verleitet sie stets von neuem zur Leichtherzigkeit gegen Entwicklungsgesetze, an die ihr eigenes Wohl gebunden ist. Die Politisierung der Massen hat Sinn und Zweck, so weit wie die Politik selbst. Diese aber ist wie der Staat selbst nicht Selbstzweck, sonst wird sie ein leerer Ordnungsbegriff oder bestenfalls eine Theorie, ein Schema, das erst vom Leben erfüllt werden soll, oder auch eine generalisierende und einteilende Betrachtung abgelaufener Zustände. Für den Gebrauch des Tagestreibens ist die reine Politik das Gebiet der tönenden Schlagworte, so leer wie sie selbst und falsch außerdem. Angewandte Politik ist in ihrer Lehre und Tätigkeit die Formgebung für den Ausgleich, die Zusammenfassung und Durchsetzung der im Staat vorhandenen gesellschaftlichen Interessen und für die leitenden Verwaltungskräfte. Der Höhepunkt der Politik ist daher die auswärtige, wiewohl die Hauptrichtung des Staatsinteresses nach innen zeigt. Die unerläßliche Voraussetzung aller neuzeitlichen Politik aber, die nicht absolutistisch sein will, wer immer auch der Absolute wäre, Morgan oder Ludwig XIV., ist die Organisation der im Staate vorhandenen Interessen und Kräfte, also die Gesellschaftsbildung. Jeglicher Versuch zum Absehen davon in der Richtung auf rein politische Ziele um ihrer selbst willen muß jenes neuzeitliche Element in ihr aufheben und zu einer Form des Absolutismus zurückführen. Nicht die Auflösung oder Politisierung der Gesellschaftsverbände, zu der ein ungesundes politisches Wesen neigt, sondern die Begründung der politischen Form auf den gesellschaftlichen Gehalt führt zur sachverständigen, ausgleichenden und zusammenfassenden,

auch wirksamen Exekutive der Interessen und nebenbei zur Herausstellung des Gehaltes wirklicher politischer Ideen. Es gibt gewiß politische Ideen und eine eigene politische Sachkunde des Staatsmannes, sei er Ökonom oder Jurist. Sie ist jedoch das Zweite und will den gesellschaftlichen Tatsachen, die sie vorfindet, dienen, nicht aber sie nach sich selbst formen. Wer vor Tatsachen Achtung hat, wird der voreiligen, blinden Ersetzung der gesellschaftlichen Kräfte durch politische oder umgekehrt das Wort nicht reden können. Gern wird er ihrem sich geistig durchdringenden Nebeneinander, ihrer sachlichen und organischen Ordnung, wie in einem Körper, förderlich sein. Von hier aus fallen wohl auf neuzeitliches Parteiwesen, politische Körperschaften, ihre Entstehungen und Bestrebungen starke Lichter und Schatten. Nach der Meinung mancher steht ein bedenklicher Wirrwarr bevor. Lebensfähig werden in Deutschland auf die Dauer wohl nur diejenigen politischen Richtungen bleiben, die wie die deutschen Rechtsparteien durch ihre praktischen Maßnahmen den gesellschaftlichen Kräften starke politische Bedeutung einräumen. Die umfassendere Grundregel dafür scheint es, sich vor dem Auswuchern des fehlerhaften deutschen Triebes zu hüten, der von außen her oft gefördert wurde, den Ideen in der Politik vor den Interessen das Wort zu lassen. Das ist der Punkt, in dem sich die ebenfalls ideenreichen Angelsachsen von ihren festländischen Vettern stark unterscheiden und sich deren Schwäche bewußt zunutze machen. Um keiner politischen Ideen willen dürfte eine Maßnahme getroffen werden, die der Entfaltung und Zusammenfassung der wirklichen gesellschaftlichen Interessen nicht förderlich ist oder sie gar hindert. Wenn politische Ideen nur gleißen, aber unklar sind, möchten ihnen die klaren und erfahrbaren schlichten Interessen vorgezogen werden. So oft politische Ideen die Staatsteilnehmer scheiden wollen, wird der Staatsmann auf das immer mögliche Verträgnis der Interessen dringen; denn, Schiller zu Unrecht, sind wirkliche Interessen oft leichter zu vereinigen, als unwirkliche Gedanken. Wir müssen in dem realen Staate beieinander wohnen, nicht in der reinen Staatslehre oder Ökonomie oder gar in der Philosophie und Metaphysik. Wir sind eben hier ‚in einer Provinz, wo man die Physik der Metaphysik vorzieht'. Die Staatskunst ist ein wohltuender Umgang mit Tatsachen.

Eine sehr deutliche und berechtigte Anwendung findet dieser allgemeine Grundsatz und zugleich der vorher erwähnte geschichtliche Grundtrieb der deutschen Rechtsparteien in ihrer Auseinandersetzung mit der **Religion** der Staatsangehörigen. Sie fassen die Religion als gegebene Tatsache auf und zeigen darin, wie sehr sie politische Parteien, d. h. Hilfsorgane zur Gesellschafts- und Staatsbildung sind. Ihre Stellungnahme in diesem Punkte ist eine staatspolitische und geht von der statistischen Tatsache aus, daß augenblicklich im Staatsgebiete bestimmte Religionen vorhanden sind, und daß zur Erreichung des Staatszweckes vielleicht irgendwie mit ihnen zu rechnen ist. Die individuelle Wertung der Religion oder gar dieser oder jener Religion seitens des einzelnen hat für seine politische Stel-

lungnahme zunächst wenig Bedeutung. Der Freidenker ist an sich nicht mehr zum Demokraten vorherbestimmt als der religiös Überzeugte zum Konservativen. Sondern es kommt auf die statistische Erfassung und Durchdringung der religiösen Tatsachen des Landes an, und wie man dieselben staatspolitisch verwertet. Was man auch selbst zur religiösen Frage denken mag, das ist nur eine Verschiebung seitens der Gegner der deutschen Rechtsparteien, wenn sie diese als eine Veranstaltung zur Erhaltung kulturell überholter religiöser Formen hinstellen. Es soll vielleicht um das Wohlwollen und die politische Mitwirkung gewisser metaphysisch und vielleicht gegenreligiös gerichteter wissenschaftlicher Kreise und religiös uninteressierter Volksteile geworben werden. Das Verfahren ist doch wohl unsachlich. Sachlich und zwar in diesem besonderen Falle staatswissenschaftlich erheblich scheint für den Politiker zunächst nur der eine Punkt, wie viel wahre sittliche Kräfte in dem vorliegenden Staatsgebiete an die bestimmten in ihm vertretenen Religionsformen tatsächlich gebunden sind und in ihnen ihre Lebensform haben. Hierin liegt allerdings ein starkes politisches Interesse vor; denn der Staat lebt von den sittlichen Kräften der Staatsangehörigen. An diese einzige Tatsache also, daß bestimmte staatsnotwendige sittliche Kräfte in bestimmten religiösen Lebensformen oder außerhalb derselben im Staatsgebiete vorhanden sind, knüpft der Staatsmann an. Das interessiert ihn zunächst statistisch und nachher staatspolitisch. So weit befindet man sich auf politischem Boden. An einer Umordnung oder Lösung der seelischen Verhältnisse der Staatsteilnehmer aber besteht so lange kein politisches Interesse, wie die religiöse Form nicht den sittlichen Gehalt aufhebt oder sich durch ihre besondere Eigenart mit dem Bestand oder den Zwecken des Staates in Widerspruch setzt. Darum steht gleich fest, daß der Atheismus kein politisches oder soziales Ziel ist, und daß auch keine der in Deutschland vertretenen Formen des Gottesglaubens und ihre Einrichtungen eine politische oder soziale Bedrohung bilden. Hier ist nicht der richtige Ort, die von vielen Seiten ausgesprochene Behauptung oder Erfahrung nachzuprüfen, daß der Gottesglaube viel mehr für die Staatszwecke nach mehreren Seiten nützlich und entwicklungsfähig sei; und daß gewisse Formen des Atheismus schon an sich ungünstig auf die gesellschaftsbildenden und staatstragenden Kräfte einwirkten. Diese Fragen nach beiden Seiten löst sich der Staatsmann, wenn sie praktisch auftauchen, nicht mit den Methoden der Metaphysik oder Sittenphilosophie, nicht nach historisch überlieferten Vorurteilen, sondern statistisch, und er behandelt sie nach Maßgabe der dadurch von ihm als tatsächlich festgestellten Bedrohung oder Förderung seiner staatspolitischen Interessen. Die angelsächsischen Menschen erörtern das kulturelle Verhältnis von Religion und Staat sehr gern; ihre Staaten aber gehen politisch davon aus, daß die kulturelle Einheit eines geschlossenen christlichen Glaubensstaates zur Zeit in ihnen nicht vorliegt noch von einer Mehrheit mit politischen Mitteln erstrebt werden kann. So unbequem und schließlich haltlos dieser Umstand bei näherer Überlegung scheinen mag, — sie sind offenbar

der Meinung, daß schon für die Gegenwart und ihr beschränktes Maß und Ziel kaum ein fruchtbares politisches Leben möglich bliebe, wenn man sich nicht entschließen will, die letzten Fragen des kulturellen Innenlebens der Eintracht wegen vom rein politischen Standpunkt zu behandeln. Nach diesem nüchternen Gedankenzusammenhange, gegen den zu fehlen die Linke in Deutschland viel mehr geneigt ist als die Rechte, liegt also kein erkennbarer politischer Anlaß vor, die den Religionen angewachsenen sittlichen Volkskräfte von Staatswegen konfessionell umzuordnen oder ganz aus diesem Zusammenhange loszulösen; dies ist kein politisches Ziel. Und es spricht von vornherein dagegen das besprochene Gesetz der geschichtlichen Kontinuität. Sie mag walten und wird es auch. Konfessionelle Einseitigkeiten, die historisch gefühlt sein mögen, und demokratische Gewaltsamkeiten führen in diesem heiklen Punkte deutlich zur Gefährdung der Staatsaufgaben selbst, weil dabei ein großer Teil jener sittlichen Kräfte in sittliche Anarchie verloren gehen kann. Das bestreitet heutzutage in Frankreich wohl kein Mensch. Das Abreißen der Tradition auch in diesen Dingen kann mit staatswissenschaftlichen Argumenten als politisch nicht begründet werden, und es erweist sich aus Gründen allgemeiner Geschichtserfahrung und Sacherwägung als unpolitisch, weil alsdann auch hier alte Werte gestört und nicht voll ausgenützt werden, die neuen nicht so sicher und leicht oder gar nicht gefunden werden. Nicht plötzliche, gewaltsame Analyse, sondern allmählich vikariierende Umbildung und Anbildung wäre das biologische Verfahren in diesen kulturellen Dingen, wie es durch die Geschichte nahegelegt wird. Es ist aber gar nicht bewiesen, daß die Religion keine natürliche Mitgift des Menschen ist und nicht selber zu seiner sittlichen Grundausstattung gehört. Oder daß das reale Hineinragen einer höheren Welt in die jetzige ausgeschlossen oder der Entfaltung natürlicher Sittlichkeit hinderlich ist. Nur dann wäre zu folgern, daß religionslose Sittlichkeit an sich artsreiner, gesicherter und wertvoller für den Staat wäre. Aber auch dann noch würden die angeführten Entwicklungsgründe dagegen sprechen, die Verdrängung der Religion zum politischen Ziele zu machen. Es gälte dann nur, die normalen Nährböden für eine recht gedeihliche Entfaltung der natürlichen Sittlichkeit überhaupt zu schützen und zu verstärken und das übrige abzuwarten. Um wieviel strenger muß die Beschränkung hierauf aus politischen Gründen gefordert und gegen alle unpolitischen Übergriffe des kulturanalytischen Gedankens geschützt werden, als jene Grundfrage, die Wertung des Religiösen und Übernatürlichen für das Sittliche, durchaus umstritten ist. Mit jener einfachen, die Sittlichkeit an sich wertenden Lösung der ganzen Frage aber, die sowieso vom politischen Interesse des Staates klar umschrieben wird, sind die positiv-religiös gesinnten Kreise des deutschen Volkes, die seine übergroße Mehrheit bilden, völlig einverstanden. Es gibt auch hier ein Verträgnis der Interessen, das den Widerstreit der Ideen politisch für Zeiten überbrückt. Auf dieses hat der Staatsmann ernst zu dringen. Die kleinen lauten Kreise aber, die

Religionslosigkeit oder den Verzicht auf jede positive Religion gegen die angeführten politischen und historischen und ohne philosophische Gründe zum Staatsinteresse machen wollen, reden doch nicht zur Sache und haben aus diesem Grunde auf politische Beachtung in den deutschen Rechtsparteien nicht zu rechnen. Diesen liegt es passender ob, den stets labilen und auf Kompromiß ruhenden Zustand der religiösen Freiheit und kulturellen Beweglichkeit im Gleichgewicht zu erhalten. Jedermann habe im Staate das höchste politisch erträgliche Maß der religiösen Freiheit für sich und seine Kinder, für die er naturrechtlich bürgt. Mag er also bei staatlichen Einrichtungen, die von den Religionen in Ergebnis der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung kulturell durchdrungen sind, für sich eine Ausnahme fordern; soweit reichen Individualrechte. Nicht aber die Umgestaltung der auf den gegenwärtigen gemeinsamen Tatsachen beruhenden Regel zugunsten seiner persönlichen kulturellen Zukunftsideale; sonst hören alle Sozialrechte auf, vollstreckbar zu bleiben. Für jene Ziele mag er wohl mit kulturellen Mitteln streiten und sie auch bestreiten lassen in einem sauberen und unvergifteten Kampfe mit freien gleichen Waffen; das ist Menschenart und -Los. Der Staat hat inzwischen für seine eigene Gegenwart zu sorgen, daß nämlich auch die Gewissensfreiheit der Mehrheit und die tatsächliche, gegenwärtige Formierung ihrer sittlichen Güter geachtet und geschützt bleibt.

Die Schulfrage und die weitere Frage nach der Trennung von Staat und Kirche ist wohl nur auf diesem wirklich politischen Boden der Tatsachen und gemäß ihrer historischen Kontinuitäten zu lösen, oder aber es droht Wirrwarr und heillose Zerstörung. In dieser Stellungnahme hiezu liegt eine Wesensforderung deutscher Rechtsparteien vom Boden ihrer staatspolitischen und historischen Auffassung aus; nicht eine religiöse oder kulturelle Eigentümlichkeit oder Rückständigkeit. Nichts erscheint politisch oder gesellschaftlich rückständiger und unsachlicher, als die demokratische Religionsfeindlichkeit von Staatswegen. Sie findet sich in dem politisch absterbenden Frankreich, im Gegensatz zu den politisch lebendigen angelsächsischen Ländern. Letztere hatten in jenen Fragen ihre eigene Entwicklung und bieten darum keine Vorlage zu unvermittelter Nachahmung. Nachahmenswert ist, wenn man dort jene Fragen ohne demokratischen Bruch und Eingriffe seitens der Philosophen der einen Seite als gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse sich ziemlich sachlich und leidenschaftslos entwickeln ließ. Denselben Anspruch erheben die vorliegenden deutschen Tatsachen dieses Bereiches. Es handelt sich dabei um die augenblickliche Tatsache von vielen Millionen positiv-religiöser Eltern und ihrer sehr langen Gewöhnung, den Hauptteil der religiös-sittlichen Unterweisung der öffentlichen Schule zu überlassen und von ihr zu dulden. Es kommt dabei die eigentümliche Formung einer großen Anzahl kultureller und religiöser Einzelverhältnisse im kleinen und auch im großen in Betracht. Es haben sich daraus in den Kreisen der positiv-religiösen Mehrheit des deutschen Volkes einige politisch-kulturelle Begriffe gebildet, z. B. eben jener der öffentlichen

Schule. Diese müßten sofort umgeordnet werden, wenn die Irreligion offen oder verdeckt zur politischen Angelegenheit erhoben worden wäre. Denn sonst kämen für sehr große Bevölkerungsteile politische Grundbegriffe selbst, wie der der persönlichen geistigen Freiheit des einzelnen und der Familie ins Schwanken; das könnte die Existenz des Staates erschüttern. Es kann nicht übersehen werden, daß große Bevölkerungsmassen in Deutschland die religionspolitischen Experimente, an die gewisse laute und aktionskundige Minoritäten denken, nicht mit einer lauen Defensive begrüßen, sondern mit der Aufrollung der Staatsfrage überhaupt und mit Eröffnung eines Kampfes auf Leben und Tod beantworten könnten. München und Jena sind nicht Paris, und Deutschland ist noch nicht Frankreich. Es gibt in Deutschland christliche Massen, und in jenem unglücklichen Augenblicke würden vermutlich Schulstreike der Millionen und Wreschener Ärgernisse im Umfange von Provinzen entstehen. Wie wollte man es hindern, wenn die christliche Bevölkerung alsdann nach den letzten und verdeckten Urhebern solches nefas infandum suchen und die Schuldfrage aufwerfen würde? In diesem Augenblicke wird die furchtbare Preßwaffe in den Händen der Wenigen und die vom getäuschten Volke selbst geschmiedete Waffe der parlamentarischen Scheinmehrheiten vor der Wucht der Wirklichkeit deutschen Wesens spröde zerbrechen. Möge man sich warnen lassen.

Ganz dieselbe Schwere und Tragweite hat weiterhin für deutsche Rechtsparteien die Frage nach der Trennung von Staat und Kirche. Sie ist an sich ein kulturelles und kein politisches Problem. Für die Staatskunst kommt wieder in Betracht, wie sich nach dem Gesetze der Kontinuität das Tatsächliche davon für den Staat auswerten läßt. Es liegt die Tatsache des positiv-religiösen Interesses und Bedürfnisses der viel größeren Zahl der Millionen in Deutschland nun einmal vor. Das rechtfertigt nach wie vor die sehr geringfügigen Aufwendungen des Staates für diese Zwecke. Diese Aufwendungen sind an sich freilich weder religiöse noch politische Notwendigkeiten, und hier setzen von beiden Seiten die Gründe für die Trennung von Staat und Kirche ein. Jene Ausgaben liegen aber im Staatsinteresse; denn sie geschehen für anderweite, kulturelle Zwecke, die mit den sittlichen Grundlagen des Staates viel loser verknüpft sind, viel reichlicher und zielen doch auf viel beschränktere Kreise. Dabei sind aus diesen anderen besonderen Interessentenkreisen, die oft recht leistungsfähig sind, dem Staate nie so reichliche Deckungsmittel dafür zugeflossen, wie aus den religiös-gesinnten Kreisen der ärmeren Volksmassen durch die wiederholte Verstaatlichung umfangreicher Kirchengüter. Die Laisierung der Schule, so heißt ja das schützende Wort, und die Trennung von Staat und Kirche sind darum augenblicklich ganz sicher keine staatspolitischen Begriffe und Werte, und vielleicht auch in Zukunft nicht. Das hängt von ganz anderen Dingen ab, die noch zur Besprechung kommen, als von den kulturellen Idealen der Vertreter einer bestimmten einzelnen Weltanschauung. Diese glauben sich zwar selbst erst der Zukunft sicher,

wollen sich aber nicht mit ihr bescheiden, sondern die Gegenwart ein wenig vergewaltigen, ob sie auch ernste politische Gefahren über Deutschland damit heraufbeschwören. Mögen sie abwarten, wie die Rechtsparteien selber es tun müssen. Es ist nicht von heute auf morgen sicher, welche Zukunftsformen die fortschreitende religiöse Individualisierung und Verinnerlichung der Neuzeit unter dem mächtigen Einfluß wahrhafter und großzügigster gesellschaftlicher Lebensreformen annehmen wird. Über diese können sich inzwischen beide Teile mühelos einigen. Das Christentum in Sonderheit durchlebt in unserer Zeit nicht die erste Kulturwende und ist schließlich stets erneuert und bereichert aus solchen hervorgegangen; zudem rühmt es sich der ihm eigenen Hoffnung auf eine ständig fortschreitende Vergeistigung seiner Lebensformen. Wenn es sich in unseren Tagen wirklich um eine deutsche Kulturwende handelt, so webt sie wahrlich anderswo als in den Spalten der deutschen Parteiblätter, und sie zeigt nach dem Urteil der Sachverständigen der Sache nach eher gottesfrohe als gottesfremde Strebungen in sich. Es bleibt also abzuwarten, welche neuen gesellschaftlichen Bildungen die positiv-religiös und besonders die in der Mehrzahl christlich gesinnten Kreise aus sich hervortreiben, und welche organischen Anknüpfungspunkte sie dem wahrhaft rätselhaften Staate der Zukunft bieten werden. Es ist ein ‚unsagbarer Frevel', hier mechanisch und durchaus vorzeitig nach einigen eigensinnig festgehaltenen geistigen Konzeptionen des längst verklungenen achtzehnten Jahrhunderts eingreifen zu wollen, die auch nicht einmal von deutschem Geiste empfangen wurden. Kann man nicht ruhig auch diesen Dingen ihre natürliche Entwickelung lassen und abwarten, wieviel und welche staatliche Stellungnahme dazu sich jeweils daraus ergeben wird? — Ist also derart der philosophische Atheismus oder die praktische Religionslosigkeit oder die religiösgefärbte Freidenkerei oder irgend eine Religion der Zukunft keine deutsche politische Idee der Gegenwart, so hat auch die einzelne, im Staatsgebiet verbreitete Religion für die Politik nur die Bedeutung, welche eben einer kulturellen Tatsache nach deren Einfluß auf die Staatsziele zukommt. Als solche ist sie mit staatswissenschaftlichen Methoden und für die Zwecke der Staatskunst gerecht und wohlwollend zu werten. Daraus ergibt sich, daß es schon den grundsätzlichen Auffassungen deutscher Rechtsparteien, dann aber auch der statistischen Lagerung dieser kulturellen Tatsachen in Deutschland widerspricht, wenn der Staatskonservativismus in irgend eine nähere Beziehung zu einer bestimmten christlichen Konfession gebracht wird. Es ist heute an dem, daß nur die Minderzahl der staatskonservativen Kräfte des größten deutschen Bundesstaates mit der dortigen Landeskirche in Beziehung steht, und daß jener Teil schon zur bloßen Selbstbehauptung, geschweige denn zur wirksamen Aktion für sich genommen unzureichend bliebe. Das bedarf ernster und fruchtbarer Erwägung. Einer der größten Theoretiker des deutschen Staatskonservativismus war jüdischer Abkunft, seine fruchtbarsten Praktiker waren Katholiken.

Eine unmittelbar politische Idee und Tatsache für Deutschland und deutsche Rechtsparteien ist dagegen die **Monarchie** und die **ständische Gliederung** der Gesellschaft. Und zwar nicht eine zufällige oder von diesen oder jenen gewollte, sondern eine gewachsene und damit Spiegelbild einer inneren Tatsache, nämlich der natürlichen guten und fehlerhaften Veranlagung und einer sie ausgleichenden Neigung des deutschen Volkes. Wer nur ein wenig deutsche Geschichte kennt, diese schwermütige und doch so seelenschöne Geschichte des Herzens von Europa seit mehr als tausend Jahren, dem kommt es simpel und hart vor, Neigung zu Monarchie und Ständewesen überhaupt den Rechtsparteien wie einen Zettel spöttisch angeheftet zu sehen: Altgut! Vorsicht! Zerbrechlich! Martin Spahn hat in einigen glänzenden Aufsätzen im ‚Hochland' auf die eigenartige Begabung des deutschen Volkes zur Gesellschaftsgliederung und deren tatsächliche Beziehungen zur deutschen Verfassungsgeschichte hingewiesen. Diese Neigung bändigt und beruhigt im Deutschen die ihm ebenso eigene politische Ideenfülle, die ihn sonst zugrunde richten müßte, oder besser, sie ist ihre artsreine Auswirkung, die ihn in seinen guten Zeiten vor sich selbst geschützt hat. Wenn man daher deutsche Rechtsparteien stets wieder auf ständischen Wegen wie auf Heimatspfaden erblickt, so beruht das auf ihrem angeerbten deutschen Wesen und auf ihrer unzerstörbaren Achtung vor Tatsachen. Dagegen hilft kein noch so ätzender Spott, auch wenn er nicht mit gleicher Meisterschaft erwidert wird; aber auch wohlorganisierter Widerstand wird auf die Dauer dagegen nichts helfen können. Das Deutsche hat nun doch ein eigentümliches, bleibendes und zukünftiges Wesen auf dieser Welt. Der gesunde Kern aller deutschen gesellschaftlichen Gliederung ist die überlieferte Liebe zur Gründlichkeit im Umgang mit den Sachen, auch in der Staatskunst, und die Abneigung gegen die Herrschaft des politischen Dilettantismus, der in Deutschland nur als Spiel und Erholung geschätzt wird. Darum kehrt deutsche Staatskunst immer wieder zu dem politischen Gesundbrunnen zurück, daß das Einzelwesen nicht so sehr durch die politische Idee vom Staate wie durch sein eigenes und selbstverstandenes Interesse, nämlich durch seine eigene besondere Leistung für den Staat und die darauf fußende Forderung an ihn innerlich an den Staat gebunden wird. Der einzelne ist gar nicht, wie die reine oder Scheindemokratie fälschlich voraussetzt, als bestimmungsloses und den anderen gleiches, also bloß zählbares Individuum anzuschlagen. In deutscher Staatskunst wird der Mann nicht bloß gezählt, sondern gewogen, und sie findet sein Gewicht in der Sachkunde und Leistung in seinem Stande. Denn als Angehöriger eines Standes wird er erst für den Staat bedeutungsvoll und der Staat für ihn. Nur auf diesem Wege entsteht für den einzelnen auf empirischer Grundlage wirkliches Staatsverständnis. Die sachverständige und zielgewisse Standesberatung und -vertretung wirkt nicht notwendig, wie die Parteien mitunter klagen, Verderbnis der Politik, sondern die gesunde Erziehung zu ihr, und sie wirkt auch Befreiung von der leeren

und unbeständigen politischen Redensart der Straße; sie befähigt zum Urteil über die Gesamtideen einer Partei. Die Scheindemokratie will alles aus den Werkstätten nationaler Arbeit und Wertschöpfung auf die platte Straße zum Geschwätze treiben, außer den letzten Treibern selbst, die Wichtigeres zu tun haben. Die Rechtsparteien schwächen mit ihren ständischen Zielen keineswegs das politische Leben und Streben. Sie kommen dem politischen Bedürfnisse nach Sachlichkeit und Beständigkeit und möglichst verbreiteter Zielsicherheit entgegen. Sie rufen das Individuum aus der politischen Vereinzelung und Schwächung zur machtvollen Einheit des Standes. Sie bauen den Staat aus den wirklichen, schaffenden deutschen Ständen, und nicht aus politischen Redensarten und überdemnächstigen Träumen auf. — Allerdings erblicken auch sie im Staate ein neues Sonderwesen, weil er den Ausgleich der Interessen der Stände nach innen und ihre Zusammenfassung und Durchsetzung nach außen als seinen eigentümlichen Zweck verfolgt. Es müssen ihm Eigenrechte zugemessen werden, die nicht nur Komponenten oder Resultanten von Standesrechten sind. Politische und monarchische Rechte sind auch nach staatskonservativer Auffassung etwas Anderes und Neues, nämlich der organisierte und autoritäre Dienst am Gesamtwesen der Gesellschaft. Hier fällt nun stark mißverständlich oder stark gegensätzlich das neuzeitliche Schlagwort vom ‚Volksstaat' ein. Das ist kein altes und kein deutsches Wort. Der Begriff des Staates bringt nach deutscher Auffassung zum Begriffe des Volkes etwas hinzu; nichts Verächtliches oder Volksfremdes, aber auch nichts nur Synonymes, wie die Betonung jenes Schlagwortes nahelegt. Nach deutscher Art waltet über dem Volke nicht das Volk selbst, sondern sein Recht und seine Pflicht, die von höherer Geburt sind. Das deutsche Volk hat sich vor sich selbst nicht anders helfen können. Es hat wenig demokratische Anlagen, da es viel politische Ideen hat. Der Regierer sieht immer auf Eines. ‚Deutschland ist wie ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf. Es fehlet ihm aber an einem Reiter. Gleich nun wie ein starkes Pferd ohne einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in der Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten.' Daher hat es immer das Streben gehabt, den Regierer aus sich heraus und über sich zu setzen, als von höherer Art. Dadurch will es sich in seiner Ideenvielheit seiner Einheit als einer Pflicht bewußt werden und sich zu geradem beharrlichen Gange zwingen. Der Gedanke des Staates über dem Volke ist in Deutschland gewachsen und drückt sich fortschreitend in dem Begriffe der Stammestreue, der Mannestreue, der Standesehre und des nationalen Dienstes aus. Allezeit hat er nach symbolischen und zugleich realen Formen verlangt, um sich darin zu schützen und zu festigen. Der deutsche monarchische Gedanke ist nicht nur das Ergebnis des verfassungsgeschichtlichen Emporsteigens einiger von ihren Anlagen und vom Geschick begünstigter Familien, sondern der gleichlaufende Ausdruck jenes höher gelagerten deutschen Staatsgedankens selbst. Und

dieser ist die Selbstkorrektur einer zu reichen politischen Veranlagung. Er ist eine ebenso lebendige und nationale Tatsache wie der ständische Gedanke. Mag er historisch zunächst eine Abwandlung des christlichen Gedankens von der autonomen Monarchie Gottes über die Welt sein, so erklärt schon das allein manche erbitterte Feindschaft gegen ihn. Allemal war der Abwandelnde dabei deutsches Bedürfnis und deutscher Geist. Das zeigen anderswo anderslaufende Entwicklungslinien desselben christlichen Gedankens. Auch ging dieser deutsche staatsrechtliche Gedanke, der seine letzte kräftige Entwicklung von Norden her nahm, in seinen zwei entscheidenden neuzeitlichen Trägern unabhängig voneinander nicht vom Christentum, sondern von der Autonomie der sittlichen Pflicht aus. Er erfuhr auch später von der Romantik einschließlich Hegel nur eine literarische Belebung. Er bleibt also ein deutscher Gedanke mit dem echten eigentümlichen Mattglanz idealistischer synthetischer Denkweise und schon darum ein Zeichen des Widerspruches für fremdartige, rein verstandesmäßige Analyse in Staatsrecht und Politik. Man darf sich wohl hüten, hier unter dem neuen Schlagwort vom ‚Volkskönigtum' ein unvollständiges Surrogat einzutauschen. Die Verkörperung der sittlichen Idee von Recht und Pflicht in der Monarchie ist nach deutschem Volkswillen nie ein bloßes Sinnbild gewesen, weil sie ein wirkliches Bedürfnis war. Wo sie dazu gemacht wurde, litt das Staatswohl und Volkswohl, und man drängte bald zurück nach vollwertigem Ersatz. Es bleibt ein urdeutsches Wahrwort: ‚Wehe dem Land, dessen Herrscher ein Kind,' und es drückt das unerloschene deutsche Bedürfen und Staatsempfinden noch heute treffend aus. Dieser eigenwüchsige Gedanke vom ständischen deutschen Staate mit dem realen und machtvollen monarchischen Ausdrucke seiner Sendung und Würde von Pflichts und Rechts und Einheits wegen erhebt sich sicher über dem Grunde der wahren Demokratie, erzeugte aus sich ein eigenes deutsches Beamtentum und findet seine Verwirklichung und sein Kräftespiel in dem fortschreitenden Ausgleich zwischen politischen und gesellschaftlichen Zuständen und Dingen.

Damit sind die Blicke auf ein weiteres Tatsachengebiet hingelenkt, dem die deutschen Rechtsparteien mit Achtung und ohne Lust zu Experimenten gegenüberstehen: dem eigentümlichen deutschen Beamtenwesen. Es hat sich selbst niemals hegelianisch aufgefaßt, trotz einiger Gelehrten und leitender Staatsmänner. Ein solcher Gedanke paßt auch nicht in die Zusammenhänge staatskonservativer Auffassung. Sondern es ist, als dienend und autoritär zugleich, besonders von zwei preußischen Königen aus der eigentümlichen deutschen Staatsidee bewußt und mühsam herausgearbeitet worden. Viele, die heute ihre Axt auch an diesen stolzen und Jahrhunderte gewachsenen Stamm legen, wissen von seiner langen und mühsamen Geschichte nichts; die in keinem anderen Lande der gegenwärtigen Kulturwelt eine Parallele hat und doch in entscheidenden Punkten nach auswärtigen und artsfremden Anweisungen umgestaltet werden soll. Es wirkt gerade in diesem Punkte gefühlsmäßig hie und da ein gewisser kleinlicher Sinn mit, der über dem Kleinsten das Große nicht sieht. Dürer,

der in manchen Dingen deutscher ist als Rembrandt, hat Blätter, in denen das der Hauptsache der Darstellung zugedachte Licht klar und geradlinig kleinliche Einzelheiten der Ausführung mit beleuchtet. Das Rembrandtsche Licht wird dagegen, hat es an der Hauptstelle seine Wirkung getan, an einer bestimmten Grenze wie rätselhaft von der Dunkelheit verschluckt. Das ist unwirklich, unsachlich und wie eine Schwäche, denn der Sonnenstrahl ist nun einmal geradlinig wie das deutsche Herz. Daher liegt in großen deutschen Tatsachen immer der Humor und der Jammer der letzten Konsequenzen. Das fällt gerade den Romanen an uns als lächerlich auf, und es ist der wahre Grund, warum wir in der kleinen Praxis nirgends mit Ausländern recht fertig werden. Durch ihren kleinlichen und peinlichen letzten Ausklang werden aber jene großen Tatsachen selbst weder entwurzelt noch entwertet. Es ist gewiß possierlich, die erhabene Idee der kirchlichen Lehrgewalt noch zuletzt in dem küsterhaften Poltern eines kleinen deutschen Zeitungsmannes über Parteifragen ausklingen zu hören, oder die sehr reale Majestät des preußischen Königs in Uniform und schnauzbärtigem Tone des norddeutschen Eisenbahnschaffners wie in einem letzten Schimmer abglänzen zu sehen. Schließlich leuchtet doch noch in diesen letzten humorvollen Konsequenzen, wie bei Dürer das Licht auf der Schwanzquaste des Löwen des hl. Hieronymus, ein reiner gerader Sonnenstrahl von einer Idee her, und es ist erhaben, daß er von so weit herkommt und in so starkem Schwunge noch bis auf das Einzelnste und Letzte reicht. Die Glorie des echten deutschen Beamtentums ist also gegen den peinlichen Humor ihrer letzten Konsequenzen nicht von heute auf morgen zu schützen — das muß uns Welt und Zeit abwaschen —, sondern gegen den ernsten Versuch, es nach undeutscher Weise in seinem Wesen umzugestalten. Heute ist es wesentlich ein g e l e r n t e s Beamtentum, und zwar bis oben hinauf. Wir schätzen an ihm Technik und Tradition. Ein ‚Beamtenministerium' ist daher noch zur Zeit bei uns kein ‚bloß und leider', wie schon in Österreich, sondern der sachverständige Träger und Bürge der Ehre, Überlieferung und Leistung des Gesamtkörpers der Beamtenschaft. Von der Picke herauf, nicht aus dem Parlament herauf, es sei denn auf einer Beamtenlaufbahn oder in ähnlicher sachverständiger Arbeit an den Dingen selbst! Dadurch kommt die politische Idee nicht notwendig in den Hintergrund. Denn der hohe Beamte, um den es sich zunächst handelt, ist nach Ausweis der Erfahrung und nach Ausbildung und Interessenlage keineswegs unstaatsmännisch veranlagt. Wohl aber sind die politischen Minister der westeuropäischen Länder mitunter reine Dilettanten in der staatsmännischen Exekutive und verderben mit dem Geiste dieses Dilettantismus nach und nach den Körper des unterstellten Ressortsbeamtentums. Ihre politische Stellung ist außerdem eine Versuchung zur Unsachlichkeit für sie selbst und unsachlicher Einflußnahme auf den Beamtenkörper. Sie bleiben für diesen etwas Fremdes, Schwankendes, Unberechenbares.

In der aufkommenden etwas geringschätzigen Meinung vom berufsmäßigen hohen Beamtentum drückt sich daher in Wirklichkeit die politische Kampfstellung gegen das Gesamtwesen des an die Staatsautorität attachierten deutschen Beamtentumes überhaupt aus. Denn hierin liegt seine zweite Wesensart. Es gibt einen richtigen, von Friedrich dem Großen verdolmetschten Sinn des l'état c'est moi, und das deutsche Beamtentum hat einen Anteil daran. Wie sich die ständische Gliederung in der überständischen, Pflicht und Gerechtigkeit ihres Zusammenwirkens darstellenden Staatsautorität wie in einer neuen Lebensform noch einmal denkt, zusammenfaßt und gipfelt, so strahlt diese ihr eigenes politisches Wesen und ihre Funktion in die Gesellschaft zurück durch das aus ihr, nicht aus der Gesellschaft selbst hervorwachsende Beamtentum. So ist das wenigstens bei uns geworden und heute noch rechtens, und deutsche Rechtsparteien wollen wie mit allem deutschem Volksgute behutsam damit umgehen Es dürfte bald auch das Schlagwort vom ‚Volksbeamtentum' nach Deutschland hereindringen und der Sache volksfremden Ursprunges wenigstens einen volkstümlichen Namen geben. Diese Sache selbst bedeutet eine bedauerliche Zerstörung. Das Volk wirkt in den Kammern mit zum Beamtenrecht, es stellt die Anwärter zum Beamtentum, und es überwacht in Presse, Umgang und Kammer die von ihm geübte Exekutive. Das ist sachgemäß; mehr aber wäre unsachlich und hebt dem Grundsatze und der Rückwirkung nach zuletzt den deutschen Eigenwert und die Eigenexistenz des Staates über dem Volke auf. Das Attachement des deutschen Beamtentums an die Krone, als den realen Ausdruck des Staatsgedankens, statt unmittelbar an das Volk, und seine Ernennung durch den König ist nichts anderes, als der lebendige Ausdruck seines unwandelbaren sachlichen Anhanges an den Staat selbst. Krone und Beamtentum fühlen sich an die in Gesellschaft und Staat gegebenen und in der Verfassung verbürgten festen und sachlichen Interessen des Volkes gebunden und hingegeben. Das ist nach Ausweis der Geschichte der friderizianische Absolutismus, von dem neulich ein süddeutsches Blatt fast geringschätzig sprach. Friedrich erstrebte und erreichte nach seinem eigenen glänzenden Worte, daß in seiner Verwaltung weithin alles Nerv war, d. h. selber staatlich dachte, fühlte und wollte. Er wollte das Beamtentum im Rahmen des Menschlichen vom Egoismus und damit vom Kastengeiste, aber auch von dem wechselnden Dienste der Einzelinteressen befreien; er gab ihm etwas von seiner eigenen großartigen Hingabe an den Staat. Er drückte ihm damit bis heute etwas unzerstörbar Ehrenamtliches und Unbestechliches auf. Das ist ein Schutz und eine Wohltat für das Volk und Menschenwürde für das Beamtentum; es wird bis heute im Volke selbst mit Achtung und Dankbarkeit vergolten. Das deutsche Beamtentum ist wie die Krone die Verkörperung der Staatseinheit von Pflichtes- und Rechtswegen. Insofern ist es über dem Volke, denn Pflicht und Recht haben Gewalt über uns. Mitnichten aber ist es unmittelbar eine Ausstrahlung des augen-

blicklichen Volkswillens, der selbst mitnichten die Quelle der Autorität ist. Der deutsche Beamte ist Staatsdiener und nicht Volksdiener, und der beste Kern seiner Eigenschaften hängt von diesem richtigen Grundverhältnis ab. Er hat zur Zeit einen gelernten und festen Beruf, Tradition, Gesamtgeist und eine eigentümliche Standesehre, die von der eigentümlichen Stellung des deutschen Staates und der deutschen Monarchie über der Gesellschaft sich ableitet. — Nur hieraus ergeben sich die von deutschen Rechtsparteien grundsätzlich anerkannten Beschränkungen in Auswahl und Beförderung der Glieder jenes großen Körpers. Friedrich der Große verlangte für die obersten Beamten ‚Verbindung von adliger Geburt mit Fachkenntnis und einer auf Neigung und Geschmack beruhenden Hingebung an das Amt'. Es ist nicht schwer nachzuweisen, was ihm dabei das Wesentliche war; es sollte sich die Idee des preußischen Beamtentums leicht und sicher in dem Anwärter ausprägen lassen. Das ist das Entscheidende, und hierin sind starke historische Wandlungen denkbar und nachweisbar. Die Imparität ist die praktische Heranziehung anderweiter Ausschließungsgründe; dieser Mißbrauch ist gegenwärtig doppelt gehässig, weil er mehr wirtschaftlich, als historisch oder politisch bedingt ist. Er hat mit Staatskonservativismus nichts zu tun. Dieser kann nur die Reinerhaltung der Wesensart deutschen Beamtentums wünschen. Denn wo seine Idee sich in annähernder Reinheit ausprägt, ist sie in jedem Träger an sich ehrwürdig und dem Staate und Volke von hohem Nutzen. Es ist nicht lächerlich, sondern durchaus wünschenswert, daß auch noch die untersten Glieder des Beamtenkörpers die Standesidee erfassen. Sie rechnen sich die Teilnahme an dem Hohen und Königlichen ihres Amtes für viel Opfer, für Menschenwürde und öfters für den Tod. Damit denken und handeln sie sämtlich adlig und rechnen nicht zur Rotüre.

Entadelnd zu wirken — das zeigt sich deutlich an diesem wie manchen anderen Punkten — ist das Schicksal der Scheindemokratie, und damit enthüllt sich ihr Wesen als ein selbstsüchtiger Schein. Denn überall ist es die Selbstsucht, die den Menschen in sich und in anderen sittlich herabwürdigt oder entadelt. Ein solcher langsam schleichender und verheerender Entadlungsvorgang — mag die verursachende Selbstsucht sich verbergen, wo sie will — ist die tiefste Ursache der Landfrage in Deutschland. Es sind damit die schwerwiegenden und verwickelten Fragen gemeint, die sich auf die politische, ökonomische, kulturelle und gesellschaftliche Lage des platten Landes und des Ackerbaues in Deutschland beziehen. Den sprichwörtlichen ‚agrarischen' Neigungen der deutschen Rechtsparteien liegt das Wohlwollen für die viel weitschichtigere Landfrage selbst zugrunde, und sie können insoweit kein Anzeichen von Selbstsucht sein. Es handelt sich übrigens dabei weder um eine norddeutsche, noch eine ostelbische Frage, sondern um wichtige politische Tatsachen und Zusammenhänge gemeindeutscher Art. Die Landfrage ist auch nicht aus der Begehrlichkeit des Großgrundbesitzes entstanden, sondern aus einer langen

Reihe von Versäumnissen, an denen viele andere Mitschuld tragen und auf die gerade die deutschen Rechtsparteien stark hingewiesen haben. Es war auch in Anbetracht des herrschenden Zeitgeistes und des demokratischen Unverständnisses für den tieferen Gehalt der Frage zunächst beim rechten Zipfel angepackt, wenn die ländlichen Kreise durch ökonomische Organisation auf Ertragsteigerung der Landwirtschaft hinarbeiteten. Jener tiefere Gehalt der Frage aber scheint doch ein staatspolitischer und überhaupt nicht ‚agrarisch'. Die Grundtatsache dabei scheint, daß trag- und ertragsfähige Ackerfläche dem Staate eine gewisse wirtschaftliche und damit politische Autonomie verleiht, je höher sie entwickelt wird. Dagegen machen die anderen Erwerbsformen wie Handel und Industrie mit ihrer fortschreitenden Entwickelung steigende Voraussetzungen nach außen. Darum haftet dem Agrarschutz etwas dringlich und unmittelbar Politisches an. Es soll dabei ein mit der Ackerfläche dem Staate von innen schlechthin gegebener Vorteil, der für ihn im Verhältnis zur Bevölkerungszahl politisch grundlegend und befreiend ist, geschützt und entwickelt werden. Die Staatsfreiheit und damit die politische Zukunft wohnen auf dem richtig ausgenutzten Ackerlande: darum mußte Karthago vor Rom weichen. Richtig ausgenützt aber ist das Ackerland nicht schon, wenn es einen möglichst reichen — wo möglich im Geldwerte ausgedrückten — Ertrag liefert. Vielmehr soll durch seine Bestellung die Staatsbevölkerung in möglichst großem Umfange den eigentümlichen physischen und kulturellen Einfluß jener Arbeit erfahren. Wo der Ackerbau nur noch als Unternehmung betrieben wird, ist der Staat irgendwo auf der absteigenden Entwicklungslinie. Fabius, der Besieger Hannibals, hat selbst gepflügt.

An diesem Punkte mußte der demokratische Irrtum des Zählens statt Wägens der Staatsbevölkerung schädlich einwirken. Die breite Fläche wurde im Staatshaushalt nach der Zahl der darauf wohnenden Menschen und dem falschen städtischen Maßstabe der intellektualistischen Buchstaben- und Begriffsbildung ihrer Bewohner gewertet. Sie ist aber zu wägen aus der eigentümlichen politischen Bedeutung der Arbeit, die auf ihr geleistet wird, und nach dem physisch und kulturell gesunden Menschentum, das auf ihr gezeugt und gebildet werden kann. Das flache Land ist nicht nur als Wiege der Staatsfreiheit, sondern auch als Wiege der Staatsbevölkerung und der Staatskultur zu werten. Denn es ist nicht nur Sitz und Arbeitsstätte der Menschen, sondern Quelle gesunden Menschentums. Der von ihm bebaute Boden steht in einem viel gründlicheren physischen und geistigen Verhältnisse zum Menschen, als der nur von ihm bewohnte. Nicht von der Stadt her kommt Gesundheit und Bildung auf das Land, ob auch deren Beschreibung in Büchern daselbst wohnen mag. Es verhält sich umgekehrt damit, wenn nämlich das Land sein und wirken darf, was es kann. Die Quelle der deutschen Sprache ist nicht das städtische Hochdeutsch, sondern die dörfliche Mundart. Die

Kunst saugt seit Jahrzehnten schier vergeblich an den dürren Brüsten der Stadtkultur und macht seit jeher immer neue Hamsterreisen auf das Land. Familiengesittung und Erziehung des Kindes finden unter normalen Umständen im Landleben leichter Förderung. Hier fließen die Quellen der natürlichen Religionsbegriffe, nicht in der städtischen Scheinherrschaft des Menschen über die Naturkräfte. Überhaupt sind Einfachheit und Klarheit der sittlichen Beziehungen des Menschen zur Natur, zur Arbeit und zum Nebenmenschen der eigenen Erkenntnis und damit der Schätzung und Entfaltung der sittlichen und kulturellen Menschenwerte förderlich. — Vorausgesetzt ist aber dabei, daß die landwirtschaftliche Arbeit ihren Adel behalten darf, daß sie an Würde und lohnendem Antrieb so gestellt ist, die Landeskinder selbst zu ihrer Verrichtung anzulocken. Wo landwirtschaftliche Arbeit etwas Ungelerntes und Ungeordnetes, etwas Aussichtsloses und Verachtetes ist und ihrem innersten Wesen zuwider zur Unkultur verführt oder gar verurteilt, denn ihre physische Wohltat scheint fast schlechthin unzerstörbar zu sein; wo sie daher in weiterem Maße das Anteil der sozial und national niedriger stehenden Auslandsarbeiter wird, da liegen einige ferne Zeichen innerpolitischer Auflösung vor, über die der gleichzeitige Fortschritt von Gewerbe und Handel nicht hinwegtäuschen sollte. — Ohne Mühe keinen Preis! Der hohe physische und kulturelle Ertrag für den selbst Ackerbautreibenden läßt es fast erraten, daß der Ackerbau und was daran hängt außerordentliche Anforderungen an die körperlichen und Willenskräfte des Menschen stellt. Die Natur ist die gütigste und rücksichtsloseste Arbeitgeberin, und ihre Rücksichtslosigkeit wird rascher und leichter begriffen. Der Schwierigkeit und Last der Landarbeit muß ein lohnender Anreiz das Gleichgewicht halten. Der sachgemäße und stärkste Anreiz ist die Aussicht und Verwirklichung eigenen Besitzes an Land, und wäre es auch nur in der Form gesicherter eigenwirtschaftlicher Benützung. Das erweist die Geschichte der Agrarformen in allen Kulturabschnitten und die Beobachtung der geistigen Volksströmungen der Gegenwart. Es gibt nirgends eine wirkliche Landflucht, sondern überall nur Landsucht. Die freie Arbeit auf dem Eigenen und für sich selbst hat ihre eigene unzerstörbare Ehre und schafft klare, auf Selbstverantwortung gegründete Ertragsverhältnisse; dadurch wird schwere Mühe erträglich. Das genügt aber noch nicht zur Bewahrung und Wiederherstellung des Adels ländlicher Arbeit. Es können unmöglich alle Einzelmenschen, schon in der Besitzersfamilie selbst nicht, in eigenem Besitz und Betriebe stehen. Auch ist aus ökonomischen und allgemein kulturellen Gründen der Klein- und Kleinstbesitz an Land gar nicht als durchgehende Regel für die Agrarreform zu gebrauchen. Der bäuerliche, großbäuerliche und Großgrundbesitz hat Werte für das Gemeinwesen. Es tritt damit die Frage nach Erhaltung der Würde und des ausreichenden Anreizes für die landwirtschaftliche Lohnarbeit auf. Sie muß eben auch ihren sittlichen Wert behalten und befähigt bleiben, das große innere Triebrad eines Menschenlebens zu sein. Lassen wir sie

doch wieder gründlich und nach Ordnung und Nachweis praktisch lehren und lernen, wie ein Handwerk sonst. Geben wir ihr ihre Gewerbeehre, auf Grund davon sie sich gewerblich und nicht proletarisch organisieren wird und sachgemäße ständische Rechte erwerben könnte. Heute quirlt je länger je mehr in der landwirtschaftlichen Lohnarbeit Ungelerntes und Unbewährtes anarchisch durcheinander. Ungelernte Arbeit ist ungeehrt und sittlich unerträglich. Sie ist auch erfolgsarm und uneinträglich. Diese bloße Qualitätsverschlechterung der Leistung erschwert und verzögert den Lohnfortschritt auf dem Lande von innen heraus. Das Umgekehrte würde auf seinem eigenen Wege und ohne Krisen gewiß zum sittlichen und materiellen Fortschritte der ländlichen Lohnarbeit führen. Mit beidem würde der Landarbeiter wieder in größere menschliche Würde und Freude eingesetzt. Verbände man alsdann die sachgemäße Organisation der Landarbeit in organischer und zweckmäßiger Weise mit der Aussicht auf geeignete Besitzformen an Land, und so könnte vor allem die Rekrutierung für die innere Kolonisation und ihre Formgebung angebahnt werden, so wäre für starke lohnende Anreize zur Landarbeit besser gesorgt. — Freilich hätte die allgemeine kulturelle Arbeit am platten Lande daneben zu treten und sich davor zu hüten, das Land zu verstadtlichen. Man braucht keine Kulturzisternen auf das Land zu tragen, sondern möchte die daselbst fließenden physischen und sittlichen Kulturquellen nur besser fassen, säubern und schützen. In dem vorliegenden Zustand rächt sich nicht der Egoismus des Großgrundbesitzes. Das ist ungerecht, denn seine Rente ist viel geringer als die der städtischen Anlagewerte. Es rächt sich eher die aus ganz anderen Kreisen entspringende soziale und politische Vernachlässigung des platten Landes überhaupt. Die Stadt- und Industriebevölkerung ist zwar wegen ihrer gefährdenden Arbeitsformen ungemein schutzbedürftig, aber sie kann politisch und volkspfleglich nicht die Hauptsache sein. Der Vorsprung, den sie durch ihre Anballung auf Orte und Bezirke an kultureller und politischer Regsamkeit gewinnt, bedarf des Ausgleiches zugunsten des flachen Landes. Die beiden politischen Mittelpunkte der kulturellen Landwohlfahrtspflege, welche die äußere Lebenshaltung der Landbevölkerung den in ihr erzeugten sittlichen Werten verständnisvoll angleichen möchte, sind die landmäßige Verwaltung und die landmäßige Schule. Darunter wird von den Rechtsparteien Eigenart, nicht Rückständigkeit verstanden. Die freien kulturellen Kräfte wären um sie beide zu gruppieren. Das Schlagwort von der Einheitsschule kann wohl vor keiner einzigen Anforderung sachlicher Schulpolitik, aber sicher nicht vor den eigentümlichen Bedürfnissen des flachen Landes bestehen. —

Man mag also wichtige Einzelfragen der kulturell aufgefaßten Landfrage namhaft machen; sachgemäße Organisation der ländlichen Arbeit, Förderung und Schutz des ländlichen Kleinbesitzes, Umgestaltung des ländlichen Kredits, Sicherung und Steigerung des Tauschwertertrages der heimischen ländlichen Erzeugnisse, landmäßige Verwaltung und Schule: dem

einzelnen und ganzen liegt doch stets die Aufgabe zugrunde, der Landarbeit ihren menschlichen Adel zu erhalten, damit sie die Staatsteilnehmer selbst anziehe und ihren politischen und kulturellen Segen auf sie ausüben kann. Dies große Werk sachkundig und hochherzig in Angriff zu nehmen, ist vielleicht die große neuzeitliche nationale Arbeit des landsässigen Adels in Deutschland, besonders östlich der Elbe, vor deren Lösung er nicht sterben kann, und nach deren Erfüllung er niemals sterben wird, ob er gleich alle Privilegien — welche hat er noch? — verlöre. Ihr Inhalt gruppiert sich um das hohe staatspolitische Ziel, die Landeskinder selbst in höherem Maße für freudige und ehrenvolle Arbeit auf dem Lande zurückzugewinnen, und diese Arbeit in höherem Maße zur segnenden Wohltat für die Landeskinder und für den Staat zu machen. Wichtige und umfangreiche Vorarbeiten haben bezeichnenderweise zwei deutsche Volksschullehrer mit deutscher Gründlichkeit dafür geleistet. Sie haben ein Menschenalter hindurch fast ohne Unterstützung durch die großen politischen Kräfte und gegen mächtige wirtschaftliche Widerstände für eine wirkliche Neulagerung der Verhältnisse in Deutschland gearbeitet; still und ohne klingenden Erfolg, ohne politische Ehren. Es sollten sich die deutschen Rechtsparteien unverzüglich die tiefgehenden Vorarbeiten dieser beiden nützlichen und bedeutenden Männer rundweg zueignen, die aus ihren Reihen hervorgegangen sind und treulich auf das Kommen ihrer Zeit gewartet haben. Wenn sie dieselben durchsetzen, so ist am wichtigsten Orte zuerst, ein grundlegendes Stück wirklicher politischer Arbeit geleistet. Jene großen Fragen zu lösen, ist gewiß weder idealistisch gerichteten Privatkreisen, noch dem Großgrundbesitz aus eigenen Kräften möglich; es ist eine politische Aufgabe für die Riesenkräfte der Gesamtheit. Sie einzuleiten, durchzusetzen und in landmäßigen Bahnen zu halten, ist ganz und gar keine demokratische, sondern eine staatskonservative Aufgabe, und sie ist ohne die Aufbietung aller Kräfte des preußischen Konservativismus östlich der Elbe niemals vollständig und sachgemäß zu lösen. Hier liegt wohl mehr als eine Entscheidung für die Zukunft und die Veranlassung zu ernster Prüfung und zu raschem Entschlusse. Der Einzug der sozialistischen Reform auf dem Lande würde es verwüsten. Sie würde das abscheulichste Latifundienwesen in irgend einer scheindemokratischen Form verwirklichen; denn sie hat einmal keinen Landgeruch. Sie würde Rom entnerven, ehe es Karthago besiegt hat, und Deutschland töten. Es herrscht unleugbar eine gewisse Mißstimmung in Lehrerschaft und Geistlichkeit der christlichen Konfessionen dem ostelbischen Konservativismus gegenüber, trotz dessen christlicher Grundrichtung und reichen Liebestätigkeit, und trotzdem der Demokratismus der geschworene und erkannte Feind des Christentums ist und bleiben wird. Sie beruht wohl auf der klaren Einsicht, daß mit der richtigen Lösung der Landfrage die Zukunft des Christentums und jeder bodenständigen Kultur in Deutschland zusammenhängt, aber auch teilweise auf der falschen Vorstellung, als ob ihre Lösung von der gegenwärtigen preußischen äußersten Rechten allein abhinge oder gar eine private

Aufgabe des Großgrundbesitzes sein könne. Dieser Aufgabe ist nur die Staatspolitik im ganzen gewachsen, schon deshalb, weil die Landfrage ebenso scharf eine bäuerliche wie eine Großgrundbesitzfrage, nicht nur eine Arbeitsfrage, sondern auch eine Kreditfrage, und im Grunde überhaupt keine ökonomische, sondern kulturelle Frage ist. Darin aber sehen jene Lehrer- und Geistlichenkreise — die Augen des flachen Landes — vielleicht recht, daß die Initiative in diesen Fragen, für die sie zur hingebenden Mitarbeit seit langem bereitstehen, deutschen Rechtsparteien gebühre. Insonderheit der preußische Konservativismus darf wohl kaum mehr warten, bis der König ihn ruft, sondern er sollte vielleicht seinerseits den König zu der großen Arbeit rufen. Dann muß die Antwort kommen, und müßte sich Friedrich der Große selbst zur Fortsetzung seiner großen unverjährten Arbeit aus der Gruft erheben. Möchten sich die eisernen und doch so milden Hände Friedrich des Großen schützend über das flache Land in Deutschland strecken.

Mit ihrem Grundgedanken bettet sich die Landfrage von allein in den größeren Kreis von politischen Fragen ein, welche auch die Industriearbeiter umspannen; sie sind wohlbekannt und bereits weiter gefördert. Staatskonservativ ist es, der Arbeit überall neben dem ökonomischen ihren sittigenden Wert zu erhalten; denn nicht die Wirtschaft, sondern der Mensch ist schon darum der Zweck des Staates, weil sonst der Staatswille im Menschen erlischt. Nach dem sittigenden Werte der Arbeit also sollten nach dieser Meinung alle Verbesserungen und Umordnungen auch der industriellen Arbeitsverhältnisse zielen. Die industrielle Arbeiterbewegung erkennt und belehrt uns immer mehr, daß ihr diese kulturelle Höherwertung der Arbeit nicht als mühelose Zugabe ihrer Ertragssteigerung gilt, sondern als ein eigenes großes Ziel. Was sie lange Zeit mit Recht als Arbeiterschutz forderte, hat sich doch wohl für sich nicht als voll genügend erwiesen, den arbeitenden Menschen vor der schrecklichen Entseelung zu schützen. Die bloße Demokratie aber scheint hier von befriedigenden Lösungen weit entfernt, wenn sie etwa die Arbeiterfrage kurzweg politisiert und zu einer Geld- und Machtfrage der Massen umgestaltet. Lassalle ist doch nicht vollständig überwunden worden, und es wird einiges von ihm auferstehen. Seine wirtschaftlichen Formen waren geistig orientiert und zielten unmittelbarer auf Menschenwerte hin, als die Ideen seines Überwinders. Jedenfalls soll dem handarbeitenden Menschen, dessen Seele in der Industrie eigenartig gefährdet ist, zunächst von ihm selbst aus, durch Seelenschutz, und nicht nur von den Dingen aus, durch äußere Mitteilungen, es soll ihm durch eigenes Werden und nicht durch bloßes Kaufen die Teilnahme an den Kulturgütern zuwachsen. Macht und Geld drängen darauf hin, sind aber keine ausreichenden Werkzeuge zur Ergreifung des Zieles. Die vollen und klaren Grundsätze des Bischofs von Ketteler über die Arbeiterfrage haben gegenüber Lassalle und Marx die Altersprobe gut bestanden; sie sind unveraltet. Das Arbeitsrecht muß in der sittlichen

Natur des Menschen und in seiner Willensfreiheit, und nicht nur auf die Formen des Arbeitsvorganges oder auf die Menge und Verteilung der Weltgüter begründet werden. Heute aber glauben wir noch außerdem zu erkennen, daß im industriellen kapitalistischen Arbeitsvorgang weltumspannende wirtschaftliche Prozesse sich auswirken, die ihre sachlichen Gesetze für sich haben. Ihre Pole bleiben zwar immer Ordnung und Freiheit. Die Lösung aber erfolgt nicht allein aus den rechten obersten Grundsätzen oder aus bloßem guten Willen, sondern nach verwickelten Formeln, die sich der Erfahrung und Forschung erschließen. Es ist unsachlich und gefährdet das Ergebnis, ihre Einzelheiten mechanisch und unmittelbar aus politischen oder metaphysischen Grundanschauungen abzuleiten. Der sachlichen Auffassung deutscher Rechtsparteien entspricht es wiederum, wenn in der Aktion und Rechtsbildung auf diese Tatsachen eingegangen und eine Kooperation mit ihnen versucht wird, um darin auf dem naturgemäßen Wege weiterzukommen. Sachverständige Gewerkschaftsarbeit trägt staatskonservative Art, solange sie zugleich kulturell gerichtet ist. Vaterländische Sorge müßte alle Kräfte vereinen für die rasche Fertigstellung eines sachgemäßen freien und kulturellen deutschen Industriearbeiterrechts. Damit viel mehr, als mit zweifelhaften politischen Maßnahmen, wird die deutsche industrielle Arbeiterbewegung als eine Grundkraft dem staatlichen Rahmen zurückgegeben. Es scheint nur dies die volle logische Antwort auf die Haltung der deutschen Industriearbeiterschaft vom 4. August 1914 und seither zu sein. Dabei muß die Arbeiterschaft selbst die Gefahr zu meiden wissen, die industrielle Arbeiterbewegung den Tatsachen zuwider als das Ganze, auch nur im kapitalistischen Arbeitskreise, geschweige denn im Staate aufzufassen. Die Widerstände gegen ein deutsches freiheitliches Arbeitsrecht gehen viel weniger von der Lohnfrage als von der Besorgnis des Kapitales und des Staates aus, sich die Organisation des Arbeitsprozesses völlig entwunden und ihn in Anarchie geworfen zu sehen. In jenem früheren Sinne entschlossen voranzugehen, ist wie bei der Landfrage nicht etwa nur ein juristisches, kulturelles oder gar karitatives Interesse, sondern ein staatspolitisches Ding ersten Ranges.

Die Industriearbeiterfrage ist für Deutschland zugleich die Frage der Durchsetzung seiner Großmachtstellung zur Weltgeltung, wie die Frage des platten Landes die Grundlage dafür ist. Die deutschen Rechtsparteien bekennen sich freudig zu der großen Tatsache, daß das deutsche Volk zur Zeit und hoffentlich für unabsehbare Frist ein lebensfähiger und freier nationaler Körper ist, und daß sich dieser Körper als so umfänglich und kräftereich erweist, daß er zur Großmachtstellung drängt und befähigt. Als bloßer Agrarstaat oder als bloßer Kulturstaat kann der deutsche Volkskörper die ihm innewohnenden Entwickelungskräfte nicht voll für sich ausnützen; er müßte sie in das Weltganze zu fremdem Dienste entlassen und verlieren. Er hatte keine Wahl auf dem Wege zum Großstaate von 1640—1870. Am Ziele angekommen, fiel er

zu seiner schweren Mühe gerade in die Zeit der Durchsetzung der großen Weltstaaten ein, die sich in Verfolg der kapitalistischen Weltwirtschaft gebildet hatten. Da er selbst an dieser kapitalistischen Entwickelung teil hatte, so blieb ihm nun auch in diesem Punkte keine Wahl. Aut Caesar aut nihil. Das sind nun einmal die obersten Gegenwartstatsachen, die niemand plötzlich ändern kann, und daher oberste Grundgesetze der Politik deutscher Rechtsparteien. Auch ihre oberste politische und soziale Idee ist somit Spiegelung von Gegenwartstatsachen. ‚Militarismus' und Flotte, Kolonialwesen und Rohstoff- und Absatzsicherung überhaupt und konsequente Angliederung territorial oder wirtschaftlich zugehöriger nationaler Minderheiten sind keine Zufälligkeiten in ihrem Rahmen. Völlig fremdartig aber sind ihnen zunächst alle Zukunftsträume einer pazifistischen Weltrepublik. Das ist ein ganz anderer Ideenkreis. In ihm findet Deutschland heute keine reale Grundlage für sich selbst, wie es den fertigen Weltstaaten wohl gelingen möchte. Umsoweniger, als dem deutschen Volke seine durch innere Kraft sittlich wohlbegründete Großmachtstellung und Weltgeltung seit Jahrzehnten offenkundig und gewaltsam bestritten wird. Diesen Gegendruck und den Krieg fassen deutsche Rechtsparteien in Ansehung seines Ursprunges und der Geschichte nicht als einen unglücklichen Zwischenfall für Deutschland auf, sondern als eine letzte gesetzmäßig zu durchlaufende Entwicklungsperiode seiner eigenen Stellung, die nicht im Guten ablaufen wollte und durch endgültigen Erweis der Kraft zu schlichten ist. Sie sehen aber darin schon seit Jahren und vor dem Kriege mehr als eine nur deutsche Frage. Sie glauben den Weg zu guten Lösungen nur in der Auffassung zu erblicken, daß es sich für Deutschland um die Einigung des kontinentalen Europas zur selbständigen Mitgeltung in der Welt handelt. ‚Mitteleuropa' ist nur insoweit ein brauchbarer Durchgangspunkt und nicht ein Irrweg zu diesem Ziele, wie es frei, seemächtig und wirtschaftsautonom aus dem gegenwärtigen Entwicklungskampfe hervorgeht. In diesem größeren Zusammenhange aber handelt es sich dennoch für uns um das Herz Europas, um Deutschland selbst, um die Bewahrung seiner Artsreinheit und eigentümlichen Wirksamkeit auf die Welt, die nur eine freie und allseitige sein kann. So liegt es in der Fortsetzung der Linien beschlossen, die der große Deutsche Görres in napoleonischer Zeit gezogen hat.

Daß sie so blickkräftig erschaut waren für hundert Jahre und viel mehr, beruhte wohl auf der Eigentümlichkeit Görres', zu Tatsachen und nicht zu bloßen Ideen Stellung zu nehmen. Aus der Stellungnahme zu Tatsachen erwachsen stets wirkliche Aufgaben. Die Rechtsparteien brauchen sich daher nach A u f g a b e n nicht umzuschauen; sie quillen ihnen aus allen Fugen der betrachteten Tatsachen. Sicher scheint da zunächst, daß der kommende innere Kampf, wenn er von den deutschen Rechtsparteien selbst aufgenommen und nicht etwa abgewartet wird, sich eigentlich nicht um Weltanschauungen drehen darf. Sonst geben die Deutschen ihre Stellung in der realen Welt endgültig auf. Weltanschauungen werden nicht politisch erkämpft oder politisch niedergekämpft, sondern sie schaffen oder verlieren

ihre Nährböden und entfalten sich oder verkümmern je nachdem. Man kann unbedenklich sagen, daß die beginnende Volkskrise des Christentums in Deutschland nicht eine metaphysische, sondern eine soziale Krisis ist. Das Christentum kämpft um seine Nährböden. Im übrigen zielt das gegnerische Kampfgesetz darauf hin zu verhindern, daß die Rechtsparteien ihre eigenen Aufgaben überhaupt in Angriff nehmen; sie sollen sich auf die Verteidigung beschränken. Sie sollen durch die lauten Vorkehrungen der Demokratie geistig gelähmt und dahin gebracht werden, zu meinen, sie selbst wolle niemand mehr hören oder an der Arbeit sehen, damit nämlich erst die Wogen der Politisierung und der Religionskämpfe, der Entnationalisierung der deutschen Gesellschaft durch Zerstörung der gewachsenen heimischen politischen Formen sich bilden und heranrauschen können. Man suggeriert ihnen die Ehren- und Anstandspflicht, tatenlos zuzusehen, wie das schaffende deutsche Volk als atomisierte und wehrlose politische Masse unter dem Vorgeben der Selbstherrschaft die wirkliche, gesellschaftlich gegründete Macht über sich selbst immer mehr verliert. Es ist sehr viel Volkes in Deutschland, das anderes von den deutschen Rechtsparteien erwartet. Den naiven Ansprüchen der rein-demokratischen Linken, Volksfreunde zu sein und noch dazu allein, kann man mit positiven: Anfassen der realen Aufgaben der Rechtsparteien rücksichtslos, rasch und unerschrocken entgegentreten. Das Volk steht endlich dort, wo wirklich für sein Wohl gearbeitet wird. Die Scheindemokratie ist darin völlig steril, und der größte Teil der sogenannten Linken in Deutschland will selbst nichts von ihr wissen. Vor allem müssen die politischen Waffen für jene Arbeiten verbessert werden. Das ist der Sinn des anhebenden Wahlrechtskampfes in Preußen, der für den Staatskonservativismus in Deutschland kein Verteidigungskampf ist.

Das bisherige preußische Wahlrecht ist kein konservatives, sondern das verunglückte Ergebnis eines Kompromisses. Es war ein Versuch, den mechanischen Gedanken der Masse und ihrer Funktion, der bloßen Mehrzahl, irgendwie organisch zu überwinden. Dazu benützte man richtig den Gedanken des wirtschaftlichen Interesses am Staate, baute ihn aber auf der höchst primitiven Formel der Steuerleistung auf. Die Geldleistung für den Staat hat aber an sich nichts Organisierendes, sondern bringt ihn als Wahlrechtsgrundlage ebenso in die Hände der bloßen Macht, wie die Masse und ihre Mehrzahl. Die Organisation des Staates in der Gesellschaft erfolgt aber nicht durch Macht, die man auf ihn ausübt, vielmehr durch die Leistung und Forderung des Standes an den Staat. Nur auf diesem Wege kann die unorganisierte Masse, die bloße Zahl, durch ihre eigene Organisation in den Ständen und durch ihren darin gegliederten, verfeinerten und bereicherten Willen zum Staate überwunden werden. Diesen Willen zum Staate suchte die bisherige preußische Verfassung auf dem Umwege über die Krone im Herrenhause zu stabilisieren und zog ein klein wenig die Ständeordnung dazu heran. Inzwischen sind fast drei Menschenalter vergangen, und wir haben die reichste gesellschaftliche Gliederung in Europa

in einer ganz neuen und eigenartigen Ständeordnung bei uns aufgebaut, obwohl noch nicht vollendet. Hierauf soll mindestens die neue Erste Kammer streng organisch errichtet werden. Nachdem die preußische Verfassungsfrage in so breiten Fluß gekommen ist, können die deutschen Rechtsparteien die Gelegenheit unmöglich unbenutzt lassen, einen vollständigen, organischen und nationalen Neubau zu erstreben. Sie werden sich kaum auf vorschnelle und rein politisch orientierte Teilformungen einlassen können, sondern nachdrücklich die gesellschaftliche Orientierung des Gesamtproblems zur Sprache bringen. Das freieste Wahlrecht für die Zweite Kammer, strenge, aber gleichzeitig vollständige ständische Gliederung der gleichberechtigten Ersten Kammer: dann hat Preußen das sachlichste und entwickelteste Wahlsystem. Diese Entwickelung liegt in der Richtung der Gedanken Steins und Görres', Stahls und Gerlachs und Kettelers und bleibt altpreußischem und deutschem Sinne allseitig gerecht, den Staat nicht auf bloßes Dasein und Haben, sondern auf Leisten und Können der Staatsglieder aufzubauen. Eine solche Verfassung ist nicht nur neuzeitlich, sondern auch national und verschließt sich jedem artsfeindlichen Internationalismus. Dies scheint das Ziel. Mag es darüber auch zu noch so harten Kämpfen kommen: hier muß die Redensart versagen; denn das deutsche Volk weiß noch, was deutsch ist, und liebt das Ständewesen, das es sich selbst geschaffen und in dem es sich selbst viel unmittelbarer erlebt und besitzt, als im Staate. — Ebenso grundsätzlich und nicht gelegentlich möchten deutsche Rechtsparteien an die Weiterbildung der schwierigen Reichsverfassung gehen. Es liegen unbeachtete Vorarbeiten dafür vor. Eine große und unbezwingliche Schwierigkeit ist die aus sehr wichtigen Gründen doppelt geschichtete staatliche Exekutive des Reiches in Bundesrat und oberstem Reichsbeamtentum. Die Fortbildungsbestrebungen gehen sachlich seit langem auf eine Vermehrung der außerbundesrätlichen exekutiven Kräfte. Verwirrend ist die politische Forderung ihrer Parlamentarisierung wegen der Vermengung von Exekutive und Gesetzgebung, aber auch insofern, als damit die Regierungsqualität des Bundesrates angerührt wird, in der sich die Souveränität der Bundesstaaten gewährleistet sieht. Hierdurch kann das Reich gefährdet werden; denn sein föderativer Charakter bleibt trotz der fortschreitenden Einigung des Reichswirtschaftsgebietes ein noli me tangere, und zwar nicht nur aus dynastischen Interessen. Es liegt eine eigene fruchtbare Entwickelungsmöglichkeit eigentlicher innerer Reichspolitik vor, solange die Bundesstaaten als oberste Reichsstände nach dem alten Wortsinne geachtet bleiben. Es gälte, diese reichsständischen Interessen in bewußter organischer Politik gegeneinander auszugleichen, sie zusammenzufassen und miteinander durchzusetzen. Man sollte sich nicht völlig auf die mechanische Entwickelung eines Reichswirtschaftsgebietes verlassen. Unter diesen eigentlich reichspolitischen Gesichtspunkt, den bis jetzt fast nur der gegenwärtige König von Bayern und ein früherer hoher Reichsbeamter systematisch beachtet und verwertet haben, wäre die Fortentwickelung der

Reichsverfassung und des obersten Reichsbeamtentums doch auch zu ziehen, um ihr organisierende und reichsbefestigende Kraft zu gewinnen.

Kürzlich fragte ein selber rechtsstehendes Blatt mit einer Art Erstaunen: ob man denn einen Rechtsblock wolle? Und ein anderes erklärte, man wolle ihn nicht, sondern Parteifreiheit für sich selber. Da ist offenbar ein doppelter Sinn in dem Worte. Denn einen deutschen Rechtsblock in dem Sinne der genau angegebenen, allen Deutschen gemeinsamen Tatsachen und Aufgaben muß man doch wohl über alle Parteien hinaus für lange Zeiten dringlich wünschen und wollen. Um der deutschen Zukunft willen, die von der Geltendmachung der politischen Tatsachen und nicht von der Produzierung politischer Ideen abhängt. Ein solcher Rechtsblock ist nötig, und zwar morgen noch, wenn nicht lieber heute. Alle seine Aufgaben, an denen vereinzelte Parteien versagen und verbluten müssen, weil sie ihnen zu groß sind, kann er groß auffassen und anfassen. Und das wäre gut; denn das Volk ist kurzsichtig, und die Herzen schlagen nur warm für das Große. ‚Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend; im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend.' Ein Rechtsblock wäre so hart und schmiegsam wie Stahl; hart gegen die Ansprüche bloßer Ideen, schmiegsam für Tatsachen. Seine Waffen, so scharf und sauber wie Stahl. Seine Aufgaben, so echt und wertvoll wie deutscher Stahl. Ein Rechtsblock von der Stellung und Bedeutung, die der Stahl in deutschen Landen hat, würde Initiative und Schwung in seinen eigenen Aufgaben und Arbeiten entfalten, vor allem die Offensive ergreifen und die Gegner nicht zu Atem kommen lassen vor lauter Widerspruch, der ihnen obläge. Er würde offene Frontstellung gegen die verschwindend kleine rein-demokratische Linke einnehmen, die etwa auflösen, zerstreuen und schlachten wollte, statt mit zu sammeln und zu weiden. Er würde zu oberst den weltgeschichtlichen nationalen Ernst seiner Aufgaben tief empfinden, und es um diesen Preis auch auf ernste Kämpfe ankommen lassen und sie sogar furchtlos suchen. Solange er an den wirklichen nationalen Tatsachen wohltätig arbeiten kann, wird er beständig positive Kräfte an sich ziehen. Diese Arbeitsfreiheit aber muß er sich zunächst erzwingen, koste es was es wolle. Er würde darum auch schon denjenigen unerbittlich als Todfeind betrachten, der — an sich harmlos — Zeit und Raum mit politischen Irrealitäten erfüllt. Er würde ihm furchtlos mit Friedrich dem Großen entgegenhalten: ‚Ich bin hier in einer Provinz, wo man die Physik der Metaphysik vorzieht. Man bestellt die Felder; man hat 8000 Häuser wieder aufgebaut, und man zeugt alljährlich Tausende von Kindern, um die zu ersetzen, welche die Raserei der Politik und des Krieges dahingerafft hat.'

Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
Von Leo Weismantel

Das sechste Haus: Der Traum vom Paradiese.

‚Lehrer, — ein seidenschwarzer Vogel flattert um dein Haus!' —
Aber rote Sandsteinquader fügten die Wände, kein Spalt war in der Mauer, keine Ritze im Gebälk. Der Lehrer schlief und sah den goldenen Traum vom Paradiese.

Er ging aus dem Dorfe ostwärts am silbernen Bach entlang auf dem roten Pfad zwischen den seidengrünen Wiesen und den blauen Berghängen, die in der Ferne verblassend herniederflossen zur weißwollenen Ebene. Eine Amsel sang vor ihm her, und die Mühle plätscherte eintönig wie ein altes Mütterchen, dem von der Jugend nur ein paar Klänge und Worte geblieben sind, die jetzt sinnlos erscheinen in den Ohren der Jungen und Fremden, — das alte Mütterchen aber summt sie immer und immer wieder vor sich hin — immer wieder vor sich hin, — denn es hört aus ihnen das ganze Lied erklingen, das ganze, schwellende Lied —

Das waren dieselben Silberpappeln, an denen er vorüberging — aber die Marksteine, die zu ihren Wurzeln hockten, trugen seltsame Schriftzeichen. Und als er die Schriftzeichen gesehen hatte, da standen die Pappeln noch ganz so wie zuvor, und kein Fremder hätte eine Änderung bemerkt; er aber sah, daß sie doch anders geworden waren. Er hörte ein Hifthorn blasen und wunderte sich, daß er den Ton nicht früher vernommen habe, denn es war ihm, als blase das Hifthorn hier zu jeder Stunde, und man brauche nur zu wollen, und man höre es. Von Norden über die Höh' kamen der Hörnerrufe siebentausend, — tausend setzten ein, und tausend folgten und wieder tausend schwellend wie der Wind zum Sturm, und eine Jagd fegte vor ihm quer über das Tal. Bald stand er mitten in den weißen Hunden, den weißen Pferden, den weißen Frauen und blauen Herren, und doch geschah ihm kein Leids in dem Gewimmel, das rechts und links an ihm vorüberglitt. Und dann sah er die schönste aller Frauen jagen, eine Jungfrau mit blauen Augen und flachsblonden Haaren — und sie alle jagten einen silbernen Hirsch, dem ein goldenes Kreuz zwischen der Krone gewachsen war.

Und als die königliche Jägerin an ihm vorübersprengte und ihm ins Auge sah, griff er ans Herz und sank ins Knie, und es klangen die siebentausend Hifthörner wie ein Choral. ‚Mari Madlen —!' klangen sie, ‚Mari Madlen —!' Und dann wußte er alles: dann

wußte er das große Weh in der Jungfrau Blick zu deuten und wußte, warum sie jagte den silbernen Hirsch — und alsogleich war die Jagd wie ein Spuk hinweggefegt.

Der Lehrer aber hielt an in seiner Wanderschaft, kehrte sich hinweg von der weißwolligen Ebene, watete durch den strudelnden Bach — da sang wieder die Amsel — er aber stieg gegen Süden den eisernen Berg hinan.

Als er auf dem Scheitel der Hänge stand, sah er eine weite, weite Wildnis vor sich liegen. Unendliche Wälder dehnten sich aus bis in die nebelhafte Ferne, nur in Sumpflichtungen sah er riesenhafte Tiere waten: Auerochsen, Bären, Wölfe und Wildschweine, Elenn und Bieber — über den schwarzen Felsen aber kreisten Geier und Adler.

Er sah die Spuren des silbernen Hirsches, der weißen Rüden und Pferde gegen den Urwald laufen; dort aber, an der Grenze zwischen Heide und Gesträuch, waren die Dornen so dicht, daß kein irdisches Wesen durchdringen konnte, und doch mußte die Jagd durch sie gegangen sein. Auf dem Rasen lag ein Schwert, als sei es einem der Jäger aus dem Gurt geglitten und unversehens zu Boden gefallen. Der Jüngling hob es auf und hieb gewaltig, in das Gestrüpp sich einen Pfad zu schlagen und der gebannten Jungfrau zu folgen, die er befreien wollte.

Wohin er schlug, dort zerspellte das Holz — aber Furcht und Schrecken umfing ihn in der ewigen Einsamkeit, die nur das Brüllen eines wilden Tieres, der Schrei eines Raubvogels, das Rascheln einer Otter unterbrach. Und wohin er schlug, zerspellte vor ihm das Dickicht, aber hinter seinem Rücken trieben die wunden Zweige allsogleich wieder Schößlinge, verflocht und verkettete sich's, verwuchs der Pfad dichter, denn zuvor die Wildnis gewesen war.

Die Spuren des Hirsches, der Rüden und der Pferde waren hier nicht mehr zu sehen, das Moos quoll auf, sobald der Fuß sich hob, — der Krieger schaute durch die Zweige nach dem Himmel, aber der Wind trieb die Blätter zusammen vor der Sonne, so daß er sie nicht sehen konnte — und wo er an eine Lichtung kam, drohte das Getier. Schlangen stellten sich vor ihm auf, und er schlug sie nieder, mit Wisenten und Auerochsen, mit Löwen und Tigern kämpfte er manch heißen Streit — aber in seinem Herzen glaubte er an die Unversehrbarkeit seiner Waffe, an die allbezwingende Macht ihrer Schärfe gegen die Spukgestalten der Wildnis und der Finsternis — grauenhafter, phantastischer wurde das Gewürm, Drachen der ab-

sonderlichsten Art flogen gegen ihn an, — und wenn er ihnen das Herz durchstochen hatte, lagen sie nicht tot da, quoll kein rotes Blut auf den Rasen, da war alles um ihn her öd und leer und nichts mehr zu sehen. Unsägliches Grauen schnürte ihm die Kehle zu, als sei er in einem Raum, dem die Luft fehle. Er faßte sein Schwert mit beiden Händen und hieb blindlings nach allen Seiten und schritt so voran. Er hatte die Augen geschlossen, aber er merkte an seinen Schritten, daß er hangwärts ging und kämpfte.

Und nun mußte er den Berg erstiegen haben, da klang sein Schwert nicht mehr, als fahre es in Leiber von Getier, — da klang es, als schlüge ein zweites, gleichstarkes Schwert dagegen —

Der Jüngling öffnete die Augen und sah sich einem Ritter gegenüber, der an der Pforte eines Gartens stand. Der trug eine rotleuchtende Rüstung, und sein Schwert züngelte wie eine Flamme. «WER IST WIE GOTT» — leuchtete in goldenen Buchstaben ein Spruch aus der Blutrinne des Schwertes. Und sie huben an, bitter und heiß zu kämpfen. Die Erde erbebte vom Schall der Hiebe, wie Blitze in das Gewölk fuhren die Funken von den Schwertern, und von dem Gestampfe der Füße erbebte die Erde. Sonst war unendliche Stille, und es war, als horchten alle Gestirne bangend auf diesen Kampf. Dem Jüngling preßte Haß und Not das Herz, daß sein Leib glühend ward wie Eisen in der Esse, und Feuer fuhr aus seinem Mund. Und sein Schwert wurde weißbrennend, und auch in seiner Blutrinne erschienen zuckende Buchstaben und Worte; da fuhr sein Schwert durch die Rüstung des roten Ritters und durch einen zischenden Leib wie Gluteisen durch Wasser — da aber war der Spuk verschwunden — kein toter Ritter lag da, aber des Jünglings Schwert zeigte noch die Spuren der Schriftzeichen und Worte. Es stand kaum sichtbar zu lesen darauf «DAS RECHT DER GESCHÖPFE». Dann aber sank er ermattet nieder und empfand, daß er in einen langen und tiefen Schlaf verfiel und daß alle Müdigkeit aus ihm entströmte wie aus den Wolken der Regen.

Als er erwachte, sah er von der Höhe hinab in ein wundersames Gartenland. Nichts erschien nach dem freien Trieb der Natur in diesem Zaubergarten, — alles nach dem Gesetz eines menschlichen Willens. Die Zweige der Büsche waren durchschnitten, daß sie sich dem Plan eines gewaltigen Gedankens fügten, aus dem der hohe Sang einer neuen Harmonie leise tönte. Das war wie der Sang der Gestirne, den jener empfindet, der in kalter Winternacht einsam zum Himmel horcht. Aber es war nicht das Lied des Göttlichen,

des Unerfaßbaren, — es war die Hymne des Bezwungenen, das Siegeslied des menschlichen Geistes, der die ganze Welt überwunden hatte nach seinen Wünschen.

Berauscht schritt der Jüngling auf der breiten Gartenstraße dahin.

Ein Gärtner hackte einsam in den Rosenbeeten, —

— ihn rief er an.

Der Gärtner streckte die Hände aus und beugte sich vor ihm wie ein Sklave —

‚Wo bin ich?‘ fragte der Sieger.

‚Im Lustgarten der Königin,‘ antwortete der Gärtner.

‚Und welchen Weg muß ich gehen, daß ich zur Königin selbst komme?‘

‚Die Straße, die nach Süden führt‘ — der Sieger schritt voran, — da war es ihm, als habe aus der Stimme des Gärtners ihm ein seltsamer Schmerz zugesprochen, — er kehrte sich um und fragte ihn, der in den Rosenbeeten stehend ihm nachsah — —

‚Was ist deiner Tage Arbeit, Gärtner, — lastet sie schwer auf dir?‘

‚Ich bin gesetzet, damit ich Antwort gebe denen, die diese Straße kommen und mich also fragen, —‘ das klang mit seltsam mahnender Betonung; ‚— seht, Herr, das ist meiner Tage Werk: ich feuchte die Erde an mit Regen, damit die Wurzeln der Pflanzen und Bäume sich laben an köstlichem Trank und an der Speise, die in der Erde ruht; ich lasse den Wind durch die Zweige und Blätter streichen, damit die Kühlung ihre Fasern straffe und die Lust wecke des Lebens; ich lasse die Sonne über sie fließen, damit die Knospen treiben und die Blumen sich enthüllen wie Mädchen, die ihre Schleier heben von ihren Gesichtern —‘

Er hielt inne.

‚Was aber wird dann sein?‘ fragte der Sieger.

‚Ich bin gesetzet, damit ich Antwort gebe denen, die diese Straße kommen und mich also fragen, —‘ das klang mit seltsam mahnender Betonung; ‚— seht, Herr, wenn die Sonne sich neiget, kommt in ihren Lustgarten die Königin. Dann bleiben stehen am Tor all ihre siebentausend Krieger, dann bleiben stehen am Tor all ihre siebentausend Frauen — allein kommt in ihren Lustgarten die Königin — auf meine Schulter stützt sie sich, wenn sie wandert in der Nacht durch die Beete — — wenn aber der Morgen kommt, dann sagen die Menschen, perlender Tau hinge an den grünen Gräsern und roten

Rosen, in dem Astwerk der Bäume und in den Fugen der Steine, — ich aber weiß, daß es Tränen sind, die all das Gras und die Rosen und das Astwerk der Bäume und all die Steine weinten, da die Königin durch ihren Garten ging und das Weh ihres Herzens ihrem Gärtner zeigte und zu ihm von der Hoffnung dessen sprach, das geschehen wird —'

‚Was aber ist das Leid und was die Hoffnung der Königin?' Die Stimme des Jünglings bebte zögernd, als er so fragte, — ein Zweifel stand neben seiner Frage, ob es gut sei, den Diener nach den Geheimnissen seiner Herrin zu erkunden. — —

Jener aber sprach:

‚Ich bin gesetzet, damit ich Antwort gebe denen, die diese Straße kommen und mich also fragen, —' die Stimme des Gärtners zitterte, als wolle er warnen vor sündhafter Frage, — es war aber ein Schmerz der Sehnsucht noch in dieser Stimme, als begehre sie zu enthüllen, was zu enthüllen doch nicht gut sei.

Da wollte der Sieger bangend weitergehen —

Der Gärtner folgte ihm, bis er stehen blieb: ‚Du hast mich gefragt nach dem Leid der Königin, hören mußt du, da du mich gefragt hast — höre, was ich dir künde: Da Gott ist und sich selbst erkennet, wird durch diese seine Erkenntnis sein Bild zur Wesenheit des Sohnes — und da Sohn und Vater sich lieben, wird diese Liebe zur Wesenheit des Heiligen Geistes. Wisse, daß das Gottes Allmacht ist, daß die Gedanken seiner Erkenntnis und seines Willens aus dem Nichts werden müssen zur Wirklichkeit. — — Taumelnd aber sind die Gedanken der Menschen, ohnmächtige Bilder, die zerfließen vor dem Tag ins Nichts, aus dem sie kamen. Unerlöst sind die Frauen der Menschenträume, unwirklich ist ihr Leib, ein Nebel ist ihre Seele; — nur in der Nacht glauben Menschenhände Köstliches zu fangen und zu halten, — leer sind die weißen Menschenhände, wenn Licht aufflutet aus der Finsternis.' — Er hielt inne; atemlos horchte der Krieger — ‚Und also geschieht es in jeder Nacht: Es wandelt die Königin, sich stützend auf die Schulter ihres Gärtners, zu einem Tempel, der in der Mitte ihrer Lustgärten liegt. Ein heiliger Kelch ist dort verwahrt — auf ihm erscheinet eine Schrift, so oft ein Retter naht der Königin, — ein Sieger, der kämpfte durch die Wirrnis der Welt, der schlug den Drachen und die Ungeheuer und den roten Wächter am Tor — — Einst wird kommen ein Mensch, der ringt mit Gott um die Macht, daß auch seine Gedanken, die aufsteigen aus dem Nichts, nicht wieder zurücksinken in das Nichts,

dann werden auch des Menschen Wünsche zu Erfüllungen werden, so er nur wünschet; ewige Gestalt und Wesenheit wird der Wille der Zeitlichkeit — Jener Sieger aber wird Erlöser sein meiner Königin, — er wird sie, die nur ein Bild ist der Träume, erlösen zur Wahrheit des Seins und des lichten Tags und wird sie sitzen lassen zur Rechten seines Thrones und als Liebender sie, die Liebende, umarmen.'

Der Gärtner kreuzte die Arme auf der Brust und verneigte sich. Der Sieger aber eilte von dannen.

Zahllos waren die Wege, die zur Rechten gingen und zur Linken, — er aber schritt voran. Es regte sich im Gebüsch, — Stimmen wurden laut, — er aber rannte unverwandt nach Süden —. Da sah er seltsame Bilder am Wege stehen, als wollten sie seine Gedanken fangen und aus dieser Welt hinweggeleiten in andere Welten: es waren Steinbilder, sie lagen in Reihen rechts und links der Straße im Buschwerke — Löwenleiber mit Frauenköpfen und Adlerkrallen —. Was wollten sie? Wollten sie all die tausend und abertausend Wesen der Gotteswelt zu einem neuen Wesen einer neuen Welt drängen, die alles vereine in Einem? Er kam an einen Tempel — hohe Tore empfingen ihn, — der Tempel aber war eine liegende Pyramide; wohl standen unzählige Schriftzeichen und Bilder geschrieben an den Wänden, den Decken, auf dem Boden, an den Säulen, — aber nur eines empfand die Seele des Schreitenden: wie der Boden sich hob, in schräger Ebene empor, bei jedem Schritt —, wie die Decke sich senkte, nieder gegen sein Haupt, bei jedem Schritt, — und bei jedem Schritt, der vorwärts führte, drängten die Wände rechts und links in seine Seiten, den in immer tiefere Finsternis Gehenden zu umklammern und zu Nichts zu erdrücken. Es war eine Angst des Todes um ihn, da alle Linien des Lebens zusammenflossen, daß ihre Wesenheit in einen einzigen Punkt verlaufend erlösche.

Der Sieger fühlte sich wie die Wasser von einem Strudel hineingeschwemmt in diesen Punkt — und dann fühlte er sich jenseits hinausgeworfen, — jenseits des Todes in ein neues Leben, — da wußte er, daß jenseits dieses Punktes alle Linien, die in ihn verschmolzen schienen, wieder auseinandersprühten zu Gebilden einer neuen Wirklichkeit und eines neuen Lebens; — alle Angst wich von seiner Seele.

Er fand sich in den lichten Räumen des Paradieses.

Er sah die wilden Tiere spielend mit den Kindern der Menschen, Knaben ritten auf gelben Löwen und gefleckten Tigern, Mädchen haschten mit züngelnden Schlangen um die Wette, — Männer schrit-

ten durch Feuer, und es brannte keines ihrer Glieder, Frauen wandelten über das Wasser und sie versanken nicht, Jünglinge und Jungfrauen traten von den flachen Dächern der Paläste hinaus in die Lüfte und sie stürzten nicht in die Tiefe. —

Der Sieger aber fand sich stehend am Throne der Königin, — er erkannte sie, — es war jene Jägerin des silbernen Hirsches, dem ein goldenes Kreuz auf die Stirne gewachsen war. —

Um sie aber standen die siebentausend Herren und die siebentausend Frauen, und der Sieger empfand, daß er den Lohn empfangen werde für seine Taten — leer aber sah er den Thron zur Linken der Königin — Lärm störte das Fest — und sie kamen — und sie kamen — tausend und abertausend — und sie erhoben ein Klagen und Jammern: ‚Das Feuer brennt uns!‘ riefen sie, ‚das Wasser ertränket uns, — die Lüfte zerschellen uns an den schrillen Felsklippen der Erde, — wild sind die Tiere und wild die Gewächse der Erde, — Gift träufelt der Biß ihrer Zähne in unser Blut, Tod ist der Saft ihrer Früchte! Was sollen wir tun, Herrin, daß wir gelangen in dein Reich?‘

Da ergriff's den Sieger, mit unendlichem Mut vorzustürzen und zu reden zu der Königin: ‚Laß mich Herr und König sein in diesem Reich, auf daß du sitzest zur Rechten eines Gatten und uns untertan seien die Scharen der Seligen und die Klagenden und Jammernden einen Weg finden in unser Reich. —

Doch als er vor der Königin stand und ihr in die Augen sah und die Glut ihrer Liebe erkannte und den Schrecken ihrer Freude empfand, da deuchte ihn allzuwild seine Rede — da vergaß er all die Jammernden und Klagenden und sank, berauscht von der Wonne seines Glücks, in die Knie, — ‚Göttliche‘, rief er, — ‚o laß mich der Geringste sein unter deinen Dienern und ich will zufrieden sein —‘.

Er erschrak über sich selbst und über die Torheit seiner Worte, — stark und rechthaberisch — schien ihm — müsse die Rede sein des wahrhaft Starken. —

Es erblich die Königin und es erblichen ihre siebentausend Herren und Frauen — sie zerflossen wie Nebelschwaden in der Sonne. — Es scholl das Wehgeschrei der Klagenden und Jammernden, — aber auch diese Töne verhallten, als gingen sie fort in unendliche Fernen.

Ein Donner rollte über dem Scheitel des Siegers — — —

Es erwachte aber vom Traum der rothaarige Lehrer von Teufelshausen, — er sprang aus dem Bette und an das Fenster — es war tiefe Stille draußen auf der Straße — — er erkannte, daß er

geträumt hatte und fand es gut so, — wie hätte ihn die Wirklichkeit dieses Traumes erschreckt!

Ein Donner rollte über die Berge und Täler der Rhön. Die Menschen erwachten aus ihren bösen Träumen und richteten sich auf in ihren Betten. Mit zitternden Händen schlugen sie Licht und steckten geweihte Wachsstöcke in Brand und harrten betend, bis das Gewitter von dannen zöge —

Der Lehrer hörte ein Pochen an seiner Türe — er horchte auf und als es wieder pochte, ging er, die Türe zu öffnen und zu sehen, ob ein Verirrter sich in das Dorf gefunden habe mitten in der Nacht — und Schutz suche vor dem Wetter.

Er ging die Stiege hinab und durch die Schulstube und zog den Riegel zurück —

Ein hagerer Fremder stand draußen, er hatte einen schwarzen Mantel um.

‚Kommt herein —‘, sagte der Lehrer.

Der Fremde trat in die Schulstube. — ‚Macht es dir Sorge, Lehrer, daß die Buben und Mädchen von Teufelshausen das Buchstabieren nicht lernen wollen noch das Rechnen, — du hast nicht geschlafen, als ich dir klopfte —‘

Drauf der Lehrer: ‚Meine Buben und Mädchen können buchstabieren und schreiben, Herr, — bis auf die Räffschneiders drei, die Marielies, das Mädchen, und die Buben Hannes und Motz — ihr Vater, der alte Räffschneider, steckt sie ins Bett, wenn ich komme oder wenn der Herr Dekan um die Ecke biegt; der Vater sagt, die Kinder wären krank, was sollen da die Kinder die Wahrheit reden? — und wenn wir den Polizeidiener schicken, daß er die drei holen soll, greift der Alte zum Beil, — dem ist noch jeder Gendarm ausgewichen, — so laß ich lieber die drei Kinder ohne Buchstaben und ohne Rechnen, — darob könnt' ich schlafen, Herr. — Doch seid Ihr darum gekommen?‘

‚Lehrer, hier in deiner Stube geht das Herz mir auf; ich möcht' sein wie du! Lehrer möcht' ich sein!‘ Der Rothaarige lächelte und setzte sich vor dem seltsamen Gast in eine Schulbank. Jener aber stellte sich mit einem Rohrstock, den er vom Tische nahm, vor die Bänke und hub zu reden an:

‚Ihr seid in Elend und in Not!‘

Der Wind fuhr um das Haus und es war, als riefen viele Stimmen aus ihm: ‚Ja, unser Elend ist groß und unsere Not ist bitter!‘

‚Ich will euch befreien. Ich will von euch nehmen die Schuld eurer Seele, die Angst vor der Hölle und den Klauen des Teufels, — den Schmutz eurer Ställe, die Krankheit eurer naßkalten, verschimmelten Stuben, die Seufzer eurer gekrümmten Rücken.‘ —

Und wieder riefen viele Stimmen aus dem Wind: ‚Weh, wie arm machst du uns im Geiste: du nimmst uns Christum, den Gekreuzigten, der das Leid überwand, indem er es auf sich nahm in Freiheit und in der Demut des Herzens; du nimmst uns den Himmel und seine sieben Glückseligkeiten, — was sollen wir hoffen, wenn wir alles besitzen?‘

Und er fuhr fort: ‚Ich will euch saubere Häuser geben aus Steinmauern und mit Ziegeldächern, frischer Luft und flammendes Sonnenlicht in ihre weiten Räume, gesegnete Früchte eurer Felder, eurer Hände und eurer Gehirne. — Das Leid aber und den Tod sollt ihr bezwingen, indem ihr eure Schuld verneint und die Welt der Dinge besieget mit den Waffen eures Geistes. Und dann will ich euch schaffen ein neues Jenseits alles Irdischen. — Das aber sei mein Lohn für meine Tat: die schönste eurer Jungfrauen sollt ihr mir schenken, daß sie auf güldenem Thron zu meiner Rechten sitze in meinem Reich — —‘

Der Lehrer hatte sich entsetzt aufgerichtet in seiner Bank.

‚Was schliefest du nicht, rothaariger Schüler,‘ fragte der Fremde, ‚was schliefest du nicht um die Mitte der Nacht, da ich zu dir kam?‘

‚Ich träumte, Herr, von der Jungfrau, von der Ihr sprecht!‘

Da wußten sie beide, daß sie sich Feinde waren.

Der Fremde erhob sich, achtete nicht des rothaarigen Lehrers, der drohend vor ihm stand — und er verließ, den Kopf stolz zurückwerfend in den Nacken, das sechste der Häuser der Not.

Das siebente Haus: Mari Madlen.

Ein jauchzender Vogelschrei tönte aus der Linde, die vor dem siebenten Hause just nächst der Treppe stand und ihre alten Äste wie Arme über das Ziegeldach breitete. Ein Vogel sang, ein Vogel, der vergessen hatte, daß es Nacht geworden war, daß drüben über der Linde die Wetterwolken fegten und daß das silberne Licht, das von Zeit zu Zeit durch die Buschblätter kam, nicht der Sonne, sondern des Mondes war, der mit den Wasserschwaden des Himmels stritt um jedes Flecklein freien Raum.

Das Häuslein lag still in Frieden; und wenn der Mond seinen Schein darüber hingoß, blinkten die zierlich geschnitzten Brettchen,

mit denen die Nord- und Westwand gegen das Wetter getäfelt waren, wie die Schuppen eines Fisches auf, dieweil das Fachwerk nach Süden und Osten hell und leuchtend prangte mit den glänzenden scharfen Strichen des Gebälks darinnen. Davor aber, im weißen Lattenzaun, standen viel silberne Blumensterne sittiglich geordnet in stolzen Reihen. Durch die Mitte dieses Gärtleins führte ein Pfad von leuchtenden Steinchen zur Treppe und zur Linde, in der jener irre Vogel sang.

Doch als der Mond verschwand, — da verstummte der Vogelsang, da schwand das Häuschen wie durch Hexerei.

Sieh, jetzt kam der Mond wieder — das silberne Häuschen tauchte wieder auf mit seiner Treppe und der Linde, mit dem Kiesweg und den Blumensternen und wieder hub der Vogel an zu singen. Da stand auf der Treppe rücklings hoch angelehnt eine Mannsgestalt, hatte den Mantel um sich gezogen, es war der Fremde, der Heimgekehrte. Er schaute durch die aufblitzende Scheibe des Fensters in die Stube — dort tauchten die Umrisse einer Bettstatt auf, — die trug eine kostbare Last — — fester, leuchtender, silberner wurden die Linien: da lag ein Mädchen von wonniglicher Schönheit, hatte den rechten Arm unter dem Haupt, dieweil die Linke den Leib entlang ausgestreckt lag, — die Brust hob sich wie ein quellender Born im sanften Sang des Atems — der Mund hatte sich halb geöffnet, als wolle er anheben zu reden von dem Traum, der in der Seele geschah und dessen Verklärung auf den Zügen lag.

Da huschte der rothaarige Lehrer über die Straße und den Zaun entlang, er huschte hüpfend und starrte nach dem Fremden, der dort am Treppenfenster stand, überwältigt von all der knospenden Schönheit, die er sah, und erschüttert von einem großen Geschehnis, das zu ihm gekommen war. Das war Mari Madlen — doch die war tot! War es ihr erblühtes Kind, dem sie das Leben gegeben hatte, als sie selbst sterben mußte? — Er schaute sich um — das war sein Elternhaus und das Elternhaus der Mari Madlen, hier hatte er als Sohn des Herrn gelebt und als Knecht. —

Da schwand das Licht — der Vogel hörte auf zu singen, die Blumensterne — die Kiestreppe — die Treppe — die Linde — das Häuschen — der Fremde — der Lehrer am Zaun entschwanden — — und als der Mond nach Sekunden wieder kam, stand der rothaarige Lehrer dort hinter dem Fremden, der immer noch nach dem schlafenden Mädchen starrte; er hatte ein Holzscheit aufgerafft,

den Ahnungslosen niederzuschmettern — doch der kehrte sich um — dem Lehrer entfiel seine Waffe — da schrie der Vogel in der Linde auf und fuhr kreischend davon — — da schwand der Mond und alles, alles, was so silbern geglänzt hatte.

Es blieb finster. Die Nacht wurde stiller und stiller, sie wurde tiefer und tiefer und schien in Unergründlichkeit zu versinken. So stille ward sie, daß das Rauschen der drängenden Wolken aus der Ferne herniedersummte bis zur Erde. Doch Stimmen klangen von dort, wo das Häuschen gestanden war im Mondlicht. Und zum zweitenmal hörte dort der Lehrer in der Nacht auf die Worte des Fremden.

‚Ist sie's, von der du träumtest, rothaariger Lehrer — ?‘

‚Ja!‘ kam's tonlos zurück. —

‚So kann ich unbesorgt um sie von hier gehen,‘ sagte der Fremde, ‚du wirst ihr Wächter sein, bis ich wiederkehre. Du wirst sie schützen, denn du liebst sie. Wenn die Dinge, die geschehen, vollendet sind, werde ich dich zum Lohne zu ihrem Gärtner machen in ihrem Reich.‘ Jedes seiner Worte drang wie ein Schwert in die Seele des auf der Treppe Kauernden. Der Fremde sprach voller Bitternis wie zu einem besiegten Gegner — er sprach aber auch voller Festigkeit der Liebe wie ein Prophet, der einen Apostel für sich gewann, indem er ihm Leid zufügte.

Der Gang der Frauen zum Brunnen.

Noch war der Morgen weit und weit die Sonne, als Mari Madlen das Haus verließ, zum Brunnen zu gehen und Ostertau zu schöpfen in ihre Stütze —; leise hatte sie die Türe hinter sich geschlossen und stand nun lachend auf der Treppe. —

Sie merkte den Lehrer nicht, der seitwärts auf den Stufen hockte.

Sie huschte durch den Garten, durch die Türe, durch das Dorf. Und als sie das letzte Haus hinter sich hatte, blieb sie wieder stehen und horchte: hinter ihr entstand ein Rascheln und Huschen in den Häusern, an den Türen und Treppen, in den Gärten und versteckten Wegen: Die jungen Mädchen machten sich auf zum Wettlauf nach dem Gangolfsbrunnen. Das mußte unbeschrien geschehen — auf heimlichen Pfaden — die Gestalten mieden, zu zweien sich zu treffen; sie eilten seitwärts, wenn sie jemanden vor sich sahen, und suchten im Bogen die Vordere zu überlaufen, — dabei klapperten zuweilen verräterisch die Holzdeckel der Stützen, dabei schwankten die Moos-

kränze, die sie bei sich trugen, daß die eingeflochtenen bunten Papierrosen raschelten.

Unter den schönsten Mädchen des Dorfes lief Mari Madlen an der Spitze, — zurück — weit zurück blieben jene, die sich häßlich wähnten, denn ihre Häßlichkeit wäre der Spott aller gewesen, wenn sie Königin geworden wäre dieses festlichen Tags und des heiligen Gepränges. — Durch Wiesen ging's — an Weidensträuchen und Erlenbüschen hin — da hielt Mari Madlen angstvoll ein in ihrem Lauf — drei Schritte vor ihr war jemand hinter das Laub gehuscht. — War's eine Böswillige, die sich dort versteckt hatte, ihr, wenn sie vorübereilte, einen Gruß zuzuflüstern, ihr ins Gesicht zu rufen einen Segensspruch, der zum Fluch wird durch die Bosheit des Herzens, aus dem er kommt: daß der Beschrienen die Heiligkeit der Stunde und das kostbare Gut des Ostertaues zerstört werde, daß er nicht heile die Krankheit der Augen, das Leid des Herzens und nicht einmal mehr das arme Vieh. — Doch da glaubte Mari Madlen die Flüchtige zu erkennen: Dort kauerten verehelichte Frauen in den Büschen, im Schilf und in den Weiden; verehelichte Frauen, die ein liebstes Begehren in ihren Herzen hegten. Tagelang, Wochen vorher schon hatten sie dies Versteck sich ausgesucht, wo niemand sie fände und von ihrem zartesten Wünschen unheiliges Gerede unter die Leute brächte. Ostertau, heiliges Wasser! Ostertau! Des heiligen Geistes beschattende Kraft. Dem ehelichen Weibe bringt sein kühler Trunk das höchste Glück, — dem Mädchen aber bringt er Schimpf und Schande.

Zu dreien liefen sie um die Wette zum Brunnen — und dann war eine am Ziel, noch im Sprung hob sich der rechte Fuß, da warf sich der schmiegsame Körper an den Felsen und reckte mit der Hand den Kranz empor, ihn um den Stein und das Rohr, dem das Wasser entquoll, zu winden.

Die zwei andern aber hielten an in ihrem Lauf, holten tief Atem in der frischen Nachtluft und gingen dann langsam, einen Steinwurf vom Brunnenstein entfernt, an das rinnende Wasser.

Mit eifriger, mädchenhafter Freude über ihren Sieg, über ihr Glück, schmückte Mari Madlen den Brunnen so geschäftig, als könne ihr auch bei dieser Handlung, die doch nur sie, die Siegerin, allein vollziehen durfte, eine Wettläuferin zuvorkommen. Doch als sie fertig war und bald noch hier, bald dort noch zupfend stolz ihr Werk durch die Dunkelheit zu schauen und zu prüfen suchte, kam eine tiefe Ruhe in ihr Herz, das so voller Sturm und Gedränge war, daß

dem Kopf schier die Sinne vergangen. Hoch stand sie und strich mit der Hand das flatternde Haar zurück und sah dem quellenden Wasser nach, das wie eine silberne Schlange in die Finsternis kroch, und sah die Reihen der harrenden Mädchen stehen. — Wie eine Träumende füllte sie ihre Holzstütze, stellte sie neben den Brunnenstein, nahm ihr seidenes Brusttüchlein, das so fein durchsichtig war wie Spinngewebe, von der Schulter, breitete es über das Gefäß und kauerte sich daneben nieder zur ebenen Erde — bald nach Osten schauend, wo die Wolken anfingen sich zu röten, bald sich vorbeugend über das seidene Tuch und die Holzstütze und das Wasser, das darinnen war. — Jetzt flammte der Himmel auf — — ein leiser Wind erhob sich.

Der Lehrer, der noch vor dem Haus auf der Treppe hockte, sah empor. Feuer fiel vom Himmel und auf das Dorf, die rauchenden Hütten gingen in Flammen auf — hoch oben über dem Qualm und Dunst in der leuchtenden Glut flogen sieben Raben, weiß wie der Schnee, ein Stahlpfeil aber hing in ihrer Brust und rotes Blut rann an ihm hernieder und fiel in heißen Tropfen auf die Erde.

Aus den Büschen, den Erlen und Weiden und aus dem Schilf reichten nackte weiße Arme vor in die Flut, verschleierte Häupter kamen nach und plätschernde Tropfen fielen aus den Händen, die das heilige Naß zu Munde führen wollten, zurück in die tanzenden Wellen.

Mari Madlen kauerte wie eine Katze; — jetzt — jetzt mußte ihr die Erscheinung werden — oder sie mußte eine Lüge durchschauen: der erste Lichtstrahl sollte der Begnadeten in das vom Spiegel des Wassers genetzte Seidentuch das Schattenbild des Osterlammes werfen, des Osterlammes, das ein Siegesfähnlein zwischen den knieenden Vorderfüßen hält — einen Augenblick war es ihr, als fügten sich die Linien zu diesem Bilde — doch zum jähen Erschrecken des staunenden Mädchens erschien das Bildnis eines Mannes. — War das Haupt, dem das Lockenhaar von dem Scheitel niederfloß zu den Schultern, nicht ein Christushaupt —? Die Augen schauten wie verzaubernd. Mari Madlen sprang halbwegs auf und sank vorn über die Holzstütze gebeugt in die Kniee — doch die Erscheinung war verschwunden. War's Einbildung gewesen? Trügte ihre von Märchen erhitzte harrende Phantasie? Oder hatte der Sieger über Leben und Tod, der ewige Gottessohn, sie gewürdigt, sein leibhaftiges Bildnis zu schauen? Eine unendliche, wirbelnde Liebe stieg wie ein Brand in der Wildnis auf in ihrem

Herzen. Dann war es ihr jählings, als sei der Geliebte, der ihr erschienen, nicht Christus, sondern ein heidnischer König, doch die Liebe ward dadurch in nichts erschüttert, sie entbrannte lichterloh und steckte die ganze Welt in Flammen. Ihr Herz klopfte hörbar, als Mari Madlen sich niederbeugte und von wahnsinnigem Taumel erfaßt das Wasser, das ihr das Bildnis des Geliebten gezeigt hatte, in gierigen Zügen einsog.

Von den zwei Mädchen, die abseits am Quellbach standen, sah das eine, wie Mari Madlen trank; sie wollte aufschreien, ihr zu Hilfe — doch die andere preßte sie am Arm und hielt ihr den Mund zu, daß die Heiligkeit der Stunde nicht zerstört werde. Doch lange standen die beiden und schauten zu Mari Madlen, nicht wissend, was geschehen war, erschüttert von Mitleid und Erbarmen und von Angst um eigenes herbes Schicksal. —

Dann flochten sie, — sie und alle Mädchen, die zu spät zum Brunnen gekommen waren, — ihre Kränze zu einer langen Kette zusammen, umringten damit stumm Mari Madlen, die Siegerin, setzten ihr einen Myrthenkranz auf und geleiteten die Wankende, Denkende in schweigender Prozession in das Dorf und in ihr Haus zurück. — —

Der alte Herr Dekan.

Arm war das Dorf. So oft nach der langen Fastenzeit am Ostersonntag um acht Uhr die zwei Kirchenglocken zusammenschlugen und die Türflügel sich öffneten, auf daß eine Prozession daraus hervorziehe, merkten die Bauern an ihrem Gotteshaus, wie arm sie waren. Da konnten sie kein goldenes und kein silbernes Marienbild mittragen, wie dies die Klosterbrüder von Münnerstadt taten, keine prunkvollen Innungszeichen mit bunten Heiligenstatuetten, die zwischen gelben Wachskerzen hüpften.

Aber sie waren nicht minder prunklustig wie die Münnerstädter Augustiner, — darum sannen sie sich ein Marienbild aus, das herrlicher war als alle künstlichen Marienbilder der Welt: es hatte Fleisch und Blut; in seinen Adern pochte leibhaftiges Leben; jenem Mädchen, dem es jeweils geglückt war, am Ostersonntagmorgen als erste zum Gangolfsbrunnen zu kommen, setzten ihre minder glücklichen Kameradinnen einen Myrthenkranz ins Flachshaar; dann schlangen sie ihre eigenen Mooskränze, mit denen sie den heiligen Brunnen nicht hatten schmücken können, zu einer langen Kette und nahmen die Eine, die Schöne, Geschmückte als lebendes Marienbild

zwischen ihre Reihen in der Prozession. Marienbildjungfrau zu sein, war das höchste Glück; — es gewesen zu sein, die liebste Erinnerung. Die Marienbildjungfrau war der Stolz der Osterprozession, der Ruhm des Dorfes. Wehe der Marienbildjungfrau, deren Herz und Ruf nicht makelfrei war vor aller Welt, die ihre Reinheit und Ehre nicht zu bewahren wußte selbst in der Zukunft. Das vergaß kein Mensch, wenn eine Unselige in die Schande kam. ‚Seht,‘ — rief das ganze Dorf — ‚und in jenem Jahr war sie Marienbildjungfrau gewesen!‘ Ihre Schande wäre dauernder gewesen im Wind als die Schrift in Erz.

Als die Mädchen des Dorfes kurz vor Beginn des Hochamtes zum Pfarrhaus gezogen kamen, den Herrn Dekan abzuholen und in feierlichem Zuge zum Kirchlein zu geleiten, da schritt Mari Madlen, die schönste Marienbildjungfrau, die seit Menschengedenken in einer Prozession gegangen war, in ihrer Mitte. Ihr Rock war grün wie das Kleid der Steineidechse, darüber trug sie ein Schürzchen aus blendend weißer Seide. Das Mieder war ihr blau, ein roter Einsatz leuchtete vor; drüber heraus kräuselte sich das weiße Hemd, die Füße steckten in roten Strümpfen und schwarzen Schnallenschühchen, — auf dem Köpfchen trug sie ein goldflammendes Hochzeitskrönlein. So war sie angetan. Ihre Augen aber leuchteten wie der Sonnenhimmel, ihr Haar flutete blond, eine Perlkette lief ihr um den Hals und dort tickte das Blut in ewigem Gleichtakt in einer Ader, die quer zur Brust entlief.

Die Mädchen warteten, — doch die Glocken läuteten und immer noch tat sich nicht die kleine Tür in der hohen Mauerumfassung des Pfarrhofs auf, daß der Herr Dekan daraus hervorkomme.

Da vernahmen endlich die Mädchen, daß der Herr Dekan zur lahmen Dorothe gegangen war, und sie machten sich auf, ihn dort zu suchen. — — —

Es kam aber an diesem Morgen in die Hütte der lahmen Dorothe der Rumpels Bastel und mit ihm sein kleines Schwesterlein, trug einen Laib Brot unter dem Arm und einen Krug Milch; dann aber kam der Weber, dann aber kam der junge Glasbläser und legte ihr ein Goldstück auf die Bettdecke; dann aber kam des Holzhackers schönes, bleiches, verstörtes Weib, dann aber kam der Lehrer — dann aber kamen viele noch und saßen in der Stube, als habe der Zufall sie herbeigeführt. Sie saßen und standen rund herum um das Bett der Kranken, und jeder mied ein Wort, um dessentwillen er gekommen war.

Es war aber, als hockte viel Getier in der Stube herum. Da saß ein junger Stier mit starrenden, nichts verstehenden, stets um Klarheit ringenden Augen, — da saß eine Ziege mit leisem Gemecker, als fürchte sie sich vor der Peitsche des Hirten, — da saß ein Hund und steckte bald die Schnauze suchend auf den Boden, bald hob er den Kopf schnuffelnd, wild und hilflos, weil er keine Spur finden konnte; da saß eine Taube angstvoll eingezwängt und trippelte von einem Fuß auf den andern und schielte nach dem Geier, der daneben an einer Kette hockte, aber an den Gliederringen heimlich zupfte, damit er frei werde; — da hockten der Tiere noch gar viele: Hasen, Gänse, Schweine, Füchse, Rehe, Pferde, Spatzen — es war aber, als hockten da die Gier und der Zweifel, der Irrtum und die Lüge, die Habsucht und der Mord. — — Es füllte sich die Stube und der Irn, und das ganze Haus ward zum Zerbersten voll an Menschen und Tieren und Geistern. —

Die Kranke aber hub an zu erzählen: ‚Der König hatte einst eine Botschaft für den Grafen von Rabenstein; da die Botschaft aber wichtig war, schickte er zwei Freunde des Grafen nach dem Schloß. Keiner der beiden Boten aber wußte etwas vom Auftrag des anderen — und es begab sich, obwohl jeder einen anderen Weg gegangen war, daß sie beide zu gleicher Zeit auf den Rabenstein kamen und keiner von ihnen, obwohl doch jeder ganz dieselbe Botschaft hatte, ein Wort zu reden wagte, weil er den andern für einen unliebsamen Zuhörer hielt.‘ — Sie hielt im Erzählen inne, als müsse sie sich auf den Fortgang der Geschichte besinnen.

Die Leute schauten stumm auf den Boden.

‚Ja, ja,‘ sagte der junge Glasbläser — ‚das Leben ist voller Wirrnis.‘

‚Ja, ja,‘ sagte der Bauer Bastel, — ‚es ist schwer, das Leben; — was meint Ihr, Dorothe, zum Leben?‘

‚Hat er Euch das aufgegeben auszukundschaften,‘ fragte die Lahme, ‚Euch, Rumpels Bastel — und euch andern auch? Euch allen?‘

Der Rumpels Bastel schaute auf den Boden und viele mit ihm taten ein Gleiches.

Um diese Stunde aber kam der alte Herr Dekan in das Häuschen der lahmen Dorothe. Er war eine noch kraftvolle, mäßig große, stämmige Gestalt Mitte der Sechziger. Er hatte noch einen guten Schritt, doch manchmal blieb er stehen, um Luft zu nehmen; dann legte er die linke Hand ans Herz, dann hob sich das weißhaarige Haupt leicht nach oben und aus seinen Zügen schaute ein langes, langes, eintöniges und stürmisches Leben.

Er sprach, als er in die Stube trat, den christlichen Gruß: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' ‚Hat er auch dich geschickt, Dekan?' erwiderte die Lahme, während die Versammelten ihr ‚in Ewigkeit — Amen' respondierten. — ‚Oder kommst du als rechter Mann zur rechten Zeit an den rechten Fleck?' —

Der Dekan schien die Rede der Alten zu verstehen. ‚Ich komme nicht um seinetwillen, Dorothe,' sagte er und rückte mit dem Stuhl an das Krankenbett. ‚Er braucht mich nicht zu schicken; er weiß, daß ich von selber ihm folge, wohin er geht. Ich brauche auch nicht hierher in eure Versammlung zu kommen, denn in einer Stunde seid ihr ja alle um mich und meine Kanzel versammelt und es bleibt mir auch dort noch Zeit, von dem Unglück zu reden, das Euch die letzte Nacht heimgesucht hat. Ich komme wegen deiner, Dorothe, ganz allein wegen deiner; du bist lahm und kannst nicht zu mir. Du weißt doch, daß ich noch jeden Ostersonntag in der Morgenfrühe zu dir gekommen bin.'

Die Alte drehte ihren Kopf gegen die Wand.

Ja, das wußte die lahme Dorothe; das wußten sie alle, die da dichtgedrängt in dem Häuschen herumstanden und hockten. Die lahme Dorothe war ein öffentliches Ärgernis dem Dorfe, und der Dekan war wohl der Einzige, der ihr ob ihrer Schande nicht gram war, sondern alljährlich an diesem Tage von neuem sich bemühte, die Finsternis aus ihrem Herzen und den Makel von ihrem Ehrenschilde zu nehmen. An dreißig Jahren hatte die lahme Dorothe das heiligste Sakrament, den Leib und das Blut ihres Herrn und Schöpfers trotzig von sich gewiesen, — nicht, weil sie an seiner Wahrhaftigkeit zweifelte, — es war, als wolle sie sich einen gesunden Leib erpressen, wie alle die ihn besaßen, die täglich um sie waren.

Welche Stunde wäre gesegneter gewesen, welcher Tag gebenedeiter, als da Christus, der Herr, auferstand aus dem Grabe, da er nicht nur die Krankheit, in der er selbst den Tod bezwang.

Der alte Herr Dekan sprach aus der Tiefe seines Herzens und alle Augen waren der Tränen voll. ‚Ich weiß, Dekan, du handelst recht, du bist ein guter Hirt', du verlässest die ganze Herde, wenn es gilt, ein verirrtes Schäflein zu retten,' sagte die Lahme — ‚aber ich tät ein Unrecht, eine Lüge vor dir und euch allen und vor mir, wenn ich sagte, ich verstände, daß i c h so daliege und i h r habt gesundes Gebein. Da kann ich nicht drüber.'

„Da mußt du drüber! Das ist deine Prüfung! Das ist für dich die Frucht der Erkenntnis, die am Baum des Lebens wächst.'

‚Das ist eine Lüge, alter Dekan! — Der Herr kann nichts verlangen, wozu er mir nicht die Kraft gab. — Wenn er das kann, — Dekan, wenn du glaubst, daß er das könnt', — wenn du's ehrlich glaubst, — dann geh in die Kirche und hol' mir das Sakrament.'

‚— dann kann ich dir's nicht holen, lahme Dorothe, — aber du betrügst dich selbst um deine Kraft!'

‚Dekan, — darüber richtet nur Einer — und der ist kein Mensch. Oder weißt du's besser als ich?'

Der Dekan erkannte ihre Verstocktheit und erhob sich; ‚Auf was wartest du noch, lahme Dorothe —?'

‚— daß einer kommt und zu mir sagt: steh' auf, nimm dein Bett und wandle —'. Dann kehrte sie dem alten Herrn Dekan den Rücken und starrte zur Wand.

Ehe der alte Herr Dekan aber hinweggegangen war, kam ein Fremder, — ein hagerer, langer Knochenmensch in einem schwarzen Mantel und mit einem spitzen, breitkrämpigen Hut. Er fragte, ob er im Haus der lahmen Dorothe sei und richtete eine Botschaft aus von jenem, der in letzter Nacht hier gewesen sei und versprochen habe, der Kranken den Arzt zu schicken.

Ein spöttisches Zucken ging über die Gesichter der Bauern. Sie ließen bis zur Stunde den Doktor nur in ihr Haus, damit er amtlich feststelle, daß sie Leichen seien. Sonst hatten sie's mehr mit dem Quacksalber zu tun als mit dem Doktor, denn jener versteht die Beschwörung besser als dieser. Ihr Feind war ja der Teufel; der will beschworen sein, Medizinflaschen vertreiben den nicht, — er selbst ist der beste Doktor und weiß, welch' Gift sich gehört fürs Gegengift. — Und nun war da ein Arzt gekommen und verlangte, daß die Lahme ihm ihre Glieder zeige.

Doch die zögerte noch: ‚Wirst du mich auch soweit bringen, daß ich auf den Füßen stehen und gehen kann wie diese da? —'

‚Wenn ich es nicht kann, läßt dir mein Herr sagen,' erwiderte er, ‚dann sollst du dennoch an ihn glauben; durch deinen Glauben wird er tausend kleinen Kindern, denen das gleiche Übel droht, Wohlfahrt widerfahren lassen können. Nur über die Jugend haben wir zur Stunde Gewalt, weil unsere Feinde noch zu mächtig sind, — aber auch gegen das Alter und gegen den Tod ist ein Kräutlein gewachsen, — es wächst allerorts in Flur und Wald, nur weiß unser Auge es noch nicht zu finden, — wir werden unseren Augen schärfere Brillen geben müssen — dann werden wir es finden.'

Die Rede des fremden Arztes bekam Gewalt über die Bauern,

die im Umkreis standen, denn sie wußten, daß ein Märlein ging, das sie alle wohl selbst schon einmal weitererzählt hatten, — daß die Menschen schon einmal im Besitze eines Kräutleins waren, das gegen den Tod wuchs. Der Teufel aber hatte einem Bauern, dem Tillje von Rothenrain, das Geheimnis entlockt und das Kräutlein verdorben, indem er ihm die Wurzel abgebissen. — Teufelsabbiß hieß das Kräutlein, — daran dachten die Leute.

Der alte Herr Dekan aber gewahrte dies Denken und sprach: ‚Ich vergaß etwas — ich vergaß etwas —!' Er wurde täppisch wie ein Greis und tat, als ginge ihn das alles, was um ihn geschah, gar nichts an. ‚Ich muß euch was fragen, Leute, — ich fand da auf der Straße einen Säckel' — er zog ihn hervor und zeigte ihn.

Der Weber zuckte zusammen.

‚Ich fand ihn vor deinem Haus, Weber,' fuhr der Dekan fort, — ‚gehört er dir?'

‚Nein, hochwürdiger Herr,' sagte der Weber und bekreuzigte sich, ‚was dem Teufel gehört, soll er behalten, ich mag es nicht —.'

‚Hat der ihn dir gegeben?'

‚Ich hab' ihm den Beutel nachgeworfen, — der Herr führe uns nicht in Versuchung.'

‚Dann will ich ihm den Beutel nachtragen', entschloß sich der alte Herr Dekan. ‚Ich trag's ihm nach bis zur Roßdorfer Kutte, dort werf ich's in den abgründigen See' — er trottete wie ein schwachsinniger Alter mit dem Beutelchen hinaus; dort warteten die Dorfmädchen mit Mari Madlen, der Marienbildjungfrau, seiner.

Die lahme Dorothe aber hieß alle anderen hinausgehen aus ihrem Häuschen; und als die Türe hinter dem Letzten verriegelt war, zeigte sie dem Arzt ihre nackten Glieder.

Der Flurgang.

Es war kaum eine Viertelstunde später.

In dem kleinen Lehmkirchlein stand die Gemeinde dicht beisammen und heute drängten sich auch noch Birken und Mooskränze an der Mauer herum, doch sie machten die Enge weit, verleugneten keck die kahlen Wände und dufteten seltsame Reden vom Wald und von dem blauen, lachenden Himmel.

Alles Volk, das eng beisammengepferchte, lugte nach dem Dekan, der vor dem Altar kniete. Seine Locken, die matt silbern schimmerten, einzelne Strähnen, die noch rotgolden darunter aufblitzten, — der weitfaltige, goldgestickte Chorrock gaben ihm die Würde eines

betenden Bischofs. Aber es war, als säß ihm unter dem Priesterkleid ein stahlblauer Panzer, als hing ihm an der Seite ein scharfschneidiges Schwert — so wie es die Bauern aus alten Zeiten her wußten, da der Fürstbischof von Würzburg und der Abt von Fulda auf dem Dammersfeld eine Schlacht geschlagen. —

Es hockte die Angst in der Kirche, — er möge sich umkehren und von dem Fremden reden. Die Erwartung lugte vieläugig nach dem knieenden Dekan. Der Weihrauch kam von dort gezogen und brachte Gewißheit mit, Lösung und Zuversicht, — er betäubte die Gehirne — es war aber wie Befreiung, als der Dekan sich leicht vorbeugte und dem Lehrer, der seitwärts auf dem Bock der Orgel zwischen Altar und Wand und Birken eingeklemmt hockte, einige Worte zuflüsterte.

Nun kam Bewegung in die Starrheit, Gesang in die Stille, Fahnengeflatter in den Wind. — Ein Wort, vor dem jeder sich hier in der Kirche gefürchtet hatte, war nicht über die Lippen gekommen, blieb eingeschlossen in den Herzen. Mancher sprach im geheimen ein Reuegebetlein über eine Begierde und war froh, daß nicht öffentlich über sie zu Gericht gesessen wurde. So hielt der Herr Dekan heute keine Predigt? Heute an Ostern? Oder hatte er sie nur verschoben — hinein zwischen die Messe? Das tat er seltener in den letzten Jahren und nur bei besonderer Bewandtnis.

Doch was so dachte, quoll aus dem Lehmkirchlein wie Wasser aus dem Stein. — Voran schritten zwei Meßdiener in weißen Chorröcken und roten Schulterkrägen. Sie trugen purpurne Standarten, die im Winde schwankten, da funkelten die Goldkränze, die ihnen aufgestickt waren. Zwischen den Standarten aber trug ein Knabe ein Kreuz mit dem angenagelten Christusleib. Er trug ihn aber so, daß der Christusleib mit ausgespannten Armen und sterbendem Gesicht zurück zum Kirchlein schaute, jedem Waller in die blauen Augen. Von dem tanzenden Christusleib kam's wie eine Beschwörung über die Gemeinde, der tanzende Christusleib zog sie alle hinter sich her: die kleinen Schulbuben in den langen Hosen und kurzen Kitteln, die kleinen Schulmädchen in den langbändigen Hauben, den braunen, den schwarzsamtenen, den blauen, den dunkelgrünen, —.

In ihrer Mitte aber schritt der rothaarige Lehrerbursche; er hatte einen halb städtischen Festanzug auf dem Leibe, — aber sein Schritt war fest wie der eines Jägers, die Hand dick wie die eines Schmiedes, seine Stimme aber war mehr laut als rein, er sang

mit jenem Gleichtakt, der weniger aus der schmiegsamen Weise des Liedes als aus dem Willen kam, die seiner Hut anvertrauten Kinder zum festen Mitsingen aufzufordern. —

Und der tanzende Christusleib mit den ausgespannten Armen und dem sterbenden Gesicht und der blutenden Seite zog sie alle hinter sich her: die Männer, die kurzen, gedrungenen, die mit ihren gebeugten Rücken, ihrem breitspurig schleppenden Gang, ihren aus Eichholz geschnitzten Köpfen, den brennroten Haaren und wasserblauen Augen, die getrübt waren, wie blanke Fensterscheiben sich matten, wenn warmer Hauch an sie geht. — Und der ehrwürdige, weißhaarige Herr Dekan mit dem zögernden Schritt, dem milden, alles verstehenden, alles verzeihenden Blick, er, dessen Hand hin und wieder nach dem Herzen griff, dessen Brust hin und wieder nach Luft rang. — Und dahinter die Mädchen mit ihren Osterkränzen und mit Mari Madlen, der träumischen Marienbildjungfrau, — dann die Frauen, die huschenden, die letzten, die nachhinkenden, sie alle zog das tanzende Christusbild hinter sich her.

Als sie vor das Dorf hinaus und den Seitenhang des Hexentempels hinzogen, schob droben am Himmel eine unsichtbare Hand die bleifarbene Wasserdecke zusammen, daß sie sich wellte, Falten gab und Wolken formte, durch die es blau leuchtete — ein nasser Dunst lag auf den Feldern, aber er zerstäubte schillernd in der vorbrechenden Sonne. Doch war unter den Wallenden einer, der jetzt stehen blieb, — die würzige Luft, die grell kühlende, durch die Lungen zog und die Hände zur Brust hob? Dort hatte einer Lust dazu, — aber er ließ es. Sah einer nach dem lachenden Grün? Hörte einer auf das Getriller der Lerche? Sah einer nach dem Kriechen der Spinne, die vor seinen Füßen über die rissige Erde zickzack fuhr?

Ihnen voran aber tanzte der Christusleib mit ausgespannten Armen und blutender Seite. Ihm folgten sie alle, ihm sangen sie Siegeslieder, aber ihr Mund log, — ihr Herz verkehrte das Kirchenjahr, da sie durch die Fluren zogen, und hielt eine eigene Andacht, — der Triumphzug wurde zum Bittgang. —

Es war aber, als schritte an ihrer Seite mit durch die Fluren der Tod; ginge mit in Reih und Glied, ginge stumm und betrachtend, vorgebeugt mit Kopf und Brust, die Sense über der Schulter und hier und da machte er „Hem!‘ — als sei er erkältet.

‚Nachbar,‘ stößt einer ihn an, ‚Ihr habt drüben auf Eurem Rain dieses Jahr ein schönes Korn —‘

‚Hem!‘ — sagte er.

‚Die Wiese vom Betze Michel steht prächtig, — schad, daß der Jud hinter ihm her ist, — ob der Michel sich rausreißt, wenn seine Kalbin wirft?‘

‚Hem! —‘

‚Strenger Richter aller Sünder,
Treuer Vater Deiner Kinder, —
Nachbar —!‘

‚Hem! — schwätzt nicht! Was kommt, kommt von Gott! Er gibt Sonnenschein und Regen, treibt die Winde und schickt die Wolken —.‘

Der Blick, der jemals auflodernd und gierig über ein Feld hinleuchtet, erstarrt nach drei Schritten und versteinert.

Drüben im Feld springt ein rot Teufelein, springt von Steinrück zu Steinrück, der Prozession voraus und hinternach und lugt nach Sünden. Umsonst sucht es Leidenschaft in solchem Geschehnis. Schritt für Schritt gehen die Männer, schlurchen die Frauen, hüpfen die Kinder, als seien sie unbeteiligt an allem, unbeteiligt selbst am Gebet, das Sünde über Sünde bekennt, das Hagel und Blitz und schädliche Mehrung der Tiere, Dürre und Wassernot gerechte Strafen der Gottheit nennt und keinen Rückhalt nimmt für des Menschen sündhafte, ach, vielleicht gar nicht erkannte Missetat und nur um eines betet, bittet, bettelt, winselt, — um unverdientes Erbarmen, dessen man gar nicht würdig ist. Es sind willenlose Werkzeuge eines Willens, der ihnen gebietet; sie gehorchen wie Beschriene einem Schrei, der sie wallfahren heißt. Sie würden anders tun, wären sie frei — frei von was? — von Sünde? — vom Bewußtsein? — vom Fluch? — vielleicht auch nur von einer Beschwörung? Nun aber, da sie beschworen sind, zu ihrem Fluch oder Heile, tun sie also kraft der Beschwörung.

Das rote hüpfende Teufelchen in den Steinrücken knirscht mit den Zähnen.

Siebenmal sieben Vaterunser tönt das Sterbeglöcklein aus dem Tal zu dem Zug, der durch die Fluren schreitet, als sei er nicht von dieser Welt; er folgt dem Kreuze mit dem tanzenden Christusleib, das ein Kind aus überirdischen Höhen vor ihnen herträgt.

Nichts Irdisches ist an ihnen —

— es sei denn — da kichert das rote, in den Steinrücken hüpfende Teufelein —

— denkt da der alte Herr Dekan an die lahme Dorothe, die da wartet, bis einer kommt und zu ihr sagt: Steh auf, nimm dein Bett und wandle? Wie wurde der alte Herr Dekan so greisenalt — da die eine, um die er kämpfte Jahre — Jahre — lange Jahre, ihn auch heute wieder von sich wies. Der alte Herr Dekan kann sterben eher denn sie. Was hilft es ihm, da er hundert dem Herrn erhielt, die des Herrn waren. Die eine, die des Teufels ist, kann er dem Herrn nicht retten. Sein jahrelanges Beten um diese Gnade war ihm nun wie Hohngeschrei — da kicherte das rote, in den Steinrücken hüpfende Teufelein.

Nichts Irdisches ist an ihnen —

— es sei denn — da kichert das rote, in den Steinrücken hüpfende Teufelein —

Ei, freut sich die stolze Marienbildjungfrau nicht ihres eidechsengrünen Rocks, der weißseidenen Schürze, des blauen Mieders mit dem roten Latz, — ei, freut sie sich nicht ihrer schlanken, feinen Gestalt, der roten Wangen, der blauen Augen, des goldenen Haares und des Hochzeitskränzleins, das darinnen saß? — Mari Madlen machte einen großen Schritt, über eine Pfütze hinwegzukommen, die da auf dem Pfade stand und erschrak über die Schönheit, die sie in dem Wasser sah. Das war keine Wasserpfütze — das rote Teufelein hatte ihr einen Spiegel vor die Füße geworfen, daß sie sich sehe, wenn sie drüber hinwegschreite —.

‚Ei, schön bist du! tausendschön! Eines Heidenkönigs königliche Braut. — Ei, wolle nur fliehen, flieh nur fort von hier, — fliehst ihm gradwegs in die bräutlichen Arme —‘

Durch Geröll und Felsen ging's hinan, da löste sich alle Ordnung der Wallfahrt und Mari Madlen geriet unter die Frauen — unter die allerletzten — die nachhinkenden.

‚Nachbarin,‘ stößt sie ein humpelndes Weiblein an, — ‚wann kommt der Bote wieder aus der Stadt?‘

‚Hem! —‘

‚Nachbarin, ich habe dem Boten aufgetragen, in der Stadt für mich allerlei auszukundschaften; — mein Vater ist tot —‘

‚Hem! —‘

‚Meine Mutter ist tot —‘

‚Hem! —‘

‚Ich geh' nach Würzburg, in die Frankenstadt, — dort tragen die Mädchen seidene Hemden und die Kinder spielen am Marien-

berg mit güldenen Talern, lassen sie den Hang hinabrollen und schussern mit.' —

‚Hem! —'

‚Nachbarin, sagt doch, wann kommt der Bote?' —

Wer ist das alte Weiblein, das neben der Mari Madlen geht? Geht mit in Reih' und Glied, geht stumm und betrachtend, vorgebeugt mit Kopf und Brust, die Sense über der Schulter und hie und da macht es ‚Hem! —', als sei es erkältet? —

Mari Madlen erschrickt, sie kann nur geradeaus sehen, es ist ihr, als höre sie vom Feld, von der Steinrücke her ein hämisches Kiechern, — — aber da wird sie unfromm, schaut frech nach rechts und links, als schaue sie daheim aus der Haustüre und nicht, als ginge sie in der Prozession. Und wie sie dem alten Fräulein unters Kopftuch guckt und ins Gesicht, — freilich, das ist die Schembre Lisset, die alte Mutter des Boten.

‚He, Nachbarin, sagt, wann kommt der Bote?' —

‚Halt's Maul, du Stück, bet' zu unserm Herrgott, daß er dich net in Versuchung führt.' —

Der alte Herr Dekan hatte sich umgedreht und gesehen, daß Mari Madlen geschwätzt hatte. Das Mädchen fuhr zusammen und senkte den Blick zur Erde. —

Umsonst hatte das kleine, rote Teufelchen weiter gefahndet nach Sünd und Fehl, da kam es zuletzt auf eine List, die Seelen dieser Menschen zu erforschen.

Das war, als vor einer Lourdesgrotte, die im Gefels steckte, die ganze Prozession anhielt, die Litanei zu allen Heiligen zu beten. Da hockte das kleine rote Teufelchen hinter dem Gemäuer und gab acht auf die Männer, die da in Reih' und Glied standen.

Die meisten standen mit gespreizten Beinen da, den Oberkörper etwas krampfhaft zurückgebeugt, die Hände in halber Brusthöhe gefaltet. Alle, die so dastanden, waren Bauern. Diese Haltung haben sie, wenn sie auf ihren Wägen stehen und die Zügel vor der Brust zusammen halten.

Jene, die den rechten Fuß vorstellten und den Oberkörper vorbeugten, waren Holzhauer, Pickelstilmacher oder auch Weber; auch sie haben diese Haltung durch ihr Gewerbe.

Seltsam, hatte einer die Beine verschränkt beim Beten — wer konnte das anders sein als der Schneider, der den ganzen Tag kreuzweis' auf seinen Beinen sitzt? —

— Horch! — ! —

Ein leises, fremdes Tönen, — ein weicher überirdischer Klang kam in das Singen der Wallfahrer und zwischen die Trompetentöne der Musikanten — die sahen sich an, denn es klang wie eine Geige, und keine Geige war unter ihnen; — — ein leises, fremdes Tönen, — ein weicher, überirdischer Klang, wie er in der Sommersonne liegt, in der die Mücken tanzen — — aber es schwoll mächtig an, wie ein Wildbach, — wie ein Strom, — wie ein brandendes Meer —. Der Sang der Waller verstummte jählings — und es verstummte das Lied ihrer Musikanten, und alle reckten die Hälse aufwärts zu den Basaltkaminen, die aus dem Geröll wie halbgefällte Baumstämme schief aufragten — da gewahrten sie droben auf der höchsten der schwarzen Steinsäulen den Geiger. Er hockte an schwindelnder Kante, er schien keine Schwere zu haben, sonst müßte er in die Tiefe stürzen — sein schwarzer Mantel flatterte wie eine Fahne von ihm weg, die Fiedel hatte er unter dem Kinn und strich mit dem Bogen gewaltig über die Saiten hin. — —

Wie ein Wolf in eine Schafherde, kam sein Spiel in die Waller. — Was spielte der aus ihrer Seele — die Gier nach Reichtum und frohen Festen, die sie niedergehalten hatten durch alle Jahre ihres Lebens, — den Fluch der Arbeit, — das Lob der Blumenkränze, die in blonden Frauenhaaren sitzen, — die Glut der Küsse und der sündhaften Umarmungen.

Das war der Teufel, der da droben hockte mit eingeklemmten Beinen. Die Waller hielten sich die Ohren zu mit beiden Händen und zerstiebten nach allen Seiten wie Wasser, in das eine Peitsche schlug.

Nur der alte Herr Dekan blieb zurück, — er und Mari Madlen. Er raffte sich auf in jugendlicher Kraft und rannte gegen die Felsen, kletterte daran empor, — doch rollte das Gestein unter seinen Tritten und er glitt zurück, von Geröll und Staub verschüttet.

Mari Madlen hatte sich auf den Rasen niedersinken lassen, — sie hatte den Fremden erkannt, hatte sein Bild gesehen an diesem Morgen am Gangolfsbrunnen, als der erste Sonnenstrahl in den Ostertau fiel, — sie, — die Braut des Teufels, — sie hob den Leib rücklings stützend mit der rechten Hand, die linke krampfhaft aufs pochende Herz gedrückt, — das zwischen den Schultern wie bei einer Ohnmächtigen hangende Köpfchen hinauf in die Höh', — den Tönen entgegen, die von dort herab kamen, und sog sie ein mit offenem Mund, während ihre Augen schliefen.

Ein gellendes Lachen tönte aus der Höh', — der Geiger war aufgesprungen, hatte die beiden Arme, die Geige und den Bogen in die Luft geworfen und war alsogleich wie der Höllenfürst verschwunden.

Lange noch lag der alte Herr Dekan in Ohnmacht; — als er erwachte, fühlte er sich matt wie nach einem unseligen Schlaf, aber er hatte sonst durch den Sturz keinen Schaden genommen. Er kroch aus dem Schutte, der auf ihm lag, und als er aus dem Geröll abwärts stieg, sah er Mari Madlen auf dem Rasen liegen. Er ging zur Quelle, die aus der Lourdesgrotte hervorsprudelte, tauchte ein Tüchlein hinein und legte es Mari Madlenen auf die Schläfe. Dann nahm er die Wachende, Schwankende in seinen Arm und geleitete sie langsam, Schritt für Schritt, zu Tal. — —

Spät am Nachmittag stieg der alte Herr Dekan hinauf zur ‚Bernsdorfer Kutte'. Die ‚Bernsdorfer Kutte' liegt im Wald vergraben auf der Höh, aber aus der Tiefe der Hölle kommt ein finsterer Gang zu ihr; da stechen die Teufel zu ihrem Zeitvertreib mit dreizackigen Bratgabeln vor und kichern, wenn die Wasser der Kutte wehschreien und hoppsen—; auch das Meer, das in einem zweiten finsteren Gang zu ihr kommt, faßt sie zuweilen toll und grob bei der Hand, und ein Riese und ein Zwerg springen dann miteinander Seil — der Riese Meer und all seine nassen Weiblein brüllen vor Gelächter und quitschen vergnügt, wenn das Seezwerglein jammert und bettelt und dabei immerzu Seil springt. —

Tiefe Sonntagsstille lag heute über der ‚Bernsdorfer Kutte'. —

Ein Knabe trug dem alten Herrn Dekan mehrere Säckchen Goldstücke nach, die die Bauern im Pfarrhof abgeliefert hatten.

Wieder hub jenes Geigenspiel an, als der alte Herr Dekan am Ufer des Waldsees stand und hinblickte über das Wasser, — doch als er die Beutel nahm, sie zusammenband und mit einem Stein beschwerte, — das alles aufraffte und weit hinauswarf in die Mitte des Sees, — da ward die Geige still.

Der Dekan horchte, ob ein höhnisches Lachen aus der Tiefe käme — aber es blieb still — nur ein Wasserstrahl sprang auf und fiel plätschernd in den See zurück.

Dann ging der alte Herr Dekan durch den Wald nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Ein mit Röntgenstrahlen untersuchtes Madonnenbild / Von Joseph Wilpert

1. Vorbemerkungen.

Auf der Suche nach Arbeiten der Nazarenerin Marie Ellenrieder stieß ich in einer kleinen, der Auflösung nahen Privatsammlung auf ein Tafelbild, welches die Mutter Gottes mit dem Jesuskind in den Armen darstellt. Über seine Herkunft war leider nichts Bestimmtes zu erfahren: der Sammler ‚dürfte es in Karlsruhe, Konstanz oder in Oberitalien gekauft haben', bekam ich zur Antwort. Italien hatte offenbar die größte Wahrscheinlichkeit für sich; dafür schien jeder Zug des Bildes zu sprechen. Die hohe technische Vollendung, sowie der innige Ausdruck des Kindes und der Mutter zogen mich so mächtig an, daß ich es kurz darauf für meine Kapelle erwarb (Fig. 1). Die Erhaltung ist in der Hauptsache sehr gut. Nur die linke Hand Mariä wies einige Blasen auf, die später ausgebessert wurden.

Ungeachtet seiner guten Erhaltung ist der Zustand des Bildes nicht mehr der ursprüngliche. Bei der Mutter Gottes bemerkte ich auf den ersten Blick, daß von ihrer Palla unten, am linken Arm und am Kopfe unter der obersten Farbe einiges verborgen war, was eine reiche Anordnung des Mantels und seines Faltenwerks voraussetzte. Hieraus mußte man folgern, daß wenigstens an den genannten Stellen eine Übermalung stattgefunden hat. Unwillkürlich tauchte da in meiner Erinnerung das Apsismosaik mit den Hirtenszenen von S. Aquilino in Mailand auf, wo ich unter der Ölfarbe, die bei der im 18. Jahrhundert erfolgten Restauration über die schadhaften und mit Stuck ausgefüllten Smalten gestrichen worden war, unbestimmte Reste von Figuren entdeckte, die nach ihrer Freilegung viel zur richtigen Deutung der Szene beitrugen.*

Die Übermalung des Tafelgemäldes reizte meine Neugierde in gleichem Grade. Wann und warum sie aber vorgenommen wurde, konnte nur von einer fachmännischen Untersuchung beantwortet werden. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Da das Bild einer gründlichen Reinigung wie auch einer Rostung bedurfte, so brachte ich es gelegentlich meines Aufenthaltes in München am 2. Januar l. J. (1917) in die Königliche Pinakothek und vertraute seine Instandsetzung Herrn Max Müller, einem ihrer Restauratoren, an.

Das Ergebnis der ersten an der Tafelmalerei mit der Lupe gemachten Beobachtungen teilte mir Herr Müller in Gegenwart Seiner Exzellenz des Herrn F. A. von Kaulbach mit, dem ich das schöne Bild gezeigt hatte und der sich als Künstler dafür gleich sehr interessierte. Den Mitteilungen zufolge

* Wilpert, ‚Die römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom IV. bis zum XIII. Jahrhundert' (Freiburg i. B. 1916), Taf. 41, S. 264 ff.

war es als sicher anzunehmen, daß die jetzige Malerei eine ältere, hie und da beschädigte verbirgt. Es eröffnete sich somit ein Feld für Konjekturen. Die nächstliegende war, in dem unteren, also ursprünglichen Gemälde, ein mittelalterliches, durch längeren Gebrauch stark abgenutztes Andachtsbild, eine sogenannte Ikone, zu vermuten, die man durch Übermalung erneuert habe. Dem schien jedoch der Zustand der Holztafel zu widerstreiten, der den Gedanken an ein zu hohes Alter ausschloß.

Zum Glück sollte alle Unsicherheit schwinden. Herr Müller, der sich seit längerer Zeit mit Röntgenstudien befaßt, verfiel auf die Idee, die einzig und allein zum Ziele führen konnte: Durchleuchtungen mit Röntgenstrahlen anzuwenden. Nachdem ich die Zusicherung hatte, daß die Farben des oberen Gemäldes dabei in keiner Weise zu Schaden kämen, wurde von dem Röntgenologen Herrn Dr. med. Georg Frey in München zuerst die obere rechte Ecke durchleuchtet und photographiert. Das Resultat war geradezu verblüffend: was mir wenige Tage zuvor Herr Müller in einer auf Grund seiner ersten Beobachtungen entworfenen Umrißzeichnung vorgeführt hatte, ist jetzt auf photographischem Wege und mit einer Schärfe wiedergegeben, daß man hie und da sogar den Pinselstrich des ursprünglichen Bildes zu erkennen vermag. Noch mehr: man steht vor der überraschenden Tatsache, daß die obere Malerei, also die Übermalung, ausgeschaltet ist; man sieht nur die untere, die erst dadurch so recht zur Geltung kommt. Ich ließ nun von dem ganzen Bild eine photographische Röntgenreproduktion in natürlicher Größe anfertigen; sie geschah in zwölf Stücken, welche zusammengesetzt und auf einen Karton aufgeklebt wurden. Das Hauptstück mit den Köpfen der beiden Gestalten bringe ich in Figur 2.

Dieses Verfahren, das auf dem kunsthistorischen Gebiet in solchem Umfang und mit solchem Resultat bis jetzt nicht seinesgleichen hat, setzt uns in den Stand, die Entstehung des Bildes in seinen Hauptstadien mit genügender Klarheit zu verfolgen. Das Bild selbst wird uns bis zu einem gewissen Grade seine Geschichte erzählen.

2. Die ursprüngliche Malerei.

Die Röntgen-Reproduktion ergab sozusagen ein ‚Negativ' (Fig. 3). Um sie in jeder Hinsicht auszunützen, verschaffte ich mir durch eine nochmalige Photographie derselben auch das ‚Positiv' (Fig. 4). Zur richtigen Würdigung beider muß eigens betont werden, daß man an eine Röntgenaufnahme nicht die gleichen Ansprüche wie an eine gewöhnliche Photographie machen darf, weil sich auf ihr die Farben, welche den größten Metallgehalt und die größte Dichte besitzen, auch am stärksten abheben, während die nichtmetallischen die Röntgenstrahlen durchlassen, und die dünn aufgetragenen metallischen Farbschichten ihnen entweder keinen oder nur geringen Widerstand entgegensetzen und deshalb nicht in die Erscheinung treten. Nach Dr. Alexander Faber, der meines Wissens zuerst die Röntgenstrahlen auf die Erforschung von Tafelmalereien angewendet hat, besteht der „Haupt-

unterschied zwischen Röntgenphotographie und gewöhnlicher Photographie' darin, daß ,diese nur die Oberfläche abbildet, die Röntgenstrahlen aber die ganze Malschicht durchdringen und auf diesem Wege an jeder Stelle des Bildes seinen gesamten Querschnitt zur Projektion bringen'.* Bei der Durchleuchtung eines Ölgemäldes ,sehen wir', schreibt derselbe Autor, ,eine mehr oder weniger deutliche Zeichnung, die uns etwa wie eine wüste Skizze des aufgenommenen Bildes anmutet. Das Röntgenbild ist einer Photographie des Gemäldes ähnlich; aber es ist eben nur eine Ähnlichkeit vorhanden. Die Helligkeitswerte der Farben sind vielfach verschoben, die Konturen nicht immer dieselben und häßliche Flecke und Streifen stören mitunter den Gesamteindruck ganz beträchtlich'.** Bei der Durchleuchtung unseres Bildes machten sich diese nachteiligen Erscheinungen weniger fühlbar, wirkten also auch weniger störend. Daher sind die abgedruckten Photographien derart, daß sie eine annähernd genaue Vorstellung von der ursprünglichen Malerei vermitteln.

Wie man sieht, handelt es sich wirklich um ein Andachtsbild. Ich sage ,Andachtsbild' und verstehe darunter ein Tafelgemälde heiligen Inhaltes, das der Besteller zu religiösen Zwecken, nicht etwa um es einer Bildersammlung einzuverleiben, malen ließ. Derartige Devotionsbilder gab es nach altchristlichem Brauch sowohl in Kirchen als auch in Privathäusern. Bekanntlich pflegte man sie selbst auf Reisen mitzunehmen,*** wodurch sie mitunter in die entferntesten Gegenden kamen.

Obgleich unsere Tafelmalerei in Deutschland erworben wurde, möchten wir es bei dem durch und durch italienischen Charakter des oberen Bildes a priori für wahrscheinlich halten, daß auch das untere von einem italienischen Meister herrührt. Die Komposition als solche ist nicht neu; sie liegt bereits in einigen mittelalterlichen Andachtsbildern fertig vor. Wir erwähnen namentlich die aus dem 13. Jahrhundert stammende Ikone der Galleria Saracini zu Siena,† auf welcher Maria, im Gegensatz zu den älteren Gemälden, das Kind so an sich drückt, daß ihre Wange fast die seinige berührt.†† Die nimbierten Köpfe bieten in ihren vollen runden Formen

---

* ,Eine neue Anwendung der Röntgenstrahlen' in ,Umschau' (Frankfurt a. M. und Leipzig 1914) 249. Vergl. auch den ergänzenden Aufsatz: ,Ölgemälde, im Röntgenlicht', der von demselben Autor in Karl Kötschaus Museumskunde (1914 Bd. X, S. 153—170) erschien. Den Hinweis auf den Artikel in der ,Umschau' verdanke ich Prof. Max Dvořak.

** A. a. O. 246.

*** Als Beispiel aus späterer Zeit erwähne ich Raphaels Madonna del Granduca, welche ihren Namen davon erhielt, daß der Großherzog Ferdinand III. von Toskana, ihr Besitzer, sie ,auf allen seinen Wanderungen mit sich führte'. Vgl. J. D. Passavant, ,Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi' (Leipzig 1839) II, 35.

† Venturi, ,Storia dell'arte italiana' V, Fig. 30, S. 40.

†† Vgl. auch die Ikone der Galleria dell'Academia di Belle Arti zu Florenz (a. a. O. Fig. 29, S. 38).

und den großen Augen ebenfalls einige Verwandtschaft, wie auch die Gewandung der Madonna die gleiche ist. Neu sind also nur die völlige Nacktheit des Kindes, ferner das mit einer Quaste geschmückte Kissen auf dem Schoße Mariä und die Art und Weise, wie die den Hintergrund bildende Draperie über eine in zwei Quasten endigende Schnur geworfen ist. Alle diese Motive, namentlich der von einer fortgeschritteneren Technik zeugende Vorhang, haben für die Zeitbestimmung eine entscheidende Wichtigkeit. Sie sagen uns, daß die Entstehung der ursprünglichen Malerei nicht ins Mittelalter, sondern frühestens in das 15. Jahrhundert zu verlegen ist.

Es wurde schon gesagt, daß der Künstler die Komposition der älteren Kunst entlehnt hat. Ihm einen Namen zu geben, ist gerade deshalb nicht gut möglich. Mehrere Anklänge enthalten die Werke des venetianischen Madonnenmalers Giovanni Bellini (1428—1516), dessen Gestalten häufig einen ähnlichen Kopftypus* und den gleichfalls nur durch einen Kontur angedeuteten Nimbus haben; bei ihm sieht man ferner Draperie im Hintergrund, die an einer Schnur oder einer Stange oder sonstwie befestigt ist; selbst das mit Quasten verzierte Kissen für das Kind kommt vor. Einige seiner Madonnenbilder hängen mit den mittelalterlichen Ikonen auch insofern unmittelbar zusammen, als auf ihnen die bekannten, in Monogrammen ausgedrückten Worte und Namen MP — ΘY und IC — XC übernommen und bei den Gestalten in derselben Verteilung angebracht sind.**

Trotzdem halten wir uns nicht für berechtigt, Giovanni Bellini als den Autor der ursprünglichen Malerei unseres Tafelbildes anzusprechen. Es fehlt vor allem die charakteristische Brüstung, welche auf seinen Darstellungen der Jungfrau in Halbfigur stets im Vordergrund gemalt ist. Gewisse Ähnlichkeiten waren sodann unvermeidlich, weil die Komposition auf ältere Vorbilder zurückgeht. Und die angeführten Motive sind auch bei andern Künstlern anzutreffen.*** Das Kissen z. B. bringt mit der gleichen Verzierung Raphael in seiner Berliner Madonna mit den Heiligen Hieronymus und Franziskus;† bei Verrochio und Andrea della Robbia kommt

* Außer den Gestalten der Gottesmutter kommt hier besonders die hl. Katharina auf dem Madonnenbild der Akademie zu Venedig in Betracht. Bei G. Gronau, ‚Die Künstlerfamilie Bellini‘, in H. Knackfuß' Künstler-Monographien 96 (Bielefeld und Leipzig 1906) Abb. 78 f., S. 94 f.

** Vgl. G. Gronau a. a. O. Abb. 2, S. 5; 39, S. 55; 40, S. 56; 41, S. 57; 58, S. 74; 60, S. 76; 62, S. 78; 66, S. 82; 68, S. 84; 96, S. 86; 77, S. 93; 81, S. 97; 83, S. 99; 85, S. 101; 99, S. 118.

*** Z. B. bei Dürer, Memling, und Lukas Cranach. Vgl. Scherer, ‚Dürer‘ in Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben (Stuttgart und Leipzig) 3. Aufl., S. 28—31; Kämmerer, ‚Memling‘ in H. Knackfuß' Künstler-Monographien 39 (Bielefeld und Leipzig 1899) Abb. 119, S. 125; Heyck, ‚Lukas Cranach‘ a. a. O. 1908, Abb. 12, S. 18; und 23, S. 31.

† Im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. Vgl. Adolf Rosenberg, ‚Raphael, des Meisters Gemälde‘, in Klassiker der Kunst I, 5. Nach dieser Ausgabe sind im folgenden die Werke Raphaels zitiert.

es sogar so häufig vor, daß man bei ihnen von ‚Kissenmadonnen‘ reden kann. Wir verweisen noch auf Bellinis Schwager Andrea Mantegna (1431—1506), dessen Dresdener Madonna in dem Faltenwerk und dem Moireestoff der Palla stark mit der unseres Bildes übereinstimmt.* Mantegnas würdig wäre ferner der kräftige Kopftypus der Jungfrau mit dem vorspringenden Kinn, wogegen die charakteristische Haltung ihres stark zur Seite geneigten Hauptes an Lorenzo Monaco, Ghirlandaio, Botticelli u. a. erinnert.

Die Malerei bietet demnach Berührungspunkte mit Werken verschiedener Künstler, kann also nicht mit voller Sicherheit einer bestimmten Schule, geschweige denn einem bestimmten Meister zugeteilt werden. Wir glauben aber auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn wir ihre Entstehung etwa um das Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts ansetzen und ihren Schöpfer vor allem in den Kreisen von Künstlern vermuten, welche um jene Zeit in Venedig, Padua und Florenz tätig waren. Venedig würde insofern den Vorzug verdienen, als die Malerei auf einer Tafel von Tannenholz ausgeführt ist, das in Italien, Venedig ausgenommen,** so gut wie gar nicht verwendet wurde. Wenn wir sodann erwägen, daß Tannenholz gerade in Süddeutschland häufiger in Gebrauch war,*** so müssen wir auch mit der Möglichkeit eines deutschen Ursprungs des Bildes rechnen, sei es, daß ein italienischer Künstler es in einer süddeutschen Stadt oder ein deutscher nach Skizzen malte, die er sich aus Italien mitgebracht hat. Das weitere Wort möchten wir jedoch dem Spezialisten überlassen.

In der Technik reiht sich die Malerei mit ihrem Kreidegrund der großen Masse der Andachtsbilder ein. Sie ist vermutlich mit harziger Ölfarbe ausgeführt. In den Gewändern, namentlich dem Mantel der Madonna, wurde die Farbe so stark aufgetragen, daß sie im Verhältnis zu dem mit größerer Sparsamkeit gemalten Inkarnat fast reliefartig wirkt. Für die Lokaltöne in der Gewandung und den Fleischteilen gebrauchte der Künstler eine Mischung von Eisenoxyd resp. gebrannten lichten Ocker mit Bleiweiß.

Maria ist als Sitzfigur bis zu den Knien dargestellt. Der Maler hat den Sitz nicht weiter angedeutet. Er verfuhr dabei nach herkömmlicher Sitte, die auch in der Folge eingehalten wurde. Raphael z. B. vernachlässigte dieses Detail auf seinen Madonnenbildern in dem Maße, daß das eine allbekannte, auf welchem er den Sessel angegeben hat, danach ‚Madonna della Sedia‘ benannt wurde. Maria hält mit beiden Händen das Kind und drückt

---

* Henry Thode, ‚Mantegna‘ a. a. O. 1897, Abb. 61, S. 73. Vgl. auch Abb. 95, S. 115 und 99, S. 121.

** Vgl. die Berliner Madonna mit Heiligen, von Jacopo de' Barbari in Venedig gemalt. In dem Katalog (Königl. Museen zu Berlin, Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde, Berlin 1898, S. 14) steht dabei die Bemerkung: ‚Weißtannenholz auf Nußbaum-Blendholz‘.

*** Vgl. Dr. von Frimmel, ‚Handbuch der Gemäldekunde‘ (Leipzig 1904).

es zärtlich an sich. Die Gesichter erscheinen in Dreiviertelansicht und sind in entgegengesetzten Richtungen, die Mutter nach rechts, das Kind nach links gewandt. Letzteres stemmt sich mit dem linken Fuß gegen das auf dem Schoße der Mutter liegende Kissen, um sich aufrichten und die Händchen besser um ihren Hals schlingen zu können. Seinem Alter nach ist es außergewöhnlich jung. Daraus wird sich die unverhältnismäßige Größe des Kopfes erklären, ein Nachteil, der den künstlerischen Eindruck der Gruppe etwas schädigt.

Die Jungfrau trägt eine Tunika mit enganschließenden, bis an die Handwurzel reichenden Ärmeln und darüber als Mantel eine weite Palla, welche Kopf, Brust und den rechten Oberarm verhüllt und auch um Schoß und Knie gelegt ist, wo sie einige schwere, ungelenke Falten bildet. Der Saum der Palla weist dort als Schmuck jene buchstabenähnlichen Zeichen auf, denen man gerade auf Werken des 15. Jahrhunderts* und auch später noch sehr oft begegnet. Die Hoffnung, darin den Namen des Meisters oder ein Datum zu finden, hat sich nicht erfüllt; die Zeichen sind lediglich Ornament. Die Tunika ist weit ausgeschnitten, so daß sie den langen, vollen Hals bis zum Brustansatz frei läßt. Ihr einziger Schmuck besteht in einer schmalen, weißen Borte, mit der sie am Halsausschnitt und an den Ärmelenden umsäumt ist. Der schon im Altertum und noch mehr im Mittelalter übliche Haarüberzug fehlt; man sieht unter der Palla die zurückgekämmten und die Ohren großenteils freilassenden Haare, deren Massen wie aufgelöst** bis auf die Schultern herabfallen und im Gewand sich verlieren. Der Mantel schützt nicht allein Maria, sondern dient auch dazu, die schädliche Luft von dem gänzlich unbekleideten Kind abzuwehren. Zu diesem Zweck hat der Künstler noch hinter der Gruppe den schon erwähnten Vorhang gespannt, der ihr mit den zwei Quasten zu gleicher Zeit einen malerischen Hintergrund geben, dem Bilde also zur Zierde gereichen soll. Die Gestalten sind von kräftigen, fast derben Formen, welche auf dem Röntgenpositiv (Fig. 4) viel zu sehr hervortreten, auf dem Negativ (Fig. 3) dagegen gemildert sind. Man möchte fast meinen, der Künstler habe die Derbheit absichtlich angestrebt, vielleicht um dem Ganzen ein archaistisches Gepräge aufzudrücken, das für Andachtsbilder zu allen Zeiten sehr bevorzugt war. Doch darf man nicht vergessen, daß die Röntgenstrahlen die vermittelnden Töne nicht oder nicht genügend wiedergeben, weil dieselben in der Regel wenig oder gar kein Bleiweiß enthalten. Daher erklärt sich besonders der schroffe Gegensatz in der Hervorhebung der Lichter und der Schatten. Aus dem gleichen Grunde scheint auch der rückwärtige Teil des

* Von den früheren Werken, welche diese Zeichen bieten, verdienen eine namentliche Erwähnung die Berliner Madonnenbilder des Meisters Lippo Memmi.

** Dafür kann nochmals auf Mantegna (bei H. Thode a. a. O., Abb. 65, S. 864) verwiesen werden, dessen Florentiner Madonna mit aufgelösten Haaren in Rom entstanden ist. Vgl. auch das Veroneser Madonnenrelief von Donatello, bei A. G. Meyer, ‚Donatello' a. a. O. 1903, Abb. 67, S. 62.

Vorhangs, welcher auf der Röntgenphotographie links nur wenig unter die Schnur herabreicht, nicht vollendet zu sein, während er in Wirklichkeit mit Sorgfalt zu Ende geführt ist, aber in einer Farbe, die keinen Metallgehalt hat. Den zu großen Kopf des Kindes abgerechnet, muß auch die Zeichnung als durchaus korrekt gelten. Geradezu staunenswert und ganz dem Leben abgelauscht ist die Natürlichkeit in den Bewegungen und die Art, wie das Kind sich der Mutter und wie die Mutter sich dem Kinde hingibt. Dieser Vorzug ist zwar schon auf mehreren mittelalterlichen Ikonen, aber nur in seinen Anfängen, wie die Blüte in der Knospe, wahrzunehmen, während ihn unser Bild, wie man besonders bei der Durchleuchtung sehen kann, bereits in voller Entfaltung bietet. Wir haben es zweifelsohne mit einem bedeutenden Kunstwerk zu tun.

Um den koloristischen Wert der unteren Malerei und ihr Verhältnis zu der oberen genauer zu bestimmen, ließ ich an einigen Stellen, ohne das obere Bild zu schädigen, etwas von der Übermalung wegnehmen. Die Stichproben ermöglichten folgende Feststellungen: die Gewandung und das Kissen sind rotbraun (gebrannter Ocker), die Draperie hellgrün (Mischung von Grünspan mit Weiß), die Schnur und die beiden Quasten und wahrscheinlich auch die Quaste am Kissen von leuchtendem Rot (einer Farbe wie Krapplack), mit neapelgelben Lichtern, die Nimben endlich gelblichweiß und der Hintergrund schwarz. Dieser schwarze Hintergrund zeigt sich auf der Röntgenphotographie (Fig. 4) im Tonwert heller als der grüne Vorhang, ein Zeichen, daß dem Schwarz keine metallische Farbe beigemischt ist. Die untere Malerei würde demnach, freigelegt, etwas farbenreicher sein als das obere Bild; dafür wäre sie aber vermutlich von kälterer Wirkung.

Die Ausbesserung der ursprünglichen Malerei war durch ihren traurigen Zustand gefordert, und dieser selbst scheint hauptsächlich dadurch herbeigeführt worden zu sein, daß das Brett rückwärts zu wenig gesichert war, sich daher nach außen geworfen hat. Die Folge davon war, daß die Farbe Sprünge bis auf den Grund bekam und einzelne Stücke herausfielen.* Zu dieser Entstellung gesellte sich noch ein Riß, welcher in den Kopf des Kindes mit einem Nagel oder sonst einem spitzen Gegenstand in Form eines Gammas (ob absichtlich?) gezogen wurde.

Es ist schwer, den Zeitraum zu umgrenzen, innerhalb dessen sich die Beschädigung vollzog, weil wir nicht wissen, wie und wo das Bild aufbewahrt war. In feuchten Räumen z. B. geht die Zerstörung bekanntlich schneller vor sich als in trockenen; unter Umständen können da fünfzig Jahre hinreichen. Noch weniger Zeit bedarf es, wenn technische Ursachen mitwirken. So sah Vasari ein kleines von Lionardo in Rom (1513 oder 1514) gemaltes Madonnenbild, das wenige Jahrzehnte nach seiner Anfertigung bereits sehr verdorben war.** Diesem Falle ist jedoch kein großes Gewicht bei-

* Alle diese Stellen sind auf der Röntgenphotographie deutlich sichtbar.

** Vasari, ‚Vite‘ ed. Milanesi (Florenz 1879), IV, 47.

zulegen, da Lionardo viel experimentierte, technische Mißgriffe also bei ihm nicht selten vorkamen. Wir wollen und dürfen bei unserem Bilde auch nicht mit Ausnahmen rechnen. Dasselbe bietet nun gewisse Anzeichen, auf Grund derer man versucht wäre, für die Beschädigung der ursprünglichen Malerei etwa ein Jahrhundert anzusetzen. Die zurückgebliebenen Farben besitzen nämlich eine solche Frische und Leuchtkraft, daß sie eine Abnutzung des Bildes, die erst nach Verlauf von langer Zeit einzutreten pflegt, auszuschließen scheinen. Dazu haben die Farben der Übermalung eine große Härte und sind mit der ursprünglichen Malerei zu einem Körper verbunden. Endlich ist über dem Ganzen ein schöner Patinaton gelagert.

So große Beachtung alle diese Anzeichen verdienen, so sind sie doch nicht entscheidend. Die Frische der Farben z. B. kann uns bei der in der Regel gediegenen Technik der alten Meister nicht überraschen, und die Patina kann auch künstlich hergestellt werden. Es dürfte daher geraten sein, den Termin der Übermalung etwas weiter auszudehnen, ja sogar den Anfang des 19. Jahrhunderts dafür offen zu lassen. Mit diesen allgemeinen Angaben wollen wir uns vorderhand begnügen. Völlig sichere Aufschlüsse würde man wohl nur durch die Entfernung der oberen Malerei erzielen. Zu einer solchen Gewaltmaßregel konnten wir uns jedoch um so weniger entschließen, als uns die Möglichkeit fehlte, eine genaue Kopie von der Übermalung anfertigen zu lassen. Nach unserem Dafürhalten stammt nämlich auch diese von einem großen Künstler.

Hier fürchten wir aber zum vorneherein auf Widerspruch zu stoßen. Ist es, wird man einwenden, überhaupt wahrscheinlich, daß ein großer Künstler sich dazu hergeben werde, schadhafte Bilder auszubessern? Diese Frage ist entschieden zu bejahen; denn einen ähnlichen Fall kennen wir selbst aus der Praxis Raphaels, und zwar aus dem Jahre 1508, in welchem der Künstler aus Florenz nach Rom übersiedelte. Raphael hatte seinen Vormund und Onkel von Vaters Seite, Don Bartolomeo Santi, brieflich um den bemalten Schutzdeckel von der Madonna der Präfektin gebeten. Da diese Bitte unerfüllt blieb, so wiederholte er sie in dem Briefe an Simone Ciarla, seinen Onkel mütterlicherseits.* Die Malereien solcher Schutzdeckel, die mehr als die Andachtsbilder selbst den Unbilden ausgesetzt waren, wurden demgemäß auch früher schadhaft, also restaurationsbedürftig.

* Fr. Longhena, Istoria . . della vita e delle opere di Raffaello Sanzio da Urbino — Übersetzung des Werkes von Quatremère de Quincy — (Mailand 1829) 523: „Jo scrissi laltro di alzio prete che me mandasse una tavoletta chera la coperta della nostra donna della profetessa non mela mandata veprego voi li faciate asapere quando ce persona che venga che io possa satisfare amadona che sapete adesso uno avere bisognio diloro.“ Longhena fügt ein ausgezeichnetes Faksimile des Briefes bei, der sich jetzt im Archiv der Propaganda befindet. Vgl. auch J. D. Passavant, Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi (Leipzig 1839) I 529; H. Grimm, Das Leben Rafaels von Urbino (Berlin 1872) 178.

Die Worte: ,tavoletta chera la coperta della nostra donna della profetessa deuten denn auch an, daß der Schutzdeckel bereits von dem Madonnenbilde getrennt war.* Raphael verlangte ihn, natürlich nicht um ihn für sich zu behalten, sondern um die Malerei desselben auszubessern und sich die hohe Dame, an deren Gunst ihm nach eigenem Geständnis viel gelegen war, durch diese Dienstleistung zu verpflichten. Der Fall ist wichtig, weil er dem oben vorgebrachten Einwand den Boden entzieht. Es steht somit a priori nichts im Wege, die Restaurierung unseres Andachtsbildes einem wirklichen Künstler zuzuschreiben. Wie wahr das ist, wird ein näheres Eingehen auf die Übermalung selbst lehren.

3. Die obere Malerei.

Der Prinzipien der monumentalen Figurenmalerei, in der nur die Figur sprechen, alles Nebensächliche schweigen soll, eingedenk erkannte der Urheber des oberen Bildes in dem Vorhang und den Quasten mit richtigem Blick Zutaten, welche in dem kleinen Raum der Tafel etwas aufdringlich sind,** deshalb besser wegfallen. Sie verschwanden unter einer grünlich dunkelbraunen Lasurfarbe. In dieser Farbe wurde, ähnlich wie auf Raphaels Madonna del Granduca,*** der Hintergrund gemalt. Auf das Schoßkissen hat der Künstler ebenfalls verzichtet; es war ein entbehrlicher Gegenstand. Die rotbraune Palla konnte er dagegen nicht ohne weiteres beseitigen; er überzog sie mit einer dunkelgrünen Lasur, was ihm einen sehr passenden Übergang in das Dunkel des Hintergrundes verschaffte. Eine noch größere Hebung des koloristischen Effektes erzielte er schließlich durch die Anbringung eines leichten, luftigen Schleiers, durch welchen die goldblonden Haare hindurchscheinen. Es ist zu beachten, daß ein ähnlicher Schleier in der nämlichen Umlegeweise auf Raphaels Bilde der Großen Madonna Cowper† wiederkehrt. Das Kind hat auf unserer Malerei das eine Ende davon mit seinem Händchen ergriffen und nach vorn gezogen.†† — So bekundet sich schon in dem ersten Schritt des Meisters der oberen Malerei eine große

---

* Die Schutzdeckel, gewöhnlich zweiflügelig, gingen meistens vor den Bildern zugrunde. Ich erinnere an den des Achiropiten der lateranensischen Kapelle Sancta Sanctorum. Vgl. meine ,Römische Malereien und Mosaiken', Taf. 139, S. 1107 f. Aus der Werkstätte Raphaels sei noch der ebenfalls zweiteilige Deckel der (Pariser) ,Kleinen Heiligen Familie' erwähnt. Vgl. J. D. Passavant, ,Raphael', II, 321 f.

** Eine wirkungsvolle Verwendung fand dagegen der Vorhang auf Raphaels großer Madonna ,Sistina'.

*** A. Rosenberg, 22.

† A. Rosenberg, 45.

†† Mit ähnlicher Gebärde erfaßt das Kind den Mantel oder das Kopftuch der Mutter auf einigen Madonnendarstellungen von Luca und Andrea della Robbia (bei P. Schubring, ,Luca della Robbia und seine Familie', a. a. O. 1905, 74, 76, 109).

Selbständigkeit: in durchaus zweckmäßiger Weise hat er alles Überflüssige unterdrückt und das weniger Wichtige in den Hintergrund verwiesen.

Volle Gnade fanden also in den Augen des Künstlers nur die Tunika sowie die allgemeine Form und die wohlgelungene Anordnung der beiden Gestalten.* Die Tunika, von der ein großer Teil durch den Mantel nicht bedeckt war, empfahl sich ihm in ihrer schlichten Einfachheit. Er behielt sie unverändert bei. Das stumpfe Rot mit dem reichen Licht auf der Schulter und den diskreten Falten, die dort angebracht sind, sagte ihm offenbar zu; die vielen Querfältchen der engen Ärmel nahm er mit in den Kauf. Überraschend ist die Geschicklichkeit, mit welcher die Tunika in das neue Bild hineingezogen wurde; man merkt ihr gar nicht an, daß sie zu der ursprünglichen Malerei gehört. Die Beibehaltung der allgemeinen Anordnung und Form führte indes zu dem Nachteil, daß der Kopf des Kindes wie auf der unteren Malerei etwas zu groß geriet.

Von der Tunika abgesehen, war die Übermalung eine vollständige. Was hat der Künstler aber nicht aus der alten, durch die Beschädigungen entstellten Gruppe zu machen gewußt! Durch einige kühne Pinselstriche von dem Vielerlei befreit und in einem schönen Gesamtton koloristisch abgestimmt, präsentiert sie sich in jener köstlichen Einfachheit, welche der große Lionardo als die notwendige Begleiterin der höchsten Schönheit hinstellt.** Die Gestalten selbst wurden verklärt und mit dem Hauche eines neuen Lebens beseelt. Mit unbeschreiblicher Anmut und Zartheit drückt Maria das Kind an sich, und erwidert dieses die Liebkosung der Mutter. Darin nähert sich die Malerei beispielsweise der Münchener Madonna Raphaels aus dem Hause Tempi;*** sie unterscheidet sich aber von dieser insofern, als die Liebkosung dort stürmischer, ich möchte sagen menschlicher, vor sich geht.

Das Übernatürliche, Göttliche, was die altchristlichen und mittelalterlichen Künstler in der Vorführung der Theotokos besonders betonen wollten, ist bis zu einem gewissen Grade allerdings auch von unserm Werke ausgeschlossen: die durch keinen Dritten, durch nichts eingeschränkte Mutter- und Kindesliebe ist es in erster Linie, die hier zum Ausdruck kommt.

Doch hat der Künstler die Madonna vollständig der Sphäre des Alltäglichen entrückt. Ihr Antlitz ist von einer tadellosen, klassischen Schön-

---

* Wenn man erwägt, mit welcher souveränen Freiheit sich der Künstler seiner Aufgabe entledigt hat, so möchte man fast meinen, er selbst sei der Besitzer der Tafel gewesen. Jedenfalls handelt es sich um ein privates Andachtsbild. Bei den kirchlichen, also öffentlichen Ikonen Roms zum Beispiel, die das italienische Kultusministerium ausbessern läßt, muß der unter der Aufsicht des bekannten Kunsthistorikers Federico Hermanin arbeitende Restaurator sich damit begnügen, die Lücken des Bildes nach den vorhandenen Resten auszufüllen.

** Libro di pittura II, 182, ed. H. Ludwig, in Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance (Wien 1882, XV, 218).

*** A. Rosenberg, 24.

heit: eine gerade, fast griechische Nase, ein mittelgroßer Mund, volle, feingeschnittene Lippen, ein edelgerundetes Kinn, fleischige, runde Ohren, ruhige, große Augen voll sanfter Schwermut, Augenbrauen von der schönsten Bogenlinie und eine mäßig hohe, faltenlose Stirn von großartiger Wölbung. Die fleischigen, wohlgeformten Hände,* mit denen sie den Leib des Kindes leise umfaßt, sind raphaelistisch; sie finden sich bei allen seinen Madonnen, aber erst aus seiner besten, aus der römischen Periode. Am meisten fesseln uns an der Jungfrau der wunderbar sanfte und innige Blick und die entzückende Anmut, mit der sie sich zu dem Kinde neigt, welches aufwärts blickt und die Linke an ihrem Schleier hat.

Das Kind sodann ist der Mutter ebenbürtig. Der wie zum Sprechen geöffnete Mund zeigt ein glückliches Lächeln, und die herrlichen Augen einen reizenden Ausdruck von Freude und Vergnügen. In diesem strahlenden Kindergesicht hat der Künstler sein Höchstes erreicht, hat er die Natur selbst wiedergegeben!

Behalten wir die großen Vorzüge, welche sowohl der Mutter wie dem Kinde eignen, im Auge, so dürfen wir die Worte: ‚Ich bin die Mutter der schönen Liebe,' die der Ekklesiastikus (24, 24) der Personifikation der Weisheit in den Mund legt, und welche die Kirche auf Maria bezieht, mit vollem Recht als Unterschrift unter das Bild setzen.

Das mit vollendeter Meisterschaft gehandhabte Helldunkel geht im letzten Grunde auf florentinischen Einfluß zurück. Lionardo verlangt, daß man vornehmlich Licht und Schatten in den Dienst der Modellierung stellen soll. ‚Wenn eine Figur', schreibt er, ‚in einem dunklen Raume steht, und du siehst sie von außen in der Richtung des Lichtes, so wird der Schatten stark und verschwimmend erscheinen. Eine solche Figur ist voll von Anmut. Male sie und du wirst starke Rundung und große Weichheit im Schatten erreichen.** An einer anderen Stelle bezeichnet er es als die erste Aufgabe des Malers, durch Anwendung von „Hell und Dunkel' dafür zu sorgen, daß die Figur ‚sich als erhabener und von der Fläche losgelöster Körper darstelle'.*** Die Art und Weise, wie auf unserm Bilde Licht und Schatten gegeneinander abgewogen sind, zeigt, daß der Künstler nach diesen Vorschriften gehandelt hat. Bei der Madonna teilt sich, wie z. B. auf Raphaels Bildnissen des Angelo Doni und der Donna velata,† der Kopf genau in der Nasenlinie, so daß die linke Seite hell, die rechte dunkel gehalten ist; ihr Kopf wiederum beschattet das Antlitz des Kindes, dessen Kopf die entgegengesetzte Beleuchtung hat; und von ihren Händen weist die rechte, die mehr im Vordergrund ist, eine größere Lichtfülle als die

---

* Wir erwähnten bereits, daß die linke Hand ausgebessert werden mußte, also nicht mehr ganz ursprünglich ist.

** Libro di pittura II, 86, ed. cit. 144.

*** A. a. O. 3, 412, 404.

† A. Rosenberg, 32, 120. Vgl. auch 159.

linke auf, die mehr zurückliegt, während bei dem Kinde bloß die linke Schulter mit dem entsprechenden Arm und der Hand sowie auch der linke Fuß beleuchtet, das übrige fast ganz in den Hintergrund, also in den Schatten zurückgedrängt ist.

Durch diese ebenso einfache als feinsinnige Verteilung von Licht und Schatten hat der Künstler einen glänzenden Erfolg erzielt; mit der Plastik einer antiken Kamee hebt sich die Gruppe von der dunklen Farbe des Grundes ab.

In technischer Beziehung ist noch zu bemerken, daß die Übermalung der Fleischpartien teilweise mit einem spitzen Pinsel und in dünner Farbe ausgeführt wurde,* so daß die untere Malerei der künstlerischen Wirkung des oberen Bildes zugute kam. Diese kluge Benutzung des Vorhandenen verrät wiederum den Meister.

Es hat sich schon mehrmals Gelegenheit geboten, Berührungspunkte des oberen Bildes mit Werken Raphaels aufzudecken. Wir sind damit noch nicht zu Ende.** Was die Tafelmalereien des Urbinaten nach dem Urteil der besten Raphael-Kenner*** vornehmlich auszeichnet: die Fülle bezaubernder Anmut in Bewegung und Gebärde, die unergründliche Tiefe der Empfindung im Ausdruck der Köpfe, die weiche, runde Modellierung des Fleisches mit jenem zarten, goldenen Weizenton, der in den Lichtern in ein rötliches Weiß und in den Schatten in ein helles Braun übergeht, der milde, durch Lasuren sorgsam zusammengestimmte Schmelz der Oberfläche, alles das sind Vorzüge, die auf unserm Bilde in ganzer Vollendung erscheinen und sich zu einer höchst sympathischen Wirkung vereinigen.

Daß alle diese Anklänge an Raphaels Werke lauter Empfehlungen für

* Infolge der dünn aufgetragenen Farbe der oberen Malerei hat sich unser Tafelbild als ein für die Röntgen-Reproduktion besonders günstiges Objekt erwiesen.

** Bei dieser Veranlassung möchten wir auf zwei flüchtige, nach Brauns Photographie bei A. Rosenberg S. XXI abgedruckte Skizzen Raphaels aufmerksam machen, welche man allgemein mit der Madonna della Sedia in Verbindung bringt, obwohl diese in ein Rund eingeordnet ist, die Zeichnungen dagegen für ein viereckiges Bild bestimmt sind. Beide befinden sich in Lille auf dem Blatte, das den Entwurf zu der Madonna aus dem Hause Alba, zusammen mit dem Auf- und Grundriß eines Hauses enthält. Raphael hat sie nach allem übrigen in die linke Ecke, den einzigen zur Verfügung stehenden Raum, hineingezeichnet, zuerst die untere und dann die obere, deren rechte Seite den äußersten Rand des Aufrisses bedeckt. Beide Skizzen haben mit unserer Tafelmalerei so viel Gemeinsames, daß man sie mit demselben Recht auf sie wie auf die Madonna della Sedia beziehen kann. Wahrscheinlich gehören sie lediglich zu dem großen Materialienbestand, den Raphael mit seiner geradezu unerschöpflichen Phantasie für das alte und stets neue Thema von der Mutter- und Kindesliebe geschaffen und sozusagen auf Lager hatte.

*** Wir denken hier vor allem an Passavant, E. Förster, Crowe und Cavalcaselle, H. Grimm, A. Springer, G. Morelli (J. Lermolieff) und H. Wölfflin,

die Übermalung sind, versteht sich von selbst. Trotzdem dürfen wir in ihrem Urheber nicht einen bloßen Nachahmer des großen Urbinaten erblicken. Seine Madonna unterscheidet sich sowohl in der Gesichtsbildung als auch im Ausdruck von dem, ich möchte sagen fast typischen, Schönheitsideal der raphaelischen Madonnen; ihre Züge sind weniger streng, sind zärtlicher, so daß man sich zu ihr unwillkürlich mehr hingezogen fühlt. Größer noch ist der Unterschied in dem Kopfe des Kindes. In der Bildung des Mundes und dem nach oben gerichteten Blick erinnert das Gesicht zwar an einige Gestalten Raphaels, namentlich an die Londoner Katharina von Alexandrien, die sich wie eine ältere Schwester von ihm ausnimmt.* Aber aus den pausbackigen Kindern der Schöpfungen Raphaels können wir ihm, den Blick abgerechnet, keines zuweisen, das ihm ähnlich wäre. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß der Künstler sich hier an die von der unteren Malerei gebotene Vorlage hielt. Sein Werk ist ja ein Gemisch von Selbständigkeit und Unterordnung. Erstere bekundete er besonders in der meisterhaften Entfernung alles unnötigen Beiwerks, um das Auge des Beschauers auf die Betrachtung der heiligen Gestalten zu lenken. In der Wiedergabe der Gruppe ordnete er sich dagegen tunlichst dem alten Bilde unter; dieses war ja ein Andachtsbild, verlangte also wenigstens in der Hauptsache respektiert zu werden.

Wie bei der ursprünglichen Malerei, fehlt bei dem oberen Bilde jedwede Signatur. Da auch die Zeit der Übermalung nicht mit voller Sicherheit ermittelt werden konnte, so wagen wir nicht, eine Mutmaßung über den Namen des Künstlers zu äußern. Nur wenn es sich, was uns nicht sehr wahrscheinlich dünkt, bestätigen sollte, daß das Bild erst im 19. Jahrhundert übermalt wurde, möchten wir auf die Nazarener hinweisen. Dort, wo die Religion als Quelle aller echten Kunst galt, würde unser Bild vielleicht noch am ehesten seinen Schöpfer finden. Ein Bedenken hält uns indes ganz besonders ab, die Übermalung in eine so späte Zeit zu verlegen. Ein Künstler des 19. Jahrhunderts hätte sie wohl mit größerer Pietät gegen das untere Bild ausgeführt. Solche Veränderungen, wie sie hier festgestellt wurden, erlaubten sich bloß die Künstler der früheren Zeit. Man denke nur an das ‚von J. G. Fischer vermutlich bald nach 1613' übermalte Triptychon Dürers, den sog. Paumgartnerschen Altar, wo wesentliche Bestandteile unterdrückt und unnötige Zutaten hineingemalt wurden.** Doch die letzten Schlußfolgerungen verbleiben auch hier dem Spezialisten.

Der Vollständigkeit wegen sei noch hinzugefügt, daß die letzte Restaurierung sich in der Hauptsache auf eine Reinigung von der Schmutzkruste

* A. Rosenberg, 27. Vgl. auch den Kopf des Evangelisten Johannes auf dem Bilde der hl. Cäzilia (a. a. O. 109) und den Kopf des hl. Laurentius auf der Disputa, wofür ich die von mir veröffentlichte Kopie (Römische Malereien und Mosaiken, II, Fig. 509, S. 1059) zitieren möchte, weil sie jenen Teil des Freskos in einem großen Maßstab bietet.

** Vgl. Scherer, ‚Dürer' in ‚Klassiker der Kunst'.

beschränkt hat. Dadurch wurden die Farben heller und durchsichtiger. Dabei hat am meisten der dunkelgrüne Mantel der Madonna gewonnen, dessen Umrisse auf der vor der Reinigung angefertigten Photographie (Fig. 1) fast ganz verschwunden sind.

4. Schlußbemerkungen.

Die vorstehenden Untersuchungen sind einem Andachtsbild gewidmet, das mit unzähligen anderen das Schicksal einer nachträglichen Übermalung teilt. Die ursprüngliche Malerei hat sich in mehrfacher Hinsicht als ein hervorragendes Kunstwerk erwiesen. Leider waren wir genötigt, sie in der Anonymität zu belassen. Was sie dem Kunsthistoriker besonders interessant macht, sind die daran vorgenommenen Durchleuchtungen mit Röntgenstrahlen und die damit verbundenen photographischen Aufnahmen. Die durch letztere erlangten Aufschlüsse sind so groß und so sicher, daß man hoffen darf, sie werden zu Nachforschungen in weitestem Umfang anregen.* Dadurch wird man, um nur einen Vorteil zu berühren, solche Irrtümer vermeiden, wie sie noch jüngst in einer Bildergalerie begangen worden sind, wo man eine meisterhafte Übermalung mit gewaltsamen Mitteln entfernte, weil man sie für modern hielt, während sie nur wenige Jahrzehnte nach Entstehung des Bildes ausgeführt wurde. Wie viele Rätsel birgt noch so manches von den in öffentlichen wie privaten Sammlungen aufgestapelten Gemälden! Man fertige von ihnen Röntgen-Reproduktionen an, und die Rätsel werden sich klären, wenn nicht verschwinden. So wird unser Tafelbild wie die übrigen bereits untersuchten zum Wegweiser in der kunstgeschichtlichen Forschung werden, indem es ihr ein neues Gebiet eröffnet.

Eine nicht minder große Beachtung verdient das Tafelbild auch wegen der Übermalung, der es unterzogen wurde. Wir glauben zur Genüge dargetan zu haben, warum wir diese einem großen Künstler, und zwar einem genialen Nachahmer Raphaels, dem Madonnenmaler κατ᾽ ἐξοχήν, zuschreiben. Leider war es uns auch bei ihr nicht vergönnt, den Namen des Künstlers ausfindig zu machen. Wir mußten uns mit der Hervorhebung der Vorzüge seiner Schöpfung bescheiden.

* Ein erfolgreicher Anfang geschah, unabhängig von meiner Untersuchung, bereits in Wien. ‚Im März des heurigen Jahres (1917)', schreibt mir Professor Max Dvořak, ‚versuchte ich gemeinsam mit Herrn Dr. Robinson ein bis auf die Landschaft fast ganz und zwar roh übermaltes kleines mantegneskes Bild auf Holz zu röntgenisieren. Die Aufnahme wurde mit dem für medizinische Zwecke verwendeten Apparat durchgeführt und hatte gleich ein befriedigendes Ergebnis. Sowohl die Beschädigungen des Bildes vor der Übermalung als auch die Formen, die durch sie verändert wurden, ja selbst die alten Farbenrisse sind da deutlich wahrzunehmen. Es ist klar, daß eine solche Photographie für die kunstgeschichtlichen Untersuchungen und Restaurierungen wertvolle Dienste leisten kann, wobei in vielen Fällen eine Durchleuchtung des Bildes und Projektion auf einen Wandschirm ohne Plattenaufnahme genügen dürfte.' Es wird dann in Aussicht gestellt, die Untersuchungen im Sommer fortzusetzen.

Wiegenlieder der Madonna*

1. Polnisches Volkslied

Horch, horch, wie leise singt dir die Mutter,
schlafe, schlaf, mein Jesulein.
In einer Krippe mit Heu und Gräsern
liegt dein Traum, mein Söhnelein.

Mein Bündelchen Pracht, du Himmelsvogel,
süßer Milch und Honig voll.
Es träuft dir Mohn in die Engelsaugen,
der dich himmlisch wiegen soll.

Du herzallerliebstes Herrlein Jesus,
mit Rosmarin deck ich dich zu.
Die Amaranten und Hyazinthen
umstellen deine teure Ruh.

Mein kleines Söhnchen, mein Rubinchen,
wenn sich dein Aug nicht schließen will,
so kommen zu singen und hell zu blasen
die Hirten mit dem Flötenspiel.

Nun spielet ihr Hirten meinem Kinde,
meinem Veilchen-Blümelein,
spielet li li, da gehn die Augen
langsam in den Schlummer ein.

---

* Es ist lehrreich, dasselbe Motiv von zwei verschiedenen Künstlern, mehr noch, dasselbe Motiv aus der Empfindungssphäre verschiedener Völker und Stände gestaltet zu sehen. Aus zwei weitgetrennten und doch gleichermaßen echt katholischen Welten bringen wir ein Wiegenlied, das der Mutter Gottes in den Mund gelegt wird: das eine ein im Volk entstandenes polnisches Lied, in der Gegenwart noch gesungen und lebendig, das andere eine Kunstschöpfung von Lope de Vega, ein Zeugnis schlichten religiösen Erlebens aus der Zeit der katholischen Reformation in Spanien. Beide Gedichte wundervolle Proben einer innig-tiefen Glaubenseinfalt und doch: welch lehrreicher Kontrast zwischen der üppigen Bilderüberfülle des namenlosen Volkslieds und der weisen architektonischen Beschränkung in dem Gedicht des Kunstdichters, zwischen der fast schelmischen Heiterkeit in dem polnischen und der ernsten Melancholie des spanischen Liedes. Aber jedes dieser beiden Gedichte ist in seiner Eigenart, so werden auch unsere Leser empfinden, ein poetisches Kleinod von echt weihnachtlichem Gepräge. Das polnische Volkslied wurde von Robert Walter, das Gedicht Lope de Vegas von Max Fischer verdeutscht. Über Polens religiöse Volkslieder handelt eine ‚Rundschau'-Glosse dieses Heftes, über Lope de Vega wird in einem späteren Hefte ein ausführlicher Aufsatz erscheinen. D. Red.

2. Gedicht von Lope de Vega

Die ihr wandelt unter Palmen,
Heilige Engel,
Haltet die Zweige,
Daß schlafe mein Kind.

Bethlehem-Palmen,
Bange erschüttert
Vom wirbelnden Winde,
Der tosend erbraust ist —
Lasset das Lärmen,
Fächelt nur leise;
Haltet die Zweige,
Daß schlafe mein Kind.

Das göttliche Kindlein
Ist müde geworden,
Weinend auf Erden.
O, gönnt ihm den Schlummer,
Die lindernde Ruhe
Von mürbenden Tränen;
Haltet die Zweige,
Daß schlafe mein Kind.

Dräuende Kälte
Hat rings es umgeben,
Ich weiß nicht, was tu ich,
Das Kindlein zu schützen.
O, göttliche Engel,
Die ihr kommet geflogen,
Haltet die Zweige,
Daß schlafe mein Kind.

Der Kampf ums Dasein
Eine biologische Kriegsbetrachtung
Von Bernhard Dürken

Im Waffenlärm verstummen die Musen. Soweit wenigstens die Wissenschaft nicht unmittelbar Nutzen bringt für den Kampf, sei es durch Schaffung von Hilfsmitteln, sei es durch Heilung oder Linderung von Wunden und Schäden, tritt sie in den Hintergrund. Nicht als ob die reine Wissenschaft dem gewaltigen Ringen teilnahmslos gegenüberstehen könnte; denn nicht nur um politische und wirtschaftliche Interessen handelt es sich, wenn auch die Entscheidung darüber für den Wissenschaftsbetrieb von einschneidender Bedeutung ist. Können doch allein durch wirtschaftliche Sicherstellung unseres Vaterlandes die materiellen Grundlagen der Wissenschaft für die Zukunft gewährleistet werden. Bedeutsamer aber, auch für die Wissenschaft, wird sein der Sieg der Ideen, der Ideale, welche uns begeistern und stählen in dem furchtbaren Daseinskampf unseres Vaterlandes.

Daseinskampf — wem von den Lesern fällt bei diesem Ausdruck nicht die zum geflügelten Wort, sagen wir lieber zum Schlagwort gewordene Fassung desselben Begriffs ein, wer denkt nicht unwillkürlich an die Formel Darwins ‚Kampf ums Dasein'? Und wie kommt es, daß, wenigstens als Unterton, bewußt oder unbewußt, der Klang dieser ganz spezifischen Formel mitschwingt, wenn vom Ringen um Sein oder Nichtsein die Rede ist?

Ein Grund dafür ist sicherlich der, daß der Ausdruck eben zum Schlagwort geworden war, daß man bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten, mit klaren oder unklaren Vorstellungen von dem Inhalt des Darwinschen Begriffs vom ‚Kampf ums Dasein' sprach und schrieb. Ein anderer Grund dafür aber liegt wohl tiefer und ist nicht ganz so einwandfrei. Darwins ‚Kampf ums Dasein' ist ein Ausfluß des Zeitgeistes, ja, man kann geradezu sagen die biologische Formulierung dieses Zeitgeistes. Wir alle sind Kinder unserer Zeit und werden nur zu leicht von den Ideen dieser Zeit beeinflußt, freilich ohne uns immer Rechenschaft darüber zu geben, ob die Grundlagen dieser Ideen gesund und fest begründet sind. Und das mag auch der zweite Grund sein dafür, daß in dem genannten Falle so leicht eine verwandte Saite mitklingt.

Die Beeinflussung menschlicher Betätigung durch die allgemeine Denkweise der Gegenwart liegt auf der Hand und ist keineswegs immer von Nachteil, insbesondere dann nicht, wenn das Geschaffene unabhängig von der Ideenlage der Zeit nicht gedacht werden kann. Man denke nur an die bildende Kunst, bei der gerade der Zeiteinschlag ein Wesentliches an dem Wert ihrer Leistung mitbedingt, den Stil. Anders freilich ist jene Beeinflussung zu beurteilen, wenn dadurch etwas von der Zeit Unabhängiges eingeschränkt und in der Fortentwicklung gehemmt wird, wie

eine naturwissenschaftliche Theorie, die nicht von vornherein auf dauernde Gültigkeit verzichtet. Freilich in ihrer Entstehung sind solche Theorien immer von ihrer Gegenwart abhängig, darin kann kein Nachteil erblickt werden; dieser beginnt erst dann, wenn zeitliche Ideen Vorurteile schaffen, welche die Verbreitung einer falschen Theorie begünstigen oder deren Richtigstellung hemmen.

Die Grenzwirkung des geistigen Gesichtskreises äußert sich bei Behandlung naturwissenschaftlicher Probleme vornehmlich zunächst in einer naiven Vermenschlichung von Naturvorgängen, leider nicht nur bei der unkritischen und nicht urteilsfähigen breiten Masse, sondern auch häufig in zuständigen Kreisen. Es möge nur erinnert werden an die Vermenschlichung der Instinktäußerungen der Tiere und deren zähe Nachwirkung in wirklich ernstgemeinter Tierpsychologie. Besteht bei derartigen naiven Vermenschlichungen einigermaßen günstige Aussicht für ihre Bekämpfung, also für die Loslösung der Problembehandlung von der Zeitlage, so gestaltet sich dieser Kampf weitaus schwieriger, wenn ein speziellerer Grundzug der allgemeinen Denkweise sich in den Lösungsversuch eines speziellen Problems eingeschlichen hat. Und das gilt für die von Darwin und seinen Nachfolgern zur Geltung gebrachte Form der Abstammungslehre, die durch die Selektionshypothese oder die Zuchtwahllehre ihre besondere Färbung erhielt. In ihr ist die Grundlage das Nützlichkeitsprinzip, das sich durch den ‚Kampf ums Dasein' Geltung verschafft.

Die Zuchtwahllehre will eine Erklärung bieten für das Zustandekommen der Deszendenz der Organismen, d. h. für die Abstammung hochorganisierter Lebewesen von einfachen Urformen. Die Deszendenztheorie als solche ist unabhängig von der Selektionshypothese; wenn auch letztere fällt, bleibt jene bestehen.

Nach Darwin bildet das richtungslose Variieren der Tiere und Pflanzen den Ausgangspunkt für die Entstehung der mannigfaltigen Arten und für das Fortschreiten derselben vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die ständige Zunahme der Organismen und der daraus sich ergebende Wettbewerb um die Existenzbedingungen, kurz, der ‚Kampf ums Dasein' bringt es dazu, daß die weniger günstigen Varianten zugrunde gehen, daß nur die zufällig am passendsten organisierten Individuen, die sich aber zunächst nur durch geringe Abweichungen von den weniger passenden unterscheiden, aus dem Kampfe siegreich hervorgehen, am Leben bleiben und zur Fortpflanzung kommen. So treibt die Natur eine Zuchtwahl ungezählte Generationen hindurch, wobei des weiteren dieser Zuchtwahl eine akkumulative Wirkung zukommen soll derart, daß die durch Generationen hindurch tätige natürliche Zuchtwahl die zufällig eingetretene, anfangs geringe günstige Variation mit jeder Generation steigert und weiterentwickelt. Die Grundlage dieser Hypothese läßt sich in drei Schlagworte zusammenfassen: Zufall, Konkurrenzkampf, individuelle Nützlichkeit des Erworbenen, kurz: Utilitarismus.

Zwei dieser Momente tragen deutlich den Stempel des Zeitgeistes an sich: klar zeigt sich das in der Übertragung des Konkurrenzkampfes als ‚Kampf ums Dasein' auf die gesamte Organismenwelt und in der Anwendung der Denkweise des Utilitarismus auf Naturvorgänge.

Dieser Gedanke findet sich auch angedeutet in dem jüngsten gegen den eigentlichen Darwinismus gerichteten Werk, in Oscar Hertwigs trefflicher ‚Widerlegung von Darwins Zufallstheorie'.* Um den Umfang des Zeiteinschlags in Darwins Hypothese richtig zu würdigen, ist vor allem ihre naturwissenschaftliche Begründung und Haltbarkeit zu prüfen. Hier soll keine ausführliche Kritik gegeben werden; der Hinweis auf Hertwigs vorzügliches Buch mag genügen.

Nur zwei Fragen mögen in wenigen Sätzen eine Antwort finden.

Darwin ging bei Aufstellung seiner Hypothese vor allem zunächst aus von Ergebnissen der Tier- und Pflanzenzüchter. Sehen wir ganz ab von der Unklarheit, die bei ihm betreffs des Begriffs ‚Züchtung' herrscht, und stellen wir die erste Frage: leistet die künstliche Zuchtwahl wirklich das, was Darwin ihr zuschreibt?

Nach ihm sind die Erfolge der Zucht domestizierter Tiere und Pflanzen darauf zurückzuführen, daß durch immer wiederholte zweckbewußte Auswahl seitens des Züchters die zufällig und richtungslos auftretenden für den Menschen wertvollen Variationen in den Nachkommen gesteigert werden, daß der Auslese durch den Züchter akkumulative Wirkung zukommt und daß die so betriebene Zucht selbst schließlich eine neue besonders wertvolle Rasse schafft. Den Widerspruch, daß auf der einen Seite die Neubildung schon als irgendwie gegeben angesehen wird, auf der anderen Seite die Zuchtwahl erst das Neue hervorbringen soll, lassen wir unberücksichtigt. Was sagt die exakte Forschung zu dieser Leistung der künstlichen Zuchtwahl? Sie lehnt dieselbe vollständig ab.

Auf zweifache Weise können neue Formen hervorgebracht werden. Der erste Weg ist gegeben durch Kreuzung zweier Rassen. Wie die exakte Erblichkeitslehre nach den Grundsätzen von Mendel bewiesen hat, treten dabei auch neue konstante Rassen auf, die sich durch geeignete Zuchtwahl oder Selektion rein weiterziehen lassen. Aber diese Selektion hat mit der Entstehung der neuen Rassen nichts zu tun; diese beruht vielmehr auf einer durch die Kreuzung bewirkten Umkombination der Erbmassen. Die Selektion oder Zuchtwahl erreicht lediglich eine Isolierung der unabhängig von ihr entstandenen neuen Formen und ermöglicht dadurch, sie in größerer Individuenzahl zu erhalten, als es bei freier Fortpflanzungsmöglichkeit der Fall wäre.

Der zweite Weg zur Erzielung neuartiger Rassen ist das Auftreten von Mutationen, d. h. erblichen Veränderungen, welche plötzlich und sprung-

---

* Oscar Hertwig, Das Werden der Organismen. Eine Widerlegung von Darwins Zufallstheorie. Jena. 1916.

weise unter den Nachkommen erscheinen, besonders dann, wenn die Organismen unter neue Kulturbedingungen gebracht werden. Mehr braucht hier darüber nicht gesagt zu werden. Die Zuchtwahl ist ohne Einfluß darauf; sie vermag nur die neuen Formen zu isolieren.

Auf dem Vorgang der Isolierung beruht es auch, wenn durch immer wiederholte Auswahl der Nachkommen zahlreicher Individuen einer ‚Art' scheinbar eine neue Art gezüchtet wird. Wie namentlich die bahnbrechenden Versuche von Johannsen gezeigt haben, kommt letztere nicht zustande durch ‚planmäßige Häufung kleiner Veränderungen Schritt für Schritt durch Auswahl des Passenden nach Darwin', sondern durch Sortierung der ursprünglichen ‚Art' in ihre reinen Einzelarten oder ‚reinen Linien'. Was im allgemeinen — und auch von Darwin — unter ‚Art' verstanden wird, besitzt keineswegs eine einheitliche Beschaffenheit, sondern setzt sich aus mehreren oder vielen ‚reinen Linien' zusammen. Ist durch wiederholte Zuchtwahl einmal eine solche isoliert, so kann auch noch so häufige Selektion ihre Beschaffenheit nicht mehr ändern. Vor allem auch strafen die exakten experimentellen Tatsachen die akkumulative Wirkung der Selektion Lügen.

Kommen wir zu der zweiten Frage: was sagt die exakte Naturbeobachtung zur natürlichen Zuchtwahl, in der die Natur durch den Kampf ums Dasein die Stelle des Züchters vertritt? Auch hier müssen wir zu einer Ablehnung der von Darwin und seinen Nachfolgern gelehrten Wirkung kommen.

Danach sollen zunächst nur kleine Abweichungen den Ausgang für die Artentwicklung abgeben. Sind dieselben günstig im Kampf ums Dasein, so retten sie ihre Träger vor dem Untergange: das Passende überlebt und steigert sich im Laufe der Zeit durch Wiederholung der natürlichen Auslese. Die akkumulative Wirkung der Selektion wurde schon als unzutreffend gekennzeichnet. Dazu kommt nun, daß kleine Organisationsvorteile überhaupt keinen Selektionswert besitzen, d. h. daß sie ihrem Träger gar keinen derart wesentlichen Nutzen bieten, daß er leichter als andere Individuen allen Gefahren entgeht. Erst, wenn jene Vorteile ganz erheblich sind, kann von einem Nutzen die Rede sein. Deshalb geben kleine nützliche Variationen gar keinen Angriffspunkt für die Wirkung der Selektion. Ein nur etwas günstiger gestaltetes Organ bietet bei der Vielheit der Organe im Organismus kein ausschlaggebendes Moment im Existenzkampf. Dazu kommt, daß der Tod aus sehr zahlreichen Gründen eintreten kann, gegen die jede Art von Organisation machtlos ist. Will man ein drastisches Beispiel, so denke man nur an die Helden im Schützengraben.

Überhaupt haben viele Eigenschaften und morphologischen Merkmale gar keinen Selektionswert; sie sind für die Existenz des Lebewesens überhaupt gleichgültig. Wie aber sollen sie dann durch natürliche Zuchtwahl nach dem Nützlichkeitsprinzip entstanden sein? Die allermeisten systematischen Merkmale gehören hierher, z. B. die ungleiche Form und Zahl der

Blütenblätter bei Pflanzen, der Schuppen bei Fischen und Reptilien, der Haare bei den Säugern. Noch auffallender tritt das zutage, wenn man tiefergreifende Organisationsunterschiede heranzieht. Bei konsequenter Durchführung der Darwinschen Hypothese muß man zu der Vorstellung gelangen, daß weiter und höher entwickelte Formen eine gründlichere Zuchtwahl durchgemacht haben als einfachere, tieferstehende, daß jene also auch besonders gut und besser für den Kampf ums Dasein ausgerüstet sein müssen. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Denn welchen Vorteil bietet in dieser Hinsicht die Säugetierorganisation gegenüber der Fischorganisation? Es kann niemand behaupten, das Säugetier sei besser seinen Existenzbedingungen angepaßt als ein Fisch den seinigen. Wie soll da ein hypothetischer Urfisch durch Selektion im Kampf ums Dasein zum Säugetier geworden sein?

Ja, man kann noch weiter gehen. Höhere, weitentwickelte Formen haben genug Organisationseigentümlichkeiten, die für die Erhaltung des Individuums und damit für die Erhaltung der Art geradezu als ungünstig angesprochen werden können, die jedenfalls in diesem Sinne ungünstiger sind als die entsprechenden Einrichtungen bei tieferstehenden Lebewesen. Wie reimt sich das zusammen mit dem ‚Überleben des Passenden'? Verwiesen sei nur auf den mangelhaften Zahnersatz der Säuger und des Menschen gegenüber dem unbeschränkten Ersatz bei Haien oder auf die Art der Plazentarbildung und den damit in Zusammenhang stehenden Verlauf des Geburtsaktes beim Menschen, die zweifellos eine viel größere Gefahr für die Existenz des Individuums mit sich bringen als die entsprechenden Bildungen bei vielen niedrigeren Säugetieren. So etwas dürfte doch der natürlichen Zuchtwahl, die so ungeheuer komplizierte Aufgaben erledigt haben soll, nicht passiert sein!

Auf weitere Ausführungen können wir verzichten. Die Tatsachen geben keine Stütze für die Darwinsche Selektionshypothese. Sie ist hervorgegangen aus unklaren Vorstellungen über den Begriff des ‚Züchtens' und der ‚Art', aus irrtümlicher Beurteilung der Leistungen der praktischen Tier- und Pflanzenzucht, vor allem aber aus einer Übertragung menschlicher Betätigung auf die Natur, einer Betätigung, deren Richtschnur nur durch die Rücksicht auf den erstrebten Nutzen gegeben ist. An Stelle des zweckbewußten Züchters trat der ‚Kampf ums Dasein', nicht als induktive Folgerung aus den Naturtatsachen, sondern als deduktives Prinzip, geboren aus dem utilitaristischen Zeitgeiste.

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Deszendenztheorie, deren Ursprung ja nicht auf Darwin zurückgeht, sich erst allgemeiner und überraschend schnell verbreitete, als sie zur Trägerin die Selektionshypothese erhielt, und daß das Ursprungsland dieser England ist, wo zu Darwins Zeit der Utilitarismus in den Lehren von Malthus, deren Lektüre Darwin zu seiner Hypothese anregte, prägnante Formen bekam.

Darin, daß es sich bei der Selektionshypothese um ein deduktives

Prinzip handelt, liegt zugleich ihre äußere Stärke und ihre innere Schwäche. Da sie die ganze Formgestaltung durch eine einzige Formel zu erklären vorgibt und da wegen ihrer Unbestimmtheit alle möglichen Tatsachen sich leicht in diese Formel hineinpressen lassen, räumte sie scheinbar mit einem Schlage alle Schwierigkeiten aus dem Wege; sie war und ist noch vielen deshalb ‚so furchtbar einleuchtend', wie man häufig bei ihrer Kritik aus dem Munde der Zuhörer vernehmen kann, daß sie schon deswegen als richtig erscheint; man ist so froh, die Last des Denkens los zu sein. Die utilitaristischen Grundsätze hat die Hypothese nicht verbreitet, sondern umgekehrt. Da das Nützlichkeitsprinzip als einzig richtige Norm auf allen möglichen Gebieten, und leider nicht mehr bloß in England, dem Zeitgeiste seine Färbung gab, fand die Hypothese überall gut vorbereiteten Boden, und auch die Zähigkeit, mit der sie sich, namentlich in populären Kreisen, hält, ist nichts anderes als eine Wirkung der bewußt und unbewußt ihrer Einfluß übenden utilitaristischen Denkweise.

Die innere Schwäche der Hypothese, die darin besteht, die ungeheure Kompliziertheit der Erscheinungen aus einem einzigen Gesichtspunkt heraus zu erklären — was keinem Physiker in der viel einfacheren physikalischen Erscheinungswelt einfallen würde — und zudem noch nicht durch eine induktiv gewonnene naturwissenschaftliche Erkenntnis, sondern durch ein deduktiv angewandtes ‚Gesetz', das nicht aus den Tatsachen folgt, sondern diese von vornherein erklären soll, wird meist völlig übersehen. Es ist auch nicht zu vergessen, daß in unseren Schulen fast nur das deduktive Denken geübt wird, das induktive so gut wie gar nicht, und man wird begreifen, daß vielen Gedankengänge ersterer Art darum stets leichter eingehen. Es würde nicht schaden, wenn das etwas anders würde.

Aber ist nicht der gegenwärtige Krieg das Bild eines Kampfes ums Dasein, wie Darwin es geschaut hat, in einem Maßstab, wie er großartiger nicht auszudenken ist? Zeigt er nicht die Berechtigung des Begriffs? Wer durch die Selektionshypothese geblendet ist, wird leicht zu einem solchen Gedanken kommen. Sehen wir einmal etwas näher zu; es könnte ja fast so scheinen.

Der Krieg ist ein Daseinskampf im eigentlichen Sinne des Wortes; geht es doch sogar ums tägliche Brot. Das Wachstum der Völker und ihrer Lebensbedingungen führte zum Wettbewerb, schließlich zum offenen Gewaltstreit. Die einzelnen Völker erscheinen in ihrer Geschlossenheit wie Individuen, die um ihre Daseinsmöglichkeit in Konkurrenz, in Kampf geraten sind. Dasjenige Individuum wird siegen, wird seine Existenz behaupten, das die günstigste Beschaffenheit aufzuweisen hat. Klingt uns allen nicht in den Ohren das vielberufene Wort: Der wird den Sieg davontragen, der die besten Nerven hat?

Die der Selektionshypothese zugrunde liegende Denkweise entstand zunächst vornehmlich auf volkswirtschaftlichem Gebiet, ging von da auf verwandte Gebiete über und wurde schließlich auf die Biologie übertragen. Wendet man die hier zuletzt erreichte Form derselben nunmehr auf den

Krieg an, so ist das eine Rückübertragung. Durch ein solches Hin- und Herübertragen entsteht aber die Gefahr, daß eine Verwaschung der Begriffe eintritt, und eine solche ist ja auch schon bei der ersten Übertragung eingetreten. Darum hat von vornherein der ganze Prozeß etwas Bedenkliches an sich. Man erkennt auch leicht, daß diese Bedenken gerechtfertigt sind, und zwar wegen des ganz ungleichen Inhalts des Begriffs ‚Individuum'. In der Selektionshypothese tritt ein Einzellebewesen, ein wirkliches Individuum oder mehrere solche, also eine arithmetische Summe von Individuen mit anderen in Wettbewerb. Fassen wir ‚Volk' auch nur als eine solche arithmetische Summe der Einzelmenschen auf, so fehlt sofort das für den Darwinschen Kampf ums Dasein wichtigste Moment, nämlich die günstigere physische und psycho-physische — was darüber hinaus ist, kann nicht naturwissenschaftlich behandelt werden — Beschaffenheit der Individuen einer bestimmten Summe. Man kann unmöglich sagen, daß, biologisch genommen, etwa zwischen einem englischen und deutschen Individuum die günstigere Beschaffenheit nur einseitig verteilt ist; erst recht nicht kann eine solche Verteilung behauptet werden, wenn von arithmetischen Summen solcher Individuen die Rede ist. Ferner ist ‚Volk' gar keine einfache arithmetische Summe, sondern eine höhere Einheit, welche durch besondere biologisch nicht zu erschöpfende Momente begründet wird. Zwischen dem Einzellebewesen und Volk als Individuum fehlt also von vornherein die Vergleichsmöglichkeit. Aber lassen wir derartige Überlegungen einmal ganz beiseite.

Die Selektionshypothese redet vom Kampf ums Dasein dann, wenn mehrere Individuen, unter sich durch Vor- oder Nachteile der Beschaffenheit verschieden, um ihre Existenz in den Kampf eintreten müssen nicht gegeneinander, sondern gegen ein drittes, gegen eine allen gleicherweise drohende Gefahr, gegen einen allgemeinen Feind. Der Kampf des Opfers gegen das Raubtier ist an sich im Darwinschen Sinne kein Kampf ums Dasein; denn nicht etwa mit dem Räuber tritt das gejagte Tier in Wettbewerb, sondern mit seinen günstiger oder ungünstiger beschaffenen Artgenossen, die gleicherweise bedroht sind. Unser Krieg aber ist der Kampf des Opfers gegen das Raubtier, freilich mit dem tröstlichen Unterschied, daß der Räuber das umstellte Opfer in schimmernder Wehr antraf.

Der Krieg ist keine ‚Zuchtwahl', durch welche das zufällig am passendsten organisierte Individuum passiv ausgelesen wird, sondern siegen wird der aktiv zweckbewußte Wille, und in diesem Sinne besteht das Wort von ‚den besten Nerven' zu Recht.

Nicht nur um materielle Güter wogt der Kampf, es geht um Höheres; zwei verschiedene Ideenwelten ringen miteinander. Schrankenloser Utilitarismus hat die Kriegsfackel entzünden helfen. Auch gegen seine Macht richten sich die Feuerrohre. Wird er besiegt, wird die utilitaristische Brille zertrümmert, die so manchem den klaren Blick trübte, so dürfen wir hoffen, daß ein anderer Stempel dem Zeitgeiste aufgedrückt wird, dem Vaterlande zum Segen und auch der Wissenschaft zum Heile.

Kardinal Merciers öffentliches Wirken

Ein psychologischer Versuch / Von Engelbert Krebs

III.

,Meine vielgeliebten Brüder!', so beginnt der Kardinal sein von Weihnachten 1914 datiertes Schreiben.* ,Es ist mir kaum möglich, Euch zu sagen, wie sehr der Gedanke an Euch mir immerwährend gegenwärtig war in diesen Monaten des Leidens und der Trauer, die wir soeben durchlebt haben. Ich mußte Euch plötzlich verlassen am 20. August, um dem verehrten und geliebten Papst, den wir soeben verloren hatten, die letzten Ehren zu erweisen und um zugleich eine Gewissenspflicht zu erfüllen, der ich mich nicht entziehen durfte: die Mitwirkung an der Wahl eines Nachfolgers Pius' X.'

Man kann sich denken, in welcher seelischen Erregung der Kardinal damals Belgien verlassen hat. Seine Überzeugung war es, daß Deutschland durch einen ungeheuerlichen Rechtsbruch sein Vaterland überfallen hatte. Denn von dem längst zur Tatsache gewordenen geheimen Neutralitätsbruch der Belgier selber durch ihr Verhalten gegenüber den seit Jahren Deutschland einkreisenden Mächten wollte er nichts wissen.

Immerhin soll hier sofort eingeschaltet werden, daß ein aufmerksamer Beobachter der Weltgeschehnisse **vor** dem Kriege längst hatte erkennen können und müssen, wohin die Fahrt geht. Denn — als ich mit einem in Deutschland gefangenen belgischen Priester, einem Schüler Merciers, einmal über die ganze Lage vor dem Sommer 1914 mich unterhielt, gestand er mir unumwunden zu: ,Die Einkreisungspolitik des Dreiverbandes war eine offenkundige.' Nun — und wenn in dieser offenkundigen Situation Belgien sich auf Englands und Frankreichs Seite schlug — wenn auch nur unter dem Vorwand, deutsche Neutralitätsverletzungen abzuwehren, dann war der Neutralitätsbruch da und ein Rechtsbruch von deutscher Seite nur formell.

,In Rom', so fährt der Hirtenbrief fort, ,trafen mich, Schlag auf Schlag, die Nachrichten von der teilweisen Zerstörung der Löwener Kollegiatkirche, vom Brand der Bibliothek und der wissenschaftlichen Institute unserer großen Universität, von der Verwüstung der Stadt, von den Erschießungen, den Qualen, die man den Frauen, den Kindern und wehrlosen Männern zugefügt hatte. Und während ich noch unter diesen Schreckensbotschaften schauderte, meldeten uns die Telegraphen die Beschießung unserer herrlichen Metropolitankirche, der Liebfrauenkirche jenseits der Dyle, des bischöflichen Palastes und beträchtlicher Quartiere unserer lieben Stadt Mecheln.

---

* Ich übersetze nach dem Text der ,Réédition française', die mit Vorwort vom 15. Januar 1915 in Le Havre erschien: Lettre Pastorale de Son Eminence le Cardinal Mercier, sur Le Patriotisme et L'Endurance.

Fern von meiner Diözese, ohne alle Verbindung mit Euch, mußte ich in meiner Seele den Schmerz zusammenhalten und ihn mit dem Gedanken an Euch, der mich nie verließ, zu den Füßen des Gekreuzigten tragen.'

Man muß sich in die Seele des Kardinals hineindenken, und man wird, zumal bei der aufreizenden und übertreibenden Art der Ententeberichte, die in Rom ihn erreichten, die furchtbare Erschütterung begreifen, von welcher er erfaßt wurde.

Aber der Fuß des Kreuzes brachte ihm nicht nur rein religiösen Trost. Sofort mengte sich in sein Beten der romanische Nationalismus und gallische Stolz:

‚Und dieser Gedanke', so fährt er in unmittelbarem Anschluß an die zuletzt zitierten Worte fort, ‚stärkte meinen Mut und wurde mir zum Lichte: Eine Katastrophe bricht herein über die Welt, sagte ich mir, und unser liebes kleines Belgien, das trotz allem, in der Masse seiner Bevölkerung seinem Gott so treu geblieben ist, so stolz in seinem Patriotismus, so groß in seinem König und in seiner Regierung, ist das erste Opfer davon.' Von neuem malt er sich die Leiden der Heimat aus und ruft: ‚Warum, o mein Gott, all diese Leiden? Herr, o Herr, hast du uns verlassen?' Und er gedenkt des Eli-Elirufes Christi am Kreuz, ‚und die Klage erstarb mir auf den Lippen, denn ich dachte des Wortes, das unser göttlicher Heiland in seinem Evangelium gesagt hat: ‚Der Knecht soll nicht besser behandelt werden als sein Herr' (Matth. 10, 24).

Man spürt den Hauch der großen Seele, die aus diesen Worten spricht, man fühlt die zwingende Macht der Rhetorik, die trotz aller Ächtheit des Erlebnisses dennoch mit einem leisen Wohlgefallen an der Schönheit des Wortes die Sätze formt, und man weiß, ohne die Seite umzuschlagen, daß aus der Tiefe dieses Leides sich bald ein klarer Gedanke und Entschluß erheben wird: Er lädt die Leser ein, ‚der Lage ins Angesicht zu schauen' und zu hören, was er ihnen von ihren gemeinsamen Pflichten und Hoffnungen zu sagen hat. ‚Diese Pflichten fasse ich in zwei Worte zusammen: Patriotismus und Ausdauer.'

Wer aber vermuten sollte, daß nun, nach so fein abgewogener Einleitung die nüchterne Darlegung der Pflicht der Vaterlandsliebe im deutschen Sinne folgte, der wird enttäuscht sein. Der Meister der Sprache breitet vielmehr noch einmal den ganzen Glanz seiner Schilderungsgabe aus, um uns die Heldenleistungen der Belgier in den ersten Kriegsmonaten und die Erschütterungen seines eigenen Herzens auf der Heimreise und in der Heimat darzulegen. In Le Havre, Löwen und Antwerpen hat er den Verwundeten die Hände geschüttelt und sich gefreut, die Männer vor sich zu haben, die in Lüttich — ‚Frankreich gerettet' haben und in Flandern — ‚England'. ‚Frankreich und England wissen das wohl, und Belgien erscheint heute vor ihnen und vor den Augen der ganzen Welt als ein Land von Heroen. Niemals im Leben habe ich mich so stolz darauf gefühlt,

ein Belgier zu sein als damals, da ich, durchfahrend durch die französischen Bahnhöfe, haltmachend in Paris und aussteigend in London, überall Zeuge war der begeisterten Bewunderung unserer Verbündeten für den Heldenmut unserer Armee.'

In heißen Worten spricht er dem König und jedem Soldaten den Dank des Landes aus, weil diese sich schlagen und ihr Blut vergießen, ‚damit ihr frei bleibt, damit Belgien seine Unabhängigkeit bewahre, seine Dynastie, seine patriotische Einheit, und damit, nach den Wechselfällen des Schicksals auf den Schlachtfeldern, es sich wieder erhebe, edler, stolzer, reiner, glorreicher als je zuvor!'

Sollte sich da und dort zweifelndes Murren gegen Gott in den Seelen erheben, o, der Kardinal ‚versteht nur zu gut dieses Aufbäumen des natürlichen Instinktes gegen die Schläge, welche auf das katholische Belgien herniedergefahren sind; der spontane Schrei des Gewissens ist überall derselbe: daß der Erfolg bald die Tugend kröne, und daß die Ungerechtigkeit bald unterdrückt werden möge!' . . . ‚Besser als irgendwer sonst vielleicht kenne ich das Leid unseres armen Landes.' Und nun erzählt er wieder mit glühenden Worten, was er selber durchgemacht während der sechsstündigen Beschießung Mechelns und dem vierunddreißigstündigen Bombardement auf Antwerpen, was er gesehen auf seinen Fahrten durch die am meisten heimgesuchten Orte seiner Diözese, deren Namen er in solcher Fülle und Gruppierung nennt, daß man glaubt, dem atemlosen Bericht eines Unglücksboten zu lauschen, und er stellt zum Schlusse fest, daß, was sein Auge gesehen, alles übertreffe, was er, ‚trotz meiner sehr lebhaften Vorstellungskraft', sich hätte einbilden können. Und wieder hebt er an mit der Aufzählung von Namen, die wie Keulenschläge ans Ohr des Lesers und Hörers dringen, und gibt Ziffern über die Zerstörung von Häusern und Wohnstätten. Noch einmal erhebt er die Totenklage über die Bibliothek von Löwen — eine Klage, bei der auch das Herz des Gelehrten in Feindesland stärker mitschwingt —, erhebt den Wehegesang über die Gemeinden, die ihrer Hirten beraubt sind — was jedem Priester, ob Freund oder Feind, an die Seele greift —, und weist endlich hin auf die vielen Gefangenenlager Deutschlands, in denen Tausende von weggeführten Belgiern schmachten, und auf die Hinrichtungen von Bürgern und Priestern, Greisen, Frauen und Säuglingen, die durch Brand und Erschießung zugrunde gegangen sind. Wieder und wieder, im Text und in den Anmerkungen, läßt er die aufpeitschenden Litaneien langer Namensreihen ertönen, um so vor den Augen der Leser und Hörer ein möglichst grauenvolles Bild des schrecklichen Gesamterlebnisses aufzurollen.

Dann geht er über zur religiösen Ermahnung. Fast wie ein Arzt, der eine schmerzhafte Wunde berühren soll, weist er auf die Sünden hin, welche das öffentliche Leben Belgiens entstellt hatten, und eindringlich frägt er die Priester, ob sie und er selber wohl immer genügend Sühne

und Buße geleistet hätten für die Sünden des Volkes? ‚Wir arbeiteten; ja! Wir beteten; noch einmal: ja! Aber das ist nicht genug. Wir sind, wir Priester, durch Berufsverpflichtung, die öffentlichen Sühneleister für die Sünder der Welt. Nun, was ist's, das in unserem Leben vorherrschte, das bürgerliche Wohlbehagen oder die Sühne?' — —

Nach diesen Ermahnungen, welche mit Zitaten aus der Hl. Schrift bestätigt werden, weckt er die Hoffnung auf die Rettung Belgiens: ‚Gott wird Belgien retten, meine Brüder; ihr könnt nicht daran zweifeln. Sagen wir besser: Er rettet es schon jetzt. — In Wahrheit, durch den Schein der Brände und die Dämpfe des Blutes, sehet ihr nicht schon die Zeugnisse seiner Liebe? — Gibt es einen Patrioten, welcher es nicht fühlte, daß Belgien größer geworden ist! — Wer von uns hätte den Mut, die letzte Seite unserer Geschichte zu zerreißen? — Wer schaut nicht mit Stolz den Schimmer des Ruhmes, der unser gequältes Vaterland umglänzt? — Während in Schmerzen unsere Mutter den Heroismus gebiert, gießt sie Kraft in das Blut ihrer Söhne!' —

Unmerklich ist das religiöse Hirtenschreiben zur politischen Prunkrede geworden. Die letzten Sätze konnten ebenso gut aus dem Munde Gabriele d'Annunzios stammen. Aber bald kehrt der Stil wieder zur christlichen Mahnung zurück, und so wechseln im ganzen Schriftstück die apostolischen Worte mit den rhetorischen Orchestertönen. — ‚Travailler le Français!' —

Wir begreifen, daß der Oberhirte eines Landes, über welches nach langem Frieden der Krieg mit allen Schrecken hereingebrochen ist, warme, ja heiße Worte finden darf, um Trost und Mut zurückkehren zu machen in die Herzen der verscheuchten Gemüter. Aber der wallonische Rednergeist Merciers erhitzt sich selber an seinen Worten immer mehr und mehr. Anstatt der festen Ruhe des Ausdauerns facht er in sich und den Zuhörern den Durst nach ‚Revanche', den Rausch des Ruhmes, das Hochgefühl des Stolzes an.

Kaum ein Wort begegnet uns so oft in diesem merkwürdigen Hirtenschreiben, wie die Worte fier, stolz, und gloire, Ruhm. Und was der Bischof der nationalen Eitelkeit zu sagen hat, würde kein deutscher Bischof je seiner Herde zuzurufen wagen: ‚Wir können es ohne Überhebung aussprechen, meine Brüder, unser kleines Belgien hat den ersten Rang in der Achtung der Nationen erworben.'

Mit diesem Satze beginnt der zweite Teil des Schreibens, der die Überschrift trägt: L'Endurance. Nun folgt eine rein politische Abhandlung. Ohne auf Sinn und Geschichte der belgischen Neutralität in ihrer wechselnden Gestalt auch nur ein wenig einzugehen, zitiert er ‚L'Article 7 du traité signé à Londres, le 19 avril 1839, par le Roi Léopold au nom de la Belgique, d'une part; par l'Empereur d'Autriche, le Roi de France, la Reine d'Angleterre, le Roi de Prusse, l'Empereur de Russie, d'autre part.' Und kurz im Urteil fügt er hinzu: ‚Belgien hat sein Wort gehalten, Deutschland hat seinen Schwur gebrochen! Voilà les faits!' — —

Das ist eine oberflächliche Art, politische Fragen der jüngsten Gegenwart vor einer breiten Öffentlichkeit zu erörtern. Aber sie entspricht der früher erwähnten doktrinären Weltfremdheit gegenüber den nächstliegenden Problemen, die ihn früher im bürgerlichen Meinungszwist versuchen ließ, mit dem Axiom: ‚L'erreur n'a pas de droit' eine so schwierige Frage wie die nach dem gerechtesten Wahlrecht zu lösen. Würde der Kardinal, wenn er es grundsätzlich ablehnt, sich in deutsche Betrachtungen der belgischen Neutralitätsfrage hineinzulesen, wenigstens einmal sich ansehen, was der Belgier Jean Nélusey im Jahre 1913 in der von der Brüsseler Wissenschaftlichen Gesellschaft veröffentlichten ‚Revue des Questions Scientifiques' (3. Serie, Tome 23, Année 1913, pp. 31 ff. und 397 ff.) über diese Frage zu sagen wußte, oder was im Konfliktsjahr 1887 die englische Zeitung ‚Standard', das Sprachrohr Lord Salisburys, in ihrer Ausgabe vom 4. Februar über den Unterschied der ‚Benützung eines Wegerechtes' und der ‚ungerechten Besitzergreifung eines Gebietes' ausgesprochen hat, so würde er entdecken können, daß es Engländer und Belgier gegeben hat, welche diese Frage nicht so obenhin für gelöst erachteten.

Es mag dem Verfasser des Hirtenschreibens ein Hochgefühl gewesen sein, dem im Lande weilenden Sieger das Wort ins Gesicht zu schleudern: ‚Du hast deinen Eid gebrochen!' Aber so mutig und erhaben diese Sprache auf den ersten Blick erscheint, so peinlich wirkt die Überlegung, daß der Schreiber jenes Satzes sich seiner Person im Purpur der Kirche sicher fühlen konnte, und daß deshalb der Gestus des Martyrers allzu nahe an die Pose des Rhetors heranrückt.

Geradezu unbegreiflich ist für uns nüchterne Deutsche der Schluß des Hirtenschreibens: Der Kardinal sieht die Befreiung des Vaterlandes mit Sicherheit voraus. Er gibt schon Anweisungen über den Bau einer ‚nationalen Basilika des Herzens Jesu' auf den Höhen von Brüssel und über alljährliche Pilgerfahrten zu den Heiligtümern der seligen Jungfrau, ‚um eine besondere Ehrung darzubringen der Patronin unserer nationalen Unabhängigkeit'!

Wir Deutsche, besonders wir Süddeutsche, haben gewiß Verständnis für die Erwählung himmlischer Patrone einzelner Länder. Wir ehren in S. Michael den Schirmherrn des deutschen Volkes und in Unserer Lieben Frau die Patronin Bayerns. Aber wir würden es doch nicht wagen, den Patronat dieser Heiligen, die wir als Fürbitter und Vermittler himmlischer Gnaden auffassen, mit so bestimmten irdischen Ämtern zu belasten, wie es die Bewahrung der belgischen ‚nationalen Unabhängigkeit' ist. Die früher erwähnte Vermengung nationalen und religiösen Empfindens, wie sie dem Romanen eigen ist, kommt so am Schlusse des Briefes noch einmal kräftig zum Durchbruch.

Es war klar: Dieser Hirtenbrief mußte wie ein heißer Sturmwind in die glimmende Glut des belgischen Nationalismus hineinfahren. Zur Förderung der politischen Ruhe und des wirtschaftlichen Arbeitens in dem

seit Monaten schon hinter der Front liegenden Lande konnte er nicht dienen. Und doch müssen wir uns sagen: Wenn es eine besondere Aufgabe der Kirchenfürsten in einem besetzten Lande gibt, so ist es diese: durch vornehme Ruhe, bei Wahrung aller politischen Treue und Aufrichtigkeit, dem feindlichen Regenten des Landes die Durchführung der bürgerlichen Ordnung und die Wiedererweckung des Wirtschaftslebens zu erleichtern, und zwischen Volk und besetzender Macht ein beiderseits geachteter, aufrichtiger Vermittler zu sein.

Freiherr v. Bissing, der zweite Generalgouverneur in Belgien, hatte die Stellung des Kardinals auch von Anfang an so aufgefaßt. Sonst hätte er ihm nicht die große Freiheit des Reisens im Lande gewährt, wie sie außer Mercier keinem Belgier gewährt worden ist. Mit peinlicher Sorgfalt wachte v. Bissing darüber, daß er die Rechte der Kirche in Belgien nirgends antaste. Ich habe darüber aus seinem eigenen Munde ernste und aufrichtige Worte vernommen und mir aus dem Einblick in die Akten des Generalgouvernements, aus eigenen Beobachtungen und aus Berichten von Belgiern, Holländern, Franzosen, Engländern und Deutschen ein Urteil bilden dürfen, das dem zweiten Generalgouverneur die größte Hochachtung entgegenzubringen zwingt.

Der Kardinal von Mecheln hatte für alles dieses kein Empfinden. Wie für ihn der Einmarsch der deutschen Truppen mit zwei Sätzen zum Eidbruch erklärt und als Verbrechen erledigt war, so war ihm der deutsche Generalgouverneur, trotz der Haager Konvention, ein Feind, welchem, wie er selber im Hirtenschreiben sagt: ‚ni estime, ni attachement, ni obéissance' geschuldet wurde. Auf derselben Seite des Hirtenbriefes, auf welcher diese Worte stehen, glaubt er aber, daß selbst die Deutschen den Belgiern ‚Bewunderung' entgegenbringen müssen. Er jedoch verlangt, daß die Belgier der besetzenden Macht nicht einmal Achtung und Gehorsam schulden.

Ich habe an anderer Stelle ausführlich dargelegt, welche Zurückhaltung v. Bissing sich in allen Zweigen der Verwaltung auferlegte, wo es sich um kirchliche Rechte handelte.* Man begreift deshalb, wie schwer die Enttäuschung war, welche der erste Kriegshirtenbrief des Kardinals dem Generalgouverneur bereitete. Ich bewahre darüber ein interessantes Zeugnis, einen Brief des Generalgouverneurs, den er mir mit Datum vom 18. Februar 1915 aus Brüssel schrieb. Darin sagt er über den Kardinal:

‚Seine philosophischen Betätigungen und Kenntnisse mögen ihm einen

* Katholische Monatsbriefe, herausgegeben vom Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkriege, Juli 1915 (Seite 71—82): Die Lage der Kirche im besetzten Belgien. (Die Monatsbriefe sind für das neutrale Ausland bestimmt und nicht im Buchhandel. Der Brief über Belgien ist vergriffen. Die Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. besitzt die vollständige Reihe aller Monatsbriefe in allen Sprachen, in denen sie erscheinen. Dort ist eine Einsichtnahme und Benützung also möglich.)

hohen Platz in der Geisteswelt wohl anweisen; an der Lauterkeit seines Charakters muß ich nach meinen Erfahrungen zweifeln. Er hat mir die positive Versicherung gegeben, er wolle das Seinige dazu tun, um die Bevölkerung zu beruhigen und zur allgemeinen Gesundung der hiesigen Zustände beizutragen. Sein Hirtenbrief hat bewiesen, daß es ihm mit der Erfüllung dieses Versprechens in keiner Weise ernst war. Er hat die Beruhigungsarbeit, die eine meiner wesentlichsten Sorgen war, auf das Empfindlichste gestört. Ein solches Verhalten entspricht weder den gegebenen Versprechungen, noch der Würde eines Weltweisen und Philosophen, sondern es ist die Handlungsweise eines fanatischen und der Beeinflussung der wahren Feinde Belgiens, der Engländer und Franzosen, allzuleicht zugänglichen, also unter allen Umständen unzuverlässigen Mannes. Wenn ich sonach persönlich alle Veranlassung habe, den Charakter des Kardinals als mindestens nicht einwandfrei zu beurteilen, so werden Sie verstehen, wenn diese meine Auffassung auch auf meine Beurteilung der Motive und des Inhaltes des Hirtenbriefes nicht ohne Einfluß bleibt, sodaß ich mich Ihrer Wertschätzung seiner aufrichtigen Absichten nicht anschließen kann.'

Was der Generalgouverneur klaren Blickes in dem Verhalten des Kardinals erkannt hatte, daß es ihm nämlich mit der Erfüllung seines Versprechens, d. h. mit der Unterstützung der öffentlichen Beruhigungsarbeiten nicht ernst war, das sollte sich leider seitdem in kürzeren oder längeren Zeitabschnitten immer von neuem bestätigen. Obwohl ihm nach wie vor die größte Freiheit für seine Automobilreisen kreuz und quer durch Belgien belassen wurde, scheute er nicht davor zurück, in einer kurzen Zwischenzeit, in welcher die Erneuerung des Passes sich verzögert hatte, durch einen provokatorischen Gang zur Stadtgrenze einen Straßenauflauf herbeizuführen, bei welchem nur die Ruhe der deutschen Wachmannschaften das drohende Blutvergießen zu verhindern vermochte. Obwohl ihm ferner trotz der Druckzensur, welche alle Druckereien betraf, die unzensurierte Verbreitung mehrerer an sich harmloserer Kriegshirtenbriefe unbeanstandet durchging, hat er noch zweimal in Hirtenbriefen, zu Michaelis 1915 und in der Fastenzeit 1916, in unbegreiflicher Überschreitung der Grenzen des Zulässigen, kriegspolitische Erörterungen aufreizendster Art in seine religiösen Mahnungen eingefügt. Obwohl ihm aus Hochachtung vor seiner kirchlichen Würde der freie Briefverkehr mit der römischen Kurie und zweimal die Reise nach Rom mit aller Vornehmheit ermöglicht wurde, hat er beide Zugeständnisse dazu mißbraucht, um mit Angehörigen feindlicher Mächte in Verbindung zu treten.

Die stärksten Stücke in dieser Hinsicht waren die Außerlandessendung des von ihm verfaßten bischöflichen Kollektivschreibens an die deutschen Bischöfe,* das Zusammentreffen mit dem Kirchenfeind und Kriegshetzer

* Die Amsterdamer ‚Tijd' vom 15. Jan. 1916, Nr. 20 869 sagt darüber:

Aristide Briand in Rom und der Fastenhirtenbrief nach der Rückkehr aus Rom.

In jenem vom 24. November 1915 datierten und alsbald in feindlichen Zeitungen veröffentlichten Kollektivschreiben* zeigt der Metropolit von Mecheln dieselbe Unbekümmertheit in der Beurteilung zeitgenössischer Fragen, wie seinerzeit in der Wahlrechtsfrage und später im Hirtenbrief über die Schuld Deutschlands.** Mit breitem Selbstbewußtsein werden darin die Aktenstücke des deutschen Weißbuches über ‚die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges‘ als ‚unverschämte Beschuldigungen, von Anfang bis Ende erlogen‘ bezeichnet und der ‚Schwur‘ darauf geleistet, daß dem so ist. Das Schreiben fordert das Unmögliche: daß nämlich über alle diese Fälle eine internationale Untersuchung eingeleitet werden solle. Wiederum also wird eine der unentwirrbarsten Angelegenheiten, nämlich die Verteilung der Schuld an den Leiden belgischer Bürger im Kriege, kurzerhand, ohne die Möglichkeit einer Verteilung auf beide Seiten ins Auge zu fassen, der einen Seite allein zugeschoben, ein Eidesschwur darauf geleistet und ein von vornherein praktisch undurchführbarer Beweis angeboten. ‚L'erreur n'a pas de droit!‘ Dieses Prinzip aus den Wahlstreitigkeiten der Friedenszeiten bewahrte sich der Kardinal auch für solche Kriegsfragen.

Das Zusammentreffen mit Briand in Rom, die Rede an das Volk in Florenz, Briefe von Rom an Kardinal Amette und Monseigneur Baudrillart in Paris, welche sofort in den Zeitungen veröffentlicht wurden,*** endlich der aufreizende Fastenhirtenbrief vom St. Thomastag (7. März) 1916 — dies alles hatte schließlich am 15. März das würdig und ruhig gehaltene Schreiben v. Bissings an Kardinal Mercier zur Folge, worin es heißt:† ‚Von hoher Stelle, die in erster Linie zur Wahrung der Interessen der katholischen Kirche berufen ist, ist mir wiederholt auf das bestimmteste versichert worden, Eure Eminenz würden nach Ihrer Rückkehr aus Rom alle Mäßigkeit bewahren. Ich durfte mich also der Erwartung hingeben, daß Eure Eminenz sich der Kundgebungen enthalten würden, die die Gemüter der leicht erregbaren Bevölkerung Belgiens immer wieder in Verwirrung setzen. Aus diesem Grunde hatte ich auch davon abgesehen, eine Auseinandersetzung mit Eurer Eminenz über die an Ihre Reise zu knüpfenden Vorkommnisse herbeizuführen. Ich meine namentlich den Kollektivbrief der belgischen Bischöfe und die mißbräuchliche politische Ausnutzung des freien Geleites, das der Heilige Vater Eurer Eminenz zu rein kirch-

---

‚Der Entwurf ist gemacht von Kard. Mercier und Msgr. Heylen. Durch vertraute Kuriere wurde das Koncept bei den anderen belgischen Bischöfen rundgebracht, und diese nahmen nur Änderungen untergeordneter Art daran vor.‘

* Text in der Amsterdamer ‚Tijd‘ vom 13. Jan. 1916, zweites Blatt.

** Siehe oben Seite 332.

*** Die Wortlaute siehe in der ‚Tijd‘ Nr. 20 899 vom 14. Februar 1916 und im Vingtième Siècle 468 vom 20. Februar 1916.

† Text nach Wolffs Telegraphenbureau, Berlin, 19. März 1916.

lichem Zwecke für die Fahrt zu ihm erwirkt hatte. Mit Ihrem neuen **Hirtenbrief** haben Eure Eminenz den von berufenster Seite gegebenen Versicherungen nicht nur nicht entsprochen, sondern Ihr Verhältnis zur okkupierenden Macht aufs neue verschärft.'

Über die unerhörte Art, mit welcher Mercier in seinem Fastenbrief die Siegeshoffnung des oft getäuschten Volkes neu zu beleben suchte, sagt der Generalgouverneur:

,An einer Stelle suchen Sie damit zu wirken, daß Sie von der Möglichkeit sprechen, die Ihnen erwünschte Entscheidung könne von der Verbreitung ansteckender Krankheiten erhofft werden.* Mit solchen Willkürlichkeiten versetzen Eure Eminenz die leichtgläubige Bevölkerung in schädliche Aufregung und bringen sie dazu, der Verwaltungstätigkeit der Okkupanten aktiven oder passiven Widerstand entgegenzusetzen.'

Der Generalgouverneur kündigt deshalb an, daß er ,entgegen der bisher geübten Langmut nunmehr jede im Schutze der **kirchlichen** Freiheit betriebene **politische** Betätigung und Schürung feindseliger Gesinnung gegen die völkerrechtlich legitime Autorität der okkupierenden Macht unnachsichtlich verfolgen' werde, und stellt in Aussicht, daß er die bisherige Praxis — ,Verstöße von Geistlichen dem Kardinal zur Ahndung auf dem Wege der kirchlichen Disziplin' zu übermitteln — aufgeben werde, weil der Kardinal selber fortwährend ,das Beispiel der Unbotmäßigkeit' gebe und ,die moralische Verantwortung dafür' trage, ,daß so viele Geistliche sich zu bedauerlichen Vergehen hinreißen lassen und sich teils schwere Strafen zuziehen'.

Was der Generalgouverneur in dem Schreiben aussprach, war nur allzu wahr. Der Kardinal hatte sich mehr und mehr zur Seele des aktiven und passiver Widerstandes gegen die besetzende Gewalt gemacht. Reiche Mittel standen ihm zur Verfügung. In Newyork, beim Hause Morgan & Co., wurde ein eigener Mercierfonds gegründet, um ihn instand zu setzen, seinen Landsleuten zu helfen.** Eine Haussuchung bei seinem Sekretär Loncin ergab seine Beteiligung an der Organisation der ,Oeuvre du môt du Soldat', welche auf Schmuggelwegen Briefe von und zur bel-

---

* Da von belgischer Seite bestritten wurde, daß dieses der Sinn der betreffenden Stelle im Hirtenbriefe sei, gebe ich hier den Wortlaut nach der ,Schweizerischen Kirchenzeitung' 1916, Nr. 15 (13. April). Nachdem er auf das Versprechen der Verbündeten hingewiesen, keinen Frieden zu schließen, bevor Belgien befreit sei und den Satz gewagt: ,L'avenir n'est point douteux pour nous', mahnt er zum Gottvertrauen und fährt fort: ,Imaginez une nation belligérante, sûr de ses corps d'armées, de ses munitions, de son commandement, en passe de remporter un triomphe: que Dieu laisse se propager dans les rangs les germes d'une épidémie, et voilà ruinées sur l'heure les prévisions les plus optimistes! — Aussi, pardessus tout, mettez votre confiance en Dieu!'

** Vgl. hierüber ,Vrij Belgie' 1916, Nummer vom 11. Februar.

gischen Front besorgte.* Seine Ansprache in S. Gudula zu Brüssel am 21. Juli 1916** führte bei der öffentlichen An- und Abfahrt zu lärmenden Kundgebungen, für welche die Stadt mit einer Million Mark Strafe belegt wurde. Sein Name wurde immer mehr und mehr in der Welt der Ententepresse zum Kennzeichen des Widerstands eines heldenmütigen Volkes gegen seine Unterdrücker. Kurz, was wir in seiner Friedenszeit an ihm bemerkt haben, die Neigung zur Reklame für einen von ihm als wichtig erkannten Wert und die Einsetzung der ganzen Person für diese Reklame, das finden wir als den Grundtrieb in seinem Verhalten gegenüber der besetzenden Macht.

Gewiß ist die Vaterlandsliebe die eigentliche sittliche Unterlage, auf welcher sich sein Handeln aufbaut. Aber anstatt die Vaterlandsliebe in der Weise zu üben, daß er dem Gegner, welcher mit der Verwaltung Belgiens nur eine allgemein anerkannte, vom Völkerrecht geforderte Pflicht erfüllt, diese Pflichterfüllung erleichtert, ihm dadurch Achtung abnötigt und sich selbst dadurch instand setzt, eine segensreiche Vermittlung zwischen Volk und Verwaltung zu üben, anstatt dessen liebt er es mehr, im geheimen und in der Öffentlichkeit eine immer von neuem und immer mit neuen Mitteln wirkende Reklame für politische Werte zu machen und seine ganze kirchliche Autorität sowie die seiner hohen kirchlichen Würde gewährten Vorrechte und Sicherheiten für diese Reklame einzusetzen.

Wie sehr sich dieses Verhalten an Belgien selber rächt, ist nicht nur offenkundig geworden, so oft neue Opfer seiner Grundsätze, Geistliche, die sich zum Widerstand und zu Vergehen gegen das geltende Kriegsrecht hinreißen ließen, in Strafe genommen wurden, sondern trat insbesondere deutlich in die Erscheinung, als die Wegführung der Arbeitslosen aus Belgien begann. Wäre der Kardinal bis dahin dem Generalgouverneur gegenüber mit jener persönlichen Würde aufgetreten, welche Vertrauen erweckt, so hätten seine Schritte in Brüssel sicherlich viele Härten, die bei den Wegführungen vorgekommen sind, alsbald beseitigen helfen können. Er hätte Einzelfälle sammeln und zur Nachprüfung an die maßgebenden Stellen weiterleiten können, und sicher hätte alsdann die Achtung vor seiner Persönlichkeit eine Menge von Vorkommnissen rückgängig gemacht, deren Fehlerhaftigkeit sich durch die Überprüfung erwiesen hatte. Unzählige Tränen hätte er auf diese Weise trocknen können. So aber stand der Erzbischof von Mecheln den Regierungsträgern in Brüssel als fortwährender Rufer zum Streit gegenüber, und deshalb mußten seine Unternehmungen in dieser tief ins Leben der Belgier einschneidenden Frage von vornherein

---

* Näheres in der ‚Köln. Volkszeitung‘ 1916, Nr. 244 und 260 vom 25. und 30. März.

** Den Wortlaut gibt die ‚Tijd‘ Nr. 21 066 vom 2. August 1916. Auch hierin steht wieder der Satz: ‚Die Stunde unserer Befreiung ist nahe! Bleiben wir geduldig!‘

ein Hindernis gegen sich selbst in sich tragen. Dazu kam, daß die Art, wie Kardinal Mercier in seinen beiden Briefen an v. Bissing und v. d. Lancken im Oktober und November 1916 auftrat, alles andere als der Situation angemessen war. Er appellierte in autoritativem Tone an das Versprechen des Generalgouverneurs, die Wunden des Landes zu heilen, obwohl er selber zwei Jahre lang alles getan hatte, um dem Generalgouverneur dieses Vorhaben zu erschweren. Er legte nicht einzelne Fälle vor, sondern erging sich in Schmähungen der ganzen Unternehmung als einer völkerrechtswidrigen Handlung und als Wiedererweckung der Sklaverei.* Man kann sich denken, was der Erfolg solchen Auftretens war: Neue Reklame für den Herrn Erzbischof als Verkörperung des gemarterten Belgiens im ganzen Ausland, und im Innern nur neue Verbitterung. —

Die Wirkungslosigkeit der Proteste gegenüber den Wegführungen aus Belgien hielt den immer für die Öffentlichkeit schreibenden Kardinal nicht ab, im Frühjahr 1917 einen neuen Protest in einer ganz und gar nur politischen Sache zu erheben, einer Sache, die mit seiner kirchlichen Amtsaufgabe überhaupt nichts zu tun hatte. Am 24. März 1917 zerlegte ein Erlaß des Generalgouverneurs v. Bissing das Gebiet des Königreichs Belgien in zwei getrennte große Verwaltungsprovinzen, eine vlämische und wallonische. Kardinal Mercier fühlte sich berufen, dagegen ein Protestschreiben an den Generalgouverneur zu richten. Freiherr v. Bissing starb bald nach der Verwaltungstrennung. Generalgouverneur von Falkenhausen zeigte durch die klare und kurze Antwort, die er dem Kardinal gab, daß er den Geist der Vornehmheit und Zielbewußtheit v. Bissings gegenüber dem immer unruhigen Kirchenfürsten von Mecheln weiter zu pflegen gesonnen ist.

Monsignore Mercier aber ließ nicht ab von der politischen Arbeit. Dieselbe Zähigkeit, mit der wir ihn in Friedenszeiten jene Einsendungen an das sozialdemokratische Brüsseler Blatt wiederholen sahen, beweist er auch im Kampfe gegen die deutsche Verwaltung und insbesondere gegen die Verwaltungstrennung. War sein Protest in Brüssel vergeblich, so stand ihm doch der Einfluß auf seinen Klerus offen, um die Belgier gegen die Verwaltungstrennung aufzuwühlen. Ich besitze zahlreiche Ausschnitte aus vlämischen Blättern, in welchen dem Kardinal vorgeworfen wird, daß er die Seelsorge an den gefangenen Vlamen in Göttingen verhindere und daß er von den Kanzeln verkünden ließ, es sei Todsünde, aktivistische Vlamenblätter zu lesen und an aktivistischen Vlamenversammlungen teilzunehmen. Der ‚Afgevaardigde van Z. Em. Kardinal Mercier, Aug. Bruynseels‘, der von Zeit zu Zeit in holländischen Blättern als Vertreter des Mechelner Erz-

* Die Briefe sind veröffentlicht in der ‚Tijd‘ Nr. 21 179 bis 21 181 vom 23. bis 25. November 1916. Man vergleiche auch das von den belgischen Bischöfen an die Öffentlichkeit gerichtete Protestschreiben. Ebenda 21 169 vom 13. November 1916.

bischofs authentische Aufschlüsse verbreitet, wendet sich gegen diesen Vorwurf in einem Artikel ‚Eene nieuwe prescampagne tegen Z. Em. Kardinal Mercier'.* Aber aus seinen Darlegungen geht hervor, daß die Vorwürfe in den aktivistischen Vlamenblättern nicht ganz unbegründet sind. Bruynseels schreibt: ‚Auf einer Versammlung der Vorsteher der bischöflichen Unterrichtsanstalten wies Seine Eminenz zuerst auf die verkehrte Handlungsweise zweier junger aktivistischer Priester hin, welche, ohne ihren Bischof um Erlaubnis zu fragen, ihren Posten verließen und ihren Dienst in Göttingen** eröffneten. Beide Priester wurden suspendiert. . . . Darnach sprach der Kardinal über die Gewissenspflicht, nichts zu unternehmen, was geradewegs und unmittelbar beitrüge zu der Zerreißung der nationalen Einheit zum Besten des Feindes, welcher das Land besetzt. Hiezu verpflichte uns die Tugend der Vaterlandsliebe, und zwar sub gravi (unter schwerer Sünde) in materia gravi (in wichtiger Sache). Der Kardinal schloß dann mit der Verteidigung des Satzes, daß auf dem erwähnten Gebiet (Gehorsam gegenüber der kirchlichen Obrigkeit und Ausübung der Vaterlandsliebe) das Gewissen vor die Verpflichtung unter schwerer Sünde zu stehen kommen kann, sowohl gegenüber dem Bischof wie gegenüber der weltlichen Macht. Mehr hat seine Eminenz nicht gesagt.'

Was aber die Behauptung angeht, er habe das Lesen aktivistischer Blätter und den Besuch aktivistischer Versammlungen verboten, so stellt Bruynseels dem ‚das formelle Dementi seiner Eminenz' entgegen. Im übrigen habe der Kardinal alles versucht, um vlämische Priester nach den Gefangenenlagern senden zu dürfen, sei aber mit seinen Kandidaten immer auf die unerbittliche Weigerung der deutschen Behörde gestoßen.

Aus diesen Erklärungen und den leidenschaftlichen Vorwürfen der Vlamenblätter an die Adresse des Kardinals kann man die Vorgänge erkennen, die ihnen zugrunde liegen. Tatsache bleibt, daß die Mitwirkung der Katholiken an der Verwaltungstrennung und die Beteiligung am vlämischen Aktivismus durch die Ausführungen des Kardinals unter die Rubrik der Verfehlungen sub gravi in materia gravi eingereiht werden können.

Eine ganz besonders ernste Seite des kirchlichen Kampfes gegen die katholische Vlamenbewegung berührt Bruynseels in jenem Artikel merkwürdigerweise nicht. Und das ist der Vorwurf, daß Kardinal Mercier, um den Kampf gegen die Vervlamung der Schulen und insbesondere der Genter Hochschule wirksam zu machen, den Vorstehern der vielen kirchlichen Mittelschulen verboten habe, Endexamina abzunehmen und Reifezeugnisse auszustellen. Dadurch wird der katholische vlämische Lehrer- und Lehrerinnennachwuchs sowie der katholische vlämische Akademikernachwuchs auf das empfindlichste geschädigt.*** Aber das tut nichts, wenn nur dasselbe er-

* ‚De Tijd' Nr. 21 405 vom 5. August 1917.
** Dem Sammellager gefangener Vlamen.
*** De Eendracht Nr. 43 vom 23. Juni 1917.

reicht wird, was auch die hartnäckige Weigerung der Wiedereröffnung von Löwens katholischer Universität erreichen soll: die Vermehrung der Passivität gegenüber allen Bemühungen Deutschlands um die Wiederbelebung des belgischen Kulturlebens.* L'erreur n'a pas de droit! Solange es Deutschland ist, welches das Schulgesetz durchführt, den Vlamen ihr Recht schafft und das Wirtschafts- und Kulturleben in Fluß halten will, so lange soll der katholische Belgier und vor allem der Vlame sich passiv verhalten!

L'erreur n'a pas de droit! Dieses blendende und tatsächlich blind machende Prinzip hat endlich auch den Kardinal veranlaßt, uns deutschen Katholiken gegenüber jede Auseinandersetzung und Annäherung zu verbieten, solange wir nicht offen an unsere Brust klopfen und uns reumütig lossagen von der Billigung des deutschen Einmarsches in Belgien. Die Amsterdamer Zeitung ‚De Tijd' veröffentlichte am 1. Juni 1917 (Nr. 21 349) den Wortlaut einer Ansprache, welche Kardinal Mercier am Tag des hl. Franz von Sales gegen uns deutsche Katholiken vor den Dekanen und Pfarrern des Erzbistums Mecheln gehalten hat. Darin sagte er:

‚Die deutschen Katholiken, welche in ihrem Herzen kein Wort der Mißbilligung gegen die deutschen Heere gefunden haben, als diese unsere unschuldige Bevölkerung von Dinant, Virton, Andenne, Tamines, Aerschot und Leuven ermordeten,** unsere Priester füsilierten, unsere offenen Städte und unbeschirmten Dörfer in Brand steckten, sie, welche Unwahrheiten in ihrem Lande verbreiteten oder zuließen, daß sie verbreitet wurden,*** alles mit der Absicht, die Schuldigen von jedem Tadel zu reinigen und die Schlachtopfer zu Schuldigen zu machen; sie, die jetzt ungefähr drei Jahre lang mit übereinandergeschlagenen Armen und versteinertem Gemüt der

* Gegen diese ganze Haltung des Kardinals protestierten die vlämischen katholischen Studenten in einem offenen Brief an Se. Eminenz, der in ‚Het Vlaamsche Nieuws' Nr. 214 diesen Sommer veröffentlicht wurde. Der Brief schließt mit den Worten: ‚Alles voor Vlaanderen, Vlaanderen voor Christus!'

** Es ist unwahr, daß die deutschen Katholiken gegen die tatsächlichen Übergriffe deutscher Soldaten, wo solche vorkamen, kein Wort der Mißbilligung gefunden hätten. In meiner Schrift: ‚Die Stunde unserer Heimsuchung', Freiburg 1915, konnte ich zum Beispiel schon im Winter 1914/15, ohne von der Zensur behelligt zu werden, darauf hinweisen, ‚daß der antiklerikale Geist bei diesem Feldzug (in Belgien) manche giftige Blüte getrieben hat' (S. 38, Anm. 1). Allerdings konnte und kann nie zugegeben werden, daß unsere Heere schlechthin als Mörder in Belgien gehaust haben. Der von Mercier immer geleugnete Heckenschützenkrieg, der tatsächlich vorhanden war, hatte die strengen Gegenmaßregeln und die begreifliche Nervosität mancher Offiziere und Mannschaften zur notwendigen Folge.

*** Die Unwahrhaftigkeit liegt hier auf seiten des Kardinals. Niemand hat eifriger Jagd gemacht auf antiklerikale Unwahrheiten in privaten Kriegsberichten als die katholische ‚Pax-Zentrale' in Köln und die zahlreichen katholischen Zeitungen, voran die ‚Köln. Volksztg.', welche die Paxberichte weiter verbreiteten!

Marterung eines Volkes zuschauen,* das früher freundschaftlich gesinnt war und keinerlei kränkende Gesinnung gegen Deutschland hatte — sie finden nun warme Worte, um der Ehre christlicher Bruderliebe ein Lied zu singen, und verlieren dabei die Vergangenheit und den Frieden aus den Augen. Verworrene Gerüchte gehen um über unsere Haltung gegen den Feind unseres Landes, insbesondere, was die Gerechtigkeit und Liebe angeht, die wir ihm schuldig seien. Da der Augenblick günstig ist, um uns darüber deutlich auszusprechen, so wollen wir einige Punkte in Erinnerung rufen aus der Lehre des vortrefflichen Meisters der katholischen Philosophie und Theologie, des hl. Thomas von Aquin.'

Im Verlauf seiner Ausführungen verbreitet sich der Kardinal dann über den Wert und die Bedeutung der Leidenschaften für das sittliche Handeln und insbesondere des Zornes für die Übung gerechter Vergeltung und bittet seine Zuhörer, ‚doch nicht den Haß, welcher eine Untugend ist, zu verwechseln mit dem Geist gerechten Vergeltens, welcher eine Tugend ist'. Schließlich verwahrt er sich gegen den Vorwurf, daß Bischöfe und Priester mit der Betätigung auf politischem Gebiet ihre Amtspflicht überschritten und endet mit dem Hinweis auf das Vorbild der Mutter Kirche, welche am Karfreitag für ihre Kinder ebenso betet wie für Häretiker und Schismatiker; ‚aber für die einen bittet sie um Heiligkeit und Fortschritt in der Tugend, für die anderen um Reue und Bekehrung'.

Durch einige Anmerkungen zum angeführten Teile aus der Rede habe ich oben darauf hingewiesen, wie unbekümmert um die Tatsachen der Kardinal seine Vorwürfe gegen die Glaubensbrüder erhebt. Geradezu als frivole Leichtfertigkeit, oder wenn es das nicht ist, dann als bewußte verleumderische Täuschung seiner Leser erscheint diese Unbekümmertheit in einer Unterredung, welche er einem Berichterstatter gewährte, um sich über die von mir herausgegebenen ‚Katholischen Monatsbriefe' zu äußern.** Ich habe auf die Widersprüche und Ungereimtheiten jener Unterredung an anderer Stelle ausführlich hingewiesen.*** Hier möchte ich nur die stärkste Leistung der darin geübten Ungerechtigkeit gegenüber dem ihm unbequem im Wege stehenden deutschen Katholiken kennzeichnen, nämlich folgendes: In meinem Bericht über die Lage der Kirche in Belgien hatte ich den neutralen Katho-

* An die Leiden des umringten und zur Aushungerung verurteilten deutschen Volkes, das nur durch seine entschlossene Kriegführung dieser Aushungerung zu begegnen vermochte, denkt der kurzsichtige Doktrinär von Mecheln nicht, denn ‚L'erreur n'a pas de droit'. Ebenso wenig denkt er daran, wie viel von katholischer Seite in Deutschland für die Achtung vor der Freiheit der Kirche in Belgien getan wurde, die sicher in keinem von Franzosen besetzten Gebiet so geachtet worden wäre.

** Een onderhoud met Z. E. Kardinal Mercier, De Tijd Nr. 21272 vom 28. Februar 1917.

*** Een Verweer van Dr. Krebs, De Tijd Nr. 21328 vom 5. Mai 1917 3. Blatt.

liken gezeigt, wie unberechtigt der stets wiederholte Vorwurf vom deutschen Kulturkampf gegen das katholische Belgien ist. Über meine Quellen für diesen Bericht hatte ich geschrieben: ‚Ich habe versucht, durch monatelanges Lesen der gegnerischen und befreundeten Presse und endlich durch einen Studienaufenthalt in Belgien den Stoff für diese Darlegungen zu sammeln.‘ Und wenige Zeilen vorher: ‚Gerade die Lektüre der feindlichen und neutralen Presse hat mich in der Überzeugung gestärkt, daß von einem Kulturkampf in Belgien unter der deutschen Verwaltung keine Rede sein kann. Was immer im Tablet (London), in den Etudes (Paris), in der Revue pratique d'apologétique (Paris), in der Catholic World (New York), in der Tijd, im Maasbode und in anderen belgienfreundlichen Blättern an Schilderungen aus Belgien zu lesen war,* nirgends fand ich etwas, was ein gewaltsames Eingreifen in kirchliche Rechte bedeutet hätte.‘ — Dieser ehrlichen Quellenangabe stellte nun der Kardinal folgende Kritik gegenüber: ‚Er (Dr. Krebs) sagt selbst, mit wieviel Sorgfalt er seine Dokumente gesammelt hat; er liest Tagblätter, und jeder weiß doch zur Genüge, daß in Belgien die Preßfreiheit abgeschafft ist.‘ (Ich hatte gerade deshalb die außerbelgischen belgienfreundlichen Blätter gelesen, welche viele Eigenberichte von Leuten enthielten, die aus Belgien entwichen waren.) ‚Alles, was nicht der Art ist, um den Deutschen zu behagen, darf nicht gedruckt werden! Er hat monatelang Belgien bereist, und Aufklärungen erhalten durch die Freunde der (erst) deutschen und (dann) katholischen Interessen.‘** Es liegt also auf der Hand, wie „unparteiisch“ er unterrichtet ist.*** ‚Aber jeder vorurteilslose Mann soll sich wohl darüber klar sein, daß ein Geschichtsforscher, der so zu Werk geht, auf wissenschaftlichen Namen keinen Anspruch mehr haben kann.‘

So wird, unbekümmert um die Wahrheit, einfach durch moralische Vernichtung des literarischen Gegners der Versuch gemacht, die unbequemen Mitteilungen desselben zu entkräften, obwohl gerade diese Mitteilungen dazu angetan waren, dem Frieden zwischen den belgischen und deutschen Katholiken zu dienen.† Das aber will der Erzbischof von Mecheln nicht,

* Man beachte, daß die von mir aufgezählten Blätter alle in Feindesland oder in neutralen Ländern erscheinen, also keine belgischen, unter deutscher Zensur stehenden Zeitschriften sind!

** Anspielung auf den Namen des ‚Arbeitsausschusses zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkrieg‘, in dessen Auftrag ich meine Studienreise nach Belgien gemacht hatte.

*** Dabei hatte ich selber geschrieben: ‚Nennen Sie mich einen Parteimann, nennen Sie mich einen Anwalt und Verteidiger! Meinetwegen! Aber hören Sie nur einmal auch das, was der Anwalt und Verteidiger zu sagen hat, nachdem Sie solange den Ankläger haben reden hören.‘

† Daß diese Absicht nicht unerfüllt geblieben ist, bewiesen mir zahlreiche Briefe aus vielen großen und kleinen Städten Belgiens, und aus allen Kreisen der gebildeten Laienwelt und Geistlichkeit Belgiens.

und darum muß das Mißtrauen und der ‚Zorn‘ gegen die deutschen Katholiken mit allen Mitteln von ihm unter seinen belgischen Glaubensgenossen genährt werden.

Sollen wir deutsche Katholiken ihm Gleiches mit Gleichem vergelten? — Nein! Es ist die Eigenart deutschen Wesens immer gewesen, auch dem Gegner so weit als möglich gerecht zu werden, und unsere ganze Studie über den Kardinal von Mecheln dient keinem anderen Zwecke.* Versuchen wir also zusammenfassend uns die Ergebnisse unserer Untersuchung klarzulegen und dann unsere Stellungnahme gegenüber dem unversöhnlichen Gegner fest zu wählen.

Ein gewandter philosophischer Geist, ein wissenschaftlicher Organisator ersten Ranges, ein geborener Führer im öffentlichen Leben geistiger Kultur, ein Priester von streng kirchlicher und doch nicht engherziger Gesinnung, ein Asket von vorbildlicher Strenge gegen sich und hinreißender Macht des Wortes in Aneiferung anderer, eine leuchtende Bischofsgestalt der Friedenszeit, so steht das Bild des Primas von Belgien bis 1914 vor unseren Augen. Allerdings fehlen nicht die leisen Schwächen und Mängel, welche eine so verschwenderische Begabung selber mit sich zu bringen pflegt, und welche durch die wallonische Nationaleigentümlichkeit und durch die Lebensarbeit ihm als Versuchungen mitgegeben waren: die Neigung zur Reklame, zur Rhetorik, zum doktrinären Hinwegsehen über die Gewalt der Tatsachen, die Rücksichtslosigkeit gegen diejenigen, die ihm im Wege stehen, das Übersehen der durch Amt und Beruf gezogenen Grenzen und das bewußte Hinausgreifen über diese Grenzen. Das zeigt sich alles schon in Anfängen in den Friedensjahren. — Einmal durch den Krieg auf die Weltbühne gestellt, läßt der Seelenhirte nun diesen Neigungen viel größere Freiheit als bisher: die immer mit neuen Mitteln wiederholte Reklame für Belgien, die hinreißende Rhetorik seiner Hirtenbriefe, das doktrinäre Beharren auf der allereinseitigsten Beurteilung der belgischen Frage, die Unversöhnlichkeit gegenüber dem Feinde, auch wo ihm dieser nicht als Feind, sondern als völkerrechtlich verpflichteter Verwalter des Landes begegnet, die Unbekümmertheit selbst gegenüber den schlimmen Folgen für das eigene Land, das Hinausgehen über alle Grenzen, welche die Rücksicht auf sein kirchliches Amt um ihn ziehen, das alles ist nur die ins Große erweiterte Ausgestaltung jener vorhin gekennzeichneten psychischen Linien und Richtungen, die wir seiner glänzenden Friedensarbeit als leise Schatten folgen sahen.

Sollen wir ihn deshalb verurteilen? Wir glauben an die Echtheit seiner Vaterlandsliebe, und wir verstehen aus dieser psychologischen Betrachtung, wie er auf diese Wege geraten konnte, die wir für verkehrt und unrecht erachten. Aber darum bleiben uns die Früchte seiner Friedensarbeit,

* Vgl. hierüber die trefflichen Ausführungen in der Schrift: ‚Die deutsche Sachlichkeit im Weltkrieg, ein Beitrag zur Völkerseelenkunde‘ von Wilh. Teudt, Godesberg 1917 (Naturwissenschaftlicher Verlag).

seine Werke philosophischen und religiösen Gehaltes nach wie vor wertvolle Quellen unserer wissenschaftlichen Belehrung und aszetischen Schulung. Uns wird es nicht schwer, nach der Lesung irgend einer seiner zahllosen Protest- und Anklageschriften gegen uns Deutsche, mit aller Ruhe nach seiner Logik und Noetik zu greifen, um uns mit ihm auf wissenschaftlichem Boden zu beschäftigen, oder seine ‚Retraite Pastorale' zur Hand zu nehmen und aus ihr neue Anregungen für unsere priesterliche Frömmigkeit zu gewinnen.

Aber bei all dieser unverminderten Hochachtung für seine Leistungen und bei allem verstehenden Würdigen seines Verhaltens im Kriege begreifen wir auch, wenn die deutsche Verwaltung einem solchen Manne stets als einem ganz gefährlichen Gegner gegenüber mißtrauisch bleibt und diesem Mißtrauen entsprechend handelt, nachdem er das versuchsweise ihm entgegengebrachte Vertrauen so schwer enttäuscht hat. Und auch darüber geben wir deutsche Katholiken uns keiner Täuschung mehr hin, daß seit dem Tag des hl. Franz von Sales (29. Januar) 1917 uns jede Hoffnung benommen ist, jemals in diesem Leben noch Verständnis zu finden bei dem ehemals uns deutschen Katholiken so sehr geneigten Kardinal. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen: Just an dem Tage, an welchem der Erzbischof von Mecheln das Tischtuch zwischen sich und den deutschen Katholiken endgültig zerschnitt, lautete das Gebet der Kirche, in Erinnerung an den heiligen Bischof von Genf: ‚Deus, qui ad animarum salutem beatum Franciscum, Confessorem tuum atque Pontificem, omnibus omnia factum esse voluisti, concede propitius, ut caritatis tuae dulcedine perfusi, eius dirigentibus monitis ac suffragantibus meritis, aeterna gaudia consequamur!'

Es wird uns deutschen Katholiken nicht schwer sein, ‚den Leitsternen der Mahnungen' der Liebe, welche Franz von Sales uns hinterlassen hat, zu folgen, um gegenüber Désiré Mercier die richtige Stellungnahme zu finden.

Kleine Bausteine

Friedrich Schlegels katholisches Glaubensbekenntnis? / Von Josef Körner

Vom neunzehnten Jahrhundert hat Friedrich Schlegel die Anerkennung und das Verständnis seines Schaffens erwartet, das er bei einer stumpfen Mitwelt nicht gefunden hat. In der Tat sind ihm zu Ende des letztverflossenen Säkulum in Minor und Walzel zwei Verkünder erstanden, die wenigstens seinem jugendlichen Werke voll gerecht geworden sind und ihm ein für allemal eine hochbedeutsame Stellung innerhalb der deutschen Geistesgeschichte zugewiesen haben. Aber während Friedrich Schlegel der Gräkomane, der geistreiche Fragmentist, der Verfasser der ‚zügellosen' ‚Lucinde' heute von jedem Pennäler gewußt wird, ist und bleibt der reife und späte Schlegel, der katholische Politiker und Philosoph so gut wie verschollen. Was wird nicht alles neugedruckt heutigen Tags! Diesem tiefen Denker und vielsagenden Kulturträger gehen die betriebsamen Editoren und Verleger ängstlich aus dem Wege. Soll man es glauben? Es gibt keine Ausgabe von Schriften Fr. Schlegels für den gebildeten Leser.* Und so wissen die wenigsten, wie zeitgemäß indessen der ‚andere' Schlegel geworden ist. Das verwandelte Weltgefühl, das mit dem neuen Jahrhundert sich zu verbreiten begann und, nachdem Naturalismus und Materialismus gründlich abgewirtschaftet hatten, einen neubelebten Idealismus und starke religiöse Strömungen heranführte, ist ihm zugute gekommen. Vieles von dem, was heute wieder Problem geworden ist, war schon seinem Nachdenken geläufig, ja einer Lösung nahegebracht, um die sich die tüchtigsten Geister unserer Zeit noch heftig bemühen. Wenn der Kenner des Schlegelschen Spätwerks in Max Schelers Schriften liest (hier gilt auch die Umkehrung), mag ihn bisweilen Staunen ankommen, ob der Wiederkehr der Zeiten.

Hans Ludwig Held, der als erster den lobenswerten Versuch unternommen hat, mittelst Neudrucks ein Schriftchen des katholischen Schlegel den Zeitgenossen vorzulegen,** ist sich der Verantwortung dieses Schritts

* Minors unvollendet gebliebene Sammlung der Jugendschriften ist ein streng fachwissenschaftliches Werk ohne jeglichen — für den bloß genießenden Leser unentbehrlichen — Kommentar. Walzels Auswahl in Kürschners ‚Deutscher Nationalliteratur', Band 132, konnte, auf den lächerlich engen Raum eines halben Bandes beschränkt, trotz bestem Wollen und Wissen nicht viel bieten. Seit Jahren bemühe ich mich, für eine moderne Ausgabe einen Verleger zu gewinnen; ich habe mir bisher überall nur barsche Abweisungen geholt.

** Friedrich Schlegel, Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens. Nach den Sprüchen des Cherubinischen Wandersmanns. Neu herausgegeben und

leider zu wenig bewußt gewesen. Aus einer reichen Fülle wertvoller und obendrein wunderbar in die Gegenwart sich schickender Arbeiten des Romantikers hat er wohl die unscheinbarste, unbeträchtlichste, vom Verfasser selbst so gut wie verleugnete vorgenommen, eine Arbeit, die überdies — wie gleich gezeigt werden soll — in sich unvollendet, ein jäh abgebrochenes Fragment darstellt.

In der unter der Ägide von Clemens Maria Hoffbauer durch Anton Passy herausgegebenen asketischen Zeitschrift ‚Ölzweige‘ (1819—1823) ist Friedrich Schlegel zweimal als Autor aufgetreten; einen Aufsatz: ‚Von der wahren Liebe Gottes und dem falschen Mystizismus‘ (Jg. 1819, Nr. 103/4) hat er mit den Initialen seines Namens gezeichnet, den anderen, eben von Held neugedruckten (Jg. 1820, Nr. 19, 20, 45—47), anonym gelassen.* Beide Arbeiten zeigen äußerlich darin die innigste Verwandtschaft, daß sie durch eingestreute Zitate aus dem ‚Cherubinischen Wandersmann‘ des Angelus Silesius verziert sind.

Friedrich Schlegel hat, wie die romantische Schule überhaupt, seit jeher der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, vornehmlich den frommen Dichtern der Gegenreformation, viel Interesse entgegengebracht; so hat er schon in seinem ‚Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1806‘ (Berlin bei J. F. Unger) in einer geschickten Auswahl Friedrich Spees ‚Trutznachtigall‘ erneuert. Angelus Silesius, der andere große geistliche Lyriker der Barockzeit, der dem 18. Jahrhundert so gut wie ganz entschwunden war, ist Schlegel, nach dessen eigener Aussage (Held S. 11) erst um 1812 bekannt geworden, und tatsächlich geschieht seiner in den Wiener ‚Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur‘ (1812, in Buchform 1815) keine Erwähnung. Was Schlegel mit dem gedruckten Wort versäumte, hat er mit dem gesprochenen nachgeholt. In Frankfurt a. M., wo er in diplomatischer Verwendung 1815—1818 haust, macht

---

mit einem Nachwort versehen von Hans Ludwig Held. Hans Sachs-Verlag München-Leipzig 1917.

* Johannes Eckardt hat in den Historisch-Politischen Blättern 1910, II, S. 765 ff., als erster diese beiden Arbeiten gewürdigt, doch kann man ihm höchstens die Zurückführung der ersteren auf Schlegel als ‚Entdeckung‘ anrechnen. Denn daß die ‚Anfangspunkte‘ Schlegels Eigentum sind, hat nicht nur vorher schon Rottmanner (Fr. Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky, Wien 1907, I, S. 16) festgestellt, durch den auch Eckardt erst zur Nachforschung angeregt wurde, — die Herausgeber und Erklärer des Angelus Silesius haben das schon lange vorher gewußt; und zwar nicht bloß die von Held (S. 95) genannten D. A. Rosenthal und Paul Mahn, sondern schon Varnhagen (Angelus Silesius und Saint Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel. Herausgeg. von A. K. Varnhagen von Ense. [1. Auflage Berlin 1834.] 3. Aufl. 1849, S. 7; wiederabgedruckt in Varnhagens ‚Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften‘, Mannheim 1837, I, S. 401) und noch Georg Ellinger (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrhunderts, herausg. von W. Braune, Nr. 135—138: Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann, Halle 1895, S. LXXIV).

er alle Befreundeten mit der neuen Entdeckung bekannt, so vor allem Rahel Varnhagen und ihren Gatten,* welche ihrerseits wieder die Kenntnis weiterverbreiten, im engeren Kreise,** wie in der breiteren Öffentlichkeit.***

War es nun auch Friedrich Schlegel, der, nach Varnhagens Wort, von dem Cherubinischen Wandersmann ‚zuerst wieder volle Kenntnis und gleichsam geistigen Besitz nahm', so war er doch nicht der einzige, der damals auf dieses Buch geriet. Unabhängig von ihm hat der bayerische katholische Priester Herenäus Haid (1784—1873; 1814—1818 Theologieprofessor in St. Gallen, nachher Domprediger in München) schon im Jahre 1815 in einem Münchener Verlag ‚Gute Perlen in irdenen Gefäßen. Aus Angelus Silesius cherubinischem Wandersmann' erscheinen lassen.† Ausdrücklich bezeichnet Schlegel seine eigene Auswahl aus den Sprüchen des Angelus — denn der ganze von Held herausgegebene Aufsatz ist doch nur ein verhüllter Nachdruck — als das Gegenstück zu dieser früheren Blütenlese: während dort ‚vorzüglich die moralisch anwendbaren und eindringlichen Sprüche ausgesucht' sind, ist die seine ‚vielmehr auf die christlich-philosophischen Sprüche gerichtet, die wohl hie und da einiger Erklärung bedürfen, um alle Mißdeutung zu verhüten' (Held, S. 10). Deutlich genug spricht Schlegel die wahre und einzige Absicht seines Aufsatzes aus, ‚die gedankenreichen Sinnsprüche des christlichen Dichters in kurzer Erläuterung zu einem Ganzen zusammenzustellen'. Daß es ihm keineswegs, wie doch Held zu glauben scheint, um anderes und um mehr ging, lehrt ja auch der Aufbau des Aufsatzes und noch besser ein Vergleich desselben mit dem anderen Beitrag zu den ‚Ölzweigen': ‚Von der Liebe Gottes und dem falschen Mystizismus.' Darin sucht Schlegel ‚den rechten Sinn von der Liebe Gottes und ihren verschiedenen Stufen [sc. der ehrfurchtsvoll bewundernden, der dankbar verpflichteten, der inbrünstig ringenden und

* Auch A. W. Schlegel, der Oeuvres I, S. 239 f. den ‚Cherubinischen Wandersmann' rühmt und zwei Sprüche daraus (die bei Held, S. 18, 57 zitierten Nummern I 5, 108) ins Französische überträgt, dürfte durch den Bruder, mit dem er 1818 wieder in persönliche Berührung kam, auf das Buch gewiesen worden sein. Daß Fr. Schlegel während der Frankfurter Jahre viel im Angelus lebte, ersieht man daraus, daß er etwa in einem am 5. VI. 1818 an Dorothea nach Rom geschriebenen Briefe einen cherubinischen Reim zitiert (Nr. I, 117; der Spruch ist auch in dem Aufsatz ‚Von der Liebe Gottes' [Ölzweige 1819, S. 424] verwendet) und den Angelus hoch rühmt; vgl. Hochland II. 2, S. 437.

** Vgl. Rahels Briefe an die Gräfin Schlabrendorf, an Adam Müller und an G. v. Brinkmann aus den Jahren 1820—1824 (Rahel: Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834, III, S. 28).

*** Vgl. die auf der ersten Seite, Anm. 2, zitierte Anthologie.

† Gleichfalls unabhängig von Schlegel, wie es scheint, und ziemlich gleicher Zeit mit ihm hat auch Franz Horn den Angelus entdeckt und bekannt gemacht: siehe seine Auswahl und die Einleitung dazu in dem von Fouqué herausgegebenen ‚Frauentaschenbuch für das Jahr 1819', S. 117—139.

der im Vorgefühl seligen Liebe Gottes] deutlich zu machen und zugleich alles falsche, was sich in diesen Begriff . . . mit einschleichen könnte, sorgfältigst abzusondern'; und in diese philosophisch-theologische Abhandlung sind, gewaltsam genug, ein paar Zitate aus dem Angelus hereingebracht. Umgekehrt verhält es sich mit den ‚Anfangspunkten': hier bilden die cherubinischen Schlußreime Basis und Ausgangspunkt, Schlegels eigene Worte geben nur den homiletischen Kommentar dazu; und wenn noch im ersten Teil des Aufsatzes ‚die gedankenreichen Sinnsprüche des christlichen Dichters' dem Verfasser ‚zu bequemen Stützpunkten dienen, um die eigenen Gedanken daran zu reihen', so ist die zweite Hälfte doch gewiß nur ein Gemenge ganz äußerlich aneinander gereihter, durch einen nichtssagenden Text recht ungeschickt zusammengebundener Sprüche.

In vier Gruppen wollte Schlegel seine räsonnierende Angelusauswahl anordnen; nichts anderes ist mit dem anspruchsvollen Wort von den ‚vier Anfangspunkten* des Nachdenkens' gemeint, von denen er ausgehen will, ‚um nach den verschiedenen Seiten des menschlichen Wesens und Denkens den Geist von allen diesen Seiten zu berühren und zu erwecken' (Held S. 12). Nur zwei dieser Gruppen (Anfangspunkte) sind in dem Fragment gebliebenen Aufsatz auch wirklich erledigt; die Gruppe der von der Ichheit und der Gotteserkenntnis handelnden, sowie der symbolisch bildernden** Sprüche (Anfangspunkt der Vernunft und der Phantasie); eine dritte ist wenigstens angedeutet als die ‚auf den Ernst und die wirkliche Tat des Lebens' Bedacht nehmende (Anfangspunkt des Willens).

Mit dem Mantel der Nächstenliebe bleibe verdeckt, wie Held, der nicht ahnt, daß er es mit einer unfertigen Arbeit zu tun hat, das Fragmentarische als Dispositionsfehler, ja als Glaubensschwäche oder gar als psychisches Gebrechen des Autors zu erklären sucht.*** Dabei war es wirklich nicht

* Held, der durch ganz oberflächliche Parallelstellen den Eindruck besonderer Schlegel-Kenntnis erwecken will, glaubt, indem er auf die Gleichheit der Zahl hereinfällt, diese vier Anfangspunkte mit den vier Stufen der Liebe Gottes in dem früheren Ölzweigeaufsatz gleichsetzen zu dürfen; er hat also weder diesen noch jenen verstanden. Die Zahl vier spielt eben damals eine Hauptrolle bei Schlegel, und wenn er irgendwo Dispositionspunkte aufzustellen hat, werden es jetzt immer vier: so nennt er in der Rezension der Gedichte Lamartines (Concordia S. 307—316) vier ‚Anfangspunkte, von denen das poetische Gefühl unseres Dichters ausgeht'; so in der Studie ‚Von der Seele' (ebendort S. 206) ‚vier Grundvermögen unserer gesamten denkenden und wollenden Kraft'.

** Vgl. F. Schlegel an Dorothea, 5. VI. 1818 (Hochland II 2, S. 437): ‚wie ich denn überhaupt in manchen Versen des Angelus den Charakter irgend eines großen und göttlichen Bildes oft unbewußterweise wundervoll anpassend ausgesprochen fand'.

*** Wenn schon der Hinweis auf den ‚nächsten und dritten Anfangspunkt' (S. 72) ihn über den wahren Tatbestand nicht aufzuklären vermochte, so hätte doch S. 82: ‚Vom Tode mag es für diesmal mit einem einzigen Spruche

schwer, das noch Fehlende zu rekonstruieren. In einer Studie ‚Von der Seele‘ (Concordia S. 197—223) bezeichnet Schlegel Verstand und Wille einerseits, Vernunft und Einbildungskraft andrerseits als ‚die vier Grundvermögen unserer gesamten denkenden und wollenden Kraft‘. Die Anfangspunkte der Vernunft, der Phantasie, des Willens sind in dem vorliegenden Aufsatz schon genannt, es fehlt also nur noch der Anfangspunkt des Verstandes.*

Für die (von einem Verständigen überhaupt nicht anzuzweifelnde) Ansicht, daß die ‚Anfangspunkte‘ Bruchstück eines größer Geplanten sind, läßt sich aber auch ein dokumentarischer Beweis erbringen. Der nie versagenden Liebenswürdigkeit des Herrn Doktor Stefan Zweig in Wien verdanke ich die Kenntnis einer von Schlegels Hand angefertigten Auswahl aus dem Cherubinischen Wandersmann (nach der in Schlegels Besitz befindlichen Wiener Ausgabe von 1657), die, wie deutlich zu sehen, die Vorlage für die beiden ‚Ölzweige‘arbeiten gebildet hat.** Es ist ein schmaler Pappband (Format 25×20 cm), bloß 14 Blätter*** umfassend, von denen S. 1 nur die Überschrift: Angelus aufweist, S. 2—26 voll beschrieben sind, S. 27 nur einen einzigen Zweizeiler enthält und S. 28 ganz leer geblieben ist; S. 2 und 22 sind mit wässrigerer Tinte und in engerer Schrift und sichtlich später geschrieben als das übrige. In diesem Heft sind die folgenden Sprüche aus dem ‚Cherubinischen Wandersmann‘, in Sprachform, Interpunktion und Orthographie schonungsvoll erneuert† notiert:††

[3] **I** 1, **3**, 5, **8**, **9**, 11, **23**, **26**, [4] 29, **30**, **33**, **37**, 38, 40, 43, 49, 55, **61**, [5] **63**, **64**, **65**, 66, **67**, 72, **73**, **75**, **87**, **97**, **100**, [6] 101, **102**, **103**, **105**, 108, 109, **110**, 112, 117, **118**, 123, [7] **132**, **134**, **139**, 143, 145, **148**, **149**,

---

genügen‘, ihn stutzig machen müssen, da er doch selber Joh. Eckardt den Vorwurf macht (S. 88), ein solches ‚für diesmal‘ übersehen zu haben.

* Seine begriffliche Unterscheidung von Verstand und Vernunft entwickelt Schlegel ‚Concordia‘ S. 208 f.

** Die ‚Anfangspunkte‘ enthalten nur zwei Sprüche, die in dem Hefte fehlen: V, 303 (Held S. 71), 353 (S. 69).

*** nebst einem nicht dazugehörenden, in Format und Qualität ungleichen Blatt, das vorgeheftet ist; auf diesem ist zu lesen: ‚Handschrift von Friedrich v. Schlegel Braun.‘

Es ist der Bonner katholische Theologe Joh. Wilh. Jos. Braun, durch dessen Hände alle bisher aufgefundenen Schlegel-Handschriften gegangen sind; vgl. Minors Anmerkung in den ‚Göttinger Gelehrten-Anzeigen‘ 1910, S. 90, und die Anzeige meines Schlegelfundes im ‚Literarischen Echo‘ XVI, Sp. 949 ff.

† Den stärksten Eingriff hat V 104 erfahren:

Original:	Schlegels Handschrift:
Daß Christus lang zuvor, eh daß er war gewesen, Ist klar: Weil man ihn aß und trank, daß man genesen.	Klar ists daß Christus war, eh daß er ist gewesen Weil man ihn aß u. trank, zum Heil u. zum Genesen.

†† Die Ziffern in eckiger Klammer bezeichnen die Seite der Handschrift.

157, 162, **168**, **173**, [8] 178, **180**, 185, **189**, 195, 198, **201**, **203**, **205**, **209**, 210, [9] **222**, **230**, **236**, 242, **244**, 246, 253, **257**, 261, **263**, 264, [10] 265, 268, 270, 279, 288, 289, 292, 296; **II 2**, 4, [11] 9, **12**, **17**, **19**, **20**, **30**, **45**, **46**, 50, 53, 54, [12] **85**, 95, 96, 109, 116, **117**, **158**, **172**, 180, **181**, **201**, **207**, [13] **217**, **227**, 229, **233**, **234**, 246, **247**, 254; **III** 5, **6**, [14] 12, 13, **20**, 32, **37**, **54**, **45**, **48**, 49, **80**, 84, [15] 85, 86, 87, 88, 98, 99, **100**, **123**, **130**, 131, **140**, 143, [16] 144, **153**, **160**, **164**, **180**, **181**, **187**, **188**, 194, 195, 213, 215, [17] **228**, **230**, **233**, **234**, **236**, **242**; **IV** 54, **66**, **70**, **72**, [18] **77**, **82**, 89, **94**, **99**, **103**, **117**, **121**, 174, **180**, [auch auf S. 2], **210**, [19] **213**, 226, **227**; **V 1**, **2**, **3**, **5**, **7**, **8**, **15**, **17**, [20] **20**, 41, **48**, **56**, **76**, **101**, **103**, **104**, 110, **119**, **125**, **141**, [21] **145**, **147**, **149**, 155, 159, **161**, 165, **171**, **172**, 180, **182**, **186**, [23] **187**, **188**, **194**, **200**, **206**, 210, **211**, **233**, **234**, **235**, **238**, **241**, 242, [24] 248, **249**, **250**, **257**, **267**, 272, **273**, **279**, **283**, **289**, **290**, **291**, **318**, [25] **320**, 330, **350**, **351**; **VI 31**, **55**, **67**, **132**, 140, 171, [26] **178**, **195**, **230**, 239, **241**, **247**, **248**, **251**, **257**, **258**, **259**, [27] 263. — S. 22 und S. 2 enthalten eine spätere Nachlese: [22] I 239, 90, **267**; II 11, **58**, **69**, **122**, 198, 232; III 24, 90, 89, 91, **109**, 101, 102, **184**; [2] IV 29, 50, **143**, **180**, [auch auf S. 18], 199; V **18**, 51, **88**, **228**, 292, 366. — Bei einer Anzahl dieser Sprüche findet sich am Rande ein mit dem Stift ausgeführtes seltsames Zeichen: Kreuz mit umschriebenem Kreis; es sind die in dem Aufsatze ‚Von der Liebe Gottes' verwerteten Reimpaare: [4] I 29 (Ölzweige I 427), 38 (Ö I 423), [6] 117 (Ö I 424), [8] 210 (Ö I 425), [10] 292 (Ö I 424), [13] II 254 (Ö I 436), [14] III 32 (Ö I 436), [18] IV 174 (Ö I 426), [23] V 210 (Ö I 423), [25] VI 171 (Ö I 426), [26] VI 239 (Ö I 425).

Rechnet man diese und die in den ‚Anfangspunkten' herangezogenen Verse ab, so bleiben von den insgesamt 281 ausgeschriebenen Sprüchen noch 183 (sie sind oben durch Fettdruck gekennzeichnet), also mehr als die Hälfte, übrig, Material genug für den unterbliebenen dritten und vierten ‚Anfangspunkt'.

Held will seinen Neudruck als kritische Ausgabe angesehen wissen. Er hat in der Tat mit ziemlicher Treue den Originaltext in der alten Orthographie nachgebildet, sich aber doch manche Eigenmächtigkeiten erlaubt, die seiner ausdrücklich philologischen Absicht glatt widersprechen; so sind namentlich die von Schlegel oft etwas frei behandelten Sprüche durchaus nicht in der Form wiedergegeben, welche sie in den ‚Ölzweigen' aufweisen (bes. S. 18, 45, 46, 64, 73; S. 80 ist der Spruch III 143 falsch numeriert). Ganz unverständlich aber ist die Willkür, mit der der Herausgeber Schlegels Untertitel ‚Nach den Sprüchen des Angelus' unnötigerweise in ein ‚Nach den Sprüchen des cherubinischen Wandersmanns' umändert, ohne im Nachwort dieses Verfahren zu rechtfertigen, ja auch nur zu erwähnen.

Doch das sind kleine Schönheitsfehler, die nicht ins Gewicht fallen neben dem andern großen Vorwurf, der dem Herausgeber gebührt: daß er eine so nichtssagende Arbeit Schlegels ausgegraben hat und diese, deren Geringfügigkeit er selber nicht erkennt, obendrein seinen Lesern noch als

eine höchst bedeutende Schrift aufschwatzen will. Daß sie zum Verständnis des ‚Cherubinischen Wandersmanns‘ wenig beiträgt, erkennt Held, der von der Angelus-Forschung herkommt, sehr wohl und gibt es auch zu; aber wenn sein Nachwort und die Ankündigung des Verlegers den unbedeutenden Aufsatz als eines der wichtigsten Dokumente zum psychologischen Verständnis des späten Schlegel, ja als sein katholisches Glaubensbekenntnis ausrufen, so muß gegen dieses durch keine Sachkenntnis getrübte Mißurteil entschieden Stellung genommen werden. Die ‚Anfangspunkte‘ weisen doch überhaupt nur an zwei Stellen einen tieferen Gehalt auf: einmal polemisiert Schlegel gegen die Kant-Fichtesche Ichheitsphilosophie (S. 15 ff.), ein andermal deutet er seinen in dem Aufsatze ‚Von der Liebe Gottes‘ (Ölzweige 1819) angewandten Begriff des falschen Mystizismus anmerkungsweise umständlich aus (S. 49—55). Beide Gedankengänge sind in den Aufsätzen der ‚Concordia‘, einer von Schlegel in den Jahren 1820—1823 herausgegebenen und zur guten Hälfte selbst geschriebenen Zeitschrift, systematischer entwickelt, und man kann da leicht viel tiefere Parallelen finden als die wenigen von Held hastig und ganz äußerlich zusammengerafften.* Gegen die Ichheitsphilosophie wird dort an vielen Stellen (S. 45, 205, 210, 216, 349) gestritten, über die Schädlichkeit negativer Begriffe, wie in den ‚Ölzweigen‘ anläßlich der Mystik, so in der ‚Concordia‘ hinsichtlich des Staates und des Rechtswesens manches tiefsinnige Wort geäußert (S. 170, 381).**

Wer Friedrich Schlegels für unsere Zeit allerdings noch brauchbares, für die religiöse Vertiefung des deutschen Volkstums noch immer wertvolles katholisches Glaubensbekenntnis ernsthaft sucht, kann es an vielen Orten finden. Nirgends vielleicht so klar, so lebendig, so schön in Begriff und Wort gefaßt wie in der großen Abhandlung der ‚Concordia‘ über die ‚Signatur des Zeitalters‘; aus der zugleich erhellt, wie falsch das landläufige Urteil ist, Schlegel hätte sich im Bann der Kirche seiner geistigen Freiheit völlig begeben, wäre ein Feind der Wissenschaft geworden. Er schreibt dort: ‚Es erfüllt mich jederzeit mit bangem Vorgefühl und schmerzlichem Bedauern, wenn ich . . . den brennenden Eifer für die Religion des Glaubens mit einer schnöden Verachtung der Wissenschaft gepaart und zugleich auftreten sehe; als ob nicht dieses Licht nur ein Strahl wäre von jener

* Mit der Vokabel ‚Anfangspunkte‘, der Held in allen Aufsätzen der ‚Concordia‘ nachspürt (der Beleg auf S. 210 ist ihm übrigens entgangen), ist wenig getan; dem gegenüber hebe ich eine schlagendere Stilparallele hervor: ‚Anfangspunkte‘ S. 50: ‚Die rechte und richtige Erkenntnis und Anerkenntnis der göttlichen Geheimnisse‘; ‚Concordia‘ S. 46: ‚eine Bahn der Rückkehr . . . zur Erkenntnis und Anerkenntnis des lebendigen Gottes in seiner Offenbarung‘.

** Von der mehrfach in der ‚Concordia‘ zu findenden Polemik gegen Fichte greift Held nur eine einzige, wenig besagende Stelle heraus, offenbar, weil er nur diese, den Namen Fichtes geradezu nennende, als solche erkennt; viel kräftiger ist, was ‚Concordia‘ S. 200 gegen den Ich-Philosophen geltend gemacht wird.

Sonne, als ob die Sonne aber, selbst der Quell und Schoß des Lichts, diesem je feind und entgegen sein könnte. Doch diese traurige Verirrung wird in Deutschland glücklicherweise wohl nie sehr weit um sich greifen können.' (Concordia S. 54.) Wie tief auch Schlegels Glaube, wie innig seine treue Anhänglichkeit an die Kirche war, er ist nichts weniger als ein Zelot gewesen; ein wahrer Christ, sind ihm, wie er einmal an Dorothea schreibt (29. VI. 1819; Hochland II 2, S. 445) ‚alle Gebote und Satzungen nichts gegen das eine: liebet euch untereinander'. Und dies Gebot will er auch den Bekennern des Protestantismus gegenüber erfüllt haben, den er nennt ‚das freie innere Christentum, ohne ein positives Gesetz des Glaubens und ohne eine eigentliche kirchliche Gewalt, die ein solches Gesetz begründen könnte'. (Concordia S. 391.) Mit so mildem Entgegenkommen hoffte er den inneren Frieden und die Wiedervereinigung der getrennten Teile der Christenheit zu ermöglichen; dieser ‚Concordia' dient seine Zeitschrift.

Neben solchen Strebungen und Ideen, die auch der Gegenwart wieder geläufig zu werden beginnen, enthält die ‚Concordia' aber noch manch andern Gedanken von erstaunlicher Modernität, ja oft geradezu von verblüffender Aktualität. Schlegel, der es sich — nach Eichendorffs schönem Wort (Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, Paderborn 1857, II, S. 40) — zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, ‚die göttliche Gewalt der Kirche in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein eines nach allen Richtungen hin zerfahrenen Lebens zu bringen', spricht in dem großen Leitaufsatz seiner Zeitschrift eine Beurteilung der europäischen Geschichte, eine Kritik des Parteienunwesens und eine Anschauung vom Wesen des Staates aus, die dem deutschen Volke unverloren bleiben sollte. Gedanken vorwegnehmend, wie sie während dieses Krieges mit tapferem Freimut Fr. W. Foerster ausgesprochen hat, stellt er die große Antithese vom christlichen Rechts- und Friedensstaat und dem ‚falschen' Machtstaat, dem ‚Anti-Staat', auf, entwickelt eine Theorie des Verständigungsfriedens, deren Tiefsinn alles übertrifft, was heutigen Tages zu dieser brennendsten aller Fragen geäußert wird. Und all dies wird nicht als tote Spekulation vorgetragen, sondern auf historischen und religiösen Grundlagen aufgebaut, als notwendiges Erkennen und Bekennen des katholischen Christen. Das sind nicht bloße Anfangspunkte, es ist ein vollständiges System des christlichen Nachdenkens. Mit einer Herausgabe dieser Schrift wäre dem Andenken Schlegels wie der ringenden Gegenwart gleicherweise Gewinn bereitet. Es bleibt tief zu bedauern, daß Held an dessen statt den unbedeutenden Angeluskommentar zugereicht hat, der unserer Zeit nichts sagt und der den Ruf des christlichen Denkers, weil er ihn in der unvorteilhaftesten Weise vorstellt, eher zu beeinträchtigen geeignet ist, als ihn zu festigen.

Kritik

Der Dramatiker Georg Kaiser
Von M. F. Cyprian

Jede Zeit hat ihre Modegötzen. Ein behender Literat wird auf einmal von der modernen Journalistik als ein großer Dichter ausposaunt. So wurde im vorigen Jahrzehnt für einen virtuosen Bajazzo wie Frank Wedekind der Rang eines echten Künstlers usurpiert. So wird jetzt von einer etwas jüngeren Generation Georg Kaiser als der geniale Dramatiker der deutschen Gegenwart gepriesen. Ein sehr rühriger Dramaturg zu Frankfurt a. M. verkündigt Kaisers Werk als Verheißung einer neuen deutschen Literatur, die Münchener Kammerspiele eröffnen ihren Zyklus ‚Das jüngste Deutschland' mit einem Kaiserschen Stücke. Diese Tatsachen fordern eine kritische Auseinandersetzung mit dem Schaffen Georg Kaisers gebieterisch heraus.

In seinem ersten Stück ‚Die jüdische Witwe' (1911)* griff Kaiser nach dem gewaltigen Judith-Motiv. Schon Hebbel war, trotz der tiefen Symbolik, zumal in den ersten Akten seines Dramas, der Versuchung nicht entgangen, das Problem aus der religiösen in die sexuelle Sphäre zu verengern. Kaiser löst die Gestalt Judiths noch mehr aus dem Pathos religiöser Leidenschaft und aus dem Rahmen heroischer Schicksale. Bei Hebbel wuchs, trotz aller Verzerrungen, die Gestalt des hassend-liebenden Weibes ins Metaphysische, Kaiser hat eine zerstörerische Freude, die großen Gebärden des Judith-Motivs zu zerbrechen, auf daß um so nackter und frierender das Menschlich-Allzumenschliche des Stoffes sich enthülle. Aus der jüdischen Heroine wird ein dreizehnjähriges frühreifes Mädchen, hilflos in der Verwirrung ihrer Pubertätsgefühle. Holofernes ist nicht der grandiose Tyrann voll brutaler heidnischer Urkraft, sondern ein stumpfer, abergläubiger Barbar. Nirgends in dem Stück die explosive Kraft religiöser Leidenschaft, sondern nur fetischistischen Aberglaubens dumpfer Bann. Das jüdische Milieu, aus dem Judith herauswächst, hat nichts von alttestamentarischer Größe und Leidenschaft — hier herrscht die kleinliche Betriebsamkeit des Gettos. So wird das historische Ereignis nicht ins Absolute ausgeweitet, sondern in die Kleinbürgersphäre eingesargt. Aus dem tragisch-heroischen Schicksal wird ein Lustspiel: aber nicht eine Komödie, welche die Tragik als Relativität erweist und in der heiteren Symphonie von Leid und Lust überwindet, sondern eine sarkastische Parodie auf die Absurdität aller menschlichen Empfindungen, alles menschlichen Handelns. Dabei ist hin und wieder ein kurzer Dialog virtuos gelungen, im ganzen ist die nervös vibrierende, barock verschlungene Handlung nicht zu künstlerischer Form gestaltet.

Schon in Kaisers erster Komödie ist die Herabziehung eines erhabenen Stoffes ins Pornographische unerträglich; widerwärtiger noch ist, wie er in seinem zweiten Bühnenwerk ‚König Hahnrei' (1913) einen Stoff aus dem seelenvollen Sagenkreis des keltischen Mittelalters von der Reinheit der Gralssphäre

* Die Werke Georg Kaisers sind sämtlich im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen.

in die Kloake der Lüsternheiten und Perversitäten erniedrigt. Des geistigen Gehaltes der Dichtungen eines Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg beraubt, ist diese Welt zur Kulisse geworden, vor der widerwärtige Schlafkammerszenen sich abspielen. Hysterisch krampfen sich verirrte Leidenschaften aus dämonischem Unterbewußtsein empor — mit einer Gespenstigkeit, welche Strindbergs Zerrissenheit noch überbietet, ist das Leben sinnlos erfüllt — aber aus diesem wirren Triebleben tönt nicht einmal die leise Stimme einer höheren Sehnsucht, waltet nicht einmal die Kraft eines gestaltenden Talentes.

Nach diesen beiden unerquicklichen Jugendstücken war Kaisers Bühnenspiel ‚Die Bürger von Calais' (1914) ein wesentlicher Fortschritt, ja geradezu Dokument eines gewissen inneren Umschwungs. Zum erstenmal spielt die Handlung eines Kaiserschen Stückes nicht im Unterbewußtsein trüber Sinne, sondern in der Sphäre des Geistes, im Reiche bewußten männlichen Willens. Der englische König fordert von dem belagerten Calais gegen das Versprechen, den Hafen unversehrt zu lassen, die Auslieferung von sechs Bürgern, barfuß und in der Schmach des Bußgewandes. Eustache de Saint-Pierre, obwohl durch Glück und Reichtum mehr als irgend ein anderer an dieses Leben gekettet, rät im Interesse des für das Gemeinwohl unentbehrlichen Hafens zur Annahme der Bedingungen, erklärt sich bereit zum Opfer für das Wohl der Vaterstadt. Sechs Bürger folgen seinem edlen Beispiel. Als der Morgen des Opferganges herannaht und sich entscheiden soll, wer von den Sieben als Überzähliger zurückbleibt, fehlt der, welcher am meisten zum Erscheinen verpflichtet gewesen wäre, fehlt Eustache de Saint-Pierre. Kleingläubig schelten die Männer von Calais ihn einen Betrüger und Verräter, stürmen wutentbrannt sein Haus, gewillt, den Treulosen auf offenem Markte zu schänden. Aber aus dem Hause trägt man nicht einen Lebenden, der feige sich verbarg, sondern die Leiche eines Unerbittlichen, der sich selbst den Tod gab, auf daß keiner der Sieben die Schmach des Todes trage. Freilich: auch diesem Stücke Kaisers fehlt die innerliche Kraft einer in die Sphären des Erhabenen emportragenden Weltanschauung, aber immerhin ist in ihm ein ernsthafter, in sich gerundeter Stoff dargeboten, aus dem ein begabtes Talent ein kluges und wirkungsvolles Stück bauen kann. Daß Kaiser dies bis zu einem gewissen Grade gelungen, kann unumwunden zugestanden werden. Aber sobald man nicht relative, sondern absolute Maßstäbe anlegt, wie es zumal die Verkünder des Dichters durch ihren Enthusiasmus herausfordern, sobald man etwa die bürgerliche Massenszene des letzten Aktes mit stofflich verwandten Darstellungen Shakespeares vergleicht, da offenbart sich, wie blaß und blasiert im Grunde Kaisers Schilderung ist, wie sehr ihr die plastische Kraft eines großen Gestalters fehlt. Die Sprache dieses dritten Stückes ist zwar weniger wirr und zerbrochen als die der beiden Frühwerke, aber es fehlt ihr in ihrem unkonsequenten Expressionismus und in ihrer leeren Pathetik doch alle dramatische Gewalt und seelische Tiefe.

Der Weg, den ‚Die Bürger von Calais' betreten, ward nicht weiter beschritten; — Kaisers nächste Bühnenwerke waren wieder klägliche Mißgriffe: ‚Europa' (1915), ein mythologisches Spiel mit ganz unplastischer Symbolik, und die Komödie ‚Der Zentauer' (1916),* ein widerwärtiger Rückfall in die Pornographie der beiden ersten Stücke. Da bekundete ‚Von Morgens bis Mitternachts' (1916) eine neue Wendung der literarischen Entwicklung und zugleich den

* Das Stück war zeitweise von der Zensur verboten.

ersten großen Bühnenerfolg. Eine groteske Komödie: der Versuch einer Satire auf unsere Zeit. Ganz ohne Güte — sarkastisch und zersetzend. Ein Kassierer läßt sich durch sinnlose Verliebtheit zu einer großen Unterschlagung verleiten, verjuxt das Geld ‚von morgens bis mitternachts‘. Wie man sieht: ein recht kläglicher Stoff. Aber dieser Schicksalsweg aus dem kleinen Bürgerdasein über verzückte orgiastische Krämpfe und kapitalistische Machtgefühle zum Zusammenbruch im dumpfen Lokal der Heilsarmee vollzieht sich in einem atemlosen futuristischen Tempo — mit unbestreitbarer Virtuosität ist es dargestellt, wie ein Menschenschicksal seiner ruhig behäbigen Umwelt entrollt und in ekstatischer Hast sich abspult. Aller Geldrausch bricht hilflos in Nichtigkeit zusammen: ‚Mit keinem Geld aus allen Bankkassen der Welt kann man sich irgendwas von Wert kaufen. Man kauft immer weniger, als man bezahlt. Und je mehr man bezahlt, um so geringer wird die Ware. Das Geld verschlechtert den Wert. Das Geld verhüllt das Echte — das Geld ist der armseligste Schwindel um allen Betrug!‘ So gehört auch dieses Stück, wie die satirischen Romane Heinrich Manns und die Komödien Carl Sternheims, zu den zahlreichen Dichtungen unserer Zeit, welche an der Zersetzung der kapitalistischen Gesellschaft arbeiten. Aber es bleibt eben in der Auflösung befangen, es fehlen die aufbauenden Momente, die aller großen Kunst eignen. Ein literarisches salto mortale — nicht weniger, aber sicher auch nicht mehr. Alles Geschehen bleibt im Reich des Vitalen, in der Sphäre der Nerven: nirgends tun kosmische Weiten und metaphysische Abgründe sich auf. Nur grundlegende kritische Verirrung kann ein solches Werk literarischer Akrobatengewandtheit als Auftakt einer neuen deutschen Dichtung verkünden, und die hektische Steigerung des Endes mit der noch chaotischen Verheißung des Anfangs verwechseln. Schon Kaisers Sprache sollte das enthüllen, denn sie ist ganz ohne dichterische Prägung — die Sprache eines routinierten Literaten.

Kaisers neuestes Stück ‚Die rote Koralle‘ (1917), das am 27. Okt. zugleich in den „Münchener Kammerspielen“ und im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. seine Uraufführung erlebte, ist in seinem Wollen anspruchsvoller als irgend eines der früheren Stücke des Dichters. Wesen und Zusammenbruch des Kapitalismus darzustellen, diese kühne Aufgabe hat Georg Kaiser sich gesetzt. Aber sein zerfahrenes Literatentalent ist dieser Aufgabe, die eines Dichters formender Gewalt bedarf, mit nichten gewachsen. Nicht das halten wir für das Grundgebrechen des Stückes, daß Kaiser das Motiv des Kapitalismus mit dem des Doppelgängers verbindet: gerade an dieser Motivverschlingung hätte eine dichterische Kraft sich bewähren und die Entpersönlichung des Lebens durch die Herrschaft der sachlichen Kapitalmächte ergreifend zur Anschauung bringen können. Aber das Können Kaisers zeigt sich gerade daran als unzureichend, daß er die beiden Motive nur äußerlich zusammengebunden, nicht aber zur inneren Einheit verschmolzen hat. Der Sekretär des Milliardärs ist seinem Brotherrn nur äußerlich ähnlich, aber daß er dessen Rolle spielen muß, übt keinerlei Einfluß auf sein seelisches Leben — die grauenhafte Tatsache einer beständigen, alle Menschen täuschenden Rollenvertauschung hat keinerlei Rückwirkung auf das Seelenleben der beiden Menschen. Ein echter Dichter hätte die Qual der Entichung schildern können, die eine solch schauerliche Doppelheit hervorrufen muß — bei Kaiser ist das Doppelgängermotiv nicht mehr als äußerlichste Kolportage.

Ebenso wenig ist das Problem des Kampfes zwischen arm und reich in eine künstlerische Höhe erhoben. Es kommt zu effektvollen Kontrastszenen, die im Grunde — darüber kann auch Kaisers sprunghafte Psychologie und die

blasierte Krampfhaftigkeit seines Stils nicht hinwegtäuschen — an den banalen Naturalismus Sudermanns erinnern.* Und an Sudermann erinnert auch die äußerliche Symbolik, die an die rote Koralle anknüpft — die rote Koralle, welche der Sekretär trägt als Unterscheidungsmerkmal von dem Milliardär und die, trotz aller Bemühungen, ihr einen tieferen Sinn zu geben, ein bloßes Theaterrequisit bleibt.

Vergeblich suche ich in diesem Stück Kaisers die Verheißung einer zukunftstragenden Kraft: ich erkenne nur die unzureichenden Gestaltungsversuche einer expressionistisch flackernden Psychologie — ich vermisse jede seelische Vertiefung. Und selbst der psychologische Aufbau des Stückes ist von bedenklicher Inkonsequenz: man begreift nicht, warum es für die Vollstreckung des Todesurteils von Belang ist, ob der Sekretär den Milliardär oder der Milliardär den Sekretär ermordet hat: Mord bleibt Mord und in beiden Fällen wäre das Todesurteil unentrinnbar. Weit entscheidender freilich ist, daß auch den Personen des Stückes innere Glaubwürdigkeit fehlt: nicht Gestalten von Fleisch und Blut sind sie, sondern Schemen, denen ein Literat seine unplastische, unindividualistische Sprache in den Mund legt. Nach diesem Stücke kann man gewiß sein: Georg Kaisers literarisches Schaffen berechtigt zu keinerlei Hoffnung auf dichterische Leistung.

Daß aber so dürftige Talente wie Georg Kaiser heute nicht nur den Beifall des nach Neuheiten durstenden Premièrenpublikums ernten, sondern auch innerhalb der schaffenden Schriftstellerwelt ernst und gewichtig genommen werden, ist immerhin ein bemerkenswertes zeitgeschichtliches Symptom, ein Symptom für die brennende Sehnsucht nach einem neuen Drama. Das naturalistische Drama hat sich überlebt, das klassizistische Drama ist in unschöpferischem Epigonentum verflacht, das Drama Strindbergs führt zu einer Auflösung der Form, über die hinaus keine Entwicklung mehr möglich ist. Die Entwicklung des modernen Dramas ist solcher Art in einer Sackgasse geendet, und es bedarf neuer schöpferischer Antriebe, um wieder lebensfähige dramatische Dichtungen zu zeugen. Während vor allem in der Lyrik, aber auch im Roman sich schon verheißende Ansätze einer neuen Dichtung bemerkbar machen, fehlt es uns an einem aufbauenden dramatischen Können.** Das Theater droht immer mehr seine Kulturmission einzubüßen, weil es, sofern es sich nicht mit den modernen Machwerken begnügen will, zu den Werken vergangener Kulturepochen greifen muß oder zu solchen zeitgenössischen Stücken, die zwar löblich in der Gesinnung, aber ohne das lebendige Blut künstlerischer Gestaltungskraft sind. Über diesen tragischen Notstand unserer Bühne suchen nun moderne Literaten mit geschäftiger Hast hinwegzutäuschen und erheben gnadenlose und undisziplinierte Begabungen wie Georg Kaiser als bahnbrechende Dichter auf den Schild.

Aber ein solches Blendwerk wird nicht lange mit gleißnerischem Schein betrügen können. Wieviel lebt heute noch von den literarischen Modegötzen des letzten Jahrzehnts? Was künstliche Mache emportrug, ist ebenso schnell wieder der Vergessenheit anheimgefallen. Vielleicht — während im Getriebe des Literatentums die Kaiser, Kornfeld und Essig mit ihren Totgeburten von sich reden machen, schafft irgendwo in einer engen Dachkammer einsam und unbekannt der echte und erkorene Dichter, der das besitzt, was diesen Dramatikern fehlt: das Ethos und der von ihm aus die Kraft gewinnt, das Drama hohen Stils zu neuem Leben zu wecken. Es wird auch hier das ewig junge Wort des Dichters gelten:

‚Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.‘

* Vgl. Max Fischers ‚Rundschau‘-Glosse über Sudermann im Novemberheft.

** Das werden weitere Kritiken über die dramatischen Tagesberühmten nachweisen.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Okt. 1917*

‚Nein! Niemals!‘ Mit diesem entschiedenen mannhaften Ausrufe bekräftigte im Reichstag der neue Staatssekretär des auswärtigen Amtes, daß in Elsaß-Lothringen das Deutsche Reich Frankreich kein Zugeständnis machen könne. Das Reichsland sei der Schild und das Sinnbild der deutschen Einheit. Herrschte doch im Kriege 1870/71 in Deutschland allgemein der heftige Wunsch, die einst von Frankreich im tiefsten Frieden geraubten Gebiete wiederzugewinnen. Unzweifelhaft war er damals der stärkste seelische Ausdruck des endlich erfolgten Zusammenschlusses von Süd und Nord. Nach dem Grundsatze des Volkstums, dem ‚Nationalitätsprinzipe‘, gehören Elsaß und Lothringen unzweifelhaft zum Deutschen Reiche. Sie sind urdeutsches Land mit einer Bevölkerung, die sowohl nach Abstammung wie zu neun Zehntel nach der Muttersprache deutsch ist. Den noch lebenden Kämpfern von 1870/71, die an der heißersehnten Wiedereroberung teilnahmen, wäre die Abtretung an Frankreich schrecklich. Bei Ausbruch des Weltkrieges bedrückte sie doch ganz besonders, daß die Ergebnisse der damaligen glänzenden Siege und Erfolge wieder in Frage gestellt wurden und vielleicht alle hiefür gebrachten Opfer, Mühen und Leiden umsonst wären. Elsaß-Lothringen darf niemals wieder abgetreten werden! Begreiflich ist ja, daß die rachsüchtigen, eitlen Franzosen das schöne Land zurückhaben möchten, aber sie rechnen nicht mit der wirklichen Kriegslage. Denn sie bekamen während des Völkerkampfes nur 900 Quadratkilometer, meist Gebirgsteile, des südlichen Elsaß in ihre Gewalt, während die deutschen Streitkräfte vom reichsten französischen Boden 19200 Quadratkilometer, also 21mal mehr, besetzt halten. Wenn dieser beim Friedensschluß im Austausch und gegen Kriegsentschädigung wieder zurückgegeben wird, dürfen die Franzosen ganz zufrieden sein. Daß nämlich der Vierbund in der Lage ist, die besetzten feindlichen Gebiete festzuhalten und neue hinzu zu gewinnen, zeigten die Ereignisse des 39. Kriegsmonats.

Zunächst im Seekriege fanden Mitte Oktober wichtige Unternehmungen der Vierbundflotten auf dem Wasserspiegel statt. Während die riesige Schlachtflotte Großbritanniens sich immer noch versteckt hielt und auch die übrigen Seestreitkräfte des Einkreisungsverbandes nahezu untätig blieben, auf Abwehr- und Schutzmaßnahmen sich beschränkend, führte die deutsche Flotte staunenswert kühne Angriffe aus. Der größte hievon war das Zusammenwirken mit dem Landheer, beginnend am 12. Oktober mit der Landung auf dem Eiland Oesel. Nach russischer Angabe waren hiebei deutscherseits 8 Großkampfschiffe, 12 leichte Kreuzer, 40 Zerstörer und 30 Minensuchfahrzeuge, außerdem viele Truppenfrachtschiffe und Begleitfahrzeuge beteiligt, also eine ganz ansehnliche Seestreitkraft, die in fünf Tagen ihre Aufgabe glänzend erfüllte. Durch ihre Beihilfe ermöglichte sie die Besetzung der dem Rigaer Meerbusen vorgelagerten Eilande und vertrieb die anwesenden russischen Kriegsschiffe, von denen ein Großkampfschiff und ein Zerstörer vernichtet wurden. Seitdem beherrscht sie die Gewässer von Riga, dessen

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für September 1917‘ Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Novemberheft S. 232.

Meerbusen für sie ein trefflicher, der englischen Begehrlichkeit vorweg geschnappter Stützort ist, von dem aus sie die Ostsee überwachen und die russische Flotte in Schach halten kann, außerdem die Möglichkeit hat, den linken an das Meer gelehnten Flügel des deutschen Landheeres wirksam zu unterstützen. Außer zwei Minensuchern und einem kleinen Frachtschiff ging kein Kriegsfahrzeug verloren. Unterdessen griffen am 17. Oktober zwei deutsche Kreuzer nahe den schottischen Shetlandseilanden, die von den deutschen Nordseeküsten über 1000 Kilometer entfernt sind, ein von zwei britischen Zerstörern begleitetes Kauffahrteigeschwader an. Beide Zerstörer und elf Handelsfahrzeuge wurden vernichtet, während die deutschen Kreuzer ohne Verluste heimkehrten. Ferner warfen in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober deutsche Zerstörer 250 Sprenggranaten auf die Hafenanlagen von Dünkirchen, beschädigten einen britischen Monitor schwer und kamen heil zurück. Außerdem wurden am 28. Oktober nördlich Ostende kreuzende gegnerische leichte Seestreitkräfte von deutschen Zerstörern und Flugzeugen zum Rückzug gezwungen. Mit voller Berechtigung kann daher an die Engländer abermals die höhnische Gegenfrage gestellt werden: ‚Wo sind Eure Schiffe?‘ Endlich unternahmen noch österreichisch-ungarische Seestreitkräfte am 18. Oktober einen Vorstoß in die Süd-Adria, nahe an die italienische Küste, sichteten aber kein feindliches Handelsschiff und kehrten nach erfolgreicher Abwehr eines am 19. Oktober erlittenen Flieger- und Unterseeangriffes vollzählig und unbeschädigt zurück. Wohl wegen dieses Vorstoßes sind seit 22. Oktober alle italienischen Adria-Häfen als gesperrt erklärt. — Unter dem Wasserspiegel setzten die Tauchschiffe des Vierbundes ihre Zerstörungsarbeit wirksam fort. Nach deutschamtlicher Zusammenstellung wurden im September 672 000 BRT. feindlichen Handelsschiffsraumes und somit in den acht Monaten des verschärften Unterseekrieges insgesamt fast 7 Millionen BRT. zerstört. Hiezu kommen noch die Ergebnisse des Oktober, die nach den bisherigen amtlichen Einzelveröffentlichungen — unter Einrechnung der vom deutschen Hilfskreuzer ‚Seeadler‘ in der Südsee versenkten 126 000 T. — rund 672 000 BRT. erreichten ohne die außerdem vernichteten 35 Dampfer, 5 Segler und 1 Fischerfahrzeug, sowie zwei ungezählten Reihen von Dampfern und Seglern, deren Tonnengehalt unbekannt blieb. Wie hier schon wiederholt dargelegt wurde, bewirkt die immer mehr zunehmende Minderung des Schiffsverkehrs einen allmählichen Rückgang der Versenkungszahlen. Stetig veröden die Meere. So begegnete jüngst bei einer Fahrt von Nordamerika nach Südafrika ein ohnseitiges Handelsschiff im Atlantischen Meere keinem einzigen Fahrzeuge. Als Wirkung des Unterseekrieges ergab sich gegenüber dem Vorjahr bereits ein erheblicher Rückgang der englischen Einfuhr, die z. B. beim Holz zwei Drittel, bei Eisen und Stahl sowie Webstoffen und Düngemitteln mehr als die Hälfte, bei Rohglyzerin sogar $^{14}/_{15}$ beträgt. Wenn auch der britische Admiral Jellicoe kürzlich mit der Hoffnung auf Besserung prahlte, mußte er doch zugeben, daß die englischen Unterseeverluste äußerst ernst seien. Die stärkere Hoffensberechtigung ist also auf der Vierbundseite. Steht doch England nach eigenen Zeitungsberichten bereits in dem Abschnitt schärfster Knappheit an Lebensmitteln, Kohlen und großgewerblichen Rohstoffen. An Stelle der früheren reichlichen, wenn auch teuren Vorräte sei jetzt überall tatsächlicher Mangel, der in der häufigen Anwendung des Wortes ‚Hungersnot‘ zum lauten Ausdruck komme!

Auf allen Kriegsschauplätzen gewinnt der Luftkampf immer größere Ausdehnung und vermehrte Heftigkeit. Vorläufig halten sich die Parteien noch ziemlich das Gleichgewicht, so daß er bis

jetzt keinen fühlbaren Einfluß auf Verlauf und Entscheidung des Krieges ausübte. Doch kann dies bei der fortgesetzten Vervollkommnung der Luftfahrzeuge noch werden. Will doch Amerika 22000 Flugzeuge liefern; die Fliegerabwehrartillerie des Vierbundes wird dann ausgiebige Schießergebnisse erzielen können; denn in je größeren Schwärmen die Flieger erscheinen, desto leichter und zahlreicher sind sie abzuschießen. Im Oktober fand übrigens schon ein Luftkampf statt, an dem 80 Flugzeuge teilnahmen. Einen Ausblick gibt dies, wie künftig der Landkrieg vielleicht mehr über als auf der Erde sich abspielen wird, ebenso wie auch der Seekrieg bereits jetzt mehr unter und über als auf dem Wasserspiegel vor sich geht. Immer zahlreicher und ausgiebiger wurden beiderseits die Zerstörungsflüge, unter denen auch die wehrlose Bevölkerung der Kriegsgebiete zu leiden hatte. Während jedoch die Flieger des Vierbundes ihre Bomben ausschließlich auf befestigte Orte und militärisch wichtige Plätze werfen, suchen die des Einkreisungsverbandes vorwiegend offene Städte auf, deren Beschießung auf den Kriegsverlauf einflußlos ist und sich deshalb als niederträchtige, grausame Rachehandlung kennzeichnet. Besonders großen militärischen Vernichtungserfolg erzielten deutsche Flieger in der Nacht zum 29. September durch wirksame Beschießung der französischen Festung Dünkirchen, des britischen Hauptstapelplatzes. Ferner griff in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober ein Marineluftschiffgeschwader mit 26000 Kilogramm Bomben England an und erzielte schwere Erfolge in London und anderen großgewerblichen Plätzen. Auf der Rückfahrt jedoch gerieten infolge starken Seitenwindes und dichten Nebels elf Luftschiffe über das französische Kampfgebiet, wo vier von ihnen abgeschossen oder zur Landung gezwungen wurden. Damit ist abermals bewiesen, daß Luftschiffe, die dem seitlichen Winde zu große Angriffsfläche darbieten und auch sonst militärische Nachteile besitzen, doch nur eng begrenzte Kriegsbrauchbarkeit haben. Vorläufig sind ihnen die Flugzeuge entschieden vorzuziehen, denn ihre Verwendbarkeit ist eine vielseitigere. Vielleicht gelingt dem Stoffgeschick noch eine ausreichende Verbesserung der Luftschiffe.

Im Westen blieb die Kampflage in der Hauptsache während des 39. Kriegsmonats die gleiche wie im 38., obwohl der Einkreisungsverband seine wuchtigen Angriffe den ganzen Oktober hindurch fortsetzte. Wie bisher beschränkte sich das deutsche Heer auf die Abwehr der vergeblichen Durchbruchsversuche und auf die Behauptung seiner Stellungen von der Nordsee bis zu den Alpen. Im Verhältnis zu der großen Ausdehnung sowie zu dem Umfange des von den Deutschen besetzten belgischen und französischen Gebietes erzielten die Gegner nur geringfügige Abbröckelungen. Von den 30000 Quadratkilometern Belgiens gewannen die Briten nur wenig mehr als 100 Quadratkilometer. Etwas größeren Erfolg hatten die Franzosen vom 22. bis 25. Oktober bei Vauxaillon nördlich Soissons. Für die Deutschen ist dies ein bedauerlicher Rückschlag, dessen mögliche Vermeidung von der Heimat aus nicht beurteilt werden kann. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Weltkrieges sind einzelne örtliche Rückschläge unvermeidlich, denn man kann nicht überall gleich stark sein. Der Tüchtigkeit und Zähigkeit der Deutschen gelang es überall, Durchbrüche der Gegner zu verhindern. Trotz des Einzelerfolges ist zu erkennen, daß die Kampfkraft Frankreichs schon stark abnahm und auch Großbritannien auf dem Gipfel seiner Anstrengungen anlangte. Höher geht es anscheinend nicht, die oberen Grenzen sind wohl schon erreicht. Mehr Leute und Schießbedarf zu einem Durchbruch können die Einkreisungsmächte einschließlich Amerika, auch mehr Lebensmittel nicht bereitstellen. Für ihren gewollten Sieg fehlen

offenbar diese unerläßlichen Voraussetzungen. Alle Absichten für ein großzügiges Angriffsverfahren scheitern an der Frachtfrage; als Wirkung des Unterseekrieges steigt dem Einkreisungsverband das Hungergespenst auf und lähmt das gleichzeitig auf allen Kriegsschauplätzen beabsichtigte einheitliche Vorgehen. Dazu kommen innere Schwierigkeiten der Westmächte, die sich nicht auf Ministerwechsel beschränken, sondern in starken Volksgährungen bekunden. So wurde in Frankreich eine königsfreundliche Verschwörung entdeckt; in Tunis und in London kamen trotz der französischen und englischen ‚Volksherrschaft' Judenverfolgungen wie sonst in Rußland vor, in Frankreich meuterten die kriegsmüden russischen Truppen, in Portugal besteht Wirrwarr, Sturmzeichen in Irland verkünden eine starke Bewegung, die sich die Lostrennung von Großbritannien und die Errichtung eines selbständigen irischen Freistaats zum Ziel setzte. Jedoch berechtigen diese Erscheinungen, Anzeichen innerer Schwäche noch nicht zu übertriebenen Hoffnungen.

Wie wenig hemmenden Eindruck die örtlichen Erfolge des Einkreisungsverbandes im Westen auf die Oberste Heeresleitung des Vierbundes machten, zeigten am eindringlichsten die Oktober-Vorgänge auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz. In den ersten drei Wochen des Monats wurde dort zwar wenig gekämpft. Die italienische Heeresleitung traf noch die Vorbereitungen zur 12. Isonzoschlacht, die den längst angestrebten Durchbruch und die Eroberung Triest's endlich herbeiführen sollte. Gestört durch die inneren Schwierigkeiten des Landes gingen sie nur langsam voran. Aus der Gärung im Volke konnte sogar auf einen Umsturz nach russischem Muster gerechnet werden. In Turin wurde der Hauptbahnhof in die Luft gesprengt und fanden heftige Straßenkämpfe statt. Im Zusammenwirken mit dem Niedergang der italienischen Landwirtschaft entstanden durch die Wirkungen des Unterseekrieges große Versorgungsnöte auf allen Wirtschaftsgebieten und verursachten Aufruhr in verschiedenen Städten, sowie aufständische Unruhen in Sizilien; zur Unterdrückung wurden britische und französische Truppen an Italien abgegeben, da die eigenen nicht mehr verlässig genug waren. Viele italienische Soldaten entflohen, ganze Truppenteile versagten den Gehorsam. In der Kammer wurde offen mit dem Umsturze gedroht. Währenddem bereitete der Vierbund in aller Stille und unbemerkt von den Italienern den Angriff am Isonzo vor. Zwar meldeten italienische Zeitungen schon am 6. Oktober eine außergewöhnliche Zunahme der gegnerischen Aufklärung an der ganzen Kriegsgrenze. Mitte Oktober zogen dann auch die Italiener große Truppenmengen und starke Artillerie, darunter britische, gegenüber Südtirol und Kärnten zusammen, aber ihre Hauptkräfte vereinigten sie am Isonzo; auch kamen von Frankreich zahlreiche britische und französische Verstärkungen. Trotzdem wurden sie am 20. Oktober durch ein kurzes aber kräftiges Sturmunternehmen im Becken von Laghi, auf dem Berg Maggio, nordwestlich Arsiero, völlig überrascht, alle Welt erwartete nun einen Vierbundangriff aus Südtirol, doch war es diesmal nur ein Scheinvorstoß, zur Ablenkung der Aufmerksamkeit. Erst am 23. Oktober wurden vom italienischen Baume die reifen Früchte geschüttelt. In 11 Isonzoschlachten, die zusammen 5 1/4 Millionen blutiger Verluste den Italienern kosteten, hatte deren Heerführung etwa 1100 Quadratkilometer österreichischen Gebiets erkämpft. Nun mußte sie nach 4 Kampftagen den ganzen Erfolg wieder aufgeben, die siegreichen Vierbundheere aber gewannen innerhalb einer Woche, durch heftige Verfolgung des geschlagenen Gegners bis an den Tagliamento, 4000 Quadratkilometer italienischen Boden, ganz Friaul und einen Teil von Venetien, erbeuteten dabei über 200 000 Gefangene und außer ungeheuren Kriegsvorräten mehr als 1800 Ge-

schütze. Außerdem sollen, nach Schweizer Nachrichten, die blutigen Verluste der Italiener fast eine Viertelmillion Menschen betragen. Nicht ganz unerwartet, wie schon im Vormonat angedeutet, kam dieser Zusammenbruch. Im Königreich war der Siegeswille längst zermürbt durch die vorausgegangenen Verluste und den Hunger. Ganz Italien erbebt nun unter dem Eindruck der unerwarteten, niederschmetternden Niederlage; hatte das enttäuschte Volk doch sicher den nahen Sieg erhofft. Bereits brachen in Spezia unter Mitwirkung fahnenflüchtiger Soldaten schwere Aufstände aus, die zu blutigen Straßenkämpfen führten. Bei den Mittelmächten aber herrscht höchste Befriedigung über den raschen, glänzenden Erfolg ihrer trefflichen Streitkräfte und die gewaltige Bestrafung der treulosen ‚Katzelmacher'. Nach italienischen, durch die Schweiz gekommenen Berichten sei der Durchbruch besonders erleichtert worden durch ein neues Gas, das bei der Artillerievorbereitung der Deutschen viele Soldaten in den Schützengräben, namentlich aber die Bedienungsmannschaften der Geschütze tötete. Bei Monatsschluß kam die Verfolgung zunächst am Tagliamento zum Halten, doch bildete dieser Fluß nach Ablauf des Hochwassers kein ernstes Hindernis. In diesem Kriegsabschnitte bewahrheitete sich neuerdings der Moltkesche Erfahrungssatz: ‚Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wieder gut zu machen'. In blinder Unterschätzung der österreich-ungarischen Widerstandskraft und im überheftigen Eroberungsdrange wählte bei Kriegsbeginn die italienische Heeresleitung für ihren Angriff den kürzesten Weg auf Wien über den Isonzo, statt vorher Südtirol anzugreifen, das herzförmig in das italienische Gebiet einspringt und dadurch für den italienischen Vormarsch auf Wien eine starke Bedrohung der linken Flanke und der rückwärtigen Verbindung ermöglicht. Für das zum Rückzuge genötigte geschlagene italienische Heer findet sich daher eine flankensichere Abwehrstellung erst auf der Strecke Chioggia—Peschiera, zwischen adriatischem Meer und Gardasee auf den rechten Ufern der Etsch oder des Po und Mincio, allerdings unter Preisgabe von beinahe ganz Venetien.

Mit Eintritt der kühleren Jahreszeit wurde die Kampftätigkeit auf dem Balkangebiet etwas lebhafter, besonders auf dem südlichen Kriegsschauplatze in Mazedonien, doch trat keine Änderung der Kriegslage ein; nördlich, in der Dobrudscha, wo die Parteien durch die Donau getrennt sind, blieb es bei dem bisherigen Feueraustausch und Vorpostengeplänkel. Vorläufig scheint das griechische Heer mit seiner Kriegsaufstellung noch nicht fertig zu sein, doch hielt der neue König am 31. Oktober bereits eine gegen die Bulgaren besonders aufreizende kriegerische Ansprache an die Offiziere in Athen. Mit einem baldigen Einsatz der griechischen Streitkräfte muß also gerechnet werden.

Wie im Südwesten der 39. Kriegsmonat einen großen Vierbunderfolg brachte, so auch im Osten mit der schon im Abschnitt ‚Seekrieg' berichteten Eroberung des Rigaer Meerbusens, die durch Besetzung der ihm vorgelagerten Eilande Ösel, Dagö und Moon vollzogen wurde. Nach wohldurchdachter Vorbereitung gelang die geschickt durchgeführte, kühne Unternehmung in der kurzen Zeit vom 12.—21. Oktober. Sie brachte das glänzende Ergebnis einer Gesamtbeute von 20 130 Gefangenen, mehr als 100 Geschützen, davon 47 schwere Schiffsgeschütze, einige Revolverkanonen, ferner 150 Maschinengewehre und reiche Kriegsvorräte. Auf den übrigen Stellungsabschnitten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer wurde nur wenig gekämpft. Am 6. Oktober vollzog sich in der Bukowina der einzige russische Angriff, der mit Einsatz von Panzerkraftwagen gegen die Vierbundstellungen bei St. Onufry und Waschkoutz stattfand, jedoch erfolgreich

abgewiesen wurde. — Im inneren Rußland schritt indessen die Zersetzung von Heer und Flotte, sowie der zügellose Wirrwarr weiter fort. Neben Gewalttaten der allmählich erwachenden russischen Bauern geschahen ein mehrtägiger Ausstand der Eisenbahner und ein Hauptausstand in Taschkend, dann Aufruhr von 8000 Soldaten in Homel (Provinz Mohilew), sowie der Flotte im Schwarzen Meer, ferner Niedermetzelung mohammedanischer Bevölkerung in Russisch-Mittelasien, deshalb Aufstand im Chanat Chiwa, Turkestan, weiter die Unabhängigkeitsbewegung in Finnland, Ukraine und im Kaukasus; dazu kamen noch empfindlicher Kohlenmangel und Nahrungsschwierigkeiten, Unruhen in Beßarabien, überall Zerstörungen, Plünderungen, Waldbrände usw. Endlich traten Seuchen in bedrohlicher Weise auf. Durch die allgemeine Zügellosigkeit treibt das Reich zur Auflösung. Auf dem besonderen militärischen Gebiete ist nach Ausspruch des früheren Oberbefehlshabers General Alexiew, dem auch sein Vorgänger Kornilow zustimmte, die Lage sehr schwierig, denn: ‚Wir haben kein Heer'; mit dem jetzigen sei nichts anzufangen. Nichts anderes bleibe übrig, als die Mannschaften, die nicht mehr kämpfen wollen, zu entlassen und zu versuchen, während des Winters neue verläßlichere aufzubringen. Erklärte doch der derzeitige Kriegsminister, daß die genaue Zahl der wirklichen Kämpfer amtlich nicht bekannt sei; niemand wisse den Iststand des Heeres. Schätzungsweise sei ungefähr ein Zehntel der Mannschaften in den Kampfstellungen, während neun Zehntel im Hinterlande weilen. Den größten Teil dieser Heimatkrieger schlage er vor, abzurüsten, da der Staat sie und ihre Angehörigen nicht mehr erhalten könne. Nur der neue Chef des Großen Generalstabes bezeichnete diese Darstellung als übertrieben und meinte, daß im Frühjahr das russische Heer wieder zum Vorgehen oder zur Abwehr kampfbereit sein werde. Aber der derzeitige Machthaber Kerenski erklärte, gegenwärtig sei Rußland militärisch, politisch und wirtschaftlich erschöpft.

Wie auf dem Balkangebiet brachte die kühlere Jahreszeit auch auf den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen ein Aufleben der Kampftätigkeit. Doch fanden im Oktober noch keine Entscheidungsschlachten, nur Erkundungsgefechte, statt, wohl aber ergaben sich für das unmittelbare Bevorstehen schwerer Kämpfe im Sinaigebiet und in Mesopotamien sichere Anzeichen. Zu hoffen ist, daß unsere türkischen Bundesgenossen den langen Stillstand der Heeresbewegungen ausnützten, mit deutscher Hilfe sich gründlich darauf vorzubereiten. Sowohl die allgemeine Kriegslage wie namentlich die wirtschaftliche Zukunft des Vierbundes erfordern dringend ein Zurückwerfen der in die asiatische Türkei eingedrungenen britischen Heere, um die beabsichtigte Abschnürung vom Roten Meere und dem Persischen Golf zu verhindern. Am 24. Oktober begannen die Briten den Vormarsch gegen die türkischen Dialastellungen nordöstlich Bagdad, am 26. Oktober, angeblich von französischen Verstärkungen unterstützt, die Angriffsbewegungen gegen Gaza, 80 Kilometer südlich Jerusalem, wo sie am 30. Oktober bereits einen starken Angriff ausführten, der jedoch von den Türken abgewiesen wurde.

Von den überseeischen Kampfgebieten kommen meist nur einseitige feindliche Berichte. Im Oktober aber trafen in Konstantinopel gute Nachrichten aus Tripolitanien ein, daß die Italiener dort am 21. September bei ihrem Ausfall aus Tripolis eine Niederlage erlitten, wobei mehr als die Hälfte ihrer Streitkräfte außer Gefecht gesetzt wurde. Am 7. Oktober fand ein Gefecht westlich Tripolis statt unter wirksamer artilleristischer Beteiligung eines deutsch-

türkischen Unterseeschiffes, das auch am 16. Oktober an einem Angriff gegen Homes durch Beschießung der italienischen Befestigung teilnahm. Am 23. Oktober begann ein neuer türkischer Angriff auf Tripolis, dessen Ergebnis noch nicht bekannt ist. In Deutschostafrika bringt es die treffliche Schutztruppe nach dreijährigen Kämpfen und Anstrengungen noch immer fertig, die wohl zehnfache Überzahl der Belgier von Westen, der Briten von Norden und der Portugiesen von Süden in Atem zu halten und eine Verteidigungsstellung von Mahenge (ausschließlich) bis zum Lukulediefluß zu behaupten.

Aus dem Kriege mit Amerika sind noch wenig militärische Tatsachen zu berichten. Bis jetzt sind erst 30 000 Mann auf dem westlichen Kriegsschauplatze verwendet und in ‚ruhiger Stellung' am Rhein-Marne-Kanal eingesetzt, wie durch Gefangennahme von Amerikanern festgestellt wurde. Für vermehrte ausgiebige Kampfteilnahme verlangten die Vereinigten Staaten bereits Frist bis zum Jahre 1919! Aus der zwangsweisen Einstellung von Angehörigen ohnseitiger Länder z. B. von 6000 Schweden, sowie der Bildung eines polnischen Heeres in Amerika ist zu schließen, daß die dortigen Wehrpflichtigen dem Militärdienste Abneigung und großen Widerstand entgegensetzen. Im Einkreisungsverband sieht man bereits ein, daß die Kriegsbeteiligung Amerikas kein Gewinn sei, hauptsächlich nur wirtschaftliche Ziele verfolge und die Rüstung gegen Japan vorbereite; nachteilig erweise sie sich sogar durch die starke Inanspruchnahme des bedeutend weniger gewordenen Schiffsraumes. Für Amerikas Weltherrschaftsgelüste zeugt die amtlich verkündete Absicht, die Flotte der Vereinigten Staaten bis zum Ende des Jahres 1918 zur größten Flotte der Welt auszubauen. Bezeichnend für die Zustände in Amerika ist, daß nach Pariser Zeitungsmeldung Präsident Wilson von der Morgangruppe bestochen worden sei, indem deren Bank die ungeheueren Kosten der Präsidentenwahl in amerikanischen Rüstungswerken gedeckt habe. Hier wurde schon einmal (Hochld. 14. Jg. 1916/17, Bd. 2, S. 100) das auffallende Anwachsen von Wilsons eigenem Vermögen erörtert. Endlich ist noch zu erwähnen, daß im Oktober von den bisher ohnseitigen amerikanischen Freistaaten auch Peru und Uruguay dem Einkreisungsverbande beitreten mußten, nicht um sich am Kriege zu beteiligen, sondern zu dem Zwecke, den künftigen deutschen Handelsverkehr mit ihnen auszuschließen.

Aus dem inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ist als unerquicklich die Fortdauer des politischen Parteigezänkes und der dadurch veranlaßte abermalige Kanzler- und Ministerwechsel zu erwähnen. Hoffentlich gelingt es dem neuen Reichskanzler den Burgfrieden endlich wieder herzustellen, der namentlich von den am Feinde stehenden Reichstagswählern aller Parteien dringend gewünscht wird als sichere Grundlage für den äußeren Frieden. Höchst erfreulich ist dagegen der ‚goldene Heimatssieg', der im 39. Kriegsmonat durch Zeichnung der 7. Kriegsanleihe in Höhe von 12½ Milliarden errungen wurde. Von diesem Betrage waren bis zum 27. Oktober, dem ersten Pflichtzahlungstage, bereits 10 Milliarden eingezahlt. Damit ist der Beweis geliefert, daß das deutsche Volk opferwillig bereit ist durchzuhalten. Im Zusammenhalte mit der günstigen Kriegslage des Vierbundes dürfen wir daher zuversichtlich auf einen ehrenvollen Friedensschluß rechnen.

Abgeschlossen 1. November 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Philosophie

Kulturwege und Erkenntnisse.* Aus der Überfülle des Spezialistentums strebt unsere Zeit in gesunder Reaktion nach

* Eine kritische Umschau in den Problemen des religiösen und geistigen Lebens

Synthese, nach Zusammenfassung der Ergebnisse der Einzelforscher und nach künstlerischer Gestaltung zu Gesamtbildern, die den Aufbau einer Weltanschauung wieder möglich machen. Der moderne Mensch beginnt, atemschöpfend, auf den zurückgelegten Weg zurückzuschauen und die Schätze jahrzehntelanger Kulturarbeit zu überschlagen und zu sichten. Diesem Streben ist eine Reihe von Sammelwerken entsprungen, die in allgemeinverständlicher Form die Spezialforschung einzelner Gebietsgruppen einem größeren Publikum durch Fachleute zugänglich machen und diese selbst zwingen, in einer Aufrechnung ihrer Detailarbeit wieder die größeren Gesichtspunkte hervortreten zu lassen. Insbesondere macht sich das Streben auf religiösem Gebiete bemerkbar, weil die Lebensführung des Menschen in erster Linie auf Ganzheit der Weltbetrachtung hindrängt und eine Stellungnahme zu der Synthese der Lebensfragen notwendig macht. Pascal meint, keinen Schritt machen zu können, ohne über Gott und Unsterblichkeit im klaren zu sein. Nichts charakterisiert nun schärfer den fundamentalen Umschwung in der religiösen Grundstimmung der Gegenwart gegenüber den letzten Jahrzehnten, z. B. der Zeit der ‚Revolution in der Literatur‘, als die Tatsache, daß die damaligen Anhänger des Materialismus, soweit sie noch am Leben sind, sich fast ausnahmslos einer Art monistischer Religion zugewandt haben und sie beinahe in jeder Bücher- und Theaterkritik zur Geltung bringen oder anklingen lassen. Es genügt eben nicht, in dieser Welt sich umzusehen, sondern das unabweisbare menschliche Bedürfnis hat sich in ihnen Bahn gebrochen, an eine übermateriellefunktionelle Welt des Geistes Anschluß zu suchen und in ihr das gesamte Leben und Streben zu verankern. Selten ist so viel von neuer Mystik, neuer Frömmigkeit außerhalb des Kirchentums die Rede gewesen wie jetzt, und man darf sagen, daß die starke irrationalistische Strömung im philosophischen Denken der Gegenwart entweder von ihr getragen ist oder sie trägt. Es besteht jedenfalls ein inniges Wechselverhältnis zwischen beiden, und da im ganzen ein Zurückgehen auf den Standpunkt vergangener Zeiten ausgeschlossen ist, streben diese Elemente nach einer neuen Stufe der Religion, in der die ‚Kulturwege und Erkenntnisse‘ des modernen Menschen ausmünden sollen. Zunächst sehen sie ihre Aufgabe in der Zusammenfassung der Kritik des Alten, damit das Tote und Heterogene von dem neuen Kulturprozeß von vornherein ausgeschieden werde; die zweite in der Aufdeckung der lebendigen Quellen, die, jetzt noch einzeln und unerkannt, doch zu dem großen Strom hindrängen, der ins Neuland der Kultur tragen soll.

An der Ehrlichkeit dieses Strebens ist ebensowenig zu zweifeln, wie an der Zahl seiner Anhänger, die durch die blutigen Probleme des Weltkrieges wesentlich erhöht sein wird. Wenn, wie im 1. Band des vorliegenden Werkes, die Kritik des Alten, besonders des Christentums und seiner Philosophie, vielfach eine einseitig linksliberale ist und Hypothesen, die von der Forschung mit Vorsicht aufgenommen oder gar bereits abgelehnt sind, als Tatsachen und Ergebnisse der Wissenschaft ausgegeben werden, so sollte das als ernste Gewissenserforschung gelten, ob wir auf die dort aufgeworfenen Probleme in der wissenschaftlichen und populären Literatur genügend eingegangen sind und ihnen ehrlich genug ins Gesicht geschaut haben. Hier liegt die Kernfrage im ‚Königsproblem der Gegenwart‘. Die alte Entschuldigung, catholica non leguntur, kann jedenfalls nicht mehr aufrecht erhalten werden, nachdem eine ganze Reihe wirklich erstklassiger Werke sich Bahn gebrochen hat. Wenn wir am Aufbau der Zukunft mitbeteiligt sein wollen, dann

von Prof. Dr. F. Köhler, Leipzig 1916 (A. Barth), 2 Bde., 765 S., brosch. 10 Mk., geb. 12 Mk.

gilt es zunächst, zu den Fragen und Zweifeln, die heute den Menschen und besonders den Laien bewegen, mündlich und schriftlich Stellung zu nehmen und so die Gebildetenseelsorge an der Wurzel zu fassen. Es genügt nicht, in der Gelehrtenstube über die aus dritter, vierter Quelle entnommenen Aufstellungen über Jesus und Urchristentum, über Gott und die Seele, über Unsterblichkeit und Nützlichkeitsmoral die Schultern zu zucken oder sie mit einer vornehmen Handbewegung abzutun. Es fragt sich vielmehr, wie es kommt, daß der zweifellos aufrichtig suchende Verfasser nur diese Literatur zu Gesicht bekommen hat oder durch die andersgerichtete sich in seiner extremen Auffassung nicht zu einer sorgfältigeren Kritik bewegen ließ. Jedenfalls ist es eine der dringendsten Aufgaben der unmittelbaren Zukunft, auf die brennenden Probleme des heutigen Menschen, vor allem das Problem des Bösen und des Leidens, einzugehen und sie mit einer immanenten Folgerichtigkeit zu behandeln, die Achtung abnötigt. Es ist leider nur zu wahr, daß ein großer Teil der Gebildeten, besonders der Akademiker, abseits vom Glaubensleben der Kirche steht. Aber daraus folgt nur die Pflicht, mit der Sauerteigarbeit der ersten Christen an sie heranzutreten. Zuerst müssen einige an den Problemen leidende Laien in die katholischen Lösungsversuche eingeführt werden bezw. durch ihre selbständigen Fragen den lebendigen Kontakt zwischen Forscher und Laienwelt herstellen helfen, sodaß schließlich beide Teile Lehrende und Lernende sind. Ist einmal ein fester Stock von Gebildeten gewonnen, welche sich ihre christliche Weltanschauung selbsttätig erkämpft und sich mit den Problemen der Zeit ehrlich auseinandergesetzt haben, so wird der Kreis sich von selbst immer weiter ziehen und allmählich eine Literatur fordern und hervorrufen, die nicht mehr übersehen werden kann und die ganze geistige Atmosphäre des Gegenwartsmenschen ändert. Es darf vielleicht darauf hingewiesen werden, daß der ‚Verein katholischer Akademiker‘ besonders in seinen neuen Plänen und Unternehmungen einen verheißungsvollen Anfang in dieser Richtung macht, der tatkräftige Unterstützung verdient. (Generalsekretariat: Dr. F. X. Münch-Köln, Teutoburgerstraße 29.)

Der 2. Band des vorliegenden Werkes, der dem positiven Aufbau gewidmet ist, gibt zu einer weiteren Erwägung Anlaß, die ebenfalls für die neuen ‚Kulturwege‘ im obigen Sinne von grundlegender Bedeutung ist. Der Verfasser kommt zwar über eine Blütenlese von Zitaten aus einer bunten Reihe unterschiedlicher Bücher kaum hinaus, und die Gründe, die er für seine deistische Religionsauffassung oder besser für sein mit Holbach übereinstimmendes Humanitätsideal beibringt, würden eine Auseinandersetzung mit ihm an dieser Stelle nicht rechtfertigen. Aber bedeutsam und für uns fast vorbildlich ist das Einfühlungsvermögen, mit dem die außerhalb des Christentums, von der Antike bis in die Gegenwart, fließenden Gedankenströme erfaßt und auf die Neukultur hingeleitet werden. Durch die zeitgeschichtliche Entwicklung auf eine defensive oder oppositionelle Stellung gedrängt, haben wir uns zu lange mit der rein negativen Kritik genügen lassen. Wir haben uns zumeist darauf beschränkt, die Schwächen und Widersprüche der neu auftauchenden Systeme und Geschichtsauffassungen nachzuweisen, ohne den Ursprung derselben historisch verständlich zu machen. Es wurde zu viel übersehen, daß auch die eigene Position Fragen und Probleme in sich schließt, die schließlich auf Mysterien führen und solche, die sich nicht damit genügen lassen wollen, zu andern Lösungsversuchen drängen. Wenn man z. B. die große Mehrzahl der katholischen Darstellungen der neueren Philosophie, insbesondere der idealistischen Erkenntnislehre,

liest, so hat der Laie in diesen Fragen den Eindruck, daß die sonst so viel gerühmten Geister entweder Irre oder Böswillige seien. Das aber ist der sicherste Beweis völligen Mangels an historischem Verständnis, und damit verliert die Argumentation jede Überzeugungskraft. Gerechtigkeit und Überzeugungswille verlangen vielmehr in gleicher Weise eine ehrliche Kritik auch der eigenen Position und ein einfühlendes Verständnis der Problemstellung und der Grundkräfte, welche die neuere Philosophie hervorgetrieben haben. Ansätze sind auch dazu vorhanden, z. B. Switalskis, Heideggers, Aichers Untersuchungen über die aristotelisch-scholastische Logik und Erkenntnislehre, und diese Beispiele beweisen, daß dabei weder der katholische Standpunkt noch die notwendige Kritik des Gegners zu kurz zu kommen braucht.

Damit hängt auch die Forderung zusammen, das Positive im Gehalt der gegnerischen Literatur unumwunden anzuerkennen, und zwar nicht nur mit einem: wenn auch, allerdings, es ist nicht zu leugnen, dem dann ein desto dickeres: Aber folgt, sondern mit einer wirklich unparteiischen, historischen Objektivität und Ehrlichkeit, und aus dem Bewußtsein heraus, daß die neuzeitliche Kulturentwicklung unmöglich im Gegensatz zu den Absichten der Vorsehung erfolgt sein könne, daß vielmehr der Geist Gottes wehet wo er will, und anerkannt und nutzbar gemacht werden muß, wo er sich findet. Das Wahre in den Schriften des Gegners wird sich schließlich doch durchsetzen (praevalebit veritas), und wer es von sich oder seiner Sache ausschließt, schädigt sie selbst damit am meisten. Nachdem in einer ersten Periode den modernen Ideen durch Hermes, Günther, Hirscher ohne genügende Kenntnis der Tradition zu leichtherzig und kritiklos Gefolgschaft geleistet worden ist, so daß eine starke Reaktion einsetzte, die sowohl im Lob des Alten wie in der Kritik des Neuen ein Übriges getan und die Blicke nach beiden Seiten hin geschärft hat, dürfen wir uns wohl für eine dritte Periode als reif erachten, mit gleichmäßiger Würdigung und Kritik des Alten wie des Neuen wahrhaft und stetig fortzuschreiten und alle Kulturelemente der Gegenwart in das katholische Glaubensleben mit einzubeziehen nach der urchristlichen Überzeugung, daß alles Wahre und Gute vom Geist Gottes ausgehe und somit katholisch d. h. allgemeingültig und -verpflichtend sei. Vielleicht ist früher zu viel von Reform und Fortschritt geredet und theoretisiert, statt gehandelt worden, sodaß Mißverständnisse und Übertreibungen auf beiden Seiten geradezu gerufen wurden. Dem gegenüber ist die stille, sachliche Arbeit die beste Sicherung und der beste Prüfstein. Im Anfang — und am Ende bleibt die Tat. Dr. M. Laros.

Vom Geist echter Duldung. Ein Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrates zur Vierhundertjahrfeier der Reformation verordnete folgendes:

‚Für das gesprochene wie das gedruckte Wort muß aber daran mit Ernst und Sorgfalt festgehalten werden, daß die Polemik gegen die katholische Kirche, jedes gehässige und verletzende Wort gegen die Volksgenossen anderen kirchlichen Bekenntnisses ausgeschlossen bleiben soll. Die schwere Zeit hat uns mit ihnen in der Liebe zu Kaiser und Reich und dem Einsatz von Gut und Blut für das Vaterland zusammengeführt, und die gemeinsame geistliche Arbeit der Geistlichen beider Konfessionen an unseren Kriegern und an Verwundeten und Sterbenden hat einen Friedensstand geschaffen, den wir bei freudigem Bekenntnis zu den Gütern der Reformation nicht durch völlig entbehrliche Seitenblicke und Vorwürfe gegen die katholische Kirche in Gefahr bringen wollen.‘

Diese Anweisungen des Evangelischen Oberkirchenrates verlas der (katholische) Aachener Stiftspropst Dr. Kaufmann

von der Tribüne des Preußischen Abgeordnetenhauses (bei der Beratung des Staatshaushaltplanes), indem er sie ‚lebhaft begrüßte‘ und betonte, ‚daß die Worte des Evangelischen Oberkirchenrats für unsere Zeit so bedeutungsvoll sind, daß ich einige Anführungen aus diesem Erlaß hier vor dem ganzen Lande mitteilen möchte‘. Vorher hatte Dr. Kaufmann schon gesagt: ‚Das Jahr 1517, das in diesem vierten Kriegsjahr nun schon 400 Jahre hinter uns liegt, gereicht vielen unserer deutschen Brüder zur hohen Freude, anderen zum stillen Schmerz, allen Vaterlandsfreunden aber zu einer ernsten Mahnung und zu einem Prüfstein gegenseitiger Duldung und Liebe. Das Reformationsfest, meine verehrten Herren, muß uns Deutschen allen eine eindringliche Mahnung sein, bei treuestem Festhalten an dem, was jedem einzelnen das Kostbarste ist für Zeit und Ewigkeit, nie den deutschen Volksgenossen und Bruder, in dessen Brust ein anderes Ideal lebt, deshalb zu verachten und zu schmähen.‘ — Der Sitzungsbericht verzeichnet nach diesen Worten ‚Sehr richtig! und Bravo!‘

Nach der Verlesung der obigen Stelle des evangelischen Erlasses fuhr Dr. Kaufmann fort, er ‚möchte ausdrücklich betonen: Wird von beiden Beteiligten im Sinne dieser dankenswerten Verfügung gehandelt, sind wir beide auch darin gegeneinander duldsam, daß wir eine gelegentliche Entgleisung, die sich einmal ein allzu Temperamentvoller zuschulden kommen läßt, nicht gleich übermäßig in der Polemik aufbauschen, halten wir uns immer dessen versichert, daß wir unbedingt in der Zukunft in dem gemeinsamen deutschen Vaterlande friedlich miteinander leben müssen, dann, meine verehrten Herren, werden die Friedensglocken nicht bloß den Frieden nach außen einläuten, sondern auch den so ersehnten Frieden unter den Konfessionen‘.

Diese Worte eines hohen katholischen Geistlichen ‚vor dem ganzen Lande‘ wie jener Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats zeugen für den Geist echter Duldung bei maßgebenden Persönlichkeiten. Möchte dieser Geist allenthalben in unserem Vaterland Herrschaft gewinnen über die Seelen! Es ist derselbe Geist, für den schon Görres trefflichen Ausdruck gefunden hat: ‚Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unsern Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlicher Irrsal, so oder anders. Keiner hat das Recht, sich in Hoffahrt über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es von keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen‘ (aus: Kirche und Staat, 1842). Dieser Ausspruch ist oft genug als bezeichnendes Wort angeführt worden, so u. a. in den Artikeln ‚Görres‘ der Allgemeinen Deutschen Biographie und des Staatslexikons der Görresgesellschaft. Erst jüngst hat es Fürst Bülow in seiner ‚Deutschen Politik‘ [1916] wiederholt und dazu bemerkt: ‚Beide Konfessionen haben allen Grund, das schöne Wort von Görres zu beherzigen‘ [S. 220]. Es darf aber daran erinnert werden, daß nicht nur Görres selber, sondern sein ganzer Kreis für die Pflege dieser echten Duldung im katholischen Deutschland eingetreten sind. Gleich das erste Heft (1838) der Historisch-politischen Blätter brachte einen programmatischen Artikel ‚Über die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Konfessionen‘, worin es gegen Ende heißt: Wir wollen bei aller Wahrung unseres Glaubensstandpunktes nie vergessen, ‚daß die Getrennten und die Irrenden unsere Brüder sind, denen wir in jeder Not des Lebens beistehen und liebreich begegnen sollen, stets eingedenk, daß die katholische Barmherzigkeit keinen Unterschied der Konfession kennt. Daß wir daher auch nicht nur den äußeren staatsrechtlichen Frieden auf-

recht zu erhalten wünschen, sondern es als heilige Pflicht ansehen: jede Polemik und vor allem die in göttlichen Dingen, bei der größten Entschiedenheit in betreff der Lehre, doch im Geiste der Liebe und des Friedens, der ja das Ziel aller christlichen Polemik sein soll, ohne Bitterkeit und Haß zu führen. Uns und unsere Schwächen und Fehler mit Geduld und Nachsicht zu ertragen und wenn wir getan haben, was in unseren Kräften steht, das übrige Gott anheimzustellen, das erkennen wir als die einzige wahre Toleranz, die dem katholischen Glauben nicht nur nicht entgegen ist, sondern die er als eine Pflicht seinen Mitgliedern auferlegt.'

Dr. Robert Stein, Leipzig.

Literatur

Karl Ernst Knodt †. Am 30. September d. J. bereitete ein Herzschlag dem irdischen Dasein Karl Ernst Knodts ein jähes Ende. Auch wer ihn nicht persönlich, sondern nur aus seinen Büchern, den eigenen Gedichtsammlungen und seinen Anthologien ‚Wir sind die Sehnsucht' und ‚Die Gott suchen' kannte und gerade auch die ästhetisch-künstlerischen Mängel mancher seiner Gedichte, besonders derer der letzten Jahre, aus dem Verständnis des Wesenhaften und aus dem Sinn seines Schaffens zu fassen vermochte, den wird es nicht wundern, wenn man ein Sträuben gesteht, zu schreiben: Der Dichter oder der Lyriker Knodt ist gestorben. Denn sein poetisches Schaffen war bei der ganzen Veranlagung seines Künstlertalentes nichts als eine Begleiterscheinung seines reichen Lebens, das zu Beginn dieses Herbstes auf der Höhe seiner inneren Reife versetzt wurde in eine Welt, um deretwillen er schon lange ‚leise löste das Band, das ihn dieser Erde verkettet', der zuliebe er sich die Mahnung gab: ‚Leise nur lehne dich an das Leben, leise, ganz leise —', wie er in dieser Zeitschrift in einem seiner schönsten und für seine Lebensart und -auffassung charakteristischsten Gedichte schrieb. Nur aus der Totalität seiner Menschlichkeit läßt sich Knodt restlos begreifen, und nur indem man sie im Auge behält, kommt man auch über die für ästhetisch veranlagte Menschen mitunter peinvollen Mängel der äußeren und inneren Form hinweg zur gewinnbringenden Anerkennung und Liebe seiner Eigenart.

Die Grundlage seines Lebens war seine tiefe Religiosität und der besondere Klang seiner religiösen Psyche die Sehnsucht nach dem Schlüssel zur Synthese alles Lebens in Gott. Er litt an dem Schmerz jedes erkennenden und fühlenden Menschengeistes: an dem Zwiespalt zwischen erdhaftem Gebundensein und inbrünstiger metaphysischer Sehnsucht. ‚Naturseele' und ‚Gottseele' ringen in ihm um Verschmelzung. Der christliche Offenbarungsglaube — bei dem von Luther kommenden Theologen in wesentlichen Einzelpunkten undogmatisch subjektiv gefärbt, aber im Grunde doch ganz kindlich vertrauend — war ihm ein Mittel zu jenem Ziel: der Schlüssel, den er mit den Erkenntnissen der Mystik des christlichen Mittelalters und verwandter Geistesströmungen bis zur Neuzeit für seine persönlichen Bedürfnisse passend zu feilen trachtete, und der ihm das Schloß zur inneren Gewißheit und Wahrheit entsperrte, als ihn sein Weg zu Franziskus von Assisi geführt und ihn in dessen allumfassendes religiöses Erlebnis versenkt hatte. Dies, obwohl des nordischen Eckhart vom metaphysischen Erkenntnisdrang orientierte Geistigkeit das unzweifelhaft stark ästhetisierende und rein gefühlsmäßige religiöse Weltbild des Südländers überwunden hatte. Die Erklärung dazu gibt eben die lyrische Veranlagung Knodts, wie er denn auch selbst gestand, daß ihm persönlich Seuse allzeit lieber gewesen sei als Eckhart. Doch Seuse war ja nur der dichterische Ausdruck der eckhartischen Philosophie.

Knodts gedankliche Lyrik ist leicht eckhart-mystisch gefärbt (mit der Einschränkung, daß sich doch öfters auch eine modern schwächliche, pietistische, symbolisch schönrednerische Verblassung zeigt, besonders durch das beherrschende, unermüdlich variierte Sehnsuchtsmotiv), und seine rein gefühlsmäßige Lyrik hat den Schwung des franziskanischen Liebesideals. Daß Knodt dabei hin und wieder in einen mehr oder weniger pantheistischen Überschwang gerät, braucht man ihm als Vergehen nicht anzukreiden, steht doch derartigen Gedichten eine gewiß nicht kleinere Anzahl solcher gegenüber, die ein mannhaftes Bekenntnis zum Glauben an einen persönlichen Gott und ein von gläubiger Begeisterung glühendes Lob- und Preislied auf den Gottessohn und Heiland Jesus Christus sind.

Das ist in groben Zügen das allgemeine Bild des Geistes und der Entwicklung Knodts.*

Im einzelnen betrachtet, zeigt sich in seinem ersten Buch ‚Aus meiner Waldecke' (1900) noch mehr ein Nebeneinander seiner freudigen Hingabe an die Natur und des religiösen Ausdruckes seiner metaphysischen Sehnsucht; im zweiten ‚Aus allen Augenblicken' nähern sich die beiden Motive schon sehr der Verschmelzung zu einem Akkord, die im dritten Band ‚Ein Ton vom Tode' unter dumpfen Erschütterungen einer tiefen Melancholie als christliche Resignation vollendet wird. Doch belebt die Verzichtgesinnung immer wieder die Sehnsucht nach der Erfüllung des Lebens durch die vollkommene Wahrheit, das endliche Ziel. Der Weg dahin sei durch die Schönheit des unbeirrten Strebens, das alle Mittel sucht und einheitlich zusammenfaßt, ethisch verklärt. Das folgende Buch ‚Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit' ist das Bekenntnis zu dieser Weltanschauung in einer Stimmung, die davon zeugt, daß Knodts Seele auch im Reiche der Resignation ihre kindliche, religiöse Heiterkeit durch die Gewißheit aus dem Glauben bewahrt hat. Sein letztes Buch bleibt auf dieser Linie: Verzichtbereitschaft, um zur Erlösung in metaphysisch-transzendentalem Sinne zu gelangen; es heißt: ‚Lösungen und Erlösungen'.*

Knodt war Eklektiker und im Dichterischen nicht visionär neuschöpferisch, sondern in begrenzter Beschaulichkeit formend. Die innere Ursache zu einer in den letzten Jahren immer stärker werdenden Neigung, ein Erleben mehr episch-didaktisch abzuschildern und mit einer aus seiner Welt- und Lebensanschauung entspringenden, lyrisch gefaßten Apostrophierung des Lesers zu krönen, mag darin zu suchen sein, daß er die von außen empfangene Anregung nicht bis zur Verglühung und Verklärung zu wirklich lyrischem Erlebnis in sich ruhen ließ. Auch forcierte Knodt seine Produktivität zu sehr — bei einem Eklektiker doppelt gefährlich — und so kommt es, daß seine Bücher Ungleichwertiges enthalten, zum großen Nachteil für den Genuß der feinen, echt lyrischen Kunstwerkchen, voller Duft, Klang und Glanz in Rhythmus und Melodie, die auch der Zahl nach hinreichten, ihm unter den besten und liebenswürdigsten lyrischen Talenten einen festen Platz in der neueren deutschen Literatur zu sichern. Seiner rein menschlichen Fähigkeit, selbst das kleinste, schlichteste Erlebnis beseelend zu vertiefen und auszuwerten, wovon gerade viele mißlungene Verse zeugen, entsprach eben nicht die künstlerische Kraft, dieses Erlebnis zum wirklichen lyrischen Kunstwerk zu steigern.

---

* Vgl. auch: Karl Ernst Knodt. Eine literarische Studie von Richard Knies. Verlag Müller & Fröhlich, München. Preis 75 Pfg.

* Verlag Müller & Fröhlich, München, geb. 3,— M. Ebenda erschien auch der ‚Ausleseband aus aller Lyrik von K. E. Knodt: Lichtlein sind wir' (geb. 3,—).

Als Mensch war Knodt ein wahres Wunder an Güte und Liebe, eine ganz echt franziskanische Natur. Schon das Pfarrhaus in Ober-Klingen im Odenwald, wo der am 6. Juni 1856 in Eppelsheim (Rheinhessen) Geborene 22 Jahre als Pfarrer wirkte, war das Waldparadies für viele junge Dichter, die sich inzwischen einen Namen gemacht haben, wo sie sich von den Enttäuschungen des Lebens erholten und bei dem für leibliche wie geistige Nöten stets Hilfsbereiten neue Kraft sammelten. Aber als er im Jahre 1904 wegen eines Herzleidens den Dienst aufgab und sich in Bensheim a. d. Bergstraße niederließ, da kannte die Gastlichkeit seines Häuschens wirklich kaum noch Grenzen, und es ward Durchgangs- und Sammelstelle für viele Künstler und Kunstfreunde. Seine liebe- und lichterfüllte, einfache, klare Seele übte eine starke Anziehung aus, und wer ihn je in persönlichem Umgang erlebte, konnte sich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier eine edle Natur ihr Leben und ihr Dichten mit männlicher Zielkraft zu einer untrennbaren Einheit verwoben hatte. Das gab und gibt Knodt eine über einfaches Künstlertum gehende Größe, die für mich im Hinblick darauf, daß er aber auch alles Erleben sub specie aeternitatis betrachtete und alle Lebenswerte einzig darauf anlegte, sie bei der Zerwerdung der Seele zur Göttlichkeit helfen zu lassen, immer etwas Heiligmäßiges hatte. Gott und die Seele, das war die einzige Sorge seines beschaulichen wie tätigen Lebens.

An seinem Sterbetage leuchtete die von ihm symbolisch geliebte Sonne in strahlender Reinheit über den blauen Himmel und die in Reife stehende bunte Erde. So erfüllte sich, was er in einem sein Naturempfinden und seine Gott- und Ewigkeitssehnsucht mit in schönster Form verbindenden Gedichte vorahnte:

Ich meine, mit dem Sommer müßt' ich gehen.
Reif ist das Herz. Reif ist das Feld.
Nur Sommersonnensegen ist zu sehen:
in gold'nen Ähren steht die Welt.

So voll von Sonne — ist so schön das Ende.
Man stirbt da nicht. Die Sichel klingt.
Die Garbe legt sich in des Lebens Hände,
und eine leise Lerche singt.

Richard Knies.

Von Else Lasker-Schüler sind ‚Die gesammelten Gedichte' erschienen (Leipzig, Verl. d. Weißen Bücher 1917). Soll man sie zum Anlaß nehmen einer zustimmenden Würdigung der Dichterin, die seit Peter Hille von einer mächtigen Literaturklique als die Sappho unserer Zeit, als eine der größten künstlerischen Erscheinungen der Gegenwart gepriesen wird? Oder kann man, wie es in gewissen Familienblättern üblich ist, sich mit Feststellung der Tatsache begnügen, daß die Schöpferin dieser Verse, eine arme hysterische Frau ist, von dunklen Dämonen gehetzt, von wirren Ideen zerrissen, und damit von vornherein Else Lasker-Schülers Ansprüche, als Dichterin ernst genommen zu werden, beiseiteschieben? Das Phänomen dieser seltsamen Frau erlaubt dem objektiven Betrachter nicht so einfache Lösungen.

Ein krankes Weib, von körperlichen und seelischen Qualen gemartert, wandert ruhelos durch dieses Leben. Bittere Leiden, Begegnungen mit Menschen, Sehnsucht. Aber jedes kleinste Erlebnis des Alltags wächst in der glühend schweifenden Phantasie dieser heimatlosen Frau zur üppigen Glut orientalischer Mythen. Aus der Nüchternheit des Tages steigt dichtender Traum, ‚und eine rauschende Süße strömt durch das schwermütige Leben'.

Der Maler Stanislaus Stückgold hat mit der gestaltenden Kraft seiner klaren

Innenschau das Wesen dieser sonderbaren Frau zur Form bezwungen und das Porträt des weiblichen Ahasver geschaffen. Tiefe, dunkle Augen voll brennenden Verlangens; hinter dem harten Frauenhaupte tauchen die Visionen auf: weite braune Sehnsuchten in einem milden Symbol sich vollendend: Madonna unter dem Palmenbaum.

Stückgold hat in seinem Porträt, das die Verse der Dichterin an zeitlichem Fortleben überdauern wird, meisterlich ihr Wesen dargestellt; aber er hat es idealisiert und konzentriert. Else Lasker-Schüler hat nicht ausreichende Kraft, in ihren eigenen künstlerischen Schöpfungen ihr Innenleben mit gleicher Intensität zu gestalten. Sucht man in ihrem Versbuch nach wirklich geschlossenen, in sich vollendeten Gedichten, so wird man deren höchstens drei finden (‚Abel‘ S. 16, ‚Die Liebe‘ S. 61, ‚Gebet‘ S. 217). Aber in den geglückten Versen lebt ein tiefer seelischer Rhythmus, dem Überzeugungskraft inne ist. Man wird das fühlen in diesen Strophen des ‚Gebetes‘, die es verständlich machen mögen, warum wir mit Stückgold in der Dichterin einen weiblichen Ahasver sehen:

‚Ich suche allerlanden eine Stadt,
Die einen Engel vor der Pforte hat.
Ich trage seine großen Flügel
Gebrochen schwer am Schulterblatt
Und in der Stirne seinen Stern als
Siegel.

Und wandle immer in der Nacht . . .
Ich habe Liebe in die Welt gebracht —
Daß blau zu blühen jedes Herz vermag,
Und hab' ein Leben müde mich gewacht,
In Gott gehüllt den dunklen Atemschlag.‘

Doch Strophen von solcher Gestaltungskraft sind vereinzelte Köstlichkeiten. Meist aber ist es so, daß ein paar prächtige Zeilen, aus tiefer Medialität geboren, in gestaltlosen Versen stehen, die sich nicht zum Kunstwerk runden. Ein Gedicht fängt verheißungsvoll an mit diesen Zeilen:

‚Esther ist schlank wie eine Feldpalme,
Nach ihren Lippen duften die Weizenhalme
Und die Feiertage, die in Juda fallen‘,

aber dann versandet es in zusammenhanglosen Banalitäten. Meist sind seelische Impressionen aneinander gereiht wie eine bunte Perlenschnur: die geistige Einheit fehlt und mit ihr die innere Form. Wie sehr Else Lasker-Schüler ihre Dichtung aus der Medialität empfängt und nicht aus bewußtem, aufbauendem Schaffen gestaltet, zeigt sich deutlich in dem Kontrast zwischen der schöpferischen Schlichtheit visionärer Verse und der konventionellen modernen Künstelei, in die sie diese Verse einrahmt, weil sie nicht den Mut hat, wie Alfred Mombert ihr Schauen ganz unmittelbar, und sei es in unbehauenen erratischen Blöcken, hinzusetzen, sondern verderbt ist durch die Atmosphäre des Literatencafés, durch die sie ihrer künstlerischen Naivität beraubenden Einflüsse der jeweils neuesten literarischen Mode. Nur in wenigen Bildern von ausgesprochen orientalischer Art, wie der oben zitierten Estherstrophe, spürt man die künstlerische Eigenart der Dichterin. Ihr Gesamtwerk ist übervoll der Reminiszenzen an Heine, an Dehmel, neuerdings auch an Däubler. Daß ganz sinnlose Trivialitäten unterlaufen wie das alberne Gedicht ‚Täubchen, das im eignen Blute schwimmt‘ (S. 94), ist bei dem Mangel an bewußtem Gestaltungswillen nicht erstaunlich. ‚Ein Ticktackliedchen für Päulchen‘ (S. 172) mag noch etwas von kindlicher Groteske haben; das ihm folgende Wiegenlied ‚Die Pavianmutter singt ihr Paviänchen in den Schlaf‘ ist nur geschmacklos und absurd, mitnichten grotesk.

Aber selbst die meisten der künstlerisch stärksten Verse Else Lasker-Schülers können keine harmonische Freude gewähren, weil in ihnen eine unreine Sinnlichkeit

brennt, die sich als Mystik gebärdet. Man mag noch so viel Rühmendes über die Klangschönheit solcher Verse sagen, ich fühle mich an die peinlichsten Gefühlsverirrungen der Lyrik des 17. Jahrhunderts erinnert, wenn ich ein Gedicht lese wie dieses:

‚Gott, ich liebe dich in deinem Rosenkleide,
Wenn du aus deinen Gärten trittst, Zebaoth.

O du Gottjüngling,
Du Dichter,
Ich trinke einsam von deinen Düften.

Meine erste Blüte sehnt sich nach dir,
So komme doch,
Du süßer Gott,
Du Gespiele Gott,
Deines Tores Gold schmilzt an meiner Sehnsucht.‘

Das ist nicht wie bei vielen großen christlichen Mystikern übersinnliches Gotterleben, das nach sinnlichen Gleichnissen tastet, sondern das ist schlackenvolle Erotik, die Gottes Namen mißbraucht.

Hier aber liegt das tiefste Geheimnis der künstlerischen Unzulänglichkeit Else Lasker-Schülers: in der zuchtlosen Zerfahrenheit ihres Erlebens, ihrem Mangel an innerer Sammlung, an Ethos, an Weltanschauung. Mediale Impressionen reichen nicht aus, um eine echte und ausstrahlende Kunst zu schaffen.

So muß es ausgesprochen werden: Die große Dichterin, als die man sie im Café des Westens zu Berlin und im Café Stephanie zu München anposaunt, ist Frau Else Lasker-Schüler nicht. Aber ein seltsames Phänomen — das ist sie. Keine Prophetin. Dazu fehlt ihr die Reinheit. Sondern eine fetischistische Sibylle ist sie, wild und sehnsüchtig, die ihre Freude hat an allen bunten, glitzernden Dingen; und doch schläft tief in ihr eine echte Sehnsucht, eine unerweckte Möglichkeit heiliger Hingabe — Magdalena.

M. F. Cyprian.

Die polnischen Hirten- und Krippenlieder (Kolendas). Bei meiner Beschäftigung mit den polnischen Volksromanzen und Liedern, die in Deutschland bis auf den Tag unbekannt geblieben sind — unverdientermaßen, denn sie stehen in dem quellenden Reichtum ihres Empfindens und in der Vielfältigkeit der Stoffe und Formen den besten bei uns bekannten dänischen, littauischen, schottischen Volksliedern zur Seite —, traf ich auf die ganz eigenwüchsigen Hirten- und Krippenlieder. In ihnen wird die sich hinschenkende und aus solcher Darbringung lebengewinnende und schöpferische Frömmigkeit eines Hirtenvolkes schönste Verkörperung. Hier ergreift die Ergriffenheit, erhebt das Gefühl der Gottnähe, beglückt die reine Freude. Man möchte die Lieder, zur Musik der Fiedeln, Dudelsäcke und Ziegenhörner gesungen, als Gaben und Geschenke betrachten, die die neuen Hirten nach dem Grade ihres Vermögens dem Gottkinde und seiner seligen Mutter darreichen.

Die Mehrzahl der Lieder ist uralt und kirchlicher Herkunft. Pfarrer und Organisten dichteten, komponierten und sangen sie. Schnell schlugen sie im gläubigen Gemüt Wurzel, fielen gleich Saatkörnern ins Volksleben und trugen eine reiche und vielfältige Frucht. Hier im Volk vollzog sich die irdische Lebendigmachung des göttlichen Wunders und Wesens durch den menschlichen Blutschlag. Waren doch die Ärmsten, die Hirten, die Auserwählten gewesen, die das Mirakel der Geburt des Himmels in die Erde zuerst schauen durften. Alles, was solche ungeahnte Herrlichkeit umgab, war ihre Welt: Stall und Krippe, das Bett von Heu, die Tiere des Feldes, das Flötenspiel, die nackte Armut, die stille, bestirnte Nacht. Sie sahen jene Hirten in ihrem eignen Kleid und Tun, legten in deren Brust ihr Herz mit seinen Leiden und bescheidenen Freuden, stellten sich, wie sie leibten und lebten, zutraulich und fromm, mitten in das

Wunder. Da klangen und lärmten bald Pfeifen, Geigen und Dudelsäcke in Engelshymnen und Harfenlieder. Gedanken, Dinge und Handlungen der irdischen Welt mischten sich in das heilige Wesen. Und bald war für solche Lobpreisung Gottes die Kirche nicht mehr der rechte Ort. Geistliche eiferten gegen sie, Synoden verboten ihnen die geweihte Schwelle. Sie traten darauf ihre vorbestimmte Wallfahrt an und bezogen Hausung bei Herren und Bauern und in der ärmsten Hütte. Theater, Gesellschaften, Bälle und helle Vergnügungen kannte man nicht. Aber in dem Gefallen, das das Volk an ihnen trug, waren sie reich genug, alles das zu ersetzen. Man sang sie bei den weihnachtlichen Besuchen und Familienfesten. Kinder sangen sie von Haus zu Haus, den bunten Lichterstern vor sich hertragend. Und hier zeigten sich auch die Pfarrer als ihre Dulder, Freunde und Beschützer. Jährlich kamen mit dem Fest des Sterns neue Lieder durch das fromme Land, in allen Dialekten der polnischen Sprache. Sie priesen das Kind und die Mutter, die Liebe Gottes, daneben die gehorsame und selige Hirtendienerschaft mit ihren Schafen, Kühen und Hunden. Von den Königen und Weisen hörte man selten. Aber dann begann man, im Glück der Auserwählten, beim Gesang der Lieder, das Bild der Anbetung zu stellen, die knienden Hirten vor Maria mit dem Jesuskinde. Die Darstellung hinwiederum lockerte die Liederform. Und aus Rede und Gegenrede, Gesang und Wechselgesang wurde das Krippenspiel, das dem kirchlichen Spiel in der heiligen Nacht eine Fülle von neuen Erlebnisausdrücken und Handlungsmöglichkeiten gab und ihm auch des Volkes alte Liebe zurückführte.

Wie in Deutschland und Italien, so sieht man auch in Polen den Ursprung des polnischen Dramas in diesen kirchlichen Bildern und Aufführungen. Alle die Krippenlieder und -spiele — es sind mehr als Tausend — nannte und nennt man noch heute Kolendas. Das Wort hat eine vielfache Deutung erfahren. Die richtigste scheint es von dem Namen des altslavischen Gottes Kolada abzuleiten, dessen hohes Fest, einst zur Zeit unserer Weihnacht gefeiert, das Fest der Liebe und Brüderlichkeit gewesen ist. Robert Walter.

Musik

Webers ‚Euryanthe' im modernen Spielplan. Die durch die nationalen Stimmungen der Kriegszeit bedingte deutsche Renaissance in unserem Opernleben hat auch Karl Maria von Webers ‚Euryanthe' zu neuen Ehren gebracht. Erste deutsche Bühnen wie Leipzig, München, Dresden haben sich der lange verschollenen Oper wieder angenommen, andere kündigen ein gleiches an. Dazu gehörte und gehört einiger Mut. ‚Euryanthe', der ihr Meister selbst einst den Spitznamen ‚Ennuyante' gegeben hat, gilt seit langem als hochzuverehrende, aber auch zu fürchtende Oper. Nicht ohne Grund. Da ist zunächst der nach einem schlüpfrigen französischen Fabliau zurecht gemachte Text der Helmine von Chezy, den Weber in einer schwachen Stunde annahm. Dieser verrufenste aller schlechten Operntexte, der aber trotzdem noch schlechter ist als sein Ruf. Ritter Adolar wettet mit Ritter Lysiart um die Treue seiner Braut Euryanthe und wird dabei durch die rachsüchtige Eglantine so getäuscht, daß er die Wette verloren wähnt und die Unschuldige verstößt, bis die Entdeckung der Intrigue zum guten Ende führt. Dies ist gleichzeitig frivol und abgeschmackt. Immerhin: was ein Dichter daraus hätte machen können, zeigt Shakespeares ‚Cymbeline'. Bei der Chezy wurde es mit Rittertum und Geisterspuk ein Zerrbild verwaschener Pseudoromantik in erbärmlichen Versen. Leider sind aber mit dem Text die Schwächen der ‚Euryanthe' nicht

erschöpft. Daß es Opern geben könne, die textlich miserabel, musikalisch aber himmlisch sind, ist eine Irrlehre. So legt sich's denn auch in ‚Euryanthe' manchmal wie Meltau auf die musikalischen Konturen, wenn Webers dramatische Melodie durch gequälte, trotz farbigen Bühnenpomps innerlich leere Szenen sich durchringen muß. Dazu kommt, daß aus der Partitur auch der Ehrgeiz, nur ja technisch das Höchste zu bieten, etwas gar zu deutlich herausklingt. Bekanntlich wollte ja Weber mit der ‚Euryanthe' die den ‚Freischütz' benörgelnden Zweifler von seinem Können überzeugen. Die dadurch bedingte Betonung der Mache hat dem lebendigen künstlerischen Eindruck des Werkes ebenfalls geschadet. Allerdings stehen diesen negativen auch sehr gewichtige positive Momente gegenüber. Man höre auf Sachen wie die tief stimmungsvolle Cavatine ‚Glöcklein im Tale', die in gewaltiger dramatischer Steigerung aufgebauten Szenen Lysiarts und Eglantinens im zweiten Akt und vor allem auf den eindrucksvollsten Höhepunkt des Ganzen die Trauungsszene mit ihrem erregten inneren und äußeren Leben, — man fühle Freischützlüfte aus den anmutigen pastoralen Gesängen wehen und entscheide dann, ob solche seltenen Schönheiten bei der Frage, was ‚Euryanthe' uns heute bedeute, nicht letzten Endes doch den Ausschlag geben müssen.

Immerhin: im künstlerischen Sinne wird eine Aufführung der ‚Euryanthe' heute stets ein Experiment bleiben, dessen mehr oder weniger gutes Gelingen von dem Vorhandensein der gerade für dieses Werk geeigneten Mittel sowie dem Geschick ihrer Verwendung im Dienste seiner Lichtseiten abhängt. In jedem Fall aber bedeutet die Ausgrabung der ‚Euryanthe' eine Tat von größtem geschichtlichem Interesse. Und darauf möchten wir bei der Wertung dieses neuen Zuwachses des modernen Opernspielplans sogar den eigentlichen Schwerpunkt legen. Nur wenige Schöpfungen der romantischen Opernschule sind nämlich als Vorstufe der Wagnerschen und modernen Musikdramatik von gleicher Bedeutung geworden und darum für uns heute so vielsagend wie ‚Euryanthe'.

Als Carl Maria von Weber im November 1821 von dem Impresario Barbaja den Auftrag erhielt, für das Wiener Kärntnertor-Theater eine neue Oper zu schreiben, stand es allsogleich für ihn fest, daß es sich dabei nur um ein Werk von größten Dimensionen handeln könne. Zufolge dieses ehrgeizigen Strebens gewann ‚Euryanthe' zunächst ihre bedeutungsvolle Grundform als ‚durchkomponierte Oper'. Diese Gattung war in Deutschland damals noch etwas ziemlich Seltenes. Denn der aus dem alten Singspiel stammende, die einzelnen Musiknummern verbindende gesprochene Dialog galt den deutschen Komponisten des beginnenden 19. Jahrhunderts als eine Selbstverständlichkeit, ohne daß man an dem stilistischen Zwiespalt einer bald gesungenen, bald gesprochenen Ausdrucksweise Anstoß nahm. Webers ‚Freischütz', die früheren Opern Spohrs, Hoffmanns ‚Undine', Marschners drei berühmte Opern sind beispielsweise noch in dieser singspielmäßigen Form gehalten. Die frühesten Versuche einer geschlossen musikalischen Anlage gehen allerdings schon ins 18. Jahrhundert zurück: Schweitzers Komposition von Wielands ‚Alceste' (Mannheim 1773), Holzbauers vaterländische Oper ‚Günther von Schwarzburg' (1777) knüpften nach italienischem und französischem Muster die ersten Fäden ihrer Entwicklung, die dann die Wiener Gluckschüler und die Münchener Danzi, Schubaur, Poißl und Genossen weiter spannen. In diesen Zusammenhang gehört Webers ‚Euryanthe'; sie ist also zwar nicht die erste durchkomponierte deutsche Oper, aber neben Spohrs gleichzeitig entstandener ‚Jessonda' doch die erste, die der Gattung als solcher einen so weitreichenden Erfolg errang,

daß ein Jahrzehnt später der junge Richard Wagner bereits sein Erstlingswerk ‚Die Feen‘ durchkomponiert geben konnte.

Also schon ein Blick auf den äußeren Umriß lehrt ‚Euryanthe‘ als Brücke zum Wagnerschen Musikdrama würdigen. Allein nicht nur daß, sondern auch wie Weber in diesem Werk die durchkomponierte Form handhabt, ist von zukunftvoller Bedeutung. Ausschlaggebend hiefür erscheinen vor allem die Rezitative in ‚Euryanthe‘ als eben der Teil Musik, der den gesprochenen Dialog zu ersetzen hat. Die zweiten Neapolitaner, die französischen Musikdramatiker und Gluck hatten für die Ausgestaltung des dramatischen Rezitativs als des eigentlichen musikalischen Trägers der Handlung im Gegensatz zum lyrischen Ruhepunkt der geschlossenen ‚Nummern‘ seit reichlich einem halben Jahrhundert meisterhaft ausgeführte Vorbilder voll lebendigster Ausdruckskraft gegeben. Die Deutschen aber, soweit sie sich der Form überhaupt bemächtigten, wußten bislang nicht allzu viel damit anzufangen. Wie dürftig sind z. B. noch die Rezitative in der eben als Seitenstück zur ‚Euryanthe‘ genannten, sonst musikalisch so reichen ‚Jessonda‘ von Spohr: ein paar Akkordschläge als Stütze des Tonfalls, ein paar gemeingebräuchliche Orchesterfiguren als Ansatz zur Charakterisierung — das ist alles. Demgegenüber hat nun Weber in den Rezitativen der ‚Euryanthe‘ sein ganzes musikdramatisches Temperament in die Wagschale geworfen: eine Fülle musikalischer Gedanken in farbenprächtiger Orchestration, harmonisch kühn untermalt und von feinnervigen Rhythmen durchpulst, breitet sich hier hin und erhebt die Rezitative zu einer den geschlossenen Nummern ebenbürtigen musikalischen Bedeutung. Damit ist aber ein entscheidender Schritt zu jenem einheitlichen, die Unterschiede rezitativischer und arioser Ausdrucksweise ausgleichenden Stil getan, den bereits Gluck in der berühmten Vorrede zur ‚Alceste‘ theoretisch gefordert und in seinen Meisterwerken praktisch angestrebt hatte, und dessen endgültiger Ausbau eine grundlegende Errungenschaft von Wagners Reform wurde.

Für die Bedeutung der Euryanthe-Rezitative kommt im übrigen nicht nur ihr musikalischer Reichtum im allgemeinen mit der regen Beteiligung des dramatisch charakterisierenden Orchesters in Frage, sondern auch die Führung der Singstimme, die in ausdrucksvoll deklamatorischer Melodik dem Ideal des Wagnerschen Sprachgesangs zustrebt. In den rezitativischen wie ariosen Teilen der Oper begegnet aber außerdem noch ein ganz spezifisch Wagnersches Stilmittel: das Leitmotiv. Dieses ist der älteren Geschichte der Oper ja keineswegs fremd, und gerade Weber hatte schon im ‚Freischütz‘ bedeutsamen Gebrauch davon gemacht. Sein erneutes Auftreten in der ‚Euryanthe‘ erscheint aber doch für den gehoben dramatischen Charakter dieses Werkes kennzeichnend. Wir finden da ein schwungvolles, feuriges Motiv Adolars („Ich bau' auf Gott und meine Euryanth"), ein Motiv der ränkesüchtigen Eglantine, das in gleisnerischer Chromatik durchs Orchester zieht, ein Motiv für die Liebe zwischen Euryanthe und Adolar und ein geheimnisvoll schwebendes Motiv von Emmas Geist. Alle diese Motive kehren zum Teil in thematischer Umbildung an wichtigen Wendepunkten der Handlung deutend und erinnernd wieder. Für den Hörer von heute tun sich dabei gewisse Parallelen zu Wagners ‚Lohengrin‘ kund; so hat die musikalisch-dramatische Ausführung der Gestalten Lysiarts und Eglantines Wagner unverkennbar vorgeschwebt, als er seinen Telramund und seine Ortrud schuf, wie denn überhaupt die persönlichen Anregungen, die der Bayreuther Meister von ‚Euryanthe‘ empfing, um so weniger zu übersehen sind, als er von frühester Jugend auf mit dem Werk

nahe vertraut war, sich wiederholt schriftstellerisch damit auseinandergesetzt und es sowohl in Magdeburg wie in Riga und Dresden regelmäßig selbst dirigiert hat. Schwerlich aber war ihm bekannt, daß an ‚Euryanthe‘ sich ein Wort Webers knüpft, das sogar die neue Lehre vom ‚Gesamtkunstwerk‘ in frappantester Weise vorwegnimmt. Als man nämlich in Breslau eine Konzertaufführung der ‚Euryanthe‘ veranstalten wollte, wies Weber dieses Ansinnen mit der Begründung zurück, diese Oper sei ‚ein rein dramatischer Versuch, seine Wirkung nur von dem vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste hoffend, ihrer Hilfe beraubt, sicher wirkungslos‘. Ähnliche Gedanken wurden bei den romantischen Ästhetikern ja wohl wiederholt laut; von einem Opernkomponisten gewissermaßen als Programm eines bestimmten praktischen Werkes kundgegeben, sind sie aber doch eine ganz besondere Merkwürdigkeit. Daß Weber mit ‚Euryanthe‘ wirklich das ihm vorschwebende Gesamtkunstwerk geschaffen habe, läßt sich leider nicht behaupten. Aber ein gewichtiger Eckstein des neuen musikdramatischen Stils erschien jedenfalls in ihr gewonnen. Dr. Eugen Schmitz.

Vom Weihnachtsbüchertisch

Religiöse Literatur

Mit der Länge des Krieges scheint die religiöse Kriegsliteratur nicht abzuebben — trotz Papiermangels —, sondern zu wachsen; wenn ich recht verstehe aus dem doppelten Bestreben heraus, das heilige Feuer religiösen Ernstes in der Schicksalsstunde des deutschen Volkes zu entfachen oder zu erhalten und den immer weiter klaffenden Wunden dieses grausamsten aller Kriege die Linderung und den Trost zu bringen, der allein noch aufrecht zu erhalten vermag. Es war stets die königliche Aufgabe der Religion, die Wunden zu heilen, die Haß und Selbstsucht der Menschheit geschlagen. An der Spitze dieser Bücher steht auch in diesem Jahre E. Krebs' neue Reihe der Gedanken über den großen Krieg: **‚Der ruhige Gott‘**. Der ruhige Gott beruhigt in Wahrheit alles, wenn er nur in seiner Tiefe, die allerdings mit der landläufigen Auffassung eines verweltlichten Christentums wenig gemein hat, erfaßt wird. Diese Schrift greift wie keine andere an die Wurzel des Leids und sucht die große Völkerprüfung religiös auszuwerten. (8⁰. VIII und 158 S. Freiburg 1917, M. 1.80; in Pappb. M. 2.20.) Der praktischen Seelsorge dienen die von Erzbischof v. Faulhaber herausgegebenen Feldpredigten: **‚Das Schwert des Geistes‘** (Freiburg 1917, XIV u. 526 S., M. 5.50; in Pappb. M. 6.60), die neben einigen schwächeren Stücken durchweg Erstklassiges enthalten und nicht nur dem Klerus in Front und Heimat als Hilfsmittel dienen können, sondern auch der Laienwelt als kernige, religiös vertiefende und begeisternde Lektüre zu empfehlen sind. Sie werden als ein Ruhmesblatt der deutschen Feldseelsorge auch im Frieden ihren Wert behalten. — Stark abfallen dagegen die **‚Evangelischen Reden in schwerer Zeit‘** von D. Ernst Dryander (Heft 6—11, Berlin 1915—17, Mittler & Sohn, je 30 Pfg.), in denen nicht Religion und ethische Vertiefung im Mittelpunkte stehen, sondern nur Mittel zum Zwecke der Verherrlichung des Kaiserhauses, der Staatsregierung, der Heeresleitung, des Patriotismus geworden zu sein scheinen und fast nach antik römischer, bezw. byzantinischer Art, dem Begriff der Staatskirche entsprechend, der Staat zum Selbstzweck gemacht wird; vom Christentum Christi ist kaum etwas übrig geblieben. Trotz des äußeren Glanzes der Beredsamkeit kann die katholische Predigt vor dieser Art nur gewarnt werden. — Warme Empfehlung dagegen verdient die 5. von Johannes Müllers Reden über den Krieg **‚Der Krieg als religiöses Erlebnis‘** (München 1916, Oskar Beck, 39 S., M. 0.50), in der über die religiöse Panik der ersten Kriegsmonate hinaus psychologisch tief nach dem bleibenden religiösen Ertrag der Kriegserlebnisse geschürft wird, allerdings auch das Irrationale, Undogmatische, Relativistische des religiösen Erlebnisses soweit in den Vordergrund gerückt ist, daß die vielen Vorbehalte keinen vollen Genuß aufkommen lassen. — Verhältnismäßig schwach ist auch die Art und Weise, wie A. Meyen-

berg das furchtbare Theodiceeproblem in der Predigt **‚Wie kann Gott dem Weltkrieg zuschauen?‘** (Luzern 1916, 58 Seiten) abhandelt. Solche ‚Lösungen‘ des dunkelsten aller Probleme sind für wirklich Suchende eher verletzend als befriedigend und für andere unnütz. Das Buch Job muß den ernsten Prediger schon auf ganz andere Bahnen lenken. — Tiefer graben im Anschluß an unsere besten Ethiker des Krieges Dr. Vögele mit seiner **‚Trost- und Osterbotschaft‘** (Mergentheim 1917, 32 S., 20 Pfg.) und Dr. Laros mit dem Heilandswort an die trauernde Witwe von Naim **‚Weine nicht‘** (München 1916, Jos. Müller, 31 S., 20 Pfg.); die letztere Schrift ist ein Zwiegespräch zwischen Christus und der trauernden Seele und möchte, wie sie ursprünglich an eine tiefgebeugte, fast verzweifelnde junge Witwe eines idealen Offiziers nach kurzem Eheglück gerichtet war, in intimer Weise alle Trauernden des Krieges aus der Tiefe des Gottesgedankens trösten. — Recht geschickt und für breitere Schichten sehr geeignet sind Dr. Ludwig Nieders **‚Gedanken über Krieg, Gott und Christentum‘** (M.-Gladbach 1917, Volksvereinsverlag, 8⁰, 52 S., 60 Pfg.), in denen die volkstümlichen Einwendungen gegen Gott und Christentum aus den Erlebnissen des Krieges heraus in bisweilen etwas zu kräftiger Sprache, aber mit kernigen Gedanken widerlegt werden. —

In den allgemeineren Erwägungen über die Stellung des Katholizismus zu den Kulturproblemen des Weltkrieges, insbesondere gegenüber den auch in deutschen Landen auftretenden Nationalismus scheint die philosophische Idee der überstaatlichen Zusammenhänge der Völker und eines darauf gebauten Friedens nicht klar genug erfaßt. Das gilt auch von den sonst sehr guten Kriegsaufsätzen aus ‚Theologie und Glaube‘ **‚Der deutsche Katholizismus im Weltkriege‘** (Paderborn 1915, Schöningh, 8⁰, VIII u. 192 S., geb. M. 2.50), von denen manche, z. B. Nr. 3, 5, 6 heute sicher anders geschrieben würden. — In der Kernfrage treffen die populären Ausführungen von Kapitza **‚Die deutsche Kulturmission, der Katholizismus und die nationale Versöhnung‘** (Beuthen 1917, 185 Seiten), abgesehen von den parteipolitischen Partien, besser ins Schwarze. — Angesichts des allgemeinen Trümmerfeldes der europäischen ‚Kulturvölker‘ denken aktive Geister wieder an den Aufbau und suchen bereits die Umrißlinien festzulegen, während noch kein Ende des sinnlosen Tobens der Vernichtungsleidenschaft abzusehen ist. Das Fundament des neuen Baues muß, wie auch Paul Eberhardt im ersten Bändchen seiner Blätter für Suchende aller Bekenntnisse **‚Der Aufbau‘** (Gotha, Perthes, 1916, 242 S., 3.— M.) betont, die Religion sein, aber nicht eine neuzustiftende, von ihm entdeckte, sondern das alte, in seinen Tiefen neu erfaßte — und gelebte Christentum. Allerdings legt gerade dieses Buch in seinem tiefen Ernste den verantwortlichen Vertretern des Christentums die Pflicht auf, auf die Fragen und Nöte dieser ehrlich Suchenden mit psychologischem Verständnis und mit rücksichtsloser Bearbeitung der Probleme einzugehen, um allen, und zwar nicht den Schlechtesten, alles zu werden. Pauli Areopagrede muß gerade diesen gegenüber ein unvergängliches Muster bilden.

Schopenhauersche Einflüsse haben auch an einen Aufbau des Religiösen nach dem Kriege mit den buddhistischen Grundlehren denken lassen, jedoch ohne viel Beifall außerhalb den Kreisen der ganz weltfremden Religionshistoriker zu finden. A. Espey stellt in seiner Schrift: **‚Deutscher Glaube‘** (Berlin, Concordia-Verlag, 1915, 68 S., 75 Pfg.) die wichtigsten buddhistischen und neutestamentlichen Parallelen, zu denen allerdings auch die Apokryphen stark herangezogen werden, zum Zwecke einer ethischen Würdigung nebeneinander und sieht in dem ethisch vertieften Christentum, wie es auch in der katholischen Kirche lebendig ist, die Religion der Zukunft, meint jedoch, daß nur diese spezifisch germanische Prägung der Gedanken Jesu dem ethischen Bewußtsein der Gegenwart genügen könnte. — Positive, praktische Mitarbeit am Aufbau leisten die eindringlichen, von reicher Erfahrung und psychologischem Tiefblick eingegebenen Hirtenworte von Fürstbischof Dr. Adolf Bertram **‚Kirche und Volksleben‘** (Breslau, Aderholz' Buchh., 1916, 8⁰, 446 S., geb. 4.— M. bezw. 5.— M.). Seine Beiträge zur Jugendpflege und Sonntagsheiligung sind noch in bester Erinnerung und hier mit anderen ausgezeichneten Gaben vereinigt. — Sehr zu empfehlen für die geistige und gemütliche Durchdringung der Kirchenlehre und der Festtagsliturgie ist auch die zweite Reihe der Festtagsgedanken von Dr. Vögele **‚Himmelslichter‘** (Freiburg 1916, 8⁰, X u. 212 S., M. 2.50, geb. M. 3.30), die als ernster Aufstieg zu der Kunst des religiösen Essays gelten können, auf den so lange vergeblich gewartet wird. Vielleicht gelingt es dem Verfasser, die gleiche Wärme und Gedrungenheit von der Stimmungsschilderung

auf die Probleme des religiösen Glaubens und Lebens überzuleiten. —

Wie eine Übertragung der urchristlichen Viten in das moderne Priesterleben spricht ein neues Buch der Herderschen Sammlung für Seelenkultur an, das, wohl eines der besten des Jahres, intime Einblicke in das Denken, Fühlen, Streben, Arbeiten und Leiden des idealen Priesters unserer Zeit tun läßt und sowohl seine Mitbrüder als die Laienwelt in neuer und doch wieder uralter, echter Art auf eine Seelsorge von innen heraus einstellt. In den schweren Kämpfen der nächsten Zukunft wird das eine der dringendsten Aufgaben sein, und man darf dem Verfasser beistimmen, wenn er sagt, daß das Buch **‚Heilige Pfade'**, ein Buch aus des Priesters Welt und Seele, von Dr. Karl Eder, 8⁰ (XII und 340 S.), Freiburg 1917, M. 3,60; gebd. M. 4,50, richtig verstanden, eine der Glocken werden könne, die den geistigen Vorfrieden unseres deutschen Volkes einläuten. Es verdient weiteste Verbreitung bei Priestern und Laien. Auch die technische Ausstattung verdient wie die Sammlung aufrichtige Anerkennung. — In gleicher Ausstattung, jedoch mit weniger beschwerter Ware, stellt sich eine neue Aphorismensammlung von P. Erich Przywara S. J., **‚Eucharistie und Arbeit'** (12⁰, VIII und 50 S.; Freiburg 1917, Herder, 80 Pfg.) vor, in der die Worte um das aktuelle Problem mehr umschreibend als tief eindringend und lösend sind.

Ein prächtiger Beitrag religiöser Essays sind Ad. Donders neue Lesungen, die er, wohl in Anlehnung an Karl Schefflers fein geschliffene kleine Essays in der Insel-Bücherei (Nr. 147) **‚Alltags'** (kl. 8⁰, VIII und 519 S., gebd. M. 2,40, Leinen M. 3,60, M.-Gladbach 1917, Volksvereinsverlag) genannt hat mit dem Leitspruch: Du sollst den Werktag heiligen. Sie bedeuten neben der in 25 000 Exemplaren verbreiteten ‚Einkehr' sowohl inhaltlich als sprachlich einen Fortschritt und müssen entsprechend dem Kreise, für den sie bei der ersten Niederschrift bestimmt waren, als Muster gelten. Ja sie dürfen weit darüber hinaus als wirklich vertiefende, klärende und tröstende religiöse Lektüre aufs allerwärmste empfohlen werden, und wenn sie sich in der stilistischen Form noch größerer Gedrungenheit und Würze befleißigen, können sie würdig neben Schefflers hochgeschätzte Essays treten. Vielleicht entschließt sich der Autor dazu, von vornherein für ein höher gerichtetes und anspruchsvolleres Publikum den eigentlichen religiösen Essay ex professo zu pflegen. Seine Art und Begabung weist offenbar nach dieser Richtung. -r-

Geschichte und Kirchengeschichte

Wir können den nachfolgenden Rundgang durch verschiedene historische Gebiete an der Hand neuerer — teilweise allerdings schon vor Ausbruch des Krieges erschienener — Werke nicht besser motivieren als mit den Worten Martin Spahns im Oktoberheft (S. 59) dieser Monatsschrift: ‚Je länger der Krieg dauert, desto stärker wird in den meisten unter uns das Bedürfnis nach Büchern, die nicht vom Kriege sprechen oder doch den Gedanken an ihn nur von ferne her an uns herantragen.' — Ganz früh, noch lange Jahrtausende vor allem historisch faßbaren Geschehen setzen wir ein, wenn wir die Studie von Eduard Halter **‚Die Indogermanen.** Sprache, Ursitz, Ausbreitung auf geologischer und linguistischer Grundlage' (Jena, H. Costenoble, 1913) als erste erwähnen. Der Verfasser geht von den Begriffsstämmen der allgemeinen, näherhin der indogermanischen Ursprache aus, der primitiven Ausdrucksmöglichkeit und Ausdrucksnotwendigkeit, wie sie für den homo primigenius europeus bestand; seine Horden lebten dereinst, in der Tertiärperiode, auf dem großen nordischen Kontinent — von Skandinavien bis zum Aralsee — und seinen Inseln (die größten waren Thüringen, die Pyrenäen mit dem Hochland am Ebro, Minho und Duero und die Landmasse am Schwarzen Meer) und von dort aus ward die Sprache in alle Teile der indogermanischen Familie verpflanzt. Besonders geht der Verfasser auf den Beweis einer engen Verwandtschaft des Keltischen mit dem Germanischen aus, bietet manches auf den ersten Blick Richtige, aber, wie es der Unsegen gerade seiner Wissenschaft einmal ist, noch viel mehr Unwahrscheinliches, Konstruiertes, Hypothetisches, so daß das Buch für den Fachmann wegen Mangels an genügenden Belegen schwer, für den Laien, dem es anscheinend zugedacht ist, jedenfalls nicht mit Genuß zu gebrauchen ist. Kommt man aus solchen blauen Gründen, in denen der Fuß nur ganz unsicher vorwärtstasten kann, herwärts auf das Gebiet der wirklichen Geschichte, so atmet man erleichtert auf. Zwar ist in dem Buch von Theodor Birt, **‚Die Germanen'.** Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens' (München 1917, C. H. Beck) auch noch vieles Hypothese

und gerade der Hauptpunkt ist die Besprechung einer solchen: Woher kommt der Name Germanen? Gegenüber Versuchen, die diesen Völkernamen aus dem Germanischen und Keltischen (zuletzt O. Hirschfeld) herleiten wollen, will B. beweisen, daß das Wort **lateinisch** sei und daß es tatsächlich das nämliche bedeutet wie ‚germani', d. i. die ‚Echten'. Der Name also, der so plötzlich in alter Ausgeprägtheit und Alltäglichkeit bei Cäsar auftaucht, hat vor ihm schon in der ethnographisch-geographischen Wissenschaft existiert, vor allem bei den Griechen wie Poseidonios, auf den wir mit dem späteren Geographen Strabon zurückgehen müssen, wenn es bei diesem heißt: *γνήσιοι γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Ρωμαίων διάλεκτον* —, denn in der römischen Sprache sind die Germanen die Echten' —, und zwar die **echten Galater**. Die Rasseverwandtschaften zwischen Kelten und Germanen und vor allem die Steigerung der keltischen Rasseneigentümlichkeiten bei den Germanen hat die Römer, zuerst wohl Kaufleute, veranlaßt, die Völker die ‚Echten' zu nennen, d. h. die wahren Galater, die Gegeneis, die Giganten- und Erdmuttersöhne, wie sie einst Brennus gegen Rom geführt hatte. Schon die Kimbern und Teutonen wurden als solche Galli germani gefaßt. Später, bei der enger werdenden Berührung zwischen Römern und Germanen ist der von den Siegern zuerst aus Furcht erfundene Name von den Germanen selbst angenommen worden, wie uns Tacitus meldet. Ich glaube, daß die Argumente Birts in der Fachpresse nicht unwidersprochen bleiben werden; es gibt genug Punkte, an denen der Hebel gegen sein Resultat eingesetzt werden kann. Selbst so aber bieten seine Ausführungen so viel Neues, Wissenswertes und Richtiges, daß man sie mit Freude liest, auch ein Nichtphilologe. Weit mehr für Geschichtsfreunde dagegen denn für zünftige Historiker ist das Buch von **Johann Schmaus ‚Geschichte und Herkunft der alten Franken'** (Bamberg 1912, C. C. Buchners Verlag) geschrieben. Es bespricht mit Wärme und sachlichem Urteil alle Quellen, in denen der Name dieses germanischen Volkes genannt wird. Er tritt zum erstenmal in der Historia Augusta auf, die von einem Germaneneinfall in Gallien zur Zeit des Kaisers Gordian III. berichtet. In frischer Darlegung, die höchstens manchmal zu weit ausholt, ziehen die Schicksale des Stammes, sein Wachsen, Werden, Kämpfen an uns vorbei, Namen wie Arbogast, Magnentius u. a. treten uns entgegen, herauf bis zum Merowinger Chlodowech, dem es beschieden war, aus den salischen Franken den herrschenden Germanenstamm Europas zu machen. Die Herkunft der salischen Franken führt S. mit guten Gründen auf die Chauken zurück, einen dereinst an der Elbe gesessenen Stamm, der ums Jahr 200 zu Franken (aus der Wurzel frik, gotisch z. B. faihufriks = habgierig, gemeingerm. freka = verwegen, altsächs. frokan = wild. mhd. vrech = kühn, dreist?) wurde, und zwar zu den salischen. Diese gewannen zu den territorialen Erweiterungen auch die moralische Eroberung, daß sich ihr Name Franken auf die am Rhein seßhaften Stämme, die Brukterer, Chatten u. a. ausdehnte. Nicht entsprechen könnte die Charakteristik der Franken: sie ist zu spezifizierend, indem sie den alten Franken Eigenschaften zuschreibt, die mehr oder minder allen halbbarbarischen Völkern zu eigen gewesen sind. Die *πλεονεξία* z. B., die Habgier, ist ein Laster, das überall wiederkehrt, wo die Kultur eines aufstrebenden Stammes noch in den Anfängen steckt. -y-

Die materielle Beute gehört zum Ideal eines Helden, das wir im Kampf um den Nibelungenhort ebenso haben wie im Beowulf und in der Odyssee und im Ramajana und in den Büchern der Könige. Doch schadet dieser Umstand dem Gesamteindruck des gefälligen Buches wenig, und mancher Lehrer wird es mit Erfolg z. B. bei der Lektüre von Tacitus' Germania verwerten. Der Panegyrikus des alten Römers auf unsere Vorfahren, über den ein so feierlich-sakraler Ton hinklingt, ist die Grundlage der warmherzigen Schrift von P. Rupert Hänni **‚Die Germanen einst und jetzt'**. 1. Teil (Beil. z. Jahresbericht der Kanton-Lehranstalt Sarnen 1916/17). Es ist erfreulich, wenn wir Deutsche aus neutralem Ausland ein so ehrliches Lob erhalten, das aus den alten Urkunden über unseres Volkes Sein und Denken, Leben und Fühlen, Sinnen und Lieben Belege holt für unser Volk in Waffen, wie es heute der Welt von Feinden entgegenblickt. Die Parallelen zwischen einst und jetzt sind freilich manchmal zu kühn gezogen, ein Fehler allerdings, der in unseren Tagen gerne gemacht wird. Im Drang alles Vergangene möglichst modern zu färben, vergreift man sich nur allzuleicht auf der Palette. Im Jahresbericht eines bayrischen Gymnasiums ist z. B. folgendes Aufsatzthema zu lesen: ‚Welche Gesichtspunkte hätten unsere Feinde bei der Beratung ihres Saloniki-Unternehmens aus den Reden des Fabius und

Scipio i. J. 205 entnehmen können?' (!) Mit solchen Lächerlichkeiten wird der humanistische Gedanke zum Stehaufspiel erniedrigt, das doch schließlich in Trümmer geht. Wenn wir ihm nicht souveräner entgegenstehen, ihn nicht innerlicher verarbeiten könnten, wäre seine Zeit tatsächlich um. Das Mittelalter ist ihm in freierer und stärkerer Art gegenübergetreten und hat in schöpferischer Genialität den antiken Geist zur Bildung einer neuen Weltanschauung verwertet. Ein fast symptomatisches Zeugnis für diesen Geist sind die Gaben, die uns deutsche Dichter in lateinischer Sprache zurückgelassen haben, und die ein Frühvollendeter uns noch aus dem Grabe herausreicht: **‚Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters in deutschen Versen'** von Paul v. Winterfeld (München, Beck 1913). Das Beste an diesen Nachdichtungen ist, um es von vorneherein zu sagen: daß W. die Form ganz nach Art und Gattung des Inhalts und nach dem Geiste, in dem der Dichter schuf, einzustellen versuchte und verstand. Und je mehr dies gelingt, desto plastischer werden die einzelnen Gestalten, desto lebendiger jene Toten, die zu uns sprechen wollen eine menschliche Sprache wie wir: der Schwabe Ekkehard, der uns den Walthari gab, und die Niedersächsin Hroswitha, in manchem eine Vorläuferin der Selma Lagerlöf oder, wie W. will, der Lulu von Strauß und Torney, der Archipoeta in Köln und der Dichter des Ruodlieb und Notker von St. Gallen — und andere mit und ohne Namen. Das Buch ist mir, abgesehen etwa von der zu überschwänglichen biographischen Einleitung H. Reichs, eines der liebsten geworden. Es liegt über dieser Gabe — vor allem auch den beiden mitabgedruckten Abhandlungen — eines intuitiv veranlagten Dichterphilologen wahrhaftig ein Hauch von jenem Element, das man die mittelalterliche Seele nennen möchte. -y-

Unsere Kunstbeilagen

Für unser farbiges Bild der ‚Madonna mit dem Jesuskinde' eines unbekannten Meisters hat der Besitzer Prälat Dr. J. Wilpert sich den Titel gewählt: ‚Ich bin die Mutter der schönen Liebe.' In diesem Sinne steht es an der Spitze des Weihnachtsheftes. Im übrigen ist es Gegenstand ausführlicher Erörterung in dem Aufsatze ‚Ein mit Röntgenstrahlen untersuchtes Madonnenbild', zu dem die weiteren vier erläuternden Reproduktionen gehören.

Berichtigung: Im Novemberheft ist in dem Rundschauaufsatz über ‚Sudermann', S. 244, 2. Sp., Z. 21 v. o., zu lesen: ‚Litauische Geschichten' statt ‚Literarische'.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß. München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Fig. 1.



Unbekannter Meister/Madonna mit dem Jesuskind



Zu dem Aufsatz: Ein mit Röntgenstrahlen untersuchtes Madonnenbild.
Von Prälat Dr. Joseph Wilpert

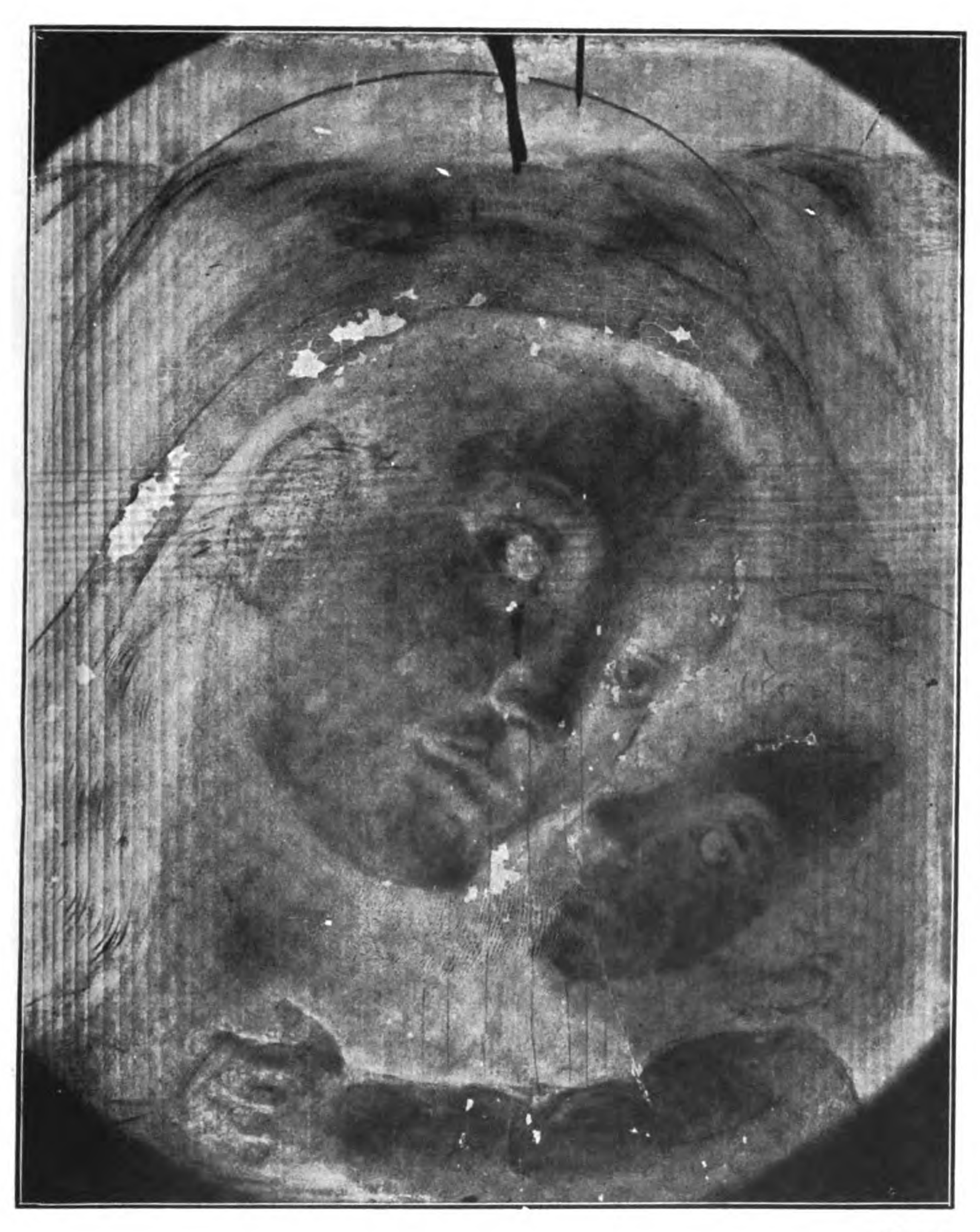


Fig. 2.

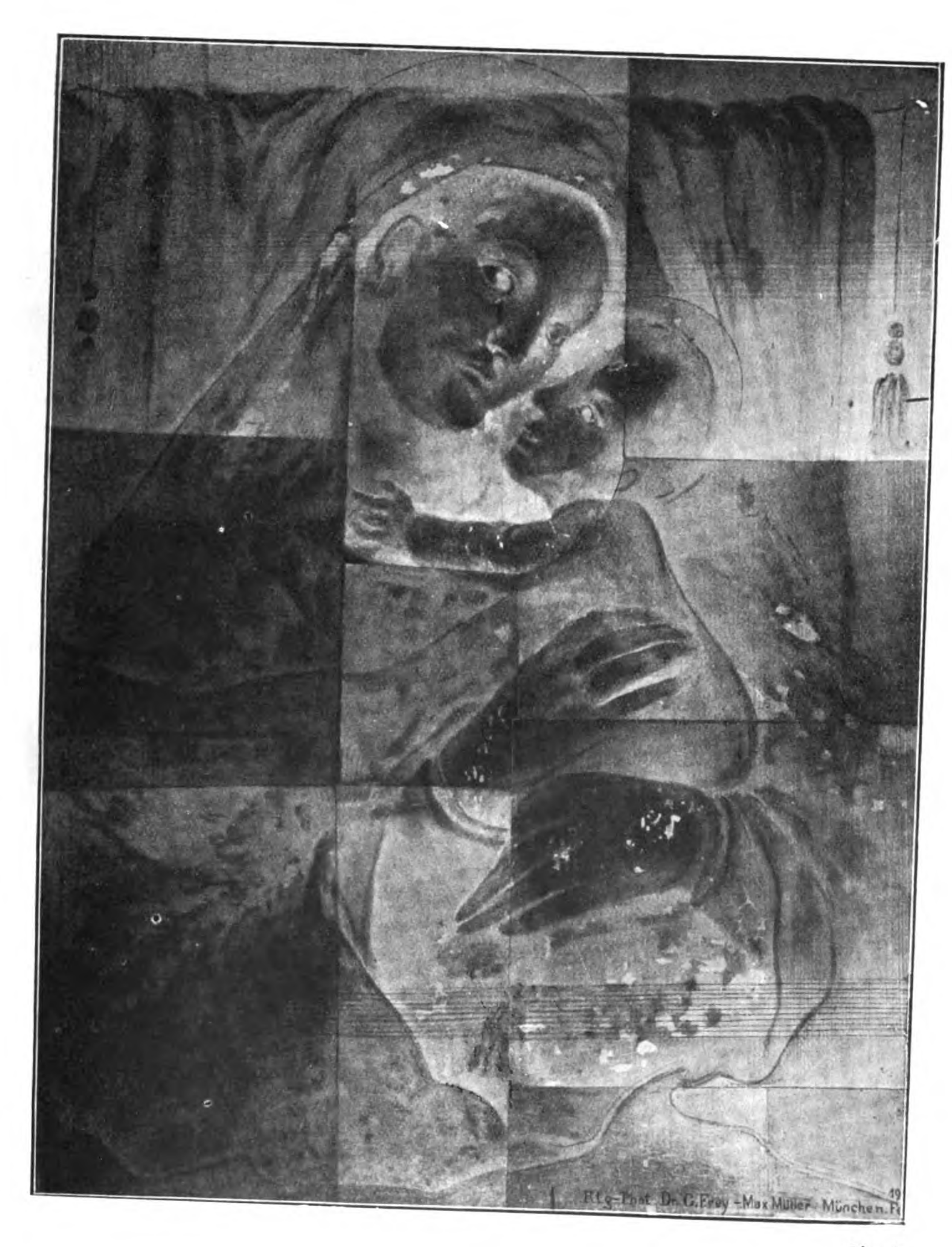


Fig. 3.



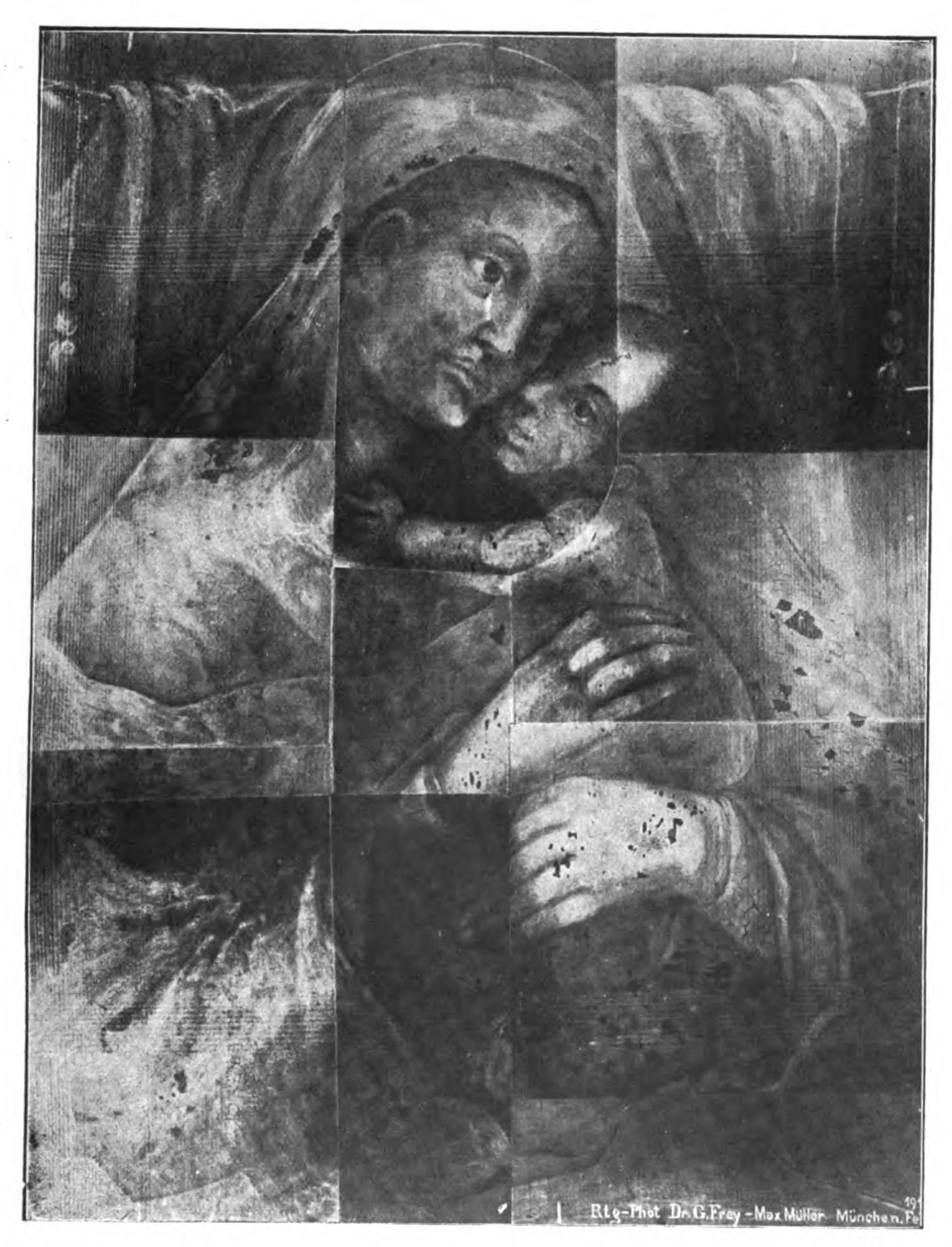
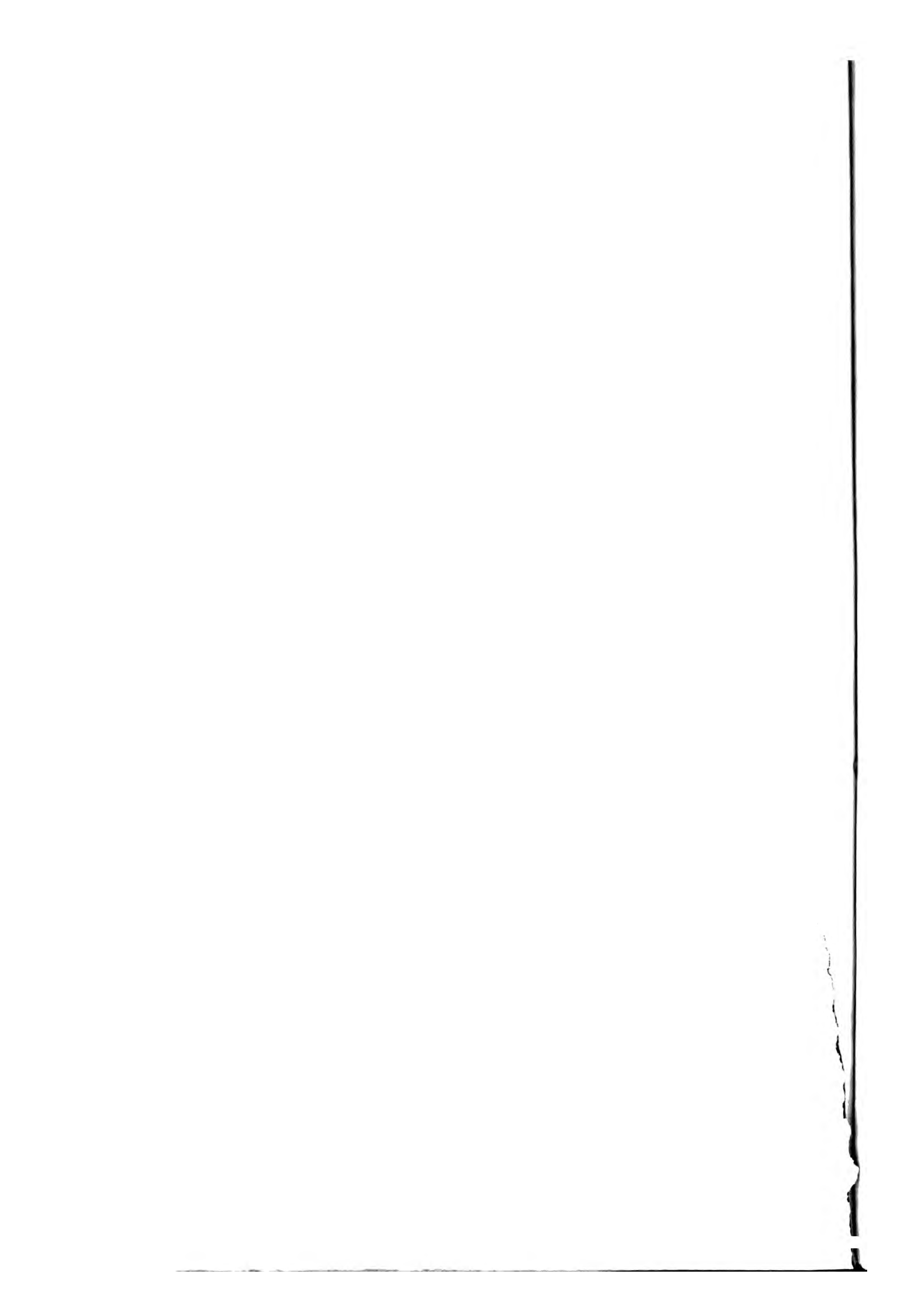


Fig. 4.



Stanislaus Stückgold/Betrachtung





Fünfzehnter Jahrgang Januar 1918

Äußere und innere Kämpfe
Von Joseph Graßl

Aeußere und innere Politik gehen in der Regel Hand in Hand. Tun sie dies nicht, so fehlt der äußeren Politik die Stütze des Volkes, die moralische Kraft und damit ist ein schwacher Punkt für den Angriff des Gegners gegeben. Der äußeren Politik stehen zwei Wege zur Verfügung: Krieg und Frieden. Beide sind nicht Zweck der Politik, sondern bloß Mittel zum Zwecke. Selbst in dem Fall, daß ein Volk angegriffen wird, ist der innere Zustand des angegriffenen Staates maßgebend für die äußere Politik und damit für die Frage des Krieges. Denn einerseits muß im zwischenstaatlichen Völkerleben jedes Volk eine gewisse Reibung, ja selbst Beeinträchtigung seiner Außenseite ertragen, wie es auch das Individuum tun muß, anderseits kann auch bei schwerer Beeinträchtigung diese noch das kleinere Übel sein gegenüber dem Krieg. Ein magerer Vergleich ist auch im Völkerleben oft noch besser als ein fetter Prozeß.

Entscheidend für Krieg und Frieden ist also im letzten Ende der innere Zustand. Dies pflegt gar mancher zu vergessen und bei Fehlschlagen der äußeren Politik wird dann den Leitern derselben die alleinige Schuld des Mißlingens zugeschoben. Daß das Volk im Innern die eigentlich bewegende Ursache des Fehlschlages war, kommt bei der Eigenliebe nicht mehr zum Bewußtsein. Ein Sündenbock wird geschaffen und mit den Sünden des Volkes belastet in die Wüste gejagt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die äußere Politik nicht fehlerhaft geleitet werden könnte.

Alle Angriffskriege sind Explosionen innerer Spannungen, und alle Verteidigungskriege sind Auswirkungen innerer Krafteinschätzung. Den Charakter des Angriffes erhält aber ein Krieg nicht durch die zeitlich ersten Waffenmaßregeln, sondern durch den Zwang, diese Maßregeln zu ergreifen. Wenn mich jemand an meinem Leben bedroht und ich komme der Bedrohung zuvor und wehre sie ab, so bin ich nicht der Angreifer, sondern der Angegriffene, mag auch der Abgewehrte noch so sehr den ersten Schlag als den Anfang des Kampfes bezeichnen.

Oft ist es schwer, manchmal unmöglich zu entscheiden, wer der Angreifer und wer der Angegriffene ist. Eine deutliche Spur zur Aufdeckung des Angreifers gibt dann die Verfolgung der inneren Verhältnisse der beiden in Kampf gekommenen Staaten. Je zeitlich näher der Beurteilende dem Kriege steht, desto mehr muß er in der Regel die inneren Verhältnisse der Kriegführenden als die Ursache des Krieges nehmen und desto näher kommt er dadurch dem letzten Kriegsgrunde.

Der Brennpunkt des gegenwärtigen Kampfes gegen die Mittelmächte, namentlich gegen Deutschland, ist zweifellos England.

England hatte sich nach dem — schuldvollen — Sturze des absoluten Königtums eine Verfassung gegeben, die für die damaligen Innenverhältnisse aller Staaten radikal-demokratisch war. Mit beiden Füßen sprang es von der Jugendzeit der Völker, der Beherrschung durch absolute Monarchen, in die Vollkraftsperiode, der Entfesselung der schlummernden Volkskräfte durch die Befreiung des Individuums. Aber den zeitlichen Zusammenhang mit dem legitimen Absolutismus konnte es nicht überwinden. Der legendäre Nachfolger des absoluten Herrschers ist der ‚Aristokrat‘, der Vertreter der zu einer Klasse vereinigten Besitzer. Diese Entwicklungsperiode hat England nur scheinbar übersprungen, in der Wirklichkeit steckt es mitten darin. Der für uns Deutsche überraschende Formalismus in der Geschäftsführung des herrschenden Unterhauses ist, wie stets, der Ausdruck innerer Ruhe, beginnender Erstarrung. Das vielfältige Leben fordert auch vielfältige äußere Formen. Mit der politischen Freiheit allein ist keinem Volke auf die Dauer gedient. Es verlangt alsbald wirtschaftliche Freiheit, zum mindesten wirtschaftliche Angleichung. Tritt diese nicht ein, so geht die politische Freiheit alsbald wieder verloren, indem die wirtschaftlich Stärkeren sich zu Klassen zusammenschließen und Klasseninteressen vertreten. Anfangs behält zwar das untere Volk die Freiheit nominell bei; aber bei dem Bestreben aller Staatsbürger, ihrem faktischen Besitze auch rechtliche Unterlagen zu geben, sucht die jeweilig herrschende Schichte ihre Vorrechte verfassungsgemäß zu sichern. Die englische Verfassung ist bei der politischen Befreiung des Individuums stehen geblieben, sie hat sich innerpolitisch-wirtschaftlich nicht ausgewirkt. Aber auch die politische Freiheit hat sich in der vollen Reinheit nicht halten können, wenn sie auch die äußere Form beibehielt. Die führende Schicht sind die Besitzenden, die ‚Dicken‘, die ‚Aristokraten‘, die ‚geschwollenen Köpfe‘, wie wir sie in allen nominellen Demokratien

finden. Daß das englische politische Leben in der Entwicklung stecken blieb, daran hatten nicht die Bewohner, sondern das Land als solches schuld.

Wie ein Querriegel legt sich die Insel vor die reichen Länder Nordfrankreich, Belgien und Holland und sperrt die deutschen Meere. Von selbst fluten die Produkte dieser Länder an die Küste Englands. Dazu kommt noch ein außergewöhnlich hoher Reichtum an Bodenschätzen. Als dann die außerenglischen und außereuropäischen Völker durch Bodenbebauung Bedarf an Industriegegenständen aller Art bekamen, benützte eine zielbewußte Regierung und eine von inneren Kämpfen nicht mehr behinderte Oberschicht das Volk von der immerhin kärglichen Landwirtschaft zur Bearbeitung der Bodenschätze auf industriellem Wege hinüberzuleiten. Der Gewinn war groß und größer als der aus der heimatlichen Scholle gezogene. So wurde England der Schmied und der Tischler, der Elektrotechniker der Welt und zog reichere Gewinne und konnte diejenigen Klassen seines Volkes, die hiebei beschäftigt waren, wirtschaftlich heben. Während also bei den anderen Völkern das Emporsteigen des Proletariates auf Kosten der Besitzenden geschah, ist die englische Arbeiterschaft auf die Schulter außerenglischer Agrarier gestiegen, und dabei hat die Oberschicht der Industrie in gleicher Weise absolut und relativ ihr Besitztum vermehrt, so daß wir dort gegenwärtig ein Komfortbedürfnis treffen wie nirgends auf der Welt.

Der reiche Gewinst der Industrie zog die Landbewohner in die Werkstätten, das flache Land verödete und wurde zu Luxusbedürfnissen der reichen Industriellen verwendet, die, nach Art der altgriechischen Klassengenossen, sich aus den Reihen des Geburts- und Geldadels ergänzten und ineinander übergingen.

Mit der Verödung des Landes versickerte aber auch die Quelle des Menschenmateriales des englischen Volkes. Die Städte erwiesen sich auch hier — wie anderwärts — als fortpflanzungsschwach. Zwar kamen vom Ausland viele Zuwanderer. Aber die Hinterländer Englands sind Kulturstaaten mit gleicher, vielfach sogar höherer Kulturstufe. Die aus diesen Ländern Zugewanderten suchten in der Hauswirtschaft, in der großer Bedarf war, und in der Industrie Beschäftigung.

Noch reicheren Gewinn als die Industrie brachte die Verschiffung der Produkte des eigenen Landes und der fremden Völker. Das Meer wurde der Begründer des englischen Großreichtums. Der fast unbegrenzte Aufstieg des Gesamtvolkes kam auch den Unterschichten zugute und schwächte deren Begehrlichkeit und verhinderte das aus der politischen Freiheit stets hervorwachsende Bestreben nach wirtschaftlicher Freiheit. Ganz unterdrücken ließen sich die wirtschaftlichen Gleichheitsbestrebungen allerdings nicht. Aber die Formen, in denen das ‚Volk' Anteil an dem Nationalreichtum heischte, waren durchwegs aristokratische Gepflogenheiten. Man begnügte sich, Leute mit gleicher Beschäftigung in Vereinigungen zu sammeln, und vielfach war eine gewisse handgreiffliche Ausbildung die Vorbedingung zur Aufnahme in die Gewerkschaft. Nicht die Gesamtheit des arbeitenden Volkes, sondern die

Aristokraten der Handtätigkeit waren die Hauptträger der Anforderungen an die Gesellschaft und an die besitzenden Klassen, während man mit diesen Anforderungen an den Staat als solchen nicht herantrat.

Diese Eigenart der englischen Innenpolitik, demokratische Theorie mit aristokratischer Praxis, wirkte sich besonders in seinen Kolonien aus. Überall da, wo der Engländer auf geordnete innerpolitische Verhältnisse bei seinem merkantilen, wirtschaftlichen und staatlichen Vordringen stieß, verbündete er sich mit den Oberschichten der Außenstaaten, so in Indien, Ägypten, in Portugal. Es ist nur folgerichtig, daß die von der englischen Aristokratie geleitete Außenpolitik sich mit der absolutistischen und daher ihr nahestehenden Rußland bündnismäßig einigte. Wo der Engländer dagegen sich in Ländern mit schwacher oder tiefstehender Urbevölkerung niederließ, wo der auswandernde Arbeiter Arbeits- und Verdienstmöglichkeit suchte, dahin nahm dieser seine demokratische Verfassung mit. In Nordamerika, Kanada, Afrika, Australien. Wie bei allen Kolonialländern war auch in diesen englischen demokratischen Kolonien der politische Lebensprozeß ein beschleunigter und führte zur Überholung des Mutterlandes. Ein Prozeß, den wir stets bei jenen Völkern treffen, die bestehende Verhältnisse anderer Völker sich zum Beispiel nehmen. Zugleich zeigten diese Kolonien — wie Adam Shmit schon bei allen Kolonien bemerkte — ein schnelleres Bevölkerungswachstum und konnte daher dem Mutterlande, solange sie mit ihm verbunden waren, reiche Hilfe bringen an wirtschaftlichem Erwerbe.

Nachdem England seine Handelskonkurrenten, namentlich Holland, niedergerannt hatte, schien seine Weltherrschaft für alle Zeiten gesichert. Da erwuchs ihm in Deutschland ein neuer Gegner.

Hier war nach einem jahrhundertelangen kräftigen Imperium ein Zerfall des Reiches in selbständige, sich gegenseitig beargwöhnende Landschaften eingetreten und zugleich strebten bürgerliche Städtestaaten empor. Ähnlich wie in Altgriechenland vermochte aber dieser politische Verfall weder Kunst noch Wissenschaft niederzubeugen, sondern beide fanden vielfach gerade in den kleinen Höfen Schutz. Die Glaubensspaltung vollends brachte das deutsche Volk an den Rand der Vernichtung. Es zeigte die innere Gesundheit dieses Volkes, daß alle äußeren Schläge es nicht zu vernichten vermochten. In der Abschüttelung der französischen Herrschaft dokumentierte sich nach langer Zeit wieder seine Kraft. Von da an ging es vorwärts trotz aller Versuche, das Aufkommen des Volkes zu verhindern. Nach alter germanischer Sitte behielten sie die angestammten Fürsten als Spitze ihrer Staatsverfassung bei und setzten dieser autokratischen Rechtsquelle die Rechte des Volkes als Beschränkung gegenüber. Der Versuch des Absolutismus, sich auch in das 19. Jahrhundert hinüberzuretten, scheiterte an den Folgen der Tatsachen. Die Befreiung vom Fremdjoche war zwar nicht durch eine rechtlich erzwungene, aber tatsächlich allgemeine Wehrtätigkeit erfolgt. Die allgemeine Wehrpflicht und die politische Freiheit bedingen sich nämlich gegenseitig. Teils stützt und beschränkt sich die Wehrpflicht auf die

Freien, teils führt sie zur Freiheit. Als daher Preußen daran ging, die allgemeine Wehrpflicht als staatliche Rechtsinstitution einzuführen, hat es die innere Kraft des aristokratischen Klassenstaates gebrochen. Mit dem gegenwärtigen Volkskrieg ist die Demokratisierung des inneren Staates unvermeidlich verbunden.

Der Zusammenhang zwischen Militärpflicht und bürgerlichen Rechten war stets gegeben. Bei den Indianern ebenso wie bei den Germanen führten nur Freie die Waffen. In Sparta war die Kriegerkaste die führende Schichte; die Lakedämonier mit ihren verminderten bürgerlichen Rechten hatten geringere Wehrpflicht; die Heloten gar keine. In Athen stützte sich die allgemeine Wehrpflicht auf die freien Bürger, und so oft der Staat gezwungen war, aus dem nicht stimmberechtigten Demos Krieger auszuheben, gab er den Ausgehobenen entweder vor oder nach der Aushebung die Bürgerrechte. Mit der Ausdehnung der Waffenpflicht auf die Proletarier wuchs in Rom deren politische Bedeutung und damit deren Recht. Als man gezwungen war, die Wehrpflicht auf die Latiner auszudehnen, mußte man ihnen auch die vollen Bürgerrechte einräumen. Solange Japan seine Kriege durch die Militärkaste führte, war es auch aristokratisch. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war die Macht dieser Kaste gebrochen. In China hielt sich die erobernde Fremdschicht als Kriegerkaste so lange, als das beherrschte Volk nicht Kriegsdienste tat. Mit der Einführung größerer stehender Heere brach das Kaisertum und die Kastenherrschaft zusammen. In absolutistischen oder ihnen nahestehenden Staaten riefen vielfach die Soldaten den Herrscher aus. So in Rom, in Konstantinopel, in Moskau, in Petersburg, in Belgrad.

Überall und zu jeder Zeit hat der Waffenträger große bürgerliche Rechte für sich beansprucht und sie auch ausgeübt. Eben wegen dieser Erfahrung hat man bei der Einführung der stehenden Heere und der allgemeinen Waffenpflicht dem Heere die aktive Politik untersagt.

Der Deutsche huldigte von jeher dem Grundsatze: zuerst freier Bürger und dann Waffenträger. Er verlegte die Quelle der politischen Macht nicht auf die Wehrfähigkeit, sondern auf die Blutangehörigkeit. Er betrachtete aber das Waffenhandwerk als ein Vorrecht der Freien. Die ganze deutsche Geschichte ist darauf aufgebaut. Nur gelegentlich, in großer Not, wird der nicht Vollfreie dazu herangezogen. Von den waffenfreudigen Städtebürgern ging der Ursprung der bürgerlichen Freiheit aus, die anwachsend zum Strom wird und jetzt als gebietender Machtfaktor im Staate erscheint. Seit Jahrzehnten wird in Deutschland alljährlich annähernd eine halbe Million junger, körperlich und geistig ausgewählter Leute eingezogen, an die städtischen Verhältnisse angegliedert und folgendermaßen belehrt: ‚Du trägst jetzt des Königs Rock, da hast dich danach zu betragen; du mußt Ehrgefühl in dir haben.‘ Bekanntlich gab es längere Zeit in der militärischen Ausbildung zwei Richtungen: Drill oder Erziehung. Die Erziehung gewann die Oberhand, gilt gegenwärtig als die allein berechtigte

Methode. Sie geht soweit, daß man in jedem Soldaten den freien Bürger sieht und ihn danach behandelt. Körperliche Mißhandlungen, Beschimpfungen usf. sind streng untersagt (vergleiche dagegen die Behandlung der Matrosen in England). Ein derartig erzogener Soldat vergißt das Wörtchen ‚Jetzt', das ihm das Ehrgefühl bloß während der Dienstzeit einimpfen sollte, und ist und bleibt während des ganzen Lebens in erhöhtem Maße selbstbewußt. Eine Erscheinung, die so allgemein bekannt ist, daß sie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, und die in dem Selbstbewußtsein der Militäranwärter ihren Gipfel erreicht. Ein derartiges, bereits in zwei Generationen systematisch erzogenes Volk, das sich überdies auf die allgemeine Schulpflicht stützt, verlangt andere politische Rechte als ein Volk ohne allgemeine Waffendurchbildung. Die allgemeine Wehrpflicht ist eine eminent demokratische Einrichtung. Es geht nicht an, bloß eine Seite dieser Einrichtung zu benützen, die andere als nicht vorhanden zu negieren. Wer den Demokratismus verabscheut, muß die Waffenpflicht eindämmen. Und jetzt, da im Völkerringen viele, viele Tausende aus den niedersten Ständen und geringsten wirtschaftlichen Verhältnissen Vorgesetztencharakter annehmen, wird diese Erscheinung noch verschärft. Ein Volksheer verlangt Volksregierung. Die deutsche oberste Militärverwaltung demokratisiert das jetzige Volksheer am allermeisten. Sie belehrt es, wendet sich an die Psyche. Solche Belehrung wirkt fort. — Die Frage ist also nicht die Einführung des Demokratismus, sondern dessen Umfang, denn der Demokratismus hat schwere Gefahren.

Die Demokratie fußt auf zwei Grundsätzen: Freiheit des Individuums und Beherrschung der Minderzahl durch die Mehrzahl. Die Stützpunkte stehen gewissermaßen in grundsätzlichem Widerspruch; denn bei Beherrschung der Minderzahl ist eben das dieser Parteirichtung angehörige Individuum nicht mehr frei, sondern untersteht dem Machtrechte der Majorität. Geht man von der Annahme aus, daß die Aristokratie den größeren Teil der Gebildeten und der Besitzenden in sich enthält, so wäre der Übergang zur Demokratie lediglich eine Verschiebung der Herrschaft von den bisher Besitzenden in die Hand der Besitzlosen. Bei den Demokratien der klassischen Zeit war dies tatsächlich der Fall. In dem niedergehaltenen Volksteile entwickelten sich aber im Verlaufe vieler Generationen gewisse Charaktereigenschaften, gute und böse. Von den guten sind Arbeitswille und Aufopferungsfähigkeit die hervorstechendsten. Dazu kommt, daß erfahrungsgemäß die Beschäftigung mit der Bearbeitung der Bodenprodukte die geistige Entwickelung fördert, daß also im niedergehaltenen Volksteil Intelligenzaufhäufung vorhanden ist, der gegenüber den intellekten Familien der Oberschicht eine vermehrte Fortpflanzung hat und allmählich die absolute Mehrheit wird. Bei jedem Übergang der Regierungsform aus der monarchischen oder oligarchischen Form in die demokratische werden große Mengen Tugenden frei und die allgemeinen Leistungen des Volkes steigen. Dazu kommt die physiologische Einwirkung des neuen Auslösereizes. In jedem

Individuum sind auf körperlichem und geistigem Gebiete eine Unmenge Fähigkeiten im Ruhestand aufgespeichert, die eines Auslösereizes zur Betätigung bedürfen. Eben die gleiche Erscheinung ist auch im Volke vorhanden. Die geänderte Regierungsform ist ein solcher neuer Reiz, der, wie alle neuen Mittel, erhöhte Wirkung hat, aber sich allmählich abnützt.

Diese Erscheinungen sind nicht Besondereigenschaften der Demokratie, sondern sind jeder Regierungsumwälzung eigen. Wir finden daher auch beim Übergang von der demokratischen zur monarchischen Regierungsform ein Zusammenfassen und eine Auswirkung der vorhandenen aufgestapelten Tüchtigkeiten. So fiel die höchste Blüte Athens mit der Tyrannis des Perikles zusammen, die Blütezeit von Syrakus mit ebendergleichen Regierungsform; die Zeit des römischen Kaisers Augustus bedeutet den Höchststand äußerer Blüte, die Renaissance der Kunst war in der Einzelherrschaft begründet, und Napoleons Regiment löste in Frankreich schlummernde Kräfte aus.

Da aber — außer Gott — nichts absolut ist, sondern alle Dinge sich gegenseitig beeinflussen, führt jedes Prinzip, in seine äußerste Konsequenz verfolgt, dazu, daß es schließlich als eine Fremderscheinung wirkt und aufgefaßt wird. Beginnt sich die politische Herrschaft einer Regierungsform abzunützen, so versucht man nicht selten durch Verschärfung der herrschenden Form den fühlbarwerdenden Mängeln abzuhelfen. So artet der Autokratismus in Gottesähnlichkeit aus, die Oligarchie führt zur Zweiteilung des Volkes; die führende und in der Führung gesicherte Schichte nimmt Lebensanschauungen an, die mit denen des Gesamtvolkes keine Gemeinschaft mehr haben. Die aristokratischen italienischen Handelsrepubliken, die vielfach überschätzte Renaissance, der französische Adel vor der Republik und in abgeschwächter Form die Biedermaierzeit erblickten in kleinlichen Dingen, oft in den Eßsitten, den Inbegriff der Regierungsfähigkeit. Und der Demokratismus artet in Pöbelherrschaft aus mit all ihrem Schrecken und Schwanken; denn der Pöbel ist die ‚Strudelmasse‘, wie Aristophanes sie mit Recht nennt. Dann schlägt die jeweilige Regierungsform gern in das Gegenteil um, eine Erscheinung, die auch in der Natur nicht selten beobachtet wird und hier das ‚Mutationsgesetz‘ heißt.

Diese Gefährdung durch das an sich gute Prinzip selbst finden wir nicht bloß bei den Völkern, sondern auch bei den politischen Parteien, die auf eine Formel eingeschworen, allmählich die Fühlung verlieren, bei Gesellschaftsklassen, die Klassenleben annehmen, bei Familien, die Sonderheiten als Besonderheiten betrachten. Allen diesen Korporationen kann die drohende Gefahr der Erstarrung nur durch Zuführung neuen Blutes und neuer Lebensauffassungen abgewendet werden. Die Anforderung des Sokrates und des Plato, daß die Gebildeten die Regierungsform bestimmen, verlangt also eine Ergänzung: die gebildeten Stände müssen dem Erneuerungsprozeß zugänglich sein.

Als Inbegriff der Staatskunst erscheint also nicht die restlose Ver-

folgung einer Regierungsform, sondern die Möglichkeit der Auswirkung aller Kräfte. Die bei der zeitlichen Aufeinanderfolge der verschiedenen Regierungsformen unvermeidliche Beunruhigung des unterlegenen und ausscheidenden Regierungssystems kann wirksam ausgeschaltet werden, wenn man eine Verfassung gibt, in der alle Richtungen Bewegungsfreiheit haben, mit anderen Worten: Eine gleichzeitige Wirkungsmöglichkeit aller drei Hauptsysteme der Regierung, das Volk mit der Masse, hervorragende Gesellschaftsklassen mit der Hochbildung und als Vermittler zwischen den beiden, das dem Wechsel der Anschauung entzogene Blutkönigtum mit dem ihm organisch verbundenen Beamtentum.

Auf eine Gefahr der Majoritätsherrschaft muß noch besonders hingewiesen werden: die Gefahr der Unterdrückung des Individuums und damit die der Entwicklung des Staates und des Volkes. Alle Entwicklung in der Natur geht von dem Einzelindividuum aus. Durch besonders günstige Kombination der Erbmasse, durch besondere Gunst der Umwelt — Erziehung, Religion, Gesellschaftsgelegenheiten — entwickelt sich das bevorzugte Individuum anders als die Masse, ist also massenfeindlich. Wird es unterdrückt, so ist die Gunst des Augenblickes für das Individuum und für das Volk verloren, wird es gefördert, so kann es der Ausgangspunkt neuer, höherer Entwicklungsstufe werden. Die in der Massenpsychologie begründete Gleichheitsbestrebung ist entwicklungs- und kulturfeindlich. Schon zur Zeit des Perikles' klagen die Schriftsteller, daß sich in der Politik die Erscheinung geltend macht, daß die Gebildeten sich von der aktiven Politik zurückziehen und die Herrschaft dem Pöbel überlassen. Diese Gewohnheiten, deren Anfänge auch in Deutschland zu erkennen sind, untergraben den Staat. Die Pflichten der gebildeten Klassen, an dem politischen Leben teilzunehmen, werden um so größer, je demokratischer die Verfassung ist. Die politische Vorbildung der Gebildeten in einem demokratischen Staate muß ganz anders, viel intensiver sein, als die in einem aristokratischen Staate. Bei der Besprechung der Beamtenvorbildung soll darauf zurückgekommen werden.

Während in England die Gefahren der mechanischen Auswirkung der oft zufälligen und deshalb wechselnden Volksmajorität (in etwas heuchlerischer Weise) durch dies faktische Gegengewicht der Besitzerklassen abgemindert wurden, strebt man in Deutschland danach, zwischen Besitzenden und Besitzlosen eine verbindende Brücke zu schlagen, die, beiden Teilen Rechnung tragend, das Volk als ein Ganzes zu erhalten trachtet. Diese verbindende Brücke ist die gerechte Exekutive, die in den unabhängigen Beamten und ihrer autoritativen, legitimen Spitze, dem Königtum, ihren Ausdruck findet. Soll die Beamtenschaft die hohen Aufgaben, die ihr in dem modernen deutschen politischen Leben zufallen, erfüllen, so darf sie wohl einen Stand, nie aber eine Partei werden. Und selbst die Standesbildung darf nie die Grenze der zwischenparteilichen Stellung verlassen. Und bei dem Mißtrauen der Parteien muß die Beamtenschaft selbst den Schein des politischen Charakters meiden. Am besten erfüllt der Beamte

diese Anforderung, wenn er ein geistig Besitzender und ein wirtschaftlich Besitzloser ist. Die Staatsregierung muß alles tun, daß die Beamten diese Grundeigenschaften beibehalten. Deshalb muß sie ihren Beamten in der Welt der Realität die Sorge um das tägliche Brot abnehmen und muß äußere Ehren lediglich für ihre Beamten vorbehalten. Tut der Staat dies nicht, sorgt er nicht für die Lebensbedingungen der Beamten, so drängen sich an die Beamtenstelle die Söhne der Reichen, die das Vertrauen der Armen nicht mehr haben; sorgt er nicht durch äußere Ehrungen für die gesellschaftliche Stellung, so wandern die selbstbewußten Kräfte in außerbeamtliche, oft parteipolitische Stellungen und suchen dort das, was sie beim Staate nicht fanden. Erwartet man von den Beamten lediglich die Abwickelung des jeweiligen Tagesgeschäftes, so genügt eine intensive technische Vorbildung. Verlangt man aber, daß der Beamte der Vermittler zwischen den unvermeidlichen, ja zum Gedeihen des Volkes notwendigen Reibungen der verschiedenen Gesellschaftsschichten und -Klassen ist, daß er den ‚gerechten‘ Ausgleich zwischen Anforderung und Erfüllung vornimmt, so genügt die konkrete Vorbildung nicht mehr, dann muß der Beamte eine möglichst breite Basis abstrakter Vorbildung haben, die noch immer durch die Heranziehung abgeschlossener Kulturen, also insbesonders der griechischen und römischen, am sichersten erworben wird. Dieses abstrakte Wissen muß ergänzt werden durch konkrete Erfahrung. Die in der jeweiligen Zeitperiode herrschende Grundanschauung des Volkes muß dem Beamten bekannt sein. Diese Volksanschauung gewinnt man aber nicht oder doch sehr schwer durch Bücherstudium, sondern viel leichter durch die Erfahrungen des Lebens. Die zukünftige Führeraufgabe der Beamten erfordert also eine notwendige Ergänzung nach der praktischen Seite, denn die Anforderung des abstrakten Wissens scheint durch die bisherige Vorbildung genügend erfüllt zu sein. Der Beamte muß bereits in der Vorbildung in das Volk hinein. Ich komme daher auch hier wiederum auf die auch in dieser Zeitschrift bereits gestellte Anforderung zurück, daß der zukünftige Beamte während der Vorbildung — am besten während der Mittelschulstudien — sich praktisch an irgend einer Körperarbeit betätigt, damit er volkstümliche Anschauungen gewinnt. Die Gefahr, daß der Beamte dann proletarisiert, ist durch Pflege der abstrakten Wissenschaft mit dem dadurch ausgelösten Selbstbewußtsein zu mindestens stark abgemindert. Ohne diese Ergänzung, fürchte ich, wird der Beamten- und Gebildetenstand die Führung an Demagogen bald abgeben müssen.

Diese unsere politische Stärke wollen uns England und Amerika systematisch rauben; wollen uns innerlich kraftlos machen, damit sie uns außen politisch beherrschen.*

---

* Asquith will dem deutschen Volkskörper die beiden Füße ausreißen, sein Heer (‚Militarismus‘) und seine Beamten (‚Bureaukratie‘) und will dann erlauben, daß der Rumpf die höchsten Berge ersteigt. Es geht nichts über englischen Großmut und — Heuchelei.

Von allen Kulturstaaten der Gegenwart hat Deutschland den intaktesten Beamtenkörper. Dieser Beamtenkörper steht mitten in einem Volke, das einen gesunden Bauernstand aufweist, der bisher genügend kräftig war, die Hauptmasse des Volkes zu ernähren und der Jungbrunnen der Industrie zu sein, in einem Volke mit einer Industriebevölkerung, die als Abkömmlinge bäuerlicher Vorfahren noch ihren ganzen Reichtum von Arbeitswillen und Arbeitsgeschicklichkeit aufweist, einem Volke mit frohem Wagemut und kluger Berechnung der Städtebürger. Und als nun zu diesem Volke das demokratisierende Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht hinzukam, da war es eigentlich selbstverständlich, daß das bereits erstarrende England mit banger Sorge die neue Nation in den Weltkampf eintreten sah. Dazu kam noch, daß Deutschland als Vorland minderkultivierter Staaten sich die Hilfskräfte für niedere Arbeit leichter erwerben konnte als Enland.

Dieses Auftreten eines neuen Weltkonkurrenten fühlte England anfangs lediglich auf dem industriellen Markte. Die deutsche Marke wurde höher bewertet als die englische. Da England, als dieses Ereignis eintrat, eben daran war, zum Handelsvolk zu werden, hätte vielleicht die Konkurrenz auf industriellem Gebiete nicht genügende Veranlassung gegeben, Deutschland mit allen Mitteln niederzuringen; aber daß die Deutschen auch auf der letzten Etappe des Gelderwerbes — in dem Handel — englische Kreise zu stören begannen, das zwang die englischen führenden Gesellschaftsklassen, die zunächst bedroht waren, zu Abwehrmaßregeln.

In bezug auf das Verhältnis der englischen Handelskreise gegen die neue Firma mit der Kraft, aber auch mit den Geschäftspraktiken jeder Neugründung gab es verschiedene Möglichkeiten. Das natürlichste Mittel, unsere Konkurrenz zu schlagen, wäre die Einschränkung der Lebensbedürfnisse und die Erhöhung der Arbeitsleistung gewesen. Dazu war das Jahrhunderte hindurch von fremden Völkern genährte und verwöhnte englische Volk nicht mehr fähig.

Man konnte die neue Firma im eigenen Fette ersticken lassen; denn schon machten sich Anzeichen geltend, daß auch in Deutschland die zersetzende Kraft des Goldes zu wirken begann. Bis aber diese Selbstvernichtung eintrat, war das englische Handels- und Industrievolk längst untergegangen. Oder aber man verband sich mit der Neugründung zu einer G. m. b. H. Ansätze zu einem solchen Versuche waren vielfach bemerklich. Es heißt das Mißtrauen zu weit treiben, wenn man alle diese Versuche als Heuchelei oder als Spionage auffassen würde. Die bisher geradezu unglaubliche Unkenntnis der Engländer für das innere Leben und Wirken Deutschlands hat gerade durch die Annäherungsversuche eine Änderung erlitten. Die Engländer erkannten, daß wir stärker seien, als sie von der Ferne dachten. Ein Bündnis mit innerlich Stärkerem führt aber letzten Endes immer dazu, daß der wirklich Leistungsfähigere allmählich im Bündnis die Führung bekommt, auch dann, wenn der Partner beim Eintritt in das Bündnis noch nominell der Stärkere wird. Bei dem ausgesprochenen Herrencharakter der englischen Führenden konnten sie neben sich keinen Gleichberechtigten dulden,

geschweige denn einen, der ihnen innerlich überlegen war. So blieb denn nur die politische Vernichtung des Gegners, die den wirtschaftlichen Untergang stets zur Folge hat. — Als gewandte Geschäftsleute prüften sie zuerst die Möglichkeit, zum Ziele zu kommen, dann aber sorgten sie, vorschauend in die Zukunft, für ihren guten Ruf, für die ‚Ehre‘ der Europäer, das ‚Gesicht‘ der Chinesen. —

Viel zu schwach, um den Kampf allein aufnehmen zu können, suchten sie nach Bundesgenossen und nach dem alten Satze: die Feinde meiner Feinde sind meine Freunde fanden sie solche genügend. Hierbei unterstützte sie wesentlich das Doppelgesicht ihres politischen Lebens. Dem Demokraten waren sie noch demokratischer, dem absoluten Herrscher waren sie Klassenregierung. Es mag wahr sein oder nicht, daß die englische Regierung das Zarentum zum Sturze brachte: aber daß die englischen Blätter sich rühmten, den verbündeten Herrscher durch Wühlereien in dessen Land zum Sturz gebracht zu haben, lüftet die Maske der politischen Heuchelei und zeigt das wahre Gesicht: rücksichtsloser Volksegoismus. Diese Ruhmrederei der englischen Blätter ist viel niedriger als der Verrat Italiens an dem Dreibunde. Italien hat wenigstens eine gewisse äußere Form eingehalten. Die Engländer mochten sich zu dem Prinzipe des Absolutismus stellen wie immer: Solange dieser mit ihnen bündnismäßig verbunden war, durften sie ihn nicht verraten. — Die Einkreisung schien vollständig zu sein. ‚Als Teilnehmer am Kriege können wir Ihnen mehr nützen denn als Neutraler.‘ Mit dieser Prahlerei, die den vollen Untergang der Deutschen schon als sicher annimmt, verläßt der englische Botschafter die deutsche Hauptstadt. Zugleich geht aus dieser Wendung das Ziel des Krieges hervor: Die politische Niederringung, aber das Fortbestehen des Arbeitszwanges aus Gnaden Englands.

Die Rechnung war trotz der kaufmännischen Klugheit verfehlt.

Es erhebt sich nun die Frage, wie der Kampf zwischen England und Deutschland fernerhin sich gestalten wird, wenn Deutschland, wie es allen Anschein hat, diesmal nicht niedergerungen werden kann.

Vor allem ist an die Tatsache zu denken, daß es in der Politik der Welt der Realität keine Unmöglichkeit gibt. Ersteht dem englischen Reiche ein Gegner, der es noch mehr in die Enge treibt als wir, so ist an die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen beiden Reichen zu denken. Eine solche Aussicht eröffnet sich aus dem wirtschaftlichen Aufstreben Nordamerikas, das sich anschickt, die Weltherrschaft in wirtschaftlicher Beziehung an sich zu ziehen. Bis aber die stammverwandten englischen und nordamerikanischen Völker unter sich in Streit kommen, wird noch eine lange Zeit ablaufen und bis dorthin wird England uns als den nächstliegenden Gegner betrachten und darnach handeln.

Eine Politikergruppe, die Pazifizisten, denken an einen internationalen Vertrag zur Schlichtung der Unstimmigkeiten. Derartige Bestrebungen waren wiederholt vorhanden; sie wirkten stets nur so lange, als es im

Interesse der Bündnisangehörigen lag, die Vereinbarungen bindend zu betrachten. Ein Musterbeispiel hierfür sind die wiederholten Verträge der griechischen Stämme der klassischen Zeit, die stets mit Kampf endigten. — Die Bündnisse der Neuzeit, wie die zwischen Italien mit Deutschland und Österreich, die Rumäniens mit Österreich, die Englands mit dem russischen Alleinherrscher, die Art und Weise, wie man Griechenland behandelte, das Geschäftsgebahren Wilsons, des Friedensapostels in Olimszeit, lassen die Aussicht auf die Wirkung von Glaube und Treue als sehr gering erscheinen. Dies ist völlig in der Natur der Sache gelegen.

Internationale Verträge mit der Wirkung der bloßen Autorität kann es nur in Dingen geben, die so reichlich vorhanden sind, daß die Mitbenützung dieser Dinge durch andere Völker weder den Vorrat noch die Güte dieser Dinge zu beeinträchtigen imstande ist.

Internationalismus mit Autoritätswirkung kann es also geben im Glauben an Gott. Obwohl sich hier schon eine gewisse Unwahrscheinlichkeit ergibt durch den Zwang, die bestehenden religiösen Auffassungen abzugeben. Zwischenstaatlich können Kunst und Wissenschaft geordnet werden. Gemeinsame Maße und Gewichte, gemeinsames Geld, gemeinsame Sprache, gemeinsame Schriftzeichen und ähnliches ist denkbar und gewissermaßen wahrscheinlich und kann die Völker näher bringen.

Unüberwindlich sind die Schwierigkeiten, die sich aus dem Egoismus der Menschen und Völker ergeben, in Dingen, die durch die Benutzung durch andere für den Konsum durch das eigene Volk unbrauchbar werden und das sind alle Produkte der Erde einschließlich des Bodens, der diese Produkte hervorbringt. Hier kann es nur eine Linderung der Form der Benutzung geben. Man kann Vereinbarungen treffen über die Eisenbahnbenutzung, über die Form des Schiffsverkehres, über den Luftverkehr und anderes. Aber alle Verträge, die dahin zielen, die Bodenprodukte etwa auf den Kopf der Bevölkerung prozentmäßig zu verteilen, werden sich dauernd nicht halten lassen. Der englische Arbeiter würde erstaunte Augen machen, wenn an ihn die Forderung herantreten sollte, sein Nahrungsbedürfnis einzuschränken, damit das der italienischen Klassengenossen erhöht werden kann. Der nordamerikanische Milliardär würde uns für geisteskrank halten, wenn wir Einschränkung im Verbrauche der Kleidung und Nahrung forderten, damit der chinesische Kuli ein ‚menschenwürdiges' Dasein habe. Oder sollte die Güterverteilung bloß für die Völker mit weißer Hautfarbe gelten?

Es braucht gar nicht die Rückführung der Verteilung der Güter auf ferngelegene Zeiten, es sind in der Gegenwart genug Hindernisse vorhanden.

Die westlichen Unionsstaaten schützen den Lebensmittelspielraum ihrer Bürger dadurch, daß sie die bedürfnislosen Chinesen fernhalten. Werden diese Staaten diese herrenmäßigen Vorschriften unter der Einwirkung der internationalen Vereinbarung abgeben? Nun vermehren sich aber die Chinesen im Auslande rascher als die Bewohner des Wirtlandes. Es

muß daher die Zeit kommen, in der die Chinesen des amerikanischen Westens die Mehrheit haben. Dann brauchte es nach der Theorie der freien Völkerbestimmung bloß einer Abstimmung und China hat in Amerika reiche Länder als Provinzen gewonnen. Diese Anforderung erheben unter dem Beifall vieler Doktrinäre gegenwärtig europäische Völker. Die Anforderung, daß die kleinen Völker in einem Staate sich nach ihrer Wahl selbständig machen dürfen, ist gegen das Prinzip der Demokratie, das die Majorität als Machtfaktor aufstellt. Die kleineren Völker sind aber die Minderheit des Staatsganzen. Während sonst die Minderheit sich unterzuordnen hat, soll sie hier souverän sein. Die Theorie sagt nicht, wie groß ein Volk sein muß, um selbständig sein zu dürfen. Wird Nordamerika die deutschen Gemeinden im Westen ihres Staates auf deren Wunsch als selbständigen Staat anerkennen? Diese Theorie ist die Auflösung alles Staatslebens, ist die Anarchie im Völkerleben. Nur ein verbohrter Theoretiker konnte diesen Lehrsatz aufstellen. Australien schützt seine demokratische Arbeiterbevölkerung durch starke Einwanderung. Ihm fällt es gar nicht ein, zu Gunsten der Japaner und Chinesen einen Zustand zu schaffen, in dem diese ein moralisches Recht auf den Erdteil bekommen. Die Einschränkung der Einwanderung in die Unionsstaaten ist auch für die kaukasischen Völker herrenmäßig stark beschränkt. Wird Nordamerika diese Schranke entfernen? Und selbst wenn man diese Möglichkeit als gegeben annimmt, wann soll sie völkisch nach der Theorie der Selbstbestimmung sich auswirken? Genügt eine einfache Majorität, um in das historische Besitzrecht zu brechen, oder soll jedes Volk gezwungen werden, seine Überbevölkerung selbst zu ernähren? Dann ist eben die Verteilung der Güter der Erde wieder erfolgt nach anderen Gesichtspunkten, nur nicht nach dem des internationalen demokratischen Bedarfes. Solange sich die Völker in verschiedener Weise vermehren, wird der eine Teil Anspruch machen auf Erweiterung seines Lebensspielraumes und der andere wird an dem Besitztum des Spielraumes als Rechtsmittel festhalten. Verträge werden den Naturzwang nicht aufhalten. Der politische Demokratismus führt letzten Endes zum wirtschaftlichen Demokratismus und dieser zum Kriege der Massen.

Der englische Arbeiter hat, ebenso wie der Deutsche, erhöhte Lebensbedürfnisse, während die des Süditalieners äußerst gering sind. Aber der deutsche und englische Arbeiter arbeitet um ein Vielfaches mehr als sein süditalienischer Klassengenosse. Man kann zwar dem Italiener die Bedürfnisse der Norden angewöhnen, nicht aber die Arbeitsleistung desselben. Der nordische Arbeiter wird, und zwar nach menschlichem Empfinden, mit Recht eine erhöhte Zuweisung für sich in Anspruch nehmen. Damit ist der internationale Sozialismus und die Grundlage des Demokratismus verlassen.*

* Es macht den Eindruck, als ob der deutsche Staatssozialismus die englischen und amerikanischen Großkapitalisten beunruhigte und die Vernichtung des Demokratismus Deutschlands ein Grund für den Krieg ist.

Jeder Kulturfortschritt geschieht dadurch, daß das Einzelindividuum sich aus der Masse mit seiner Arbeitsfähigkeit und seinem Arbeitswillen abhebt und dadurch neue Erwerbsbedingungen und Lebenserscheinungen schafft. Die Masse folgt dann stets langsam nach. Wie bei dem Einzelindividuum, so bei den Völkern. Ohne Differenzierung der Eigenschaften keine Kultur und namentlich kein Entwicklungsgang. Die erhöhten Eigenschaften aber führen dann mechanisch zum erhöhten Besitz. Wenn es schon schwierig ist, in einem größeren Volke eine gewisse Richtlinie des Bedarfes festzusetzen, obwohl hier die Bürger des Staates mehr oder minder angeglichen sind, so ist diese Maßregel für die ganze Erde geradezu eine Utopie. Die Verteidigung des rechtmäßigen erworbenen Besitzes ist aber moralisch ebenso gerecht wie das Bestreben der neu auftauchenden Qualitätsarbeiter nach bevorzugter Lebensstellung. Die schönsten Reden und der idealste Kathedersozialismus wird über diesen Konflikt nicht hinauskommen. Der Pazifizismus vermag einzelne Reibungsflächen abzuschwächen und abzuglätten, er vermag aber in Fragen der Lebensnotwendigkeit nicht durchschlagend einzuwirken.

‚Also', so werden zielbewußte Kraftleute schließen, ‚laßt uns das Reich so schützen, daß für alle Zukunft die Freiheit gesichert ist.' Diese Zukunft ist aber sehr kurz. Sie umfaßt lediglich die gegenwärtige Generation, vielleicht auch noch die folgende. Weiter hinaus vermag der menschliche Geist, und mag er auch der genialste sein, nicht zu dringen. Ja, es wäre nicht einmal segensreich für ein Volk, wenn es außerhalb jeder Gefahr auf Generationen hindurch sich befände. Die gesicherte Ruhe würde einschläfernd, versumpfend wirken. Der Hauptinhalt der Politik scheint der zu sein, die gegenwärtige Generation zu sichern, für die Nachfolge aber nicht Zustände zu schaffen, die der nachfolgenden Zeit es erschweren oder gar unmöglich machen, sich wiederum zu sichern. Für die Gegenwart der positive Nutzen, für die Zukunft das Vermeiden des Schadens. Beide, die Gegenwart und die Zukunft, können in Konflikt kommen. Dann erfordert es hohe Weisheit, abzumessen, wie beide auf der mittleren Linie vereinigt werden können. Eine Teilung des Volkes ist dann unvermeidlich. Die einen werden die Vorteile des gegenwärtigen Nutzens betonen, die andern die Gefahren der Zukunft. Gerade hier zeigt sich dann der Einfluß der inneren Politik auf die Führung der Außenpolitik. Die Opferfähigkeit, der Starkmut, ja selbst die Starrheit wird der Zukunftsfürsorge Anhänger zuführen; die Lebensfreude wird der Gegenwart das Wort reden. —

Aus diesen Erwägungen wächst die Frage von selbst hervor: Wird England, wenn es ihm diesmal nicht glückt, den deutschen Konkurrenten niederzuringen und dauernd am Boden zu halten, wiederum den Kampf aufnehmen? Darauf gibt es meines Erachtens nur eine Antwort: Selbstverständlich.

So gering dürfen wir die Zähigkeit unserer Gegner nicht einschätzen, daß wir hoffen, der erste mißlungene Versuch werde auch der letzte sein.

Der gegenwärtige Diktator Englands mahnte zur vollsten Kraft-

anstrengung, denn so schnell werde England die Welt zum Kampfe gegen Deutschland nicht mehr vereinigen. Die nicht ausgesprochene Folgerung ist: Wann wir wieder durch Bündnis und Verträge so stark sind, daß wir endlich Deutschland niederringen, so werden wir abermals anfangen.

Die Befürchtung eines erneuten Angriffs Englands auf Deutschland besteht also nach dem Kriege unverändert fort. Die Kräftegruppierung, deren Zentrum England und Frankreich waren und sind, und die, solange die Unionstaaten nicht eingegriffen hatten, im Großenganzen eine rein europäische Frage war, ist durch den Zutritt der nordamerikanischen Staaten zu einer Welterscheinung geworden. Zweifellos hat Nordamerika durch sein Eintreten sich auch für die Zukunft gebunden, wenigstens hat es seine Aktionsfähigkeit für die Zukunft stark erschwert. Ob diese Verkleinerung des politischen Aktionsradius durch die Vorteile, die sich Nordamerika aus der Teilnahme in dem gegenwärtigen Krieg erhofft, aufgewogen worden, müssen seine Politiker, die es in den Krieg getrieben, selbst beurteilen.

Daß die politische Welt nicht eine einzige Vereinigung bilden wird, sondern daß dem englisch-amerikanisch-romanischen Bunde ein anderer Völkerbund entgegengesetzt werden wird und muß, erscheint als sicher. Diese Gegengruppierung scheint sich eben einzuleiten (geschrieben am Tage des Waffenstillstandsantrages durch Rußland) und wird sich bis in den äußersten Osten zu erstrecken haben.

So notwendig die äußere Kraftentwicklung ist und sein wird, ihr Stützpunkt wird stets die innere Gesundheit des Volkes sein.

Wir werden daran gehen müssen, die Erfahrungen des Völkerkrieges in die Tat umzuwandeln. Vor allem werden wir unserem Heere nicht bloß mit Worten, sondern mit der Tat den Dank abzustatten haben. Dieses Heer verdient die politische Freiheit im Rahmen der Staatsmöglichkeit. Dann werden wir die wirtschaftliche Lage unseres Volkes regeln müssen. Hier müssen wir an der Arbeitsleistung als der Vorbedingung der wirtschaftlichen Hilfe festhalten, auch dann, wenn die Arbeitsfähigkeit nur mehr teilweise besteht. Diesen indirekten Arbeitszwang müssen wir auch auf jene Gesellschaftsmitglieder ausdehen, die als Drohnen von dem Erwerbe ihrer Mitbürger leben wollen. Die große Menge Schmarotzer, die wir vor dem Kriege mitschleppten, werden wir nicht weiter füttern können. Wir werden unsere Militärverhältnisse umändern müssen; werden für die Menge und Güte unserer Nachkommen Sorge tragen müssen. Noch viele, viele Fragen werden an uns herantreten. Unstimmigkeiten werden kommen. Wir werden sie alle überwinden in dem Geiste, der uns den Sieg nahe gebracht hat: Einigkeit, Opferwille, sittliche Reinheit.

Nur dann, dann aber sicher, wird es heißen: Deutschland in aller Ewigkeit.

Friedrich Wilhelm IV. und die großen Entscheidungen der deutschen Politik

Von Max Fischer

Als am 15. Oktober 1840 die preußische Ritterschaft ihrem neuen Herrscher huldigte, da sagte ihr König Friedrich Wilhelm IV. voraus, daß derjenige von seiner Herrschertätigkeit enttäuscht sein werde, dem der Sinn stehe ‚nach einer sogenannten glorreichen Regierung, die mit Geschützesdonner und Posaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfülle', daß aber Vertrauen zu ihm fassen möge, wer sich begnügen wolle mit einer ‚einfachen, väterlichen, echt deutschen und christlichen Regierung'. Diese Worte sind durchaus nicht leere Phrasen, wie sie bei solchen Gelegenheiten üblich; vielmehr enthüllen sie des Königs Anschauung von den übernommenen Herrscherpflichten. Seine Knabenzeit war von den Blutopfern und Greueln der napoleonischen Kriege überschattet gewesen und aus dem bitteren Weh jener leidensschweren Zeit zitterte in des Königs weicher Seele immer noch eine innerliche Abneigung nach wider die grausamen Entscheidungen des Waffenkampfes. Er, der die Macht des konservativen Prinzips in der Geschichte stets mit höchstem Nachdruck betonte, konnte sich mit der Persönlichkeit des berühmtesten seiner Vorgänger nie recht abfinden: ihm war in Friedrich dem Großen nicht nur der kalte Freidenker unsympathisch, sondern nicht minder der skrupellose Vertreter ‚heidnischer' Machtpolitik, der selbst gegen die geheiligte Majestät des Kaiserthrones sein scharfes Preußenschwert erhob. Seiner Regierung setzte Friedrich Wilhelm IV. andere Ziele: einfach sollte sie sein, nicht der äußeren Machterweiterung, sondern der inneren Vertiefung zugewendet, väterlich, gotterfüllte Weisheit ausströmend an sein Volk und gestützt durch die Treue seiner Untertanen, echt deutsch, nicht partikularer Bereicherung dienend, sondern dem gemeinsamen deutschen Vaterlande, dessen ‚heilige Losung' ‚sein Gemüt . . . mit den Schauern der Begeisterung durchbohrte', schließlich ganz christlich, ein Bollwerk religiöser Gesinnung aufrichtend wider die zersetzenden Kräfte des Unglaubens.

In der Vertiefung christlicher Gläubigkeit gegenüber dem verneinenden Geist der Zeit erblickte Friedrich Wilhelm IV. die eigentlich aktive Aufgabe seines Herrscheramtes. Aus der Universität seiner Hauptstadt suchte er den Geist des Rationalismus zu verbannen, als Vertreter der Philosophie und der Staatslehre Gelehrte von positiver Christlichkeit zu gewinnen. Er ließ das protestantische Gesangbuch reinigen von den Verballhornungen einer antimystischen Zeit. Er drängte die entchristlichte Volksschule wieder zurück an den Quell christlichen Glaubenslebens. Gemeinsam mit seiner frommen Gemahlin begünstigte er aufs reichste die Werke christlicher Liebestätigkeit, schuf ihr neue großartige Anstalten. Er suchte den Kirchen nach Zeiten der Verkümmerung ihr eigenes Leben wiederzugeben, sie zu

befreien von bureaukratischen Maßnahmen des Staates und absolutistischer Staatswillkür. Aber auch außerhalb des kirchlichen Lebens suchte er den Geist christlicher Gesinnung auszubreiten, auf daß er segensreich wirke wider die materialistische Begehrlichkeit der Zeit: er setzte sich ein für eine Heiligung des Sonntags und wider die leichtfertige moderne Auffassung vom Sakramente der Ehe. In kühnen Träumen ersehnte sein christlicher Idealismus die Wiedergeburt der einigen Christenheit auf protestantischer Grundlage: es war sein Werk, daß die deutsche evangelische Kirche und die anglikanische Kirche Englands ein gemeinsames Bistum errichteten in der Stadt, von der die Religion des Kreuzes ihren Ausgang genommen hat.

Es handelt sich hier nicht um gelegentliche Regierungsmaßnahmen des Königs, sondern vielmehr um die Werke seines leidenschaftlichsten Denkens und Handelns — nur von ihnen aus kann seine Regierungstätigkeit voll begriffen werden. Friedrich Wilhelm IV. fühlte sich ganz als ein ‚christlicher König' und in den ewigen Geboten des Christentums, wie er es verstand, nicht in der staatlichen Zweckmäßigkeit der Stunde lagen die richtunggebenden Antriebe seiner Politik. Er fühlte sich eingesetzt, um die Gesinnung christlicher Sitte und heiliger Ordnung zu bewahren wider den zerstörerischen Geist der Zeit: in dem Wiederaufbau des Domes zu Köln sah er ein sichtbares Symbol seines heiligen Strebens. Aus einer tiefen transzendentalen Sehnsucht nährte er solche Gesinnung und aus der frommen Zuversicht eines schlichten Glaubenslebens, aber zugleich schwang auch bestimmend mit die ästhetische Vorliebe seiner reichen Künstlernatur für die weihevolle Schönheit der christlichen Symbole gegenüber den amusischen Erscheinungen des modernen Nützlichkeitsgeistes. Seine ahnungsvolle und tiefe Natur litt unter dem flachen Positivismus der liberalen Weltanschauung, ihm schien der Liberalismus ‚eine Durchgangs-Religion, die sich auf das Christentum auffetzt, wie man einst Ludwig XVI. die Galeerensklaven-Mütze aufsetzte, um seine Salbung zu verwischen', ‚ein Aberglaube verächtlichster Art, da sie eine Volkswillens-Anbetung als ihr Wesen predigt, ein Götzendienst hundertmal ärger als der des Baal und der Astarte'.

Man wird wohl sagen dürfen, daß nie ein absolutistischer König das ‚Gottesgnadentum' so sehr als übernatürlich religiöse Weihe empfand wie dieser Preußenkönig, der vom historischen Schicksal verurteilt worden ist, mit eigenen Händen die Umwandlung seines Staates in eine konstitutionelle Monarchie zu vollziehen. Friedrich Wilhelm IV. empfand, daß die in seinem Amte inkarnierte Weihe ihn erleuchte und erhebe über den Gesichtskreis des bloßen Staatsbürgers. In seinem ganz theistischen Gefühl galt ihm die Königswürde als persönlich durch Gottes Gnade verliehen und auch nur Gott gegenüber als verantwortlich. Im Dezember 1840, als er sein eigenes Wirken noch ganz mit ungetrübter Hoffnung betrachtete, schrieb er jene königlichen Worte, die der Nachgeborene, der sein späteres Geschick kennt, nicht ohne Ergriffenheit zu lesen vermag: ‚Ich fühle Mich ganz und gar von

Gottes Gnaden und werde Mich so mit seiner Hilfe bis zum Ende fühlen. Glauben Sie Mir's auf Mein königliches Wort: Zu Meiner Zeit wird sich kein Fürst, kein Bauernknecht, kein Bauernknabe, kein Landtag und keine Judenschule etwas, was dermalen mit Recht oder Unrecht bei der Krone ist, zueignen, wenn Ich es nicht zuvor gegeben habe.' In diesem erlebten Gottesgnadentum und nicht in einer herrscherlichen Habgier hatte die Abneigung des Königs gegen ‚die tiefe Unwahrheit und das häßliche Theaterspielen moderner Konstitutionen und Grundgesetzwische' seine Wurzel. Er war überzeugt, daß seine legitimistische Auffassung des Königtums unversöhnlich gegenüberstehe der unheiligen Forderung der Volkssouveränität, dem sündlichen Prinzip der Revolution. Denn sie fordert die Gründung des ganzen öffentlichen Zustandes auf den Eigennutz und den willkürlichen Willen des Menschen, während Friedrich Wilhelm IV. überzeugt war, mit seinem königlichen Amte zu erfüllen, was Gottes Ordnung und Fügung gebot. Immer wieder hat der Monarch in seinen Briefen und mündlichen Äußerungen diesen Grundgedanken seiner Staatsauffassung wiederholt: nach seiner apokalyptischen Ausdrucksweise war im Jahre 1789 das hurenhafte Ungeheuer geboren worden, welches die Offenbarung Johannes verkündet. Er sieht in dem ‚seelenaustrocknenden Liberalismus' eine geistige Krankheit der Zeit, gegen die er nur e i n e Medizin weiß: ‚das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Brust und Stirn'.

Nirgends gewinnen wir einen tieferen Einblick in die Weltanschauung, welche das Denken des Königs beherrschte, als in den Werken Friedrich Julius Stahls. Was in den Briefen und Reden des Königs zuweilen aufleuchtet, das hat der große Systematiker des konservativen Prinzips zu einer Zyklopenburg des Gedankens ausgebaut, aus der noch bis zum heutigen Tage alles konservative Denken sein bestes Rüstzeug holt. In tief-innerlichen Kämpfen hatte sich der jüdische Konvertit losgerungen von dem Naturalismus des Naturrechts und dem Panlogismus der Hegelschen Philosophie. Gestützt auf eine scharfsinnige Widerlegung der rationalistischen Weltanschauung schuf er die Apologie einer theistischen Betrachtungsweise und errichtete so eine Rechts- und Staatslehre ‚auf der Grundlage christlicher Weltanschauung'. Mit der ihm eigenen Intuition hatte Friedrich Wilhelm IV. in Stahl einen gleich ihm nach Überwindung des modernen Denkens ringenden Geist erkannt und sich schon als Kronprinz um die Berufung des bayerischen Staatsphilosophen an die Berliner Universität bemüht. Doch erst in den ersten Tagen seiner Regierung kam sein Wunsch zur Ausführung. Hier in Berlin nun, in ständiger Berührung mit der Gedankensphäre des Königs und seiner Getreuen, schuf Stahl die zweite Auflage seiner ‚Rechts- und Staatslehre' (erschienen 1845/46), die typischste und konsequenteste Ausprägung der deutschen Restaurationsphilosophie, während der in die Tagespolitik verstrickte Gelehrte in den späteren Auflagen nach der Revolution seine legitimistische Theorie durch konstitutionelle Zugeständnisse abschwächte. Man kann die zweite Auflage des Stahlschen Werkes betrachten als die kanonische Systematisierung der Anschauungen

des Königs, in welchem der fromme Staatsphilosoph 'den wahren Bannerträger wider den Abfall der Zeit' erblickte, 'weil er den Kampf gegen ihn nicht für sein Königtum führte, sondern für das Reich dessen, welcher der König der Könige ist'.

Gegenüber der 'Widerrechtlichkeit und tiefen Sündhaftigkeit' der Revolution hat Stahl seinen Ruf nach 'Umkehr der Wissenschaft' erschallen lassen und versucht, den Staat als ein 'sittliches Reich' zu begreifen, das nicht auf profanen, sondern auf christlichen Grundsätzen aufgebaut sei. So hat er eine Lehre vom Staat konstruiert, die ganz von dem Gedanken christlicher Gesinnung erfüllt ist. Er verteidigt das göttliche Recht der Obrigkeit, die religiöse Sanktion der überkommenen Rechtsordnung und der Gliederung der Menschheit in Stände und Berufe. So wird Stahl zum grimmen Feind jeder Anschauung, 'die an Stelle der in sich bindenden Ordnung den Willen der Mehrheit aufrichtet, die das Menschliche zum Ersten macht vor dem Übermenschlich-Gefügten'. Stahl sieht es als das Wesen des von Gott gelösten Menschen an, daß er gerade das am meisten anerkennt, was er durch seine eigene Tat bewirkt hat, während nach seiner Überzeugung der an Gott gebundene Mensch 'gerade das für das Heiligste hält, was ohne sein Zutun durch ein höheres Walten über ihm geworden ist'.

Aus einer solchen Weltanschauung heraus mußte der König in seinem politischen Handeln der geheiligten Kraft der historischen Tradition höheren Wert beimessen als den willkürlichen Wallungen der Gegenwart, mußte den Sinn der Regierungskunst weniger in scharf zupackendem Handeln erblicken als in demütiger Fügung unter den Willen des Lenkers der Welt. Ungesund und frevelhaft mußte ihm ein Zustand des Staates erscheinen, der vertragsmäßig den begehrlichen Wünschen der Untertanen ein Mitbestimmungsrecht gab über die Geschicke des Landes. Und als den idealen Zustand mußte er es betrachten, daß das Verhältnis von König und Volk auf die lebendigen Kräfte der Treue gegründet sei. Deshalb erschien ihm das Ja-Wort der Treue so bedeutsam, das ihm sein Volk bei der öffentlichen Huldigung gegeben, und aus solcher Gesinnung heraus wollte er es nicht dulden, 'daß sich zwischen Unserm Herrn Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen'.

Eine solche auf religiöse Vorstellungen gegründete Auffassung des königlichen Berufes ist aber naturgemäß nur dort in die empirische Welt umzusetzen, wo die religiöse Weihe des Königtums nicht nur auf der Prätention des Herrschers beruht, sondern auf der Gesinnung des Volkes. Wenn aber die Bevölkerung erfüllt ist mit skeptischem Zweifel an der höheren Sanktion des Königtums und an die Angelegenheiten des Staates als einer profanen Einrichtung mit den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit herantritt, da muß ein so selbstbewußtes Gottesgnadentum der Krone in latentem Zwiespalt stehen zu der Gesinnung des Volkes. Gerade

im Kreise der Vertrauten des Königs hat man empfunden, daß hier die tiefste Tragik seiner Regierung lag. ‚Eine Obrigkeit kann sich nur behaupten,' meint Leopold von Gerlach, ‚wenn sie mit gläubiger Anerkennung ihrer göttlichen Einsetzung feststeht'. Die eigentliche Stütze des alten Rechtes der alten Freiheit ‚war der Glaube, der zum großen Teil aus den Massen gewichen ist, und der durch irdische Einrichtungen nicht ersetzt werden kann'. Daß aber die Überzeugung von der Berechtigung des monarchischen Prinzips aus den Herzen der Menschen gewichen ist, darin sieht Leopold von Gerlach das größte Unglück, da ‚in diesem Glauben die Bedingung der Obrigkeit im Gegensatz der Tyrannis überhaupt liegt'. Ganz in diesem Sinne ist auch die Lehre Stahls: ‚Wo daher der Glaube an die göttliche Sanktion entschwunden ist, da wird sich tatsächlich die Anerkennung einer höheren Autorität nicht wohl erhalten, sondern jeder wird geneigt sein, seinen Willen, und sohin das Volk seinen, d. h. der Masse, Willen als Quelle und Richtschnur der Autorität geltend zu machen. Um deswillen hat das göttliche Recht der Obrigkeiten doch nicht bloß das religiöse Interesse, daß die menschliche Lebensordnung auf Gott bezogen werde, sondern auch das politische Interesse, daß der Staat und seine Verfassung diese tiefere Bürgschaft und Befestigung erhalte.'

Man muß sich dieser von theologischen Voraussetzungen erfüllten Weltanschauung Friedrich Wilhelms IV. und seiner von religiösem Erleben beseelten Auffassung seines Herrscherberufes einfühlend bewußt sein, um Persönlichkeit und Handeln dieses Monarchen recht verstehen zu können. Es ist die Geschichte seiner Regierungshandlungen vielleicht bis zum heutigen Tage der letzte Abschnitt der deutschen politischen Geschichte, in der religiöse Impulse eine entscheidende Rolle gespielt haben. Es muß zu einer einseitigen und ungerechten Beurteilung des Königs führen, wenn neuere Beurteiler, in deren Erleben die religiöse Sphäre einen sehr geringen, die realpolitischen Erwägungen einen sehr großen Raum einnehmen, die Politik des Königs fast ausschließlich unter machtpolitischen Gesichtspunkten würdigen.

Es stehen sich heute drei Auffassungen der Politik Friedrich Wilhelms IV. gegenüber. Die eine Auffassung, die besonders von Treitschke und Sybel vertreten worden ist, betrachtet die Regierungshandlungen des Herrschers unter den der späteren Bismarckschen Zeit entnommenen machtpolitischen Erwägungen und gelangt zu dem Ergebnis, daß die Politik Friedrich Wilhelms IV. verschwommen, unsicher und planlos, im wesentlichen eine Kette versäumter Gelegenheiten sei.

Die andere Auffassung, die vor allem von Rachfahl und in verfeinerter Form auch von Hermann Oncken vertreten worden ist, ist geneigt, in den Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms IV. eine zwar zaghafte, aber doch zielstrebige Machtpolitik zu erblicken. Hier wird Friedrich Wilhelm IV. nicht gerichtet und verurteilt, weil er den Weg Bismarcks nicht ging, sondern er erscheint vielmehr in gewissem Betracht als ein Vorläufer der Bismarckschen Politik.

Die dritte Auffassung, die unseres Wissens zuerst Kurt Breysig in essayistischen und mündlichen Äußerungen vertrat, erblickt in der Politik Friedrich Wilhelms IV. den konsequenten Versuch, seinen Staat nicht machtpolitisch zu erweitern, sondern sein Leben zu vertiefen und zu vergeistigen, um als Herrscher die Gebote des religiösen Ethos zu erfüllen. Für diese Auffassung enthüllt sich der Lebenslauf Friedrich Wilhelms IV. als ‚die große Tragik eines zerbrochenen Herrscherwerkes'.* Erich Brandenburg hat jüngst in seinen überaus verdienstlichen ‚Untersuchungen und Aktenstücken zur Geschichte der Reichsgründung' (Leipzig 1916) diese Auffassung empirisch gesichert. Er hat in einer tiefgreifenden Studie ‚Preußen und die deutsche Revolution' die Ansichten von der unsicheren und schwankenden Politik des Königs und von seinen machtpolitischen Gesinnungen gleichermaßen bekämpft und die grundlegende Bedeutung seiner legitimistischen Anschauung für die Handlungsweise des Königs nachgewiesen. Doch unterscheidet sich Brandenburgs Auffassung darin von derjenigen Breysigs, daß er in den historischen Vorgängen nicht ein tragisches Unterliegen des Königs erblickt, sondern die Überzeugung vertritt, daß Friedrich Wilhelms IV. zähes Festhalten an seinen Anschauungen und Rechten in beiden Fragen die Lösung herbeigeführt habe, die seinem Willen gemäß war, und daß sein anfängliches Hinausschieben der Entscheidung es ihm ermöglichte, für die Lösung sowohl der konstitutionellen als der deutschen Frage den in seinem Sinne günstigen Zeitpunkt der Auseinandersetzung zu wählen.

Es ist interessant, gerade an den entscheidenden Problemen der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands Einblicke in die so verschieden beurteilte Handlungsweise Friedrich Wilhelms IV. zu gewinnen.

Seiner ganzen Persönlichkeit und Entwicklung nach mußte der preußische König dem erwachenden deutschen Nationalgefühl durchaus mit warmer Anteilnahme gegenüberstehen. Seine entscheidenden Eindrücke und die Grundlagen seiner Weltanschauung hatte er empfangen in den Jahren des Befreiungskrieges, als das deutsche Selbstgefühl wieder die Herzen mit Stolz erfüllte. Tief war sein Denken verwurzelt in Gesinnung und Betrachtungsweise der Romantik, und auch die schwärmerische Art ihrer Begeisterung für das alte deutsche Wesen hatte er von ihr übernommen. Aber eben aus diesen romantischen Quellen seines deutschen Empfindens ergibt sich, daß sein deutscher Stolz vielmehr nach einer Wiedergeburt verschütteter deutscher Kultur begehrte, als nach Deutschlands politischer Macht. In diesem Sinne wurde ihm der Kölner Dom nicht nur zum Symbol christlichen Geistes, sondern auch zum Zeugnis deutschen Brudersinnes. Er sah in der Vollendung dieses großen Werkes deutscher Frömmigkeit und deutscher Kunst den Geist deutscher Einigkeit und Kraft, der einst die Ketten der Fremdherrschaft zerbrochen, lebendig am Werke. Und aus dieser Lebenskraft des sich zu einem Werke des Menschenfriedens und Gottesfriedens

* K. Breysig, Von Gegenwart und Zukunft des deutschen Menschen S. 50.

einigenden Volkes schöpfte er den hoffnungsvollen Glauben auf ein ‚den Frieden der Welt unblutig erzwingendes Deutschland'.*

Hatte die deutsche Frage für Friedrich Wilhelm IV. auch nicht dieselbe zentrale Bedeutung wie das Dilemma des legitimen und des revolutionären Prinzips, fehlte ihr auch, wie er später einmal zu Bunsen äußerte, ‚die Heiligkeit des Herrn', so beschäftigten doch seinen romantischen Geist oft die Gedanken an die alte Kaiserherrlichkeit und die tiefsinnigen Zeremonien, welche im alten Reiche das weltliche Regiment mit geistlicher Weihe erfüllten. Es ist lehrreich, zu sehen, wie unter dem Einfluß der Zeitströmung selbst ein so realistischer Mann wie der Reichsfreiherr vom Stein die alte Monarchie in verklärtem Glanze erblickte; viel stärker noch mußte die schwärmerische Natur König Friedrich Wilhelms IV. von den Bildern einer Vergangenheit berauscht werden, die ihm sein Ideal eines von christlichem Geiste erfüllten Deutschlands als köstlichen Besitz früherer Geschlechter vor Augen zu führen schien. So mochte des Königs deutsche Sehnsucht sich wohl stärker in einer poetischen Ausmalung der Vergangenheit gefallen als in einer zielbewußten politischen Kleinarbeit für das Deutschland der Gegenwart. Zwar betonte er, daß er am Bundestage ‚sein Eigenstes braue' und zu keiner Gesandtschaft in einem so unmittelbaren Verhältnis stehe wie zu dieser, aber bei dem passiven Widerstand des Bundestages war ihm nicht die Möglichkeit gegeben, entscheidende Veränderungen durchzusetzen, und die Ideenfülle des Königs besaß nicht die Tatkraft, sich in zäher Beharrlichkeit gegen hemmende Widerstände durchzusetzen. So mußte Friedrich Wilhelm IV. die Unzulänglichkeit des bestehenden deutschen Bundes tief empfinden, aber eine Regeneration vermochte er nur zu hoffen von einem gemeinsamen, einigen Vorgehen aller deutschen Fürsten und Staaten. Ein solcher Schritt scheiterte an dem Widerstande Österreichs, das von einer energischen Behandlung der deutschen Frage nicht eine Stärkung, sondern nur eine Schwächung seiner Macht glaubte erwarten zu dürfen. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die deutsch empfindenden Kreise des Bürgertums immer mehr den Glauben an die Lösung der deutschen Frage durch die Regierungen verloren und die deutsche Einheitssehnsucht sich immer enger mit der innerpolitischen Opposition verbündete.

Aber auch in den preußischen Regierungskreisen gab es Elemente, die empfanden, daß trotz Österreichs Widerstand eine intensive deutsche Politik aufgenommen werden müsse, und daß Preußen die Aufgabe zufalle, das Werk zu leisten, dem Österreich sich entzog. Diese modernen und durch keine religiösen Theoreme angefochtenen Männer hielten es nicht für entscheidend, daß einst die deutsche Kaiserkrone den Habsburgern zueigen gewesen, und daß in längst vergangenen Zeiten ein Hohenzoller die Mark aus des Kaisers Händen zum Lehen empfangen habe. Sie waren vielmehr der Ansicht, daß über die Geschicke der Gegenwart nicht die Macht

* Friedrich Wilhelm IV., Reden und Trükfprüche (Leipzig 1855) S. 31 f.

alter Traditionen entscheiden dürfe, sondern nur die lebendige historische Kraft der augenblicklichen Situation. Preußen hatte sich in harter Arbeit und blutigen Waffenkämpfen emporgerungen zu der kraftvollsten Macht des deutschen Lebens: lag nicht in dieser Kraft die Anwartschaft auf die Hegemonie in Deutschland und das gute Recht, die deutschen Aufgaben, denen sich Österreich entzog, nun seinerseits zur Ausführung zu bringen? Vertreter einer solchen Gesinnung waren in den Kreisen der preußischen Regierung im Jahre vor der Revolution u. a. der damalige Pariser Gesandte Heinrich von Arnim und der Bundestagsgesandte Graf Dönhoff.

Aus der Feder des letzteren kennen wir, durch die Veröffentlichung Erich Brandenburgs, eine Ende September 1847 in Berlin eingereichte Denkschrift, welche charakteristisch ist für die Forderungen einer entschiedenen preußischen Aktionspolitik in der deutschen Frage, lange schon, ehe die Erschütterung der Revolution zu rascher Erledigung der lastenden Aufgabe drängte. Dönhoff geht aus von einer scharfen Kritik der Leistungsfähigkeit des deutschen Bundes. Er erblickt im Ablauf der bisherigen Bundestagsverhandlungen das stets vergebliche Bestreben Preußens, die Bundesverhältnisse auf nationaler Basis zu entwickeln und ein sehr erfolgreiches Streben Österreichs, dies zu verhindern. Nur dort, wo Preußen selbständig und unabhängig von Österreich die Initiative ergriffen hat, konnte es Ersprießliches für die deutsche Sache wirken und erreichen. Die wesentlichen Stadien des nationalen Fortschritts, wie etwa der Zollverein, sind neben und außerhalb der Bundesverfassung durchgesetzt worden. Nur auf diese Weise, nicht aber wenn man Österreichs Mitwirkung zur Vorbedingung mache, sei es möglich, die nationalen Angelegenheiten energisch weiterzufördern. Dem Wesen der aus mannigfachen Nationen zusammengesetzten österreichischen Gesamtmonarchie müsse es widerstehen, die deutschen Interessen in den Vordergrund ihres Strebens zu rücken. ‚Dies aber ist gerade der Standpunkt des Deutschen Bundes, und hierin liegt der innere Widerspruch der Stellung Österreichs als Vorsitzender im Bunde, hierin der eigentliche Grund, warum es die Aufgabe dieser Stellung niemals vollständig lösen wird, ja bis auf einen gewissen Grad nicht lösen kann.‘ Unter diesen Umständen sieht Dönhoff nur zwei Auswege aus dem unerträglichen Dilemma: der schnell abgetane ‚unwahrscheinlichere‘, den er selbst offenbar für ganz ausgeschlossen hält, ist Österreichs freiwillige Übertragung der Geschäftsleitung an Preußen; der andere aber, und um ihn ist es Dönhoff ernstlich zu tun, fordert ‚auf andern als den bundestäglichen Wegen die nationalen Interessen zu fördern und den Impuls hierzu je nach den eigenen Bedürfnissen und Notwendigkeiten entweder bloß durch das eigene Beispiel oder (und hierauf liegt wieder das Schwergewicht) durch Verständigung und Einigung mit den gleichgesinnten einzelnen anderen deutschen Bundesstaaten zu geben und wie es hinsichtlich des Zollvereins usw. geschehen ist, ohne Mitwirkung Österreichs vorzugehen‘. Mit Entschiedenheit weist Dönhoff den Gedanken zurück, dem offenbar der König in seiner

ethischen Gewissenhaftigkeit anhing, daß solche Maßnahmen die Zustimmung aller divergierender Bundesstaaten erfordern würden, ihm schien es sowohl billig als auch politisch notwendig, daß die Mehrheit die Durchsetzung ihrer deutschen Pläne nicht von dem Widerspruch dissentierender Bundesstaaten abhängig mache.

Diese Denkschrift hat in ihrer tatkräftigen politischen Zielstrebigkeit und in ihrem kühnen Hinwegsetzen über Österreichs traditionelle Vormachtstellung in Deutschland sicher nicht den Beifall des ganz anders gesinnten Königs gefunden, obwohl Dönhoff in einer begütigenden Schlußarabeske betont hatte, daß, sobald die österreichische Verwaltung doch wider Erwarten sich hinsichtlich einer wahrhaft nationalen und fördernden Behandlung der deutschen Angelegenheit auf die gleiche Linie mit Preußen stellen werde, natürlich dann auch Preußen zu einer gemeinschaftlichen Aktion beider Mächte am Bundestag bereit sein werde. Doch war die Verbrämung der aktiven Denkschrift offenbar nicht ausreichend, um die Abneigung überwinden zu können, die der König gegen den radikalen Umsturz der traditionellen Machtverhältnisse in Deutschland und gegen den von keinen ethischen Prinzipien berührten, kühlrechnenden Ton des Realpolitikers empfinden mußte. Gewiß hätte Friedrich Wilhelm IV., wenn ihm die Mehrung der preußischen Macht als erste Aufgabe am Herzen gelegen, erkennen müssen, daß, wie Bismarck es einmal formulierte, die preußische Politik ‚keinen anderen Exerzierplatz habe als Deutschland', und er hätte der Dönhoffschen Denkschrift zugestimmt. Aber der Geist Friedrich Wilhelms IV. war mit ganz anderen Gedanken erfüllt als mit dem nach einem ‚Exerzierplatz' für Preußens Machtpolitik; seinem christlich-konservativen Ideal entsprach die pietätvolle Erhaltung und Fortführung, nicht die brutale Zerstörung der bestehenden Staatenverhältnisse Deutschlands.

Insofern freilich hatte die Denkschrift Dönhoffs doch eine Rückwirkung, als der König sich veranlaßt sah, seinen vertrauten Ratgeber in der deutschen Frage, Joseph Maria von Radowitz, um sein Gutachten über die von den Bundestagsgesandten aufgerollten Probleme zu bitten. Schon am 13. Oktober äußerte Radowitz sich dahin, daß die ‚deutschen Angelegenheiten auf dem bisherigen Wege schlechterdings verloren gehen', und daß es höchste Zeit sei, diese Aufgabe, die eine ‚Lebensfrage' des preußischen Königs darstelle, energisch zu fördern, den ‚großen Gedanken der Nationalität', der in Deutschland leider eine Waffe in den Händen der Umsturzpartei sei, dieser zu entwinden und ‚in den Dienst der guten Sache zu nehmen'. In breiterer Weise hat dann Radowitz in seiner Denkschrift vom 20. November seine Anschauungen entwickelt. Selten hat ein modernes Aktenstück den Historikern so viel Kopfzerbrechen gemacht. Geschichtsforscher ersten Ranges haben sich an ihrer Interpretation versucht: Treitschke und Meinecke, Rachfahl und H. Oncken, Hassel und Brandenburg. Aber ihre Interpretation führte zu ganz verschiedenen Ergebnissen. Nicht nur in den Nuancen, auch in dem Gesamturteil über das Radowitzsche Schriftstück finden sich unversöhnliche

Divergenzen. Während Treitschke der Denkschrift ‚traumhafte Unklarheit' vorwirft, findet Rachfahl, daß sie klar und deutlich das letzte Ziel zeige, das die deutsche Politik sich setzen mußte. Man wird freilich von vorneherein zweifeln dürfen, ob die Attribute der Klarheit und der Deutlichkeit auf eine Denkschrift zutreffen können, deren Sinn von sechs scharfsinnigen Historikern auf verschiedene Weise interpretiert wird. Man wird vielmehr sich für das Urteil der ‚Unklarheit' entscheiden müssen und nun die Frage aufwerfen, ob diese, wie Treitschke meint, auf den nebelhaften Vorstellungen beruht, ‚welche die ganze Nation, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, noch befangen' hielten, oder, wie Meinecke meint, ‚nicht etwa Unklarheit des Denkens, Mangel an logischer Schärfe war', sondern vielmehr ‚der Ausfluß einer bestimmten, wohldurchdachten Welt- und Staatsanschauung, die nur den Fehler beging, den idealen Postulaten, die sie an die Natur des Staates stellte, eine reale Wirksamkeit zuzutrauen', oder aber, ob diese Unklarheit gar nicht aus der theoretischen Anschauung sich ergibt, die Radowitz in seiner Denkschrift vertreten hat, sondern in dieselbe hineingekommen ist infolge der praktischen Tendenzen, die er mit ihr verfolgte.

Bismarck hat über Radowitz geurteilt, ‚daß er den geschickten Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs machte und dazu beitrug, daß der König über historische Erinnerungen die Gelegenheiten zu praktischem Eingreifen in die Entwicklung der Gegenwart versäumte'. Der große Menschenkenner hat nach unserer Überzeugung mit diesem Urteil über Radowitz vollkommen geirrt, und man wird wohl sagen dürfen, daß das Verhältnis von Radowitz zum König genau das entgegengesetzte war, wie Bismarck annimmt. Gegenüber dem schwärmerischen Idealismus des Königs, dem der zähe Fleiß der staatlichen Kleinarbeit und die weltkluge Schmiegsamkeit der Kompromisse versagt war, erscheint Radowitz geradezu als der realpolitische Staatsmann, der die hochfliegenden Ideen seines Monarchen durch greifbare praktische Vorschläge in das empirische Leben umzusetzen gewillt war. Während es Friedrich Wilhelms IV. Natur entsprach, seinen Gedanken eine möglichst zugespitzte, dem modernen Liberalismus grell entgegengesetzte Prägung zu geben, neigt Radowitz, der es ja auch liebte, seine Gedanken schriftstellerisch zu popularisieren, stets zu einer geglätteten und konzilianten Formulierung. Schon in dem Briefstil der beiden Männer läßt sich der Gegensatz ihrer Persönlichkeiten fassen: exzentrische Unrast, unerfüllte Sehnsucht spricht aus den dispositionslosen Briefen des Königs mit ihren dreimal unterstrichenen Worten und der Unzahl der Ausrufezeichen; kühl und schmiegsam sind Radowitz' klug ziselierte Briefe. Dennoch, so verschieden auch ihre Temperamente und der geistige Quell ihrer positiven Ideale, in ihrer Abneigung gegen moderne Formlosigkeit und Massenherrschaft fanden die Seele des katholisierenden Protestanten und des vom Geist der Aufklärung angerührten Katholiken zueinander. Nicht nur empfand der König, der seine besten Anschauungen (wohl nicht mit Unrecht) von seiner Umgebung mißverstanden glaubte, daß Radowitz eine

nähere Einfühlung in seinen Gedankenkreis hatte als liberalisierende Minister wie Bodelschwingh, sondern er fühlte auch, daß dieser geistreiche Realpolitiker ein besseres Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne sei als seine pietistische Umgebung mit ihrem harten Doktrinarismus.

Radowitz' Novemberdenkschrift geht aus von der Überzeugung, daß die nationale Idee eines ‚an innerer Gemeinschaft wachsenden Deutschland' ‚noch immer der populärste und gewaltigste Gedanke' sei, ‚der in unserem Volke lebt'. Indem nur noch die Idee der Nationalität über den Parteigegensätzen der Stämme, Konfessionen und politischen Doktrinen steht, ist sie die einzige, ‚auf welche noch eine feste Staats- und Lebensordnung zu errichten ist'. Besonders wichtig sollte diese Erkenntnis aber sein für Preußens Politik. Denn in seiner Vereinzelung vermag Preußen bei den großen Welthändeln kaum das Gewicht in die Wagschale zu werfen, das einem Mitglied der europäischen Pentarchie ziemt. ‚Nur in der festesten, innigsten Verbindung mit dem übrigen Deutschland kann es die Kräfte finden, deren es bedarf. Daß Deutschland mächtig und einträchtig dastehe, dieses ist die Lebensfrage für Preußen, die oberste Bedingung seiner eigenen Existenz.' Österreich ist seiner Natur nach unfähig, diese deutsche Aufgabe zu erfüllen: ‚es ist zu tief in die Welthändel verflochten, zu fremd allen engeren deutschen Interessen, Freuden und Leiden'. ‚Nur eine Macht, die da steht und fällt mit Deutschland', kann diese Aufgabe erfüllen, und daher wird es Aufgabe des preußischen Staates, die am Boden schleifenden Zügel der deutschen Schicksale aufzunehmen. Aber nach diesen kühnen Ausführungen über Preußens deutsche Sendung mochte sich Radowitz doch wohl erinnert fühlen an die ethischen Bedenken des Königs und an die unbewußte Knechtung unter Wien, die er bei dem Minister von Canitz beobachtet hatte. Sofort fügt Radowitz beruhigend hinzu, daß diese preußische Führung Deutschlands nur eine interimistische zu sein brauche: ist Deutschlands Wiedergeburt erreicht, dann ist ja Preußens Mission erfüllt und alsdann wird wieder ‚die unentbehrliche Zentralautorität im Bunde ihre verfassungsmäßige Gestalt durch freie Vereinbarung Aller erhalten'.

Das Problem ist nun, wie Preußen seine Absichten einer Reform der deutschen Verhältnisse in die Wirklichkeit umsetzen könne. Radowitz betont, um den König und Canitz für seine Ansichten zu gewinnen, daß er durchaus nicht prinzipieller Gegner einer Verständigung mit Österreich sei, vielmehr dürfe ‚nur im äußersten Falle die innigste Gemeinschaft mit dem alten Kaiserstaate momentan aufgegeben werden'. Sollte aber, und dies ist offenbar die Voraussetzung, mit der Radowitz ebenso gut wie Dönhoff rechnet, Österreich in Preußens deutsche Pläne nicht einwilligen, dann darf es nicht, wie es bisher seit der Gründung des Bundes geschehen, seine Überzeugung der österreichischen aufopfern, sondern muß vielmehr entweder beim Bunde dennoch seine Ansicht durchzusetzen streben oder, falls ‚der Einfluß von Wien und die selbstsüchtigen Triebe einzelner Regierender es unmöglich machen', seinen eigenen Weg gehen und seine deutschen Pläne ‚außerhalb

des formalen Bundesweges' verfolgen. Mit kluger Taktik sucht Radowitz seinen guten Willen zu den vom König ersehnten korrekten Wegen in breiter Ausführung zu betonen und es als eine ‚schmerzliche Lage' zu bezeichnen, wenn Preußen aus eigener Kraft sich Geltung seiner deutschen Pläne verschaffen müsse. Dennoch wird man Hermann Oncken darin zustimmen müssen, ‚jede aufmerksame Lektüre des gedanklichen und stilistischen Aufbaues der Denkschrift' werde ‚zu der Erkenntnis kommen, daß der Kern in dem Abschnitt D. steckt', jenem Abschnitt, in welchem Radowitz übereinstimmend mit der Denkschrift Dönhoffs und seinem Schreiben vom 13. Oktober eine Fruchtbarmachung der nationalen Stimmung für Preußens deutsche Politik anempfiehlt. Mit guter Berechnung appelliert Radowitz an den Ehrgeiz des Königs, die Sympathie des deutschen Volkes für seine Persönlichkeit, die er im ersten Jahre seiner Regierung besessen und dann verloren hatte, nun wiederzugewinnen: ‚Deutschland erfahre und wisse, was der König gewollt und getan; es erkenne, daß seine heiligsten Interessen, sein teuerstes Sehnen und Verlangen auf dem Throne Preußens einen Vertreter gefunden habe; Deutschland lerne den Fürsten lieben und ihm vertrauen, der seine eigene Existenz einsetzt für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes; es gewähre ihm auf seinem mühsamen Weg die mächtigste Hilfe der Zeit: die offene Zustimmung eines Volkes von vierzig Millionen'.

Wird dieser Weg eingeschlagen, so wird der König mit Hilfe des Geistes der Nation ‚durch Spezialvereine erreichen, was auf dem Bundeswege unmöglich war'. Hierin liegt offenbar der realpolitische Gedanke der Denkschrift, der aber sofort in Hinsicht auf die seelischen Hemmungen des Königs mit beschwichtigenden Zukunftshoffnungen wieder verdunkelt wird. Wenn nämlich in Wien und Frankfurt wieder ‚ein besserer Geist' emporwachse, dann werde es gelten, die Spezialvereine in Einrichtungen des Bundes umzuwandeln. Und ganz in des Königs Sinne betont er in dem rhetorischen Schlußsatze den ‚bloß materiellen Nutzen' der Spezialvereine gegenüber dem ‚höheren ethischen Gewinn' der die ganze Nation umfassenden Bundeseinrichtung.

Betrachtet man so die Radowitzsche Denkschrift unter Erwägung ihres politischen Zweckes, so wird man wohl sagen dürfen, daß sie dieselben Ideen wie die Dönhoffsche Denkschrift nur in einer vorsichtigeren, verschwommeneren und auf die Gesinnung des Königs mehr berechnenden Weise vorträgt. Wir können dabei Brandenburg nicht zustimmen, wenn er meint, daß ‚offenbar die Tendenz beider Programme eine ganz verschiedene' sei. Brandenburg meint, daß, während Dönhoff Österreich als den natürlichen Gegner einer starken deutschen Politik betrachtet habe, Radowitz es für ‚wahrscheinlich' gehalten habe, ‚Österreich werde, wiewohl ungern, nachgeben, und es werde daher nicht nötig sein, zu jenen Spezialvereinen seine Zuflucht zu nehmen'. Zu dieser Annahme liegt unseres Erachtens keine Veranlassung vor. Radowitz war vielmehr stets der Ansicht, daß ‚für Österreich jede Schwächung der Bundesautorität oder vielmehr -vitalität ganz

in sein System paßt'; schon in den Tagen des Thronwechsels hatte er hoffnungslos über die Haltung der Hofburg berichtet: ‚Bei völliger Kenntnis und Einsicht in die vorhandenen Gebrechen ist dennoch das Interesse an deren Heilung nicht groß genug oder die Berücksichtigung anderweitiger Motive zu vorwiegend.' Österreichs Interesse lag nach seiner Meinung überhaupt im Orient und in Italien; der tatsächliche Gang der Bundesangelegenheit wurde von der Uninteressiertheit der Bundesvormacht an den deutschen Angelegenheiten in Mitleidenschaft gezogen, und so erwies es sich denn, ‚daß es der Apathie oder dem egoistischen Widerwillen stets gelingen werde, auch die bestgemeinten Vorschläge unwirksam zu machen.' Daß die von ihm vorgeschlagene Politik zu einem absoluten Bruche mit Österreich führen würde, dieser den Epigonen Bismarcks selbstverständlichen Konsequenz waren sich offenbar weder Dönhoff noch Radowitz bewußt. Sie erwarteten offenbar, daß Österreich nur passiven, keinen aktiven Widerstand leisten werde. Hierin hat später Bismarck den Grundirrtum der Radowitzschen Politik gesehen.

Jedenfalls — die von Radowitz vorgeschlagene preußische Politik verrät eine unzweifelhaft kleindeutsche Tendenz und versucht, mit einem Mittel die Probleme der Machtsteigerung Deutschland-Preußens und Friedrich Wilhelms IV. zu lösen. Für eine Herrscherpersönlichkeit, die beseelt gewesen wäre von einer skrupellosen machtpolitischen Gesinnung für ihr Land und ihre Krone, wäre die Aufgabe, die Radowitz wies, gewiß verlockend und aussichtsreich gewesen. Gerade daran, daß diese Lockung ihn nicht ergriff, ja, daß er den realpolitischen Kern der Denkschrift gar nicht in der ethisierenden Hülle erkannte, zeigt sich die eigenartige Gesinnung Friedrich Wilhelms IV. Brandenburg freilich meint, man habe bisher an eine Übereinstimmung der Gedanken von Radowitz und dem König ‚allgemein geglaubt'. Aber schon Hermann Oncken hat darauf hingewiesen, daß bei Rachfahl Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz ‚allzu sehr als am selben Strang ziehend' erscheinen, und daß ‚die Persönlichkeiten beider zum vollen Verständnis der Denkschrift ebenso wichtig sind wie die Analyse ihrer Gedanken'.* Zwar hat Radowitz selbst es im Sommer 1848 aus taktischen Gründen so hinstellen wollen, als wären seine Ansichten über Preußens deutsche Politik auch die des Herrschers gewesen, aber Leopold von Gerlach hat mit Recht betont, daß die Radowitzsche Darstellung der Politik Friedrich Wilhelms IV. unzutreffend sei, weil sie ‚von einer falschen Basis ausgeht und eine Richtung anerkennt, in die der König gewissermaßen hineingetrieben ist'.** Den Neigungen des Königs entsprach wohl eine energische Wiederaufnahme der deutschen Politik, aber die Radowitzsche Konsequenz einer Ausschaltung Österreichs lag seinem religiös verklärten Historizismus durchaus fern. Es war nicht Heuchelei von ihm, sondern innerste Über-

* Historische Vierteljahrsschrift, Bd. 5, S. 546 f.

** Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 165.

zeugung, wenn er am 6. November dem Prinzen Albert geschrieben hatte, daß für ihn der Wunsch des Fürsten Karl von Leiningen, Österreich möchte faktisch aus dem Bunde gedrängt werden und Preußen seine Stelle einnehmen, durchaus unannehmbar sei. ‚Deutschland ohne Triest und Tirol und das herrliche Erzherzogtum wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase!!! Gott wird Deutschland nicht verlassen . . .'

Was aber den König an der Radowitzschen Denkschrift fesseln mußte, das waren nicht die Gedanken an eine machtpolitische Hegemonie Preußens, die ihm gar nicht bewußt geworden zu sein scheinen. Das, was den König vielmehr an der Radowitzschen Denkschrift angezogen hat, war der Appell an den ‚besseren Geist der Nation'. Wir sahen, daß der Gedanke eines wachsenden deutschen Gemeinschaftsgefühls und Gemeinschaftslebens den Monarchen von seiner Jugend auf erfüllte. Und er, dessen deutsche Sehnsucht gerade an konservative Vorstellungen, an die alte Kaiserherrlichkeit des Mittelalters anknüpfte, mußte es ebenso wie Radowitz bedauern, daß der nationale Gedanke den Anhängern des ‚revolutionären Prinzips' als Waffe diente. In der Radowitzschen Denkschrift aber leuchtete ihm der Gedanke auf, daß den Vertretern des legitimen Prinzips die Möglichkeit gegeben sei, der Revolution diese Waffe zu entreißen und der echt konservativen deutschen Idee von der Seite der Regierung her zum Siege zu verhelfen. Von diesen Gesinnungen aus schien dem König die Denkschrift bemerkenswert, und er ließ sie deshalb dem Ministerium zur Benutzung übergeben. Was hier mit ihr geschah, beweist deutlich, daß die von Radowitz gemachten Vorschläge nicht, wie Rachfahl meint, ein ‚untrügliches Zeugnis für den damaligen Stand der preußischen Politik' waren, sondern den Anschauungen des preußischen Ministeriums vollkommen widersprachen. ‚Keiner der einflußreichen Minister,' so berichtet Radowitz in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, ‚weder Bodelschwingh noch Thiele, waren geneigt, Hand an das Werk zu legen; sie betrachteten die von mir gegebene Anregung mit unverhohlenem Widerwillen. Canitz, in dessen Händen als Minister des Auswärtigen die Initiative gelegen hätte, legte die Denkschrift einfach beiseite'.*

Radowitz hatte seit langem erkannt, daß jener Monarch für sich und für Deutschland eine große Zukunft herbeiführen werde, der im rechten Momente die nationale Idee ‚im wahrhaften geistigen Sinne erfassen werde' und so der Nation die innere Zuversicht gegenüber den legitimen Gewalten wiedergeben werde. Tief mußte es ihn schmerzen, daß Friedrich Wilhelm IV. — vermutlich aus Furcht vor einem Konflikt mit Österreich — sich nicht entschließen konnte, die ihm innerlich verwandte Idee in die Tat umzusetzen, trotz der lockenden Bilder, in denen die Radowitzsche Denkschrift die Folgen dieser Handlungsweise geschildert hatte.

* Die Denkschrift erwies sich, als man einige Monate später nach ihr suchte, als ‚verkramt'. Vgl. P. Hassel, J. M. Radowitz, S. 481.

Es ist für den Nachgeborenen schwer zu entscheiden, ob die von Radowitz gewünschte Verbindung einer konservativ-legitimen Politik mit einer entschieden deutschen Tendenz vereinbar gewesen wäre, und ob sie wirklich bei entschiedener und kühner Durchführung die ideale Kraft des deutschen Gedankens der inneren Opposition hätte entreißen können. An sich war ja der Gedanke an eine Wiedervereinigung der deutschen Nation eine Vorstellung durchaus konservativen Ursprungs: sie sog ihre ideale Kraft aus verklärten historischen Erinnerungen an die Herrlichkeit des alten Reiches und die legitime Weihe der Römischen Kaiser Deutscher Nation. Eben weil die deutsche Idee konservatives Gepräge hat, vermochte Friedrich Wilhelm IV. für sie sich zu begeistern; alle seine Äußerungen gehen von solchen ehrwürdigen geschichtlichen Erinnerungen aus und keine einzige gibt Anlaß zu der Annahme, daß die modernen wirtschaftspolitischen und machtpolitischen Momente auch nur den mindesten Einfluß auf seine geistige Richtung ausgeübt haben; er war ihnen gegenüber vielmehr seiner seelischen Struktur nach verschlossen.

Der Staat freilich, der zu einer Wiedergeburt Deutschlands auf konservativer Grundlage berufen gewesen wäre, war Österreich. Denn so unrühmlich auch das Kaisertum der Habsburger neben den Zeiten der Salier und Staufer erschien, seine jahrhundertlange Leitung der deutschen Geschicke und seine faktische Vormachtstellung unter den deutschen Staaten mußte allen konservativ gerichteten Köpfen Österreich als berufenen Führer zu einer Neubegründung der deutschen Einheit erscheinen lassen. Selbst entschiedene Demokraten wie Görres haben so gedacht. Es wird immer ein offenes Problem bleiben, wie die deutsche Geschichte sich gewandt haben würde, wenn die Metternichsche Politik nicht aus Furcht, die latenten Völkergegensätze der Habsburgischen Monarchie zu entfesseln, sich eine möglichst große Passivität in der deutschen Frage auferlegt hätte, sondern, die kühnen Traditionen von 1809 fortsetzend, sich zur Führerin des deutschen Nationalitätsgedankens gemacht und etwa 1840 unter Ausnutzung der deutsch-französischen Spannung die deutsche Kaiserkrone wieder ergriffen hätte, die der Habsburger 1804 aus den Händen gelegt. Österreichs deutsche Initiative wäre gestützt gewesen durch das Einverständnis eines großen Teils der Landesfürsten, die das traditionelle Kaisertum einer neuen Kaisermacht vorziehen mußten, durch den wertvollen Beistand der katholischen Sympathien und durch die damals im Falle einer Minderung der inneren Reaktion fast ganz einheitliche Zustimmung der öffentlichen Meinung Deutschlands. Bedenkt man, welchen Jubel in dieser von Deutschlands alter Kaiserherrlichkeit schwärmenden Generation der inhaltsleere Trinkspruch Erzherzog Johanns beim Kölner Domfest hervorzurufen vermochte, dann wird man es wohl ernstlicher Erwägung für wert halten, ob damals Österreich eine Wiederherstellung Deutschlands im großdeutschen Sinne und auf konservativer Grundlage hätte vollbringen können.

Weit schwieriger und problematischer lag die Verbindung deutscher

und konservativer Prinzipien für den Rivalen Österreichs, für Preußen. Denn Preußen war im Gesamtaspekt der deutschen Politik eigentlich eine antikonservative Macht, ein Emporkömmling, dessen Macht angewachsen war in geradezu revolutionärer Opposition wider das österreichische Kaisertum. Den Prinzipien konservativen Denkens mußte es im Grunde widersprechen, wenn Preußen an Stelle Österreichs der Führer zur deutschen Einheit werden sollte — ein solcher Schritt war nicht ‚organische Entwicklung‘, sondern radikaler Umsturz der traditionellen Verhältnisse. Aus diesen objektiven Umständen erklärt es sich, daß die preußischen Konservativen auf die machtvolle Erhaltung ihres partikularen Staates, nicht aber auf die Gründung der deutschen Einheit bedacht waren. Und wenn Friedrich Wilhelm IV. von deutscher Einheit träumte, so dachte er (wenigstens vor der Märzrevolution) nie daran, daß Preußen im neuen Deutschland die erste Stelle einnehmen könne, sondern hielt es für ganz selbstverständlich, daß ihm nur die zweite Stelle gebühre. Der Waffenruhm seines Staates ließ ihn dabei, ganz im Sinne der romantischen Pläne von Görres, an die Rolle eines Erzfeldherrn des deutschen Reiches denken, welche der ‚Rheinische Merkur‘ schon seit 1815 dem Herrscher Preußens zuerkennen wollte. Wie in Kleists „Herrmannschlacht‘ der Sieger vom Teutoburger Walde sein Cheruskerschwert ehrerbietig Marbod unterordnet, so wollte auch Friedrich Wilhelm IV. seine Waffenmacht dem legitimen Kaisertum der Habsburger demütig unterordnen.

In dieser Emporkömmlingsstellung Preußens lag die innere Schwierigkeit jener Synthese konservativer und deutscher Politik, die Radowitz ersehnte. In der Tat war sein Vorschlag, die deutschen Ziele auf dem Weg von Spezialvereinen zu erreichen, durchaus modern und mit den konservativen Prinzipien schwer vereinbar, wie denn auch der als Muster hingestellte Zollverein alles eher als eine konservative Institution genannt werden kann. Diese innere Schwierigkeit hat Radowitz selbst empfunden und vielleicht verrät es neben der Rücksicht auf den König auch die Macht der konservativen Prinzipien in ihm selbst, daß er in seiner Denkschrift die interimistische Bedeutung der Spezialvereine, ja des Zollvereins sogar, betonte.

Wie man nun auch darüber denken mag, ob die objektiven Umstände überhaupt eine Verbindung des konservativen Prinzips mit Preußens deutscher Politik ermöglichten, darin hatte Radowitz ohne Zweifel recht, die Zeit drängte, falls man es wagen wollte, dieses Ziel zu erreichen. Denn immer stärker verband sich von Tag zu Tag die deutsche Sehnsucht mit der innerpolitischen Opposition und die Sehnsucht nach dem Mitbestimmungsrecht der Bürger wurde immer mehr aus der Hoffnungslosigkeit der partikularstaatlichen Politik zu der verheißenden Hoffnung auf ein deutsches Parlament gedrängt. Als nun gar die französische Februarrevolution zum Zerbrechen alter Schranken ermutigte, da flossen die beiden mächtigsten Strömungen der öffentlichen Meinung, die nationale

und die parlamentarische, zusammen zu einer elementaren Gewalt. Hinter diesen Forderungen des dritten Standes aber reckte sich schon gespenstisch, zum ersten Male in Deutschlands Geschichte, die dumpfe Gewalt des vierten Standes mit Postulaten, die alle bisherige soziale Struktur zu zerstören drohten.

Nun erst nach der großen innerpolitischen Erschütterung Frankreichs, die ihr Nachspiel fast in allen deutschen Partikularstaaten zeitigen sollte, entschloß sich die preußische Regierung, endlich den Vorschlägen auf eine Initiative in der deutschen Sache Beachtung zu schenken und noch in letzter Stunde durch Einsetzen für die deutsche Frage die Stimmung der Nation auszusöhnen. Wenn man unter diesem dringenden Ansturm der Zeitverhältnisse den General von Radowitz am 1. März nach Wien schickte, um nun, da auch Österreich durch die Wucht der Tatsachen einer deutschen Neuorientierung geneigter geworden, mit dem Wiener Hof über diese zu verhandeln, so verrät das sicher keine ehrgeizige Agressivpolitik Preußens, sondern nur eine einigermaßen verspätete Defensive wider die nationale Opposition. Indem das preußische Kabinett nach Wien eine Persönlichkeit entsandte, die als ultramontan und antikonstitutionell galt, durfte es unter dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse eine Verständigung mit Metternich eher denn je zuvor erwarten. So glaubte man in diesem kritischen Zeitpunkt über die von Radowitz als wahrscheinlich dargestellte Nötigung einer eigenmächtigen Politik Preußens hinwegkommen zu können und schärfte Radowitz noch besonders ein, jeden Konflikt mit Österreich zu vermeiden. Nicht preußische Machtpolitik trieb also das Berliner Kabinett, sondern man wollte nur, wie der König selbst an Kaiser Nikolaus schrieb, ‚den deutschen Demagogen die peinliche und gefährliche Waffe der deutschen Nationalität entreißen', nur, wie Canitz noch am 15. März an Rochow schrieb, ‚der sozialen Revolution einen wirksamen Damm entgegensetzen'.*

Realpolitischer empfindende Männer aber mußten erkennen, daß nun der Augenblick einigermaßen verspätet sei, um, wie König Friedrich Wilhelm IV. im Kronrat ausgeführt hatte, ‚die schweren Versäumnisse der letzten dreiunddreißig Jahre einzubringen' und daß es nur mit freiwilligen Konzessionen in der inneren Politik möglich sei, ‚die Nation selbst zum aufrichtigen Verbündeten in dem bevorstehenden schweren Kampfe zu gewinnen'. Dem Vorkämpfer einer agressiven deutschen Politik Preußens, dem Bundestagsabgesandten Graf Dönhoff, schien es nun von entscheidender Wichtigkeit, daß eine ‚prinzipielle Divergenz zwischen den Endzielen des Königs und den Haupttendenzen der nationalen Majorität' nicht mehr obwalte, und seit dem 6. März sprach er sich ganz offen dahin aus, daß nur durch die Annahme des konstitutionellen Systems die preußische Regierung sich schützen könne gegen die Gefahren eines deutschen Gesamt-

* Vgl. Historische Zeitschrift, Bd. 83, S. 52 und 72.

Stanislaus Stückgold/Elisabeth



parlamentes und der Proklamierung einer deutschen Republik. Nur durch solche der legitimen Theorie des Königs widersprechende Konzessionen an die Machtbedürfnisse des dritten Standes war nach Dönhoffs Überzeugung der preußischen Partikularstaat zu schützen vor dem Untergang seiner Souveränität, ja, auf diese Weise konnte er vielleicht hoffen, moralische und materielle Eroberungen zu machen.

Die Forderungen, die von außerpreußischer Seite an das Berliner Kabinett herantraten, kamen noch einen guten Schritt weiter der Stimmung des Bürgertums entgegen. In der Angst um den Verlust ihrer Throne hatten sich die eingeschüchterten Fürsten der kleinen deutschen Staaten zum Bündnis mit dem gemäßigten Bürgertum entschlossen, um durch dessen Unterstützung wenigstens gegen die radikalen Forderungen der Republikaner geschützt zu sein. Wollte man das monarchische Prinzip in Deutschland retten, so erschien es dringende Notwendigkeit, daß die Fürsten durch gemeinschaftliche Konzessionen an das Bürgertum dessen Gunst erkauften. In dieser kritischen Lage hielt man es, da man auf Österreichs Vorgehen nicht rechnen konnte, für wünschenswert, die preußische Regierung zur führenden Initiative dieser fürstlichen Konzessionspolitik zu gewinnen. Das entscheidende Hindernis zur Verwirklichung dieses Planes erwartete man mit gutem Grunde von der Persönlichkeit des Mannes, der bei einem solchen Schritte am meisten für seine eigene Macht zu gewinnen hatte, von dem preußischen Könige. Herzog Adolf von Nassau hatte selbst aus dem Munde Friedrich Wilhelms IV. dessen Gesinnung vernommen, ‚daß er nicht ohne Österreich an die Spitze von Deutschland sich stellen wollen‘, und er sah sich genötigt durch den Prinzen Wilhelm von Preußen, den er offenbar machtpolitischen Ambitionen für zugänglicher hielt, einen Druck auf den König ausüben zu lassen. Der Abgesandte der süd- und westdeutschen Fürsten, Max von Gagern, der beauftragt war, Preußen aus seiner Passivität in eine agressive deutsche Politik hineinzureißen, hielt noch weitere Konzessionen für nötig als Dönhoff: nicht nur innerstaatliche Konstitution, sondern das prinzipielle Einverständnis zu einem deutschen Parlament.

Wir wissen, in welchem Maße Friedrich Wilhelm IV. aus innerster Überzeugung dem parlamentarischen Gedanken widerstrebte. Es war durchaus konsequent, daß er den Versuchungen, die an ihn herantraten, so lange als möglich zu widerstehen suchte. Er wollte nicht eine Steigerung der preußischen Macht erkaufen mit innerpolitischen Wandlungen, die seiner legitimen Überzeugung als sündlich erschienen. Er willigte weder in die Forderungen Dönhoffs noch gar in die Gagerns ein, sondern er hoffte vielmehr in der ersten Hälfte des März immer noch, gemeinsam mit Österreich ‚den besseren Geist der Nation‘ zum Verbündeten des legitimen Fürstentums werben zu können. So wünschte er in seinem Brief an Radowitz vom 10. März vertrauensvoll Gottes Segen nicht nur über diesen, sondern auch über Metternich. Es kann nach den aufschlußreichen

Untersuchungen Erich Brandenburgs keinem Zweifel mehr unterliegen, daß vor der Proklamation vom 18. März kein Schritt des Königs vorliegt, der auf eine Änderung seiner politischen Absichten zu schließen berechtigt. Man überstürzte unter dem Eindruck der wachsenden inneren Opposition die landständischen und deutschen Pläne, die man bisher säumig hingeschleppt hatte, aber man veränderte nicht die Kursrichtung der Politik. Man erklärte sich weder bereit zur Bewilligung eines deutschen Volksparlaments noch einer preußischen Verfassungsurkunde, sondern man gewährte nur die Periodizität des Vereinigten Landtages und die gemeinschaftlich mit Österreich vorzunehmende Einberufung eines Fürstenkongresses, der zwar für die wirkliche Regeneration des deutschen Bundes und die wahrhafte Vereinigung des ‚durch freie Institutionen gekräftigten' deutschen Volkes wirken sollte, ‚nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umsturzes und der Anarchie schützen'. Selbst in dieser allerletzten Stunde wurde noch einmal die Vereinigung des nationalen mit dem legitimen Prinzip versucht: während schon in Wien die Revolution tobte, verteidigte Friedrich Wilhelm IV. noch die ‚echt deutsche Gliederung der Stände' und den Besitz als althergebrachte Grundlage der Standschaft und verkündigte seine national-legitimistische Losung: ‚Freie Völker, freie Fürsten.'

Den auf eine preußische Aggressive in der deutschen Frage gerichteten Männern mußte die Haltung des Königs in der inneren Politik und das zaghafte Vorgehen des preußischen Kabinetts naturgemäß als verfehlt erscheinen. Mit unverhohlenem Unmut sprach Graf Dönhoff in einem vertraulichen Schreiben an Canitz aus, daß man durch Mangel an Tatkraft und verfehlte Rücksichtnahme auf Österreich ‚so viel Terrain verloren, daß es schwer halten wird, es wieder zu gewinnen'. Er betont dabei, daß die Schuld an diesen Versäumnissen nicht auf Canitz falle, sondern auf den König, der die Ansichten seiner Ratgeber unberücksichtigt gelassen habe.

Die Wiener Revolution mußte das Vertrauen des Königs, daß es möglich sei, seine legitimen Ziele auch wider den andrängenden Geist der Zeit aufrecht zu erhalten, einigermaßen erschüttern. Nun war der Schrecken des Aufruhrs von den kleinen Staaten auch in die konservative Vormacht Deutschlands gedrungen, und die kleinen Straßenunruhen in Berlin mußten in Anbetracht der Wiener Ereignisse einen ernsteren Eindruck hervorrufen. Andererseits wurde durch die Wiener Revolution der Nationalitätsgedanke erheblich gestärkt und die in Bewegung befindliche deutsche Frage noch lebhafter ins Rollen gebracht. Der General von Schack, der eben von einer Reise an die deutschen Höfe zurückgekommen war, hatte dem König als einzigen Rettungsweg die Möglichkeit dargelegt, ‚sich der Leitung der für die Einheit Deutschlands ausgebrochenen Bewegung zu bemächtigen'. Aber der König, der sich der anti-legitimistischen Richtung eines solchen Schrittes bewußt war, hatte ihm sarkastisch geantwortet, das hieße mit anderen Worten, er solle ‚die Jakobinermütze aufsetzen'.

Die Wiener Revolution mußte das preußische Kabinett belehren, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine rasche Konzession an die Wünsche der öffentlichen Meinung nötig sei, wollte man nicht überrannt werden von der Woge der populären Erregung. Jetzt auf die Kunde der Wiener Ereignisse änderte der Minister von Canitz in seinem Rundschreiben an die Gesandtschaften die Kongreßfrage, ob ein deutsches Parlament gebildet werden solle, in die Frage um, wie dieser Gedanke ausführbar sei, und strich die Worte, in denen er seinen Zweifel an der Ausführbarkeit der Parlamentsidee in der gegenwärtigen Situation ausgesprochen hatte. Ferner betonte er nun, daß durch den Umschwung in Wien Preußen die Aufgabe zugefallen sei, ‚sich des gemeinsamen Wohles Deutschlands mit allen materiellen und moralischen Kräften anzunehmen'. So wurde nicht durch eigene Initiative, sondern durch den Druck der deutschen Verhältnisse Preußen zur Führung der deutschen Geschicke gedrängt. Nachdem nun auch in Österreich die liberale Strömung das alte Regime verdrängt hatte, schien für Preußen keine Möglichkeit mehr vorhanden, entgegen dem Geiste der Zeit das legitimistische Prinzip zu wahren.* Ließ man sich hingegen herbei zu liberalen Konzessionen, dann durfte man hoffen, im Gegensatz zu den anderen deutschen Staaten vor einer inneren Revolution bewahrt zu bleiben und dadurch die Kraft sich zu erhalten, auf die Gestaltung der künftigen deutschen Geschicke Einfluß ausüben zu können. Canitz erkannte am 16. März, ‚daß es sich, was Deutschland betrifft, um die Gestaltung einer neuen Ordnung der Dinge handelt'. Im Drang der Umstände schien ihm nunmehr notwendig, ‚die Initiative zu einer Reform zu ergreifen, damit nicht die Projekte zu einem deutschen Parlament, auf revolutionärem Wege vorgebracht, den Beratungen der Regierung vorauszueilen'. Unter dem Druck dieser Erkenntnisse wurde von Bodelschwingh das Patent vom 18. März entworfen.

Die rheinische Deputation, die am 17. März in Berlin angekommen war, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, die preußische Regierung zu aktiven Schritten zu drängen. Wurde doch durch sie die Furcht vor einer tatkräftigen Opposition innerhalb Preußens gründlich vermehrt. Fieberhafte Erregung, eine bebende Unsicherheit vor dem unabsehbaren Andrängen neuer Gewalten muß sich der preußischen Regierung bemächtigt haben, und aus ihr erklärt sich, daß am Morgen des 18. März — zumeist widerstrebenden Herzens — der König, Prinz Wilhelm und sämtliche Minister das Patent unterschrieben. Daß aber Friedrich Wilhelm IV. in seiner inneren Gesinnung sich mit den Konsequenzen des Patentes damals noch nicht abgefunden hatte, zeigen die mit seiner früheren Auffassung identischen Äußerungen an die rheinische Deputation am 18. März.

Über den eigentlichen Inhalt des denkwürdigen Patentes und seine

* Vgl. Erich Brandenburg, Untersuchungen und Aktenstücke, S. 50, Anm. 1.

historische Bedeutung gehen die Ansichten des Historikers fast ebenso weit auseinander wie über die Novemberdenkschrift. Brandenburg sieht in dem Patent vom 18. März nur ‚das alte Programm von Radowitz‘ und meint, daß das Patent ‚über die in den letzten Tagen gemachten Zugeständnisse nicht hinausging, sondern sie nur zur öffentlichen Kenntnis brachte‘. Das ist, so dünkt uns, eine gewaltige Übertreibung. Niemals war von Radowitz der Gedanke des Patentes ausgesprochen worden, daß die Vereinigung Deutschlands ‚eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Verein der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann‘, und daß daher eine gemeinschaftliche Bundesrepräsentation, aufgebaut auf ‚einer konstitutionellen Verfassung aller deutschen Länder‘, unverzüglich einzuberufen sei. Vielmehr hat Radowitz die Idee eines deutschen Parlamentes sogar noch in einem Brief an den König vom 8. März ausdrücklich verworfen.* So stimmte zwar das Patent vom 8. März in dem Gedanken einer preußischen Initiative in der deutschen Politik mit der Novemberdenkschrift des Generals von Radowitz überein, aber durch seine Konzessionen an die liberalen Ideen war es wesentlich von ihr unterschieden. Es war der erste entscheidende Schritt auf dem Wege der Zugeständnisse an die antilegitimistische Volksgesinnung. Aber wenn der König später aussprach, daß das ihm verhaßte Zugeständnis zum konstitutionellen Prinzip ‚wegen Deutschland‘ geschehen sei, so weist das allerdings nicht auf eine deutsche Machtpolitik Preußens hin, sondern auf die begründete Furcht, das alte preußische Königtum könne sonst hinweggeschwemmt werden von der nivellierenden Welle der populären Einheitsbewegung.

So können wir auch der Auffassung Rachfahls nicht beistimmen, der meint, das Patent sei ein agressiver Schritt Preußens gegen Österreich, um dieses ‚aus der Vormachtstellung in Deutschland zu verdrängen‘. Der latenten antiösterreichischen Konsequenz, die in Anbetracht der objektiven Verhältnisse das Patent in sich trug, war sich damals kaum irgend jemand bewußt, am wenigsten die Männer der derzeitigen preußischen Regierung. Man empfand vielmehr, daß eine aktive deutsche Politik auch für den Nachfolger Metternichs unumgänglich sein werde, und meinte, nur in diesen Tagen der Wiener Wirrnisse aus eigenem Selbsterhaltungstrieb die deutschen Geschicke fördern zu müssen.** Selbst ein so entschiedener Parteigänger einer agressiven preußischen Politik wie Dönhoff faßte den sachlichen Tatbestand am 18. März in diese Worte zusammen: ‚Jedenfalls wird die allernächste Zeit, eine Zeit des Überganges sein, die es wahrscheinlich Österreich unmöglich macht, inzwischen einen selbsttätigen Anteil an den deutschen Angelegenheiten zu nehmen und wird daher selbst Österreich wünschen müssen, daß dies um so mehr von Preußen geschehe.‘ Er gab damit nach Rachfahls eigener Dar-

* Hassel, J. M., Radowitz, S. 491.

** Vgl. Canitz an Radowitz und von Arnim: Historische Vierteljahrsschrift, Bd. 7, S. 200 f.

stellung nicht nur seiner persönlichen Auffassung, sondern der am Bundestag vorherrschenden Grundstimmung Ausdruck. Man empfand eben damals am Anbeginne der großen Entscheidungen noch nicht die volle Schwere des bisher nur latenten Machtkampfes zwischen Preußen und Österreich.

In der innerpolitischen Haltung stellt das Patent vom 18. März 1848 einen Kompromiß dar zwischen den Forderungen der öffentlichen Meinung und der bisherigen Haltung der Regierung. Es verbindet die Forderung eines deutschen Parlamentes mit der des von den Regierungen geplanten Fürstenkongresses und bekennt sich so zu dem vermittelnden Gedanken, daß ‚nur im Verein der Fürsten mit dem Volke die Reorganisation Deutschlands vorgenommen werden' könne. Wenn sich die preußische Regierung trotz des inneren Widerstrebens des Königs zu einem solchen Schritt drängen ließ, so gebot ihn wahrlich nicht der brennende Ehrgeiz eigenen Machtstrebens, sondern die Not der Stunde. ‚Noch länger zögern', so hat der Historiker Koser sehr zutreffend bemerkt, ‚hieß Preußen inmitten der Bewegung, von der jetzt auch Österreich mit fortgerissen war, in völlige Vereinzelung bringen, dem neuen konstituionellen Ministerium in Wien für die nationale Politik die Vorderhand lassen, dem Mißtrauen des deutschen Liberalismus neue Nahrung geben, den süddeutschen Regierungen das Zusammengehen mit Preußen moralisch unmöglich machen.' Indem nun aus diesen objektiven Notwendigkeiten endlich die Konsequenz gezogen wurde, indem die Regierung sich unter die Erkenntnis beugte, daß ihre Position ohne Zugeständnisse an die öffentliche Meinung unhaltbar war, und nun auf eine nicht mehr rein legitimistische Weise zu der deutschen Frage Stellung nahm, wurde das Patent vom 18. März in der Tat ein Wendepunkt in der deutschen Politik Preußens.

(Schluß folgt.)

Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
Von Leo Weismantel

ZWEITES BUCH. Das Dorf Teufelshausen.

Vom Dorfe Teufelshausen geht die Sage:

Eines Tages saß der Gott-sei-bei-uns in Holland auf einer weiten Wiese im Gras. Die Langeweile quälte ihn in dem flachen Lande; vor lauter Verdruß fing er Fliegen. Da hörte er die Fußtritte zweier Wanderer und eine brummige Männerstimme sagte: ‚Mag jenes Dorf dort meinethalben der Teufel holen!' Alsogleich stand der Gerufene auf den Beinen — rechts bogen die zwei Wanderer um die Büsche — links kaum drei Steinwürfe weit lag das verwunschene Dorf, über das nun der Böse Gewalt hatte. Der bekam Lust, auf andere Weise seine Langeweile zu vertreiben als durch Fliegenfangen: er packte das ganze Dorf, Gehöfte und Vieh und zappelnde Menschen in einen großen Sack, huckelte sich die Last auf und rannte spornstreichs davon. Erst auf einem Berg der Rhön — Hexentempel hießen ihn später die Menschen — machte er Halt, ließ den Sack vom Buckel gleiten und streckte sich erschöpft und verschnaufend daneben.

Nach einer Weile, als er sich ziemlich ausgeruht hatte und überlegend, was er nun weiter tun könne, neben seinem Sacke saß, fiel ihm jählings ein, daß an selbigem Tage der zweite Mai war. So stumpfsinnig hatte ihn die holländische Ebene gemacht, daß er auf die Walpurgisnacht und auf die ganze Hexenkirchweih auf dem Blocksberg vergessen hatte. Das tat ihm gar bitterlich leid. — Allerlei Gedanken schossen ihm durch den Kopf: vielleicht waren manche Hexen, denen an der Zeit nichts lag, doch noch dort! Gewiß waren manche noch auf der Heimfahrt begriffen. Er zog ein kleines silbernes Pfeifchen aus der Manteltasche und setzte es an; ein kurzer, schriller Pfiff ging über die Berge und Täler der Rhön und über den Gau — weithin bis zum Harzgebirge. — Einige Augenblicke war es still, — kein Grashälmlein regte sich — dann kams wie die Windbraut — stürmisch und von allen Seiten — der ganze Hexentempel der Rhön sah im Nu aus wie ein riesenhafter Ameisenhaufen, in dem es lief und hopste, wimmelte und schleppte — die Hexen warens! die Hexen — sie feierten eine tolle Nachkirchweih.

In einem der nahe gelegenen Dörfer wohnte ein Bauer; der hatte eine Hexe zum Weibe; ihr hatte er in aller Heimlichkeit gar manches abgelauscht und abgeguckt. So kam's, daß auch er den Pfiff des Teu-

fels hörte und verstand. Es kam ihn eine seltsame Lust an, er schmierte sich den Leib ein mit Hexenfett, setzte sich rittlings auf eine Mistgabel und murmelte das Hexensprüchlein:

‚Fahr net hüben widd, — net drüben,
Fahr auch net durch Dorn und Büsch —‘

Wie ein Spatzenschwarm auffliegt auf den Stoppelfeldern, wenn eine Flinte kracht, ritt der Bauer auf seiner Mistgabel mit den Hexen durch die Luft. —

Auf der höchsten Höhe des Hexentempelbergs, — auf der höchsten Felskante des Lindwurmsteins saß der Teufel selbst. Der Bauer erschrak, als er ihn so im Hexengewimmel sitzen sah — wie ein kleiner, verwachsener, nackter Mensch, der einen schwarzen Mantel umgeworfen hatte; doch saß ihm ein Fledermauskopf auf den Schultern, und zwischen den Fingern und unter dem Mantel, auch zwischen den knochigen Armen und dem dürren Leib sah der Bauer glänzend schimmernde Flughäute. — Das war so schrecklich anzuschauen, daß der Bauer von hinnen drängte.

An einem einsamen Rain dicht neben einer Buche fand er einen riesenhaften Sack, der war größer als der mächtige Baum. Den Bauern packte die Neugier; zu gerne hätte er gewußt, was in diesem Sacke nur steckte. Er kletterte auf die Buche, hielt sich an einem vorspringenden Ast fest und schlitzte mit seinem großen Brotmesser einen großen Riß in den Sack. Da sah er da drinnen Häuser und Tiere und zappelnde Menschen, — doch eh' er sich das alles noch recht beschauen konnte, tat's wieder einen Pfiff — das war ein Pfiff aus der Teufelspfeife. Die Hexen brachen auf und zerstreuten sich.

Geduckt saß der Bauer in der Buche und wartete, was mit dem Sack geschehe. Da kam der Böse selbst, besah sich flüchtig den Sack, dann reckte er die Arme — und alsogleich war aus dem verwachsenen, nackten Zwerg ein riesen-riesenhafter Mühlknecht geworden. Er trug lederne Hosen und ein ledernes Wams. Mit Leichtigkeit nahm er den schweren Sack auf den Buckel, und in zwei, drei Schritten ging er den Hexentempelberg hinunter in den östlichen Gau.

Da der Sack nun aber ein Loch hatte, fiel ein Haus um das andere heraus, wie der Teufel weiterschritt. Wie leicht wurde da dem Bösen die Last! Das kam ihm nicht geheuer vor; er blieb stehen und blickte zurück. Da sah er die lange Reihe Häuser, die er schon verloren hatte.

Der Bauer in der Buche mußte lachen über das dumme Gesicht, das da der Teufel machte; — jenem aber schoß die Galle über vor

lauter Ärger. Er warf den Sack zu Boden, das Leinen platzte, und nach allen Seiten flogen die Häuser auseinander.

Der Teufel rannte davon und ließ alles liegen, wie es lag. Noch heute liegen die Häuser so. Das Dorf aber hieß von jener Stunde an ‚Teufelshausen', und so heißt es bis zum heutigen Tag.

Der Tag der heiligen Katharina von Siena und die Walpurgisnacht:

Die Dinge, die am Morgen waren ...

Vom Turm des Kirchleins zu Teufelshausen schlug es fünfmal in die Stille des jungen Morgens. Die fünf Schläge weckten ein Geräusch: der Lehrer, der sechsundzwanzigjährige, rothaarige, kam in langen Schritten die hohe Kirchentreppe herauf, geschäftig schloß er an der beschlagenen Haupttüre herum und drehte sie in den knarrenden und kreischenden Angeln. Er ging in den Turm und die steinerne Turmstiege empor in das Geläuthaus; von hier reichte eine alte, morsche Holzleiter, die kaum mehr eines Menschen Last tragen konnte, hinauf zum Glockenwerk. Jahr und Tag kletterte kein Mensch mehr da hinauf. Die Leiter knackte, als der Rothaarige sich hinaufschwang; das Gebälk des Glockenstuhls zitterte, als sein Fuß darauf trat. Hier rastete er und schaute sinnend durch die Schallöcher nach Osten. Grauer Nebel lag noch über dem Dorf. Doch jetzt erwachte die Sonne und ihr Buhle, der Tag, und beide kamen von Osten her wie ein Liebespaar mit verschränkten Armen über den Gau ins Gebirg. Als sie am Mond vorbeigingen, der erbleichend vor Neid tief am Himmel stand, rief der lederne Geselle ihnen zu: ‚Ei seht, träumerndes Liebesvolk! — findet sich auf der Straße und liebt sich in versteckten Hecken und an den Zäunen fremder Gärten, — denkt nicht an Haus, denkt nicht an Herd — denkt nur an sich und ans zweite und ans dritte, das Kindlein, — ei pfui — welch ein Bettelvolk!' — Der Lehrer erschrak, — hinaussinnend aus den Schallöchern des Glockenturms hatte er geträumt, wie er mit Mari Madlen, den Arm um ihre Schultern geschlungen, ginge durch den taufrischen Frühlingsmorgen, und jemand hatte ihnen eine Schmähung nachgerufen über den Zaun eines Gartens. —

Zweimal viertelte die Uhr.

Fliedergeruch stieg in Wolken auf am Kirchenturm; er kam vom Friedhof, er kam von den Gräbern. Amseln huben an zu lärmen.

Der Lehrer fuhr auf, als er gewahrte, wo er saß. Vorsichtig kletterte er von dem zitternden Gebälk des Glockenstuhls, auf das er

in unbedachtem Morgenübermut und in sinnender Träumerei gestiegen war, zurück auf die zerbrechliche Leiter — Sprosse um Sprosse prüfend. Lange dauerte es, bis er unten stand in der Läutstube und bei den Kettensträngen der Glocken. —

Ein klingend Geläute huschte jetzt von Schlafkammer zu Schlafkammer, daß die Buben aus den Betten hüpften und die Mädchen sich dehnten und reckten und sich rumdrehten, noch eine halbe Minute des köstlichen Schlafs zu ergeizen, dieweil die alten Herrlich und Fröhlich sitzend auf ihren Strohsäcken und angelehnt an die Kissen den ersten Engelgruß beteten dieses Tags.

Sicheren Trittes kam nach ein paar Augenblicken der rothaarige Lehrer die steinerne Turmstiege herab und ging durch das sonnenaufleuchtende Kirchenschiff in die Sakristei, die heiligen Gewänder und Geräte herzurichten für den alten Herrn Dekan.

* * *

Um diese Stunde auch weckte die alte Base, das Morgretje, ihr junges Bäschen Mari Madlen in der Rührlöffelgasse, Hausnummer 65, dem siebten der Nothäuser, gegenüber der steinernen Schule. Das Mädchen reckte sich in den weißen Schultern, rieb sich den Schlaf aus den roten Backen und blauen Augen und schüttelte wohlig-ärgerlich die gelösten blonden Haare, während die Alte etwas von Faulheit, vom Verschlafen des Gottesdienstes und von den anderen sieben Hauptsünden und Lastern brummelte, den Rosenkranz vom Nagel nahm, Weihwasser aus dem Türkessel über sich und die ganze Stube spritzte und dann wie eine Katze knurrend über den Hof zur Kirche trippelte.

Es war ein Werktag, wie alle Werktage sind, und doch schien es heute allen Kirchengängern, als ob etwas besonderes sei; sie dachten nach, doch mochte ihnen nichts einfallen. Erst als nach der Messe es trippelnd und trabend und Vaterunser betend aus der Kirche kam, zwei und zwei, erst die Buben, dann die Mädchen, hinunter in den Schulhof, da ward das ‚Besondere' dieses Tages ersichtlich. So war's nur am 30. April eines jeden Jahres, am Tage der heiligen Katharina, daß dann rechts und links am Weg noch kleine Kerlchen mit Schiefertafeln, feingespitzten Rechendeutern, nagelneuen Katechismen und einem dicken Vesperwecken Spalier standen und mit sichtlicher Anteilnahme diesen Schülerzug betrachteten. Diese kleinen Zuschauer waren die ABC-Schützen, die zappeligen, die ungeduldigen; sie konnten nicht warten, bis der Lehrer an sie herankam. Heute, am 30. April, mußten sie sich alles genau

betrachten, — morgen, am 1. Mai, werden sie selbst zum ersten Male in diesen Reihen mittrippeln und mittraben und mit Vaterunser beten. Zwischen dem 30. April aber und dem 1. Mai liegt die Walpurgisnacht.

* * *

Ehe die alte Base, das Morgretje, am 30. April des Jahres 1854 auf gleichem Wege und in gleicher Weise brummend und wie eine Katze knurrend und in der Seele so voll warmen Wohlempfindens in ihre behagliche Alltäglichkeit zurückkam in das Lehmfachwerkhäuschen Nr. 65 der Rührlöffelgasse, hatte die junge Dirn ihrer Obhut sich angekleidet, gewaschen, gekämmt, dabei ihr Gebetlein zum heiligen Schutzengel gesprochen, die Stube und die Treppe gelöbbert und gekehrt, den zwei Geißen Futter vorgeworfen und sie gemolken, die schnatternden Gänse ins Freie gelassen, den Schweinlein eine Saufe bereitet, sich selbst mit einer Wassersuppe gelabt, einen Teller ebensolcher für die heimkehrende Alte bereitgestellt, einen Keil Schwarzbrot in die Tasche geschoben, die leere Raufe auf den Rücken geworfen und kopfüber den Schneidstumpf in sie hineinfallen lassen, — dann war sie schnellen Schrittes durch das Dorf den Holleideweg hinaufgeschritten, den „Hohen Tannen‘ zu.

Sie schnupperte einige Male nach vorne, rechts, links, nach rückwärts in die frische, starke Luft; dann versuchte sie, damit keine Langeweile in diesen ihren schier alltäglichen Gang komme, von Steinen zu Steinen, die am Wegrand lagen, zu springen, daß die Reuße auf ihrem Rücken von einer Hüfte auf die andere schaukelte und schwankte.

Zwischen Fahrweg und den Äckern zog eine kleine Schlucht von geringer Tiefe hin. Wildwasser hatten sie eingerissen, kein Hähnlein konnte sich hier halten, nach jedem Gewitter wurde es weggeschwemmt. Wo weiche Gesteinsschichten waren, hatte die Flut Strudellöcher gebohrt; harte Kieselbänke hielten trotzig stand und trugen Seitenwege über die Schlucht zu den Feldgewannen; einer wilden Riesentreppe glich der Graben vom Tal zum Berggipfel, wie Steilstufen und Strudellöcher sich abwechselnd folgten.

Da war kein Strudelloch, da war keine Steilstufe, daß keine Blümlein dort blühten; — Blümlein blühten dort? Und Blümlein seltsamster Art — Wunderblümlein, die keine Wildflut wegschwemmen konnte: gelbe Sterne und blaue Glockenblumen; niemand von all den Menschen, die des Weges kamen, sah sie noch, — nur Mari Madlen sieht sie, nur Mari Madlen sieht sie; — mancher Bauer

schüttelt den Kopf, wenn er die Dirn sieht, wie sie so am Wegrand von Stein zu Stein springt und bald da, bald dort hinunternickt in ein Strudelloch oder hinlächelt zu einer Steinstufe, — es ist doch wahrlich dorten nichts zu sehen und nichts zu grüßen.

Mari Madlen aber wußte, daß all die Bauern und Bäuerinnen, die hier des Weges gingen, in diesem Hartberggraben, der am Holleideweg hinzog, etwas sahen, wenn sie's auch nicht verrieten — hier war der Ort ihrer aller Kindheit. Was sollten die Mütter mit ihren kleinen Kindern tun, dieweil sie arbeiten mußten auf den Feldern? Sie konnten sie nicht zuhause lassen — manch Häuslein war schon abgebrannt durch unüberwachtes Kinderspiel —, sie mußten ihre Kinder mit sich nehmen zur Arbeit. Dann krochen die Kleinen wohl bald vom Acker weg in den nahen Hartberggraben, da gab's feinen Sand zum Kuchenbacken, — dort, dort in jenem Loch war Mari Madlen oft gesessen, hatte Kränze gewunden mit anderen Mädchen, — Kränze aus Löwenzahn, die sie sich in die flachsblonden Haare drückten; — dort hatte Mari Madlen im Fallen einmal eine Puppe zerbrochen — an jener Steinkante, — wie hatte sie damals geweint! Dort an der Steinstufe hatte sie den Rödel, der zwischen den Hartbänken steckte, mit den Fingern ausgebrochen und dann Schreib- und Malversuche gemacht auf den glimmerfreien Steinblättchen. Tausend solcher Erinnerungen fielen Mari Madlen ein.

Ein Strudelloch aber war unter all den Strudellöchern, — hier saß Mari Madlen nie mit anderen Kindern, hierher schlich sie sich stets nur allein, — wenn die alte Base, das Morgretje, Kartoffel hackte neben am Acker. Von hier konnte Mari Madlen den Graben hinabsehen bis zu ihrem kleinen Vaterhäuschen — hier saß sie manche Stunde harrend — harrend, — was war denn noch immer geschehen? — noch immer geschehen? — — sie wußte es nicht mehr. Oft um die zwölfte Stunde des Mittags war der Vater mit einer Fuhre „Holländer'stämmen aus dem Haßwald den Holleideweg herabgekommen und zu Tal gefahren, — weit — weit fort. — Mari Madlen hatte ihm zugewunken! — Eines Tages war der Vater nicht mehr da heruntergekommen, er hatte sich mit dem Geld, das er durch das Holländerfahren erübrigt hatte, eine Schafherde gekauft und war mit ihr in die Fremde getrieben. Dort war ihm das Glück begegnet — eine Zeit lang hatte Mari Madlen in jener Erdgrube am Hartberggraben mit silbernen Talern gespielt, — dann war der Vater verunglückt: er sei bei Nacht und Nebel in einen

Steinbruch getrieben und umgekommen mit seiner ganzen Herde, — sagten die Leute.

Mutterlos und vaterlos war Mari Madlen herangewachsen in der Obhut ihrer alten Base, dem Morgretje. — Tagaus, tagein mußte nun bald die wachsende Dirn mit ihrer Reuße, dem breiten Bündeltuch und dem Schneidstumpf ins Gras oder Holz, mußte für die Geißen und den Winterbrand sorgen. Dann saßen sie abends beisammen — dann saßen sie abends beisammen — — was war dann noch immer geschehen? — noch immer geschehen? — —

Erschreckt fuhr Mari Madlen auf in ihren Träumen, — starr schaute sie vor sich hin — ein Mann stand vor ihr, — ein großer, starker Mann in schwarzem Mantel und mit bleichem Gesicht. — Er war's! Er war wieder gekommen; — sie schrie auf in ihrer Not — schlug die Hände vors Gesicht und rannte aufheulend den Holleideweg hinab. — —

Dann blieb sie stehen wie eine Erschöpfte, die eine Torheit erkannt hat. Es war ja niemand da — nur ein alter Hollunderstrauch stand da, — ein alter, schwarzer Geselle zwischen dem Weg und dem Graben. —

Mari Madlen ging zurück. Sie trat an den Strauch heran und streichelte ihn. ‚Siehst du', sagte sie, ‚du mußt mich nicht so fürchterling machen, — siehst du, du warst doch auch sonst immer so lieb zu mir und hast mir schon so viele blaue Beeren geschenkt und Wedel, daß ich sie hab verbrennen dürfen und es gar gut gerochen hat in meinem Kämmerchen. Siehst du, du darfst mich nicht mehr so fürchterling machen, sonst werd ich bös mit dir! —'

— Leise — leise — kaum hörbar knackte das Gekrieche der Felsen, — die Dornbüsche zitterten — die Natter lugte aus ihrem Versteck, — als Mari Madlen von den Äckern kam in den Haßwald und zu den hohen Tannen. Ein Wind war verräterisch durch die Wipfel gesprungen und hatte ihnen zugeflüstert: ‚Ein Maidje kommt! — Menschen-Menschen-Maidje kommt! —'

* * *

Der breitschultrige, rothaarige Lehrer stand in der Fensternische und aß, da es nun einmal Neunuhrpause war und auch der Hunger ihm niemals fehlte, ein Stück Schwarzbrot, das mit Käsematte bestrichen war. — Dazu schimpfte er hie und da einmal in den Hof hinaus zu den Lausbuben, die an der Türe rauften oder nach dem Kunkels Franz, der einem kleinen Mädchen den Vesperweck weggenommen und sich damit in die Holzlege geflüchtet hatte.

Sein Dasein war, wie er so dastand, erschöpft worden in dem Verlangen nach dem standesgemäßen Erreichen irdischer, nächstgelegener Ziele. — Er war der Sohn eines Tischlers und stammte aus einem Dorfe in der Nähe von Arnstein im Werngrund. Seine ersten Lebensjahre waren wie die jener Kinder gewesen, denen er nun vorstand. Märchenhaft, balladen- und romanzenartig erschienen ihm die Erinnerungen dieser Zeit und das um so mehr, je nüchterner, einer modernen, aus Backsteinen aufgeführten Mietskaserne ähnelnd das Gedenken war an die Studierjahre im Städtchen Arnstein und im Lehrerseminar zu Würzburg.

Zwei Erlebnisse waren ihm ewig geblieben: Das erste war das Bild seiner Mutter, die dem armen, an Freitischen der Wohltätigkeit sich kümmerlich fristenden Sohn die Brotbissen am eigenen Munde absparte und — was tut Mutterliebe nicht alles heimlich, das vor aller Welt geschehen könnte — bei Nachtzeit, wenn der Vater schlief, auf dämpfenden Socken aus dem Hause schlich, ihr Geschenkpäckchen huschend zur Höcke brachte, die Tags darauf nach Arnstein ging. Daraus zog er noch alle Tage tausendfältige Liebe zum Leben.

Das zweite Erlebnis hatte ihm den Eckel des Lebens gebracht, als er zu Würzburg den strengen Schranken des Internats auf eine Stunde ungesehen hatte entweichen können in die Fischergasse, wo in kleinen, mit riesigen goldenen Nummern gezeichneten Häuschen die Geheimnisse des Lebens gegen Entgelt sich enthüllten. Wie weiland Esau hatte er das heilige Recht der Erstgeburt um ein Linsenmuß verkauft und statt göttlicher Freude den Abscheu getrunken. —

Sinnend über sein Leben sah er vor sich hin in den Hof der spielenden Kinder. Dort — in einer abgelegenen Ecke reichten die Mädchen sich die Hände und schlossen einen Ring um ein kleines, flachsblondes Mariechen, das auf einem Stein in ihrer Mitte saß. Langsam gingen sie im Kreise und sangen:

‚Mariechen saß auf einem Stein, —
Sie kämmte sich ihr goldenes Haar,
Und als sie damit fertig war,
Da trat ihr Bruder Rudolph rein — —‘

Eifrig kämmte das kleine Mariechen mit einem Steckchen Holz an seinen Locken herum; da kam ein schwarzhaariger, hagerer Bube von der Holzlege her die Mauer entlang geschlichen und kroch durch den Ring der Mädchen und hockte sich neben Mariechen — der rothaarige Lehrer hatte sein Brot aus der Hand fallen lassen, er streckte sich am Fenster empor, als er den Buben sah, der dort neben dem Mädchen

hockte mit düsterer Gebärde und die rechte Hand krampfhaft in der Hosentasche hielt, als hätte er dort etwas verborgen. Der Lehrer sah den Buben nicht und sah nicht das Mädchen, — das war Mari Madlen, die dort saß, und das war jener Fremde, der neben ihr hockte. —

Die Mädchen sangen:

,Er zog sein langes Messer hervor
Und stach Maria in ihr Herz. —'

Der Schwarzhaarige, Hagere zog die rechte Hand aus der Tasche, er hielt ein blinkendes Messer, — er packte das Schwesterchen beim Haar, rang es zu Boden und stach wild ein auf seinen zuckenden Leib, — — als er sich aufrichtete, war sein Gesicht verstört, er wußte nicht, wohin er sich wenden solle, — das wunde Mädchen suchte sich wieder aufzuraffen, verlassen saß es da und weinte in seine beiden Hände.

Die Mädchen fragten:

,Maria, warum weinest du?'

Mariechen aber sang die Klage:

,Ich weine, weil ich sterben muß —'

Der finstere Bruder floh wild davon, — der Fremde war's! — der Fremde war's — das Mädchen lag mit ausgespannten Armen auf dem Rücken, ausgestreckt wie eine Tote — Mari Madlen war's! — Mari Madlen war's! — Gehend im Kreis, wandelnd um die Tote sangen die Mädchen:

,Maria war ein Engelein,
Ihr Bruder war ein Bengelein —'

Wie eine Peitsche schlug der Sang der Mädchen auf den Lehrer ein, — sie begannen ihr Spiel von neuem. Wieder saß Mari Madlen dort auf dem Stein und kämmte sich ihr goldenes Haar — wieder kam der schwarzhaarige, hagere Fremde mit dem Messer in der Tasche an der Mauer hergeschlichen — was stand der rothaarige Lehrer da und schaute, warum sprang er nicht durchs Fenster hinaus in den Hof und rang mit dem Fremden, der gekommen war, Mari Madlen zu ermorden. —

Von der anderen Ecke des Hofes kam ein seltsamer Knabenzug: voran schritt mit selbstbewußter, sicherer Gebärde, ein starker, robuster Geselle; sie hatten ihm einen Rock angezogen, der zu lang war, so daß die Schöße auf dem Boden schleiften, — in der Hand trug er einen Nachtwächterspieß und auf dem Kopfe hatte er eine alte Soldatenmütze sitzen; — zaghaft folgten seine Kameraden, einer hinter dem

andern, in langer Reihe hingen sie an den Schößen seines überlangen Amtsrockes.

Und die Knaben sangen:

,Seht, die Nachtwach kommt heran
Mit dem langen Stocke,
Alle Kinder schließt euch an
Haltet fest am Rocke. —'

Der Lehrer legte sich über die Brüstung des Fensters hinaus und lachte aus vollem Halse, dann brüllte er zornig auf. Dort in der Reihe der zaghaften Knaben, die am Rockschoße des Nachtwächters hingen, trabte einer daher, rothaarig, breitschultrig — sechsundzwanzigjährig, das Spiegelbild des rothaarigen — breitschultrigen — sechsundzwanzigjährigen Lehrers. Wer war nun der Wirkliche? — der am Fenster oder der am Rockschoß des Nachtwächters? — Dem Lehrer schwindelte der Kopf; einen Augenblick konnte er nicht wissen, wer der richtige war, — dies grauenhafte Denken hatte ihm den Schrei ausgepreßt.

Die Kinder fegten auseinander, — angstvoll drängten sie, Buben und Mädchen, groß und klein durcheinander zur Schultüre, lautlos schlichen sie in den Schulsaal und setzten sich auf ihre Plätze und warteten — — lange saßen sie so — — dann fuhr der Lehrer, der immer noch am Fenster angelehnt stand, mit der Hand über die Stirn und ließ die Kinder mit matter Stimme eine Rechnung machen. —

Erschüttert von den Gesichten, die ihm gekommen waren, stand er wieder am Fenster und suchte sein Denken in ruhige Bahnen zu lenken.

Vom Steinbruch klang das taktmäßige Pochen der Hämmer und hie und da das plötzlich flutende Rollen stürzender Bruchsteine und ausgeleerten Schuttes. —

Er verließ die Schulstube; — erst nach langer Zeit kam er wieder, er hatte einen Hut auf und hieß die Kinder nun ihre Bücher zusammennehmen und heimgehen. Noch vor den Kindern verließ der Lehrer das Haus.

Die kleinere der beiden Kirchenglocken läutete; — dann ist die elfte Stunde des Tages. Da trippelt der Schneider, da stampft der Schmied, da schlurcht der Weber in die Küche und schaut seiner Ehefrau in den Topf, aus den Schlöten aller Häuser steigt der Rauch, von allen Feldwegen kommt's zu Tal. Durchs Dorf aber gehen die

drei Hirten: der Schweinehirt tutet, der Gänsehirt pfeift und der Geißhirt schreit und aus allen Höfen sammeln sie ihre Herden.

Der rothaarige Lehrer aber dachte nicht an Speise und nicht an Trank, eilenden Schrittes ging er den Holleideweg hinauf, dem Haßwald und den hohen Tannen zu: er wußte, daß Mari Madlen von dorten kam fast jeden Mittag um die zwölfte Stunde.

* * *

Jenseits der hohen Tannen hatte Mari Madlen einen Rain gefunden und mit der Sichel abgegrast. Grad klang vom Dorf über den Berg die große Zwölf-Uhr-Glocke, da hub sie ihre gefüllte Reuße auf den Rücken und trat — den zweiten Engelsgruß betend dieses Tags — den Heimweg an. Sie dachte immer noch an manches Unaussprechliche, nur durch Ahnungen berührbar ihres Lebens, — sie empfand es nahezu wie eine Erfüllung dieser ihrer Träume, als quer durch den Wald kommend der junge Dorfschullehrer ihr begegnete und zu ihr redete. Da war es ihr plötzlich bewußt, was denn immer geschehen war — immer geschehen war, wenn sie sinnend, ganz allein in der Mittagsstille und in der schimmernden Sonne saß dort an jenem Strudelloch des Hartberggrabens. —

Seite an Seite gingen sie durch den Wald, — dann hinaus auf die Felder und den Holleideweg hinab. —

Und Mari Madlen sprach:

‚Und da ich saß im Strudelloch des Hartberggrabens und hinuntersah bis an mein Vaterhaus — sah ich das Gärtchen und die Türe so nahe, daß ich fast mit den kleinen Händchen darnach greifen konnte. Und es war mir, als müsse die Türe sich öffnen und jemand müsse herauskommen in den Garten. Da aber die Türe geschlossen blieb, fing ich an mich zu fürchten. Ich schaute ängstlich rückwärts den Berg hinauf zum Haßwald — dort kamen die schwarzen Feldblöcke ins Rollen und stürzten auf mich herab — die Dornsträuche fingen zu kriechen an und umklammerten mich, eine Natter kam gesprungen und stellte sich zischend vor mir in die Höh — — — dann hörte ich Tritte, — sie kamen vom Hexentempel, sie kamen vom Hochgericht nieder über den Haßwald: ich hörte den Marksteinträger kommen, ich hörte einen keuchenden Atem, und es kam der Geizhals und fragte mich, ob ich nicht wisse, wo sein Geld vergraben sei; und es kam der Student, es war ein kopfloser Rumpf, den Kopf aber trug er auf einer silbernen Platte vor sich her, — er stellte sich neben die Natter und hier blieb er stehen. Dann hörte ich den Drachen spielen auf der Orgel des Lindwurmsteins. — — — Ich wollte aufspringen,

aber meine Füße waren steif, ich wollte schreien, aber meine Zunge war gelähmt — — — da, in meiner höchsten Not sah ich wieder mein Vaterhäuschen — und jetzt tat die Tür sich auf — eine schöne Frau trat heraus, lieblich anzuschauen wie die Mutter Gottes, — sie war bleich von Angesicht und von schlankem Wuchs. Sie kam den Hartberggraben herauf und winkte und nickte mir zu, da mußten die Gespenster weichen, — alle Angst wich von meinem Herzen. — Meine Mutter war's, die zu mir kam. Sie nahm mich auf ihren Schoß und lullte ein Lied von einem Ritter, der da kommen werde, — — — da schlief ich ein. So oft dann die alte Base mich suchte und mich fand in jenem Strudelloch, traf sie mich so schlafend an'.

Und der Lehrer sprach: ‚Warum doch, Mari Madlen, gingst du immer wieder in dies Strudelloch, — du wußtest doch, daß dann die Gespenster über dich kämen.'

Und Mari Madlen sprach: ‚Mußte nicht alles das geschehen, damit meine Mutter aus der anderen Welt kommen durfte zu ihrem Kinde, — wie hätte ich sonst sitzen können auf dem Schoß meiner Mutter, da sie doch gestorben war, als sie mir das Leben gab, — wie hätte ich sonst doch lauschen können auf das Lied, das sie mir sang von einem Ritter, der da kommen wird? — — —'

Und dann war es ihr plötzlich bewußt, was immer noch geschehen war, wenn die jungen Burschen und Maidjen des Abends beisammen saßen, — irgendwo — oder auch im kleinen Lehmfarbwerkhäuschen der Rührlöffelgasse Nr. 65 — und Lieder sangen durch die offenen Fenster in den vorbeifahrenden Wind — —; es war ein altes Lied, immerdar dasselbe alte einzige Lied: von einem in Treue harrenden einsamen Maidje. —

Sie schritt wie eine, die keine Last auf ihren Schultern trägt, — die vor einem Liebenden herschreitet und voll Sehnsucht fürchtet, er möge sie mit Gewalt zu seinem Weibe machen. Sie wandelten zwischen Büschen, die rechts und links am Holleideweg standen wie Wächter der Heimlichkeit.

Und Mari Madlen sprach:

‚Und wenn sie sangen vom Ritter, der da kommt und das harrende Maidje holt, sie hebt auf sein Roß und reitet mit ihr — weiß Gott, wohin, — weiß Gott, wohin, — aber jedenfalls in jenes Land, in dem die Träume Wahrheit, die Wunder Alltäglichkeit und die Gedanken Wirklichkeit sind — und wenn sie sangen, — da war es mir, als sei ich jenes harrende Maidje, — dann lugte ich durch das Fenster dem Liede nach, das der Wind davontrug, — dann hörte ich Hufschlag und er kam das Dorf herab — —'.

Und der Lehrer sprach:

‚Sag, Mari Madlen, sag doch, wer da kam? —‘

‚— der Ritter, — er kam mich zu heben auf sein Pferd —‘

‚Sag, Mari Madlen, — sag doch, wie sah der Ritter aus? —‘

‚— Hager war seine Gestalt, — schwarz war sein Haar — er ritt einen falben Hengst — —‘

Entsetzt horchte der Lehrer und horchte Mari Madlen — ‚groß — stark — breitschultrig‘ wollte sie sagen. Was redete ihr Mund von einem hageren Mann? Sie wollte sagen, daß er rothaarig gewesen sei — was tat ihr Mund ihr den Willen nicht und sagte schwarz statt rot?

Und Mari Madlen sprach:

‚— hager war seine Gestalt, — schwarz war sein Haar —
— er ritt einen falben Hengst —
— hoch in der Linken hielt er die Sanduhr,
— und mit der Rechten
— die Menschen mähend, die auf der Straße waren, —
schwang er die Sense —‘

Stumm gingen sie den Holleideweg hinab zu Tal — mit schleppenden Füßen und hängenden Armen und gebeugtem Kopf der rothaarige Lehrer, — wie ein altes Weiblein humpelnd unter der Last ihrer Grasreuße, bleichen Gesichts Mari Madlen.

Es war aber die erste Stunde nach Mittag, als sie die ersten Dorfhäuser erreichten. Und sie gingen zwischen den Lehmhütten hindurch wie zwei, deren Geschick ist wie die erste Stunde nach Mittag, da die Sonne über die Scheitel der Menschen gegangen ist.

Die Chronik der Dekane.

An diesem Nachmittage kam Mari Madlen zum Pfarrhaus; Christine, die Köchin, wies das Mädchen hinauf in die Dachkammer des alten Herrn Dekan, — es war ein kleines Gelaß zwischen der Rumpelkammer und dem Taubenschlag, das durch Heiligenbilder, ein deckenanstrebendes Büchergestell mit vielen Bänden und Blätterbündeln, durch einen alten Eichentisch, einen Stuhl und eine mit roten Herzen und sinnigen Knüttelversdichtungen bemalte Bauerntruhe seltsam wohnlich gemacht war. Hier saß der alte Herr seit Jahren an allen freien Stunden der kältelosen Zeit und warf abwechselnd Blicke auf das Büchergestell und durch das Fenster ins Freie.

Als Mari Madlen kam, saß er auf dem vom Tisch hinweg- und

an das Büchergestell herangerückten Stuhl und drehte dem Fenster und der gesamten Außenwelt den Rücken zu. Auf seinen Knien hatte er ein in Schweinsleder gebundenes dickleibiges Pfarrbuch — die Chronik der Dekane — liegen.

Mari Madlen sprach, sie käm, bei ihm Rat zu holen und ihr Herz zu entlasten. Verwundert schaute der alte Herr auf: ungewöhnlich war die Stunde, ungewöhnlich der Ort. Doch legte er sogleich das dicke Buch zurück ins Gestell, Mari Madlen kauerte sich neben seinen Stuhl auf den Boden, — er aber lehnte sich zurück; einen Augenblick schaute das greisenhafte, schöne Gesicht gegen die Decke, die Lippen sprachen ein stummes Gebet, die Hände hoben sich zu einem Segen, — Mari Madlen aber sprach von der Not ihres Herzens, sie sprach von ihrer Kindheit, von Vater und Mutter, von den Gesichten dieses Tages, von dem Wacholderstrauch, der ihr erschienen war wie jener Fremde. — — Dann zögerte sie, Allerheimlichstes zu enthüllen. Sanft sprach der alte Herr Dekan ihr zu. — Sie zeigte ihre blutende Liebe zu dem Seltsamen, der ihr erschienen war im Spiegelschein des Ostertaues, den sie erkannt hatte am Lindwurmstein in jener Schreckenswallfahrt. Sie zeigte ihr Ringen um Vergessen, sie zeigte ihre Verzweiflung, mit der ihr Herz sich an ihre junge erste Liebe klammerte, die sie mit dem rothaarigen Lehrer verband und die der Fremde mit Gewalt zerreißen wolle: sie sprach von dem Verhängnis, das sich zwischen ihr Wollen und das Wollen des Lehrers gedrängt hatte diesen Morgen bei dem Gang vom Haßwald, den Holleideweg hernieder ins Dorf.

Lange dachte der Herr Dekan nach, er schien sich nicht mehr zurückfinden zu können aus all seinem Sinnen; da stotterte Mari Madlen schüchtern etwas von einem Weg der Hilfe: aus dem Dorfe wolle sie fliehen, sie habe schon früher durch den Boten eine Dienststelle sich erfragt in der Stadt, — erst habe die Fremde sie gelockt mit ihrem bunten Schein, nun aber müsse die Heimat selbst sie treiben mit ihrer Not. —

Mißbilligend schüttelte der Dekan das graue Haupt. Er hieß Mari Madlen aufstehen und ruhig nach Hause gehen, — er empfahl ihr Gebete, — er selbst wolle für sie beten und in Ruhe und Stille alles überdenken. Am nächsten Sonntag nach der Messe solle sie wieder kommen und seinen Rat hören.

Als Mari Madlen fortgegangen war, kam eine seltsame Angst über den alten Herrn Dekan. Er hatte geglaubt, daß an jenem Ostersonntag, als er das Geld des seltsamen Fremden versenkt hatte

in der Tiefe der Bernsdorfer Kutte, — alle seine Pfarrkinder mit Ausnahme der lahmen Dorothee dem Satan abgeschworen und ihren Schwur treu gehalten hätten. —

Unaufhörlich ging die Türe seiner Dachkammer, — einer kam um den andern zur Beichte. — Wohl seltsames Geschehen war da im Anzug, daß alle voller Furcht kamen und sich anklagten ihrer Sünden, als wollten sie sich stärken wider den Feind. —

— und es kam zur Beichte der Bauer Bernhard — und er klagte sich an, daß er Reinlichkeit habe im Hause und in den Ställen. ‚Was klagst du dich an, Bauer Bernhard, — ist Reinlichkeit denn Sünde? — Ist sie nicht Wohltat deinem Vieh? Ist sie nicht Segen deinem Haus? Ist sie nicht Vorbild deinem Nachbarn?‘ — ‚Wohl mag sie Wohltat sein meinem Vieh, Segen meinem Haus und Vorbild meinem Nachbarn, — aber ich besitze sie erst, seit jener Fremde kam in der Osternacht — muß ich nicht glauben, daß sie des Fremden ist?‘ — ‚Was zweifelst du am Worte des Herrn, Bauer Bernhard, der dir gebot die Reinheit zu ehren vor aller Tugend? Gehe hin und kämpfe gegen den Geist, der in deine Seele gefahren ist, und wenn du ihn bezwungen hast, dann komme zurück, daß ich dich freispreche von deinen Sünden! —‘

Und es kam zur Beichte der alte, hinkende Weber. Und er sprach: ‚Wenn ich das Leiden Christi webe in mein Linnen, so setze ich um jedes einzelne Bild einen Rahmen von bunten Blumen und schwellenden Früchten — —‘ ‚Was klagst du dich an, hinkender Weber, — ist nicht um so schöner dein heiliges Werk?‘ — ‚Wohl ist es schöner, Herr Dekan, aber so zu tun habe ich die Lust, seit jener Fremde bei mir war in der Osternacht — muß ich nicht glauben, daß sie des Fremden ist?‘ — ‚Was zweifelst du am Worte des Herrn, hinkender Weber, der dir gebot, voll zu sein heiliger Freude an der Schönheit der Werke seiner Hände? Gehe hin und kämpfe gegen den Geist, der in deine Seele gefahren ist, und wenn du ihn bezwungen hast, dann komme zurück, daß ich dich freispreche von deinen Sünden! —‘

Und es kam zur Beichte der junge Glasbläser und klagte sich an der Dankbarkeit. ‚Wie?‘ sprach der alte Herr Dekan, — ‚du klagst dich einer Tugend an wie einer Sünde?‘ — ‚Sünde ist diese Tugend, Herr Dekan, so wahr ich rede. Seit jener Fremde mich rettete aus dem Wasser und meinen Bruder mit in die Ferne nahm, hab' ich ein genügend Einkommen und ein zufrieden Leben. Wie könnt' ich undankbar sein gegen den, der wohltätig war gegen

mich?' — ,Sei auch fürderhin dankbar! —' sagte der greise Priester, — da aber der junge Glasbläser zweifelte an seinem Wort und an der Gnade Gottes, mußte auch er von hinnen gehen, ohne daß seine Sünde von ihm war genommen worden.

So kam denn keiner zur Beichte, den der alte Herr Dekan freisprechen konnte von Schuld, weil ganz voll Zerknirschung war das Herz des Sünders und voller Reue sein Wehgeschrei? — Da kam das schöne Weib des Holzhackers und sprach: ,Seit jener Fremde bei mir war in der Osternacht, glaube ich, daß ich frei sei von Schuld und Sünde und daß ich sei eine Auserwählte des Herrn! Ich habe gebetet, daß Gott von mir nehme allen Hochmut des Herzens, — aber die Versuchung will nicht weichen von mir.' Da sprach der Herr Dekan: ,Wenn Gott dir die Erkenntnis schenkte und die Gnade, daß du dich frei weißt von Schuld und Sünde, so sollst du dies als ein besonderes Geschenk der göttlichen Barmherzigkeit in dir hegen und bewahren.' — Demütig neigte sie das Haupt: ,— sieh, ich bin eine Dienerin des Herrn, — und mir gescheh' nach deinem Wort. —' Leise flüsternd sprach der alte Herr Dekan ein Gebet, dann neigte er sich zu ihr nieder: ,Ich spreche dich frei von Schuld — ich spreche dich frei im Namen des Allerhöchsten, der da ist —' Mit glühenden Augen und brennenden Wangen erhob sie sich, strich sich das flatternde Haar aus dem verstörten schönen Gesicht, faltete die Arme auf der Brust und ging gesenkten Hauptes aus der Dachkammer und die Stiege hinab —

Lang noch harrte der alte Herr Dekan. — Kam keines mehr zur Beicht? Kam keines mehr? Waren das seine Pfarrkinder alle — ,warum kommst du nicht? —' sagte er — ,— ich rufe dich zum letzten Male, lahme Dorothee, — warum kommst du nicht? —' Höhnend kam eine Antwort. — ,Gedulde dich fein, alter Herr Dekan, — gedulde dich fein; an meinem Bette sitzt der Hagere, Schwarze, der Arzt des Teufels, — siehe, er hat meine dürre Hand umklammert und mißt den Gang meines Blutes. — Heute noch wird er kommen, der zu mir sagen wird: „Steh auf, nimm dein Bett und wandle —" und ich werde aufstehen und mein Bett nehmen und werde wandeln. —'

,— was höhnst du mich, lahme Dorothee —? Noch heute wird der Teufel kommen und dich, da du lahm bist, huckepack nehmen und so auf dem Buckel in die Hölle schleppen, denn die einzige Sünde, die Gott selbst nicht nachlassen kann, lastet auf dir, die Sünde wider den Heiligen Geist: du bist verstockt und unbußhaft in deinem Herzen. —'

Und noch immer harrte der alte Herr Dekan: noch einer fehlte, — noch einer fehlte, — wo blieb der rothaarige Lehrer? — War er voll der Schwäche des Herzens und voll Unkraft, weil der Geist des Fremden schwebte über Mari Madlen, die er zum Weibe begehrte? — Da war es dem greisen Priester, als würden seine Augen hellsichtig, als gingen seine Blicke durch Mauern und Wände und weithin um die ganze Welt. Und er erkannte, daß zu dieser Stunde ihm Gewalt gegeben war über den Fremden. War er Belzebub, — warum trieb der Dekan ihn nicht aus der Seele der Besessenen mit Weihrauch und heiliger Beschwörung — war es ein Mensch, — einer von den vielen, die jedes Jahr hinauszogen aus der verachteten, armen Heimat und dann nach Jahren weidwund aus der Fremde zurückkehrten mit prahlenden Worten und ketzerischen Gedanken? — Wieder griff er nach der Chronik der Dekane, er schlug sie auf — getreulich hatten seine Vorgänger und dann er selbst Seite für Seite — Jahr für Jahr Leid und Freude ihrer Pfarrkinder hier in kurzen Stichworten vermerkt. — Er las von Bruno Stets, den nach zwanzigjähriger Abwesenheit in der Fremde der Gendarm eines Tages zurückbrachte in die Heimat und der dann im Armenhaus verstarb —; er las von Lene Krutsch, der Bürgermeisterstochter, und Sebastian Dill, dem Pickelstilmacher, die nach Frankfurt hatten flüchten müssen, weil ihre Liebe vorzeitig gesegnet worden war, — Andreas Hasenmüller, ein eifersüchtiger, verschmähter Liebhaber, hatte das ledige, schwangere Mädchen, von dessen Unglück noch niemand im Dorfe sonst etwas wußte, zu Schimpf und Schande vor versammelter Gemeinde vom Ebenplan gekehrt; — er las von Philipp Amend, der zum Studium nach Münnerstadt auf die Lateinschule, nach Würzburg auf die Universität gekommen und nun Prorektor an der sechsklassigen Lateinschule in Miltenberg war und von dort alljährlich einmal auf achttägige Kur zur Ferienzeit nach Bad Brückenau und somit in die Nähe der alten Heimat kam. Er las von Heinrich Löhmer — Der Dekan hielt an in seinem Lesen, — lange starrte er auf die schwarzen Buchstaben des gelblichweißen Pergaments —, seltsam war das Geschick dieses Träumers verknüpft mit dem Elternhaus der Mari Madlen, — er war ein heimlicher, unseliger Liebhaber gewesen von Mari Madlens Mutter. —

— Einen Augenblick war es dem alten Herrn Dekan, als geböte ihm eine Stimme, dem Geschick Heinrich Löhmers nachzugehen; — war er's, der unerkannt heimgekehrt war? — was wollte er, daß er so spukhaft wiederkam? — Aus der Vergangenheit mußte der

Dekan die Gegenwart erkennen können — er blätterte rückwärts in der Chronik der Dekane bis zum Geburtsjahr Heinrich Löhmers, — dann suchte er tastend voran — wieder blieb er stehen, — stechend haftete sein Blick auf ein paar Zeilen, die, von seiner eigenen Hand geschrieben, dastanden aus Heinrich Löhmers Jugendzeit — — und nach langem Sinnen und Planen sagte der alte Herr Dekan vor sich hin: ‚Hier muß ich den Fremden packen, — wenn es Heinrich Löhmer ist, — dann werde ich ihn bezwingen. —‘

Es klirrte, als schlügen zwei Degen zusammen, — die Kämpfer hatten sich gefunden aus dem Dunkel, das sie umgab. — ‚He! — Herr Dekan, — Euer ist der erste Stoß! Stoßt zu, — er entscheidet Mari Madlens Geschick! —‘

An allen Gliedern zitternd, schob der alte Herr die Chronik der Dekane zurück in das hohe Büchergestell und tastete an das Fenster.

Ein Gewitter war über das Dorf gezogen und zog fort gegen den Berg, — der alte Herr Dekan hörte den Donner nicht mehr, nur ein fernes Aufleuchten der Blitze verriet noch seine Bahn; — nun, da er das Unheil sich entfernen wähnte, kam das Wetterleuchten wieder näher, der Donner ward wieder hörbar, — die Wolken hatten sich an der Bergwand gestoßen, die konnten dort nicht über die Höhe kommen, — nun kehrten sie um und kamen zum zweitenmal — ungestümer, wilder, wie eine scheuende Herde, über das Dorf.

Er sah ins Freie hinaus und gewann beim Anblick der Natur jenes unsäglich wehmütige Gefühl der Liebe, das der Anblick eines kaum geborenen, schlafenden Kindleins, das in weißen Kissen und Windeln, im ersten Spitzenhemdchen in der Wiege liegt, wachruft.

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch, deckte sein Gesicht mit den Händen zu und überließ sich lange, lange diesem Seelenbade der in Gefühle übersetzten Gedanken.

Endlich griff er, seines Vorhabens sich erinnernd, nach dem roten Bande der ‚Schönheiten der katholischen Kirche von Rippel‘ und las. Die schlichten Abhandlungen waren in Form eines Gesprächs zwischen Pfarrer und Pfarrkind abgefaßt, und ganz so wollte er sich nun über alles Rechenschaft geben, über alles Klarheit schaffen, was für die auf den kommenden Sonntag angesetzte Besprechung vonnöten sein könnte.

Er nahm einen weißen Bogen Papier und entwarf darauf folgendes Gespräch:

Pfarrer:

In uns durch die Erbsünde gefallenen Menschen steckt die Er-

innerung der freien ungehemmten Freuden des Paradieses und die Sehnsucht, diese wieder zu besitzen.

Mari Madlen:

Wenn ich zur Stadt gehe, um dort ein leichteres Fortkommen zu haben, in bessere Verhältnisse zu kommen, kann dies Begehren Sünde sein?

Pfarrer:

Es ist Sünde zunächst nur insofern, als dort die Gefahren für das Heil deiner Seele größer sind und man verpflichtet ist, die Gefahren zu meiden, so man nicht in ihnen umkommen will. — Aber wenn wir es recht von Grund aus betrachten, ist jedes Bestreben nach besseren Verhältnissen demnach an sich schon voller Makel; sagt doch dieses Bestreben, daß man die Last, die uns Gott als Strafe auferlegt hat, abzustreifen versucht. So wir wahre Reue hätten und ernstlich zur wahren Seligkeit gelangen wollten, müßten wir Schmerz und Arbeit um ihrer selbst willen suchen. Diesen Schmerz, diese Arbeit findest du hier, was suchst du ihn in der Ferne? Aber du suchst in der Ferne ja auch nicht diese Entsühnung, du suchst vielmehr sie zu umgehen.

Mari Madlen:

So ist denn, wenn ich recht verstehe, hochwürdiger Herr Dekan, die Sehnsucht nach dieser Welt und ihren Lockungen eine Sünde. Geht aber jene andere Sehnsucht, die noch in uns ist, die Sehnsucht nach den freien, ungehemmten Freuden des Paradieses, in Erfüllung?

Pfarrer:

Diese Sehnsucht ist uns schon erfüllt worden durch das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesus Christus. Aber für den einzelnen Menschen wird sie erst verwirklicht werden nach Ablauf seiner Prüfungszeit und seines irdischen Daseins. — Aber eine zweite, eine falsche Sehnsucht ist in unserer Seele; der Widersager Jesu läßt sie uns erscheinen.

Mari Madlen:

Und hat uns Gott nichts zum Schutze gegeben? Hilfsmittel, mit denen wir diese falsche Sehnsucht wie Zauberer bannen können?

Pfarrer:

Ja, die Segnungen des Kreuzes und die Sakramente.

Mari Madlen:

Und hat der Widersager keine Mittel, uns dieses Segens zu berauben?

Pfarrer:

Er ahmt ihm nach oder hinterschiebt ihm Absichten, die nicht vorhanden sind. Ein Beispiel soll dir dies verständlich machen:

Wenn die Kirche will, daß die kleinen Kinder bald zur Taufe gebracht werden, so denkt sie, daß dem Kinde der Segen Gottes möglichst bald zuteil werden möge und das schwache Geschöpf nicht gar bei vorzeitigem Tode um die ewige Seligkeit gelange. Dagegen flüstert der Widersager den Müttern und Vätern ein, wenn sie ihr Kind nicht allsogleich taufen ließen, stürbe es bald. So fördert scheinbar der Widersager selbst das Erlösungswerk unseres Herrn Jesus Christus; aber dieweil er so dem Kinde ein Heil erwirket, bringet er zwei Seelen, Vater und Mutter des Kindes, in die Sünde, da sie ihr Kind nicht um seines Seelenheiles, sondern um des Aberglaubens willen zur Taufe tragen. — —

So weit reichte die Niederschrift des Herrn Dekan.

Am hohen Mittag.

Es war ein hastiges Zurüsten wie zu einem großen Geschehen, — es war ein Laufen und Rennen in allen Häusern und Höfen, — die ganze Arbeit eines Tags mußte getan werden, aber sie mußte heute schneller vollendet werden als sonst, — heute war der Tag der heiligen Katharina von Siena.

Schon läuteten die Glocken das erste Zeichen zur Abendandacht, — vom Gau her kam ein Predigermönch gegangen, — Mari Madlen mußte noch schnell zum Krämer laufen, ein Stückchen Kreide zu holen, — aber der Krämer hatte keine Kreide mehr an diesem Tag und zu dieser Stunde, — Mari Madlen mußte zu der Müllers Gevatterin und von dort zu Fritzens Katharine, — ohne Kreide durfte Mari Madlen nicht heimkommen, — heute war der Tag der heiligen Katharina von Siena.

Der Schmied versteckte in der Wiege seines Kleinsten eine hochgeweihte Medaille, damit das Würmlein frisch und gesund bleibe, kein Gefreisch kriege noch Krämpfe beim Zahnen im kommenden Jahr. — Des Rumpels Bastels kleines Schwesterchen trug Kohlen auf den Dachboden und steckte sie zwischen Sparren und Ziegel. Das waren Judaskohlen. Als am letzten Karsamstag früh um 6 Uhr die Meßdiener alle alten, morschen Totenkreuze vom Gottesacker zusammengetragen, vor der Kirchentüre aufgeschichtet und daraus ein großes Feuer bereitet hatten ‚den Judas zu verbrennen‘, als dann der Herr Dekan mit Rauchfaß und Weihwasserkessel dies

Feuer gesegnet hatte, damals hatte der Rumpels Bastel selbst diese Kohlen von dem Judasfeuer geholt und aufbewahrt; sie schützen das Haus, zwischen dessen Ziegeln sie liegen, vor Blitz und Feuersgefahr. — Der Pickelstielmacher und der Weber und der Schneider und der Schuster, sie alle besprengten das Werkzeug ihres Gewerbes mit geweihtem Wasser, hefteten in Werkstatt und Wohnzimmer, in Keller und Stall kleine Kreuze in die Wandecken und steckten Wedel von Weidenkätzchen dahinter, die am letzten Palmsonntag die Weihe empfangen hatten. — Der alten Base, dem Morgretje in der Rührlöffelgasse, hatte endlich Mari Madlen die langgesuchte Kreide gebracht; nun wanderte die Base mit einem Stuhl von Tür zu Tür, in Haus und Stall und mahlte, wie es schon an allen andern Türen des Dorfes stand, die drei Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige aus dem Morgenland, Kaspar, Melchior und Balthasar, und drei Kreuze dazwischen, K + M + B +, an alle Türpfosten.

Die Hofbäuerin aber tat in die Saufe ihres Viehs unter Segenssprüchen und Gebeten aus dem Würzbüschel, den sie auf den Fluren des Feldes gerupft, der am Maria-Himmelfahrts-Fest in der Kirche gar feierlich geweiht worden war, Zweiglein vom Tausendgüldenkraut, von den Blutströpfchen, vom Döüstjern und Würmede, vom Beiferds und Schoofribb, vom gelben Rääform und von den Muttergottesschläbbjen, zuletzt auch vom neunten und letzten Kraut, der güldnen Königskerze, denn heute war der Tag der heiligen Katharina von Siena, — auf ihn aber folgte die Walburgisnacht. —

* * *

Die Männer holten ihre Peitschen aus dem Stall, nahmen sie unter den Arm und wanderten zum Dorf hinaus, den Holleideweg hinauf in den Haßwald und zum Hexentanzplatz.

Sie gingen zu Paaren oder zu kleinen Gruppen und sprachen kein Sterbenswort, da sie etwas vorhatten, was ‚unbeschrien' geschehen sollte; jeder einzelne ging in stiller Betrachtung und eilenden Schrittes.

So hatten sie schon den Anstieg des Berges erreicht, als die kleine Kirchglocke das dritte Viertel ausläutete und kaum zehn Minuten später standen sie, da sie allmählich ins Springen gekommen waren, an der Basberglehne, wo der Weg auf der Höhe am Waldrand hinzog, so daß man von hier rückwärts einen Ausguck über das Tal und das Dorf hatte. Sie aber schauten nicht rechts noch links, sondern schritten fürbaß.

Da hörte der Schuster, der an der Spitze dieses seltsamen, mit Peitschen bewaffneten Bauernzuges einherschritt, aus dem Walde

ein Gerassel, das ihn aufhorchend und lugend machte und alsogleich gewahrte er durch die am Rand stehenden Nußstauden hindurch zwischen den Tannen quer waldein einen Mann den Hang herabkommen.

Der Fremde schien überrascht, als er die Bauern sah; — er trug einen grauen Anzug aus feinem Tuch und einen leichten Filzhut, — die Bauern mochten ihn für einen Baron halten, der ohne Flinte durch sein Waldrevier strich, — doch er sah die einzelnen scharf an, dann bot er dem Schäfer Jakob sicheren Benehmens die Hände und sagte, ihm ins Gesicht schauend: ‚Ja, Ihr seid's doch, Schäfer Jakob? Lebt Ihr denn auch noch? He? — Kennt Ihr mich nicht mehr? — Ich bin der Löhmers Heinrich. —‘

Die Bauern standen stumm; — der Heinrich Löhmer, — also das war der Heinrich Löhmer — — —

‚He, Schäfer Jakob, — Ihr seid alt geworden,‘ sagte der Fremde; ‚ich hätte Euch schier nicht mehr erkannt!‘

‚Und ich dich erst schon gar net mehr,‘ sagte der Schäfer verlegen. ‚Du bist ja wohl auch mehr 'rumgekommen auf der Welt und hast mehr Anlaß gehabt, dich zu verändern. Es wird schon so an die zwanzig, dreißig Jahre sein, daß du fort warst?‘

‚Dreißig, Schäfer Jakob, dreißig, — seit meinem zehnten Lebensjahr.‘

‚Schöne Zeit!‘

Nun bot der Fremde allen die Hände und fragte sie der Reihe nach und suchte nach ihren Namen. Sie kamen zu ihm — langsam — langsam; bei manchen mußte er sich besinnen.

Dann fragte er, was das Geläute zu bedeuten habe.

Heute sei Walburgisnacht, die werde eingeläutet. Und für die Maienkönigin sei Andacht. Der Mai wird eine ganze Stunde lang eingeläutet. Auch sei im Dorf heute Predigt.

Und wo die Bauern dann hingingen, da doch Andacht im Dorf sei?

‚Die Hexen auspeitschen!‘ sagte einer.

Und jetzt sah der Fremde, daß jeder der Bauern unter dem Arm eine Peitsche trug. Dieweil es Walburgisnacht einläutete und die Frauen, die Kinder und die Greise Maibetstunde hielten, gingen die Männer auf den Berg, das war so alte Sitte: und ein alter Glaube war, daß in der Walpurgisnacht die Hexen durch die Fluren zögen.

Die Männer kamen an die Gemarkungsgrenze in dieser Nacht. Drunten im Dorf läutete es eine Stunde lang zum Himmel um

Segen für diesen Mai. Man hörte die Orgel aus dem Geläute herausklingen.

Da knallten die Bauern an der Grenze mit ihrer Peitsche und hieben in die Luft, daß die Hexen ihren Weg zum Blocksberg nicht über ihre Flur nähmen und nicht Schaden brächten über die Früchte der Felder.

Dann trennte sich der Fremde von den Bauern. ‚Wir werden uns ja noch sehen, drunten im Dorf!‘ meinte der alte Schäfer Jakob und holte wacker aus, daß er zum Hexentanzplatz und zur Flurgrenze käme.

Die andern folgten ihm.

Aber sie hatten vergessen, daß ihr Gang nach alter Sitte und Weisung eigentlich — wenn er helfen solle — ‚umbeschrieen‘ erfolgen müßte. Sie hielten eifrige Zwiesprach über Heinrich Löhmer und über dies seltsame Zusammentreffen.

‚Sagt mal, was ist denn eigentlich mit dem Heinrich Löhmer?‘ fragte der noch junge, kaum zwanzigjährige Bursche Alois Weber den alten Schmied.

‚Er war Schulkamerad zum Rumpels Bastel, ist fort zum Studieren kommen nach Münnerstadt, — sein Vater war Holzschuhmacher, ist lang schon tot, seine Mutter starb drei Tag später, — 's waren alte Leute schon, die nicht sein konnten ohne einander, drum sind sie einander nach.‘

Und der Rumpels Bastel erzählte dem Schneider, daß sein Schulkamerad Heinrich Löhmer hätt' studieren wollen zu Münnerstadt bei den Augustinern, daß er Freitisch hatte sechsmal in der Woche und einmal sich genährt hätt' von Brosamen, die übrig geblieben waren von den sonst guten Tagen. — Als er aber dann in Würzburg gewesen sei, habe er bittere Not gelitten, weil er so viele Tanten mit dem ‚Pfarrer-Werden‘ genasweist hätte. Es wär' wohl besser gewesen um ihn, daheim zu bleiben im Dorf, statt sich zu erheben über Stand und Gebühr.

Und der Pickelstielmacher erzählte dem Weber, daß seine Frau einmal in Würzburg den Heinrich Löhmer getroffen habe in gar zerlumpter Gewandung und in recht zweifelhafter Gesellschaft. Er habe gesagt, er wandere nach Bremen mit drei Genossen und fahre nach Amerika, dort erhoffe er das Glück, dort erhoffe er das Glück!‘ Gott, man hat schon viel gehört, schon viel gehört! Was reden die Weibsleut net alles, die Weibsleut net alles, die nie zufrieden sind mit ihren vier Wänden, die lieber vagabundieren möchten in Not und Verlumpung, als genügsam sein mit Salz und Grumm-

bieren. — Und da einer mahnte, daß ihr jetziges Tun ‚unbeschrieen‘ geschehen müsse, hielten sie ein und eilten stumm zum Ziel.

* * *

Der fremde Mann, der bei den Bauern gestanden war, lief den Berg hinab in langen Schritten. Er hörte, wie die Peitschen hinter ihm im Winde pfiffen und knallten. Der Wind lief durcheinander, als käme das vom Gedränge der Hexen, die an der Flurgrenze vorbeihuschten und den Hieben ausweichen wollten. Als käm' ein Sturm hinter dem Fliehenden her, so däuchte es ihm. Er schaute nach dem Himmel. Auch dort schienen die Wolken sich zu schieben und im argen Gedränge zu drücken.

Der Fremde lief in die offene Kirche.

Als sei ein Spuk mit ihm, und er wolle sich von ihm frei machen, griff er nach dem Kessel, der am Eingang stand und voll geweihten Wassers war. Er spritzte das Wasser weit um sich herum und auf sich selbst und schlug dreimal das Kreuz über die Stirn und Mund und Brust.

Und all das, was ihn bedrängt hatte, schien ihm von diesem Augenblick beschworen.

Er sah um sich.

Begann er nicht zu lachen? Oder weinte er nicht?

Da vorn im Chor stand eine hohe Frau. Sie stand zwischen Blumen und Birken, als käme sie durch einen Wald und auf ihn zu, um ihre Lenden schwebten Wachskerzenduft und Weihrauchwolken.

Er war schier erschrocken, als er sie so plötzlich wieder vor sich sah. Das war die hohe Frau, die er liebte. Ja, ja, das war sie doch! Wie sie nur so plötzlich jetzt zu ihm kam? Wann doch hatte er sie zum ersten Male gesehen und gesprochen? In den Träumen der Kinderzeit, die von alten Mären sagten, von Frauen, die auf Erlösung harren? Er wollte zwischen den Menschen und Bänken durch und ihr das sagen. Und er wollte ihr doch erst ‚Guten Tag‘ sagen —

Die Frauen, die nächst der Kirchentür in den Bänken knieten und neben dem Weihwasserkessel zu ebener Erde kauerten, beteten still für sich, dieweil es immer noch vom Glockenturm läutete und der Herr Dekan in der Sakristei noch nicht fertig war mit dem Anziehen der heiligen Gewänder.

Da wurden sie durch das hastige und ungestüme Eintreten des fremden Mannes in ihrer Andacht so gestört, daß sie unwillig zu ihm aufschauten und ihn musterten. Sie fanden seine Tracht städtisch, sein Gebahren gottlos, da er statt sich andächtig und still zu be-

kreuzigen, mit dem Weihwasser wild um sich tat und den ganzen Boden nächst dem Kessel und die daneben knieenden Frauen näßte und trat.

Sie schoben ihn in die Mitte des Ganges, wo er stehen blieb. Dort konnten sie ihn nun mit vielem Fleiß betrachten. Es schien, als ob er jemand hier suchte und kaum des Gottesdienstes halber hier eingedrungen sei. Seine heftige Gemütserregung, sein leidenschaftliches Stoßen nach dem Muttergottesaltar, ließ ihn eher wie einen Ketzer erscheinen, der der Störung halber gekommen sei.

‚Und sieht der dem alten Löhmer ähnlich — Gott hab' ihn selig!' — sagte die Schmids Agnes zu ihrer Nachbarin. ‚Man könnt schier meinen, es wär' sein Sohn, der Heiner' —

Da nun aber der Herr Dekan aus der Sakristei kam und das Allerheiligste aussetzte, der Fremde dessen aber nicht achtend auf den Mutter-Gottes-Altar zudrängte, faßte ihn die entschlossene Mützels Margret an der Schulter und verwies ihm, von hinten ihm zuflüsternd, sein Ungestüm. —

Der Fremde war stehen geblieben und in eine Art starren Sinnens verfallen, in der man stark, anstrengend, kaum erträglich scharf denkt, ohne daß einem auch nur einer dieser qualvollen Gedanken zum Bewußtsein käme.

Als er zu sich kam und den Kirchenraum überblickte, gewahrte er den alten Herrn Dekan seitwärts vom Alter in dem Vesperstuhle sitzend, andächtig versunken. Auf der Kanzel aber stand ein blutjunger Kapuziner und rief mit ausgespannten Armen die Himmelskönigin an, daß sie seine Worte segnen möge.

Nach dieser etwas überraschenden Einleitung, die die anwesende Dorfbevölkerung durch solch ungewohntes Gebahren feierlich stimmte und erschütterte, begann der Prediger eine seltsame Predigt, aus der der Fremde herauszuhören glaubte, daß einiges mit vielem Fleiß und Denken wohl vorbereitet sei, einiges auch nachträglich auf Anraten des Herrn Dekans von dem wohl ortsfremden Priester in die eigene Rede aufgenommen worden war.

Er sprach von den Bauern, die hinausgegangen wären an die Grenzen ihrer Gemarkung, unbeschrieen, mit vielem abergläubischen Firlefanz, um vermeinte Hexen mit ihrem Gepeitsch zu vertreiben, statt daß sie friedvoll wären im Herrn, wahrhaft gläubig in der Gnade des heiligen Geistes und freudvoll im Lied der Maienkönigin. O, über diese Toren, die vermeinten, den Widersager mit menschlichem Fluch, statt mit göttlichem Segen binden zu können! Statt Gewalt über ihn zu erhalten, lösen sie die Fesseln, mit denen Gott ihn ge-

bunden; statt ihn zu beherrschen, geben sie ihn frei, daß er gewaltig werde über sie! Wehe aber, wehe ihnen, wenn dem so geschehe!

Nicht im Wissen wolle er sie belehren; der heilige Glaube der Kirche sei ihnen Gesetz und Leitstern wider Aberwitz und den Vater der Lüge und Maskierung. ‚Des Lebens Not gebietet euch strengste Arbeit und Ringen um Brot, kann euch von Weltweisheit und gelehrtem Wissen weniges erzählen, bietet aber den Ersatz für das Versagte, für, ach, wie oft so herbe Klarheit; bietet als Ersatz das glänzende Glück der ins Mystische verkehrten Wahrheit. Gefühle faßt der Mensch in Sekunden; zum Wissen braucht er Jahre. Wer kann reicher sein und glücklicher? Der Erfühlende im Glauben oder der Erkennende in gelehrsamer Wissenschaft?

O, dreimal selig, dreimal selig, die nicht sehen und doch glauben! Jene aber, denen die Pflicht geworden ist, zu suchen nach dem Wissen der Wahrheit, tragen den herben Teil des Fluchs der Sünde, die das Menschengeschlecht aus dem Paradiese trieb. Was seid ihr unzufrieden und seht im Aberwissen Beschwörungen wider den Feind und einen Kampf, der euch nicht zukömmt!

Euer Anteil ist der Glaube! Er ist das Unterpfand eueres Wissens, das Fundament eueres Glückes! Heil und Segen über euch, so ihr dies glaubet; dreimal wehe aber, wehe, wenn ihr an diesem Glauben rüttelt —‘

Und dann sprach er, daß die Herzen erbebten, sprach vom Ende der Dinge und vom Gericht.

Dem Fremden aber ward es bange bei der Rede des jungen Kapuziners, denn sein Herz wollte ausgelassen fröhlich sein, da es in die Heimat gekommen war, aber Drohung ihn begrüßte in tiefster Seele, statt Frauenumarmung und Männerkuß. Er schlich hinweg, ohne daß jemand sein Gehen beachtete.

Er ging aus der Kirche, in der die Leute jetzt anhuben Maienlieder zu singen und ging das Dorf hinunter. —

* * *

In einem Haus brannte ein Licht.

Er trat an das niedere Stubenfenster und schaute hinein.

Auf der Stubendiele lag ein junges Weib. Hände und Füße waren ihr festgebunden. Ein Alter saß abseits von der Bank und schluchzte vor sich hin.

Das Weib war eine Besessene und rief in alle vier Wände: ‚Ihr glaubt, ich sei besessen vom Teufel, — ich aber sage euch, ich bin voll des Heiligen Geistes.‘

Sie spuckte nach dem Alten: ‚Du bist kein Gott!‘ — Und wieder spuckte sie ihn an. —

‚Alle Tage meines Lebens war ich eine treue Magd des Herrn! Selig, dreimal selig, die nicht sehen und doch glauben! Ihr aber seid des Teufels! — äh!‘ sie reckte ihre Zunge heraus und spie nach dem Alten!

‚Aus Tausenden hat mich der Herr erwählt! Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!‘ Sie glaubte von sich, daß sie Prediger sei auf der Kanzel und schalt in die sündhaften Menschen hinein: ‚Nahe ist der Tag, da die Sonne verfinstert wird, und der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, das Ende der Dinge ist nahe! Und wenn einer auf dem Felde ist, so gehe er nicht nach Hause, seinen Rock zu holen, und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab! Die Flut des Meeres wird über euch kommen und euch ersäufen, der Sand der Wüste wird euere Häuser verschütten. Und die Erde wird in Stücke bersten und Feuer wird aus ihr brechen und euch verzehren. Tut Buße, Buße, denn das Himmelreich ist nahe!‘ —

Sie wälzte sich auf der Diele, und der Schweiß stand ihr auf der Stirne, ihr Mund zuckte — dann reckte sie wieder die Zunge und spie.

‚Ihr aber seid verflucht! Pfui Teufel!‘

Dann rief sie nach Jesu, Jesu, der sie retten müsse.

Da wurde es dem Fremden, als würden ihm alle Sinne verdreht. Ist er selbst ein Besessener? Das Weib in der Stube war ein Heiland. Ja, das war ein Wissender, ein Klarseher. Die Menschen waren die Verrückten, die sie für verrückt hielten. Er selbst war verrückt, daß er alles für verrückt sah. Der Alte dort auf der Bank hatte sie gefesselt, wie die Juden Jesum gefesselt hatten. Der heulte Krokodilstränen, der Halunke! Hahahaha!

Da kam ein Fuhrwerk das Dorf herab, ein harmloses Bauernfuhrwerk. — Pfui Teufel! Ein Narrenfuhrwerk war’s!

Er lief davon.

Er drehte sich nochmals um.

Das Fuhrwerk war dort vor dem Heilandshaus. Eine Sturmlaterne hing unterm Wagen. In dumpfem Licht sprangen die Gestalten, kraftvolle Männer mit weißen Leinenmäntelfetzen. Wie die Zwangsknechte aus dem Narrenhaus, die den Heiland holen.

Ihr Narren! Ihr Narren! Pfui Teufel! über die ganze Narrenwelt. Hahahaha!

Er warf sich in einen Straßengraben und drückte das Gesicht gegen die Erde. — —

Lange lag er jenseits aller Sinne. Er war ermattet wie ein Schwimmer, der jahrelang auf Leben und Tod in der Brandung gekämpft hat, den eine göttliche Welle nun jäh aufgerissen, über die Klippen hinweggeschleudert und sanft auf den Strand einer flachen Bucht geschoben, — dorthin, — wo die ersten Gräser sich mit ihren Wurzelhänden an den Boden der heiligen Mutter Erde klammern. Er war wie ein Geldwechsler, der, schmutzige Geschäfte zu treiben, in den Vorhof des Tempels gekommen, — aber der Heiland war, die Strickgeißel schwingend, zu ihm gekommen, hatte den Wechseltisch ihm umgestoßen, seine Silberlinge in den Wind gestreut, ihn selbst aber hinweggepeitscht wie einen Hund, — so lag er nun, vom Falle betäubt, an den Stufen eines Heiligtums.

Und da er im Graben an der Straße lag und sein Gesicht in die Gräser drückte, kam die Heimat zu ihm und rührte ihm den Sinn des Geruchs, bitter und scharf; es war Erdenkreuzlein, das Dornenkraut, das er erkannte. Jählings fiel ihm ein, daß seine Mutter gerne hievon ein Sträußlein in der Stube hinterm Kreuz hängen hatte, das Haus vorm Blitz zu sichern, und daß sie oft erzählte, man könne damit die Hexen lassen springen — — — Und dann kam die Heimat zu ihm und suchte ihm die Sinne des Gefühls und des Geschmacks und des Gehörs und des Gesichts heim, so daß er die Finger spreizte und tasten ließ und zusammenkrampfte, wenn er an Grashalme stieß, daß er Stengel und Blüten, ein verspätetes Veilchen und einen Wolfsmilchbusch ausriß und sich ins Gesicht drückte. Dann horchte er auf. Das Gras und das Veilchen und der Wolfsmilchbusch und ein Gänseblümlein und ein Löwenzahnkorb sahen ihn an; der Duft war frisch und vom Abend benetzt. Er sog daran mit verhaltenem Atem. Dann fuhr er streichelnd über die ausgerupften Pflanzen, streichelte sie und saß in den Knien.

Vom Berghang zu seiner Rechten sah er Gestalten kommen. Es waren Menschen — Männer, — an der stark gedrungenen Gestalt erkannte er den alten Schäfer Jakob, an der hochgeschossenen Größe den Hofbauer, an der gnengenden Stimme seinen ehemaligen Schulkameraden Bastel Rumpel, am hinkend-hüpfenden Gang den klumpfüßigen Weber.

Da stand er auf und trat zu den Männern, die von der Flurgrenze und dem Hexentanzplatz mit ihren Peitschen kamen und kehrte mit ihnen in das Dorf zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Steigerung der Wehrkraft oder Sittlichkeit?
Von Wilhelm Feld

Nicht allein der Rüstungsindustrie, den Lebensmittelwucherern und anderen ‚treibenden Kräften der Volkswirtschaft' ist die Kriegskonjunktur von Nutzen gewesen. Auch Ideen haben davon profitiert und aufs Gemeinwohl bedachte Bestrebungen. Hier wie dort nicht immer zum Vorteil der Allgemeinheit. Darüber wird man aber wohl erst reden dürfen, wenn die große Masse der Intellektuellen zur Besonnenheit zurückgekehrt sein wird und nicht mehr unter der Herrschaft jener Schlagworte und Doktrinen steht, die vor nunmehr zweiundeinhalb Jahren* ach so viel Verwirrung angerichtet haben. Immerhin, so wie man den ärgsten Auswüchsen der ‚freien Konkurrenz' und der ungezügelten Spekulationsgier auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens energisch entgegentreten mußte, so darf man auch nicht versäumen, gewisse gemeingefährliche Ideen und Vorschläge, die der Krieg emporgebracht hat, schon jetzt mit Nachdruck zu bekämpfen.

Ganz besonders ist es nötig, jenen Bestrebungen auf das Entschiedenste entgegenzutreten, die irgendwelchen materiellen Vorteilen zuliebe sich nicht scheuen, das sittliche Volksbewußtsein zu gefährden. Man sollte meinen, die letzten Jahre hätten auch jenen die Augen geöffnet, die bisher vor lauter Realpolitik, Wirklichkeitssinn, wirtschaftlichem Unternehmungsgeist und wie die schönen Worte für so manche Oberflächlichkeiten heißen, die volkssittlichen Probleme und Forderungen nicht sahen. Indeß weit gefehlt! Vielleicht ärger als je sind gewisse sittlichkeitsblinde Tendenzen am Werke. Nur vielleicht in etwas anderer Richtung. Der alte Gegensatz zwischen Macht und Recht oder besser Sittlichkeit besteht leider fort. Nur wenigen haben die erschütternden Erlebnisse dieses Krieges Selbstbesinnung gebracht, bei vielen dagegen leider eine solche Verwirrung der Begriffe erzeugt, daß die ‚realpolitischen' Befürworter der Macht um jeden Preis gestärkt aus diesem geistigen Zusammenbruche hervorzugehen scheinen. Es nutzt aber nichts, dieser drohenden Gefahr wehleidig zuzuschauen; und schließlich würde es zu einem großen Teile doch an uns selbst liegen, wenn sie sich verwirklicht. Statt tatenlos zu klagen, müssen wir handeln: immer wieder das öffentliche Gewissen aufrütteln und

---

* Dieser Aufsatz ist bereits anfangs 1917 geschrieben worden als Erwiderung auf gewisse Äußerungen in Schmollers Jahrbuch. Dessen damalige Schriftleitung lehnte die Aufnahme mit einer etwas seltsamen Begründung ab. Aber auch einige andere fachwissenschaftliche Zeitschriften konnten sich nicht zur Veröffentlichung entschließen, zum Teil freilich aus stichhaltigeren Gründen. Immerhin waren die Wanderfahrten meiner Handschrift doch recht bezeichnend für gewisse Stimmungen. Daß schließlich Herr Professor Muth mir freie Rede gewährte, ist ein neues rühmliches Zeugnis seiner tapferen, unabhängigen Haltung in dieser Zeit.

daran erinnern, daß die Sittlichkeit über der Macht steht, daß nicht brutaler Egoismus und — mehr oder weniger mißverstandener — Nietzsche=scher Machtwille unser Handeln bestimmen dürfen, wie die Presse des feindlichen Auslandes es so gerne uns ‚Barbaren‘ vorwirft.

Zu den geistigen Strömungen, die durch die Kriegsverhältnisse stark in Schwung kamen, gehört das Interesse an erhöhter Volksvermehrung zur Förderung der staatlichen Wehrmacht. Es wird zwar ruhigeren Zeiten überlassen bleiben müssen, diese Bestrebungen im großen Zusammenhange auf ihre Folgerichtigkeit und Widersprüche* zu prüfen und überhaupt grundsätzlich zu ihnen Stellung zu nehmen. Aber gewisse praktische Einzelvorschläge dürfen auch jetzt nicht ohne Widerspruch durchgehen. Oder sollen wir etwa schweigend zuwarten, wenn allen Ernstes vorgeschlagen wird, die Libertinage und die illegitime Prokreation als den Gipfel staatlicher Tugend hinzustellen? Ich meine nicht. Und wenn jene Stimmen selbst in einer so vornehmen und besonnenen Zeitschrift wie Schmollers Jahrbuch Eingang gefunden haben, ist es wohl höchste Zeit, ihnen energisch entgegenzutreten.

Im Schlußhefte des vorigen Jahrganges schreibt R. E. May wohlüberlegt: Braucht der Staat Kinder, dann soll er sich freuen, wenn diejenigen, die ihre Aufzucht nicht übernehmen können und wollen, wenigstens die Bürde auf sich nehmen, sie in die Welt zu setzen, und die unehelichen Mütter haben Anspruch auf die Dankbarkeit der Gesellschaft (!!). Die Pflicht der Selbsterhaltung, mit der wir auch den Durchbruch durch Belgien rechtfertigten, nötige uns jetzt zu außerordentlichen Maßnahmen und zur Änderung von Urteilen, die, wie die Minderachtung der unehelichen Mutter und die geringe Wertschätzung des unehelichen Kindes, den Bestand des Staates ungünstig beeinflussen. Es möge ‚von oben‘ die Presse veranlaßt und beeinflußt werden, Urteilen entgegenzutreten, die auf diesem Gebiet dem Gesamtinteresse schädlich sind, und eine andere Beurteilung zu verbreiten.

Nun ist die Bevölkerungsvermehrung um jeden Preis denn doch nicht ohne weiteres das Gesamtinteresse, sondern höchstens nur eines unter vielen. Die große Masse tut's überhaupt nicht. Das könnten auch die ärgsten Bevölkerungsfanatiker aus dem Versagen der russischen ‚Dampfwalze‘ gelernt haben. Selbst nüchternste Realpolitiker rechnen ja doch mit biologischen Erwägungen und erstreben vor allem Veredelung der Rasse. Ob aber die durch staatliche Maßnahmen künstlich geförderte, uneheliche Nachkommenschaft in dieser Beziehung eine erfreuliche Wirkung ausüben wird, ist sehr zu bezweifeln. Unter den physiologisch günstigsten Bedingungen pflegt sie im allgemeinen nicht erzeugt zu werden. Herr

* Einige dieser Widersprüche habe ich kurz angedeutet in meinen bevölkerungsstatistischen Untersuchungen über die ‚Züricher Heiraten‘ (Statistik der Stadt Zürich Nr. 19) 1916, S. 198 und 213.

May scheint zwar sich vorzustellen, die Mehrzahl der unehelichen Kinder verdanke ihre Existenz der Sehnsucht der ledigen Frau nach dem Kinde, als ob nicht in Wirklichkeit die außerehelichen Beziehungen der Geschlechter durchwegs auf die bloße Befriedigung des unmittelbaren Triebes statt auf die Kinderproduktion gerichtet wären!* Bei solchen Anschauungen ebenso wie bei den Bestrebungen auf Umwertung der Geschlechtsmoral überhaupt kann ich mich nicht eines gewissen Gefühls sentimentaler Unkenntnis des wirklichen Lebens erwehren.

Die wichtigsten Einwände gegen derartige Forderungen sind aber gar nicht rassenbiologische oder andere Zweckmäßigkeitsgründe, sondern in allererster Linie steht die Frage der gesellschaftlichen Ethik. Und jeder Vorschlag, der nicht einmal versucht, sich mit den sittlichen Grundforderungen auseinanderzusetzen, ist von vorneherein auf das Entschiedenste abzulehnen.

Damit könnte ich die Angelegenheit als erledigt betrachten, wenn nicht Herr May noch eine andere Forderung verträte: Zur bedeutenden und dauernden Förderung der Geburtenhäufigkeit sollen aus öffentlichen Mitteln Anstalten unterhalten werden, welche die Aufgabe hätten, ihnen zugeführte Kinder aufzuziehen. May denkt dabei an die vielen unehelichen, sowie an die Kinder der jetzt außerordentlich zahlreich gewordenen Witwen. Unter beiden Gruppen würden viele Frauen dem Staate gern ein Kind schenken, wenn er ihnen die Last der Aufzucht abnehmen wollte. Darüber hinaus müßten aber im ganzen Lande städtische wie provinziale Kinderheime errichtet werden, wo sowohl diskret wie offen Kinder eingeliefert werden können, gleichgültig, ob sie unehelichen oder ehelichen Ursprungs sind. Damit wären wir also bei den berüchtigten Findelhäusern schlimmster Sorte angelangt, die wahllos alle Kinder aufnehmen, deren sich ihre Erzeuger zu entledigen wünschen.

* Übrigens ist diese letztere sogar bei den legitimen Ehen keineswegs die Hauptsache, oft sogar im Gegenteil eine recht unerwünschte Nebenwirkung! Das ist für manche bevölkerungspolitische Erwägungen wichtig, wurde und wird dennoch häufig übersehen. — Schon das antike Ideal des Heiratsalters war von Überlegungen über die günstigsten Fruchtbarkeitsverhältnisse bestimmt, und auch in unseren Tagen sind es vor allem Rücksichten auf zahlreiche bezw. gesunde Nachkommenschaft, die dazu führen, daß ein gewisses Heiratsalter als das ‚rechtzeitige', mithin als das wünschbare bezeichnet wird. Mehrere Belege hiezu habe ich in meinen ‚Züricher Heiraten' (S. 38 ff. und 209 ff.) beigebracht.

Es darf aber doch nicht verschwiegen werden, daß von jeher auch besonnene Stimmen sich geltend machten. Selbst Süßmilch wies, trotz seines einseitigen Ideals größter Volksvermehrung doch auf die Bedeutung der Ehe als Lebensgemeinschaft der Gatten und für die Kindererziehung hin. Und in den 1840er Jahren erwarb sich der bedeutende preußische Staatsmann J. G. Hoffmann das Verdienst, nachdrücklich zu betonen, daß das Erzeugen von Kindern nicht sowohl ein Nebenzweck als vielmehr die natürliche Folge der meisten Ehen ist.

Die mittelalterlichen Findelhäuser sind gar nichts hiegegen! Damals war man aus caritativen Gründen bewogen, die unehelichen Kinder, die leider einmal da waren, nicht umkommen zu lassen. Der uneheliche Geschlechtsverkehr von deren Eltern sollte damit keineswegs sanktioniert werden. Im Gegenteil: man bekämpfte ihn sogar eifrig und bestrebte sich auch, durch mancherlei Maßnahmen die Kinderaussetzungen so viel als möglich zu verhindern. Erst der modernen Zeit des Machtstrebens war es vorbehalten, bevölkerungspolitische Erwägungen in den Vordergrund zu stellen. Der in seinem tief symbolischen Gehalte so oft verkannte Streit um die Zweischwerterlehre wurde zugunsten des Staates und der Macht entschieden. Die große Volkszahl galt nunmehr als das erstrebenswerte Ziel der Staaten. Die materiellen Faktoren stiegen immer mehr in der öffentlichen Achtung, und für die sittlichen Werte war kein Platz mehr in der Realpolitik. Bezeichnend sind die Bestrebungen des ersten Napoleon, durch eine Reorganisation der Findelhäuser seine soldatische Macht zu stärken. Und was ist der Vorschlag von May und seinen Gesinnungsgenossen — er ist leider nicht der einzige! — viel anderes als dieselbe napoleonische Bevölkerungspolitik des Militarismus? Im Namen der aufgeklärten Staatsraison wird die schrankenlose Kinderproduktion als nationales Verdienst gefördert. Frauen, die nicht sittliche Kraft genug besitzen, ihre Triebe zu beherrschen, werden nicht nur zu wünschenswerten Kriegslieferanten, nein sogar zu Helden und mit der Gloriole patriotischer Opferbereitschaft umgeben. Sie nehmen ja die Bürde auf sich, Kinder in die Welt zu setzen! Der Staat freut sich dessen und die Gesellschaft hat jenen willensschwachen Weibern dankbar zu sein!

Leider steht Herr May mit seinen Forderungen nicht allein. Mit Genugtuung weist er auf ähnliche Vorschläge, die Herr Nassauer in der Sitzung des Ärztlichen Vereines München vom 1. Dezember 1915 gemacht hat. Dessen Ausführungen sind in der Münchener Medizinischen Wochenschrift* nachzulesen. Immerhin muß ich einige Kraftstellen hieher setzen: Deutschland habe ein Lebensinteresse daran, daß möglichst viele Kinder geboren werden. Deutsche Kinder. Ob eheliche oder uneheliche, darf für uns Ärzte, schließlich für den Staat zu diesem Zwecke nebensächlich sein. Jede schwangere Frau hat das Recht, daß dem zu gebärenden Kinde eine Lebensmöglichkeit geboten werde. Wenn ein dienendes Weib sein neugeborenes Kind nur unterzubringen weiß, wenn es fast seinen ganzen Monatsgehalt opfert, so ist das eine ungeheuere Zumutung des Staates, daß diese arme Person ihr ganzes Leben dem Staate opfere (!!), damit er einen Bürger mehr erhalte. Für die unehelichen (und ehelichen) Kinder, die aus Armut der Mütter zugrunde gehen, fehlt es im großen Deut-

* Vom 27. Juni 1916; Jahrgang 63, Nr. 26, Seite 942.

schen Reiche an Platz und Geld, und ebenso für jene Sprößlinge von Mädchen der höheren Stände, die aus Gründen des ‚guten Rufes‘ vor der Geburt vernichtet werden. Hier herrscht ein riesiger Organisationsfehler, der bald ausgemerzt werden muß. Sogenannte moralische Ansichten des Staates oder einzelner seiner Gesellschaftskreise erlauben es nicht, für diese Kinder irgendwie zu sorgen (so?? Zu was anderem sind denn große Teile der öffentlichen und privaten Kinderfürsorge vorhanden?). Sie erlauben auch nicht diese Kindervermehrung zu fördern. (Hier hat Herr N. allerdings einmal recht!) Es muß ein Ort geschaffen werden, wohin man die zukünftigen Staatsbürger (!!) bringen kann. Der Staat wird den größten Nutzen davon haben. (Der Nutzen des Staates! Das ist freilich die Hauptsache für die menschliche Gesellschaft! Gegenüber diesem Standpunkte ist der verlästerte englische Utilitarismus eine geradezu idealistische Philosophie.) Herr Nassauer verlangt nun Anstalten nach dem Muster des berühmten Findelhauses in Moskau, das er vor Jahren gelegentlich eines Kongresses flüchtig gesehen hat. Sie sollen Mutterhäuser heißen; — und hier wird dem klapperdürren Geschäftskalkül das bei uns Deutschen so beliebte sentimentale Mäntelchen umgehängt — eine große Mutter sollen sie sein den Mutterlosen; sie sollen das namenlose Leid der Tausenden von schwangeren Frauen stillen, denen der soziale Staat ihre Mutterfreude hintanhält, denen er unmenschliche Opfer auferlegt in seinem Interesse.

Also auch hier sentimentale Phrasen statt der doch so nahe liegenden, so einfachen und sachgemäßen Forderung, die bestehende Kinderfürsorge, Berufsvormundschaft usw. energisch auszubauen, die unehelichen Väter kräftiger zu Alimenten heranzuziehen und die gesamte Armenpflege mehr sozialpolitisch zu orientieren.* Bezeichnend ist auch die unklare Vermischung zweier sehr verschiedener Grundsätze: Versorgung der nun einmal vorhandenen hilfsbedürftigen Kinder und Förderung einer schrankenlosen Kinderproduktion. Sittliche Bedenken gibt es natürlich auch für Dr. Nassauer nicht. Er weiß, daß Findelhäuser in allen Ländern bestanden (wirklich?); und daß sie teilweise aufgehoben wurden, daß sogenannte(!) moralische Gründe gegen sie ins Feld geführt wurden. Indessen diese pseudomoralischen Bedenken muß der Krieg, wie vieles andere, hinwegspülen. Die große kommende Zeit muß aus der verlassenen Kulturschöpfung des Findelhauses neues Leben schaffen.

Es dürfte genügen, diese Stellen angeführt zu haben. Ihre Widerlegung erübrigt sich. Gefühlvoll scheinende Redensarten ohne Kenntnis der Wirk-

* In diesem Zusammenhange kann ich mir nicht versagen, auf die bedeutsamen Erörterungen hinzuweisen, die Professor K. Oldenberg in Schmollers Jahrbuch über eine rationelle Bevölkerungspolitik des Staates veröffentlicht. Hier spricht der berufene, streng kritische Sachkenner, der das Gebiet in allen Richtungen beherrscht. Besonders sympathisch berührt dabei auch die wiederholte Mahnung, die Vermehrung der Volkszahl stets nur in dem Maße zu fördern, als die Volksgesamtheit fähig ist, ihren Nachwuchs zu versorgen.

lichkeit. Rationalistische kalte Berechnung ohne Ehrfurcht vor den sittlichen Werten. Im gleichen Atem das Pathos der Kultur und die zynische Verachtung der Moral. Der bekannte oberflächliche Intellektualismus gewisser Kreise.

Ich mußte bereits vor einigen Jahren Gelegenheit nehmen, gegen den Vorschlag der Einführung von Findelhäusern in Deutschland aufzutreten. Damals ging die Anregung, Anstalten mit geheimer Abgabe von Kindern einzurichten, von katholischer Seite aus.* Damals legte ich ausführlich dar, wie der Begriff des Verlassens der Kinder dem germanischen Volksempfinden völlig fremd ist, wie er dagegen für das romanische Findelwesen grundlegende Bedeutung hat. Wahrscheinlich waren schon im mittelalterlichen Deutschland die Kinderaussetzungen nicht zahlreich. Jedenfalls ist bei uns seit Jahrhunderten die Unsitte des Verlassens der Kinder glücklicherweise völlig fremd. Wenn in deutschen Landen eine Mutter ihr Kind zur Armenpflege bringt, bittet sie, daß man ihr hilft, das Kind zu erziehen. Und sie begründet das damit, daß sie selbst infolge ihrer Armut ihren natürlichen Pflichten nicht nachkommen kann. Bei den germanischen Völkern steht die Verpflichtung der Eltern an erster Stelle, und die öffentliche Fürsorge greift nur subsidiär ein. In den Ländern des staatlich anerkannten Abandon dagegen hat von vorneherein die öffentliche Wohltätigkeit zum mindesten für die unehelichen Kinder zu sorgen. Deshalb ist hier die prüfungslose Aufnahme die Regel, während in den germanischen Ländern zunächst die Bedürftigkeit und die Zuständigkeit des Falles festgestellt werden muß. Und so gilt auch die Mutter in dem Kinde unterstützt, selbst wenn die Armenbehörde das Kind ganz auf eigene Kosten und in eigner Verwaltung unterbringt und versorgt. Beim Abandon dagegen werden alle Beziehungen zwischen Mutter und Kind zerschnitten. Hier trennt sich die Mutter ‚auf ewig' von ihrem Kind, indem sie es dem Findelhause übergibt. Insofern ist die Drehlade (tour, routa) der symbolische Ausdruck dieses Systems.

Nun legen allerdings May und Nassauer ausdrücklich Gewicht darauf, daß die Mütter das Recht haben müssen, ihr Kind jederzeit wieder zu sich zu nehmen. Von diesem Recht würde manche Mutter Gebrauch machen, deren Verhältnisse oder Erwerbstätigkeit sich inzwischen so gestaltet hat, daß sie das Kind wieder selbst ernähren und beaufsichtigen kann. Damit falle für die Mutter der seelische Druck fort, daß das einmal abgelieferte Kind ja doch für sie verloren sei, ein Druck, der sie zu Vorbeuge-

* Ludwig Ruland, ‚Das Findelhaus', seine geschichtliche Entwicklung und sittliche Bewertung. Heft 9/10 der Veröffentlichungen des Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf; herausgeg. von Prof. A. Schloßmann und Dr. Marie Baum. Berlin (Heymann) 1913. 110 Seiten.

Vgl. hiezu meinen Aufsatz ‚Findelhäuser in Deutschland' in der Zeitschrift für das Armenwesen, herausgegeben von Prof. Klumker, Jahrgang XV, Heft 1 u. 2.

mitteln und zur Abtreibung veranlaßt.* Dem Gedankengang kann man freilich die Folgerichtigkeit nicht absprechen. Die scharfe Trennung des Kindes von der Mutter, die mit dem Abandon verbunden ist, hatte man früher eingeführt, eben um dessen Ausbreitung zu verhindern. Das zeigt treffend noch in neuester Zeit die folgende Stelle aus den Motiven des französischen Gesetzes über den Service des Enfants assistés vom 27. Juni 1904: ‚Souvent la mère sera ou se croira décidée en arrivant à la maison dépositaire, et ne le sera plus quand elle en aura franchi le seuil; souvent elle hésitera, au moment de se séparer de son enfant, à le livrer pour toujours à des mains inconnues.'** Wenn aber der armenpflegerische Standpunkt, der in dieser Findelpflege den Ausschlag gab, aufgegeben wird zugunsten bevölkerungspolitischer Absichten, so müssen natürlich auch die Abandons durch Beseitigung aller sie einschränkenden Maßnahmen gefördert werden.

Und auch die Einführung von Findelhäusern überhaupt, mit unbedingter geheimer Aufnahme aller eingelieferten Kinder, würde ja sehr wahrscheinlich die Volksvermehrung ziemlich fördern. Nicht umsonst hat man die Findelhäuser oft bekämpft mit bezug auf diese Wirkung. Ziemlich bekannt in der Fachliteratur ist ein Zitat aus dem Frankreich des 15. Jahrhunderts: Man befürchtete, daß den Anstalten zu viele Kinder zuströmen würden, weil ‚moult de gens s'abandonneroient et feroient moins de difficultez de eulx abandonner a pescher quand ils verroient que tels bastards seroient nourris davantage.'*** Und auch für die neuere Zeit genügt ein Blick auf unseren westlichen Nachbarn. Er machte im Jahre 1811 die Drehladen mit ihrer geheimen Abgabe obligatorisch in der Hoffnung, damit den seit dem Jahre V der französischen Revolution sehr gesteigerten Aussetzungen entgegenzuarbeiten. Die Mütter sollten dadurch abgeschreckt werden, daß sie durch Einlegen ihres Kindes in die Drehlade ‚auf ewig' von ihm getrennt wurden. Tatsächlich wirkte die Maßnahme freilich gerade entgegengesetzt, weil der Vorteil der Heimlichkeit sich stärker geltend machte als die Scheu vor der ewigen Trennung.

* May fährt fort: Die Krankheiten, die letztere im Gefolge hat, belasten die Krankenkassen und das Volkseinkommen, so daß den Kosten der Aufzucht durch die Allgemeinheit in gewissem Umfange eine Entlastung derselben gegenüberstehen würde. Diese kalte Berechnung scheint mir bezeichnend für die Mentalität jener Herren. Wo Staatsmacht oder gar Geldwerte in Frage kommen, haben die sittlichen Forderungen natürlich nichts mehr zu suchen.

** Übersetzung: ‚Oft wird die Mutter, wenn sie zum Aufnahmehaus kommt, entschlossen sein, oder es zu sein glauben, aber sie wird es nicht mehr sein, wenn sie die Schwelle überschritten hat. In dem Augenblicke, wo sie sich von ihrem Kinde trennen soll, wird sie oft zögern, es für immer unbekannten Händen auszuliefern.'

*** Weil viele Leute leichter sich der Sünde hingeben würden, wenn sie sähen, daß jene Bastarde besser genährt seien.

Konsequent ist also freilich die Haltung der Herren May und Nassauer. Aber darf das entscheidend sein? Es kommt vor allem darauf an, aus welchen Prämissen die Folgerungen gezogen werden. Und da muß nochmals betont werden, daß die höchst einseitige Forderung populationistischer Erwägungen im Interesse der Wehrmacht des Staates entschieden abzulehnen ist. Hier erhebt sich drohend die schwere Frage: Sollen wir für ein paar Tausend oder selbst für Hunderttausende von Soldaten die Gefahr einer Demoralisation des Volksbewußtseins auf uns nehmen? Jede Erleichterung öffentlicher Versorgung der Kinder infolge bereitwilliger Aufnahme derselben schützt zwar auf der einen Seite die persönlichen Interessen der bedürftigen Kinder besser, birgt aber auch gleichzeitig die ungeheure Gefahr, das Verantwortlichkeitsgefühl im allgemeinen zu schwächen. Wir haben uns sehr zu fragen (wenn das überhaupt noch einer Frage bedarf!), ob die Wohltat, die das Kind genießt, oder die Heeresstärkung, die der Staat gewinnt, nicht mehr als aufgewogen wird durch den Nachteil, den die Erleichterung der Hingabe des Kindes seitens der Mutter für die allgemeine Volksanschauung von mütterlicher Pflicht bedeutet. Sicherlich wird eine allzuleichte Aufnahmemöglichkeit das Verantwortlichkeitsgefühl der unehelichen und auch der ehelichen Mütter herabsetzen.

Aber das ist nicht alles; darüber hinaus leidet das moralische Volksbewußtsein überhaupt großen Schaden. Und das muß für uns entscheidend sein. Dem gegenüber dürfen materielle Vorteile nie und nimmer in Betracht kommen.

Hiemit ist das Wesentliche gesagt. Immerhin ist wohl eine Erwägung nicht unangebracht, die im besonderen für die Fachleute des Fürsorgewesens von erheblicher Bedeutung sein muß. Und das ist diese: Während man in Frankreich und Italien alles aufbietet, um das Verlassen der Kinder zu beschränken, sollen wir in Deutschland, wo diese traurige Unsitte glücklicherweise unbekannt ist, sie durch die Gründung von Findelhäusern als staatlich anerkannte und belobte Einrichtung einführen?! Um die praktische Bedeutung des Findelhaussystems in unserer Zeit beurteilen zu können, ist die Kenntnis der Reformbestrebungen in Frankreich und Italien unerläßlich. Auch ist sehr zu beachten, daß diese romanische Kinderversorgung in scharfem prinzipiellen Gegensatze zu dem josephinischen System der österreichischen Landes-Findelanstalten steht, in denen der Abandon samt dem Unfug der Findelkinder nicht anerkannt ist. Ich habe seinerzeit versucht, diese Verhältnisse kurz darzustellen, als ich mich gegen die erwähnte Schrift von Ruland wenden mußte. Die Zustimmungen, welche mir dafür von maßgebenden Praktikern der italienischen und französischen Kinderversorgung wiederholt zuteil wurden, lassen vermuten, daß ich die Verhältnisse im großen ganzen richtig erfaßt habe. Deshalb darf ich wohl auf meine Ausführungen in der Zeitschrift für das Armenwesen und die dort genannte Literatur verweisen.

Die französische Kinderfürsorge ist in Deutschland etwas bekannter als die italienische. Jenes System gilt — abgesehen von der sehr wichtigen neuesten Reform — ja noch jetzt in Elsaß-Lothringen, freilich ohne die geheime Abgabe der Kinder.* Schon 1793 hatte der Konvent in seinem großen Armenpflege-Organisationsgesetz Unterstützungen für die unehelichen Mütter vorgesehen, die ihr Kind selbst aufziehen, statt sich seiner zu entledigen (‚secours temporaires'). Immer wieder kam man im Verlaufe des 19. Jahrhunderts auf diese Unterstützungsart zurück. Eine ministerielle Verfügung von 1862 hoffte, die zeitweiligen Beihilfen sollten eines Tages die ganze Kinderfürsorge umwälzen: ‚Le secour temporaire doit transformer un jour l'ensemble du service.' Und auch das jetzt den Dienstzweig regelnde Gesetz von 1904 räumt den zeitweisen Unterstützungen der Mütter eine hervorragende Bedeutung ein, namentlich zu dem Zweck, das Verlassen der Kinder einzuschränken: restreindre le nombre des abandons. Es wäre noch hinzuweisen auf die Bestrebungen, in Frankreich das Verbot der recherche de la paternité abzuschaffen, die, nachdem bereits in den 1860er Jahren ein erster Gesetzentwurf darüber vorgelegen hat, endlich im Jahre 1912 zu einigem Erfolg gelangt sind. Auch der lebhafte Widerspruch gegen den Antrag eines Deputierten, zur Bekämpfung der Entvölkerung die Drehladen wieder einzuführen, darf hier wohl als ein Kennzeichen der modernen Stimmung in Frankreich angesehen werden.

Während in Frankreich die Materie durch allgemeines Gesetz gleichmäßig für den ganzen Staat geregelt ist, genießen in Italien, das ja überhaupt erst im 19. Jahrhundert zur staatlichen Einheit gelangte, die einzelnen Provinzen ziemliche Freiheiten in dieser Beziehung. — Die legge communale e provinciale von 1865 bestimmte als vorübergehende Maßnahme bis zum Erlaß eines Spezialgesetzes die obligatorische Fürsorge für die verlassenen Kinder durch die Provinzen unter finanzieller Heranziehung der Gemeinden. Diese übrigens sehr kurzen Bestimmungen in Art. 299 der jetzigen Fassung des Gesetzes von 1865, die nur die allgemeinsten Grundsätze der Kostendeckung regeln, gelten noch heute, denn auf das Spezialgesetz wartet man immer noch vergeblich. Die Organisation ist in den einzelnen Provinzen sehr verschieden geregelt. Außer der finanziell-administrativen Seite wurden in den 1860er Jahren besonders die Frage der Überwachung der in Familienpflege auf das Land gegebenen Kinder vom hygienischen Standpunkte aus, sowie die Maßnahmen gegen Verbreitung der Syphilis durch die Findelhäuser mehrfach erörtert. Hiemit beschäftigten sich u. a. der 3. und 4. Kongreß der Associacione medica italiana, die 1866 in Florenz und 1868 in Venedig tagten. Den allgemeinen Fragen

* Vgl. darüber Feld, Die Kinderarmenpflege in Elsaß-Lothringen und Frankreich, geschichtlich, rechtlich und statistisch dargestellt; Dresden 1908. Dort ist auch die neue französische Reform angedeutet. Die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen sind im Wortlaut abgedruckt.

durchgreifender Reform der Findelhäuser hat sich dann später wohl als einer der ersten der Internationale Wohltätigkeitskongreß in Mailand im Jahre 1880 eingehend gewidmet.

Einige der 1866 zum Königreich gekommenen Provinzen haben das obligatorische Findelhaussystem von Anfang an nicht anerkennen wollen. Oft genannt sind die Reformen der Provinz Rovigo, wo seit 1888 als ‚verlassene' Kinder (esposti) nur die wirklichen Findlinge betrachtet werden und der sonst durch die Praxis und auch durch das Gesetz von 1865 anerkannte Abandon abgeschafft ist, so daß hier die Eltern sich ihrer Kinder nicht durch Verbringung in ein Aufnahmehospiz entledigen können. Statt dessen bekommen die bedürftigen Mütter — die ihre Kinder aber anerkennen müssen! — Pflegegeld bezahlt. Nicht ganz soweit wie dort ist man in der Provinz Mailand und wohl auch anderwärts von dem bisher üblichen System abgewichen. Hier bemüht man sich, innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen die Organisation der Brefotrofi umzugestalten in dem Sinne einer Bekämpfung des ungerechtfertigten Verlassens (Abandon) des Kindes seitens der Mutter. Auch hier fördert man die Erziehung der Kinder durch ihre eigenen Mütter, indem man diesen, soweit sie das Kind selbst unterhalten, für das erste Lebensjahr des Neugeborenen das gleiche monatliche Pflegegeld wie sonst den Pflegeeltern gewährt. Aber man beschränkt die Aufnahme nicht auf eigentliche Findlinge, sondern nimmt entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen auch die kleinen Kinder, die von den Müttern in die Anstalt gebracht werden, soweit diese zuständig sind, d. h. ledig oder mindestens seit 300 Tagen verwitwet sind und wenigstens ein Jahr in einer Gemeinde der Provinz Mailand Wohnung haben. Die Zuständigkeit wird in jedem Falle strenge geprüft. Damit ist das segreto materno tatsächlich beseitigt. Trotzdem es bekanntlich für die Geburtsanzeige beim Zivilstandesamt immer noch besteht, indem hier die Mutter nur mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung genannt werden darf. Wegen dieses Widerspruchs halten mehrere Rechtslehrer die Nachforschungen nach der Mutterschaft der den Hospizen übergebenen Kinder für ungesetzlich. — Soweit die Mütter ihr Kind, das sie der Anstalt übergeben, anerkennen, gewinnen sie das früher erwähnte Recht auf persönlichen Verkehr mit dem Kinde.

Zusammenfassend ist zu sagen: die Verfechter der modernen Reformbestrebungen in Italien gehen von der Anschauung aus, daß der Staat bei der gegenwärtigen Organisation der öffentlichen Kinderfürsorge mitschuldig ist an dem Verlassen der Kinder durch die Eltern, an diesem vom moralischen Standpunkte höchst beklagenswerten Brauch des Abandon, der in unserer Zeit auch wirtschaftlich keine Berechtigung mehr hat und von anderen Völkern als eins der schimpflichsten Verbrechen angesehen wird. Die erste Pflicht des Staates sei es hier, zu verhindern, daß sich jemand der natürlichen Pflichten gegen das Wesen, das er in die Welt gesetzt, entzieht. Man verlangt von der Gesetzgebung als Grundlage einer radikalen Umgestaltung des Findelhausbetriebes, daß die Erklärung der Mutterschaft

obligatorisch gemacht und die Nachforschung nach der Vaterschaft zugelassen wird. Das Verbot der letzteren hat in mehreren italienischen Partikularrechten schon früher bestanden, allgemein aber ist es bekanntlich erst im 19. Jahrhundert eingeführt worden. Schon bald wurde die Bestimmung bekämpft, z. B. schon 1864 von Senator Gabba. Bereits 1875 war ein Gesetzentwurf zur Aufhebung des Verbots in der Deputiertenkammer eingebracht worden (Sitzung vom 14. Juli). Der blieb freilich erfolglos wie die späteren Bestrebungen in der gleichen Richtung. Daß die Nachforschung nach der Vaterschaft immer noch verboten ist, wird von den Reformern als eine inferiorità umiliante für Italien bezeichnet. Sie schließen aus dem Erfolge der modern geleiteten Anstalten wie z. B. des Mailänder Findelhauses, daß man mit den Forderungen auf dem rechten Wege sei und daß die Verwaltung sich entschieden von dem alten System des einfältigsten Bureaukratismus freimachen müsse, der in den meisten Findelhäusern noch bis vor kurzem geherrscht habe oder auch noch herrsche ‚per inerzia o per paura di cio che sia di nuova,' aus Trägheit oder aus Angst vor etwas Neuem.

Die gegenwärtige Entwicklung der Findelpflege in Italien ist für unsere Frage von großem Interesse. Italien ist das klassische Land der Findelhäuser. Freilich war das System von jeher wohl am ausgeprägtesten in Süditalien, wo auch die Drehladen ihre größte Bedeutung hatten, während die neueren Tendenzen von Norditalien ausgehen, das bekanntlich in vielen Beziehungen sich stark vom Süden unterscheidet. Dieser wird sich aber auf die Dauer kaum den Bestrebungen in Norditalien — dessen größte Stadt, Mailand, als capitale morale des gesamten Königreichs anerkannt ist — entziehen können, namentlich, wenn es gelingt, eine einheitliche Gesetzgebung im Sinne der Reformen durchzuführen.

Hoffentlich wird diese höchst erfreuliche Entwicklung in den führenden romanischen Ländern nicht durch populationistische Erwägungen ähnlich jener der Herren May und Nassauer gestört. Daß diese bei uns nicht durchdringen, dafür zu sorgen ist nun unsere eigene Sache!

Man wird mir einwenden, daß ich mit Kanonen nach Spatzen geschossen habe, daß Meinungen wie die hier bekämpfte bei uns doch niemals wirksamen Einfluß zu gewinnen vermöchten. — Wohl niemand würde lieber als ich diese Überzeugung teilen. Indes, einstweilen ist es mir leider nicht möglich, die Zeichen der Zeit in diesem Sinne zu deuten. Beängstigend oft werden neuerdings Äußerungen jener Art aus den verschiedensten Lagern laut. Ihre Zusammenstellung würde manche Seite füllen und dürfte — so völlig nutzlos sie auch sonst wäre — wenigstens die eine gute Wirkung haben, auch den optimistischsten Zweifler unfehlbar von der Größe der drohenden Gefahr zu überzeugen. Ich kann mich nicht damit abgeben, möchte andererseits aber nicht unterlassen, wenigstens noch ein Beispiel anzuführen, das den Kranz der Fakultäten sinnig ergänzt und nach dem

Gottesmann, dem Staatsmanne und dem Mediziner nun auch einen Vertreter der schönen Künste zu Worte kommen läßt. Ich verdanke seine Kenntnis einem freundlichen Hinweis des Herausgebers dieser Blätter, und es steht auf S. 13 f. eines Schriftchens aus W. Borngräbers Verlag: ‚Zur Förderung der Persönlichkeiten', eines auch im übrigen recht konfusen Machwerks, das zur unfreiwillig trefflichen Kennzeichnung der Verfasser, Herr Artur Trebitsch, in tadellosem Schwunge Romain Rolland zusammen mit — H. St. Chamberlain, dem ‚Deutschen' (!!), widmet. — Unwillkürlich hört man den edlen Dichter unseres Nachbarlandes das Goethewort abändern „. . . daß ich mich in der Gesellschaft seh'". — Nun aber unsere Belegstelle:

‚So wird denn die Not nach diesem Kriege ein gewaltiger Antrieb sein zur Neugestaltung des Lebens. Und wo vordem, befangen in den Geboten und Institutionen, der Mensch sich nicht zu befreien vermochte von Qual und Lüge, da wird das staatserhaltende Bedürfnis der Mächtigen (diese Offenheit verdient Anerkennung!) nach Hilfe Ausschau halten, der entvölkerten Erde baldigst den geeigneten Nachwuchs zu schaffen, und — um dies zu erreichen — wird gebrochen werden müssen mit törichten Satzungen (?), die es der Frau bis heute zur Sünde anrechneten, wenn sie ihre erste und oberste Pflicht gegen das Leben erfüllte, wenn sie gebar! Der Staat aber wird ungestüm nach reichlichem und gesundem Nachwuchs verlangen, und also wird er — die Sittengebote umstürzen müssen, die jenem Verlangen störend im Wege stehen! Und mit der Förderung der Staatsraison Hand in Hand wird die Wandlung der moralischen Gebote gehen! . . . Damit aber der liebenden Vereinigung zweier Menschen nicht durch die furchtbare Last der Verpflichtung ein Riegel vorgeschoben bleibe, wie heute — jener Verpflichtungen, die nicht jeder, und gerade der im Vollbesitz der zeugenden Kraft stehende Mann nicht immer eingehen will (!) und kann — muß nunmehr — der gleichen Staatsraison zuliebe — zum Gesetz erhoben werden, daß für jene Kinder, für die weder die legitimen Eltern, noch die Mütter allein zu sorgen vermögen, der Staat die Erhaltungspflichten auf sich nimmt . . .'

Gewiß, der Einsichtige hat für solche Entgleisungen nur ein Achselzucken übrig. Aber auf den konventionellen Gedankengang der großen Masse — auch unter den Gebildeten — wirken sie schließlich doch wie ein schleichendes Gift, das heimtückisch immer weiter eindringt und sogar wichtigste, lebensnotwendige Funktionen des Gesamtorganismus über das ursprünglich angegriffene Organ hinaus zerstört. Wenn wir nichts hiegegen unternehmen, so wird es nicht lange dauern, bis die Verherrlichung der ledigen Mutterschaft ein patriotischer ‚Gewinn' der Volksseele geworden ist. Die Angelegenheit ist in der Tat von großer praktischer Bedeutung und fordert ernstliche Selbstbesinnung und mutigen Kampf.

Ganz besonders auch deshalb, weil ja doch noch etwas weitaus Höheres in Frage steht als lediglich die unmittelbare praktische Bedeutung des Einzel-

falles. Ist dieser doch symptomatisch für die allgemeine Verwilderung unseres Sittlichkeitsempfindens: Auf geradezu allen Gebieten gewinnt die brutale Politik der materiellen ‚Zweckmäßigkeit' an Anhängern. Überall ist für sittliche Bedenken kein Raum mehr, wo immer im staatlichen Interesse Ansprüche erhoben werden. Die ‚Bedürfnisse der Allgemeinheit' — die so oft doch nichts anderes als der vorübergehende Nutzen beschränkter Personengruppen sind — werden den Forderungen der Sittlichkeit mit einer erschreckenden Selbstverständlichkeit in zynischer oder dumm-dreister Offenheit vorangestellt. So weit ist es jetzt schon in weitesten Kreisen der öffentlichen Meinung gekommen!

In ruhigeren Tagen war man wenigstens theoretisch einig, daß wahrlich niemals die Allgemeinheit an irgend etwas nur annähernd so viel Interesse haben darf als gerade an der Sittlichkeit: Die Sittlichkeit ist das Allgemein-Interesse! Heute schwebt diese grundlegende Wahrheit unseres gesamten Seins in größter Gefahr, der überwiegenden Mehrheit aller Bildungs-, Partei- und Berufsschichten durch die herrschende Strömung der Tagesschriftstellerei — auch eines großen Teils der professoralen und theologischen! — ausgeredet zu werden. Das ist wohl die Sorge, die das kleine zerstreute Häuflein der besonnen Gebliebenen gegenwärtig am schwersten bedrückt. Aus dieser Sorge heraus, und gerade mit Rücksicht auf die allgemeine Gefährdung der öffentlichen Moral, glaubte ich, in dem hier behandelten Sonderfall warnend die Stimme erheben zu sollen. Möchte sie nicht ganz ungehört verhallen.

Adalbert Stifter / Zum 50jährigen Todestag des Dichters / Von Joh. Peter

In schlichten Worten will ich meinem großen Landsmann, der noch heute so mächtig in allen deutschen Herzen seine Wunder wirkt wie zur Zeit seines künstlerischen Schaffens, meinen Preis und Dank für die unvergleichlichen und fruchtbaren Stunden der Weihe und sittlichen Erhebung zollen, überzeugt, daß Tausende mit mir eines Sinnes sein werden, denen ihr Stifter das gleiche ist und bleibt wie mir: ein Dichter, Erzieher und Lehrer von Gottes Gnaden, ein Priester der Kunst, ein Freund im wilden Lebenssturme, der uns immer den Blick ins Höhere, Unendliche und Ewige erheben und nicht verzagen heißt.

Ich war ein sechzehnjähriger Jüngling, als ich zum erstenmal seinen „Hochwald" in die Hand bekam. Wohl hörte ich schon vorher auf der Schulbank aus Lehrers Munde begeisterte und begeisternde Worte über den Leinwebersohn aus Oberplan, der es bis zu den sonnigen Höhen des Geisteslebens gebracht und in der stattlichen Reihe berühmter Österreicher einen dauernden und ersten Rang einnimmt — aber ich kannte noch keines seiner Bücher, kannte auch noch nicht jene unermeßlichen Wälder und jenen märchenhaften See, die er so wundervoll geschildert, denn meine Wiege stand im mittleren Drittel des Böhmerwaldes, am Ursprunge der Moldau, die er nur als ein silberglänzendes Band kannte, während ich so oft sinnend und träumend in ihr dunkles, rätselhaftes Heimatreich, den gewaltigen Moorfilz am Südostfuße des urwaldgewaltigen Schwarzberges, schaute und Zeuge ihrer ersten Wanderung durch Moor und Wald und Heideland, über ausgewaschene Wurzelstöcke und wuchtige Granit- und Gneisblöcke war. Als ich aber später auch seine südliche Heimat kennen gelernt, wo ich bereits die Kraft des Unterscheidens und Vergleichens besaß, da ward es mir klar, daß es tief zu bedauern ist, daß Stifter nie über den Dreisesselberg hinausgekommen ist, wo erst der wildschöne, der eigentliche Böhmerwald so recht beginnt und sich über die vorweltlichen Waldwildnisse des Kubani, Lusen, Rachel, Falkenstein und Arber bis zum doppelgehörnten Osser hin erstreckt, mit dem sich Stifters Heimat nur schwach vergleichen läßt. Wie hätte er uns beispielsweise erst den Rachelsee oder den Urwald am Bärenriegel und am Kubani geschildert, wenn er schon dem Plöckensteiner See und den Dreisesselwäldern solche Töne der Sprache abgewann, die uns bis ins tiefste Herz erschauern machen!

Als ich den „Hochwald" zum erstenmal las, traf es mich wie ein Gotteswunder. Eine Reinheit und Heiligkeit erfüllte mein Gemüt, wie wenn ich an der Seite des allmächtigen Herrgottes durch die Sonntagsruhe jener fernen Forste geschritten wäre und dem Sausen der Tannennadeln gelauscht hätte. Eine schier herzverzehrende Sehnsucht erfaßte mich, zu jenem Zaubersee hinüberzufliehen, um dort in der Allmacht der gewaltigen Hochwaldnatur aufzugehen, des Kondors Schwingen wünschte ich mir, um

diesen Flug ins Weite, Unbekannte, Unermessene, Romantische, Rätselhafte in wenigen Minuten zu vollbringen — und so wird es jedem ergangen sein, der zum erstenmal den Zauber der Stifterschen Muse aus dem „Hochwald" empfangen.

Und es kam die Zeit, wo ich, freilich schon ein gereifter Mann, auch diese heilige Sehnsucht befriedigen und meine Wallfahrt — ich darf diese Reise wohl so nennen — nach Oberplan, der Heimat meines großen Landsmannes, antreten konnte.

Ach ja, diese Heimat mußte einen Dichter hervorbringen, denn schön ist sie über die Maßen, die verkörperte Poesie selbst. Die Jugendeindrücke auf das sinnige Gemüt des Dichters mußten hier zum dichterischen Ausdruck drängen, und Stifters ganze Poesie ist ja nichts anderes als ein Abglanz seiner sonnigen Waldjugendzeit. Ich sah all' die hundert oft unscheinbaren Dinge, an denen der Weltmensch achtlos vorübergeht und denen der feine Natursinn des Dichters so viele feine und ansprechende Seiten abgewonnen; ich stand am unheimlichen „Naturauge" des Plöckensteiner Sees, sah die „Braue" seiner Felswand und die „Wimper" seiner Tannen, bestieg den „blauen Würfel" der Ruine Wittingshausen und sandte meinen Freudenblick von der erhabenen Felsenzinne des Dreisesselberges hinaus in drei herrliche, gesegnete Länder, deren Namen wir in Stifters Schriften so oft begegnen, und ich stand vor seinem Geburtshause, vor dem noch der wuchtige Granitblock liegt, der unserm Dichter den Stoff zu seiner sinnigen Idylle „Granit" geliefert. Ich sprach mit seinen Neffen und mit seiner hochbetagten Schwägerin, die in diesem Hause wohnen und alljährlich viele fremde Bewunderer ihres großen Oheims und Schwagers kommen und gehen sehen, ich las die Gedenktafel, die die dankbare Heimatsgemeinde an des Dichters Geburtshause anbringen ließ, und erfuhr so, daß dieser in diesem Hause am 23. Oktober 1805 das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater, ein Weber und kleiner Feldbauer, betrieb einen schwungvollen Flachshandel, wobei er auf einer Fahrt nach Oberösterreich durch den stürzenden, schwer beladenen Wagen das Leben verlor, gerade als unser Dichter zwölf Jahre alt war. Seine „herrliche Mutter", wie er sie selbst nannte, „ein unergründlicher See von Liebe", hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Teil seiner Schriften geworfen. „Aus ihrem Herzen, dem er so oft und gern lauschte, sog er jene Weichheit und Phantasiefülle, die sie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn." (Heidedorf.) Mächtiger noch als sie wirkte seine uralte Großmutter Ursula auf sein empfindsames Gemüt, jene seltsame Frau, die er im „Heidedorf" mit so viel Liebe und rührender Einfalt geschildert, die er eine lebendige Chronik und Dichtung nennt. Und ebenso wohltuend auf die dichterische Entwicklung des Knaben war der Einfluß seines Großvaters Augustinus, dem wir in der „Mappe meines Urgroßvaters" und in „Granit" so gerne begegnen und lauschen.

Die Knabenjahre vergingen dem Dichter mit Schulbesuch und Vieh-

hüten auf dem nahen Roßberg, wo er im Umgange mit der Natur all' die kleinen Dinge kennen lernte, die er später so unnachahmlich geschildert, daß wir staunen müssen über die seltene, ja einzige Naturbeobachtung und das fein entwickelte Naturgefühl unseres Walddichters, der auf diesem Gebiete keinen Rivalen, geschweige einen Meister gefunden.

Der Ortskaplan bezeichnete den Knaben als ‚gänzlich talentlos', aber Stifter machte sein Urteil hinfällig, als er von 1818 bis 1826 am Gymnasium der Benediktinerabtei Kremsmünster in Oberösterreich seinen Mittelschulstudien oblag und sich als einer der fleißigsten und fähigsten Schüler erwies. Er bildete sich hier auch in der Musik und im Zeichnen aus und brachte es selbst in der Landschaftsmalerei zu einer gewissen Fertigkeit.

Nun bezog er die Wiener Hochschule, um die Rechte zu studieren, wandte sich aber bald der Philosophie und den mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien zu, die so recht sein Element waren. Auch die schöne Literatur betrieb er eifrig und seine ersten dichterischen Versuche fallen in diese Zeit. Als Stundengeber mußte er für seinen Lebensunterhalt sorgen, und er hatte das Glück, in vornehmen Häusern zu unterrichten, so beim Grafen Colloredo und beim Fürsten Metternich, was den Kreis seiner Welt- und Menschenkenntnis wesentlich erweiterte. Mit Begeisterung schwelgte er in den Kunstschätzen der Kaiserstadt, betätigte sich als Schriftsteller und Maler und arbeitete mit rastlosem Fleiße an seiner geistigen Ausbildung. Die Ferienzeit verbrachte er gewöhnlich in Oberplan oder im benachbarten Friedberg, wo sein Herz in inniger Liebe zu der Kaufmannstochter Fanni Greipl entbrannte, die jedoch eines anderen Gattin wurde. Er konnte sie nie vergessen und im ‚Waldgänger' hat er ihr ein schönes, rührendes Denkmal gesetzt.

Der Ersatz, den er für Fanni in Amalia Mohaupt fand, mit der er sich 1837 verehelichte, war kein besonders glücklicher; denn Stifters Gattin, die nur von den ‚guten Geschäften', die der Dichter machte, begeistert war, war eine beschränkte, nüchterne Frau, die kaum einen ordentlichen Brief zu schreiben vermochte. Auch blieb ihre Ehe kinderlos. Trotzdem hat sie der Dichter mit dem großen, edlen Herzen tief und treu geliebt, wie so viele Stellen aus seinen Briefen beweisen, und in der etwas übertriebenen Erzählung ‚Aus dem bayerischen Walde' setzte er auch ihr ein Denkmal, das sie durch das ‚glückliche Zusammenleben' in den letzten Jahren des Dichters wohl verdient hatte.

Noch immer hatte Stifter keine feste Anstellung, sondern er lebte von dem Ertrage seiner Schriften, vom Unterrichterteilen und vom — Malen; denn in der Landschaftsmalerei brachte er es zu ganz achtenswerten Leistungen, die in Kunstkreisen geschätzt und auch gekauft wurden.

Das Sturmjahr 1848 ging an ihm wirkungslos vorüber — er blieb der ruhige, sinnige Gemütsmensch wie früher und suchte Trost in der Kunst und Natur. Mit Unwillen erfüllte ihn die aufgeregte Zeit. ‚Möge Vernunft und Menschlichkeit siegen, zwei Dinge, die jetzt fast aus der

Welt geflohen zu sein scheinen,' schreibt er an seinen Verleger Heckenast, und in einem anderen Briefe an denselben heißt es: ‚Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empört sich, selbst der Tod ist süßer als solch ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Tierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja, nicht bloß hervorzubrechen, sondern zu terrorisieren.'

Er verließ daher Wien und siedelte nach Linz über, wo er eine zweite Heimat fand, ihm so lieb wie sein Böhmerwald. ‚Wien hab' ich satt,' schreibt er an seinen Bruder, ‚und alle meine Wünsche stehen in mein geliebtes Oberösterreich'. Auch ‚das teure Oberösterreich' nennt er dieses Land, das seine gesegneten Fluren bis an den Dreisesselberg heransendet und wo er seine vorzügliche Bildung empfangen. Fleißig wanderte er dies- und jenseits der Donau herum, dichtete, malte, sammelte, bis er 1850 vom Unterrichtsminister Grafen Leo Thun die Stellung eines Landesschulinspektors über die Volksschulen Oberösterreichs und damit auch ein fixes, geregeltes Einkommen erhielt. Gleichzeitig aber stellte sich auch sein Leberleiden ein, das ihn nicht mehr verließ. Viel Müh' und Verdruß brachte ihm sein Amt, doch trug er die Bürde mit Geduld und erfüllte seine Pflichten in mustergültiger Weise. Die Anerkennung dafür blieb nicht aus. Schon 1850 verlieh der Kaiser dem Dichter die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, 1854 erfolgte die Auszeichnung mit dem Ritterkreuze des Franz-Joseph-Ordens, und 1867 sandte der Großherzog von Sachsen-Weimar den Hausorden vom weißen Falken. Überglücklich fühlte sich Stifter, als es ihm vergönnt ward, 1857 in Triest das Meer zu sehen, das er ‚nach dem Sternenhimmel als das Größte und Schönste, was Gott erschaffen hat', bezeichnet. Von Triest ging's nach Oberitalien und über die Alpen zurück nach Linz.

Vom Jahre 1863 an machte ihm sein Leberleiden, das allmählich in Leberschwindsucht ausartete, immer mehr Beschwerden. Die Kuren in Karlsbad und Kirchschlag bei Linz sowie die Waldeinsamkeit am Dreisesselberg, wohin er immer wieder flüchtete, brachten ihm keine Heilung, und seine ganze Sehnsucht war auf Ruhe gerichtet. So erfolgte 1865 seine Pensionierung mit vollem Gehalte, und obendrein erhielt er noch den Hofratstitel, so daß er jetzt beglückt ausruhen durfte: ‚Nun ist Ruhe in meinem Herzen und die Gesundheit ist die sichere Folge!'

Doch nur drei Jahre währte diese Ruhe. Am 28. Januar 1868 um 8 Uhr früh hauchte der Sänger des „Hochwald' im Alter von 63 Jahren seinen großen, reinen Geist aus. In Linz wurde Stifter begraben und sein Grab mit einem Pyramidendenkmal geschmückt. 1883 bettete man auch die Gattin an seine Seite. 1887 wurde ihm auf der Felswand über dem Plöckensteiner See ein weithin sichtbarer Granit-Obelisk gesetzt und

sein Vaterhaus mit einer Gedenktafel geschmückt. Linz setzte ihm vor ein paar Jahren ein würdiges Denkmal, und auch Oberplan hat diesem Beispiele bereits Folge geleistet. Heute ziert den ‚Stifterpark', wie der Gutwasserberg genannt wird, ein herrliches Denkmal des großen Böhmerwaldsohnes.

Trefflich hat die Freifrau Emilie v. Binzer unsern Lieblingsdichter folgendermaßen charakterisiert: ‚Stifter überschätzte sich nicht. Seine Sachen wurden gesucht und für Deutschland glänzend bezahlt, welches sie höher geschätzt hat als er selbst. Sein Wesen war weder vornehm, noch gemein; zum ersten fehlte ihm der hergebrachte Weltton, den er wahrscheinlich nie erstrebt hat, am zweiten hinderte ihn die Feinheit seiner Seele. Er war taktvoll, wie alle wahrhaft guten Menschen es immer sind, denen ein feines Gefühl sagt, was verletzen kann. Ein Gefühl edler Schicklichkeit verließ ihn nie; er achtete auch eine höhere weltliche Stellung und erwies ihr die herkömmliche Ehre, doch stand ihm geistige und moralische Bedeutsamkeit weit darüber.'

Es ist Stifter der Vorwurf gemacht worden, daß seine Novellen zu arm an Handlung und psychologischen Konflikten, dagegen um so reicher an Naturschilderung und Kleinmalerei sind. Und das nicht mit Unrecht. Fast will es uns gemahnen, als ob ihm die Landschaftsmalerei Zweck und die Handlung nur Mittel zum Zwecke sei. Das finden wir im ‚Hochwald', in ‚Heidedorf', ‚Waldgänger' und ‚Bergkristall' ebenso wie in ‚Nachsommer' und ‚Witiko', doch können wir uns eine solche Landschaftsmalerei gar wohl gefallen lassen, die ein Sonntagsgemüt tausendmal mehr anspricht als all der kurzlebige Wust unserer Modedichter. Wenn man an Stifters Naturschilderungen etwas aussetzen will, so ist es die behagliche Breite, die ermüden würde, wenn nicht eben ein Stifter zu uns spräche; denn in der Ausschmückung und Ausführung bis ins Allerkleinste hat er nicht seinesgleichen in der ganzen deutschen Literatur, und wenn es auch an Nachahmern nicht gefehlt hat, so sind diese gegen den Meister doch nur Stümper geblieben.

Stifter kam zur rechten Zeit mit seinen Böhmerwaldgeschichten, wie Rosegger zur rechten Zeit mit seiner Waldbauernpoesie erschien. Beide Gebiete waren damals neu und beide haben Meister gefunden, die in ihrer Art nicht erreicht werden können.

Wohl würde Stifter mit seinen breit angelegten und behaglich ausgeführten Schilderungen heute einen schweren Standpunkt haben; die Redaktionen würden ihm gerade das streichen, was er beabsichtigt und gewollt, und von so mancher Novelle würde oft nichts übrig bleiben als das ärmliche Gerippe der ohnehin dürftigen Handlung. Es ist ein Glück für unsere Literatur, daß der seelenvolle, gottbegnadete Natur- und Seelenmaler nicht in die Hände dieser Herren geriet; denn sonst müßten wir mit einem verstümmelten Stifter vorlieb nehmen.

Aber auch an lebhafter Handlung und psychologischer Vertiefung läßt

es Stifter nicht immer fehlen. ‚Brigitta‘, ‚Abdias‘, ‚Der Hagestolz‘, ‚Die Narrenburg‘ und ‚Der beschriebene Tännling‘ sind Meisterwerke in diesem Sinne, womit er mit jedem Meister tiefer Konflikte und psychologischer Motivierungskunst in die Schranken treten kann. Immer aber haben Stifters Dichtungen den großen Vorzug, daß man sie immer und immer wieder mit dem gleichen Genusse, mit der gleichen erhabenen, ja heiligen Stimmung, die uns oft zur wahren Frömmigkeit erhebt, immer mit der reinsten Andacht vor Kunst und Natur und vor dem Göttlichen in beiden lesen kann, daß man immer wieder gern zu ihnen zurückkehrt wie zu einem schönen Landschaftspunkte, der sich uns ins Herz geschmeichelt, daß man aus ihnen immer wieder Neues lernt, was zur Veredelung, zur Weihe und zur Heiligung unseres Gemütes und zur Läuterung und Festigung unseres Charakters beiträgt. Sind doch seine ‚Studien‘ so fein abgetönte- und geklärte Landschafts- und Seelengemälde, in denen der tiefsinnige, ja göttliche Zusammenhang zwischen der Gemütswelt und der Natur so rein, so weihe- und überzeugungsvoll zum Ausdruck kommt in einer Sprache, die so reich an wundersamen Worten und Bildern ist, daß man Stifter einen Meister deutscher Prosa nennen und ihn neben Lessing und Goethe stellen muß. Sein Sprachgefühl und sein Sprachreichtum ist überhaupt erstaunlich. Für jeden noch so unklaren Seelenzustand, für die rätselhafteste, verborgenste Naturerscheinung, für jeden Affekt des Gemütes, für das unscheinbarste Ding, das er in den Kreis seiner Schilderung zieht, findet er das erlösende Wort, das klar bezeichnende Bild, das wir fühlen und auch verstehen, was eben ein großer Vorzug seiner wundervollen, unvergleichlichen Sprache ist. Das kann man von unsern Modernen nicht immer behaupten; sie gefallen sich in Bildern, die so dunkel sind, wie ihrer ganzen Rede kurzer Sinn, womit sie zwar blenden, aber nicht erwärmen und überzeugen.

Und was Stifters Dichtungen erst die Krone aufsetzt, das ist der Geist der Reinheit, der Sitte und der Frömmigkeit, der aus jeder Zeile spricht und seine seelischen Wunder beim Leser wirkt. Zarteres, Innigeres und Heiligeres kann man sich nicht mehr denken, als Stifters Poesie; ein sittlicher Ernst, eine Gottes-, Menschen-, Tier- und Naturliebe erfüllt sie, daß wir uns bewundernd vor dem Dichter beugen und seine goldene Lebensweisheit nachahmend betätigen. So könnte man seine Schriften jedem Kinde in die Hand geben — überall und zu jeder Zeit wirken sie erhebend, reinigend, veredelnd und anregend, so daß Stifter wohl immer ein Liebling des deutschen Volkes bleiben wird, was nach dem ethischen, moralischen und ästhetischen Werte seiner Dichtungen auch gar nicht anders sein kann.

Seine ersten, Aufsehen und Begeisterung erregenden Novellen erschienen unter dem Titel ‚Studien‘. Sie enthalten in zwei Abteilungen 13 durchwegs vollwertige Erzählungen, worunter der ‚Hochwald‘ seiner wunderbaren Waldromantik wegen eine ewige Perle deutscher Novellistik bleiben wird.

Dann folgten die ‚Bunten Steine‘, in denen wir derselben edlen und warmen Sprache begegnen wie in den ‚Studien‘, was ganz besonders vom ‚Bergkrystall‘ gilt. Wie hier Stifter den Schneefall geschildert, das steht einzig in der deutschen Dichtung da.

Der ‚Nachsommer‘, der dem Dichter eine Herzenssache war, den er selbst für sein bedeutendstes Produkt, für das Werk seiner künstlerischen Reife erklärte, welches selbst seine ‚Studien‘ überdauern werde, ist eine in allen Teilen abgerundete Dichtung voll lehrreicher Partien von der durchsichtigsten Klarheit antiker Schriftsteller.

Dasselbe gilt auch von seinem dreibändigen historischen Romane ‚Witiko‘ und von seinen nachgelassenen ‚Erzählungen, worunter ‚Der Waldgänger‘ die Perle ist.

Überall spricht aus seinem einfältigen, metallstarken und goldenen Männerherzen ruhige Klarheit und Sitte und die über jeder Zeile schwebende Ahnung eines Dauernden und Unendlichen, so daß er mit gutem Rechte von sich sagen durfte: ‚Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich sage, daß meine Bücher keinen Zeitwert haben und der Mode unterliegen, sondern daß sie dauern werden, weil sie nicht auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder bloßer Neugierde ausgehen, sondern auf Erfüllung eines schönen Gemütes!

Kleine Bausteine

Ernest Psichari, der Enkel Renans*
Von H. J. Terhünte

Wohl eine der meist beachteten Bekehrungen im zeitgenössischen Frankreich ist die Ernest Psicharis. Zunächst weil er, der Enkel Renans, in bewußten religiösen Gegensatz zu seinem Großvater trat, sodann weil seine Seelenänderung den Seelenzustand vieler Altersgenossen widerspiegelt, und endlich weil er seine Seelenkämpfe in zwei vielgelesenen Büchern geschildert hat.

Ernest Psichari wurde am 27. September 1883 zu Paris geboren. Der Vater, ein Grieche, Jean Psichari, Professor des Neugriechischen an der École des Hautes-Études, ließ sein Kind zwar griechisch-orthodox taufen, verwarf aber als begeisterter Anhänger des 18. Jahrhunderts das Christentum als Erziehungsfaktor und glaubte sich mit den Idealen des Heidentums begnügen zu können. Die Mutter, Noémi Renan, voll Liebe und Begeisterung für ihren Vater, legte schon früh die Werke desselben in die Hände des Knaben.

Ernest studierte zu Paris in den Lyzeen Henri IV und Condorcet und hörte nachher Philosophie, besonders bei Frédéric Rauh, der über einen glänzenden Vortrag verfügte und die jungen Leute zu begeistern wußte, aber durch seine Lehren das Fundament jeglichen Dogmatismus zu untergraben suchte. 1902 bestand Psichari mit Auszeichnung seine Lizens in der Philosophie. Innerlich war er jedoch nicht befriedigt, wie einige seiner Verse zeigen, die er um diese Zeit veröffentlichte und die, wie die Gedichte Verlaines und Mallarmés, den Zwiespalt der Seele verraten, die der Wissenschaft nicht froh wird, da diese so viele Widersprüche aufweist, und die die trügerischen Sinnenfreuden haßt, da sie nur verwunden und unterjochen. Es genügt ihm der geistige Dilettantismus Renans nicht mehr, der nicht in die letzten Fragen eindringt, sondern den Geist darüber schweben läßt und keine Antwort findet.

Unschlüssig über seinen Beruf, trat Psichari Ende 1902 beim Militär ein, entdeckte dort die Disziplin, nach der sich sein Herz gesehnt, verzichtete auf die Fortsetzung der Studien an der Sorbonne, ging als einfacher Ka-

* Ernest Psichari: Terres de soleil et de sommeil, Paris, Calman-Lévy 1908 L'Appel des Armes, 29. Aufl. Paris, Oudin et Cie 1912. Le Voyage du Centurion, 35. Aufl. Paris, Conard 1916. — Massis: La Vie d' Ernest Psichari, Paris, Librairie de l' Art catholique 1916. — De Grandmaison: L' Aieul et le Petit-Fils, Études 20. Februar 1916. — Mortier: Ernest Psichari, Revue pratique 15. April 1915. — Fernessolle: Le Vogage du Centurion, Revue prat. 15. Jun und 15. November 1916.

nonier zur Kolonialartillerie und machte unter Lenfant die Kongoexpedition mit. 1908 veröffentlichte er als literarische Frucht dieses Afrikaaufenthaltes den von der Académie française preisgekrönten Gedichtband: ‚Terres de soleil et de sommeil', in dem er sich uns nicht nur als stimmungsreicher Dichter, sondern auch als begeisterter Soldat und edler Denker offenbart. Nach einjährigem Besuche der Kriegsschule zu Versailles, wo er im September 1909 Leutnant wurde, rückte er sogleich wieder nach Mauritanien aus, wo er bis Dezember 1912 blieb.

Unwillkürlich fragt man sich, woher dieser Verzicht auf eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn, diese Sehnsucht nach einem geregelten, untergeordneten Leben und dieses willige Sichfügen unter militärischen Zwang bei einem jungen Manne, dem sowohl Familie als auch Erziehung und Umgebung einen andern Weg wiesen.

Einen Teil der Antwort und die Schilderung der Seelenkämpfe, die dieser Lebenswechsel hervorgerufen hat, findet man in Psicharis Werken ‚L'Appel des Armes' und ‚Le vogage du Centurion'. Trotz ihrer romanartigen Anlage tragen sie einen selbstbiographischen Charakter und bieten uns den Schlüssel zum Verständnis der Bekehrung Psicharis.

Vom ‚Appel des Armes' heißt es in den Études:* ‚Man sieht mit Recht in diesem Werke die Beschreibung des ersten Abschnittes der Bekehrung Psicharis, in welchem der heidnische, pazifistische und kosmopolitische Student so weit kommt, die Partei der Vorväter gegen Vater und Großvater zu ergreifen. . . . Psichari wird Soldat in wohlüberlegter Reaktion gegen die Ideen der vollständigen Unabhängigkeit und des anarchistischen Individualismus, welche die meisten seiner Lehrer vertreten hatten.' Drei Personen nehmen darin unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch: der Hauptmann Nangès als Vertreter der Vergangenheit, der Lehrer Sebastian Vincent, der Mann der Gegenwart, und sein Sohn Maurice die Hoffnung der Zukunft. Der Lehrer schwört auf die Unabhängigkeit der freien Vernunft und kämpft deshalb gegen Kirche und Armee. In dem Sohne aber erwacht trotz des Antimilitarismus des Vaters und Dank der Belehrung des Hauptmanns die Liebe zur Vergangenheit; er wird Soldat gegen den Willen des Vaters, begeistert sich für den Militär- und Kolonialdienst und preist die Disziplin, die Selbstverleugnung und den Kampf, die Opfer heischen und die Seele adeln können.

Der Held Maurice ist Psichari selber. Nicht aus lauter Lust am Soldatenhandwerk ging er zum Militär, sondern weil er dem Zweifel der Lüge entrinnen und Ruhe und Frieden finden wollte. Zwar war ihm der Dienst anfangs hart und schwer, aber bald wurde er ihm lieb und teuer, als er fühlte, daß diese Schule der Disziplin und Abtötung seine Seele besser machte. Selbst Kampf und Krieg ist ihm willkommen, nicht aus Rachedurst, sondern weil er fürchtet, daß Frankreich sonst zerfällt, und

* A. a. O. S. 459.

weil er glaubt, daß sein Vaterland in einem Kriege die volkserhaltenden Kräfte wiederfinde, die zusehends schwänden.

Die religiöse Frage tritt in diesem Werke nicht in den Vordergrund, sie wird nur dann erwähnt, wenn die Macht und Bedeutung Frankreichs in Frage kommt, die sich ohne die katholische Kirche und Religion, besonders in den Kolonien, nicht denken läßt. Jedoch beschäftigte sie ihn auch während dieser Zeit (1910—12), wie folgende Zeilen beweisen, die er an Henry Bordeaux richtete, als dieser seinen Roman ‚La Maison' herausgegeben hatte: ‚Eine oder zwei Generationen können Gottes Gesetz vergessen und sich aller Treulosigkeiten und Undankbarkeiten schuldig machen; aber es kommt die Zeit, wo man sich der Vergangenheit wieder erinnert und die kleine, flackernde Lampe im Hause wieder anzündet.'* Einen tieferen Einblick in seinen damaligen Seelenzustand gewährt uns ein Brief, den er an seinen Freund Maritain am 15. Juni 1912 schrieb: ‚Wenn ich loyal der Kirche und ihrer ältesten Tochter, Frankreich, diene, habe ich dann meine Pflicht nicht voll und ganz erfüllt? Der Kirche gegenüber kann man nicht gleichgültig bleiben. . . . Alles, was wir Schönes und Großes im Herzen haben, erhielten wir vom Katholizismus. Man löscht nicht ohne weiteres zwanzig Jahrhunderte Geschichte aus, denen eine Ewigkeit voranging. So wie die Wissenschaft durch Gläubige begründet wurde, so kommt auch all das Edle und Erhabene in der Moral von dieser schönen und einzigen Quelle, dem Christentum; wenn man dieses verläßt, so gibt es nur eine falsche Wissenschaft und eine falsche Moral. Aber trotz dieser Kenntnis besitze ich den Glauben nicht; ich bin, wenn es auch absurd klingt, ein Katholik ohne Glauben.'** Und an P. Clérissac O. P., der ihn in den Schoß der Kirche aufnahm, schrieb er über diese Zeit am 8. Februar 1914: ‚Damals glaubte ich nichts, ich lebte wie ein Heide, und dennoch fühlte ich, daß die Gnade mein Herz erfüllte. Ich besaß den Glauben nicht, aber ich liebte ihn.'***

Die Periode seines religiösen Sehnens und Suchens, seines guten Willens und seiner Schwäche hat er uns beschrieben in dem ernsten, wehmutsvollen und manchmal ergreifenden Buch: ‚Le Voyage du Centurion', wo er sich zum Verzicht auf sich selber und zur Liebe zu Christus durchringt. ‚Es ist derjenige Lebensabschnitt, in dem er von der französischen Überlieferung und den irdischen Gewißheiten zur bedingungslosen Unterwerfung unter Gott geführt wird, der in Christus Jesus Mensch wurde.'†

Es haben sich in dieses Werk notwendig theologische Ungenauigkeiten eingeschlichen. Wer aber wollte deshalb einem Suchenden einen Vorwurf machen, wo selbst Wissende fürchten müssen? Das Lückenhafte seiner

---

* Angeführt bei Massis S. 4.
** Angeführt bei Massis S. 19.
*** Angeführt bei Massis S. 20.
† Etudes S. 460.

Arbeit hat sich Psichari selbst nicht verhehlt, denn er schrieb an Trogan am 18. Juli 1913: ‚Diese Studien, die zum größten Teil in Mauritanien geschrieben wurden, sind theologisch wohl nicht genau, aber sie sind aufrichtig wie eine Beichte. Es sind die Gedanken eines Mannes, der jahrelang leidenschaftlich die Wahrheit gesucht und als Belohnung für einige Augenblicke guten Willens das Glück gehabt hat, sie zu finden.‘ Und diese Mängel werden fast erdrückt von den zahlreichen Beweisen für die Echtheit unseres Glaubens, die teils Psicharis Leben, teils Pascal, teils den Evangelien entnommen sind.

Zwar strahlt uns aus diesen Betrachtungen, die unter Afrikas Sonne niedergeschrieben wurden, nicht der Glanz und die Farbenfülle entgegen, über die ein Loti verfügt; auch begegnen wir da nicht psychologischen Ergründunger der mauritanischen Seele, die uns ein Bourget geschenkt haben würde; wir sehen vor uns einen edlen Gottsucher, der sich selber zeichnet. De Grandmaison, der die Arbeit des Enkels mit der des Großvaters vergleicht, sagt darüber: ‚Die ausgesuchte Kunst der Souvenirs d'enfance Renans wird denen, welche auf einen glänzenden Stil sehen, besser gefallen. Die aber, welche sich für die Seele des Menschen interessieren und für die das innere Leben dem äußeren erst den Wert gibt, die auch, welche Pascal und die Evangelien lieben, können ohne Furcht „Le Voyage du Centurion“ öffnen, sie werden nicht enttäuscht sein.‘*

Es sind Tagebuchblätter, arm an Episoden und aufregenden Szenen, aber reich an innerem Erleben, die uns das Bild eines Offiziers auf einer Expedition in Mauritanien entwerfen, der immer eingedenk ist, daß er im fernen Lande nur als Christ seine Aufgabe gut erfüllen kann, der seine moralischen Schwächen fühlt und eingesteht, der sich nach Wahrheit und Seelenkraft sehnt, der als Soldat Ordnung und Disziplin, Dienst und Opfer liebt und selbst den Tod nicht scheut, der aber wünscht, daß ‚alles dies nicht nutzlos sei, sondern ewige Frucht bringe‘.**

In dem Buche fesseln nur drei Dinge unsern Geist: der Offizier Maxence (Psichari), die mauritanische Wüste, in der er zwei Jahre lebt, und Gott selbst, der zu seiner Seele spricht. Die Wüste ist Mittlerin zwischen Gott und Maxence. Ihre Stille, ihre Weite und ihr Freisein von menschlicher Lüge gibt ihm Gelegenheit, sich mit sich selber und mit Gott zu beschäftigen. ‚Die Wüste‘, schrieb er an Trogan, ‚ist ein gesegnetes Land. Unser Herr und Heiland hat sie aufgesucht. Tausende Gläubige sind dort Heilige geworden. Auch heute besteht die Thebais noch, aber es fehlen die lauschenden Seelen, die Gottes Stimme vernehmen möchten‘.*** Der Kampf mit Wind und Sand, mit aufständischen Arabern und wilden Tieren heischt von ihm Opfer, die sein Herz für Gottes Forderungen emp-

* Etudes S. 461.

** ‚Le voyage du Centurion‘, S. 170.

*** Angeführt bei Massis S. 11.

fänglicher machen. Das Denken und Grübeln in stillen Stunden zeigt ihm das Vergängliche des Irdischen, aber das heiße Begehren seiner Leidenschaften und das leichte Sichhingeben lockender Araberinnen erinnert ihn immer wieder an seine menschlichen Schwächen.

Er betrachtet es als seine erste Soldatenaufgabe auf afrikanischem Boden, dort Frankreichs Macht zu zeigen. Aber wenn er die Araber beten und fasten und in stille Betrachtung der Größe Gottes versunken sieht, fühlt er, daß deren Kultur höher steht als die seines niedergehenden Vaterlandes. Und als ihm eines Tages in Port-Etienne, wo er die Araber auf die Station der drahtlosen Telegraphie hinwies, um sie von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes zu überzeugen, da immer neue Truppen herbeigeholt werden könnten, der Maure Sidia sagte: ‚Ja, ihr Franzosen seid Herren der Erde, wir aber besitzen das Königreich des Himmels,‘* da dachte er an all die Ordensstifter und Heiligen Frankreichs und wollte sie Sidia entgegenhalten, aber er dachte auch an sich und seinesgleichen und fühlte, daß er in der Wüste nur dann etwas Dauerndes und Nutzbringendes erreichen könne, wenn er selber stark und rein bleibe. Und das Gebet, das er schon früher gesprochen, drängt sich auch jetzt wieder auf seine Lippen: ‚O Gott des Himmels, wenn du wirklich bist, sieh mein Elend an, das mein Gewissen mir vorhält. Sieh die Unordnung meines Herzens. Sieh aber auch meine heiße Sehnsucht nach einer Regel, die mich vor der Sünde bewahrt; aber diese Regel muß wahr sein und erhaben über menschliches Begehren. Sieh mein Herz, o Herr, welches deinen Frieden will; sieh auch meinen Geist, der diesen Frieden ablehnt, wenn er Lüge ist! O himmlischer Vater, einen andern Frieden suche ich nicht, Träume können mich nicht trösten in diesem großen irdischen Kampfe, in den ich mich geworfen habe!‘**

Oft zieht die Sehnsucht nach Vollkommenheit in sein Herz: ‚Ich fühle, daß jenseits der letzten Strahlen des Horizontes alle die Seelen der Apostel, der Jungfrauen, der Martyrer und der Bekenner wohnen. Alle tun mir Gewalt an und reißen mich fast zum Himmel. Ich möchte ihre Reinheit besitzen, ihre Demut und Frömmigkeit; die Reinheit, die sie umgürtet und die Frömmigkeit, die sie krönt. Ich sehne mich nach ihrer Gnade und ihrer Kraft.***

Er sucht die Wahrheit und findet sie im Christentum. Und wie für Pascal neben dem Verstand auch das Herz seine Rechte hat, so betont auch er: ‚Glücklich, ja selig die, welche durch die Gnade der Sakramente eingedrungen sind in die Gärten des übernatürlichen Verstehens. Glücklich, ja selig die, welche am Herzen Gottes ruhen und sich an seiner lebenspendenden Glut erwärmen.‘† Und wie in Pascals ‚Pensées‘ Jesus der

* Le voyage S. 139.
** Le voyage S. 113.
*** Le voyage S. 161.
† Le voyage S. 225.

Mittelpunkt ist, der Weg, die Wahrheit und das Leben, so auch bei Psichari: ‚Für Maxence (Psichari) gibt es keinen andern Weg, um zu Gott zu gelangen, als Jesus. Jesus, Glutofen der Liebe; Jesus, der uns voll Liebe alle Geheimnisse seines Herzens geoffenbart hat, der unsere Versöhnung mit dem Himmel ist, der einzige Beweis des Allerhöchsten; Jesus, die Quelle aller Tugenden und der Gegenstand der Liebe aller Heiligen. Jesus, der sich uns geschenkt hat seit Anbeginn der Welt . . . Maxence hat keine anderen Gründe, um zu Gott zu gehen, als Jesus, keine anderen Gründe und keine anderen Mittel. Jesus allein gibt ihm Sicherheit, Jesus allein ist sein Verlangen. Nur durch Jesus kann er zu Gott selber kommen, durch Jesus, der Gott und Mensch zugleich ist.'* Er weiß, daß er ohne Jesus nichts vermag und fleht: ‚O mein Gott, da du mich bis hierhin geführt hast, damit ich dein Antlitz schaue, verlasse mich nicht mehr! Zeige dich mir ganz; denn du allein kannst mir helfen, aus mir vermag ich nichts.'**

Die Sehnsucht, das Heimweh nach dem Glauben der Väter, ist immer stärker geworden. Psichari sieht die Schönheit und Wahrheit des Christentums, sein Gewissen will Ruhe und Reinheit, seinem Verstande leuchten die Gründe des Glaubens ein, sein Wille liebt die Tugend und den Aufstieg der Heiligen, und so betet er denn: ‚Mein Gott, ich rede mit dir, hör' mich an! Ich will alles tun, um dich zu gewinnen. Habe Mitleid mit mir, o mein Gott! Du weißt, daß ich nicht gelernt habe zu beten, aber ich spreche zu dir, wie Jesus uns gelehrt hat, daß wir mit dir reden sollen: Vater unser, der du bist im Himmel . . . dein Wille geschehe!'***

Soweit geht Psicharis Selbstbiographie, an die er nicht mehr die letzte Hand legen konnte und deren Herausgabe wir edler Freundestreue verdanken. Henri Massis hat uns die endgültige Bekehrung und das Ende Psicharis beschrieben, der in Saint-Vincent Rossignol bei Virton in Belgien am 22. August 1914 als Artillerieleutnant fiel.

Als er im Dezember 1912 von Adrar in Mauritanien zurückkam, war er der Kirche schon ganz nahe; nur der Gedanke an seine Mutter, die von einer Rückkehr ihres Kindes zur katholischen Kirche nichts wissen wollte, und die Unruhe und Hast des Pariser Lebens hinderten ihn noch einige Wochen, den letzten Schritt zu tun. Doch er betete mit demselben Eifer wie in der Wüste und besuchte vom Januar 1913 ab regelmäßig den Gottesdienst. Am 3. Februar traf er mit P. Clérissac O. P. zusammen, mit dem er schon lange in brieflichem Verkehr gestanden hatte und der ihn auch am 4. Februar in den Schoß der Kirche aufnahm. Am 8. Februar firmte ihn der Bischof Gibier von Versailles, und am darauffolgenden Tage hatte Psichari das hohe Glück, das er oft herbeigesehnt hatte, zum erstenmal zum Tisch des Herrn zu gehen.

* Le voyage S. 225.
** Le voyage S. 228.
*** Le voyage S. 240.

Voll Dankbarkeit gegen Gott und die Kirche fragte er oft: ‚Was kann ich für die Kirche tun, die mich aus meinem Elend gezogen hat?‘ Und er betete: ‚Jesus und Maria, erleuchtet mich! Gebt mir die Kraft, mit ungeteiltem Herzen am Fuße des Kreuzes zu stehen und nur auf eure Befehle zu lauschen.‘

Viel Kummer bereitete ihm der Gedanke, daß sein großer Ahne durch seine Werke so viel Unheil in den Seelen angerichtet habe, und er bot sich dem lieben Gotte an, für diese Schuld Sühne zu leisten. Ein Trost war es ihm jedoch, als P. Janvier erklärte, daß der ironische Kritiker durch Gottes Barmherzigkeit vielleicht noch Gnade gefunden habe, da der Dichter in Renan die Erinnerungen an die tiefgläubige bretonische Heimat mit ihren kirchlichen Festen und Gebräuchen nie ganz verwischen konnte und wollte.

Eine Zeitlang dachte er daran, Dominikaner zu werden, besonders, als er im September 1913 zu Rijckholt (Holland) in den dritten Orden des heiligen Dominikus aufgenommen worden war; aber er überließ sich voll Vertrauen dem Willen Gottes. ‚Ich warte,‘ so schrieb er am 16. März 1914 dem P. Clérissac, ‚bis der liebe Gott mich für würdig hält und mir zuruft: Steh auf und komme. Zwar fürchte ich, daß ich dem Rufe, der an mich ergehen kann, nicht gewachsen, daß ich noch nicht bereit bin; aber ich weiß, daß ich mich fügen muß, und ich höre klar die innere Stimme, die mir stets das anbetungswürdige Wort zuruft: Alius te cinget et ducet, quo tu non vis. Es geschehe des Herren Wille, nicht der meine.‘*

Vorläufig blieb er dem Heere treu und trat in Cherbourg in Garnison. Die dienstfreien Abendstunden benutzte er zu längerem Gebet und schriftstellerischer Betätigung. Jedoch der Gedanke, Priester zu werden, verließ ihn nicht mehr. Das lange Studium der Dominikaner drängte seine Ordensgedanken etwas in den Hintergrund, da er gerne schon bald die heilige Messe gelesen und am Heile der Seelen gearbeitet hätte. Ostern 1914 trat er deshalb ins Seminar zu Issy ein, doch der Zug zum Dominikanerorden war in ihm so mächtig, daß er nach Rom ins Collegium Angelicum überzusiedeln gedachte. Der Krieg aber setzte auch seinen heißen Wünschen ein frühes Ende.

Es ist schade um die junge katholische Bewegung in Frankreich, daß auch dieser Edle seinen jüngeren Freunden so früh entrissen wurde, und jeder, der Le Voyage du Centurion gelesen hat, wird bedauern, daß es Psichari nur vergönnt war, uns seine Seelenkämpfe zu schildern, und daß wir verzichten müssen auf die literarischen Früchte seines Seelenfriedens.

* Angeführt bei Massis S. 42.

Kritik

Wilhelm Schäfers Kunst der Erzählung
Von Max Fischer

Am 20. Januar 1918 feiert Wilhelm Schäfer seinen fünfzigsten Geburtstag. Daß man einen zeitgenössischen Erzähler von seinem Rang noch kaum in weiteren Kreisen kennt, während die Werke wertloser Modeberühmten in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet sind, ist ein markantes Beispiel für die Ungesundheit unserer heutigen literarischen Zustände. Cliquentum und sensationsgierige Manieriertheit versperren eigenwüchsiger Kraft und tüchtigem Können den Weg zum Publikum. So muß auch Wilhelm Schäfers herbe Erzählerkunst wie ein unerkanntes Aschenbrödel beiseite stehen auf dem geschäftigen Treiben des heutigen Literaturmarktes. Dabei hat Schäfer sich so günstiger Publikationsbedingungen erfreuen dürfen wie kaum ein anderer deutscher Dichter dieser Zeit.

Wilhelm Schäfer ist seit mehr als zehn Jahren Herausgeber der tüchtigen und viel gelesenen Kunstzeitschrift ‚Die Rheinlande‘, und er hat hier durch häufigen Abdruck eigener Erzählungen über ein außerordentlich gutes Werbemittel für seine Bücher verfügt. Er hat ferner in der ‚Deutschen Rundschau‘ und der ‚Neuen Rundschau‘ längere Prosadichtungen veröffentlicht. Die erzählenden Werke Wilhelm Schäfers sind dann in Buchform bei Georg Müller in München erschienen, in schöner Ausstattung und zu verhältnismäßig billigem Preise. Wenn sich der Fünfzigjährige noch nicht die Beachtung und Wertschätzung erworben hat, die sein Werk verdient, so liegt das also sicher nicht an der Ungunst der äußeren Bedingungen, sondern an der hilflosen Sprödigkeit der deutschen Leserwelt gegenüber einem Erzählertalent von effektverschmähender Gediegenheit und herbem Künstlertum.

In seinen frühen Werken, ‚Rheinsagen‘ (1907), ‚Anekdoten‘ (1908), ‚Der verlorene Sarg und andere Anekdoten‘ (1911), wandte sich Wilhelm Schäfer einer seit langem vernachlässigten Literaturgattung zu. Die Kleistsche Anekdote mit ihrer verhaltenen Sachlichkeit und epischen Konzentriertheit war ihm Vorbild. Stofflich gedrängt und in sprachlicher Prägnanz werden die rheinischen Sagen neu erzählt, die einst Karl Simrock zu weitschweifigen Reimereien aufgeschwemmt hatte. Und mit derselben Freude an der Macht kondensierter Handlung werden die ‚Anekdoten‘ Schäfers teils der historischen Lektüre, teils dem Gegenwartsleben abgelauscht und in straffe Form gebannt. Freilich die unerbittliche Strenge des Meisters Kleist wird in ihnen nur selten erreicht; oft erinnern der leichtere Ton der Darstellung und die zuweilen frivole Pointierung mehr an Anekdoten der Rokokozeit. Die Freude an der chronique scandaleuse überwiegt mitunter und läßt über ironischen Schnörkeln und peinlichen Zweideutigkeiten das tiefst Menschliche zu kurz kommen. Dann fühlt man beklagend das allzu Spielerische dieser Anekdoten, deren bewußtem Artistentum man nicht zugute zu halten vermag, was man bodenständigem Volkshumor so gerne verzeiht. Aber über solche Bedenken führt doch zuweilen die Kraft innerlich vertiefter Erzählungskunst hinweg; eine Anekdote wie ‚Das fremde Fräulein‘

(in dem Buche ‚Der verlorene Sarg') schildert in streng epischem Stil ein ergreifendes Menschenschicksal und wird fortleben als ein Werk deutscher Prosakunst.

Die beherrschte Objektivität der Anekdote eignet auch Schäfers kleiner Erzählung ‚Die Mißgeschickten' (1909), obwohl sie Erlebnisse nacherzählt, in die der Dichter persönlich tief verwoben war. Das tragische Schicksal zweier naher Menschen, die an dem zerspaltenen Reichtum und der ethoslosen Verwirrtheit des modernen Lebens zerschellen, wird losgelöst zur Gestalt und ist in seiner strengen Sachlichkeit, in die doch eine leise Melancholie eingewebt ist, zur unwillkürlichen Klage über die Zerrissenheit und Kraftlosigkeit des Menschen dieser Übergangszeit geworden. Naturstimmung und Menschenseele sind in dem Gang der Erzählung tief und schlicht miteinander verwoben; eine warme Güte leuchtet, die nie zur Sentimentalität herabsinkt. So führt Schäfers Erzählung durch die reine und echte Einfachheit ihrer Menschenliebe läuternd aus den problematischen Schicksalen empor, welche sie darstellt.

Auch Schäfers nächstes Buch ‚Die Halsbandgeschichte' (1910) ist eine Anekdote in großem Stil. Wieder ist Heinrich von Kleist das erstrebte Vorbild: wie in seinem ‚Michael Kohlhaas', so wird auch in der ‚Halsbandgeschichte' ein prägnanter historischer Stil erstrebt, der Schritt für Schritt aus einer kleinen anekdotischen Begebenheit ein weltgeschichtliches Ereignis sich entwickeln läßt. Mit starken sicheren Händen weiß der Erzähler aus der Fülle des geschichtlichen Details markante Szenen herauszugreifen und zur spannenden Handlung zu verdichten. Schäfers ‚Halsbandgeschichte' ist ohne Zweifel eine der fesselndsten historischen Erzählungen unserer Literatur. An straffer Epik reicht sie fast an ihr kleistisches Vorbild heran, von dem sie dennoch durch eine tiefe Kluft getrennt bleibt. Der ‚Michael Kohlhaas' nämlich ist überherrscht von einer Idee, der Idee der Gerechtigkeit, und die ganze Handlung ist so aufgebaut, daß der Kampf ums Recht in der Erzählung symbolisiert und die Idee des Rechtes in der epischen Handlung verleiblicht wird. ‚Die Halsbandgeschichte' ist nicht Verkörperung einer höheren Idee: in ihr waltet nur die reine Epikerfreude am Fabulieren, die künstlerische Selbstfreude an den bunten handelnden Gestalten. Gerade durch Übernahme der neuesten historischen Hypothese, welche die Königin entlastet, hingegen die Gräfin La-Motte zur frechen Betrügerin und den Kardinal Rohan zum eitelen und betörten Tropf macht, hat sich Schäfer der großen Möglichkeit beraubt, in der ‚Halsbandgeschichte' die Weltgeschichte als Weltgericht zu erweisen. Ganz andere künstlerische Möglichkeiten hätten sich dem Dichter geboten, welcher die sittliche Schuld des französischen Königtums auf die Gestalt Maria Antoinettes konzentriert hätte und so der volkstümlichen Überlieferung gefolgt wäre: wenn die Königin schuldbelastet, Kardinal Rohan und die Gräfin La-Motte aber Opfer royalistischer Willkür waren, dann erwiese sich das Strafgericht der Revolution künstlerisch und moralisch als notwendige Katastrophe. Dann wäre der historische Stoff noch mehr aus der pikanten Anekdote in die gigantischen Entscheidungen der Weltgeschichte hineingewachsen, dann hätte ein ethischer Grundgedanke die l'art pour l'art-Befangenheit dieser bewundernswürdig virtuosen Erzählung gesprengt.

Die seelenlose Buntheit der ‚Halsbandgeschichte' mochte den Autor selbst nicht befriedigen: in seinem nächsten Buch ‚Karl Stauffers Lebensgang' (1911) rang er sich durch zu einem ganz anderen, innerlichen Stil des historischen Romans. In der Form einer Selbstbiographie Karl Stauffers schildert Wilhelm Schäfer das wechselvolle ruhelose Leben dieses leidenschaftlichen Künstlers. Auch

Stauffer ist ein ‚Mißgeschickter', dessen starke Kraft, überall zur Entfaltung drängend, nirgends das ganze vollgültige Werk erzwingt: ein tragischer moderner Mensch, durch keine religiöse Bindung in seinem Seelenleben geleitet, von sinnlosen Leidenschaften zerrieben, früh erschöpft und an seinem Leben verzweifelt. Aber noch ergreifender als in der Novelle von den ‚Mißgeschicken' hat der Dichter vermocht, auch das ganze Glück und Leid des inneren Lebens in der episch flackernder darstellt, als es sonst Schäfers sichere Art ist, aber die dennoch alle junge Kraft und schluchzt all das schmerzliche Leid dieses unglücklichen Künstlerschicksals. Wohl wird man mit Fug einwenden können, daß der Zwiespalt zwischen dichterischer Freiheit und historischer Treue in diesem Buche nicht immer überwunden ist. Aber solche künstlerische Unebenheiten vermögen der Tatsache keinen Abbruch zu tun, daß ‚Karl Stauffers Lebensgang' ein zugleich episch straffer und doch mit lyrischer Musik erfüllter historischer Roman ist.

Nach einer kurzen Erzählung ‚Die unterbrochene Rheinreise' (1913), welche das entscheidende Bildungserlebnis eines jungen Menschen psychologisch zerfetzter, episch flackernder darstellt, als es sonst Schäfers sichere Art ist, aber die dennoch bemerkenswert ist durch die dichterische Gestaltung der Rheinlandschaft, griff der Dichter in richtiger Erkenntnis seiner persönlichen Begabung wieder zu einem historischen Stoffe. Sein umfangreiches Buch ‚Lebenstag eines Menschenfreundes' (1915) gibt eine dichterische Gestaltung der Biographie Heinrich Pestalozzis. Dieses letzte Werk Wilhelm Schäfers hat eine wundervoll reife epische Fülle, aber die innige Schönheit des Stauffer-Buches hat es nicht wieder erreicht. Karl Stauffers Leben war ein künstlerisch dankbarer Stoff: ein Menschenschicksal, das mit organischer Notwendigkeit der dramatischen Katastrophe entgegenwächst. Pestalozzis sympathische Persönlichkeit entbehrt eines Lebensschicksals, das ausreichend bedeutend und episch interessant wäre, auf daß aus seiner historisch getreuen Nachschilderung ein packender Roman entstehen könne. So bekommt die breit zerflossene Erzählung auf die Dauer etwas Ermüdendes. Das epische Knochengerüst ist nicht stark genug, eine zielstrebige Handlung zu tragen. Reflektion und moralische Betrachtung überwiegen in einer Weise, die den epischen Stil gefährdet. Die straffe Prägnanz der ‚Anekdoten' ist dem Verfasser in diesem weitschweifigen Buche fast ganz verloren gegangen; der ethische Grundgedanke, auf den Schäfer in der ‚Halsbandgeschichte' leider verzichtet hatte, vermag in diesem Werke nicht Fleisch zu werden, weil der Handlung die epische Bedeutsamkeit fehlt.

So ist der Fünfzigjährige mitnichten ein Dichter, der schon am Ende seiner Entwicklung steht: sondern noch ein mutiger Kämpfer, der um die Erfüllung seiner künstlerischen Berufung ringt. Erst dann wird er sie erreicht haben, wenn es ihm gelungen sein wird, den ethischen Grundgedanken seines jüngsten Romans in der epischen Prägnanz der frühen Werke Gestalt werden zu lassen. Aber freilich — die Hoffnung auf die Dichtungen, die wir von Schäfers verheißender Begabung noch erwarten, soll nicht unsere Dankbarkeit mindern für die schönen Bücher, welche wir seiner dichterischen Erzählerkunst schon danken. Zumal sein klarer und durchsichtiger Stil muß gepriesen werden. Gegenüber der barbarischen Fahrlässigkeit und gekünstelten Manieriertheit, die heute in den Prosawerken der deutschen Literatur überwiegen, steht die Sprache Wilhelm Schäfers geradezu mustergültig da in ihrer edlen Prägung und verhaltenen Schlichtheit. Diesen Ruhm wird die Nachwelt sicher dem Dichter spenden: daß er redlich und treu die Schönheit unserer Muttersprache gepflegt hat in einem Zeitalter frecher Verwilderung.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Nov. 1917*

Von Anfang des Krieges ab wurde hier stets die Meinung vertreten, daß die Hauptentscheidung des Völkerkampfes im Osten fallen müsse. Zunächst sei Rußland als stärkste Landmacht zu besiegen, sonst wären die Mächte des Vierbundes unrettbar verloren. Nach den Ereignissen des 40. Kriegsmonats und der jetzigen Lage zu urteilen, fiel die Entscheidung schon längst, wie sich immer sicherer herausstellt. Zuerst wurde durch die glänzenden nachhaltigen Siege des Vierbundes die russische ‚Dampfwalze' aufgehalten und gründlich zertrümmert. Dann trat die folgenschwere Wirkung ein, daß die aufrührerische Bewegung, die in Rußland gegen die Alleinherrschaft schon seit einem Jahrhundert bestand, zwar den Umsturz des Kaisertums herbeiführen konnte, jedoch auch den inneren Zusammenbruch des riesigen Reiches, des ‚Kolosses auf tönernen Füßen', verursachte. Selbsttätig erlitt hiedurch die russische Streitmacht sowohl in ihrer Angriffs- wie in der Abwehrkraft außerordentliche seelische Schwächung. Mit der Staatsumwälzung wurde eben alles Ansehen der Obrigkeiten und Vorgesetzten, das vorzeitig durch deren Bestechlichkeit und pflichtwidriges Vorbild untergraben war, völlig aufgehoben; damit wurden aber im Heer und in der schon lange unverläßigen Flotte Zucht und Ordnung ganz gelockert. Durch die im Lande eingerissene Zersetzung steigerten sich die Schwierigkeiten für Verpflegung und Unterhalt der Bevölkerung und Wehrmacht außerordentlich bereits bis zur Gefahr der Hungersnot. Vorläufig schied unter diesen Umständen Rußland als Kriegsmacht nahezu aus. Zwar ist die Wiederherstellung nicht ausgeschlossen, doch in absehbarer Zeit wenig wahrscheinlich, ‚es geschehe denn ein Wunder'. Deshalb machte denn auch seine derzeitige Regierung, dem allgemeinen wie dem besonderen russischen Bedürfnisse Rechnung tragend, allen kriegführenden Mächten Ende November ein Waffenstillstands- und Friedensangebot, dem vom Vierbund bereits zugestimmt wurde. So wird denn im Osten die seit Wochen stillschweigend eingetretene Waffenruhe vermutlich noch weiter andauern und der Vierbund mindestens während des Winters freie Hand gegen Westen und Süden behalten. Höchst vorteilhaften Gebrauch hievon konnten die Mittelmächte bereits machen, wie jüngst ihr Siegeslauf in Italien zeigte. Durch dessen entscheidende Niederlage und die noch länger ausbleibende Kampfbeteiligung Amerikas hat es der Vierbund gegenwärtig nur mit zwei vollwertigen Feinden zu tun: Frankreich und Großbritannien, die in ihrem unversöhnlichen Hasse den russischen Friedensvorschlag wahrscheinlich ablehnen werden. Im Zusammenwirken mit dem erfolgreichen Unterseekrieg sind daher die Aussichten für den Vierbund gegenwärtig sehr günstig, doch muß vor übertriebenen Hoffnungen gewarnt werden, denn die Möglichkeit von Rückschlägen darf nicht übersehen werden. ‚Das Kriegsglück ist veränderlich.' Die derzeitige gute militärische Lage könnte durch ‚ein schlafendes Heer' leicht wieder verdorben werden, auch ist ein 3. russischer Regierungswechsel nicht ausgeschlossen. Namentlich sollte die amerikanische Gefahr nicht unterschätzt werden. Allein schon in den verfügbaren reichen Mit-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Oktober 1917' Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Dezemberheft S. 361.

teln der Vereinigten Staaten ist sie recht beträchtlich; deren Zufluß kann, wie seit Beginn, den Krieg ungewöhnlich verlängern. Nach den bisherigen glänzenden Leistungen ihrer Streitkräfte sind jedoch die Vierbundmächte in berechtigtem stolzen Kraftbewußtsein voll des festen Vertrauens, schließlich auch die amerikanische Gefahr siegreich zu überwinden.

Tüchtige Beihilfe hiezu liefern die Vierbundserfolge im Seekriege, besonders unter dem Wasserspiegel. Laut deutschamtlicher Bekanntmachung vom 22. November wurden im Oktober durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte an Handelsschiffsraum insgesamt 674 000 Bruttoregistertonnen versenkt und hiemit die Ergebnisse des uneingeschränkten Unterseekrieges seit Februar 1917 auf 7 649 000 solcher Tonnen erhöht. Dazu kommen nun nach der jüngsten Veröffentlichung des deutschen Admiralstabes im November noch weitere 607 000 Br.-R.-T. Somit ist die Zahl von 8 Millionen Tonnen schon erheblich überschritten. Seit Kriegsbeginn aber sind bereits mehr als 12½ Millionen Tonnen feindlichen Handelsschiffsraumes vernichtet, denen nur etwa 4—5 Millionen Tonnen an Neubauten gegenüberstehen. Bei solch gewaltiger Minderung der Handelsschiffe erklärt sich von selbst, daß die monatlichen Versenkungszahlen erheblich kleiner werden. Dennoch bestehen bei den Einkreisungsmächten große Besorgnisse wegen des Unterseekrieges. Denn ein französischer Marineoffizier, der sich angeblich in Kiel als Arbeiter habe anstellen lassen (!?), meldete, daß Deutschland neuartige Unterseekreuzer baue, denen es gelingen könne, die Seesperre zu durchbrechen und auf dem freien Meere großen Schaden anzurichten. Besonders in Amerika werde befürchtet, daß eine beträchtliche Zunahme von Versenkungen die Überführung des amerikanischen Heeres nach Europa, sowie die Lieferung von Nahrungsmitteln und Schießbedarf an die Verbündeten ernstlich bedrohen würde. Englische Zeitungen aber stellten fest, daß dem neuzeitlichen Kampfverfahren die britische Flotte nicht gewachsen und ihr Ansehen im Sinken sei. Wie ernst die Lage sei, zeigten die Versenkungszahlen. Irland in Waffen, drohender Bürgerkrieg, ein guter Teil der Handelsflotte am Meeresboden, Durcheinander in den Ämtern, verbrecherisches Treiben im Lebensmittelhandel verkünden, daß Großbritannien wie Rußland dem Wirrwarr zutreibe. Seitens des Vierbundes wurde am 22. November das Seesperrgebiet, das die Erklärungen vom 4. Februar 1915 und 31. Januar 1917 festsetzten, nochmals erheblich erweitert. Vermutlich werden nun die Versenkungszahlen wieder ansteigen infolge größerer Bewegungsfreiheit der Tauchschiffe. Auf dem Wasserspiegel gab es am 17. November in der Deutschen Bucht ein Seegefecht, das jedoch zu keinem Entscheidungskampf führte, beiderseits nur geringe Verluste verursachte und daher für den Kriegsverlauf einflußlos blieb. Für diesen sehr wertvoll war jedoch im Adriatischen Meere die Mitwirkung österreichisch-ungarischer Seestreitkräfte. Diese bekämpften den rechten italienischen Heeresflügel, der längs der Küste vom Isonzo zur Piave zurückwich, am 3. und 16. November an den Mündungen beider Flüsse erfolgreich und beschossen am 28. November bei Erkundung der italienischen Ostküste militärische Ziele an der Metauro-Mündung, bei Corsini und Drimini, wobei sie Angriffe feindlicher Kriegsschiffe verlustlos abwehrten.

Zu diesen Unternehmungen der österreichisch-ungarischen Flotte leisteten auch ihre Luftstreitkräfte wirksame Beihilfe, wie denn überhaupt Luftkrieg und Seekrieg, einander ergänzend, jetzt an den Küsten aller Kriegsschauplätze zusammenarbeiten. Vorläufig ist das Verfahren, wie ‚Fisch und Vogel' sich gegen-

seitig unterstützen, noch in der Entwicklung, aber mit Steigerung des Stoffgeschickes wird es sich wohl großzügig vervollkommnen. Vielleicht mag es in der Zukunft sogar gelingen, Einheitsfahrzeuge herzustellen, die nach Vorbild der Wasservögel fliegen, schwimmen, tauchen und laufen können und dann im dereinstigen Triebwerkkriege in der Luft, zur See und am Lande kämpfen werden. Übrigens leisten jetzt schon die ‚künstlichen Vögel' außerordentlich viel, wobei die Vierbundflieger erfreulicherweise besonders gut abschneiden. Nach deutschamtlicher Zusammenstellung vom 17. November verloren die feindlichen Luftstreitkräfte im Oktober 1917 auf allen Kriegsschauplätzen insgesamt 224 Flugzeuge und 9 Fesselbälle, die des Vierbundes 67 Flugzeuge und 1 Fesselball. Im nebligen November, der das Fliegen einschränkte, gingen den Feinden nach bisherigen Einzelberichten mindestens 118 Flugzeuge und 2 Fesselbälle zu Verlust. In der Nacht zum 1. November griffen deutsche Flieger die befestigten Städte London, Chatam, Gravesend, Ramsgate, Margate und Dünkirchen mit Bomben an, die starke Brände verursachten. Dabei fielen durch das fruchtlose britische Abwehrfeuer von 20 000 Granaten etwa eine halbe Million Eisensplitter allein auf London. Feindlicherseits erfolgten viele Vergeltungsangriffe auf offene westdeutsche Städte und Konstantinopel, während südösterreichische Städte dank den dortigen Vierbundsiegen nunmehr von italienischen Fliegerangriffen weniger heimgesucht werden können.

Während des 40. Kriegsmonats wurde zwar im Westen wieder heftig gekämpft, doch blieb dank der deutschen Zähigkeit und starken Abwehrkraft, die alle britisch-französischen Durchbruchsversuche vereitelte, die allgemeine Lage unverändert wie in den Vormonaten. Gleichwohl erlitten die deutschen Stellungen wieder einige Abbröckelungen und Einbeulungen. Zunächst in der Nacht vom 1. zum 2. November verlegten die Deutschen, unbemerkt und ungestört vom Gegner, ihre Stellung von der Bergnordseite des Frauenweges freiwillig um 1—2 Kilometer weiter nördlich auf das rechte Aillette-Ufer. Am 6. November gelang ferner den Briten in Flandern ein Einbruch bei dem Dorfe Paschendaele, dessen Ostteil die Deutschen jedoch festhalten konnten. 14 Tage später erreichten die Briten größeren Geländegewinn südwestlich Cambrai, den sie am 21. November noch etwas erweitern konnten. Sonst aber scheiterten im Westen unter größten Verlusten die zahlreichen, mit stärkstem Kräfteaufwand ausgeführten britisch-französischen Hauptangriffe, die zur schnellen Entlastung der besiegten und schwer bedrängten Italiener vergeblich unternommen wurden. Vom 24. November ab vermochten mächtige deutsche Gegenangriffe das bei Cambrai verlorene Gelände allmählich zurückzuerobern; besonders erfolgreich war solcher am 30. November, wobei die deutschen Truppen beiderseits von Banteux von der oberen Schelde herauf die Höhen auf dem Westufer erstürmten, die Dörfer Gonnelieu und Villers-Guislain nahmen, 4000 Briten fingen und mehrere Batterien erbeuteten. Bei Monatsschluß war die Schlacht bei Cambrai noch im vollen Gange, doch mit günstigem Verlaufe für die Deutschen, die bis 1. Dezember abends den Briten schon 60 Geschütze und mehr als 100 Maschinengewehre entrissen. — Neben ihren kriegerischen Mißerfolgen werden die Westmächte auch noch durch große innere Sorgen bedrängt: die andauernde aufständische Bewegung in Irland, den blutig unterdrückten Aufruhr der in Frankreich befindlichen russischen Truppen, Mehlmangel in Frankreich wie auch sonstige Nahrungsknappheit hier wie in England, dann immer dringender werdende Friedenswünsche der Bevölkerungen usw. In solcher Bedrängnis wurden von

den Westmächten in den ohnseitigen Ländern gefährliche Umtriebe unternommen, die in Zürich zu schweren Unruhen und blutigen Straßenkämpfen führten.

Trotz der mächtigen britisch-französischen Angriffe, die im Westen zur Entlastung des geschlagenen italienischen Heeres stattfanden, konnte im Südwesten der Vierbund seinen Siegeszug in Italien erfolgreich fortsetzen. Am 4. November wurde am mittleren Tagliamento der Übergang erkämpft und am 5. der ganze Flußabschnitt gewonnen vom Gebirge abwärts bis zur Küste. Dadurch wurden die Italiener zum Verlassen ihrer Dolomitenstellungen gezwungen. Bei fortschreitender Verfolgung wurde am 8. die Livenza überschritten und am 9. November vom linken Flügel der Verbündeten die untere Piave erreicht, während der rechte Flügel die italienischen Streitkräfte, die noch im Gebirge beiderseits der oberen Piave steckten, von Norden nach Süden drängte und bei Monatsschluß nur mehr durch eine letzte Höhenstellung von der venetianischen Ebene getrennt war. Seit 19. November stehen die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere, östlich Rovreit anschließend an die bisherigen südtiroler Verteidigungsstellungen, von Schlegen (Asiago) aus in Biegungen ostwärts bis Valdobbiadene an der Piave, dann diesen Fluß abwärts bis zum Adriatischen Meere. Seitdem wurde zwar besonders in dem Raume zwischen Südtirol und Piave heftig weitergekämpft, doch die westliche Vorwärtsbewegung der Vierbundheere bis Monatsschluß nicht mehr weitergeführt. Einem Ausfrager gegenüber äußerte sich nach Zeitungsberichten kürzlich Generalquartiermeister von Ludendorf: ‚Seine Hauptaufgabe erfüllte schon unser Vorgehen. Triest ist außer Gefahr. Dazu wurden unsere Stellungen um die Hälfte verkürzt, dem Feinde aber wurden 300 000 Gefangene und die Hälfte seiner Artilleriestoffe abgenommen. Das ist eigentlich Erfolg genug für eine Angriffsunternehmung. Je mehr die Jahreszeit vorrückt, um so mehr wachsen die Schwierigkeiten namentlich im Gebirge. Schließlich muß jedes Vorgehen einmal einen längeren Aufenthalt oder ein Ende haben. Der Angreifer findet zerstörte Eisenbahnen und Straßen vor, die er erst wieder herstellen muß, während der geschlagene Feind hinter sich die unversehrten Bahnen seines Landes hat, auf denen er Verstärkungen heranziehen kann.‘ Übrigens haben die Vierbundheere bei Vidor und Susegana zwei Brückenköpfe an der Piave, die eine Flußüberschreitung jederzeit ermöglichen. Ferner wird der rechte italienische Heeresflügel zwischen Piavemündung und Arsiero in flachem Bogen von den neuen Vierbundstellungen umfaßt. Endlich bildet die von Vierbundtruppen besetzte Hochfläche der Sieben Gemeinden eine bequeme Stufe für den Abstieg in die norditalienische Tiefebene. Zu einer etwaigen Angriffsfortsetzung sind demnach günstige Grundlagen um so mehr vorhanden, als die mittelbaren Wirkungen der italienischen Niederlage im Innern des Landes sehr bedeutend sind. In Verbindung mit dem durch 1 Million Flüchtlinge verschärften Lebensmittel- und Kohlenmangel schwächten sie die italienische Wehrkraft erheblich. Zwar trafen in Italien bereits britische und französische Truppenverstärkungen ein, doch machten sie sich bis Monatsschluß noch nicht fühlbar. Zahlenmäßig drückt sich der große Erfolg des Vierbundes auch dadurch aus, daß dessen Heere bereits 15 000 Quadratkilometer italienischen Gebietes besetzten. Sehr bedauerlich sind die im österreichischen Reichsrate aufgedeckten Verrätereien von tschechischen Offizieren und Soldaten; hoffentlich erreichte sie ausreichende Sühne.

Auf dem Balkangebiete kamen im 40. Kriegsmonat keine entscheidenden Kämpfe vor, und blieb daher dort die allgemeine Lage unverändert. In Mazedonien waren ernstere örtliche Gefechte

anfangs November nordwestlich Monastir gegen französische Bataillone, die vergeblich einen Vorstoß versuchten, desgleichen gegen englische Teilvorstöße zwischen Wardar und Doiransee. Mitte November räumten französische Truppen westlich Ochridasee bisher innegehabte Stellungen, die dann Streitkräfte des Vierbundes besetzten. Zuletzt Ende November führten in Albanien österreichisch-ungarische Abteilungen und albanische Freischaren erfolgreiche Unternehmungen gegen französische und italienische Truppen aus, die am westlichen Ufer des Bosum und bei Torpeli südöstlich Berat, dann an der unteren Vojusa und westlich Cordia in Stellungen waren. In der Dobrudscha waren wie seither nur Plänkeleien der Vorposten und schwache Geschützkämpfe. Anscheinend lähmten die Vierbundsiege in Italien im Verein mit der Wirksamkeit der Unterseeschiffe und den Vorgängen in Rußland auf dem Balkangebiete die Kriegstätigkeit des Einkreisungsverbandes. Nach einer Ansprache des neuen Griechenkönigs Alexander an Offiziere in Athen zu schließen werde die griechische Armee bald zur Teilnahme am Kriege bereit sein, ‚um ihre Feinde, die Bulgaren, zu vernichten'. Im Gegensatz hiezu soll die in der Schweiz befindliche Umgebung des alten Königs Konstantin fest überzeugt sein, daß sie innerhalb weniger Monate wieder in Athen sein werde. Wer recht hat, wird die Zukunft lehren.

Noch weniger wie auf dem Balkangebiete wurde während des 40. Kriegsmonats im O s t e n gekämpft. Nur am 2., 3., 7. und 12. November fanden an einzelnen Stellen kleine Unternehmungen oder ein Aufflackern der Feuertätigkeit statt. Seitdem aber hieß es stets: ‚Keine wichtigen Ereignisse. Nichts Neues.' Die politischen Vorgänge im Innern Rußlands zu stören war für den Vierbund wertlos; auch hätte es keinen Nutzen gehabt, die Zersetzung der russischen Wehrmacht zu einem weiteren Vordringen nach Osten auszunützen; die hiefür nötig gewesenen Streitkräfte wurden zweckmäßiger im Südwesten und Westen verwendet. Im Osten blieben daher die dort belassenen Vierbundtruppen mit ‚Gewehr ab' untätige Zuschauer des russischen Wirrwarrs. Am 8. November kam ein neuer Umsturz zustande, indem die genossenherrschaftliche Partei, die den allgemeinen Friedenswunsch von Rußlands Heer und Volk vertritt, dort zur Herrschaft gelangte. Nur von kurzer Dauer war der dann einsetzende Bürgerkrieg, der zugunsten der neuen Regierung ausfiel. Vorläufig besitzt diese die Macht über den größten Teil von Rußland und ist deshalb in der Lage, bindende Verhandlungen über Waffenstillstand und Friedensschluß zu führen. Am 26. November ließ der russische Volkskommissär für Kriegs- und Marineangelegenheiten, zugleich Höchstbefehlshaber des Heeres, durch Unterhändler oder Parlamentäre anfragen, ob der deutsche Oberbefehlshaber (‚Oberost') zu sofortigen Waffenstillstandsverhandlungen bereit sei. Dies wurde mit Zustimmung und im Namen des Vierbundes bejaht, worauf beiderseits die Feindseligkeiten eingestellt wurden und nach Monatsschluß die Waffenstillstandsverhandlungen begannen. Wie ein Spott der Weltgeschichte klingt es, daß die Einherrschaften des Vierbundes sich mit der russischen Umsturzregierung verständigen können, während diese von den ‚Volksherrschaften' der Einkreisungswestmächte nicht anerkannt wird. Allerdings ist dies im Einklang mit der Tatsache, daß eine Volksvertreterherrschaft parteiisch vorwiegend s t o f f l i c h e Bestrebungen der Mehrheitsgruppe geldgierig verfolgt, während eine über den Erwerbsparteien stehende verfassungsmäßige Einherrschaft selbstlos mehr die g e i s t i g e n Bestrebungen fördert. Im derzeitigen Weltkriege ist es nun den brotneidigen Westmächten vor allem um wirtschaftliche Knebelung und Beraubung

des Vierbundes zu tun, während dessen Reiche ausschließlich um ihr Dasein und Fortbestehen kämpfen.

Auf den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen blieb es im Kaukasusgebiete, wo den Türken ausschließlich Russen gegenüberstehen, ebenso ruhig wie im europäischen Osten; dagegen in Syrien und Mesopotamien kam es, wie erwartet, anfangs November zu größeren Heeresbewegungen. Entlastend für die Türkei war dabei der Ausfall der russischen Streitkräfte, wodurch deren bisheriges Zusammenwirken mit den britischen in Persien und Mesopotamien wegfiel. Damit wurden für die Briten die Feldzugsaussichten, hier allein noch mehr zu erreichen, ungünstig. Zwar konnten sie am 2. November von Samarra 30 Kilometer weit auf Gur am Tigris, dann am 5. November weitere 20 Kilometer auf Tekrit nach Norden vorstoßen angeblich zu Erkundungen, doch gingen sie Mitte November wieder nach Samarra zurück, vermutlich wegen der am oberen Euphrat auftretenden Bedrohung ihrer linken Flanke. Anscheinend wichen sie damit einem Kampfe mit der verstärkten türkischen Streitmacht aus, sich mit den bisher dort erzielten Erfolgen begnügend. Dagegen eröffneten sie in Syrien einen Entscheidungskampf. Unerfüllt blieb die Hoffnung vieler Leute, daß die Türken den sommerlichen Stillstand der Heeresbewegungen ausnützen würden, sich gründlich darauf vorzubereiten, um dann zum Angriff auf Ägypten vorzugehen. Statt dessen begannen die durch französische und einige italienische Truppen auf insgesamt etwa 180 000 bis 200 000 Mann verstärkten Briten den Vormarsch auf Syrien (Palästina), an dessen Südrand die von den Türken wiederholt siegreich verteidigte Stellung Gaza—Bir es Saba lag. Dorthin hatten die Engländer während des Sommers eine Eisenbahn von El Kantara über el Arisch bis nahe westlich Gaza erbaut. Am 30. Oktober und 2. November mißlangen zwei britische Angriffe auf Gaza. Nachdem die feindliche Übermacht jedoch beide Flügel umging und die rechte Flanke auch von der britischen Mittelmeer-Flotte bedroht wurde, räumten die Türken am 8. November ihre Stellung und zogen sich mit den Hauptkräften gegen Jerusalem zurück in eine neue Stellung am Audscha- und Abu-Ledscha-Abschnitt, daran anschließend im Striche Dschenanive—Karjetel—Safa. Ihre zu standhaften Nachhuten erlitten beim Rückzuge ansehnliche Verluste. Dem zurückgehenden Heere folgten die Briten, deren linker Flügel am 15. November Jaffa an der Ostküste des Mittelmeeres, rund 40 Kilometer nordwestlich Jerusalem, mit berittenen Truppen besetzte. Am 19. November begannen die britischen Angriffe auf die neue türkische Stellung; sie wurden jedoch alle abgeschlagen und endeten für die Angreifer mit unvermuteten Rückschlägen. Denn am 27. November vermochten die Türken wieder vorzudringen und dabei die britischen Gegenangriffe abzuweisen. Bei Monatsschluß dauerten die Kämpfe noch fort, doch wendete sich — nach amtlicher Erklärung des Kriegsministers Enver Pascha vom 26. November — die Lage vollständig zugunsten der Türken. Nach seiner Überzeugung sei auch das türkische Heer am Tigris in stofflicher und seelischer Hinsicht voll imstande, seine Pflicht zu tun. Leider täuschte er sich!

Von den überseeischen Kampfgebieten kamen im 40. Kriegsmonat nur spärliche, meist ungünstige feindliche Nachrichten. In Deutsch-Ostafrika scheint der Widerstand der Schutztruppen zwar allmählich zu Ende zu gehen, doch immer noch hartnäckig zu sein. Am Schlusse des November wurde von den Gegnern unter geschickter Ausnützung des Seeweges die Schutztruppenabteilung des Hauptmanns Tafel

von der noch unbesiegten deutschen Hauptmacht des Generalmajors von Lettow-Vorbeck abgeschnitten, umzingelt und wegen Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf zur Übergabe gezwungen. 108 Deutsche, 1200 Askaris und 2200 andere Eingeborene wurden Gefangene. In Portugiesisch-Ostafrika wird der Eingeborenen-Aufstand in der Zumba-Gegend nach erfolgter Unterwerfung zahlreicher Häuptlinge jetzt für beendet gehalten. Dagegen steigerte sich in Spanisch-Marokko bei Tanger die Unsicherheit durch das Auftreten aufständischer Eingeborenen. Von Japan wurde die erbetene Entsendung von Hilfstruppen abermals verweigert, wohl nach dem Satze: ‚Warum in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!', nämlich China, Philippinen, Britisch- und Niederländisch-Indien.

Vorläufig befindet sich der Krieg mit Amerika noch immer im Zustande der Vorbereitung, denn die Vereinigten Staaten brauchen Zeit für ihre Rüstungen und antworteten anfangs November dem ungeduldigen Einkreisungsverbande, der ihr baldiges Eingreifen mit möglichst starken Kräften wünschte, er müsse sich mindestens bis anfangs 1919 auf den Abnützungskrieg beschränken. Inzwischen kämpft Präsident Wilson mit ‚Worten' weiter. In seiner jüngsten Botschaft zur Kongreßeröffnung überschüttete er das Deutsche Reich, dessen Fürsten und Bevölkerung mit niederträchtigen Verleumdungen und Beschimpfungen, wodurch er einsichtigen Menschen deutlich sein Unrecht beweist. Schämen sollten sich die Amerikaner, daß sie einen derart unritterlichen Mann zweimal zum Präsidenten wählten. Damit gaben sie sich selbst das Zeugnis eigener unanständiger Gesinnung, geistiger Armut und geringer Bildungsstufe. Wilson aber ist wohl unbekannt, daß die Deutschen in vielen Dingen größere Freiheit genießen als die Amerikaner, für die es bezüglich der persönlichen Lebensgewohnheiten kleinliche Verbote gibt und denen jetzt im Kriege, wie auch den Briten, besonders enge Beschränkungen auferlegt wurden. Endlich hat durch die einengenden Verfassungen kein deutscher Landesfürst oder Senatspräsident so große Machtvollkommenheiten wie der Präsident der Vereinigten Staaten.

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches entbrannten Ende November die wegen des Krieges zeitlich ungelegenen preußischen Wahlrechtskämpfe. Doch wurde dadurch die Ruhe des Volkes bis jetzt nicht gestört, da sie sich auf verfassungsmäßigem gesetzlichem Wege vollziehen. Wesentlich trägt hiezu der letzte allgemein befriedigende Kanzlerwechsel bei. Vertrauenerweckend wirkte auch die jetzt besonders günstige Kriegslage, die den siegreichen Vierbund berechtigt, der Zukunft mit voller Zuversicht entgegenzusehen. Wenn vorläufig auch nur Friede mit Rußland und Rumänien winkt, so sind damit nun doch feste Grundlagen gegeben für erfolgreiche Erkämpfung des allgemeinen Friedens wie auch für siegreiche Abwendung der vorwiegend wirtschaftlichen ‚amerikanischen Gefahr'. Möge sich daher das deutsche Volk zur Richtschnur nehmen des neuen Reichskanzlers Losungsworte: ‚Abwarten! Aushalten! Durchhalten!'

Abgeschlossen 1. Dezember 1917.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Literatur

Die beiden literarischen Nobelpreisträger von 1917, Karl Adolf Gjellerup und Henrik Pontoppidan, sind Dänen. Wenn, wie es den Anschein hat, die Verwaltung der Nobelstiftung der Meinung sein sollte, die zu verteilenden Preise dürften während des Krieges zur Wahrung der Unparteilichkeit nur an neutrale Länder fallen, so wollen wir nicht mit ihr darüber rechten; bedenklicher wäre es

schon, wenn der Kriegszustand als Anlaß benutzt würde, die Früchte der als international gedachten Stiftung hübsch im eigenen Hause zu behalten, d. h. sie ständig und ausschließlich Skandinaviern zuzuwenden. Wollte man aber einmal ‚unter sich' bleiben, so kann man eigentlich nicht sagen, daß die Wahl besonders fehlgegangen sei, zumal wenn man bedenkt, daß beide Preisträger zur Zeit der Verleihung — was als äußeres Moment mitbestimmend gewesen sein mag — gerade ihr 60. Lebensjahr vollendet hatten: ein gewisses gesetztes Alter scheint ja immer mehr die Voraussetzung solcher Ehrungen zu werden, obschon man über die Zweckmäßigkeit eines sotanen Prinzips streiten und der Ansicht sein kann, der Kultur und Literatur sei eher durch die Förderung junger, noch ringender Begabungen als durch die Approbation abgeschlossener Dichterwerke gedient. Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat die Preisverleihung mit Recht die Aufmerksamkeit auf zwei, wenn auch nicht erstklassige, so doch in sich echte und charakteristische Vertreter der zeitgenössischen dänischen bzw. skandinavischen Literatur gelenkt.

Man erinnert sich jener skandinavischen Epoche, die etwa mit Björnson anhob und die gerade uns Deutsche so seltsam aufregte und anregte. Nicht alle an sie geknüpften Erwartungen sind in Erfüllung gegangen, aber ein bleibender Gewinn in inhaltlicher und technischer Beziehung wurde immerhin für das, was man ‚Weltliteratur' nennt, erzielt: ein neuer Anschauungskreis und eine Ausdrucksform von hoher Eigenart und seltsamer Energie taten sich auf. Dabei war von Anfang an und ist noch heute ein doppelter Habitus zu beobachten. Auf der einen Seite, als Erbschaft des noch am wenigsten verbrauchten germanischen Stammeszweiges und als Reflex des langen Alleinseins mit gigantischen Einsamkeiten, das ganz Naturhafte und Animalische, das alle Dinge mit nordisch kühler Schärfe gestaltet, weil es ihnen selbständig und frisch, ohne Medium des Kulturellen oder Literarischen, gegenübersteht. Andererseits jenes Grüblerische und Versonnene, das die schwermütige, der scharfen Konturen meist ermangelnde nordische Natur gebiert und das gerne ins Träumerische und Mystische umschlägt und dann, wenn es reflektiert geworden ist, um so williger ähnlichen fremden Neigungen und Einflüssen sich hingibt. Diese zwiespältige Linie läßt sich bei allen drei Perioden der neueren skandinavischen Literatur verfolgen: bei der älteren, die etwa durch die Namen Björnson, Ibsen und Strindberg gekennzeichnet wird, bei der mittleren, der außer unseren Nobelpreisträgern Leute wie Heiberg, Jacobsen, Hamsun, S. Lagerlöf, V. van Heidenstam, Geierstam angehören, bei der jüngsten endlich, die z. B. durch H. Bang, Jensen, Andersen-Nexö, Hankland, Madelung, Ola Hansson vertreten ist. Es soll hier keine allgemeine Klassifikation aufgestellt, sondern nur für unseren besonderen Zweck angemerkt werden, daß, so entschieden Pontoppidan in die ersterwähnte Richtung gehört, Gjellerup ebenso fraglos den andern Typ zeigt. Man braucht nur die Bildnisse der beiden Männer zu vergleichen: Gjellerups Kopf hat auf den ersten Blick etwas Pastorales, Spekulatives und Weltmännisches; das Gesicht Pontoppidans trägt die Züge des Kämpfers und ist wie von den Narben bitterer Erfahrungen und Enttäuschungen durchfurcht und von kühn-scharfen Augen belebt.

Karl Gjellerup wurde am 2. Juni 1857 in Roholte auf Seeland als Pfarrerssohn geboren, entsagte alsbald nach den Studien der Theologie und wandte sich der radikalen Literaturströmung seiner Heimat zu, in der damals Brandes und Drachmann den Ton angaben, behielt aber immer ein Interesse an religiösen Fragen bei. In seinen

ersten Büchern, der Erzählung ‚Ein Idealist' und der Studie ‚Erblichkeit und Moral', geriert er sich als strammer Darwinist und Spencerianer, als Materialist und Positivist. Aber alsdann führte ihn seine Entwicklung weiter zu immer ausgesprochener idealistischer Anschauung als Folge seiner Beschäftigung mit der Philosophie des deutschen Idealismus. Den ersten Ansatz dazu finden wir in seinem Roman ‚Germanernes Lärling' (1882), dessen Held, ein Linkshegelianer, sich als ‚Jünger der Germanen' im Sinne Weimars bekennt. Die Beschäftigung mit Kant und Schopenhauer führte ihn so weit vom Positivismus ab, daß er nach einer Reise durch Deutschland, Italien und Griechenland offen mit den Brandesianern brach. Den Übergang bezeichnen die Erzählungen ‚Der schwarze Romulus' und ‚G-dur' (beide auch ins Deutsche übersetzt) und die sozusagen romantischen dramatischen Versuche, eine Tragödie ‚Brynhild' und die griechische Dichtung ‚Thamyris'. Einige Jahre lebte er dann in Dresden, verheiratete sich mit einer Deutschen und schrieb in dieser Zeit den Roman ‚Miena' (auch in deutscher Übertragung vorhanden), der ungeachtet des deutschen Milieus sein populärstes Werk in Dänemark wurde. Darnach siedelte er auf vier Jahre in die Nähe von Kopenhagen über, wo er sich vor allem mit dramatischen Arbeiten beschäftigte; das Schauspiel ‚Wuthhorn' (ebenfalls ins Deutsche übertragen) brachte ihm großen Bühnenerfolg ein. 1892 siedelte er ganz nach Dresden-Plauen über, und seitdem hat er wohl kein Buch mehr anders als zuerst in deutscher Sprache, die er mühelos beherrscht, geschrieben. Sein erstes deutsches Originalwerk ist die ‚seltsame Geschichte' ‚Pastor Mors' (1894), der die Novelle ‚Das Briefcouvert' (1898), ‚Studie eines Graphologen', folgte — beide ein wenig exzentrisch. Von der Naturphilosophie war Gjellerup immer mehr zur Religionsphilosophie und zur Beschäftigung mit der Mystik gekommen, die ihn vorzugsweise zur indischen Spekulation führte. Die in dieser Umwelt wurzelnden Dichtungen haben ihn bei uns wohl am meisten bekannt gemacht. Die erste Frucht war das kleine Versdrama ‚Die Opferfeuer' (1903). Dann kam 1907 der große Legendenroman ‚Der Pilger Kamanita', der nicht ohne Grund wegen seines Stoffes und seiner künstlerischen Gestaltung Aufsehen erregte — es war halt ‚mal was anderes'. Auf Grund einer guten Kenntnis sowohl der brahmanistischen bezw. Veda-Literatur (Upanischads und Sutras) wie der buddhistischen wird in frei erfundenen, aber durchaus ‚stilgetreuen' Bildern die Lehre Buddhas, ‚des Vollendeten', als die Vergeistigung der alten Krischnareligion und als der Weisheit letzter Schluß darzutun versucht, ohne daß indessen die Verherrlichung des Buddhismus, der als Prinzip der Selbsterlösung eigentlich die Religion der Gottlosigkeit ist, über das herkömmliche Maß emporstiege. Soweit die Tendenz zutage liegt, macht das Ganze ein wenig den Eindruck des künstlich Konstruierten; das rein Poetische aber ist prachtvoll und ruhig erzählt. Diesem erfolgreichen Buche schloß sich bald das Legendendrama ‚Das Weib des Vollendeten' an, dem nämlichen Stoffkreise entnommen, aber doch wohl kaum von eigentlich dramatischer Gestaltung (wie denn Gjellerup überhaupt kein Dramatiker von Beruf zu sein scheint), so daß man es nicht mit Unrecht eine ‚epische Dichtung in Dialogform' genannt hat. Die letzte ‚indische' Dichtung Gjellerups ist der umfangreiche Roman ‚Die Weltwanderer' (1909), der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts spielt und, indem eine Art von Schattenroman aus der Vorzeit parallel geht, den Seelenwanderungsglauben zum Hintergrund hat. Mit diesem phantastischen Buche von großer Stimmungskraft verläßt der

Dichter einstweilen die bunte asiatische Welt. Schon mit dem kurz vorher erschienenen Roman ‚Die Hügelmühle' hatte er wieder dänischen Boden betreten und zugleich echt deutsche Menschen dargestellt. Das Thema führt durch Leidenschaft und Verbrechen zur Reue und Buße; aber bei aller Realistik in den Details waltet in dem Ganzen ein mystischer Zug im Sinne eines gewissen kirchenfreien Pietismus. Einen Zwischenfall bildet das anmutige arkadische Idyll ‚Die Hirtin und der Hinkende' (1911 erschienen, aber wohl schon früher entstanden), eine Liebesgeschichte aus der Zeit der altgriechischen Kultur — unbedeutend in der Erfindung, aber von wahrhaft antiker Plastik in der Naturschilderung und von unbeschreiblicher Grazie in der Darstellung des primitiven Lebens und Fühlens. Das letzte, was wir von Gjellerup kennen, ist der Roman in fünf Büchern ‚Reif für das Leben' (1916), wiederum der dänischen Welt entnommen, aber eine Brücke zu deutschem Geistesleben schlagend. Was da in dieser zum Greifen deutlich geschilderten Gesellschaft der Leute auf Seeland geschieht, ist ja nicht weltbewegend, aber alle Situationen sind mit Meisterhand ausgewählt und mit feinen, geschmackvollen Pinselzügen ausgeführt, so daß wir kaum ein treffenderes Bild des heutigen Dänentums finden können. Die Bedeutung des Buches führt aber über die Milieu- und Charakterdarstellung weit hinaus: zwischen den Durchschnittsmenschen stehen einige geistig adelige Naturen, fertige und werdende, die sich vom nackten Materialismus zu einer geistigen Weltansicht durchgerungen haben oder durchringen und die des Dichters tiefstes Meinen über die subtilen Lebensfragen aussprechen sollen. Wir finden daher ausgedehnte und geistvolle Erörterungen über Werden, Sein und Vergehen, über Materie und Geist, über Gott und Welt, über Wissen und Glauben, über Monismus und Individualismus, über Vergänglichkeit und Unsterblichkeit und was sonst das tiefere Denken bewegt. Wir begegnen noch Anklängen an indische Weisheit, wir treffen daneben Spuren von Kant, Schopenhauer und Hartmann, wir kommen selbst an einem gewissen spiritistischen Einschlag à la Du Prel nicht vorbei. Die Mystik des Verfassers ist zwar intellektuell geläutert, aber bei allem ehrlichen Streben nach einer reinen Religiosität, die freilich von allem Christentum absieht, findet sich nirgends ein fester Kern: es bleibt edele Velleität und endigt mit dem resignierten Ignorabimus. Das ist der Sinn der Gjellerupschen Lebensreife, die uns traurig zum Tode scheint, weil sie in ihrer Reserve es verschmäht, die Tiefe des christlichen Lebensgedankens auch nur in Betracht zu ziehen. Der Roman an sich ist sicher das reifste Werk des Dichters, Gjellerups eigentliches Bekenntnisbuch. Gerade während der Niederschrift dieser Zeilen wird ein neues Werk von Gjellerup angekündigt: ‚Der goldene Zweig', eine Dichtung und ein Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius, dessen Besprechung noch nicht möglich ist.

Haben wir in Gjellerup den Dänen, der aus innerer Wahlverwandtschaft ganz ein deutscher Dichter geworden ist, so finden wir in **Pontoppidan** den Dänen, der in jeder Faser ganz Däne geblieben ist. Auch er stammt aus dem Jahre 1857, geboren in Fredericia. Zunächst wandte er sich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zu (was vielleicht einen gewissen exakten Zug auch seiner späteren Schilderungen erklärt) und ergab sich nach wechselvollen Schicksalen schließlich ganz der Schriftstellerei. Wenn man seine literarische Art kurz kennzeichnen will, so darf man sagen, daß er scharfe Beobachtung mit großem dichterischem Schwung verbindet, daß aber eine ge-

wisse Härte und Sprödigkeit das Verhältnis zu ihm schwieriger macht als zu seinem Preisgenossen. Da infolgedessen seine Schriften in Deutschland weniger durchgedrungen sind, ist es überflüssig, sie hier im einzelnen zu behandeln; es mag genügen, auf diejenigen Werke hinzuweisen, die bei uns vorzugsweise bekannt geworden sind. Zuerst schrieb Pontoppidan in den achtziger Jahren eine Reihe von Novellen in dem damals aufkommenden realistischen Stile, die u. a. in ‚Stækkede Vinger‘ (Beschnittene Flügel), ‚Sandinge Menighed‘ (Wahrhafte Gemeinde) und ‚Landsby billeder‘ (Dorfbilder) gesammelt sind. Von den früheren Romanen sind zu nennen: ‚Ung Elskov‘ (Junge Liebe, ins Deutsche übersetzt), ‚Mimoser‘ (Mimosen), ‚Spögelder‘ (Gespenster), das große mehrbändige Werk ‚Natur‘, mit dem des Verfassers Ruhm fest begründet war. Es folgten die neuen Dorfbilder ‚Fra Hytterne‘ (Aus Hutten), ‚Folkelios skildringer‘ (Volksleben-Schilderungen) in 2 Teilen und die sehr populär gewordenen Erzählungen ‚Skyer‘ (Wolken), die lange als Pontoppidans Hauptwerk galten. Deutsch erschienen 1890 ‚Reisebilder aus Dänemark‘. Mit Beginn des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts hebt deutlich eine neue Schaffensperiode an, deren Ergebnisse Pontoppidan, über den heimischen Kreis hinaus, der eigentlichen Weltliteratur einreihen. In der Technik der Erzählung war der Dichter zwar erprobt, aber der Anschauungskreis war noch einigermaßen eng geblieben; nun gewann er den großen Zug ins Symbolische und Allgemeinmenschliche. Diesen Fortschritt verdankte er seiner Vertiefung in das Soziologische. Die Stoffe entnimmt er zwar noch immer der heimischen Umwelt, aber er formt sie so auf das Gemeingültige hin, daß sie Sinnbilder des Völker- und Menschenlebens überhaupt werden. Zunächst wurden wirtschaftliche und politische Gegenstände behandelt, und zwar mit einer solchen Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, daß der Autor vielfach als der Liebling des internationalen Sozialismus galt, wie denn auch noch in der Erinnerung ist, daß in den neunziger Jahren unsere sozialdemokratischen Blätter mit Vorliebe Übersetzungen seiner bezüglichen Romane brachten; meines Wissens sind aber alle diese Sachen längst verschollen, wenigstens begegnet man ihnen in Deutschland nicht mehr. Was Pontoppidan unter uns eine bleibende Gemeinde verschafft hat, ist die Erhebung des Sozialen im Sinne des Klassenkampfes, ins Kulturelle und speziell Geisteskulturelle, eine Tendenz, die sich seit dem neuen Jahrhundert unverkennbar in seinen Dichtungen auswirkt. Die menschliche Entwicklung wird ihm zum Kampf um den geistigen Lebensinhalt. Seine Ziele sind also von num an so weit als möglich gespannt; und wenn deshalb die Romane dieser jüngsten Epoche an innerem und äußerem Umfang, an menschlichem, künstlerischem und kulturellem Gehalte außergewöhnlich reich sind, so gibt ihnen diese Breite aber auch wieder eine gewisse Form- und Grenzenlosigkeit, eine Vermischung derbster Realistik mit subtilsten seelischen Ekstasen, die den ästhetischen Genuß einigermaßen beeinträchtigen. Das gilt insbesondere von dem großen Roman ‚Hans im Glück‘, dessen Übersetzung den Autor wohl am meisten in Deutschland bekannt gemacht hat. Am besten wird man sich aber von seiner Art vielleicht eine Vorstellung machen aus dem Roman ‚Das gelobte Land‘, der ebenfalls deutsch vorliegt und der für Pontoppidans vollendetstes, jedenfalls charakteristischstes Werk gelten darf. Es ist der typische dänische Pastorenroman: ein geistig hochstehender Theologe wird am Kirchentum irre und sucht für sich und seine Gemeinde das Heil im Anschluß an die Natur, er wird Bauer und heiratet ein Bauernkind; aber während er in einem gewissen bäuerlich-pietistischen Modernis-

mus das gelobte soziale Land gefunden zu haben glaubt, erheben sich aus seiner Konstruktion die brutalen realen Schwierigkeiten, und das ganze künstliche Gebäude stürzt zusammen. Um diese Fabel und dies Einzelschicksal ranken sich nun aber die mannigfaltigsten menschlichen und völkischen Typen, Charaktere und Individualitäten von größter psychologischer Eindringlichkeit, spiegelt sich das Menschentreiben mit seinen endlosen Perspektiven zwischen Zeit und Ewigkeit, fiebert der Hunger der modernen Seele nach Religion und Gott. Im Hintergrunde des Ganzen steht die Idee der ‚Volkshochschule', wie sie gerade in den nordischen Ländern vertreten wird, besonders seit dem Wirken Grundtvigs, dessen Spuren hier freilich nur als Entartung sich zeigen. Was Pontoppidans Buch von anderen protestantischen Pastorenromanen mit ihrem laulichen Religionsersatz vorteilhaft unterscheidet, ist vor allem die klare Konsequenz in der Betonung und Festhaltung des unvermischten, wenn auch schief gefaßten christlichen Ideals. Es ist durchaus richtig, was ein Kritiker bei der Vergleichung des ‚Gelobten Landes' mit Frenssens ‚Hilligenlei' feststellt: ‚Während Frenssen das Christentum mit dem natürlichen Glücksverlangen des Menschen für vereinbar hält (und darum, fügen wir hinzu, es abschwächt), zeigt der dänische Dichter mit unerbittlichem Ernst, welche Riesenenergie dazu gehört, im strengsten Sinne heute noch ein Christ zu sein.' Etwas von des unheimlichen Sören Kierkegaard unerbittlichem Forderungsgeiste liegt über dem tapferen Buche. Wenn wir noch den Erzählungsband ‚Der Teufel am Herd', der ebenfalls ins Deutsche übersetzt ist, erwähnen, so dürfte alles aufgezählt sein, was von Pontoppidans letzter Schaffensperiode in Betracht kommt.

Wahrscheinlich wird die Verleihung des Nobelpreises an Gjellerup und Pontoppidan manchen auf ihre Lektüre neugierig machen; der Befriedigung dieses Wunsches steht leider die Schwierigkeit entgegen, daß gerade gegenwärtig die meisten deutschen Ausgaben ihrer Werke vergriffen sind und schwerlich vor Kriegsende neu gedruckt werden können. Man darf sich trösten, daß es sich zwar um eigenartige und des Interesses würdige Dichter handelt, aber keineswegs um säkulare Geister, die der Kultur und der Kunst ganz neue Wege zu weisen hätten.

Johannes Mumbauer.

Theater

Berliner Theater. Der Lyriker Richard Dehmel hatte sich bisher zweimal als Bühnendichter versucht, doch vermochten diese Werke ‚Mitmensch' und ‚Michel Michael' sich nicht länger als einen Abend auf dem Theater zu halten. Seinem neuen Drama ‚Menschenfreunde', das Barnowsky im Lessing-Theater herausbrachte, scheint ein günstigerer Erfolg beschieden. Hält man Umschau unter den Dichtern dieser Zeit, so erweist sich Dehmel zweifellos als eine der reichsten und tiefsten Persönlichkeiten seiner Generation. Dieser Anlage entspricht aber nicht immer die Fähigkeit zur Ausformung des Erlebnisses und Stoffes. Diesem Manne und seinem Werke gegenüber ist man nicht selten der Empfindung, es sei mit ihm, wie wenn in eine Glockenspeise kurz vor dem Guß ein Unedles einfloß, das die Legierung verdarb und so den Klang des Instrumentes trübte. Aus diesem Manne hätte die Natur ‚beinahe' einen großen Dichter geformt. — Dieser Sonderzug beeinflußt nicht selten wieder seinen Gedankengang und zumal die Gedankenbildung und damit wieder die Prosa, in der die Ideen niedergelegt werden. Ein wirklich großer Dichter müßte eigentlich der Schöpfer einer souveränen Prosa sein. Daran hapert's aber heute bei den meisten. Allein Nietzsche war ein solcher, und so

bleibt er unter den Vertretern des modernen Geistes selbst im Hinblick auf die Dichter die überragendste Persönlichkeit. Vergleicht man die drei namhaftesten der letzten Generation — die Dehmel, Hauptmann, George — untereinander, so gibt sich dieser letzte noch als der Ausgeglichenste, so wenig wir uns durchweg für ihn entscheiden möchten; bei jedem aber fehlt es an der einen oder anderen Stelle. — Dieser Umstand macht es auch den Freunden der Dehmelschen Dichtung schwer, ihr unbedingt zuzustimmen. Nur wenige seiner Gedichte sind in bezug auf ein tiefes Erlebnis in Gefühl, Gedanke und Form aus einem Gusse. In den meisten fällt Empfindung, Beobachtung und naturalistische Darstellung auseinander, ist er Nachtigall und Krähe in einer Person, wobei die Krähe gewissermaßen das Gedankliche hinterdreinkrächzt. Es gibt eines unter seinen Gedichten, in dem er selbst auf diesen Zustand hinweist — zu seiner Charakterisierung wurde es mit Vorliebe von allen seinen Kritikern zitiert — und in dem er sich mit jenen Tagraubvögeln vergleicht, die sich schwer vom Boden zu erheben vermögen, dann aber, sind sie einmal in der Luft, frei und sicher schweben. Demgegenüber müssen wir nun gestehen, daß wir finden, auch in hoher Luft spattele er stets wie ein vom Schicksal auf einem Flügel Lahmgeschossener. Diese Trennung von Gedanklichem und Gefühlserlebnis ist es vielleicht, die ihm die zum Dramatiker notwendige Schwungkraft nimmt. Mag schon in den ‚Menschenfreunden' die straffe gedankliche Zucht zum Teil darüber hinweghelfen und hinwegtäuschen, es fehlt dem Stück doch der eigentliche dramatische Nerv. Von dem Standpunkt aus empfunden ist es als Bühnenwerk langweilig, dennoch interessiert es und sogar mit einer gewissen Steigerung, weil es Zeugnis gibt von dem klugen und edlen Menschentum seines tiefdenkenden Schöpfers. Aber ein Drama ist es nicht. Es ist eine Auseinandersetzung über die Begriffe ‚Schuld', ‚Sühne', ‚Reue', ‚Menschenliebe'; geistvoll gelegentlich, aber zu sehr in die Breite gehaspelt. Zwei Dutzend überzeugender Aperçus ließen sich aus den Monologen dieser Personen prägen. — Unangebracht scheint es mir, vorwurfsvoll auf Vorbilder zu weisen — Dostojewski! rufen manche —; der Dichter aber tat nichts anderes, als ein gedankliches Erlebnis, das uns alle mehr oder weniger beschäftigt, darzustellen, und wenn man einen Einwand machen wollte, so wäre es nicht der, daß diese Ideen nicht ‚neu' sind — als ob es darauf bei einem Dichter ankäme —, daß vielmehr die dichterische Kraft nicht ausreichte, diese Ideen so zu gestalten, daß sie unbedingt ‚neu' wirkten — ‚neu' wirkt hier nur das Moment des Scheingeständnisses —; denn darauf allein kommt es an. Shakespeare bearbeitete nur ‚alte' Ideen, Ibsen hingegen nur ‚neue'; dieser nun ist heute schon veraltet, während jener lebt.

Wenn an irgendeinen, so erinnert das Dehmelsche Stück an Ibsen. Doch nicht etwa in unerlaubt nachahmender Weise. Ein der Natur jenes nordischen Dramatikers naheliegendes Problem ist mit verwandten Werkzeugen in einen ähnlichen Formrahmen gemeißelt und ziseliert, streng, wie aus dunkel freudlos-kaltem Metall gegossen, mehr ein Relief als eine Rundplastik. So entsteht eine Stimmung, wie häufig bei dem nordischen Dichter: Die Lebenden bewegen sich in einem Raume in einem Scheinleben, wie um einen noch nicht geschlossenen, man möchte sagen nicht zu schließenden Sarg. Es ist hier das Bild der Gestorbenen, der Gemordeten an der Wand in dem einzigen Zimmer, in dem sich die drei Akte der Handlung während drei Jahreszeiten — Sommer, Herbst, Winter — mit drei Blumenspenden als deren Symbol — Rosen, Astern, ein Christbäumchen — abspielen, und zwar unter jenem Bilde wie vor

einem Sühnealtar. — In diesem strengen wie absichtlich betonten symbolischen Gleichklang liegt die frappierende Verwandtschaft mit Ibsen und auch in der gründlichen Durchführung der Einzelheiten, als deren gedankliche Träger die wenigen Personen — ein Regierungspräsident, ein Regierungsrat, ein Bürgermeister, ein Sanitätsrat, ein Polizeikommissar, eine Krankenschwester neben dem Multimillionär Wach — auftreten, so mechanisch symbolisiert als Verkörperung gewisser Ideenkomplexe wie die Puppen im Schlagwerk einer Uhr. Auch das ist Ibsensch. Man könnte sich ja auch an den strengen Formenrhythmus des antiken Dramas erinnern lassen, doch dürfte dann nicht unerwähnt bleiben, daß die Alten mit ihm eine ungeheuer dramatisch-bewegte Wirkung zu verknüpfen verstanden (Antigone) und daß Dehmels Werk mehr an den gedämpften und verhaltenen Redefluß der Iphigenie denken läßt. Wollte man einen anderen nordischen Dichter in Vergleich ziehen, Strindberg, mit dessen Art es gar nichts gemein hat, so müßte man sagen, daß es diesem Manne gelang, Vorgänge wirkungsvoll zu gestalten, die im Grunde nicht dramatischer konzipiert und komponiert sind, eben weil das dichterische Erlebnis lebendiger war, das bei Dehmel, ganz wie bei Ibsen, rein der Verstandesberechnung entsprang. — In seinem auf diese Weise gestalteten Stoff liegen mehrfach Ansätze zur dramatischen Belebung und Steigerung, doch der Dichter vermag nicht, sie zu hinreißendem Schwung aufzurollen. Das Symbolische soll bei ihm wohl die mangelnde dramatische Erregtheit ersetzen; doch es gelingt nicht. Nach dem ersten Akt quält sich das Stück in einem zu gleichen Tempo dem Ende zu, und die strenge Regelmäßigkeit des Formengusses macht eher den Eindruck eines Mangels an Fülle als den der Beschränkung der Meisterschaft, mögen die Blößen auch geschickt verdeckt sein.

Der Inhalt des Stückes ist dieser: Christian Wach hat seine alte, millionenschwere Tante, einen wahren Hausdrachen, die ihm zwar die Millionen nach dem Tode zugedacht, die ihm aber in der Jugend die Mittel zum Lieblingsstudium verweigerte, ins Jenseits befördert und wendet das blutbefleckte Geld einzig dazu an, ein Wohltäter und Stifter großen Stils zu sein, teils, weil er vielleicht zu alt ist, es anders zu verwenden, oder weil von Anbeginn der Keim in ihm lag, Geld nur auf eine vernünftige Weise anzulegen, er aber keines besaß und mit gebundenen Händen zusehen mußte, wie das ihm einst zukommende nutzlos dalag, teils um solchen Widersinn des Nutzlosen zu sühnen; mehr noch aber aus den beiden Gründen zusammen. Er will das durch solche Umstände in ihm geweckte und gesteigerte Bedürfnis wie die Notwendigkeit befriedigen, den endlich, aber auf schuldbeladene Weise erreichten Besitz wieder reinwaschen und damit sich selbst. Dabei versagt sich ihm auch die geringste Freude am Leben: denn aus diesen Umständen ergibt sich ein wahrer Rattenkönig von Gewissenskonflikten, die der Dichter ungemein fein zeichnet und begründet. Wir sehen den Mann mit dem von Natur ‚robusten' Übermenschengewissen, der dennoch die christliche Rührung spürt, sich von dem Schuldgefühl durch ein Geständnis zu befreien: Man kann Massen zum Wohl der Menschheit morden, aber nicht Einen zum eigenen Wohle, und sühnt dies nicht damit, daß man das Erworbene wieder der Menschheit opfert. Dieser Gedankengang ist der Konflikt, zwischen dem er sich hin und her bewegt. Dieser vom Schlag gerührte Mann steht einerseits zwischen seiner Pflegerin, die die Tat ahnt und seine Seele entlasten möchte, andererseits zwischen den heuchlerischen Vertretern der Gesellschaft, die ihn als Menschen verachten, aber Ehrenangebinde überreichen, weil sie die ‚Sache' in ihm feiern. Dadurch treiben sie seine innere

Verzweiflung auf die Spitze und seinen Hohn auf sie und die Menschheit und einen Vetter, den er einst um die Erbschaft brachte und der ihn nun auf Grund aufgefundener Papiere denunziert und an dem er nach dem Freispruch durch ein Scheingeständnis sich innerlich ins Gleichgewicht setzen möchte. Zieht man die Summe dieser Einzelheiten — den Vergleich, daß der korrekte Vetter ein Lump ist im Verhältnis zum Mörder, nur nebenbei —, so ergibt sich, mit dem Scheingeständnis als Gipfel, ein psychologischer Entwurf von ungewöhnlicher Feinheit und Gründlichkeit der Durchführung, doch ohne eigentliche dramatische Kraft. Was hätte zum Beispiel ein geborener Dramatiker aus der, wenn auch nur hinter der Szene spielenden Gerichtsverhandlung gemacht, wenn er zeigte, wie der heuchlerischen Welt jede Verschleierung und Unklarheit des Tatbestandes willkommen sein mußte, denn eine Verurteilung hätte ja alle die in Stein gebannten Millionenstiftungen des Mörders lächerlich gemacht? Von diesem eigentlichen Höhepunkt des dramatischen Konfliktes — wo dieser aus der Seele des einzelnen ins Gewissen der Öffentlichkeit als Mitschuldigen übergreift — erfahren wir bei Dehmel nicht mehr, als daß der Mörder, wie zur Beruhigung beider Teile, trotz des dringenden Verdachtes der Tat eine neue Ordensdekoration bekommt. — Sehr fein erkannt scheint mir der Umstand, daß der Mörder sich schließlich, in den Armen der christlichen Schwester, trotz dem dringenden Bedürfnis doch nicht zu einem Geständnis herbeiläßt: bei Verbrechern dieser Art — d. h. aus Egoismus, und sei er rein intellektueller Art — überwiegt zuletzt doch das Gefühl, in den Augen der Welt durch ein Geständnis zu verlieren — die Insassen von Zuchthäusern sind bekanntlich alle unschuldig —, während zumeist nur der Mensch, der durch einen unglücklichen äußeren Umstand ins Verbrechen gerissen wurde, gottergeben stirbt: der Unterschied zwischen dem ‚tragischen‘ Menschen und dem ‚geborenen‘ Verbrecher, der untragisch ist. Mit Einbeziehung des ‚geborenen‘ Verbrechers in die dramatische Darstellung nimmt die Wirkung des Tragischen auf der Bühne denn auch mehr und mehr ab. — Aus alledem ergibt sich, daß wir es bei Dehmel mehr mit dem ungemein fein gezeichneten Grundriß zu einem Drama ‚Menschenfreunde‘ zu tun haben als mit diesem Drama selbst.

Wendet man sich von diesem der kühlen Berechnung entsprungenen Werke Dehmels der neuen Arbeit **Gerhart Hauptmanns** zu, so glaubt man, die Luft der aus starken Impulsen arbeitenden — wenn auch in diesem Falle mehr anlehnenden als selbständigen — dichterischen Gestaltung zu atmen. Gerhard Hauptmann hat die Novelle der Selma Lagerlöf: ‚Herrn Arnes Schatz‘ zu einer ‚**Winterballade**‘ dramatisiert, der man sich in Berlin merklich kühl gegenüber verhielt. Wir können den Grund dafür nicht recht zugeben, denn die Mängel — das Werk gedanklich nicht zu einem zwingenden Ganzen zu formen, was gerade Dehmel in seinem Fall vermochte — sind nicht empfindlicher als stets bei Hauptmann, da tief in seiner Begabung begründet; daneben aber vermochte er mit lebhaftem Nachfühlen soviel Schönes aus der wundervoll-schaurigen nordischen Balladenwelt in sein Werk herüberzunehmen, daß eine Reihe fesselnder Bilder entstand, zumal wo es sich um die Gestalt des von Shakespearestimmung umwitterten, schottischen Lordmörders Sir Archie handelt, der mit seinen Spießgesellen den 90-jährigen Pfarrer Arne um seiner Geldstücke willen abschlachtet. Nicht rein kommt, wie gesagt, das Gedankliche zum Austrag. Hauptmann hat die Figur des rächenden Sohnes hinzugedichtet, in dessen Drange nach Selbstvergeltung Heidnisches und Christliches im Kampfe miteinander gezeigt wird. Immerhin

war man nicht undankbar dafür, im Lauf des Abends es an manchen Stellen mit dem lebhaften Gefühl eines Dichters zu tun zu haben.

Noch einen Schritt weiter in die Welt der reinen Dichtung, aber auch um genau soviel vom wirklich persönlichen Erleben, das zu unser aller Erleben emporgehoben wird, ab, führt das Werk eines anderen Altersgenossen jener Vorgenannten, des vor ein paar Jahren verstorbenen Emil Gött ‚Edelwild‘, für dessen Schöpfer in einem engen Kreise seit einiger Zeit viel Fürsprache getrieben wird. Es handelt sich in diesem Manne, der, wenn wir nicht irren, in einem kleinen Neckarstädtchen, abseits der Literaturwelt, ein Bauernleben führte, um ein feines und kluges Epigonentalent, dem es aber gerade aus dem weltfernen Leben heraus nicht gelang, der im Stile Grillparzers von früheren Dichtern übernommenen freifließenden Sprache einen wirklich persönlichen Inhalt zu geben, der, dem Wunsche nach einer dem Alltag entrückten Form gemäß, die Rechte der Allgemeingültigkeit und doch unmittelbaren Zeitwirksamkeit vereinte — darauf aber kommt es bei dem lebendigen Dichter an. Seine Form ist gewandt gearbeitet, aber mutet wie ein Gefäß an, in das einer einen Inhalt goß, der nicht mit ihm gewachsen. — Schon daß der Dichter der orientalischen Einkleidung bedurfte, zeugt dafür, und so mutet das Gefäß allzu übernommen an und und sein Inhalt bei allem Gehalt doch ein wenig abgestanden. Ja, es handelt sich hier um Lebensweisheiten zweier vergeblich um den Sinn des Lebens Ringenden, ein wenig mittelmäßig, sogar etwas philiströs in seiner selbstgefälligen Breite, die recht das Resultat eines Menschen ist, der in selbstgewählter Einsamkeit sich zugleich dem steten Kampf und seinem Antrieb entzog.

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Stanislaus Stückgold. Eine elementare Kraft offenbart sich, überwindet sieghaft Sprödigkeit der Widerstände. Improvisiert technische Erfindungen, ruft zur Revolution auf, baut theosophische Theoreme, schreibt stille Verse, komponiert ein Wiegenlied, modelliert, malt Stilleben, Landschaften, Portraits, Phantasien. Hinter allen diesen verschiedenartigen, verschiedenwertigen Objektivationen die strahlende Kraft einer Individualität, felsenhaft trotzig, vulkanisch, ewig fiebernd vor Wirkungsdrang.

Stanislaus Stückgold ist polnischer Jude. Sein Milieu hat ihn nicht gezeugt, wenig nur an ihm geformt. Um ihn herum waren Goldmenschen: in seiner Hand blieb nie das Geld. Er war Fremdling in einem Geschlecht von Händlern, war Wiedergeburt alter jüdischer Sehnsucht, Auferstehung levitischen Dienstes. Die Juden sind in der modernen Kunst Mitläufer und Nachahmer gewesen: Stanislaus Stückgold wurde ein Eigener und ein Einsamer. Dumpf ahnt der Jude seinen Fluch und bedarf der Herde, um vor sich selbst zu bestehen: er braucht Zusammenrottungen, Ghetti, Parteien, ‚Bewegungen‘. Stanislaus Stückgold hat wieder vermocht, einsam in der Wüste zu stehen und auf Gott zu hören wie die Männer des Alten Testamentes.

Stanislaus Stückgold wuchs auf im Talmud, löste sich los zum Atheismus, überwand sich im Durchringen zum Christentum. Heute weiß er, daß sein Weg zu Christus führen wird. Wenn er auch noch nicht am Ziele ist, wenn er auch fühlt, daß sein Sinn noch nicht rein und der Heilige Geist in ihm noch nicht mächtig genug ist, als daß er schon ganz in der Nachfolge Christi zu leben vermag — er hat die Gewißheit, daß sein Weg zum Heiligsten der Mysterien, daß er nach Golgatha führt.

Aus dieser heiligen Inbrunst schafft der Maler: fromme Einsenkung in das Wesen der Pflanze ist in Stückgolds Stilleben, tiefe Andacht zur Sonne in seinen Landschaften, Erfassen des geistigen Innenlebens in seinen Potraits. Stanislaus Stückgold wagt nicht, die Natur zum Ausdruck menschlicher Empfindungen zu vergewaltigen, wie die Expressionisten es tun. Stückgold haftet am naturgegebenen Körper, denn er ist Gottes Schöpfung, ist heilig: er darf nicht überwunden, sondern er muß so voll ausgestrahlt werden, daß er Expression gibt. Die Köpfe auf den Potraits Stückgolds strahlen Licht aus, entfalten ihr Innerstes, dem Künstler nur sichtbar, zur Gestalt.

Der dunkel Sehnende, der ewig Fiebernde, der wandernde Jude hat doch seine Heimat, seine jüdische Heimat: die Familie. Immer wieder kehren diese Gestalten auf seinen Bildern: seine Frau, bald mütterlich reif, bald seraphisch zur heiligen Elisabeth gesteigert, sein Kind, schwer und tastend, mit weiten dunklen Augen voll wissender Wehmut.

Wer ist Stanislaus Stückgold? Wir wollen nicht den Weg dessen umzirkeln, der noch ein Wandernder ist, noch lange nicht am Ende. Noch sind tausend unerschöpfte Möglichkeiten vor diesem schöpferischen Menschen gebreitet. Möge er davor bewahrt bleiben, durch vermessene theosophische Eitelkeiten in Hoffart zu verstocken; möge ihn die Gnade führen, auf daß er demütiges Glied werde der Kirche Christi. Dann wird auch seine religiöse Kunst von der Verheißung zur Erfüllung reifen.

Max Fischer.

Unsere Kunstbeilagen

Die Kunst Stanislaus Stückgold's ist in dem betreffenden Rundschau-Artikel gewürdigt.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Ich beschränke mich tunlichst auf den kulturell-geistigen Wiederaufbau, im Gegensatz zum politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen. — Aber wir müssen uns bewußt sein, daß auch dieser kulturelle Wiederaufbau nur ein Glied sein kann des ganzen und allseitigen Wiederaufbaus, und daß er an erster Stelle vom politisch-rechtlichen — im geringeren Maße auch vom wirtschaftlichen — mitbedingt ist. Darüber zuerst gleich ein paar Worte, da ich später nicht mehr darauf zurückkommen will.

Ein wahrhaft positiver Geist darf — auch wenn er den in die Welt-acht erklärten Mittelmächten angehört — die große Tatsache nicht übersehen, daß die Teile der uns jetzt feindlichen Welt im Verlaufe des dreijährigen Krieges in einem Maße geeinigt wurden, wie es durch ein ganzes Jahrhundert des Friedens kaum möglich gewesen wäre; und dies nicht zum wenigsten auch in kultureller Richtung. Daß die Kraft dieser Einigung zuerst nur gemeinsamer Haß, gemeinsamer Kampf aller Art gegen uns Deutsche war, ist furchtbar zwar für uns, hebt aber die große Tatsache selbst nicht auf. Die Einigung selbst, die mannigfachen Formen, die sie annahm, können und werden diese für uns furchtbare, aber vergängliche Ursache überdauern. Indem die Teile der Erdkugel nicht wirr untereinander kämpfen, sondern ihre Speere gemeinsam richten auf unser Herz allein — auf das Herz von Ländern, die auf dem Globus mikroskopisch genug aussehen —, ist das Problem der werdenden Einheit der Weltkultur und insbesondere des europäischen Geisteszusammenhangs sozusagen gewaltig vereinfacht worden. Nur noch der große Schritt — das ‚nur' gestattet der Maßstab, nach dem ich jetzt hier die Dinge betrachte — zu uns Deutschen hinüber ist nötig, nur noch eine einzige große Versöhnung und gegenseitige Vergebung und die Welt würde einiger sein, als sie je zuvor gewesen. Ob dieser Schritt vollzogen wird oder nicht, ob dieser große Schritt erfolgt oder nicht, hängt von unseren Feinden wie auch von uns ab. Aber nur uns selbst können wir zunächst beraten und Vorschriften erteilen, und darum sei hier zunächst auch nur von uns die Rede. —

Einheitsbildungen und Wege der Geistesströmungen, die wir Kultur nennen, folgen gewiß nicht eindeutig der Bahn der Staatenbildung und der Politik. Sie gehen oft getrennte, oft sogar entgegengesetzte Wege — so wie z. B. Rom geistig gräzisiert wurde, indem es Griechenland eroberte; aber so wahr dies ist: Es gibt — in der gegenwärtigen Lage — das Problem des politisch-rechtlichen Rahmens, von dem auch ein kultureller Aufbau Europas unmittelbar abhängig ist. Dieser Rahmen genügt keineswegs zum kulturellen Wiederaufbau, aber er ist doch eine Bedingung dafür und eine unumgängliche.

Die Art des politisch-rechtlichen Friedensschlusses dieses Krieges wird insofern auch das Schicksal des kulturellen Wiederaufbaues Europas mitentscheiden, d. h. entscheiden, ob Europa fürderhin nur mehr sein wird ein geographischer Name in sich zerrissener, eifersüchtiger Völkerschaften oder eine mächtige geistige Einheitspotenz, welche, wie sie bisher die Welt leitete,

der Welt auch fernerhin noch etwas Großes zu geben hat. Über Art, Inhalt des Gesamtfriedensschlusses wissen wir noch nichts Sicheres. Vieles liegt noch in uferlosem Nebel. Daß wir mit Rußland zu einem Waffenstillstand kamen, und daß wir zuerst mit Rußland in Friedensverhandlungen eintraten, entspricht ganz dem Wunsche und der Hoffnung, die ich schon bei Beginn des Krieges geäußert habe, und entspricht noch mehr dem Zusammenhang von Postulaten für einen kulturellen Wiederaufbau Europas, die ich heute Ihnen übermitteln will. Vor allem aber möchte ich meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß der Geist der Note des österreichischen Kaisers an den Papst und die bedeutsame interpretierende Rede des Grafen Czernin in Budapest im allgemeinen mir eben diejenige politische und rechtliche Grundgesinnung ziemlich genau auszudrücken scheinen, die solche Einigung und solchen Wiederaufbau nicht direkt ausschließen, sondern — bei Vorhandensein sonstiger Voraussetzungen — ihn ermöglichen. Nur ein paar Bemerkungen seien mir noch erlaubt zu diesem Vordergrundproblem im ganzen der hier uns beschäftigenden Frage. Es betrifft diejenige politisch-rechtliche Form und Gliederung Europas, die nach meiner Meinung das Minimum an Bedingungen zu einem kulturellen Wiederaufbau Europas darstellen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich ebensowohl etwas weniger als etwas mehr ‚Pazifist' bin, als es dem jüngsten sogenannten Regierungspazifismus der Mittelmächte — in seinen ja auch hinsichtlich Deutschland und Österreich recht sehr verschiedenen Färbungen — entspricht. Ich bin es weniger, da mir das Wort ‚Weltabrüstung' — auch als noch so fernes, aber historisch absehbares Ziel — zu viel gesagt und mit ihm zu viel verlangt erscheint, und es mir richtiger erschiene, dafür ‚systematische Abrüstung innerhalb aller der europäischen Geisteszone angehörigen Völker und Staaten' — und Abrüstung nur nach dem Maße und der Nähe dieser Angehörigkeit — zu setzen. Und ich bin oder glaube mich mehr ‚Pazifist', da ich den wahren und allein christlichen Pazifismus ernster, friedfertiger Gesinnung noch deutlicher und schärfer möchte unterschieden und abgehoben sehen von dem Pazifismus bloßen Notstandes und der begreiflichen Furcht vor völlig unerträglichen Rüstungskosten nach dem Kriege. Nur jenen ersten Pazifismus friedfertiger Gesinnung kann ich aber als denjenigen ansehen, der innerhalb der Spannweite europäischen Wesens und Geistes als notwendige Atmosphäre jedes kulturellen Wiederaufbaus allein in Frage kommen kann. Entschlagen wir uns der Phrase des utopistischen Pazifismus vom ‚letzten Krieg', einer Phrase, die ohne Ehrfurcht ist vor der Zukunft der Weltgeschichte und vor der Fülle ihrer Möglichkeiten! Wissen wir denn Bescheid, was an kriegerischen Gegensätzen noch liegen mag im ostasiatischen, von Japan geführten Expansionsdrang gegenüber der europäischen Kulturzone und gegen Amerika? Nein, das wissen wir nicht! Für Japan z. B. existiert jener gewaltige Notstand gar nicht, der vom Grafen Czernin für die Weltabrüstung so lebhaft geltend gemacht wurde. Auch die inneren Kräfte, welche die Ein-

heit der europäischen Völkerfamilie ausmachen und eben darum zuerst innerhalb ihrer einen wahren Geist friedfertiger Gesinnung fordern, in dessen Umhegung allein alle kulturelle Kooperation gedeihen kann, existieren nicht für dieses uns an Ethos, Geist, Sitte so grundferne ostasiatische Volk. Je mehr wir uns aber bescheiden der Phrase vom ‚letzten Krieg' entschlagen, desto unbescheidener, desto drängender sollen wir innerhalb der europäischen Kulturzone etwas ganz anderes fordern als bloße Notabrüstung, nämlich den positiven, christlichen Geist wahrer und ernster Versöhnlichkeit und den Aufbau der ihm entsprechenden Rechtsinstitute. Nie und nirgends stiften bloße Rechtsverträge allein wahre Gemeinschaft, sie drücken sie höchstens aus. Friedfertiger Geist, Treue, Verständnis, geistig-kulturelle Nähe, Rechtssinn muß die Verträge baden und umwärmen — sollen sie mehr sein als rebus sic stantibus erfolgende Formulierungen gegenseitiger Machtverhältnisse und geschäftlicher Vorteile und Nachteile. Und noch in einem dritten Punkte möchte ich noch einer gewissen Abweichung von der Rede des Herrn Grafen Czernin Ausdruck geben. Die Forderung nach einer Abrüstung innerhalb der europäischen Staatenwelt darf nicht in hypothetischer Form und nur bezogen auf die jeweilige wechselnde Kriegslage gestellt werden, sondern muß es in absoluter Form. Diese Kriegslage hat sich schon jetzt gegenüber Rußland und Italien so weitgehend geändert, daß eine Auffassung, die jene Rede nur unter der Bedingung der damaligen Kriegslage gelten ließe, mit der Vernichtung ihres ganzen Sinnes identisch wäre. Schon der Sinn der Forderung einer dauernden europäischen Friedensordnung — in der ich von Anfang des Krieges an den wahren Sinn des Krieges erblickte* — verträgt solch' hypothetische Abschwächung nicht. Keine Zeit der Geschichte ist mir erinnerlich, die leichter geneigt war, die Not zur Tugend emporzulügen, wie die Zeit dieses Krieges. Und also gibt es heute z. B. einen starken Notsozialismus und Notstaatssozialismus, von dem Viele Wunder nach dem Kriege, ja ein ganz neues Zeitalter der Menschheit erhofften. Und ganz analog gibt es auch den bloßen Notpazifismus, der nicht minder verschieden ist vom Geiste wahrer Friedfertigkeit als jener Sozialismus der Armut und Steuertechnik vom Geiste wahrer Solidarität. ‚Not' kann aber immer nur auslösen, nicht schaffen; Ideen auswählen, die immer noch überdies in sich wahr und recht sein müssen. Es ist eben der Geist, der sich auch hier den Körper und die Rechtsorganisation baut. Wie ein galizischer Jude, der 10 Kronen den Tag verdient, einen ebenso starken kapitalistischen Geist besitzen kann als ein Berliner Bankier, der 1000 Mark verdient, so können Staaten mit proportional noch so kleinen Heeren genau so unfriedfertig sein wie Staaten mit beliebig großen Heeren, besonders wenn nur die wirtschaftliche und finanzielle Notlage der Völker die Heere verkleinerte. Nun, es scheint mir drei Zeichen zu geben, die bezüglich der Frage des Friedensschlusses den europäischen und christlichen Pazifismus

* S. ‚Genius des Krieges', Kap. ‚Die geistige Einheit Europas'.

der Friedfertigkeit von dem Pazifismus des Notstandes und der Nützlichkeitslehre unterschieden: 1. Die Anerkennung, daß die rechtliche Neuordnung Europas die erste Friedensfrage ist oder sein soll für jede Kriegspartei, und daß erst in dem schon gewonnenen und festgestellten Rahmen dieser Ordnung die staatlichen partikularen Interessenfragen aller Art gegenseitig ins Spiel treten sollen und dürfen. 2. Der Verzicht auf sogenannte ‚Sicherungen' und ‚reale Garantien' — ein Punkt, in dem leider zwischen dem Inhalt der österreichischen und deutschen Regierung eine nicht zu verschleiernde Kluft sich auftat. 3. Die Auffassung, daß die völkerrechtliche Neuordnung Europas selber es sein müsse, die den positiven Friedensschluß und seine Art aus sich selbst hervorgehen lassen müßte, nicht aber ein Friedensschluß, der nur nach dem Prinzip des Machtausgleichs und des sogenannten Machtgleichgewichts zustande käme, hervorgehen lasse aus sich erst hinterher, als Ornament gleichsam — eine rechtliche europäische Neuordnung. Nur Weltverhältnisse, die aus der Kraft und Hoheit der Rechtsidee selber geboren sind, nicht Verhältnisse, die nur durch das Schwert gegebene Machtbeziehungen rechtlich formulieren, versprechen Dauer und versprechen jene Geistesluft, in der ein kultureller Wiederaufbau allein möglich ist.

Würde diesen Grundsätzen Gehorsam geleistet, so wäre die fernere politische Minimalbedingung eines kulturellen Wiederaufbaus, daß drei weiteren Forderungen Genüge geschähe, die ich hier nur kurz bezeichnen kann. 1. Es muß ein Zustand vermieden werden, der zu dauernden und die ganzen Völker (nicht nur je einzelne Interessenkreise innerhalb der Völker) erfüllenden Rache- und Revancheleidenschaften Anlaß gäbe; dies besonders gegenüber Frankreich und Rußland, wo die Versuchung zu gewaltsamen Annexionen am größten ist. 2. Es muß eine Politikmethodik endgültig beseitigt werden, deren Wesen darin bestand, daß solche Interessengegensätze der europäischen Staaten und Völker, die außerhalb Europas gelegene Siedlungszonen, Absatzmärkte, Kolonialfragen betreffen, nicht nur Rückwirksamkeit auf die innereuropäische gegenseitige Staaten- und Bündnispolitik äußern (dies läßt sich schwer vermeiden), wohl aber positiv bildend und gestaltend auf sie wirken. Oder positiv gewendet: In Fragen außereuropäischer Interessen müssen die außereuropäischen Staaten solidarisch, d. h. nach dem Prinzip mitverantwortlicher Gegenseitigkeit und einheitlich handeln. Soweit als möglich mit England — auf alle Fälle aber die kontinentalen Staaten untereinander. 3. Es muß endlich — ganz allgemein gesagt — eine Zerlegung der Aufgaben und Zwecke, die bisher den ungeheuren staatlichen Machtriesen zufielen, die in diesem Kriege gegeneinanderstehen, auf eine Mehrheit von Körperschaften nichtstaatlicher (teils unterstaatlicher, teils zwischenstaatlicher) Art erfolgen; und es muß überall (in England, Rußland, Frankreich, Italien, Mittelmächte) gleichzeitig eine gewisse Lösung jener anormal zentralisierten Macht-, Kultur- und Wirtschaftsriesenzentren, eine gewisse Auflockerung und Dezentralisation in ihre mannigfach gegliederte Untereinheiten (Nationen, Völker, Glied-

staaten, Kolonien) eintreten, die so geartet sein muß, daß sie den zentralen Spitzen im wesentlichen nur technisch-geschäftliche, also höchst nüchterne organisatorische Aufgaben überläßt, ihre Machtromantik beseitigt und ihnen den kulturgestaltenden Anspruch dauernd abnimmt. Es sei mir erlaubt, das Gemeinte als Tendenz zu gesteigertem ‚Föderalismus' und national-kultureller Selbstverwaltung zu bezeichnen.

Ohne die Erfüllung dieser Minimalforderungen kann ich mir einen kulturellen Wiederaufbau Europas nicht ernsthaft vorstellen. Was die erste Bedingung betrifft, so stehen hier zurzeit im Mittelpunkte die große, ja entscheidende Frage von Elsaß-Lothringen und (in etwas geringerem Maße) die Frage, ob wir der starken, durch die englische Politik — wie ich gewiß weiß — genährten Versuchung folgen dürfen, uns im Osten, also besonders gegenüber Rußland, durch Annexionen für das zu entschädigen, was wir im Westen nicht erreichen können oder wollen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, und es ist auch nicht an der Zeit, positive Vorschläge bezüglich des Elsaß zu machen. Ich sage nur das eine, daß in der Behandlung dieser Frage jede Art von politischem Mystizismus unbedingt vermieden werden muß. Ich verstehe unter politischem Mystizismus eine Auffassung, sei es von deutscher, sei es von französischer Seite, die dieses Ländchen nicht, wie es allein geboten ist, zur Herstellung einer europäischen dauernden Friedensordnung nach den realen Werten (ökonomischen, militärischen usw.), die sein Besitz darstellt, in Rechnung bringen will, und zwar als ein Glied im Zusammenhang aller anderen Territorial- und Interessenfragen, die vielmehr dieses Ländchen mystifiziert, zu einem Fetisch macht, zu einem Gegenstand der Vergaffung, zu einer Art Fahne, um deren Besitz man nicht um ihres realen Wertes als Stück Tuch, sondern als ‚Symbol und Schild' — um mich des Wortes des Herrn von Kühlmann zu bedienen — bis zum letzten Atemzug aller Europäer zu kämpfen habe; zu einer Sache zugleich, die man vollständig herausreißt aus allen sonstigen Objekten möglicher Verhandlung und Verständigung und so isoliert, kurz zu einer nicht relativen, sondern absoluten Sache. An diesem politischen Mystizismus bezüglich des Elsaß litt schon vor dem Kriege Gesamteuropa; und es ist endlich Zeit, ihn als Methode ad acta zu legen. Sowenig von einer ganzen oder auch nur teilweisen Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich ernsthaft die Rede sein kann, hat doch auch dieses Objekt einen Gegenstand der Verhandlung, und zwar einer direkten Verhandlung mit Frankreich, — nicht einer primären Verhandlung mit England — zu bilden; schon deshalb, weil jede Verhandlung mit England, ganz so wie es England wünscht, Frankreich noch viel rettungsloser an England ketten würde, als es schon gekettet ist. Verhandlung und etwaige Verständigung bedeuten ja weder schon Abtretung noch setzen sie irgendwie voraus, daß unser deutsches Bewußtsein, Elsaß-Lothringen im Kriege von 1870 rechtmäßig zurückerworben zu haben, irgendwie unklar oder gemindert sei. Verhandlung kann auch zu teilweisem Austausch führen und zu vielen anderen Modis

der Festsetzung. Starrt ein ob seines krankhaften Ehrgeizes berüchtigtes Volk 40 Jahre auf ein Stückchen Land, das es sich entrissen wähnt, so ist für die Gegenpartei eine günstigere seelische Situation, als mit diesem Volke einen besonders guten Tausch zu machen, d. h. einen Tausch, bei dem diesem Volke die Wunde seines verletzten Ehrgeizes, der Gegenpartei aber große reale Werte zufallen, eigentlich nicht denkbar. Die Erfüllung der Wünsche Englands hinsichtlich Herausgabe und Wiederaufbau Belgiens, welche dieselbe Rede des Leiters unserer auswärtigen Politik stillschweigend zuzugestehen schien, ist weit weniger selbstverständlich als ein Entgegenkommen gegen Frankreich in diesem schmerzhaftesten Punkte der europäischen Frage. Sowohl dieser gefährliche Mystizismus bezüglich des Elsaß als die oft damit verbundenen gewaltsamen Annexionsgelüste im Osten erscheinen mir als Bestandteile einer Politik, die immer noch nicht begreift, daß England — nicht aus bösem Willen, sondern aus seiner gesamten geschichtlich-geographischen Weltposition heraus — der geschworene Feind aller kontinentalen Solidarität im Politischen wie Kulturellen sein muß oder doch so lange sein muß, als es nicht durch eine äußere Kraft gezwungen ist, sich als Glied Europas, nicht aber — wie bisher — als seinen Herrn und Richter zu fühlen. Soll ein Verständigungsfriede — der einzig mögliche für jeden, der auf eine kulturelle Einheit Europas nicht ganz verzichten und nicht den dauernden Hungerfrieden neuer Rüstungen will — kommen, so müssen wir daher auch bezüglich des Elsaß zu irgendeiner Art Verständigung mit Frankreich kommen, wie schwer dies auch jetzt noch scheint. Und diese Verständigung muß — schon um der zweiten Forderung willen, der europäischen Solidarität in außereuropäischen Angelegenheiten, — an erster Stelle zwischen den Kontinentalen selber und erst in zweiter Linie und nur womöglich mit England erfolgen. Auch zwanghafte Annexionen im Osten würden einen Revanchegedanken schaffen, der jeden kulturellen Aufbau vereitelte, würden Rußland dauernd an England ketten. — Die dritte Forderung endlich als politische Vorbedingung eines kulturellen Wiederaufbaus — die Auflockerung der staatlichen Machtriesen — ist in Rußland bereits zum größten Teil erfüllt; sie drängt in der Neugeburt Österreichs immer stärker nach Erfüllung; sie wird auch für das englische Weltreich nach dem Kriege mit großer Wahrscheinlichkeit im Sinne einer gesteigerten politischen Selbstverwaltung der Kolonien und Irlands erfolgen. Wird damit der Außendruck auf Mitteleuropa und speziell auch auf das Deutsche Reich auf alle Fälle geringer, so kann und soll auch der Gegendruck geringer werden, — der furchtbare Gegendruck, der zur staatlich-militärischen Überzentralisation des Deutschen Reiches unter einseitiger Vorherrschaft Preußens geführt hat und bei der älteren Lage notwendig war. Preußen kann zwar vermöge seines wirtschaftlichen und finanziellen Gesamtgewichtes in Deutschland niemals ein einfaches Glied des Deutschen Reiches werden, sofern dieses Reich im gleichen Verhältnis zu einem zentralistischen Österreich im älteren Sinne stehend gedacht wird, in dem es sich vor dem Kriege befand. Wohl aber

kann Preußen in einem mitteleuropäischen Ganzen, das als Ganzes wirtschaftlich stärker geeint ist als bisher, das aber in seiner inneren Konstitution sich politisch und erst recht kulturell aufgelockert hat, wahrhaftes Glied werden — und dies, ohne seinen spezifischen, so wertvollen Preußengeist in dem Maße aufgeben zu müssen, wie es unbedingt notwendig wäre, wenn es auch weiterhin der bloße Herr Deutschlands bleiben wollte. Denn dann müßte es seinem Geiste und seinen Institutionen nach ein verkleinertes Reich werden, d. h. das Umgekehrte von dem, was Treitschke meinte und wollte, wenn er das Reich ein verlängertes Preußen nannte. Beides aber ist gleich vom Übel. Eine die Reichszustände einfach nachahmende sogenannte Demokratisierung Preußens wäre ebenso bedauernswert wie die der Treitschkeschen Formel entsprechenden Zustände! —

Soviel von dem politisch-rechtlichen Rahmen, der die äußere Minimalbedingung ist auch für einen kulturellen Wiederaufbau Europas. Denn mehr wie eine äußere bloße Bedingung ist all' das natürlich nicht. Auch wenn wir eine Ausschaltung fortwährender Zoll- und Wirtschaftskriege — soweit sich solche durch den Willen der Staaten ausschalten lassen, und das ist nur ein kleines Maß, — noch hinzunähmen: All' das ist nur Hülle, nicht Kern!

Die wahren positiven Kräfte des Wiederaufbaus der geistigen Kultur Europas liegen nicht in diesen Dingen. Sie liegen in den frei wollenden Menschen, in der Gesellschaft, im Sinneswandel des europäischen Menschen und in der Art und Richtung der kulturbildenden Geistesmächte, die gestärkt werden sollen. Und damit betreten wir erst den Boden unseres eigentlichen Themas. —

Alle großen Dinge einer machtvollen Kooperation — wie solcher Wiederaufbau — haben eine moralische Bedingung zuerst. Und diese erste Bedingung ist hier die rechte innere Anschauung, die sich der Mensch als Mensch von diesem furchtbarsten aller historischen Ereignisse bildet. Wie er es und ob er es herauswachsen sieht aus dem ganzen Gang der europäischen Geschichte und Zivilisation, und wie er gegen dieses Gesamtbild seelisch reagiert. Und da sage ich: Ein kultureller Wiederaufbau ist nur möglich, wenn ein immer größerer Teil innerhalb der europäischen Völker lernt, dieses ganze Ereignis als Folge einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Gemeinschuld der Völker Europas anzusehen — als ein schuldhaftes Übel also, das auch nur durch Gemeinbuße, Gemeinreue, gemeinsames Opfer aufgehoben und innerlich überwunden, nur vermöge sich gegenseitig ergänzender und im Geiste solidarischer Verantwortlichkeit erfolgender Aufbautätigkeit, Hilfe, kooperativem Wirken aufgehoben und durch neue positive Kulturgemeinschaftsgüter ersetzt werden kann. Diese drei Dinge: Gemeinschuld, Gemeinreue und gemeinsamer Wiederaufbauwille auf Grund des gemeinsam anerkannten Prinzips, daß jeder Staat, jedes Volk, jede Nation eine ihm zuerteilte besondere ‚Stelle' im Gottesgarten hat und einen

unersetzlichen und unvertretbaren Beitrag zur einen Weltkultur zu liefern berufen ist; und daß Europa in dieser wunderbaren Kooperation der geschichtlichen Menschheit einen besonderen, relativ einheitlichen Kulturkreis mit besonderer Begabung und Aufgabe darstellt; diese drei Dinge gehören enge zusammen und sind nicht voneinander zu lösen.

Zuerst also die Anerkennung, es gäbe in letzter Linie nur eine Antwort auf die Frage: Wer oder welches Volk ist schuld am Kriege? Die Antwort: Du selbst, der frägt — sei es durch Tun, sei es durch Unterlassen. Ich sage nicht: Es müsse die politisch-geschichtliche Schuldfrage für das bestimmte Stattfinden dieses Krieges, seinen Beginn im August 1914 ein für allemal vom Politiker oder Historiker unterlassen werden. Das wird nicht sein, kann nicht sein. Die Historiker werden bis zum Ende der Menschengeschichte vielleicht darüber streiten. Nicht daß der Krieg stattfand, noch weniger, wie und wann er begann, ist Gegenstand der Gemeinschuld; wohl aber, daß er stattfinden konnte, daß solch ein Ereignis möglich war im europäischen Menschenkreise dieser Erdkugel, und daß er so, so beschaffen aussah, wie er aussah. Es ist ja auch im Einzelleben nicht ‚daß ich das tat', sondern daß ich so handeln, so tun konnte — ein solcher Mensch war, daß ich es konnte — der eigentliche Gegenstand jedes tieferen Schuldgefühls. Erst dieser seelische Gesamtakt der Einsicht in die Gegenseitigkeit der Verantwortung, der Mitverantwortung und Mitschuld eines jeden Volkes am Kriege, eines jeden Untergliedes im Volke bis zu Familie und Individuum herab kann die Gemütslage erzeugen, die seelische Atmosphäre, aus der ein Wiederaufbau der europäischen Kultur möglich ist. Das zweite ist gemeinsame Reue und gemeinsamer Buß- und Opferwille. Es gibt keine so hellseherische, in die Tiefen der Vergangenheit menschlichen Seins schärfer eindringende Seelenkraft, keine größere Heilkraft als die Reue; als diese befreiende und hellsichtige Entdeckerin unserer inneren Wesenheit in unserer Geschichte.. Ja, sie erst ermöglicht historische Erkenntnis, die nicht nur Vergangenheit schildert, sondern das Wichtigste tut, was historische Erkenntnis tun kann — die von Vergangenheit entlastet und zu neuer Zukunft und Tatkraft unsere Seele frei und kräftig macht. Ich wünschte, daß die Geschichte jener bürgerlichen Zivilisation Europas, die im Ereignis des Krieges kulminierte, auf lange Zeit so erzählt würde, daß sie als einziger großer schmerzvoller Reueakt — gegliedert in Bilder und Urteile — sich darstellt. Denn Freiheit und Glaube, es sei wahrhaft möglich, die Welt anders einzurichten, als die Welt vor dem Kriege war, d. h. als die Welt, die zu ihm führte: das ist erstes inneres Erfordernis aller Einstellung zum Aufbau. Weg darum mit dem alten deutschen Laster des Traditionalismus, des falschen historischen Determinationsgefühls in irgendeiner der tausend Formen, die es anzunehmen pflegt, und den zehntausend Professorentheorien, die es speisten. Und eben dieses neue Freiheitsgefühl kann uns nur die Gesamtreue über unsere Gesamtschuld geben. Die Neuzeit ist ja eine Kette von Revolutionen. Ihre Werke waren wesentlich künst-

liche Werke der verständigen Willkür. Wie darf sie von ‚organisch Gewordenem' reden?

Es ist damit schon gesagt, daß es sich nicht nur um einen Wiederaufbau Europas handeln kann im Sinne der bloßen Wiederherstellung von Verhältnissen, wie sie in kultureller Hinsicht in den Jahrzehnten vor dem Kriege bestanden haben. Sage ich im Titel dieses Aufsatzes ‚Wiederaufbau', so meine ich nicht dies, sondern nur die Wiedergewinnung der wahren Kräfte, die Europas wesentliche Einheit als Kulturkreis ausmachen — und einen wesentlichen Neubau vermittels dieser Kräfte.

Denn nicht in jener falschen, von vielen Nurpazifisten meist geübten Weise dürfen wir denken, als wäre eine wahre und echte europäische Geistesgemeinschaft durch den Krieg, den einzelne böse regierende Männer wider den Willen der Völker hervorriefen, zerteilt und auseinandergesprengt worden; und es gälte nun diese Geistesgemeinschaft ebenso wieder herzustellen, wie sie gewesen ist. Das ist genau so falsch wie der Satz: der Krieg habe den Haß geschaffen, während er ihn doch nur enthüllte. Es ist genau so verlogen wie der Satz von der ‚Friedfertigkeit der Demokratien'. Das ist widerlichster Völkerpharisäismus und das genaue Gegenteil der Gesinnung, deren wir zum Aufbau bedürfen. Es ist Lüge, daß die Völker friedfertig waren und nur die Regierungen sie in den Krieg hetzten. Vielmehr davon haben wir auszugehen, daß echte Geistesgemeinschaft, so wie zwischen einzelnen, so auch zwischen den Minoritäten der Völker, welche die Geisteskultur vor allem repräsentieren, überhaupt nicht zerreißbar ist, daß solche echte Gemeinschaft sich vielmehr erst in der Prüfung des Krieges als Geistesband hätte enthüllen und bewähren müssen (wenn sie ihn nicht geradezu hätte verhüten können) und daß es darum auch kein wahres Geistesband gewesen war, was vor dem Kriege die Völker verknüpfte. Das definiert das Wort ‚Freundschaft', daß sie sich zu bewähren habe im Kampf der Interessen. Kein Geistesband und Freundschaftsband, sondern ganz andere Dinge waren es, die in der Welt vor dem Kriege Geltung hatten, Dinge wie internationale Höflichkeit, internationale Genüsse und Luxus, internationale gemeinsame Fachinteressen in Technik und Wissenschaft, Kundenhöflichkeit, grenzenlose Eitelkeit, sich gegenseitig zu beweihräuchern und sich hinwegzutäuschen über die steigenden Abgründe, die sich zwischen den Seelen der europäischen Völker schon längst aufgetan hatten. Daß der Krieg diese innere Verlogenheit und Unwahrheit einer längst nicht mehr bestehenden, durch das Gift des Nationalismus und Subjektivismus, durch Relativismus und Kapitalismus längst zerfressenen europäischen Kulturgemeinschaft aufgedeckt und an den hellen Tag gebracht hat, daß die verborgenen seelischen Wunden der europäischen Seele zu weithin sichtbaren ekeln, übelriechenden Eiterströmen aufbrachen, des sei sogar dem Kriege Dank! Nicht die Ursache der Erkrankung, sondern der diagnostizierende Arzt und der Analysator der europäischen Seele ist hier der Krieg. Nach allem, was ich schon vor dem Krieg über den moralischen Status Europas geschrieben

habe, darf ich die Worte, die Stephan George in seinem Gedichte „Der Krieg“ gebraucht, auch mir zu eigen machen: ‚Das, was euch ängstigt, war mir längst vertraut.‘ Und um dieser Ursachen willen muß es sich um etwas ganz anderes handeln als bloß darum, durch äußere Wiederanknüpfung der Beziehungen der Gelehrten, Künstler usw., durch internationale Zeitschriften, Kongresse, Institute, kurz, durch äußerlich organisatorische Maßnahmen das vorkriegerische Europa einfach nur wiederherzustellen. Es muß sich darum handeln, die Bewegungsrichtung der neueren Geschichte Europas auf den sicheren Abgrund hin, auf seine geistig-moralische Selbstauflösung wenigstens jetzt, in allerletzter Stunde, klar zu erkennen, das Ultimatum Gottes an Europa, das dieser Krieg für die Erhaltung der bisherigen Weltmission unseres Erdteils und seiner geistigen Gesamtexistenz darstellt, wirklich mit dem Ohre der Seele zu hören; und worauf es besonders ankommt: es muß sich darum handeln, schon in den ersten Anfängen der historischen Bewegung, deren früher so viel weniger sichtbares Ziel und Ende dieser Weltkrieg nun auch dem blödesten Auge aufweist, die wirklichen Kräfte der Zersetzung zu gewahren. Nicht also bloße Wiederherstellung, sondern Umkehr, ein radikaler Sinneswandel ist notwendig und der ernste Wille hiezu, soll dieser Aufbau möglich sein. Es gibt gewiß europäische Werte, die allein schon der menschliche Egoismus, allein schon die sog. Interessen aller Art, vereint mit den geographischen Verhältnissen und verschieden verteilten Reichtümern der Länder, ihren spezifischen Boden- und sonstigen Werten und Kräften ohne solchen Sinneswandel, ohne die Aufbietung eines neuen Herzens und eines neuen Willens wiederherstellen werden auf gleichsam automatische Weise. Dazu gehört in weitem, doch auch nicht zu überschätzendem Maße der freie Warenaustausch (z. B. unser Warenaustausch mit dem Getreideexportland Rußland; denn man wird auch in Zukunft dasjenige kaufen, was am besten, billigsten ist und was am nächsten liegt); dazu gehört der Austausch und die gegenseitige Befruchtung auch all derjenigen geistigen Funktionen, Leistungen, Werte und Werke, in deren Leistung sich die Nationen, Völker, Kulturkreise oder Angehörige von ihnen beliebig vertreten können, da das Eigentümliche dieser Gruppeneinheiten in ihnen sich nicht wesentlich darstellt. Dieser Gruppe von Werten gehören in weitem Maße die bloßen Resultate — nicht schon die Methoden — der Mathematik und der exakten Wissenschaften, die technischen Fortschritte, die Maß- und Gewichtssysteme, die Terminologien, die bekannten internationalen Institute für Förderung der Landwirtschaft, Erdmessung, Meteorologie und tausend anderes. Hierher gehört — schon etwas weniger — auch die Höherbildung und Wiederherstellung des internationalen Privatrechts. Auch die menschliche Genußsucht und die Hotelierinteressen der Völker werden dafür sorgen, daß in nicht zu ferner Zeit die reichen Leute der europäischen Völker an der Riviera, in Kairo und in Monte Carlo sich wieder äußerlich zart und sanft begegnen, was sie ja z. B. in der Schweiz schon jetzt tun. Die Sinne und ihr Genuß sind so international wie die Interessen des Geschäfts, um so mehr, je nied-

riger und materieller der Genuß. Aber all das hat doch im Grunde mit europäischer Kulturgemeinschaft nichts, gar nichts zu tun! Denn alle diese Dinge haben ihre Grenzen ja nicht an der Spannweite des europäischen Geistes, sie reichen vielmehr überall hin, wo es egoistische, wo es genußfähige und verständige Menschen gibt, auch nach Japan, China z. B. Vielmehr erst da beginnt für mich die Idee europäischer Kulturgemeinschaft, wo die allgemeinsten Interessen der bloßen internationalen Gesellschaft prinzipiell aufhören, vereinigend zu wirken; erst da beginnt die Forderung einer sittlichen Bemühung des Willens und eines Sinneswandels, wo Völker in ihren Leistungen unvertretbar, einmalig, individuell sind in ihren Begabungen, in ihren Geistes- und Liebesrichtungen, wo sie gleichsam von einem besonderen, nur ihnen eigenen Punkte her in den einen Kosmos der Wahrheit, der Schönheit, des Guten und auf den einen Gott hinblicken. Die verdammenswerte Idee der Weltherrschaft einer Nation oder eines Staates ist ja logisch durch Anerkennung und Bestand — und durch einen noch so großen Bestand — jener vertretbaren oder internationalen Leistungen und Werke durchaus noch nicht ausgeschlossen. Eben weil sich Völker in ihrer Herstellung beliebig vertreten können, kann prinzipiell auch ein einziges Volk, das seine Herrschaft unbegrenzt ausdehnte, alle Völker, ja die ganze Menschheit vertreten. Was diese Idee der Weltherrschaft verdammenswert macht, das ist nicht das internationale Prinzip der Gesellschaft, das ist gerade die Unersetzlichkeit, die Unvertretbarkeit der nationalen und volklichen Individualität im Aufbau einer zusammenhängenden menschlichen Gesamtkultur. Daraus erst ergibt sich, daß jedes Volk, insofern es mitbaut an der Weltkultur des Menschengeistes, eben darum auch mitverantwortlich ist für die Verwirklichung auch des Anteils, den sein Nachbarvolk, ja den jedes andere Volk für das Ganze dieser Weltaufgabe zu leisten von Gott bestimmt und berufen ist. Kosmopolitismus und kultureller Nationalgedanke in Hinsicht auf die höhere Geisteskultur sind also nicht Gegensätze, ja nicht einmal zwei verschiedene Wahrheiten, sondern nur Seiten einer einzigen Wahrheit. Und diese eine Wahrheit steht im Doppelgegensatz zum Internationalismus und politischen kulturellen Nationalismus. Erst also wo es sich um diese unvertretbaren Güter handelt, um Religion, Kirche, Kunst, Geschichte und Geisteswissenschaft, Philosophie, die höhere Sitte und Lebensform, versagen die egoistischen, automatisch wirksamen Mächte. Erst hier wird über das Automatische der Interessenverzahnung hinaus der bewußte heilige Wille ebenso zur Bewahrung des besten Eigenen als der Achtung des besten Fremden, ebenso zur gegenseitigen Ergänzung als zur gegenseitigen positiven Befruchtung ein notwendiges Erfordernis zum Aufbau der europäischen Kultureinheit. Bloße sogenannte gemeinsame internationale Interessen der Völker auf der einen Seite und auf der anderen Seite gegenseitige Mitverantwortlichkeit jedes Volkes für das eigentümlich Gute jedes anderen Volkes und seine freie Auswirkung in der Welt um Gottes und der Welt Besten willen, bedeuten also nicht das Gleiche, sondern das der Gesinnung nach denkbar Verschiedenste.

Erst bei den stets national gefärbten Kulturwerten ist Ergänzungswille, geistige Befruchtungsbereitschaft durch Gaben und Werte, die man selbst nicht besitzt, ist ein liebegeöffnetes Herz — gerade für die besonderen nationalen Fremdwerte als Fremdwerte — nötig, lauter Dinge, die für das, was Europa schon vor dem Kriege besaß an bloß internationalen Zivilisationswerten, prinzipiell nicht wesenhaft nötig sind. Richtig aber ist dieser Wille nur im Falle, daß ausschließlich durch die eigentümliche Geisteskraft der Nation selbst die Kulturbildung erfolgte, nicht geleitet durch die Ergebnisse der Reflexion auf sie.

Von der Empfindung der Gemeinschuld also durch Gemeinreue und -buße zu solidarisch gemeinsamer Achtung jeder europäischen Nation und jedes europäischen Volkstums und zu solidarischem Aufbauwillen gemäß dem eben genannten Prinzip: das zusammen nenne ich das ‚moralische Erfordernis' zu unserem großen Ziele. —

Erst wo dieser Sinneswandel vollzogen ist, kann und soll die ganz neu zu fordernde intellektuelle Bemühung einsetzen, in ganz anderem Maße als bisher durch ein Zusammenwirken aller Geisteswissenschaften mit der Anthropologie ernsthaft festzustellen, wo die wahren Einheitskräfte Europas und seiner Kultur liegen; worin sie bestehen, wie sie hinter den Nationalismen wie den bloßen negativen Internationalismen, die sie beide lange verdeckten, ans Tageslicht gebracht werden können; wie sie durch Bildung, Erziehung, Lehre und durch neue echtere Freundschaften der kulturbildenden Minoritäten zu stärken seien — so zu stärken, daß sie zu einer wahren geistigen führenden Macht in der Welt wieder einmal werden. Leider kann ich auf diese gewaltige Frage von der geistigen Einheit Europas und auf das Maß von Umdenken, das ihre Beantwortung erfordert, hier am wenigsten eingehen. Ich muß hier verweisen auf das, was ich in meinem Buche ‚Der Genius des Krieges' in dem Kapitel ‚Die geistige Einheit Europas', desgleichen in meinem Buche ‚Krieg und Aufbau' darüber angeführt habe. Man sieht die wahre Einheit des europäischen Geistes erst dann, wenn man die geistige Eigenart der anderen großen Kulturkreise ahnend erfaßt hat — denn mehr ist uns unmöglich — und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen (Sprache, Sitte, Künste, Mythen, Staatsgeist, Religionen, Erkenntnisarten und -ziele) auf einheitliche Geistesstrukturen zurückzuführen weiß; soviel hier die Summe der Fachgelehrten schon längst wußten und wissen: zu einer allgemeinen europäischen Einsicht, ja zu einer eingreifenden zusammenschauenden Reduktion der Kulturerscheinungen auf je eigenartige Geistespotenzen mit je bestimmten Strukturbeschaffenheiten ist aber jenes vielfach verzettelte Fachwissen noch lange, lange nicht geworden. W. von Humboldt, Dilthey, Techet und Wölfflin haben besonders zu diesen Erkenntnissen beigetragen.* Ja, ich wage zu sagen, daß der Durchschnittsgebildete Europas heute noch wie zu Kants, Goethes und Herders

* S. neuerdings auch die Schriften des Kulturgeographen Hanslik.

Zeiten einen so vagen, unklaren Begriff des europäischen Wesens und Geistes hat, daß er noch heute für allgemein menschlich hält, was nur ein vager, unklarer, sich selbst noch nicht bewußter Europäismus ist. Daß sich in einer systematischen Lehre von den durch Geistestypen begrenzten Kulturkreisen und von der inneren Gliederung des Genius der Menschheit dieses Wissen zusammenschließe, sich verbreite, und daß hierdurch erst der europäische Mensch seiner selbst, seiner Grenzen wie seiner positiven Kräfte, seiner Einheitsmerkmale und seiner besonderen Aufgaben wahrhaft bewußt werde, das ist eines der ersten intellektuellen Erfordernisse eines Wiederaufbaus der europäischen Kultur oder besser ihres Neubaus.

Lassen wir uns hier mit dem weit Minderen genügen, nur angesichts der innereuropäischen Geschichte ganz kurz die vorzüglichsten geistigen Einheitsmächte zu bestimmen, deren Stärkung es gilt, ja deren Wiedereinsetzung in ihr zum Teil verlorenes Recht.

(Schluß folgt.)

Seele und Zukunft / Von Hermann Platz

ie Seele lief in der Vorkriegszeit Gefahr, ihr Eigenstes und Bestes zu verlieren. Diese Erkenntnis wird allmählich Gemeingut der Einsichtigen. Weit hinaus ins Land der neuen seelischen Möglichkeiten schweift der unruhig suchende Geist und träumt von kommenden Dingen. Horcht auf und bangt.

Der Erlebnisgrund, auf dem uns Familie, Heimat und Frieden in ungeahnter Fülle und Sehnsuchtskraft erblüht sind, ruht tief im Seelischen. Hier sind Wasser lebendig geworden, die in Millionen Rinnsalen sich ins Land ergießen. Hier sind Weisen aufgewacht, die von unverfälschter deutscher Art zeugen. Hier sind Vorurteile und Ängste, Härten und Hemmungen abgestoßen worden und eine Aufgeschlossenheit und Flüssigkeit erreicht, die, so hoffen wir zuversichtlich, weit über die alte Seelenlosigkeit hinausführt. ‚Der große Durchschnitt besitzt das, was Goethe „Ehrfurcht" nennt, eine der religiösen Bildung durchaus günstige Grundstimmung';* besitzt das, was an dieser Stelle schon früher ‚*Sehnsucht nach dem Organischen*' genannt wurde. Im folgenden sollen Zeugnisse sprechen.

‚Die große Sintflut der Gegenwart beginnt jene dreisten Torhüter beiseite zu stoßen, die die großen Wunder des Lebens unter dem Schutthaufen des äußerlichen Wissens verbargen oder in die abgezirkelten Gänge der Theorien verstauten . . . Die menschlichen Siege rationeller Naturforschung hat das Schicksal mit einem Fluche gekrönt. Die rationalistischen Systeme sind auch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften zur Herrschaft gelangt und haben die Seele in Wunden und Banden geschlagen. Die Systeme weltfremder Geistesgrößen haben . . . die Massen des Volkes unter die Hypnose des gelehrten Wissens gebracht.'** ‚Wir nähern uns heute, mögen die Fortschrittstrunkenen sagen, was sie wollen, einer Zeit, deren Kennzeichen tiefe, seelische Verzweiflung ist. Vorläufig ist diese seelische Verzweiflung fühlbar und vor allem bewußt erst in der obersten Schicht des Volkes, aber sie mehrt sich dort in erschreckender Weise, und die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo sie sich von dort aus verbreiten wird. Wir nennen als Anzeichen dieser Verzweiflung den modernen Hang zur *Idylle*, das ohnmächtige Sich-Auflehnen gegen die bestehenden Zustände durch *Groteske*, die Neigung des modernen Menschen zur *Askese*.' Daneben ‚entwickelt sich bei den tieferen Menschen des Zeitalters der Trieb, nichts in der Welt mehr ernsthaft zu nehmen, als allein die Geschicke der unsterblichen Seele . . . Bei den etwas älteren Dichtern . . . ist eine Entwicklung zur Seele aus dem Banne naturalistischer, gesell-

* Religiöses Neuland. Briefe aus dem Schützengraben. Westdeutsche Arbeiter-Zeitung, 12. Aug. 1917.

** ‚Vom Leben und der Seele' von Prof. Dr. Fritz Burger (gefallen), Frankf. Ztg. Nr. 221 vom 12. Aug. 1917.

schaftlicher, sittlicher, moralischer Problemsetzungen heraus deutlich zu beobachten; die jüngste Generation aber setzt gleich mit dem Thema „Seele" voll ein'.* Gedankengänge Rathenaus anklingen lassend, schreibt Walter von Hollander aus dem Felde: ‚Die uralte Tragödie des Kampfes zwischen Einzelschicksal und Staatsschicksal ist ausgekämpft. Der Staat hat gesiegt, und der Einzelne kann nur sich beugen. Die Seele aber, die gegen diese Realität nicht ankonnte, wird eigene, abseitige Wege gehen. Farbig wird die stillere Welt erblühen ... In dem Stahlbad der Opferung gestärkt, durch alle Schlünde der Selbstaufgabe getrieben, Schritt um Schritt aus dem Paradies des äußeren Lebens gestoßen, wird die Seele ein eigenes Königreich gründen. Nicht mystisch sind diese Kräfte (der Seele), sondern erleuchtend, nicht zwecksuchend, sondern Zweck an sich.'** Dieses eigenwillige Setzen und Wollen der Seele beweist seine Kraft durch die scharfe Absage an die bürgerliche Lebensform der Vorkriegswelt. Nach Hollander ist Seele nicht Gegensatz zu Körper, sondern zur bürgerlichen Welt. Paul Ernst möchte die Entwicklung nach dem Krieg als ‚eine neue Einstellung der Seelen von dem bürgerlichen Ideal des Genusses auf das aristokratische Ideal des Seins'.*** Es beweist seine Kraft durch seinen Willen zur Ganzheit. ‚Die Entwicklung unseres Volkes leidet am meisten dadurch, daß wir zwar tüchtige Fachmenschen hervorbringen, aber zu wenig Totalitätsmenschen.'† ‚Das schauende Bewußtsein vom Wirken der Seele ... hat durch seine natürlichen Organe die wunderreiche Wirklichkeit seelischen Daseins und ihre Verbindung mit einer inneren Weltganzheit zu erfassen und zu erleben begonnen.'††

Kraftvoll muß diese Seelenbewegung freilich werden, wenn sie ihre hohen Ziele in der kommenden Zeit durchsetzen will im Kampfe gegen die Allmacht des Staates und gegen die Allmacht der neuen Arbeitskultur. In einem vielbeachteten Aufsatz weist Hugo Preuß auf den Zwangscharakter selbst unserer demokratischen Beiträge zur Weltentwicklung hin. Um dessentwillen liebe man den Erfinder nicht, wenn man ihm gleich folge. Ausgehend davon bedauert Arthur Bonus, daß dieser Zwangscharakter in unseren Einrichtungen nicht völlig sachlich bedingt sei, geschweige, daß er immer durch Menschlichkeit, durch ein tiefes Begleitgefühl von Sympathie oder Gleichgestimmtheit Stolz und Begeisterung wecke und daß dieses Zwangssystem noch Elemente der Willkür, der Plötzlichkeit, des Unfehlbarkeitsschwindels, des Klassendünkels, der Menschenfeindlichkeit und des Mißtrauens enthalte und darin Keime zu Vergewaltigungen

---

* Dr. Werner Mahrholz. Frkf. Ztg. Nr. 235 vom 26. Aug. 1917.

** Stillere Welt. Ein Feldpostbrief. Berl. Tageblatt Nr. 91 v. 19. Febr. 1917.

*** Bedürfnis und Persönlichkeit. ‚Der Tag', Ausg. B Nr. 244 vom 17. Okt. 1916.

† Diederichs ‚Die Tat', 9. Jahrg. (1917) S. 476. Vgl. alle ‚Tat'-Hefte.

†† Burger ebd.

und Achtungen lägen.* Nach Leopold v. Wiese verspricht die Zeit nach dem Krieg erst recht eine straffe und strenge Zeit zu werden, kahl und herb, amusisch und fleißig, energisch und selbstbewußt mit der vielerörterten freien Bahn für den gepriesenen Tüchtigen, der die starken Nerven, den hellen Blick, die geringen Bedürfnisse besitzt und sich, ohne zu träumen, nicht durch zweckfremde Interessen von Beruf und Pflicht ablenken läßt. Es wird eine preußische Zeit sein und ein neues Morgenrot der preußischen Naturen. Die meisten aus dem Geschlecht, das heute jung und durch den Krieg gestählt ist, verstehen die Erde so: sie ist hart und schwer zu bestellen. Die Welt ist erfüllt von Feinden ringsum, Gnade, Milde gibt es nicht; nur der Starke und Unnachsichtige behauptet sich . . . die neuen Freuden des neuen Geschlechtes bestehen in erfüllten Pflichten, in Machtausübung und Selbstbeherrschung, jedenfalls in Befriedigung über Leistungen.**

Das ist in der Tat fast wie ‚fern verklingender Abgesang der Chöre aus unserer Seelen Heimatland'. Für Max Weber entschleiert sich ja auch der Weltkrieg als der Siegeszug der bürokratischen Lebensform über die ganze Welt. Angesichts dieser universellen Bürokratisierung, die sich in Wahrheit hinter den sogenannten ‚Deutschen Ideen von 1914' verberge, sei es eine Frage, wie es denn überhaupt noch möglich sei, irgendwelche Reste einer in irgend einem Sinne ‚individualistischen' Bewegungsfreiheit zu retten. Aber trotz alledem dürfe nicht verzweifelt werden. Die Rathenau-Hollander-Lösung ist ja nur eine. Eine andere ist, daß ‚die fünfundzwanzig Millionen Menschen, die jetzt in Europa an allen Fronten seit drei Jahren ihres eigenen Willens verlustig, ohne Recht auf sich selbst, mit gänzlich entäußerter Persönlichkeit dem äußersten Staatszwang, dem militärischen, gehören, nicht geneigt sein werden, auch im Frieden dieses gänzliche Aufgelöstsein ihres Willens und Wesens im Staate zu ertragen, die ihre Freizügigkeit im Weltall sich werden wahren wollen und die Idee des Staates nicht weiter Raubbau treiben lassen an den unveräußerlichen Rechten ihrer Persönlichkeit'.***

Will man nun den Gedankengängen nachgehen, die verfolgt werden, um zu einer inhaltlichen Bestimmung und Formung des Neuen zu gelangen, das in dieser Zeit eines seelischen Interregnums erwartet wird, so stößt man auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten; denn ‚unser Geistiges vagiert ständig bei allen Völkern der Erde im ungewissen All herum, um die Nahrung für die Seele zu suchen'.†

* Der Zwangscharakter des deutschen Systems. ‚Der deutsche Wille', Zweites Septemberheft 1917.

** L. v. Wiese. Berliner Tageblatt vom 8. April 1917. Vergl. desselben Verfassers: ‚Gedanken über Menschlichkeit.' 1915.

*** St(efan) Z(weig): Neue Freie Presse Nr. 19053 vom 6. Sept. 1917.

† Uphoff: Die deutsche Seele der Zukunft. ‚Die Tat' (1917) S. 504.

Am nächsten liegt wohl der Versuch, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen und daraus Lehren zu ziehen. Da stellt Diederichs fest, daß ,die Menschheit verlernt hat, nach den Gesetzen ihrer Seele zu suchen und zu leben'.* Und ein Anonymus kommt zu dem Schlusse: ,Heutzutage wissen die meisten Menschen gar nicht, wie es in ihrer Seele aussieht. In religiösen Zeiten wußte man das viel besser, weil man mehr darauf hingewiesen wurde oder sich hinweisen ließ, welche Dämonen und wie viele Dämonchen in der Seele hausen, wenn man sie nicht austreibt.'** Nach Oskar A. H. Schmitz ist am bezeichnendsten für die sich vorbereitende Erkenntnis, daß alle Erneuerung nur aus dem Innern der Person, nicht aus noch so vernünftiger Organisation der Außenwelt kommen kann, das Wiedererwachen der Mystik.*** Während des Krieges habe Meister Eckhart einen fühlbaren Einfluß erreicht.† Die Lehre von der Einheit des Seelengrundes, in der alle Problematik der unterschiedenen Bilder schwinde, könnte das problematischste aller Völker über alle Probleme hinausführen.††

Nach Richard Benz ist die ungebrochene deutsche Art im Mittelalter, genauer im gotischen Menschen zu suchen, der aus der Tiefe einer ungeheuren Imagination heraus eine mächtige, innere und äußere Welt dichtend, bauend und bildend schuf.††† An die Quellen dieser ungeheuren geistigen Kraft will er den Weltkriegsdeutschen führen durch Veröffentlichung der zu deutschem Leben erweckten ,Goldenen Legende' des Jacobus de Voragine.§ In einer Besprechung huldigt ein so moderner Mensch wie Franz Servaes in Worten höchster Anerkennung dem ,Ewigkeitszauber dieser strahlenden' ,Goldenen Legende,' die in unseren Tagen neu aus deutscher Erde sprang. Er preist ,das Menschlich-Lebendige, das mit tiefer Seelenkraft Durchlebte in diesen Geschichten,' ,die ganz junge unangetastete Lebensergreifung der Reinheit und Sehnsucht, der heldischen Entschlossenheit und Todesverachtung', in der die Stahlflut junger germanischer Kraft vermutet wird. Die Berührung mit diesem Denkmal bauenden, gestaltenden und inbrünstig verehrenden Menschengeistes tut Wunder: ,Etwas Rührendes, doch immer noch Mächtiges umfängt uns, indem wir dem Legendenzauber von neuem uns hingeben, und verwundert starren wir in das letzte Stückchen Mittelalter, das wie ein halbzertretenes Veilchen sich in uns aufrichtet und das wir auf einmal in Ehrfurcht liebgewinnen.' . . . Ein Werk, bestimmt, ins Leben einzugreifen und die Herzen zu entzünden: ,An jedem

* Ebd. S. 520.

** Frankfurter Zeitung 184 (1917).

*** ,Das Erwachen der Mystik.' Der Tag, Ausgabe B vom 24. März 1917.

† Vgl. Erfolg der Büttnerschen Eckhartausgabe.

†† ,Die Gültigkeit des deutschen Geistes.' Der Tag, Ausgabe B vom 17. Mai 1917.

††† Vgl. Blätter für deutsche Art und Kunst. Jena, Diederichs 1915/16.

§ Diederichs, Jena 1916.

Tage, den wir durchleben, können unsere Augen sich rückwärts wenden und die Erinnerung begehen an das Erdendasein eines in den Himmel erhobenen menschlichen Wesens, eines Mannes oder einer Frau, die alle einmal auf dieser Erde gelitten, viel irdische Mühsal und Verfolgung erduldet und meist neben Demütigung und Hohn einen schrecklichen Martertod auf sich genommen haben; der jedoch unfähig war, sie zu vernichten, vielmehr sie erst zu ihrer wahren Glorie und Vollendung erhob. So baut sich gleichsam ein legendarischer Dom, die gotischen Brücken von Tag zu Tag hinüberspannend und hie und da zu den festen Grundpfeilern der hohen Feiertage sich verdichtend, über unser niederes Leben, es heiligend und erhöhend, uns selber aber zur Nachfolge ermahnend.'*

Ob man spürt, daß hier zu finden ist, was nach Naumann nur die gebundenen Zeiten brauchen: ‚Feste Formen, Disziplin des seelischen Inhaltes?'** Ob man spürt, daß auch den Deutschen diese Schule seelischer Disziplinierung nottut, damit sie sich nicht in Abgründen und Sternen verlieren? Denn ‚die Deutschen sind nicht einfach, nicht klar, nicht schlicht im klassischen Sinne, sondern außerordentlich kompliziert, voll geheimnisvoller Abgründe, ja von einer ans Dämonische streifenden Unberechenbarkeit und einem tiefen Sinn für das Transzendente ... ihre Größe ist vereint mit Vielfältigkeit und Vielspältigkeit mit dem strömenden Reichtum, der überflutenden Fülle, mit dem Drange zu mystischen Tiefen und zu transzendenten Höhen. Der deutsche Geist will nicht wie der griechische oder der französische die Welt vereinheitlicht, sondern gerade in ihrer Mannigfaltigkeit und Tiefe erfassen.***

Die Vorkämpfe einer neuen Seelenkultur wollen gewiß nicht das Wesentliche und Wertvolle der deutschen Gegenwartskultur aufgeben und ein Vergangenes an dessen Stelle setzen. Sie suchen nur die neuentdeckten Seelenwerte im Umtrieb des Alltags irgendwo zur Darstellung und Selbstwirksamkeit zu bringen. Sie leiden an den Formungsschwierigkeiten ihres Wesens und möchten sich mit Grundelementen verbinden, die ihnen einen organischen Ablauf ihres Lebens sichern. Sie stellen fest, daß Dürer, Goethe, Nietzsche sich auch bemüht hätten, zur Klarheit, zur organischen Einfachheit und lichten Heiterkeit der klassischen Völker zu kommen. Aber sie können sich noch nicht zur Erkenntnis durchringen, daß die klassische Art an sich die wertvollere sei. Sie möchten sie als Lebensform miterstrebt wissen, aber nur, weil sie sich besser ins Irdische einfüge, über das der Deutsche gerade vielfach hinausstrebe.† Man erinnert an Kants Hinweis auf ein Corpus Mysticum, d. h. eine Gemeinschaft von Wesen, welche die höchste menschliche Hoffnung, die Vereinigung von Glückseligkeit und Würdigkeit,

* Vgl. das Epos der Himmlischen. Sonntagsbeilage der ‚Vossischen Ztg.' Nr. 37 (1917).

** Mitteleuropa S. 65.

*** Müller-Freienfels in ‚Der deutsche Wille', 1. Juliheft 1917.

† Müller-Freienfels, ebenda.

erreicht haben.* Man sucht mit Goethe aus zerrinnender Äußerlichkeit und unfruchtbarer Abgelöstheit zu tiefer, sich voll besitzender Menschlichkeit zu gelangen, überzeugt, ‚daß man nicht wohl tut, der sittlichen Bildung einsam, in sich selbst verschlossen nachzuhängen'.** Man knüpft an den frühvollendeten Heinrich von Stein an, der schon vor 40 Jahren, da ihm die scharf einsetzende Entseelung ans Herz ging, eine Brücke zu schlagen suchte ‚von der Wundererscheinung des Heiligen zu einer Weise des Alltags'. Denn er war des Glaubens, daß es möglich sein müsse, die Herzlosigkeit und Seelenlosigkeit des heutigen Arbeitsbetriebes zu überwinden durch die Schaffung von Formen des Lebens und des Verkehrs, die eine Gemeinschaftsgesinnung zum Ausdruck bringen und dadurch die Freude an der Arbeit beständig neu zu beleben vermöchten. Die Formen könnten ihre Zusammenfassung und Krönung in Erbauungen religiöser Art finden, die nicht mehr auf dogmatische Vorstellungen gegründet wären, sondern in sinnvoller Deutung mythologischer und künstlerischer Darbietungen zu bestehen hätten, die darum aber nicht im Gegensatz zum Christentum zu stehen brauchten, sondern vielmehr dessen Ewigkeitsgehalt zum Bewußtsein brächten.*** ‚Alles, was auf die Persönlichkeit geht, bleibt notwendig vereinzelt und unzusammenhängend und dadurch wirken solche Bewegungen (zur Vereinfachung der Bedürfnisse) dann konventikelhaft und schrullig ... Wenn die Schwierigkeiten, welche nach dem Krieg eintreten, den Erfolg hätten, daß diese Bestrebungen unterstützt und vielleicht durch eine große allgemeine Bewegung aus dem sektiererischen Winkel herausgetrieben würden in das allgemeine Volksleben, so wäre das gewiß eine der segensreichsten Folgen des Krieges.'† Man fürchtet leider zum großen Teil noch das Lächerliche, das eine entseelte Welt solchen Bestrebungen beigegeben hat.

Von manchen werden zum Beispiel Staat und Reich als die geeignetsten Gefäße der Erlebnisverewigung und Wertüberlieferung angesehen. Man erhofft vielfach als Ergebnis dieses Krieges eine Liebesehe zwischen dem Deutschen Reich und dem deutschen Geist. Friedrich Lienhard träumt von dem ‚Neuland der Seele', das an dem ‚Reichsgedanken, einem unserer tiefsten und stolzesten deutschen Gedanken', irgendwie anzubauen wäre. ‚Ein seelenvolles Deutschland kann für Geister und Herzen Europas ein heiliger Hain der Sammlung werden: der Einstellung auf das Ewige.' Denn wir haben ‚in deutscher Philosophie, Religion, Dichtung, Kunst und Musik eine Fülle von Weistümern, von Tempeln und melodischen Hainen'. ‚Es ist ein Grundgefühl germanischen

* Kritik der reinen Vernunft. II, 2. 2. (Reclam.) S. 612.

** Wilhelm Meisters Lehrjahre. IV. Buch. (Reclam.) S. 155.

*** Heinrich v. Stein zum 20. Juni. Von Friedrich Proske. Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau Nr. 142 (1917).

† Paul Ernst: Bedürfnis und Persönlichkeit. Der Tag (Ausgabe B) vom 17. Oktober 1916.

Empfindens, die Tatsächlichkeit der geistigen Welt oder des Ideals oder des Himmels oder der Gottheit genau so stark zu erleben, wie die Tatsächlichkeit der Sonne ... Wir müssen wieder symbolisch denken lernen, so werden wir zugleich geistiger denken und dem Geheimnis des Lebens näher kommen.'* Zahlreich sind die, die verlangen, daß das Bedeutende, das Ewige, das Heroische, das Monumentale, das im Krieg als Wirklichkeit uns umschwebt, vom Staate als dem Hüter der Gemeinschaftswerte, in erhabener Versinnlichung verewigt und auch dem Erlebnislosen in umfließend faßbare Nähe gebracht wird. ‚Die Mehrzahl der Menschen ist jedenfalls „Durchschnitt". Sie mochten durch das Ungeheuere, worin sie über das Maß ihres Wesens hinaus verflochten waren, zu einem Erlebnis gesteigert worden sein, das ihnen sonst unmöglich gewesen wäre. Aber dieses hält nicht vor; im Alltag werden sie wieder die Alltagsmenschen, deren Schwäche in der Nichterlebensfähigkeit besteht, denen das Große fremd bleibt. Sie werden in ihrem Empfinden und in ihren Äußerungen nur von außen bestimmt. Anstatt des Erlebnisses tritt bei ihnen die Erziehung.' Es gelte also, ‚eine Gegenwärtigkeit des Großen in der Volksseele zu sichern'.**

Da erhebt sich nun wie von selbst die Frage, ob nur ‚der Durchschnitt' dies nötig hat. Ob nicht auch die Erlebnismenschen, die Leichtempfänglichen und Hochhinzielenden diese Ordnung und Sicherung des Errungenen, diese Vergegenwärtigung des Endgültigen und Entschiedenen, für das wir uns doch im Drang der Arbeit und der Triebe immer wieder neu und schwer entscheiden müssen, nötig haben? Ob nicht in jedem so viel Durchschnitt, so viel Mittelmäßigkeit und Schwere steckt, daß er sich demütig einbeziehen müßte in den Organismus der zum Ewigen und Höchsten berufenen und schwesterlich dahin strebenden Seelen?

Vielleicht wird uns auch diese Notwendigkeit klar, wenn wir an einem besonderen Punkte verfolgen, wie großer Gefahr Werte von höchster Bedeutung ausgesetzt sind, wenn sie nicht in einem Ganzen, das über Zeitendrang und Menschenwillkür gestellt ist, sicher verankert sind. ‚Mich dünkt,' schreibt Jakob Wassermann, ‚daß uns neueren Dichtern der Mut, das Böse in seinem elementaren Wesen zu statuieren, mehr und mehr abhanden gekommen ist, und daß wir uns in empfindsamer Scheu daran gewöhnt haben, es psychologisch zu verdünnen und zu rationalisieren.'***

* Deutschlands europäische Sendung. Stuttgart 1915. S. 26 ff.

** Wolzogen: Das Erlebnis des Großen. ‚Der Türmer', 1. Maiheft 1917. Vgl. zahllose Vorschläge z. Neugestaltung des Unterrichts und der Erziehung bes. Hofmiller: Laiengedanken z. Unterr. i. d. Religion, Südd. Monatsh. März 1917.

*** Zit. ‚Türmer', 1. Maiheft 1917, S. 197.

Deutlich sagt das auch Julius Hart bei einer Besprechung von Gerhart Hauptmanns ‚Elga' und dem in diesem Zusammenhang gegebenen Vergleich mit Grillparzers Erzählung vom ‚Kloster bei Sendomir', der Quelle von ‚Elga': ‚Bei Grillparzer liegt die Schuldfrage klar, und er sagt uns, was für ihn gut und bös, was Recht und Gerechtigkeit ist . . .' ‚Die modernen Menschen lernten wie Hauptmann höchst relativistisch sehen, denken und handeln.' Wir können nicht mehr ja und nein sagen, wir drücken uns immer so an den Wänden herum. ‚Der echt absolutistisch nur denkende, alte, tragische Geist ist zum bloßen Spuk herabgesunken, — aber die neue, helle Welt der Dichter und deutschen Ritter, die uns sagen können, worauf es nunmehr ankommt, die uns Lebensführer sein und Ideale wieder zeigen können, ist auch noch nicht heraufgekommen.'* ‚Das religiöse Bewußtsein der Gemeinschuld,' heißt es in der ‚Frankfurter Zeitung', ‚das sich ja keineswegs auf ein bestimmtes Ereignis beschränkt, sondern eine Mitverantwortlichkeit wenigstens der Möglichkeit nach für alle und für alles empfindet, war schon lange vor dem Krieg geschwunden, was eben mit dem ganzen Rückgang der religiösen Stimmung zusammenhängt, der im letzten Jahrhundert eingetreten war und erst etwa in den letzten anderthalb Jahrzehnten allmählich Gegenströmungen erfuhr . . .' und ‚gerade in unserer Zeit infolge der innerlichen Erschütterung, die der Krieg vielen Menschen gebracht hat, wieder aufzuleben beginnt'.** Böse ist insbesondere, so lehrt der Krieg, die Beziehungs- und Gemeinschaftslosigkeit derer, die sich eigenwillig und selbstsüchtig über ihre Ordnungen und Zugehörigkeiten hinwegsetzen, um in der gewollten Isoliertheit auf den Augenblick Erde oder Erlebnis im höchsten Ertrag zu ergattern. Böse ist die engherzige Selbstgerechtigkeit derer, die immer nur das Böse bei anderen verfolgen, weil sie die eigene Seele nicht kennen, die Disziplin über ihren Inhalt verloren haben und daher zu einem Bewußtsein ihrer Mitverantwortlichkeit an allem Gemeinschaftsleben nicht mehr gelangen können. Böse ist die Versunkenheit derer, die, auf dem Felsen ihrer eigenen unempfänglichen, wohlversorgten Sicherheit und Machtversponnenheit stehend, nicht sehen, wie auf den schäumenden Wellenkämmen der Sturmflut schon das Morgenrot einer neuen Zeit heraufzieht, die nicht begreifen, daß die heimgesuchten Seelen das Reich des Rechtes und der Gerechtigkeit suchen.

Je länger der Krieg nun dauert, desto weiter greift die Erkenntnis um sich, daß etwas nicht in Ordnung ist. Viele der Besten leiden darunter, ‚daß sie nur mit bösem Gewissen dem Bedürfnis nach Erbauung und Heiligung ihrer Seele nachgeben können. Wer die schüchterne Zurückhaltung des heutigen Menschen in der Äußerung seiner Gefühle kennt, wer die niedrige Lebenstemperatur, die kalte Geschäftsmäßig-

---

* Der Tag, Ausgabe B, Mai 1917.

** Frankfurter Zeitung Nr. 184 vom 6. Juli 1917: ‚Gemeinschuld'.

keit in unserem öffentlichen und privaten Verkehr schmerzlich empfindet, der wird ermessen, welch ein Labsal es ist, eine Gemeinschaft zu wissen, in der man ohne Reue das Herz auf der Zunge und alle Gefühle der Ehrfurcht, der andächtigen Ergriffenheit, tiefen und schrankenlosen Gottes- und Menschenliebe ausklingen lassen kann'.* Horneffer, der das schreibt, weist mit bedeutender Gebärde auf das Freimaurertum hin. Die ,Tat'leute sind nach ihrer ersten Lauensteiner Tagung im Begriff, sich zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen, die einer neudeutschen Frömmigkeit dienen will.** Neue Gemeinschaften bilden sich so unter dem Druck der unerhörten Ereignisse, um Gefäß für das Atmosphärische zu werden, das über uns liegt, um die ,Sehnsucht nach dem Organischen', die allenthalben lebt, zu erfüllen, und dem wieder als Gegenpol verabscheuten Bösen die frohe Hoffnung auf das Gute und Vollkommene entgegenzusetzen, heiße es nun Deutschheit, Menschlichkeit oder Christlichkeit. Auch die alten Gemeinschaften schließen sich fester zusammen, prüfen ihre Ordnungen und Weisen, rüsten sich zur Aufnahme und Führung all des Neuen, das herandrängt.

Diese Gemeinschaftsbewegung ist nun allerdings im Begriffe, den Individualismus, Ästhetizismus und Impressionismus zu überwinden, sie schwankt aber trotz ,äternistischer' Anwandlungen an dem Punkte, wo sie Anschluß suchen müßte an die communio sanctorum, an die sturmerprobte katholische Wirklichkeit, wo das, was von Gott gekommen ist, nicht bloß gewußt und gelehrt, sondern aus seelischen Grundbedürfnissen heraus unter maßvoller Benutzung uralter Formen und Weisen zu einer lebendigen Tatgemeinschaft umgeschaffen ist. Wird sich die Erkenntnis durchsetzen, daß nach dem erschütternden Zusammenbruch des auf Macht und Technik errichteten Kultursystems der auflösenden Weltlichkeit diesem seelenläuternden und darum seelen- und völkerverbindenden Organum ein neuer Morgen geschaffen werden muß?

---

* Horneffer, von der Freimaurergemeinschaft sprechend, in ,Der unsichtbare Tempel'.

** Walter Colsmann: Vom Wesen neudeutscher Frömmigkeit. Die Tat, August 1917, S. 468 ff. Zur ersten Lauensteiner Tagung. Ebd. September 1917.

Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
Von Leo Weismantel

Der Kampf.

Es war mäuschenstill im Dorf — aber die Stille war wie ein Trompetenstoß, der die Menschen aus den Häusern gellte, —

‚Was gibt's Neues?' fragten sie sich unter dem Schein der Gleichgültigkeit. —

Was sollte es noch Neues geben zum Abend? — Das Sich-hinwerfen auf den Strohsack und das Anheben zu schnarchen war nichts Neues. Und das Schlaflosliegen und Sich-in-Gram-und-Sorge-Wenden noch viel weniger.

‚Wo wollt Ihr hin?' fragten sie sich.

‚Wir können nicht schlafen, wollen noch ein bißchen spielengeh'n.'

‚Spielengeh'n?'

‚— in die Nothäuser, — die Musikanten sind heut' nacht da draußen,' —

‚Schämt ihr euch nicht? Am ersten Marienabend legt sich der Christ nach der Andacht und nach dem Essen aufs Ohr oder er fällt auf die Knie und betet den glorreichen Rosenkranz, —' kam schimpfend manch Alte-Weiber-Stimme aus dem Haus zu denen, die auf der Treppe und unter der Haustür standen und auf der Straße gingen.

‚— hört ihr sie!' kam's zurück, — leise, schüchtern anhebend kam ein Kirchenlied von den Musikanten geblasen über das Dorf:

‚Deinem Heiland, deinem Lehrer,
Deinem Hirten und Ernährer,
Sion, stimm ein Loblied an. —'

‚— was knurrt Ihr, alte Baselies, — ist's eine Sünd', Gott einmal anders zu loben als mit Rosenkränzen? Das sollt' eine schöne Kirchenmusik geben zu Pfingsten und Fronleichnam, tätet Ihr's den Musikanten verübeln, wenn sie sich zusammenhockten und Wallieder einstudierten auch an Tagen und in Stunden, die geheiligt sind vor knechtlicher Arbeit, — sagt, alte Baselies, ist's Sünd' und Schande, dabeizuhocken und heimlich im Herzen mitzusingen?'

‚— ei der Kuckuck,' kam's wieder von drinnen, ‚das verzeih' mir Gott und Maria, die allerseligste Jungfrau und Mutter, daß ich in geweihter Stund' einen Fluch tu, — ihr Pharisäer und Sadduzäer! Drängt ihr euch denn auch sonst so in die Kirch', oder drängt ihr euch so sonst nur ins Wirtshaus? Ist's euch so brennend, Fronleichnamslieder zu singen, daß ihr euch noch einmal anzieht und habt nur noch die Hose angehabt und den Unterrock? — Ist er wieder da, der Teufel, der Versucher?'

Ein gellend Lachen tönte auf der Straße, — dort — dort — lachte ein zweiter, ein dritter ebenso. Sie lachten wie Erwischte, wie Ertappte, denen das Lachen Notlüge ist und letzte Flucht vor der Wahrheit. Das Lachen, das aufschreiende, sprang hie und da über die Häuser und das Krachen zugeschlagener Türen hopste ihm nach; Zwist kam, das merkten die aufgeschreckten Spatzen auf den nachtumwickelten Dächern, Zwist kam in die Häuser der Menschen.

Wie um einen Baumzweig aber, auf dem eine entflohene Bienenkönigin gesichtet wurde von den Spähern ihres Volks, ein Summen und Brummen, ein Sich-Zusammenballen und Verknäueln anhebt, so drängten sich Männer und Frauen, junge Burschen und Mädchen um das Häuschen der alten Base, dem Morgretje, und der jungen Mari Madlen, das da war das siebente der Häuser der Not, — Kurzweil schienen sie zu treiben wie zur Kirchweih während den Tanzpausen vor dem erleuchteten Wirtshauspfad auf Treppe und Gang und Straße und Hof. —

* * *

Drinnen in der Stube saßen sie in Klümpelchen, es saßen aber um den eichenen Tisch und unter dem Schein der Lampe die Musikanten: — der mausespitze Schneider mit der Flöte, darauf er pfiff; — der lange, dürre Bernhard, der kaum zwanzigjährige Knecht, mit der ersten Trompete; der riesenhafte breitschultrige Samenhannes mit dem dickbauchigen Bombardon; der kleine fette Metzer mit dem sich ringelnden Posthorn. All ihr Streiten kam daher: es fing der Schneider zu früh an auf seiner Flöte zu dudeln, — dann verfehlte der Bernhard das hohe C und wiederholte es noch einmal richtig, statt daß er weitergeblasen hätte; das Lied kam durcheinander, — der Samenhannes schimpfte und haderte dazwischen, die andern müßten sich nach seinem Bombardon richten; das Spiel begann von neuem und abermals pfiff der Schneider zu früh und wieder begann der Samenhannes um das Recht des Bombardons zu kämpfen: seltsam war dies Klümpchen Musikanten mitten im Getriebe der Vielen; sie kümmerten sich um nichts, sie schienen auch heute wie immer zur Festzeit bezahlte Diener zu sein, ein Vorwand für die anderen lustig zu sein, zu tanzen, Kirchweih zu feiern, zu wallfahren, wie schönes Wetter teilnahmslos Ursache ist, daß Menschen auf den Wiesen und im Wald lustwandeln, in weißen Kähnen über dunkle Seen fahren. — — —

Um die andern aber schwirrte und schwärmte es wie Mückenzeug an Sommerabenden; heftige Begierden, siebentausend an der Zahl, schwirrten und stachen, — aber keine Hand hob sich sie zu verscheuchen; keiner von all diesen wollte dem andern verraten, wie's stand um sein Herz. Da ward der Alltag gespensterhaft, die Worte wurden voller Fratzen, die Bewegungen der Körper zu Gro-

tesken. Alle waren sie gekommen um dieses Heinrich Löhmers willen. Ob er der gleiche war, der in der letzten Osternacht der lahmen Dorothe und gar vielen anderen noch so vieles versprochen hatte, ob er gekommen war diese Versprechen zu erfüllen, das wollten sie wissen.

‚Lumpen waren sie alle, die aus der Fremde kamen', erzählten sie sich mit heißem Begehren, hoffend, daß ihre Worte heute zu Lügen und zu Schanden würden, — ‚Großmäuler waren sie, Windbeutel —.' So sprachen sie, draußen stehend im Schatten der Wände, der Linde, heuchlerisch zueinander.

Da kam der Lehrer, der sechsundzwanzigjährige, rothaarige unter sie und schickte einen Knaben fort mit Botschaft an den Herrn Dekan — da murrten die Männer: ‚Was geht den alten Dekan an, kommt ein Fremder nach dreißig Jahren wieder heim in sein Dorf? Laßt ihn schlafen, den alten Dekan. Ist das dein Amt, rothaariger Lehrer?' —

— und es kam der Holzhacker unter sie geschlichen mit einem Holzknüppel — ‚seht ihn', scherzten die Männer, ‚der kommt zu unserem Ausruhstündchen wie zu einer Prügelei. Kerl, was führst du einen Knüppel bei dir? —' ‚Was geht's euch an, wenn ich den such, der mir mein Weib unselig gemacht hat?' — ‚Wer soll dein Weib unselig gemacht haben? Dank du Gott, daß er nur deinem Weibe den Verstand genommen und dir ihn noch gelassen hat!' Und sie warfen ihn aus dem Gärtchen hinaus auf die Straße. — — —

Drinnen aber, beim gußeisernen Ofen, saß Heinrich Löhmer im Kreis der Frauen; sie saßen, als wäre Winter und Wärme käme aus dem Eisen. Schwarzfinster nur, wie ein eifersüchtiges Gespenst, reckte sich der Ofen, der allein merkte, daß sich die Weiber hier nur zum Schein um ihn, in Wahrheit aber um den Fremden drängten.

Hellodernd, wie Irrlichter über dem Moor, stiegen die Begierden auf in den Seelen der Frauen, aufschießend in Wortraketen, Heimliches jählings verratend, dann wieder zusammenbrechend in die Nacht, sich scheuend vor Spähern, verwirrend deren Belauern.

Es saß aber bei ihm die Ecks Auguste, die etwas erfahren hatte und nun bis ins kleinste wissen wollte, ob dies so oder so wahr sei, ob er, ein armer Student, von Gott verlassen, weil von genasweisten Tanten verflucht, mit dicken Rosinen im Kopf über die große Pfütze gefahren ins Land Amerika.

‚— die Leute sagen, das Geld läg dort auf den Straßen —'

Er lächelte.

‚Auch bei uns soll's umherliegen; mein Herrle erzählte viel davon, — dort läg's im Roten Moor versunken, — drüben läg's auf dem Dammersfeld vergraben, — es käm nur drauf an, es zu finden —'

‚Eine Springwurz,' sagte Heinrich Löhmer dem gierig lugenden Weib, —

‚davon sagte mein Herrle, —' sie horchte vorgebeugten Kopfs, als wolle sie aufspringen und davonrennen, so er ihr das Geheimnis, reich zu werden, nun enthülle.

‚Springwurz,' fuhr Heinrich Löhmer fort, ‚Springwurz nennen die alten Leute ein Kräutlein, — wer es weiß zu finden, der wird reich sein. Die Springwurz ist ein Schlüssel, der alle Türen öffnet, alle Schlösser sperrt, die Felsengänge aufspringend macht, die zu den verborgenen Schätzen der Moore, der alten Burgen, der Vergestiefen führt. Euch will ich die Springwurz schenken —'

Hastig, heimlich, jählings-unbewußt und doch so scharf überdacht, daß niemand es sonst merkte, krallte die Ecks Auguste seine Hand, die zufällig nachlässig sich neben ihr auf die Bank stützte.

‚— des Menschen scharfer Sinn, seine nadelstichfeine Kunst: zu schauen und zu erkennen und das für sich Nutzbare zu erspähen, — das ist die Springwurz.'

Enttäuscht zog die Ecks Auguste ihre Hand zurück, — kuschelte die beiden Arme, sich zurücklehnend an die Wand, über ihrer Brust in ein Schultertuch, ein spöttisches Lächeln verzerrte ihr die Wangen zwischen Mund und Nase, — ‚du willst mir nur ausschlitzen,' dachte sie, ‚du willst mir nur ausschlitzen, — ich hab' dich aber —. So reich wie du geworden bist, wird keiner, dem der Teufel nicht dabei hilft,' dachte sie einen Augenblick später, — sie sann vor sich hin.

Die Hergets Melani aber faßte Heinrich Löhmer am Arm und zog ihn zu sich. Sie hatte etwas erfahren und nun wollte sie bis ins kleinste wissen, ob das so oder so wahr sei, wie und warum er, ein armer Student, dazugekommen, die schönsten und herrlichsten Mädchen zu umarmen; was er getan, daß sie alle sich ihm ergaben: Dirnen und Prinzessinnen, Gelbe, Braune und Schwarze? —

‚— von einem Zaubertränklein,' hub sie an, ‚von einem Zaubertränklein, das die Liebe gewinnt —.'

Er lächelte.

‚— an bestimmten Tagen — ich weiß aber nicht an welchen, — wißt Ihr's vielleicht, Heinrich Löhmer? — an bestimmten Tagen soll man am Rain rote Döüstjern brechen —'

Sie hielt inne, wartend, was er sage.

‚Ein Liebestränklein gibt's, darum alle Menschen uns lieben müssen, selbst unsere Feinde: Wahrseinwollen, Gutseinwollen und Starkseinwollen, das mengt, Melani —,' fuhr er scherzhaft fort, ‚stampft's fest im kupfernen Mörser, daß der Staub des einen sich mit dem anderen verwirre, schüttet das Pulver in Oblate und nehmt's, Melani, denn also ist's: die Männer, die dies Pulver genommen haben, stürmen voran, die Wirrnisse des Lebens zu zer-

teilen, breite Gassen für sich und ihre Mitmenschen zu schlagen durch die Urwälder der Irrtümer und Leiden und des Todes, Licht hineinzuwerfen in die Finsternis. Rastlos schreiten sie voran. Nichts hält sie auf, nur der Ruf eines um Hilfe schreienden Weibes, das sich fürchtet vor dem Geranke der Dornen, die sich in seine Kleider verschlingen, das Angst hat vor dem Nebel, der wie eine schwarzgraue Mauer alle Wege umstellt. Noch eines, Melani: nur dessen Weibes Stimme, dessen Mund das gleiche Zauberpulver aß, dringt zu dem Manne, den es sah und anrief auf seiner Wanderschaft.‘

Und nun saß auch die Hergets Melani rückwärts gelehnt an die Wand, die Arme verschränkt, die Beine gekreuzt vor sich hinstreckend; ein spöttisches Lächeln verzerrte ihr Gesicht. ‚Mit dir steht der Teufel im Bunde,‘ dachte sie, ‚— willst du uns deine Geheimnisse verschleiern? Bist du dazu gekommen? Und wir Narren haben gedacht, du kämst uns zu Hilfe.‘

Die anderen Frauen aber saßen mit vorgebeugten Leibern und starrten ihn sprachlos an, keine wagte ein Wort zu reden, eine Frage an ihn zu richten.

Er stand auf, — da sah er, wie die Saat ihm sproßte; noch war sie grün, aber sie schoß gewaltig in die Halme und trieb nach oben. Und seine Gedanken trugen Gold auf die Ähren, daß seine Blicke das weite Feld schon sahen wie zur Zeit der Ernte, — da schwoll das Herz ihm auf vor Glück. —

In dieser Stunde sah er Mari Madlen wieder.

* * *

Starr sah sie vor sich hin, saß stumm neben dem rothaarigen Lehrer in einer dunklen Ecke, nur die hellen Gesichter schauten aus dem Dunkel,— als Heinrich Löhmer sie gewahrte, war er sich bewußt, daß sie ihn schon lange so starren Auges betrachtet hatte, sich unbeachtet wähnend, beachtet nur von dem Lehrer, der an ihrer Seite saß, —

Da sie nun die Lider senkte, in sich zusammenschauerte vor Angst und Begehren, ward er in tiefster Seele erschüttert vor der Reinheit ihrer Kinderseele; er trat zu ihr, nahm ihre Hand in seine Hände wie ein Vater und sprach zu ihr: ‚Wer du bist, braucht niemand mir zu sagen, dich kenn ich wohl. Und hätte ich keinen mehr erkannt von all den Freunden, die ich heute wiedersah, — wer du seiest, hätte ich gewußt und wärst du mir selbst in der Fremde begegnet.‘

Sie schaute hilflos an ihm empor —

‚Dich zu suchen, bin ich gekommen, — ich habe ein Unrecht an dir gutzumachen —‘

‚Ich weiß keinen Menschen, der je ein Unrecht an mir getan hätt'; — keinen im Dorf und sonst kenne ich keinen — und auch Euch kenne ich nicht, — wie hättet Ihr mir Leids antun können?‘

‚Leid tat ich gar vielen an, die es nicht wissen —‘

Mari Madlen erstaunte. Warum fürchtete sie sich vor ihm? Sie fürchtete ein Unheil von ihm und nun klagte er vor ihr mit der Einfalt eines Unschuldigen sich vieler Sünden an. Und es erstaunte der Lehrer, — klein und beschämt ward er vor sich, vor seiner Eifersucht und seinem Neid; — hatte er selbst, hatten nicht alle Menschen, die er kannte, ein eifriges Sorgen und ängstliches Hasten und Bemühen, schuldenrein zu scheinen vor den Augen des Nächsten und nun kam da einer, — war er nun raffinierter Gaukler oder reinster Mensch? — der diese Sorge nicht hegte und so Menschenherzen fing.

‚Kind, deiner Mutter tat ich herbes Unrecht an.‘

Da stand der Lehrer auf und ging hinweg, denn es däuchte ihm, es zieme sich nicht, die Beichte eines Heiligen mit anzuhören.

‚Mir brennt eine Wunde über dem Herzen, die immer wieder sich öffnet, von deiner Mutter her hab’ ich sie.‘

Finster, fast mürrisch, blickte Mari Madlen zu ihm auf, — was klagte er ihre Mutter an? —

Heinrich Löhmer aber sah in ihre Seele und lächelte, sanft strich er ihr über das Haar. ‚Von deiner Mutter her hab’ ich sie, — doch ich trag die Schuld, — auch ihr schlug ich eine Wunde, daran starb sie.‘

Mari Madlen faßte stürmisch seine Hände und küßte sie. Wie hätte sie ihm anders sagen können, daß sie dieser Anklage nicht glaube?

‚— sie war mir treu, ich aber klagte sie der Untreue an. Herschreiten soll der Mann vor dem Weibe, ihr Führer sein, ihr Priester, ihr Gott, — gut im Herzen, klug im Rat, stark in der Tat, — ich aber war ein schwaches Täubchen; das, was ich dir sage, erkannte ich erst, als es zu spät war. Ihr und mein Unheil war der Wendepunkt für unser beider Leben: sie heiratete den, der stärker war als ich; er ward dein Vater und sie gebar dich ihm und starb. Ich aber ging den Weg der neuen Lehre, die mir geworden war, und so bin ich wieder da, da in Teufelshausen; — vor vielen vielen Jahren zog ich fort von hier, — mein Weg war wie eine Schraube, — nun bin ich wieder da, nur um ein Gewinde höher.‘

‚Ihr habt das Glück gefunden in dieser Zeit?‘ fragte sie um ihn zu trösten.

‚Ich hätte das Glück gefunden? — Frauen sind weiser wie Männer, ihr Blick ist fernsichtiger und sie erspähen das Ziel um tausend Wegestunden früher; soll ich mich nicht rühmen, das Glück schon erjagt zu haben, nur weil ich den Mut es zu erjagen nun habe?

Siehe, ich bin gekommen, um viel Unrecht gut zu machen, das auf mir lastet. Seit dummen jungen Jahren habe ich noch immer gehofft, daß das einmal der Lohn sei meines Lebens, daß mir Mari

Madlen wird, deine Mutter. Närrisch nannten mich die Freunde, denen ich es erzählte in den Tagen wachsender Erfolge. „Mari Madlen ist ja tot!" sagten sie. „Wie soll es möglich sein, daß eine Tote noch einmal zum Leben wird und dir zuteil werde?" Und siehe, ich kam, kam nach Jahren wahnwitzigen Ringens und Jagens, kam wie ein Irrsinniger. Ich dachte nicht an dich, ich dachte nur an deine Mutter. Ich sah nicht dich, als ich dich sah, ich sah deine Mutter. Wie sollte es sein können, daß ich in dir ihr Kind sähe? In mir ist sie niemals gestorben, mir hat sie kein Kind geboren, wie sollte ich dir die Haare streicheln können wie ihrem, einer Toten, Kind? Das sind dieselben Hände, die ich selbst vor vielen Jahren in meinen Händen hielt; das ist dasselbe Haar, das ich mit erstarrenden Händen zerwühlte; das ist der Mund, den ich im Liebesrausch küßte; das ist derselbe Leib, den ich umfangen hielt. Ich rede keine Torheit zu dir, wenn ich wie ein Liebender zu dir komme, wie ein Bräutigam zur Braut. Ein Brünnlein eitel Lust, ein Wässerlein goldener Pracht, das eingefroren war einen Winter, ist nur aufgebrochen, da der Frühling ist kommen über Nacht. — Du Schüchternes, du zaghaft Ängstliches, du Liebes, du sahst mich ja noch niemals; hast meiner nicht geachtet, an keinem Tag deines Lebens; wußtest nichts von mir. Aber ich kannte dich; ich habe dich geliebt; zu mir hast du schon tausendmal gesagt, daß auch du mich liebest; einmal haben wir uns geküßt, — weißt du's noch, — am Gangolfsbrunnen war's, in stiller Nacht — kein Mensch weiß es außer dir und mir.'

Wie ein Reh, das zitternd vor einem Abgrund steht und hinter sich den Jäger weiß, blickte sie umher. —

Er zog ein Ringlein hervor, — ‚das hat deine Mutter zurückgeschickt vor vielen Jahren. Nimm du es wieder, sei du mir gut, —' sie nahm das Ringlein, das er in ihren Schoß fallen ließ; sie steckte es aber nicht an ihren Finger, sie preßte es in ihre beiden hohlen Hände.

Wieder strich er ihr sanft über das Haar. — ‚Verschüchtertes, glaube an mich; glaube, daß ich wahr und gut und stark geworden bin in den Jahren der Wanderschaft, — nicht eher will ich zu dir kommen, bis ich alles Unrecht ausgetilgt und so viel Taten getan habe, daß du zu mir kommst und zu mir sagst: Sei mir Führer, Priester, Gott, —'

* * *

Ein Streit kam von der anderen Ecke der Stube, Heinrich Löhmer anschreiend, ihn beirufend wie einen Richter.

Die Frauen hatten von der Andacht gesprochen und von der Predigt: ‚Gescholten hat euch der Pater!' so sagten sie, ‚gescholten hat er euch ob eures abergläubischen Tuns!'

‚Ei, wie sich die Weiber blähten mit geborgter Wissenschaft!'

entgegneten die Männer, ‚wer glaubt mehr als ihr an die Nützlichkeit solchen Tuns, das der Pater abergläubisch nannte?‘

Gespenster und Hexengeschichten gingen um zur Bestätigung der Reden der Männer und gegen die Predigt des Paters. Es wurde still und stiller in der Stube.

Ein Alter noch erzählte, ein Einbeiniger, — sein Erzählen war grausam und voll Schauer. ‚Ei, wer kann es mir ableugnen, meinem leibhaftigen Vater ist's geschehen, der ist auf den heiligen Dreifaltigkeitssonntag geboren. In der Sünfte liegt ein versunkenes Dorf, in den heiligen Nächten hocken in den Wipfeln der Bäume hoch in der Luft die beleuchteten Häuschen und an den Fenstern huschen die Schatten von den Menschen, die in der Stube gehen.‘

‚Und weiter! Und weiter!‘ —

‚Ein junges Männlein tritt oft in der Früh zu einem Mäher, der in der Früh im Dunkeln nach Dittenbrunn auf die Wiese geht. Beim Pfauenbrunnen tritt's heran und geht stumm neben her bis zum Bildstöcklein am Weg —‘

‚Und weiter! Und weiter!‘

‚Und haben euch nicht die Hexen geknört? Und wenn ihr sie im Schlaf mit den Händen hättet packen können, hättet ihr beim gottseligen Erwachen einen Strohhalm in den Händen gehabt, in den sich die Hexe verwandelt. Wer sich nur nicht überlisten läßt! Die Bernhards Kunnel, eine von den Alten, von den Toten, hatte einst einen solchen Strohhalm gepackt, Zunder geschlagen an dem Kienspan und den Halm ins brennende Licht gehalten. Hei, wie hat sich der Strohhalm gekrümmt und gewunden wie ein lebender Wurm! Und dann hat er einen Schrei getan wie eine verbrennende Hexe und ein Weib war im Dorf auf rätselhafte Weise verschwunden seit jenem Tag. —

Die Neubauers Gret war die letzte Hex, die verbrannt worden war. Es war vor vielen Jahren an einem heißen Sommertag! Die Mari und die Aurelie, die zwei Töchter der Neubauers Gret, waren auf ihrem Kornacker auf der Brunnenbergseite und schnitten Korn, — da sah die Aurelie die Straße herauf einen Mann kommen, der einen Karren schob. „Der Mann ist der Büttel vom Gericht,“ sagte die Mari, „und das Geschirr ist der Hexenkarren!“ Da warfen die zwei Mädchen die Schneidstümpfe weg und rannten voll Neugier hinunter ins Dorf. Als sie zu den ersten Häusern kamen, fuhr der Karren schon wieder die Straße heraus. „Jesses!“ — schrieen die beiden Mädchen, „das ist ja unsere Mutter. O, wer hätt' denn gedacht, daß wir eine so schlechte Mutter hätten — eine Hex!“

Die Mädchen hielten die Hände vor die Gesichter. Die Hexe aber sagte: „Ihr habt keine schlechte Mutter gehabt, aber ich hatte

eine schlechte Mutter. Mich hat meine Mutter das Hexen gelehrt. Der Böse hat mich bis aufs Blut geplagt, daß ich auch euch das Hexen lehre, ich aber hab' es nicht getan, drum hat er mich fallen lassen und verraten. Ihr habt keine schlechte Mutter gehabt, aber ich hatte eine, das soll der Himmel mir bezeugen."

Die Mädchen hielten die Hände vor die Gesichter und liefen laut aufschreiend über die Straße, der Büttel aber fuhr die Hexe hinunter an den Läutersbachgrund, dort haben sie die Neubauers Gret am Rasen neben dem Fahrweg verbrannt. Als aber wieder Frühjahr war, da kamen Veilchen aus der Erde, dort in dem Läutersbachgrund, wo noch kein Mensch ein Veilchen gefunden hatte, und jedes Jahr seitdem kommen sie wieder und riechen besser als alle Veilchen der Welt.'

Sie saßen da, starr vor Entsetzen, bekreuzigten sich heimlich, da trat Löhmer unter sie und sprach: ‚Was sitzet ihr um den runden Tisch? — Ihr saßet hier so manche Nacht, — grauenvoll ist eure Rede, da ihr von Dingen sprecht, die euch feindlich sind, von Geistern und von dem ungemessenen Geschehen. Helden seid ihr, fürwahr, daß ihr euch Furcht einredet vor euren Feinden, statt sie zu packen mit den Händen und sie zu zwingen, euch in ihrer Nacktheit zu erscheinen. Was ihr nackt sahet, muß euch dienen —.'

Sie verstanden seine Rede nicht und schauten zu ihm auf mit fragenden Augen.

Da kam eine Stimme von der Türe: ‚Horchet auf ihn, er spricht wahr! Was ihr nackt sahet, kann euch nicht mehr schaden; was ihr nackt sahet, muß euch dienen; —' es war der alte Herr Dekan, der an der Türe stand und also sprach. Verwundert blickten die Männer auf und die Frauen, — schüchtern kam ihr Gruß von ihren zögernden Lippen —

Er tat, als achte er den Fremden nicht und setzte sich an den Tisch neben die Lampe. Alle schwiegen, denn sie sahen, daß der alte Herr Dekan gekommen war, ihnen eine Botschaft zu bringen. —

‚Nun so redet,' sagte er, da sie alle schwiegen, — ‚erzählet, — erzählet weiter, — störe ich eure Lieder? — Soll ich wieder gehen?' —

Da machten sie abwehrende Gebärden.

Und der alte Herr Dekan blieb und erzählte: ‚Es ist eine schöne Sitte der Menschen, daß sie zusammenkommen in den Stunden der Nacht und des Bangens, daß sie zusammenkommen in einem Haus und durch Erzählen sich Mut machen oder die Gefahr überharren. — Es war einmal ein Kapitän, der fuhr über das Meer, — es geschah aber, daß Feuer ausbrach auf seinem Schiff, — es wußte wohl der Kapitän, daß es seinen Seeknechten gelingen werde den Brand zu löschen, — er fürchtete aber, daß die vielen Reisenden, Männer und Frauen, die auf dem Schiffe waren, in Entsetzen kämen, wenn

sie von der Not und Gefahr wüßten, in der sie schwebten; — und er fürchtete, sie würden in der Angst wirr durcheinanderlaufen, sich zu retten suchen, die Boote ins Meer werfen und das Rettungswerk der Seeknechte durch ihre Hast und ihren Aufruhr zu Schanden machen. Darum ließ der Schiffsherr alle Reisenden in einen großen Saal des Schiffes kommen und hub an, ihnen ergötzliche Geschichten zu erzählen; — sie staunten, sie lachten und hielten sich die Bäuche und keiner von ihnen ahnte, daß der Tod an der Türe stand und die Hand gelegt hatte auf die Klinke des Schlosses, — aber rastlos, ungestört arbeiteten die Seeknechte, und es gelang ihnen, das Schiff und all die Ahnungslosen zu retten.' —

‚Ist unser Schiff in Not?' fragte einer der Bauern.

Der Dekan sah sinnend vor sich hin, dann fuhr er fort zu erzählen: ‚Ein Schiff kam vom Wunderlande Indien an die Küste eines nordischen Landes — und es brachte mit gar seltsame Schätze an duftenden Gewürzen und Kräutern, an edlen Metallen und Steinen überviel; — und es rannten die armen Fischer und Jäger an den Strand und sie riefen: „Seht, das Schiff kommt aus dem Wunderlande Indien. Laßt uns seine Silberbarren nehmen und sein Gold, wir werden uns hohe Paläste bauen und in lichtsprühenden Sälen wohnen statt in dunklen, dumpfen Hütten, — wir werden unsere Leiber in seidene Gewänder hüllen statt in groben, blauen Leinenzwillich, — und unsere Frauen werden Perlenschnüre um die weißen Hälse tragen statt bunten Glasflitter, — und seht, die Kräuter Indiens, — wir werden Tränke aus ihnen brauen, und alle, die davon trinken werden, werden genesen vom Leid; keine Krankheit kann ihren Leib zerstören, der Tod hat keine Gewalt gegen das Kräutchen Teufelsabbiß, das den Menschen abgelistet ward vom Teufel, das aber unter den Schätzen dieses Schiffes liegt, das gekommen ist an unsere Küste." Und als die armen Fischer und Jäger so gesagt hatten unter sich, gingen sie auf das fremde Schiff, — ich aber sage euch, jenes Schiff barg den Schwarzen Tod! —'

‚Du lügst! alter Dekan, du lügst!' rief's irgendwoher; — da sahen die erschrockenen Bauern, daß Heinrich Löhmer sich aufgerichtet hatte; er stand da voll heiligen Zornes. — ‚Wer sagt dir, alter Dekan, daß der Schwarze Tod auf jenem Schiffe war?' —

Auch der Dekan war aufgestanden und sie ragten wie zwei Felsen aus einem stürmenden Meer, wie zwei Kämpfer inmitten der lugenden und raunenden Menschen —

‚Mein Glaube sagt es mir! —' erwiderte der alte Herr Dekan.

‚Ich aber weiß —'

‚Ist Glaube, der aus Gott entspringt, nicht höheres Wissen als das, das von den Menschen kommt?' —

‚Was ist dir Zeugnis, daß dein Glaube von Gott entspringt? —'

‚Weil er euch rettet von den Mächten des Unterganges und weil Torheit wär' die ganze Welt — wäre nicht der Glaube an Gott!'

‚Das ist die Grenzmauer eures Wissens, — ich aber werde sie niederreißen!' —

Es pochte am Fensterladen —

— war es der Wind? —

— es pochte wieder.

Die Kauernden erschraken. Ein Beherzter aber öffnete das Fenster, ein Lachen von Männerstimmen hallte herein, ein Kienspahnträger kam beigesprungen und leuchtete, dann lachte auch der Mann am Fenster. ‚Narren sind's!' sagte er, ‚Narren, bei denen der Kalender durcheinandergeht. — Fastnacht ist vorbei!' rief er denen zu, die draußen standen.

Dann kamen sie herein, — es waren Fremde, seltsam angetan, mit Tüchern phantastisch umhängt; dem einen war das Gesicht geschwärzt, sie trugen auf einer Stange einen goldpapierenen Stern. Wie die Bettelsänger sahen sie aus, die im Winter, zum Fest der Heiligen drei Könige, durch den Schnee stampfen von Haus zu Haus und ihr Liedlein sagen —.

Frauenstimmen keiften empört: ‚Heilig-drei-König ist längst vorbei! Ihr seid arg in der Irre! Und zum Narrenpossentreiben ist so heilige Nacht just nicht die rechte Zeit!'

‚Wollt ihr Gott und fromme Bräuche verhöhnen?' der Dekan trat kraftvoll vor.

‚Reißt ihnen die Fetzen herunter! —' ‚— haut ihnen mit ihrem Sternstock eins übers Ohr —!'

— Da trat die stärkste der Masken vor, als lasse sie sich nicht stören. ‚Nein!' sagte sie, ‚— wir sind schon recht, wir sind nicht in der Irre, — ihr irrt! — wir treiben keinen Mummenschanz:

Wir kommen aus weiten Landen her
Und bringen euch eine hohe Mär! —'

Da erkannte der junge Glasbläser die Stimme seines Bruders —

‚Nikolaus!' schrie er, ‚bist wieder da? —'

‚Laßt ihn reden!' warfen ein paar Bauern ein; — tiefe Stille hielt wie ein unsichtbarer, vielfältiger Riese, der neben jedem hockte, neben Mann und Frau, denen, die da aufspringen wollten, heiß vor Neugier, die Arme. ‚Kommt ein Wahnwitziger oder ein Weiser?' Das dachten sie und waren voll der Glut es zu erfahren.

Er stellte sich wie ein Narr, der Glasbläser, fletschte die Zähne und sagte: ‚Ihr habt uns angelogen, — angelogen habt ihr uns!'

‚Wer hat euch angelogen?' — fragte der Herr Dekan.

‚Ihr alle!' sagte der Narr.

‚Womit haben wir dich —'

‚— mich und den und den! Uns alle drei! Mich, den Kaspar,

und den Melchior da und da den Balthasar! Uns Heilige drei Könige habt ihr angelogen, — pfui der Schand!'

‚Womit haben wir euch angelogen?' wiederholte der Herr Dekan.

‚He? — he? das fragt Ihr noch? — Ihr habt uns einen falschen Weg gewiesen. — — Eines Nachts', stotterte der Glasbläser, ‚— ist uns im Morgenlande der Stern da erschienen. Daraus haben wir erkannt, daß ein neuer König geboren war, ein König der Juden, ein Heiland der Welt! Da sind wir aufgebrochen, das Kindlein zu grüßen. Dann sind wir nach Norden gezogen und auch in euer Dorf Teufelshausen gekommen und haben geklopft von Haus zu Haus, von Fenster zu Fenster, von Tür zu Tür. „Wißt ihr, wo der Heiland geboren ist, der König der Juden? —" Und ihr habt uns einen Kreuzer gegeben und ein Neujährleinsküchlein zur Wegzehrung und habt uns gesagt, wir sollten gradaus gehen, gradaus ging der Weg nach Bethlehem, dort wär' eine Krippe und drinnen läg' das Jesuskind und das wär' der König der Juden und der Heiland der Welt. Und wenn wir's gefunden hätten, sollten wir zurückkommen und euch alles berichten, damit auch ihr hin zu ihm könntet es anzubeten. Und so sind wir gradaus gegangen und nach Bethlehem gekommen und wir haben das Kindlein gefunden —'

‚— das wissen wir alles,' sagte der Herr Dekan ungeduldig. ‚Warum seid ihr wieder da bei uns? Macht's kurz!'

‚Habt ihr nicht gesagt, wir sollten auf der Rückfahrt den Weg wieder über euer Dorf Teufelshausen nehmen und euch sagen, wo das Kindlein sei, das uns geboren ward, damit auch ihr hinkönntet es anzubeten? —

‚Glasbläser Nikolaus, — ich beschwöre dich bei Gott, so der Teufel Besitz von dir genommen hat; steh' mir Red' und Antwort im Namen des Allmächtigen, des Herrn und Schöpfers von Himmel und Erde und von deiner armen Seele, — was kommst du uns zu sagen?'

‚— Daß Ihr die Geschichte von den Heiligen drei Königen nicht richtig lehrt, alter Herr Dekan. Daß ihr sie den kleinen Kindern, den kleinen Abeschützen, die morgen zu Euch in die Schule kommen, falsch erzählt! Hört, alter Herr Dekan, also war's: als wir das Kindlein gefunden hatten, zu Bethlehem im Stalle, da sind wir bei ihm geblieben, bei dem göttlichen Kind; wie hätten wir unseren Heiland und Erlöser in solchem Elend wieder allein und schutzlos lassen können! — Wir sind beim Kind geblieben, haben ihm gedient, sind mit ihm geflohen nach Ägypten, haben mit ihm gewohnt im Haus zu Nazareth, haben ihn begleitet die drei Jahre der Wanderschaft und sind gestanden unter seinem Kreuze —'

Er hielt inne, trabte wie ein gefesselter Tanzbär in der Versammlung umher, schwer zu Boden stampfend mit dem Sternstecken.

Dann drehte er sich wieder um zum Dekan und sagte: ‚Und also hatte Christus, der Herr, zu uns gesagt: „Wenn ich sterben werde, werde ich mit meinem Leid und meinem Tod von euch nehmen alles Leid und allen Tod.“ Und als es mit dem Herrn zu Ende ging, da kamen alle Leiden und aller Jammer der Welt an sein Kreuz geflogen: wie schwarze Geier kamen sie zum Rabengericht, da ward die Seele des Herrn zu einer Taube, damit die Geier ihr nachflögen, fort von dieser Welt, wenn auch sie von hinnen schiede. Aber die Taube im Herrn ward voll Angst erfüllt durch die vielen hockenden Geier und sie rief: „O mein Gott, wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst“ — und dann sprach er: „Es ist vollbracht!“ Da flog die Taube aus seinem Leibe und es schossen die Geier auf und stürzten sich auf sie und packten sie mit ihren Klauen und zerhackten sie mit ihren Schnäbeln — dann kehrten sie zurück zur Stadt Jerusalem und die Sonne ward verfinstert von ihrem Flug und sie hockten sich auf das Kreuz, daran der tote Leichnam hing des Herrn — und sie hockten sich auf die Kreuze der Schächer und hockten sich auf den ganzen Kalvarienberg und auf die Nachbarhügel, soweit unsere Blicke reichten, und sie bedeckten die ganze Erde — und sie hockten sich auch auf unsere Häupter und Schultern und auf die Häupter und Schultern aller Menschen — sie waren wieder da, die Geier, sie waren wieder da, vielfältiger als je zuvor, und der Herr war umsonst gestorben — oder — oder — Ihr habt uns einen falschen Weg gewiesen — und wir haben ein falsches Kindlein gefunden und angebetet, — daß Gott erbarm —‘

Ein Schluchzen hub an. ‚Er wär’ umsonst gestorben? — einen falschen hätten sie ans Kreuz geschlagen! — Die Geier sind wieder da! — die Geier sind wieder da! daß Gott erbarm! —‘ Und eine Frau um die andere hob die Schürze vors Gesicht und ging hinaus!

‚Was lästerst du Gott!‘ Die Murrenden scharten sich drohend und lugten nach dem alten Herrn Dekan; wie Soldaten standen sie in der Verschanzung, bereit aufzuspringen und anzustürmen gegen den Feind, nur harrend noch des Winks ihres Führers. — Er saß in sich versunken wie ein Taumelnder, — plötzlich guckte er auf, — ‚Seid Ihr gekommen, Heinrich Löhmer, mit Gauklern und Seiltänzern uns ein teuflisches Komödienspiel vorzuführen? — Wollt Ihr uns Gott aus dem Herzen reißen? Was seid Ihr in der Osternacht von Haus zu Haus gezogen, was habt Ihr den Flurgang mit eurer Teufelsgeige gestört, Aufruhr stiftend und Herzeleid?‘ —

‚Er war’s!‘ kam’s von vielen, ‚— er war’s!‘

— Und der hinkende Weber hastete herbei, Heinrich Löhmer fassend am Rockzipfel: ‚Sag du! wer hat das Kirchenfenster eingeworfen vor dreißig Jahren? — Darum hab’ ich gelitten mein Leben

lang, darum haben mich Vater und Mutter und Weib für einen Lügner gehalten, — sag's! sag's! —'

,— Mein Weib hat er zur unseligen Närrin gemacht!' schrie der Holzhacker und den Heinrich Löhmer beschleichend führte er einen Schlag mit seinem Holzscheit gegen ihn; — noch fing ein schützender Arm den Schlag und wehrte den Wütenden. — ,Sag's!' schrie der Weber, ,sag's!' ,Zur Närrin hat er mein Weib gemacht,' tobte der Holzhacker —

,Ich bin's gewesen, Weber!' sagte Heinrich Löhmer, ,ich bin's gewesen vor dreißig Jahren und nun bin ich gekommen —'

Seine Worte verhallten, — der Weber war aufgefahren wie eine Katze, er krallte sich Heinrich Löhmer an den Hals und fletschte die Zähne wie ein Besessener, — ein Mädchen schrie auf — Mari Madlen war's, — wie blühender Epheu schlang sie sich an Heinrich Löhmer empor, ihren Leib drängend zwischen den Geliebten und den krallenden Weber —

Alles Volk schrie zusammen: ,Ein Verführer ist er unserer Mädchen! ein Schänder ihrer Ehre!'

,— Ihr sollt eure Hände nicht mit Blut beflecken!' rief der Dekan, — ,laßt den Weg frei, daß er von hinnen kann, — aber merket wohl, wie kann rein das Wasser seiner Lehre sein, da es entspringt aus verdorbenem Born?'

,Sterben muß er!' schrieen die Besessenen und packten ihn drohend bei den Schultern —

,Euer Gott wird für mich zeugen,' schrie Heinrich Löhmer in den Aufruhr, ,er wird Zeugnis ablegen darüber, wer wertvoller ist, der Reine, der nie eine Sünde tat, oder der sündhaft ist nach eurem Glauben, doch die Wege geht nach seiner Bestimmung!'

,Laßt ihn ein Wunder tun!' kam's gellend, höhnend irgend woher; — ,er soll zur lahmen Dorothe sagen: Steh' auf, nimm dein Bett und wandle, — und wenn sie aus ihrem Häuschen kommt, — dann laß' ihn frei! —'

Sie drängten ihn und die seltsamen Heiligen drei Könige vor das Haus, dort rafften sie Steine auf und Holzscheite, — ,Du sollst zur lahmen Dorothe sagen —' schrieen sie durcheinander, —

,Dorothe! Dorothe! —' schrie eine gellende, Hilfe flehende, verzweifelnde Mädchenstimme, — Heinrich Löhmer aber stemmte sich gegen die Wütenden —

,Dorothe! lahme Dorothe! Steh' auf! — — — steh' auf! — nimm dein Bett — nimm dein Bett und wandle!' — Mari Madlen rief's wie eine Wahnsinnige —

Eine Fackel tauchte auf droben im oberen Dorf, — erstarrt stand das Volk, Heinrich Löhmer umkrallte vor Wahnsinn seine Schläfe —

,Lahme Dorothe! Lahme Dorothe! Steh' auf — steh' auf! — nimm dein Bett! — nimm dein Bett und wandle —'

Wer rief da?

Und es kam eine dumpfe Stimme aus dem Fackelschein —

,— wer ruft mich? wer ruft mich? — seht, ich stand auf, nahm mein Bett und wandle —'

Der lange, hagere Arzt, wie ein schreitendes, in einen schwarzen Mantel gehülltes Totenskelett, den breitkrämpigen Spitzhut auf dem Kopfe, trug die Fackel voran, und hinter ihm im Lichtschein kam langsam torkelnd, die Kissen ihres Bettes haltend in den umklammernden Armen, die lahme Dorothe!

,Ein Wunder! — ein Wunder —' schrieen die Männer und Frauen —

Frohlockend reckte sich Heinrich Löhmer auf. ,Das soll Zeugnis sein für die Wahrheit meines Wortes' rief er. ,Solange Christus wandelte auf der Welt, geschahen Zeichen und Wunder, — als er aber von hinnen gegangen war, da gingen die Zeichen und Wunder mit ihm hinweg! Bei euch aber, die ihr meines Glaubens seid, werden die Wunder verharren in alle Ewigkeit, auch wenn ich von euch gegangen bin.'

Von neuem hatte sich der Boden aufgetan vor ihm und er schritt wie ein Sämann, aus geballter Faust die Körner in die Schollen werfend, — ,Ihr Kleingläubigen, was wollt ihr mich zur Ernte zwingen, eh' noch die Tage des Herbstes gekommen sind?'

Wie Hunde krochen die einen zu ihm, — der Dekan aber versammelte die Seinen, die wenigen Getreuen, um sich und ging von hinnen.

Ein Winseln war um Heinrich Löhmer; die offenen, rotschwarzen Münder gähnten aus den bleichen Gesichtern zu ihm empor wie Löcher eines Siebs. ,Was sollen wir tun?' riefen die einen; andere aber schleppten wie aus Reu und Leid ein Mädchen herbei, ein sich sträubendes, — sie waren stumm, ihre Bewegungen waren unbeholfen und ungelenk.

,Du mußt für uns bitten!' sagten sie zu Mari Madlen.

Sie brachten Mari Madlen heran wie Sünder, die ein Opferlamm zum Altare bringen, damit sein Auge wieder gnädig auf sie schaue.

,Nimm sie,' sagten die Blicke der Stummen, ,nimm sie als deine Geliebte, dein Weib, deine Sklavin — und wie du sie nimmst, so sei es und so nimm auch uns.'

Schluchzend kauerte das Mädchen zu seinen Füßen, er aber hob sie empor und sah ihr ins Auge. Da schlug ihm aus ihrem Antlitz Feuer entgegen wie aus der Esse, und es war ihm, als verbrenne ihm die Lohe Gesicht und Haar, — ja es war ihm, als röche er den Brandgeruch seiner sengenden Kleider. Wie der Heilige Geist, die dritte Person in der Gottheit, am Pfingstfeste nach dem Tode des Herrn niedergekommen war über die Apostel und Jünger, so waren nun Liebe, Glaube und Hoffnung niedergekommen auf dies

Haupt. Da jauchzte in Heinrich Löhmer das Herz auf in Frohlocken; es war ihm, als sei heller Tag draußen worden und Blumen glänzten im Sonnenschein und eine Amsel säng in der Linde —

— und er erschrak.

Unsicheren Blicks sah er umher, und es war ihm, als klagten die Bauern ihn an: ‚— wirst du zu uns Armen jetzo nicht sagen, es gibt wohl Erreichbares durch Menschenwitz und Verstand, so wie ich euch gelehret habe, aber das ist das Geringere. Die wahren Reichtümer sind Menschen unerreichbar, unerklügelbar, nach wie vor — ich hatte mich geirrt! — sie müssen von Gott uns gegeben sein. Hoffet auf Gott und bittet ihn, daß er euch der Gnade möge teilhaftig werden lassen, deren ich teilhaftig geworden bin.‘

Und es war ihm plötzlich, als habe er nur deshalb sein Leben lang die Irrlehre gepredigt: einzige Pflicht sei die Forschung des Verstandes; — weil er wähnte so auch Unergreifbares, das er verloren hatte und auf das er doch nicht verzichten konnte, ins Reich seines Klügelns, seines Wünschens und Hoffens einsetzen zu dürfen. Und nun der einzigste, brennendste Wunsch ihm in Erfüllung gegangen war und er Mari Madlen wieder besaß, die Liebe seiner Jugend, kam diese Erkenntnis zu ihm wie eine predigende, ihre Rechte fordernde unterdrückte Wahrheit.

Er schlang seinen Arm um Mari Madlen und führte sie hinweg aus dem Kreis der Gaffenden. —

Und als er Mari Madlen zur Kammer führte, ragte der Lehrer, der sechsundzwanzigjährige, rothaarige, an der Türe empor wie ein Wächter. Heinrich Löhmer wollte Mari Madlen zurückführen in die Menge der Bauern, sie aber sprach: ‚Was zögert dein Fuß, du Liebes, — an der Türe steht ein fremder Mann; heiße ihn gehen und er wird gehen.‘ Sie erkannte ihn nicht im Halbdunkel des Ganges.

Der Lehrer aber ging zur Seite und Heinrich Löhmer führte Mari Madlen an ihm vorüber, —

Die Türe fiel hinter ihnen ins Schloß, und der Riegel klirrte.

* * *

Der rothaarige Lehrer aber kauerte sich nieder vor der Tür, wie ein Bettler sich auf die Treppe eines Reichen setzt.

‚Ihre Liebe zu mir ist tot,‘ sagte er vor sich hin; ‚hätte sie mich noch lieb, so hätte sie mich erkannt in weit tieferer Nacht, — ihre Liebe ist tot, aber meine Liebe lebt noch und wacht vor ihrer Kammertür.‘

Und nun schien ihm die ganze Kette der Geschehnisse: vom ersten Erscheinen Heinrich Löhmers in der Osternacht bis zu den Gesichten, die der Lehrer diesen Morgen gehabt hatte, — bis zur Heilung der lahmen Dorothe, — bis zu dem Augenblick, da ein anderer seine Geliebte in die Kammer führte, — wie zur Wirklichkeit werdendes

ewiges Wollen, gegen das jeder Widerstand eitel war; lahm waren seine Hände vor dem Beweglichen, schwach vor dem Starken; eine schmerzliche Zufriedenheit floß ihm wie ein die Aue netzender Quell aus der Brust.

Er lehnte den Kopf zurück an die Türe und genoß die Rede der Liebenden, wie dürre Erde den Tau empfängt, mit dankbarem Knistern: —

‚Was ist, daß du mich liebst?', fragte Heinrich Löhmer.

‚— weil du so hehr bist und so heilig, darum liebe ich dich, — sei du mir Führer und Priester und Gott —', sagte Mari Madlen.

‚— wie kommt's, daß du mich liebtest?'

‚— frag die Erde, warum sie grünt und blüht, wenn es Frühling wird, — frag den Wald, warum er in Flammen aufgeht, wenn eine Brandfackel in die Bäume fällt, — frag den Tag, warum er licht ist, wenn die Sonne aufging, — also ist es mit mir geschehen, daß ich dich lieben mußte, der du zu mir sprachst von Liebe.'

Wie ein Wiegenlied ein Kind einlullt, sang das Gespräch der Liebenden den rothaarigen Lehrer in den Schlaf.

‚— du aber sollst mich lieben,' sprach Heinrich Löhmer, — ‚da du erkannt hast, mein Wollen sei gut und mein Lieben zu den Menschen sei ehrlich. — Liebst du mich darum?'

‚Ich würde dich lieben, wenn dein Wollen Freveltat wäre und du die Menschen haßtest und mich selber schlügest. Wie ein blindes Hündlein, das du schlagen darfst, da es dich nicht sieht, käm ich zu dir gekrochen, dir die Hände zu lecken —; was blickst du so trübe, mein Liebes?'

‚Es geht mir eine Saat auf, die ich nicht gesät habe! — Sprießen denn Mohnblumen, wenn man Weizenkörner in die Erde wirft? —'

‚— wenn du es sagst, werde ich es glauben. Und ich glaube fast, so ist's.'

‚Glaubst du an Gott?'

‚— lehre mich; wie du mich lehrst, werde ich glauben.'

‚Aber du sollst glauben, weil du das Wesen Gottes erkannt hast, nicht weil ich dir lehre —'

‚— ich habe nur erkannt, — daß ich dich liebe.'

‚Mari Madlen, das sollst du nicht. Ich werde dir voranwandeln den Weg der Erkenntnis zum Ziele jener Macht, die unsere Wünsche erfüllt. Du wirst mir nicht tastend nachwandeln dürfen wie eine Blinde; es geht ein steiler Weg über das Gebirge, Wände fallen ein zu beiden Seiten, klaftertief, — sieh zu, daß du nicht fallest —'

‚— wie eine Blinde werde ich wandeln hinter dir, und ich weiß, daß ich nicht zu Fall kommen werde.'

‚Mari Madlen, das sollst du nicht!‘ — — —

Der rothaarige Lehrer aber vor der Kammertür hatte einen seltsamen Traum, — er sah ein weites, weites gepflügtes Feld vor sich und am Straßenrain stand der Wagen mit den Samensäcken und der Herr des Feldes hütete sie. Der Knecht aber schritt mit gewaltigen Schritten die Furchen hin und her und warf den Weizen, — siehe aber, es sproßten große gewaltige Fliegenschwämme statt Kornhalme aus dem Feld — wie rote Tupfen, weiß gesprengelt, dicht aneinander standen sie auf dem braunen Acker.

Als der Lehrer erwachte, schaute er sich verwundert um, dann lehnte er den Kopf wieder zurück an die Tür, — da hörte er das Liebkosen der beiden in der Kammer, das Rascheln von Kleidern und Kissen, das Keuchen und Ringen ihres heißen, kämpfenden Atems.

* * *

Ein toller Trubel faßte die Bauern, als Heinrich Löhmer von ihnen gegangen war. Frauen und Mädchen hockten in den Ecken stumm und schluchzten, erschüttert von all dem großen Geschehen, das zu ihnen gekommen war, — sie zerrten den Glasbläser, den Nikolaus, zu sich und huben an: ‚Du sollst uns die Wahrheit sagen vom Tode des Herrn Jesus Christus — —‘ Andere aber gerieten in ekstatische Verzückung, umringten die lahme Dorothe, trugen die Ermattete zurück in ihr Häuschen, sangen Kirchenlieder und liefen fort nach anderen Kranken, sie herbeizuschleppen, daß der Arzt und Heinrich Löhmer sie heile. — Wieder andere aber geboten den Musikanten.

‚Es ist Schande und Schimpf zu musizieren an solch heiligem Tag! — Was wird Maria, die heilige Jungfrau —‘

Ein schallendes Gelächter der vielen verstopfte dem einsamen Warner den Mund.

Gotteslästerungen und Verhöhnung der Heiligen gellten durch die Stube, Beifall lachte prallend zurück. —

‚Spielen sollt ihr! einen Walzer oder einen Schottischen!‘ schrien die Burschen und griffen ihren Mädchen um die Hüften. — Es war, als müßten sie Feste feiern wilder Freude, voller Lästerung gegen Gott und den Teufel, gegen Glauben und Sitte, damit der bei ihnen bliebe, dessen Hand voll Wunderkraft gewirkt hatte vor ihren Augen.

Da trat der Glasbläser, der Nikolaus, unter sie, gebot Ruhe, auf den Boden stampfend mit seinem Sternstab: ‚Und als der Herr gestorben war, da gingen wir armen heiligen drei Könige wieder fort vom Kalvarienberg, ein neues Bethlehem zu suchen, ein neues Kripplein, darinnen ein Kind liege, ein neugeborener König der Juden, ein Heiland der Welt —‘

Sie horchten auf, hockten sich um ihn herum und er hielt eine Predigt und erzählte von all dem, was Heinrich Löhmer ihm ver-

kündet und gezeigt hatte in den Wochen ihrer gemeinsamen Wanderschaft, damit der Knecht Zeugnis ablege für den Herrn vor allem Volke. Und in bunten grellen Farben schilderte er das Reich des Glücks und hub an vom Schlaraffenlande zu erzählen: von den Brunnen, daraus Wein und Milch strömt, von den Bäumen, daran Würste und Kuchen wachsen, von den Tieren und Vögeln, die gebraten umherliefen und Messer und Gabel auf ihren Rücken eingespießt trügen. All das sei nur ein Sinnbild des neuen Reichs und der neuen Botschaft. Dies und noch viel mehr werde denen zuteil, die Heinrich Löhmer nachfolgten, und ihr Leben werde eitel Lust und Freude sein und kein Tod werde es enden.

Bald aber wurden die Männer und Frauen müde, sie konnten den Gedanken des predigenden Glasbläsers nicht mehr folgen und sie versanken in stille Betrachtung, auf sonst nichts mehr achtend, — und es sproßte aus ihnen eine seltsame Saat: giftgrün kam's aus ihren Herzen und aus ihren Mündern schossen Zauberbäume hoch, — Giftfrüchte hingen an den Ästen, Dolden von Tollkirschen, grünlichgelblichweiß schillernde schimmelige Zitronen und Orangen, — Affen kletterten und Papageien hüpften im Gezweig. —

Dem Glasbläser Bernhard war's, als käm ein heftig Begehren über ihn, das er tausendmal schon niedergedrückt hatte, in die Stadt zu gehen, wo er den kleinen Schneiddiamanten gekauft hatte, der so glitzerte in der Nacht, daß man ihn im Finstern sah. Ei, dem Glaser war's, als dürfe er die Finger spreizen in den Perlenschnüren und alles in seine Taschen sacken.

Dem Hofbauer war es, als käm' ein heftig Begehren über ihn, das er schon tausendmal niedergedrückt hatte, zum Hohen Rain zu laufen und den Grenzstein zu versetzen um zwanzig Pflugwenden hinauf und zwanzig hinab.

Dem Schneider war es, als käm' ein heftig Begehren über ihn, das er tausendmal schon niedergedrückt hatte, abzuschneiden mit der Schere von den Kleiderstoffen seiner Kunden.

Es lachte eine Dirn irgend woher, und der erste Trompeter blies einen Triller.

Da war es der Jacks Kathrine, als stiege eine Begehr in ihr auf, das sie schon tausendmal niedergedrückt hatte, zum Kundels Valtin zu gehen und ihm ins Ohr zu sagen, daß seine Liebste, die Schemberts Berta, ein los Stück sei und kaum noch ein grün Myrtenkränzlein habe.

Da war es der Schmitts Adelgunde, als stiege ein Begehren in ihr auf, das sie schon tausendmal niedergedrückt hatte, ihrem Mann, der sie schlug und würgte, das Brotmesser in den Leib zu stoßen, daß er aufschreie in seiner Not.

Da war es der alten Brückners Mari, als stieg ein Begehren in ihr auf, das sie schon tausendmal niedergedrückt hatte, einen

Fluch auszustoßen gegen den grausamen, hartherzigen Gott, der kein Gebet erhört, — und ein Gelächter über sich und ihre vier Bankerte. —

Der Glasbläser hatte seine Predigt geendet, —

Ei, was spielten da die Musikanten einen lustigen Tanz!

Ei, wie packten sich da die Paare und drehten sich im Ringelreihe, als sei's zur Kirchweih auf dem Ehrenplan!

Die Füße hoben sich wie Balken und stampften und drehten sich wie die Kolben von Maschinen.

Ihre Musik wurde lauter und lärmender. Ihr Gesang wurde wild und zu Geschrei, da sie tanzten, —.

* * *

— da patschte die Ecks Auguste hinter sich die Falltüre des Häuschens zu und rannte bergan zum Haßwald.

Sie hatte ein flatterndes Tuch in den Händen, es unter das Spechtnest zu binden, das sie dort wußte. Dann griff sie hinein in den hohlen Baum, warf den schlafenden Vogel in die Luft, klemmte einen Holzkeil in die Neströffnung und kauerte sich dann harrend in die nächsten Büsche. Der Vogel flatterte ängstlich kreischend um sein verstopftes Nest und flog dann davon —

Die Ecks Auguste aber wußte, daß er jetzt die Springwurz suche, jene Springwurz, die nur weise Vögel finden, nie plumpe Menschen, — jene Springwurz, mit der glückliche Menschen die Berge öffnen und die versteckten Gänge zu unterirdischen Schätzen.

Wieder kam jetzt der Vogel und umflatterte sein verstopftes Nest. Gellend schrie die Ecks Auguste, ihn zu erschrecken, patschend schlug sie in die Hände, daß er die Springwurz in ihr aufgespanntes Tuch fallen lasse.

Kreischend huschte der Specht wieder davon, — da das Weib aber in ihrem Tuche die Springwurz nicht fand, kauerte sie sich wieder hinter die nächsten Büsche und lugte, wann der Vogel wieder käme. — — —

— Jenseits des Dorfes gegen den Gau zu, auf den Wiesen, ging eine Weibsgestalt den Bach entlang, — rückwärts ging sie wie ein Krebs, in den Händen ein Messer auf dem Buckel haltend, — zuweilen huschelte sie sich nieder, stach hinter sich ein im Mondschein leuchtendes Kraut mitsamt der Wurzel aus, flüsterte Zaubersprüche dabei, — es war die Hergets Melani, die Kräutlein suchte für den Liebestrank, — sie suchte genau nach altem Rezept, das sie bisher verlacht hatte und an das sie nun glaubte mit der Glut ihres Herzens. — — —

Das Gebet des Dekans.

Unterdessen lag der alte Herr Dekan einsam im Gebete, — eine geweihte Kerze brannte vor seinem Hausaltärchen.

‚Was soll ich von dir erflehen, Herr, —‘ sprach er, — ‚um was soll ich dich bitten in unserer Not? Arm sind wir, o Herr, in unserer Schwäche. Soll ich dich um Reichtum bitten, daß ich Gold ausstreuen kann in vollen Händen und das Volk an dich glaube wie an den Abgesandten des Teufels? Soll ich dich um die Gabe der Weissagung bitten und um die Gabe, Kranke zu heilen und Tote zu erwecken aus ihrem Schlaf, daß das Volk an dich glaube wie an den Abgesandten des Teufels? —‘

‚— gehe nicht ins Gericht mit mir, der ich ein Zweifler bin. Was ließest du zu, o Herr, — daß der Abgesandte des Teufels Gift träufelte in die Seele des schönen Holzhackerweibes, das deine treueste Dienerin war? Mein Herz erschauert bei dem Gedanken, daß er es war, der sie mit der Nacht des Geistes schlug, weil er sah, daß ihre Seele treu hing an dir und verloren war für seine Gier. — Was läßt du die Frechheit zu, o Herr und Gott, daß ich Wurm mein Haupt erhebe und Rechenschaft fordere von dir, dem Gerechten? — Hast du uns erschaffen, daß wir rängen mit dir um deine Allmacht, — da ich ein Zweifler bin und ein Frecher, der fordert vor deinem Angesicht? —‘

‚— beuge, o Herr, meinen Hochmut und peitsche mich mit Leid, peitsche mich mit Krankheit, peitsche mich mit Pest, — mit Hunger und mit Krieg! — —, daß ich es trage und rein und heilig sei vor deinem Angesicht.‘ —

Der alte Dekan hielt ein in seinem Beten.

Leise kam das Spiel der Musikanten an die Umfassungsmauer des Pfarrhofs, schwang sich hinauf, hoppste drüben hinunter, rüttelte an den Fensterladen, — ‚Dudi—dudi—rallala—rallala—rallala — —‘

Der Dekan stand auf und trat ans Fester, stieß Fenster und Laden auf — da zuckte ein Blitz über das ganze Tal und ein Donner krachte nach; der Wind pfiff durch den Gartenzaun wie ein Totenkäuzchen und die Wolken flogen um den Kirchturm wie geflügelte Teufelsdrachen.

— Christine, des Dekans Haushälterin, kam hereingeflüchtet und sank betend in die Knie.

Der Dekan reckte sich auf, sah mit festem Blick zum Himmel und sprach dann: ‚Herr, so es dein Wille ist, laß eine große Wasserflut kommen über dieses Dorf, wie du einst Schwefel und Feuer geschickt hast über Sodom, auf daß die Menschen das Gleichnis erkennen: wie die Wasserflut über das Dorf, so kam der Fremde und sein Wort über die Seelen dieser Armen!‘

Draußen ging ein Gewitter nieder — Wasser flutete.

Rascher zuckte der Blitz, stärker rollte der Donner, — nun war's, als ob auch der alte Herr Dekan wankte, als ob das Grauen über ihn käm, Gott könne sein Fluchgebet erhören.

Der Regen rauschte.

Dazwischen klang es leise, leise, leise: ‚Dudirallalala—rallala—rallala.‘

Da sank der Herr Dekan wieder auf seinen Andachtsstuhl und betete mit fester, bebender Stimme wie ein Mann in Gefahr: ‚Daß du die Früchte des Feldes segnen und erhalten wollest —‘

‚Dudirallalala—rallalala—rallala —‘

Christine antwortete: ‚Wir bitten dich, o Herr —‘

‚Dudirallala—rallalala—rallalala —‘

‚Verzeih, o Herr, mein stammelndes Gebet. Was stammle ich menschliche Worte, da du doch gelehret hast: Also sollt ihr beten: Vater unser —‘

‚rallala —‘

‚Der du bist in den Himmeln,‘

‚rallala —‘

‚Geheiliget werde dein Name —‘

‚Dudi—dudi—rallala‘

‚zu uns komme dein Reich —‘

‚rallala —‘

‚Dein Wille geschehe,‘

‚rallalala —‘

‚wie im Himmel, also auch auf Erden.‘

* * *

Die Hexen.

Die Hexen! die Hexen!

Sie kamen wie Wasserflut über den Ruppertsberg und rauschten mit ihren flatternden, vom Wasser platschenden weißen Leinengewändern, sie lachten und taten toll.

Da fanden sie ein Suttenfaß auf einem Acker — und sie nahmen's und rollten's zu Tal, rollten's zu Tal, lachten und taten toll.

Und dann fanden sie einen Sturzpflug und sie hoben ihn auf und schleuderten ihn die Steinrücke hinab, daß er krachte — daß er krachte, — lachten und taten toll.

Die Hexen! die Hexen!

Und sie fanden eine Hürde mit Schafen, rissen die Zäune und jagten das Getier, jagten das blöckende Getier, lachten und taten toll.

Und sie fanden die Gräben der Wege, und sie wälzten Steine herbei und Erdreich und füllten sie an, füllten sie mit Rasen und Wachstum und Schutt, rutschten dann wie wilde Buben auf Schlitten den Hang hinab — wie tollende Buben im Winter und schufen eine Schlittenbahn quer durch die Hufen und Gewannen, quer hinab ins Tal.

Die Hexen! die Hexen!

Und dann faßten sie sich in die Hände wie wilde Mädchen im Herbst auf den Stoppelwiesen und machten eine laufende Kette. Sie kamen wie Wasserflut ins Dorf und rutschten mit flatternden, vom Wasser platschenden weißen Leinengewändern — und die Äußersten der Kette tollten an die Lehmhäuschen zur Rechten und zur Linken, daß das Fachwerk krachte und wankte, — da kam's irgend woher: ‚Dudi—dudirallala—rallala—rallala —'

Sie sprangen auf die Brücke und umringten den heiligen, steinernen Nepomuk, der dorten stand. ‚Bei dir ging eine Königin zur Beicht! Eine Königin zur Beicht! — Sag uns, — sag uns, —' schwatzten sie — ‚was eine Königin für liebe Sünden tut!' Und da der steinerne heilige Nepomuk ihnen keine Auskunft gab, stürzten sie ihn in den Bach, daß er ersaufe — und lachten und taten toll.

Die Hexen! die Hexen!

Und drei Schritte unter der Brücke rannten sie an ein Häuslein, daß es zusammenfiel: ‚Jesus, Maria, Joseph —' gellte da eine Stimme draus hervor.

Da schreckten die Hexen auf und fuhren in die Luft und quer übers Dorf durch die hohen Tannen. Und als sie durch die hohen Tannen fuhren, griffen sie rechts und links die Wipfel zusammen und rissen aus Übermut die Stämme mit den Wurzeln aus und warfen die Büschel nach rechts und links und fuhren lachend und tollend hinüber ins Nachbartal.

Die Hexen! die Hexen!

Immer noch klang's: ‚Dudi dudirallala—rallala—rallala' in des Morgretje Häuschen, als das Wetter sie plötzlich überfiel.

Sie taumelten wie Trunkene.

‚Wasser! Wasser!' schrie jemand auf der Straße.

‚Feuerjo! Feuerjo!' klang's von anderswoher.

Aber alles übertönend gellte plötzlich ein Schrei: ‚Jesus, Maria, Joseph,' wie von einem Menschen, der erschlagen wird, — dann noch ein Krachen von den hohen Tannen, —

Dann schien's vorbei — — —

Droben im Pfarrhaus bekreuzigten sich die drei Menschen mitten im Vaterunser und hielten den Atem an und horchten, — es war stille, — dann betete der Herr Dekan zu Ende — ‚unser tägliches Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel — Amen — — —'

Da kam ein Brechen und Krachen vom Berg, als ging die Welt in Stücke —

— noch war es nicht vorbei. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Problem der Revolution

Von Ignaz Seipel

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, die Vertreter der monarchischen Mittelmächte mit den Delegierten der russischen Revolution bei den Friedensverhandlungen zu sehen. Insbesondere Österreich fühlte sich in vergangenen Zeiten als der Hort der Legitimität. Für einen Metternich z. B. wäre es undenkbar gewesen, eine Revolutionsregierung in irgendeiner Weise anzuerkennen. Hat ihn doch mit die Furcht, gegen das Legitimitätsprinzip zu verstoßen, sogar veranlaßt, fast allein in ganz Europa sich dem griechischen Befreiungskampfe gegenüber ablehnend zu verhalten. Sein Nachfolger aber behandelt die Abgesandten der Petersburger Volkskommissäre ganz als vollwertige Vertreter einer fremden Macht. Diesen Umschwung nur mit der Opportunität zu erklären oder damit zu begründen, daß eben seitdem das neue Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse fremder Staaten zur Herrschaft gekommen sei, genügt tiefer angelegten Menschen nicht. Jenen, die an die Existenz unveränderlicher sittlicher Normen glauben und von deren Zuständigkeit auch für das öffentliche Leben überzeugt sind, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob wir denn eine Revolution unter allen Umständen als einen Verstoß gegen die sittliche Weltordnung betrachten müssen oder ob wir sie in diesem oder jenem Falle doch als berechtigt anerkennen dürfen.

Wir sind längst gewöhnt, uns in solchen Fragen zuerst an die Vergangenheit zu wenden, bevor wir selbst ein Urteil abzugeben wagen. Viel Material, das uns für diesen Zweck gute Dienste leisten kann, hat der Professor für Geschichte an der Frankfurter Universität Fritz Kern in seinem Buche ‚Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter'* verarbeitet, das, schon vor dem Kriege geschrieben, 1915 erschienen ist. Die Beschränkung auf das frühere Mittelalter schloß doch lehrreiche Ausblicke auf das Altertum und die neuere Zeit nicht aus, so daß man mit Hilfe dieses Buches die ganze Linie der Entwicklung bereits überschauen kann. Es muß bemerkt werden, daß Kern noch nichts ganz Abgeschlossenes bietet. Er selbst weist wiederholt darauf hin, daß an dieser oder jener Stelle noch tiefer gegraben werden muß, als es ihm bisher vergönnt war. Vielleicht ist diesem Umstande auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Beurteilung der auf den Ausgleich zwischen Gottesgnadentum und Widerstandsrecht gerichteten Bestrebungen zuzuschreiben. Diese Ungleichmäßigkeit macht sich einige Male gerade gegenüber der katholischen Kirche bemerkbar. Kern zeigt eine Neigung, über die Kirche rascher als über andere Faktoren ein Verdikt auszusprechen und ihren

---

* Mittelalterliche Studien 1. Band, 2. Heft, Leipzig 1915, K. F. Koehler. 8° XXXII u. 444 S. M. 9.50.

Vertretern unsachliche Motive unterzuschieben, wenn es ihr nicht immer gelang, in einer so schwierigen Materie jene Mittellinie einzuhalten, die, von unserem heutigen Standpunkt aus betrachtet, als die richtige erscheinen mag. Doch da es uns hier nicht um eine Buchbesprechung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, die wir den Fachorganen überlassen müssen, zu tun ist, soll hierauf nicht näher eingegangen werden. Wir wollen vielmehr versuchen, unter gelegentlicher Ergänzung und Korrektur des von Kern bereitgestellten Materials in kurzen Zügen die Stellungnahme der Kirche zum Revolutionsproblem zu zeichnen, um dann einige feste Richtlinien für die moralische Beurteilung der Revolution zu gewinnen.

Der Hauptgrundsatz, von dem sich die Kirche in ihrer Stellung zur Staatsgewalt leiten ließ, war jederzeit das paulinische Wort: ‚Es gibt keine Gewalt außer von Gott; die aber, welche bestehen, sind von Gott gesetzt' (Röm. 13, 1). In diesem Satze spricht sich zunächst die Überzeugung aus, daß die Menschen nach Gottes Willen unter Obrigkeiten leben müssen, und zwar ist, wie der Hinweis auf den Blutbann im folgenden Vers 4 und auf die Abgaben und Zölle in Vers 7 zur Genüge andeutet, von weltlichen Obrigkeiten die Rede. Es liegt in diesem Satze ferner ein tiefer Glaube an das Walten der göttlichen Vorsehung, die gerade diesen oder jenen Menschen in den Besitz der obrigkeitlichen Gewalt eingeführt hat. Für den Inhaber der Gewalt bedeutet diese ein Amt, nicht ein privatrechtliches Eigentum, ein Unterschied, der übrigens nach der christlichen Auffassung nicht viel ausmacht, da ihr ja auch das Eigentum stets nur anvertrautes Gut ist, für dessen Verwaltung der Mensch vor Gott Rechenschaft legen muß. Der Untertan ist der Obrigkeit Unterwerfung schuldig, und zwar, wie im Vers 5 in aller Deutlichkeit hinzugefügt wird, ‚nicht nur um der Strafe willen, sondern auch des Gewissens wegen'. Auflehnung, Widersetzlichkeit verträgt sich mit dieser Anschauung von der obrigkeitlichen Gewalt nicht; denn wer sich gegen sie auflehnt, ‚widersetzt sich der Anordnung Gottes' (Vers 2). Über die Regierungsform und über den Weg, wie jemand auf rechtmäßige Weise in den Besitz der obrigkeitlichen Gewalt kommt, hat der hl. Paulus nichts gesagt und nichts sagen wollen. Das ergibt sich schon daraus, daß er ganz allgemein von der Obrigkeit redet, nicht etwa nur vom obersten Träger der Staatsgewalt. Im Gegenteil, für seine Leser hatte die Frage, wie sie sich einem Prokurator oder Proprätor gegenüber stellen sollten, viel größere Bedeutung als die nach dem Kaiser, mit dem sie persönlich kaum je zu tun hatten. Nun kam damals wie jetzt ein Beamter auf ganz andere Weise zu seiner Gewalt als der Kaiser. Der hl. Paulus aber macht keinen Unterschied. Es wäre falsch, wenn man daraus den Schluß zöge, daß die Kirche sich auch in alle Zukunft nie um die Legitimität einer Obrigkeit kümmern sollte, oder daß sie das evangelische Ideal verlassen habe, wenn sie es einmal tat. Man muß nur bedenken, zu welcher Zeit und für welche Leser der hl. Paulus schrieb. Die Christen waren sämtlich Untertanen; der Herr-

scher und die höheren Beamten waren nicht unter ihnen. Es wäre ganz gegen den Geist einer vernünftigen Seelsorge gewesen, den Christen von damals zu erklären, wie sie sich verhalten müßten, wenn der Kaiser Christ geworden wäre und der Staat nach christlichen Grundsätzen eingerichtet werden könnte. Wer derartiges in der Heiligen Schrift sucht oder, weil er es nicht darin findet, der Kirche verwehren möchte, später zu neuen Verhältnissen eine neue Stellung einzunehmen, verkennt ganz und gar das Wesen und die Eigenart der Heiligen Schrift. Diese war ja nicht dazu bestimmt, in einem Kasten verschlossen zu werden, damit man sie später einmal herausnehme, um daraus ein Orakel zu schöpfen, sondern sie hatte unmittelbar dem praktischen Gebrauche zu dienen. So schrieb auch der hl. Paulus seinen Römerbrief, damit er sofort von den Römern, d. h. den römischen Christen seiner Zeit, gelesen würde. Er hatte nichts dagegen, daß die Römer den für sie bestimmten Brief auch an andere Christen weitergaben und dafür die Briefe eintauschten, die er an andere Gemeinden geschrieben hatte. Er erwartete eben, daß die Christen schon selbst so gescheit sein würden, die Anwendungen auf ihre Verhältnisse zu machen. In derselben Weise ist uns Späteren die ganze Heilige Schrift anvertraut. Sie gibt uns ewige Weisheitslehren im Gewande jener Zeit, in der sie niedergeschrieben wurden. Aus ihnen Winke zu entnehmen, die für uns praktisch sind, ist unsere Sache. Und dazu, daß wir bei diesem Streben, die christliche Lehre und das christliche Gesetz für uns auszuschöpfen, nicht irren, haben wir die lebendige Autorität der Kirche, die uns, vom Heiligen Geiste geleitet, unfehlbar den Sinn der christlichen Lehren und Gebote deuten kann.

So erklärt es sich ganz ungezwungen, daß die Kirche in den ersten christlichen Jahrhunderten nach der Legitimität der Herrscher so gut wie gar nicht fragte. Solange diese heidnisch waren, hatte die Kirche an ihnen keine Seelsorge zu üben. Für die Christen aber genügte es vollständig, wenn sie wußten, daß sie der Obrigkeit gehorchen mußten. Der Gefahr, daß dieser Gehorsam zu einem unsinnigen und unsittlichen würde, war durch das Beispiel und die Lehre des anderen Apostelfürsten hinreichend vorgebeugt, von dem die Christen den Spruch gelernt hatten: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen‘ (Apg. 5, 29). Anders wurde die Lage der Kirche, als der Kaiser selbst Christ und die christliche Religion allmählich Staatsreligion geworden war. Nun unterstand der Kaiser der kirchlichen Seelsorge wie jeder andere Christ und ‚ratione peccati‘, um einen Terminus des alten und neuen Rechtes zu gebrauchen, auch ihrer Rechtsprechung. Für ihn war es aber die erste Gewissensfrage, ob er rechtmäßiger Herrscher sei oder nicht. Trotzdem konnte die Kirche auch damals Staatsumwälzungen verhältnismäßig ruhig mitansehen und zu Usurpatoren bald in ein freundliches Verhältnis treten. Dazu bot das römische Staatsrecht die Handhabe. Im ganzen Altertum, auch in der Kaiserzeit, bestand, wenigstens als Fiktion, der Glaube an die Volks-

souveränität zu Recht. Die primitive Demokratie der Komitien, der versammelten Stadtgemeinde, hatte sich freilich überlebt. Aber sowohl das Volk in Waffen, das Heer, als seine ideale Repräsentanz, der Senat, konnten die oberste Gewalt im Staate ausüben und übertragen. Wenn daher das römische Heer oder, da es keine einschränkenden Normen gab, ein römisches Heer seinen Feldherrn zum Imperator ausrief oder wenn der Senat einen Heerführer als Imperator grüßte, so war er Imperator, auch wenn es einen anderen Imperator schon gab, und er konnte daher gegen diesen zu den Waffen greifen. Freilich war das Heer, das in der späteren Kaiserzeit die Imperatoren machte, nicht das römische Volk in Waffen, sondern ein Söldnerheer, meistens waren es die Prätorianer allein, aber so genau unterschied man nicht. In der allgemeinen Auffassung war Heer eben Heer und Imperator Imperator. Die Feinheit, dasselbe Wort einmal mit Feldherr, das andere Mal mit Kaiser zu übersetzen, ist eine Erfindung moderner Philologie. So waren die vielen Thronstürze im west- und oströmischen Reiche faktisch zwar Revolutionen, juristisch aber eigentlich nur Bürgerkriege zwischen gleichberechtigten Thronbewerbern. Der Erfolg entschied allein über die Rechtmäßigkeit. Die Kirche gewöhnte sich, gerade in ihrem Glauben an die göttliche Vorsehung, früh, im Waffenerfolg ein Gottesurteil zu sehen. War aber ein Herrscher im ruhigen Besitz der Gewalt, dann galt auch von ihm das Wort der Schrift: ‚Es gibt keine Gewalt außer von Gott.'

Als die Germanen ins Römische Reich einrückten und nach und nach auch in die Kirche Eingang fanden, brachten sie ihre Verfassungen, wenn man dieses Wort auf jene ursprünglichen Rechtsverhältnisse anwenden darf, schon mit. Das Königtum der Germanen war etwas anderes als ein römischer Magistrat. Große Bedeutung hatte bei ihnen von Anfang an das Geblütsrecht. Da aber vom Herrscher außer dem königlichen Geblüte auch persönliche Eignung für die Heerführung und das Richteramt gefordert wurde, so war, wie Kern überzeugend nachwies, doch auch immer eine Art Wahl, sei es durch die Landgemeinde der Freien, sei es durch die Fürsten, die später die Stelle des Volkes zu vertreten pflegten, notwendig, um einem bestimmten Anwärter auf die Krone ein Jus in re zu vermitteln. Wenn einmal oder mehrere Male das Geblütsrecht beiseite gesetzt worden oder gar wenn keine eingelebte Dynastie mehr vorhanden war, mußte das Wahlrecht immer mehr in den Vordergrund treten. Es ist ganz natürlich, daß die Fürsten, die so einen Machtzuwachs erhalten hatten, darauf bedacht waren, nicht wieder eine Dynastie mit regelrechter Erbfolge aufkommen zu lassen. Die gewaltsamen Staatsumwälzungen in den germanischen Staaten sind fast alle auf den Dualismus zwischen Geblütsrecht und persönlicher Eignung als Kriterien der Legitimität zurückzuführen. Ein förmliches Absetzungsrecht gab es nicht. Aber es war, und das scheint mir Kern nicht genügend erkannt zu haben, ähnlich wie beim römischen Imperium. Die Wähler, oder wie man sonst jene nennen mag, denen

es zustand, einen neuen König zu berufen, machten von diesem ihrem Rechte mitunter auch Gebrauch, solange der alte König noch am Leben und im Amte war. Es gab kein Gesetz, das die Königswahl nur auf den Fall der Sedisvakanz beschränkte oder wenigstens keines, daß sie außer diesem Falle für null und nichtig erklärte. Dieser Umstand wurde lange Zeit hindurch gerade im Interesse der dynastischen Erbfolge ausgenutzt, indem der König noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn wählen und krönen ließ. Geschah Ähnliches gegen den Willen des alten Königs, so gab es dann rechtlich zwei Könige, die genau so wie zwei römische Imperatoren das Waffenglück zwischen sich entscheiden ließen. Die Absicht der Kirche ging nun dahin, die Regierungsverhältnisse, die vielfach höchst ungeordnet waren — folgte doch in manchen Staaten eine blutige Palastrevolution der anderen —, zu konsolidieren. Sie erreichte dies durch drei Mittel: einmal entschied sie im Konfliktsfall mit Vorliebe für die persönliche Tüchtigkeit gegenüber dem bloßen Geblütsrechte — das entsprach ganz und gar der christlichen Auffassung vom Königtum als einem Amt, nicht einem privaten Familienbesitz —; dann gab sie dem einmal ordnungsgemäß bestellten Herrscher eine höhere Weihe durch die kirchliche Salbung und Krönung — in der ersten Zeit und in den Ländern, wo ein erhöhter Schutz der königlichen Person besonders notwendig erschien, auch durch förmliche Aufnahme in den geistlichen Stand — und drittens trachtete sie an Stelle der formlosen Verlassung des Herrschers und der stets zum blutigen Bürgerkrieg führenden Wahl eines Gegenkönigs das geordnete kanonische Rechtsverfahren zu setzen, wenn wirklich einmal die Beseitigung eines ungeeigneten Herrschers notwendig wurde. Sie konnte dies um so leichter, als Fürsten oder Volk die Absetzung eines Herrschers ja fast stets nur wegen moralischer Vergehen forderten, gegen welche die Kirche mit ihren Zensuren einschreiten konnte. Wer aber den kirchlichen Zensuren verfallen war, konnte damals tatsächlich nicht länger regieren. Gewiß waren sich die kirchlichen Persönlichkeiten nicht immer dieser Richtung, die das Verfassungsleben nahm, bewußt; gewiß mochte im einzelnen Fall mit anderen, unzutreffenden Argumenten die Vorherrschaft der Kirche begründet werden, oder ein Bischof oder Papst auch direkt von Herrschsucht geleitet sein; aber den Vorwurf, daß die Kirche planmäßig die Monarchie geschwächt habe, darf man ihr nicht machen. Das Gegenteil ist richtig. Es scheint höchstens anders, wenn man Geblütsrecht, Volkswahl und religiöse Weihe isoliert betrachtet. Sicher hätte jedes einzelne dieser drei Momente für sich allein die Monarchie einheitlicher und dauerhafter begründet. Sie waren aber nun einmal nur alle zusammen im Widerspiele wirksam, und da hat die Kirche alles getan, um das Ausspielen des einen gegen das andere ungefährlicher zu machen. Daß sie dabei nicht so weit ging, einen zäsaropapistischen Absolutismus zu fördern, war sie sich selbst und auch den Untertanen, die von ihr Schutz gegen Unterdrückung erwarteten, schuldig.

Gerade hierin traf sich aber die Kirche wieder mit der germanischen Rechtsanschauung, der zufolge das Verhältnis der Untertanen zum Herrscher nicht eigentlich ein Gehorsams-, sondern ein Treuverhältnis ist. Zwischen Gehorsam und Treue ist ein großer Unterschied. Gehorsam kann und muß auch der Obrigkeit geleistet werden, die Unrecht tut, wenn auch vielleicht nicht gerade in dem, worin sie Unrecht tut, aber in allen anderen Beziehungen. Wo hingegen ein Treuverhältnis obwaltet, ist es anders. Wer selbst die Treue bricht, verwirkt damit das Recht, daß ihm der andere Treue halte. Den schärfsten Ausdruck hat diese Anschauung unter der Herrschaft des Lehenssystems gefunden. Lehensherr und Lehensmann konnten ja unter gewissen Umständen sich gegenseitig ‚aufsagen', d. h. die Treue kündigen. War dies geschehen, dann konnte der Lehensmann sich einem anderen Herrn, vielleicht dem Gegenkönig, anschließen, ohne daß er dadurch Hochverräter wurde. Aus derselben Wurzel sind gewisse verfassungsmäßige Bestimmungen entsprossen, die den Untertanen das förmliche Recht gewährten, dem Herrscher im Falle seines Treubruches mit bewaffneter Hand entgegenzutreten oder, mittelalterlich ausgedrückt, ein ‚bellum justum' gegen ihn zu führen. Ein solches Recht hat schon Karl der Kahle 856 zugestanden. Die berühmtesten Beispiele sind aber das Widerstandsrecht der englischen Barone, das ihnen die Magna Charta von 1215 einräumte, das Insurrektionsrecht der Ungarn, das im Artikel 31 der goldenen Bulle Andreas III. von 1222 ausdrücklich verbrieft und erst 1687 wieder beseitigt wurde, und das aragonesische Unionsrecht von Weihnachten 1287, das bis 1398 in Geltung blieb. Der Papst hat zwar gegen die Magna Charta protestiert, aber nur, weil sie sein kurz zuvor begründetes Oberlehensrecht über England verletzte.

Zur Ausbildung einer eigentlichen christlichen Staatstheorie kam es erst, seitdem das Mittelalter mit der aristotelischen Politik bekannt geworden war. Von Aristoteles übernahmen die Theologen u. a. zwei wichtige Anschauungen: die Vorliebe für die Monarchie, aber mit starker Betonung der Tüchtigkeit des Herrschers, hinter die das Vorrecht des Geblütes weit zurücktreten muß, und die sogenannte ‚Tyrannus'-Lehre, d. h. die Lehre, daß der Herrscher, der schlecht regiert, aufhört, König zu sein und statt dessen Tyrann wird. In diesem Sinne allein gebraucht der hl. Thomas von Aquin im engsten Anschluß an Aristoteles den Ausdruck Tyrann. Die Späteren unterschieden den Usurpator, den sie tyrannus tituli nannten, vom an sich rechtmäßigen, aber durch den Mißbrauch seiner Gewalt zum Tyrannen gewordenen Herrscher, tyrannus regiminis. Gegen den Usurpator war nach der Ansicht aller offener Widerstand zulässig, solange er nicht im ruhigen Besitz der höchsten Macht war. Bezüglich des Tyrannen im engeren Sinne blieb die Meinung geteilt. Manche Theologen, in späterer Zeit auch viele Protestanten, hielten sogar den Tyrannenmord für erlaubt. Dagegen sprach sich mit

aller Entschiedenheit das Konzil von Konstanz 1415 aus.* Aber auch die anderen, die nicht so weit gingen, hielten doch meist an der Meinung fest, daß das Volk in äußerster Bedrückung dem Tyrannen den Krieg erklären dürfe. Es ist bezeichnend, daß diese Kontroversen gerade so lange im Schwange blieben, als die vielen großen und kleinen Tyrannen der Renaissance ihr Unwesen trieben.

Nach und nach festigten sich jedoch die Herrschaftsverhältnisse. Usurpatoren war das Aufkommen erschwert. Der Ständestaat bot ziemlich ausreichende Sicherungen dagegen, daß eine rechtmäßige Regierung in Tyrannis ausarte. Der Absolutismus, der offen oder mehr versteckt ihn ablöste, war stark genug, um lange Zeit fast jeden Gedanken an offenen Widerstand niederzuhalten. Damals kehrte die Theologie der Schule, die auch stark unter dem Einfluß der herrschenden Zeitströmung stand, wieder mehr zur bloßen Betonung der Gehorsamspflicht zurück. Das Ventil der Notwehr gegen einen unerträglichen Druck blieb ja immer offen; aber man sprach nicht viel davon. Die Revolutionen der jüngsten Geschichtsperiode, die den Absolutismus beseitigten, wurden als unabänderliche Tatsachen entgegengenommen. Die blutigen Greuel und die religionsfeindlichen Strömungen, die mit ihnen verbunden zu sein pflegten, mußten die Abneigung, sie auf eine etwaige moralische Berechtigung hin zu untersuchen, nur verstärken. Der Syllabus Pius' IX. vom Jahre 1864 verwirft den Satz: Den rechtmäßigen Fürsten den Gehorsam zu verweigern, ja sich gegen sie zu empören, ist erlaubt.** Der neue Codex Juris Canonici verbietet den Geistlichen die aktive Beteiligung an Staatsumwälzungen (Can. 141 § 1).

Suchen wir nun nach dieser historischen Betrachtung in positiver Form die Grundsätze für die moralische Beurteilung der Revolution zusammenzustellen: Ein Recht der Untertanen, nach Willkür die Regierungsform des Staates zu ändern oder den Herrscher, der nicht nur als eine Art Magistrat für eine bestimmte Zeit bestellt wurde, zu wechseln, gibt es nicht, und zwar auch dann nicht, wenn die Verfassung des betreffenden Staates die Volkssouveränität festsetzt und das Volk selbst den Herrscher gewählt hat. Denn ein solcher willkürlicher Regierungswechsel wäre auf jeden Fall gegen das Gemeinwohl. Aber auch, wenn die Untertanen Grund haben, mit der Regierung ihres Herrschers unzufrieden zu sein, und wenn er sich selbst schwerwiegende moralische Vergehen zuschulden kommen ließ, kann ihn das Volk nicht dafür zur Verantwortung ziehen, es sei denn, daß die Verfassung ein solches Recht ausdrücklich anerkennt und ein Verfahren für diesen Fall bestimmt.*** Eine andere Frage ist es, ob ein Herrscher,

* Denzinger-Bannwart, Enchiridion symbolorum [12] n. 690.

** Denzinger-Bannwart [12] n. 1763.

*** Das Konzil von Konstanz verwirft nur den Satz: Populares possunt ad suum arbitrium dominos delinquentes corrigere. Denzinger-Bannwart [12] 596.

der offenkundig schlecht regiert und vielleicht durch unmoralisches Verhalten seine persönliche Ehre befleckt hat, noch die geeignete Persönlichkeit ist, den Staat zu leiten, und ob es daher nicht etwa seine Pflicht wäre, im Interesse des Gemeinwohls abzudanken. Gegen das Gemeinwohl, aus Gründen des Privatinteresses die oberste Gewalt festzuhalten, wäre sicher unrecht. Freilich wird es im einzelnen Fall nicht leicht sein, festzustellen, was mehr im Interesse des Gemeinwohls liegt. Denn auch ein mehr oder weniger freiwilliger Rücktritt des Herrschers, der damit eine Schuld eingesteht, hat seine Nachteile, insofern er das Vertrauen der Untertanen auf die Autorität schwächt. Wäre die moralische Schuld des Herrschers und im Zusammenhange damit die Minderung seines Ansehens so bedeutend, daß daraus eine förmliche Regierungsunfähigkeit hervorginge; zeigten sich unzweifelhaft die üblen Nachwirkungen auf das Gemeinwesen in einer immer größeren Zerrüttung, dann könnten das Volk oder seine verfassungsmäßigen Repräsentanten wohl den Rücktritt des unfähigen Herrschers verlangen und selbst erzwingen; denn dann wäre der Staat in der Notwehr. Das Volk braucht gewiß nicht sich und sein Gemeinwesen dem Untergang entgegentreiben zu lassen, weil gerade ein unfähiger Herrscher an seiner Spitze steht. Was eben über die moralische Regierungsunfähigkeit gesagt wurde, gilt natürlich auch von der physischen infolge von Krankheit u. dgl., nur daß hier leichter durch Kuratel und Regentschaft vorgesorgt werden kann. Ob diese oder ein Thronwechsel vorzuziehen ist, wird rein vom Standpunkt des Gemeinwohls zu entscheiden sein. An sich ist es sicher entsprechender, ‚daß derjenige, der die Macht des Königs hat, auch den königlichen Namen führe‘, wie sich Papst Zacharias gelegentlich der pipinischen Revolution äußerte. Immerhin könnte aber die Thronentsetzung des physisch unfähigen Herrschers einmal als solche Erschütterung der Legitimität erscheinen, daß man lieber zu anderen Mitteln, die Staatsgewalt in fähigere Hände zu legen, greifen mag. In der Notwehr gegenüber dem legitimen Herrscher könnte auch der einzelne Untertan oder eine Gruppe von Untertanen sein. Denn auch gegen den Herrscher kann jedermann seine wesentlichen Lebensgüter mit allen zulässigen Mitteln verteidigen, und zu diesen Mitteln gehört die Abwehr der Gewalt mit Gewalt. Hier müssen aber nicht nur die allgemeinen Schranken der berechtigten Notwehr eingehalten werden, sondern es ergeben sich neue aus der notwendigen Rücksicht auf das Gemeinwohl. Schon der hl. Thomas hat darauf hingewiesen, daß selbst die ganze Kommunität auf ihr Notwehrrecht verzichten müßte, wenn zu befürchten wäre, daß aus dessen Ausübung schwere öffentliche Unruhe, also eine ernste Schädigung der Gesamtheit, hervorginge.* In den Fällen, in denen den einzelnen die Notwehr gegen den Herrscher gestattet ist, können sich gewiß auch mehrere oder viele, die in der gleichen Lage sind, miteinander verbinden, um die Abwehr ungerechter Angriffe wirksamer zu gestalten.

* Summa theol. 2. 2. q. 42 a. 2 ad 3.

Wir haben bisher immer nur vom Widerstand gegen die Person des Herrschers gesprochen. Aber wäre es nicht auch möglich, daß das ganze System, die Regierungsform selbst, sich als völlig ungeeignet erwiese, den Bedürfnissen des Staates und der Untertanen zu genügen? Gewiß. Ist es so, dann muß zunächst auf verfassungsmäßigem Wege oder, wenn ein solcher nicht vorgesehen ist, durch Verhandlungen mit dem Herrscher ein Systemwechsel angestrebt werden. Führt dieser Weg nicht zum Ziele, dann ist das Volk wieder in der Notwehr und kann sich in der Not dadurch helfen, daß es selbst andere, zweckmäßige Staatseinrichtungen schafft. Fügen sich der Herrscher und die bisherige Regierungsform in diese nicht ein, dann kann das Volk die besseren neuen Einrichtungen gegen sie verteidigen, und zwar, wenn es anders nicht geht, auch mit Gewalt.

In Rußland ist der politischen Revolution die soziale gefolgt, d. h. starke Gruppen im russischen Volke behaupten, der Staat könne nur gesunden, wenn mit dem Regierungswechsel gleichzeitig eine Neuordnung der ganzen Struktur der Bevölkerung und insbesondere der Eigentumsverhältnisse erfolge. Kann man zugunsten der politischen Revolution sagen, daß niemand, auch der Herrscher nicht, ein Privatrecht am Staate habe, so setzt sich die soziale Revolution doch ganz offenbar auch mit wohlerworbenen Privatrechten in Widerspruch. Zur vollständigen Aufhebung alles Privateigentums dürfte daher bei einer sozialen Revolution niemals fortgeschritten werden. Wohl aber könnte eine bessere Grundlage der Volkswirtschaft durch Neuverteilung des bisherigen Gemeindeeigentums, der Staats- und Krondomänen und des auf Grund der bestehenden Gesetze rechtsgültig eingezogenen Privateigentums geschaffen werden. Reichen diese Maßregeln nicht aus, so daß es unbedingt notwendig erscheint, im Interesse des Gemeinwohls, nämlich um den Staat wieder zu einem normalen und ruhigen Leben zurückzuführen, auch das Privateigentum in stärkerem Maße als sonst heranzuziehen, dann ist dafür der Weg der gesetzlich aufzuerlegenden Abgaben gangbar. Wie Geldabgaben so können gewiß auch Abgaben in Naturalien oder in Grund und Boden verlangt werden. Das zulässige Maß ist rein durch die Notwendigkeit bestimmt. Unrecht wäre es, einer Doktrin zuliebe weiterzugehen, als es die strenge Notwendigkeit erfordert.

Über einzelne tatsächlich vorgekommene Revolutionen, sei es aus alter, sei es aus neuer Zeit, ein Urteil abzugeben, liegt außerhalb des Rahmens dieser kleinen Studie. Im allgemeinen wird man sagen müssen, daß es sicher Fälle gegeben hat, in denen eine Staatsumwälzung durchaus berechtigt war; wir denken dabei an die bereits einmal genannte pipinische Revolution. Ebenso sicher ist es, daß meistens nicht so bedacht vorgegangen wurde wie damals, daß viel unedle Leidenschaft und insbesondere auch viele verkehrte Doktrinen die Staatsnotwendigkeit oder die Notwehr zum bloßen Vorwande nahmen, um Staatsumwälzungen zu rechtfertigen. Dennoch

werden wohl auch in diesem Falle viele im guten Glauben sich an revolutionären Unternehmungen beteiligt haben, so daß es nicht angeht, sie allesamt und sonders moralisch zu verurteilen. Die Schwierigkeit aber, über eine bestimmte Revolution ein sicheres Urteil abzugeben, rechtfertigt es hinlänglich, wenn Fernerstehende, darunter auch die Regierungen und die öffentliche Meinung in auswärtigen Staaten, sich hüten, jedesmal für die alte Regierung gegen die neue Partei zu ergreifen. Sicher ist das eine, daß auch aus einer verwerflichen Revolution eine neue legitime Regierung hervorgehen kann, die ihre Legitimität daraus schöpft, daß der Staat nicht ohne Regierung bleiben darf, daß aber eine andere Regierung, die die Staatsgewalt ausüben könnte, nicht mehr da ist als eben die revolutionäre. Wenn daher die Kirche und fremde Staaten eine Revolutionsregierung anerkennen, sobald sie tatsächlich im gefestigten Besitz der obersten Gewalt ist, so ist das weder Prinzipienschwäche noch bloße Opportunitätspolitik.

Friedrich Wilhelm IV. und die großen Entscheidungen der deutschen Politik

Von Max Fischer

(Schluß.) Waren nun wirklich mit dem Patent des 18. März die Wünsche der Opposition erfüllt worden? Dann wäre in der Tat, wie man es so oft hinzustellen versucht hat, ein pures Mißverständnis die Ursache der ganzen Berliner Revolution gewesen, und jene beiden berüchtigten ‚von selbst entladenen Infanteriegewehre' wären nicht nur Anlaß, sondern Grund des blutigen Aufstandes. Der König und sein Kreis haben späterhin versucht, sich diese Auffassung zurechtzulegen und auf solche Weise die Märzrevolution als ein sinnloses Unternehmen, als einen beklagenswerten Schandflecken in der Geschichte des preußischen Volkes hinzustellen. Der König besonders hat sich den Tatbestand so zurecht gemacht, als ob es gar nicht seine ‚lieben Berliner' gewesen seien, welche den Aufstand entfesselten, sondern eine Verschwörerbande von ‚Franzosen, Polen, Juden und Mannheimern'. Solche tendenziösen Verzeichnungen halten vor dem Urteil der Geschichte nicht stand. Geringfügige Zufälligkeiten, denen eine sentimentale Betrachtungsweise gerne die entscheidende Rolle zuschieben möchte, sind stets nur Auslösungsmomente, nie Ursache großer geschichtlicher Ereignisse. Auch aus ‚Mißverständnissen' wird nie der Antrieb zu staatlichen oder innerstaatlichen Kämpfen geboren, sondern nur aus lebendigen Idealen oder aus der Macht realer Interessen.

Es ist ein Irrtum, daß das Patent vom 18. März die Wünsche der Revolutionären im voraus bewilligt habe. Es war, wie wir sahen, ein Kompromiß, nicht ein volles Zugeständnis. Es bewilligte nicht ein deutsches Parlament aus direkten Volkswahlen, sondern nur ‚aus Ständen aller deutschen Länder'; es bewilligte diesem Parlament nicht die ersehnte Souveränität, sondern ließ es nur als den einen Faktor der Entscheidung gelten neben dem gleichfalls zu berufenden Kongresse der Fürsten. Ebenso unzulänglich wie in der deutschen, mußte auch das Vorgehen in der preußischen Politik erscheinen. Weder war in klarer und eindeutiger Weise die Umwandlung der landständigen Vertretung in ein Verfassungsparlament bewilligt worden noch die ersehnte Einschränkung der Vorrechte des Militärs und die Errichtung einer Bürgergarde. Die Opposition wollte sich nicht begnügen lassen mit dem unzulänglichen Vermittlungsvorschlag des Patentes, mit den wider seine innere Gesinnung bewilligten halben Konzessionen des Königs. Man wollte die eigenen Wünsche durchsetzen, die sich in Süddeutschland schon den Erfolg errungen hatten und deren Erfüllung nun auch in Wien in naher Aussicht stand. Die Berliner Märzrevolution war kein Kampf um sinnlose Phantome, sie war ein Kampf um faktische Macht.

Der partikularistisch empfindenden preußischen Militärpartei freilich war

der Ausbruch des Kampfes nur erwünscht. Nun hatte man die Feinde offen sich gegenüber und konnte hoffen, ihre Forderungen mit dem Terror der blanken Waffe niederzuhalten. Jetzt war, so frohlockte der General Leopold v. Gerlach, dem Könige das Recht gegeben, ‚alle Konzession zurückzunehmen'.

Der Gesinnung des Königs konnte dieser Wunsch der Militärpartei unmöglich entsprechen; denn was Friedrich Wilhelm IV. erstrebte, war nicht die Herrschaft eines militaristischen preußischen Partikularismus, sondern die Durchtränkung des preußischen Volkes mit deutschem Geiste und christlichem Ethos. Nicht gegen die Wünsche des Volkes wollte er regieren, sondern als ein patriarchalischer König ein vertrauendes Volk leiten. Die Greuel des Blutvergießens drohten das seelische Band zwischen König und Volk für immer zu zerreißen, drohten zugleich auch das Bündnis des deutschen Gedankens mit der legitimen Staatsauffassung für alle Zeiten unmöglich zu machen. So trennte sich der christliche Staatsgedanke Friedrich Wilhelms IV. und seine Hoffnung auf eine legitime Einigung Deutschlands von der partikularistischen und kastenhaften Gesinnung des ‚Kartätschenprinzen'. Solcher Art nahm der König eine tragische ‚Mittelstellung'* ein zwischen den Forderungen der Militärpartei und der aufständischen Bevölkerung. Jene wollten die Entscheidung des Kampfes, er die Versöhnung des Friedens. So schrieb er in der Nacht vom 18./19. März jenen tränenreichen Aufruf ‚An Meine lieben Berliner', in dem er seine ‚väterliche Stimme' erhebt, um die lieben Untertanen zur Versöhnung zu drängen und zum vereinten Wirken für die ‚große Zukunft, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird'. Mit Recht hat Erich Brandenburg diesen Aufruf, der trotz aller seelischen Depression noch ganz die Gesinnung des Königs von Gottes Gnaden verrät als ‚Schwanengesang der politischen Romantik und der patriarchalischen Staatsauffassung' bezeichnet.

Die Ereignisse des 19. März, die weitgehenden Forderungen der zahlreichen Deputationen mußten dem König vor Augen führen, welche Schwierigkeit eine solche Versöhnung in sich trug. Er mußte erkennen, daß die Besänftigung des Volkes Konzessionen erforderte, die seinem legitimen Prinzip widersprachen und einen guten Teil seiner bisherigen Lebensarbeit negierten. In dieser Seelennot wandte sich der zerrüttete König um Rat nicht an einen Staatsmann, denn unter seinen weltlichen Beratern war keiner, zu dem er solches Zutrauen besaß, sondern bei einem Mann Gottes suchte er geistliche Stütze. Seit der Veröffentlichung der Goltzschen Papiere durch Bergsträsser (in Band 17 der ‚Historischen Vierteljahrsschrift') scheint der früher angefochtene Tatbestand gesichert, daß der König am Morgen des 19. März den Hofprediger Strauß zur Abhaltung eines Gottesdienstes veranlaßte und nach demselben mit dem

* Vgl. Hermann Oncken, historisch-politische Aufsätze, Bd. 2, S. 13.

Geistlichen sich über die religiöse Bedeutung der bevorstehenden Entscheidung besprach. Über den eigentlichen Inhalt dieses Gespräches wissen wir nichts Sicheres, doch soll Strauß des öfteren wiederholt haben, er könne nicht als Staatsmann, sondern nur als Seelsorger sprechen. Aber man vermag aus dem Problemkreis des Königs und aus dem Zusammenhang der Sachlage mit hoher Wahrscheinlichkeit den Gegenstand des Gespräches zu rekonstruieren. Das Problem, das den König erschütterte, war, ob er mit rücksichtsloser Einsetzung für die von ihm als göttlich erachtete legitime Regierungsform oder mit Unterwerfung seines Handelns unter den offenbaren Willen der historischen Fügung seiner religiösen Pflicht genüge. Es war das theologische Problem, ob Gott uns den Kampf gegen teuflische Mächte gebietet oder ob der tatsächliche Gang der Geschichte selbst die Willensäußerung Gottes darstellt. Es sprechen innere Gründe für die Hypothese, daß Strauß diese Frage im zweiten Sinne beantwortete und den König vom geistlichen Standpunkt aus ermahnte, mit christlicher Güte seinem aufständigen Volke gegenüberzutreten.

Wie hoch man auch immer den Einfluß des Geistlichen werten mag (und man sollte ihn bei einer Persönlichkeit wie Friedrich Wilhelm IV. nicht zu gering werten), am Nachmittag des 19. März erscheint Friedrich Wilhelm IV. als ein in seinem inneren Wollen gebrochener Mann. Der Ansturm immer neuer Deputationen hätte selbst eine Natur mit stärkeren Nerven angreifen müssen. Dazu kam, daß auch von der Seite seiner bisherigen Gesinnungsgenossen die Mahnung zum Abweichen von der Rigorosität seines legitimen Prinzips erfolgt war. ‚Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand‘, mahnte ein Brief seines treuen Freundes Prinz Johann von Sachsen. Vor nicht ganz achtzehn Jahren, anläßlich der Dresdener Septemberunruhen, hatte Friedrich Wilhelm IV. zu unerbittlicher Unterdrückung der Rebellion ermahnt: ‚Flösse ein wenig Blut, nun denn mit Gottes Hilfe fließe es; es ist dann gewiß solches Blut, das besser auf dem Pflaster des Alten und Neumarktes an seinem Platz ist als in den Adern, die es jetzt durchströmt —‘, jetzt aber, wo die Revolte in seiner eigenen Hauptstadt ausgebrochen ist, scheint ihm das Blutvergießen religiös bedenklich, und er kapituliert vor den Forderungen der Opposition, die ja schon in fast ganz Deutschland den Sieg davongetragen hat. Er war ‚nicht allein moralisch, sondern auch physisch‘* der schwierigen Situation zwischen zwei ihn bedrängenden extremen Parteien nicht gewachsen.

So wurde der 19. März zum Tag der tiefsten Demütigung des Königs vor der ihm verhaßten Herrschaft des Pöbels. In seiner hilflosen Kapitulation vor dem Sieg der neuen Ideen hat der König den unglückseligen Befehl zum Abzug der Truppen gegeben. Kaum war das

* Friedrich Wilhelm IV. Briefwechsel mit Camphausen, S. 85.

Schloß von Truppen entblößt, als von den Linden her ein gröhlender Volkshaufe nahte und die Leichen der gefallenen Rebellen auf den Schloßhof trug; hier mußte der König erscheinen und sein Haupt entblößen vor den Feinden des Gottesgnadentums, den Schändern des legitimen Prinzips.

Dieser persönlichen Würdelosigkeit, zu der der König am 19. März genötigt wurde, folgte zwei Tage später eine noch schmerzlichere politische Vergewaltigung. Mit gutem Grund hat Friedrich Wilhelm IV. den 21. März, der ihn öffentlich als den Verbündeten der verabscheuten Revolution erscheinen ließ, als den ‚unglücklichsten Tag seines Lebens' bezeichnet. Auf das Drängen des Freiherrn Heinrich von Arnim, den der König in seiner Ratlosigkeit zum Minister des Auswärtigen ernannt hatte, machte er an jenem Tage, mit den schwarz-rot-goldenen Farben geschmückt, seinen berüchtigten Umritt durch Berlin; in einem Plakat ‚An die teutsche Nation' hatte Arnim den preußischen König als ‚konstitutionellen Fürsten und Führer' des gesamten deutschen Volkes angekündigt. In der kurz darauf erlassenen amtlichen Proklamation wurde zwar die preußische Leitung der deutschen Geschicke als eine interimistische bezeichnet, zugleich aber enthielt sie die von dem König tragikomischer Weise in den mündlichen Ansprachen während seines Umrittes widerrufenen Worte: ‚Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.' Diese Worte riefen in Deutschland allgemein die Vorstellung hervor, daß das konservative Preußen sich in ein demokratisches Deutschland verwandle und, wie der sächsische König besorgt aussprach, die deutschen Einzelstaaten hinfort in Preußen aufgehen sollten.

Sich zu solchen Handlungen fortreißen lassen, das hieß für König Friedrich Wilhelm IV. wirklich an der Ausführbarkeit seiner heiligsten Ideale verzweifeln und anstatt der unantastbaren Krone von Gottes Gnaden die Jakobinermütze aufs Haupt setzen. Radowitz, der intimste Kenner der politischen Gedanken des Königs, bangte, als er die Nachricht von den Vorgängen vom 21. März erhielt, um den seelischen Zustand des Königs, ‚mit dessen innerster Überzeugung und bisherigem Leben dieses rasende Unternehmen im vollkommensten Widerspruch steht'. Unter der Gewalt des Zeitgeistes, der wider ihn stand, einsam und unverstanden zwischen Militärpartei und Opposition, waren die edelsten Hoffnungen des Königs, sein froher Wille und seine physische Kraft zusammengebrochen.

Es ist unbillig, die Politik Friedrich Wilhelms IV. nach dem Vorgang Treitschkes und Sybels am Maßstabe preußischer Machtpolitik zu messen. Denn ihr Ziel und Weg war, wie wir sahen, nicht Machterweiterung, sondern Wahrung und Vertiefung des legitimen Prinzips. An dieser Gesinnung hat der König bis Mitte März 1848 konsequent festgehalten. Erst das Patent vom 18. März bedeutete eine bedenkliche Konzession, die Vorgänge des 19. und 21. März den verzweifelten Zusammenbruch seiner Politik. In dem Leben Friedrich Wilhelms IV. stellt die Märzrevolution die tra-

gische Peripetie dar. Diese Tragik wäre freilich noch erschütternder gewesen, wenn der König nicht sein Wollen verzagend umgebogen hätte, sondern zum unerbittlichen Märtyrer seiner Überzeugung geworden wäre, wenn er, so wie Bismarck beim Verfassungskonflikt es von Wilhelm I. forderte, das Schicksal Karls I. nicht gescheut hätte. In diesem Mangel an Absolutheit des Wollens, gregorianischer Tatkraft, die für heilig erkannte Ziele unerschütterliche Entschlossenheit einzusetzen weiß, liegt die Grenze der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV.

Der Zusammenbruch der Staatsauffassung des Königs durch die Märzrevolution und die Verheißungen des Arnimschen Manifestes steigerten naturgemäß die Hoffnungen der öffentlichen Meinung auf Preußens Leistung für die deutsche Einheit und machten die antikonservative Stellung Preußens innerhalb des deutschen Staatensystems weiteren Kreisen offenbar. Hätte das Programm des 21. März in den Plänen Friedrich Wilhelms IV. gelegen, so hätte es einen zielstrebigen Machtpolitik gelingen müssen, durch einen Bund mit der populären Bewegung die Leitung der deutschen Geschicke an sich zu reißen. Wäre Friedrich Wilhelm ein Politiker von der Art Friedrich des Großen oder Bismarcks gewesen, er hätte den hoffnungsvollen Versuch unternommen, trotz des Einspruchs des österreichischen Kaisers und anderer Monarchen dieses Ziel machtvoll und energisch durchzusetzen, und aller Wahrscheinlichkeit nach würden die deutsche Volksstimmung und die preußischen Waffen, zumal in Anbetracht der in Österreich herrschenden Verwirrung, den Sieg seiner Sache entschieden haben.

Gerade an diesem Wendepunkt aber zeigt sich, daß Friedrich Wilhelm IV. weder machtpolitische Gedanken hegte noch seine Leistung an machtpolitischen Maßstäben gemessen werden kann. Die Märzverheißungen waren nicht taktische Schachzüge des Königs gewesen, sondern Zugeständnisse augenblicklicher Schwäche. Indem der König sich physisch und psychisch von dem Schrecken der Revolution erholte und in der freiwilligen Verbannung zu Potsdam die lebendige Kraft der Hohenzollernschen Fürstenmacht auf Schritt und Tritt empfand, erwachte in ihm die Hoffnung, daß der sündhafte Geist nicht für immer den Sieg über das legitime Prinzip davongetragen habe, und daß es für das preußische Königtum möglich sei, die erzwungene Kapitulation wieder rückgängig zu machen.

Schon in den Verhandlungen mit Max von Gagern hatte sich gezeigt, daß der König, obwohl nach Urteil des Darmstädter Gesandten Lehrbach noch immer ‚auf das Äußerste angegriffen, abgespannt', doch noch in seinem Innersten die alten Überzeugungen hegte. Nicht nur betonte Friedrich Wilhelm IV. nachdrücklich, daß er n u r für den Augenblick der Gefahr sich an Deutschlands Spitze stellen wolle und die deutsche Krone, die man ihm aufdränge, vielmehr Österreichs Herrscher gehöre, dem er mit Freuden bei seiner Krönung das silberne Waschbecken zu halten bereit sei — vor allem offenbarte sich des Königs Gesinnung ganz impulsiv bei der Erörterung der auswärtigen Politik. Als Gagern nämlich ihm die Überzeugung aus-

sprach, daß nur ein gemeinsamer Krieg gegen Rußland Deutschland vor Anarchie und Auflösung bewahren könne, da brauste der König, der eben noch die Möglichkeit eines Krieges gegen Frankreich ganz ruhig erwogen hatte, in maßloser Erregung auf. ‚Nie und nimmermehr, bei Gott,‘ so rief er, ‚werde ich den Degen gegen Rußland ziehen‘.

Es ist ganz einseitig, wenn Ludwig von Pastor aus dieser Unterredung den Schluß zieht, daß Friedrich Wilhelm IV. ‚sich nicht zu der Bedeutung des Augenblicks zu erheben verstand‘. Der König verstand die Bedeutung des Augenblicks sehr wohl, aber er würdigte ihn naturgemäß nach den Wertmaßstäben seiner eigenen Ideale. Nun war es ihm bereits ganz deutlich geworden, daß ihn die Revolutionäre als Vorspann für ihre eigenen Pläne benutzten; aber er war nicht gewillt, sich zum Kampf aufstacheln zu lassen wider das Land, welches allein noch in dem verderbten Europa ein Hort des Legitimitätsprinzips darstellte: er rang vielmehr fortan nach einem Ausweg, die Jakobinermütze, die man ihm aufs Haupt gesetzt, wieder herunterzureißen und die Konzessionen für die Revolutionstage möglichst schnell wieder zurückzuziehen. Kaum hatte Camphausen den Vorsitz des neuen Ministeriums angetreten, als der König ihm eine ‚Erklärung‘ sandte, in der er sich bemühte, die Proklamation vom 21. März durch Umdeutung zu widerrufen. ‚Als Sinnbild der Notwendigkeit und Unabweisbarkeit deutscher Einheit habe ich die alten deutschen Farben aufgestellt. Nicht aber, als nähme ich dieselben als die Farben meines Volkes und Hauses an, und als wollte ich unsere eigenen, alten, mit hundert Siegen und tausend Sängen gekrönten Farben aufgeben und durch andere, über die wir kein Recht haben, ersetzen. Ferner habe ich ausgesprochen, daß ich bereit bin, mich für die Zeit der Gefahr an die Spitze Deutschlands zu stellen. Ich habe aber feierlichst und ausdrücklichst erklärt, daß ich damit nichts meinte, was nur irgend als eine Usurpation gedeutet werden könnte, daß ich nicht Begehr trüge, irgendeines deutschen Fürsten Recht zu kränken oder gar nach einer Würde, einer Herrschaft, einer Krone verlangte, zu der ich jedes Rechtes ermangle.‘

Durch diese Interpretation der Erklärung vom 21. März stellte sich der König in bewußten Gegensatz zu der politischen Gesinnung seines Ministeriums, das, soweit wir unterrichtet sind, durchweg der Überzeugung war, der König von Preußen müsse an die Spitze Deutschlands treten. Friedrich Wilhelm IV. aber wiederholte mit Nachdruck seine alte Überzeugung, daß die kaiserliche Würde Österreich gebühre. Für den preußischen Monarchen hingegen beanspruchte er im Sinne der romantischen Pläne des ‚Rheinischen Merkur‘ nur das Amt des Reichsfeldherrn. Man kann es mit Sicherheit aussprechen, daß nur die historische Sonderart seines Staates, nicht das realpolitische Bewußtsein, daß der Waffenherr auch die faktische Macht in Deutschland inne habe, den ganz unsoldatischen König zur Rezeption des Görresschen Gedankens veranlaßte. In seinen Briefen an Dahlmann und an König Friedrich August von Sachsen entwirft Friedrich

Wilhelm IV. in symbolisierender Weise Pläne einer Erneuerung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, so liebevoll ausmalend, daß nur historische Überkritik hinter ihnen eine verborgene Realpolitik vermuten kann, so verschlungen und vielfältig gebunden, daß mit ihrer Verwirklichung dem preußischen Ehrgeiz am wenigsten gedient gewesen wäre. Es ist das Ideal des mittelalterlichen Kaiserimperialismus, das in diesen Plänen wieder auflebt: ein großes Siebzigmillionenreich mit Habsburgischem Erbkaiser und europäischer Vormachtstellung.

Während die idealistische Gedankenwelt des Königs von der Wiederauferstehung des alten Kaisertums träumte, verfolgte das Ministerium in nüchterner Erwägung der Sachlage handgreifliche Pläne preußischer Machterweiterung. So sahen sich die Minister genötigt, dem Könige am 4. Mai zu erklären, daß die Pläne ihres Monarchen wider ihr Gewissen gingen, besonders die Idee eines österreichischen Erbkaisertums. Erbittert lehnte Friedrich Wilhelm IV. jede Mitverantwortlichkeit für die Handlungen dieses konstitutionellen Ministeriums ab. In seinen Augen war solche Handlungsweise nicht unkönigliche Schwäche, sondern die Folge des innersten Widersinns des konstitutionellen Systems, welches es dem König unmöglich macht, seine herrscherliche Überzeugung und seine religiöse Verantwortung in Taten zu verwirklichen. Da sein legitimes Königtum in der Märzrevolution zusammengebrochen war, so mochte Friedrich Wilhelm IV. wohl den Wunsch hegen, daß das konstitutionelle Ministerium einstweilen durch seine Taten das verderbte Prinzip ad absurdum führe, dann werde schon einst ein Tag der Restauration kommen, an dem, mit Gottes Hilfe, das legitime Prinzip wieder in sein Recht trete.

Auf die Dauer freilich konnte eine so bewegliche Natur wie Friedrich Wilhelm IV. dieses Prinzip der passiven Resistenz nicht konsequent aufrecht erhalten. So versuchte er denn, dem konstitutionellen Prinzip eine neue, eigene Ausdeutung zu geben, in der er sich die theoretische Grundlage schaffen wollte für ein intensiveres persönliches Eingreifen in die Geschicke seines Staates. In einem Briefe an Camphausen vom 20. Mai 1848 setzt der König diesem auseinander, daß das Ministerium als solidarische Persönlichkeit dem Landtage, dem Volke und den fremden Kabinetten gegenübertreten müsse, nicht aber als eine so geschlossene Einheit dem Monarchen opponieren dürfe. Vielmehr solle jeder Minister einzeln seine persönliche Meinung mit dem Könige beraten, und erst aus der Diskussion des Königs mit seinen Ministern hätten die Beschlüsse der Regierung zu erwachsen. Offenbar hoffte der König, auf diese Weise die Divergenzen unter seinen Ministern und die Suggestionskraft seiner Persönlichkeit für die Durchsetzung seiner eigenen Überzeugung benutzen zu können. Er hoffte dann doch wieder wie ein König unter seinen Ratgebern zu stehen, während er unter der Einflußlosigkeit seiner gegenwärtigen Stellung maßlos litt. ‚Wie unwürdig und unköniglich', so klagte er, ‚bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen allen dagesessen!!! So regiert man mit dem geistes=

schwachen Kaiser Ferdinand oder dem tierähnlichen Herzog von Bernburg, so mit einem Wüterich wie der dicke König von Württemberg schändlichsten Angedenkens oder wie mein Vetter von Kurhessen, den ich nicht lieb habe, aber nicht mit Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen'!

Aus diesem Bedürfnis, wieder Einfluß auf den Geschäftsgang der preußischen Politik zu gewinnen, unterzeichnete der König auch bedingungsweise den preußischen Verfassungsentwurf, obwohl er noch entschlossen war, nur ein seiner Staatsauffassung entsprechendes Gesetz zu beschwören, und er sich nicht enthalten konnte, hinter dem Rücken des Ministeriums seinen vertrauten Freund Radowitz gegen ein liberales Verfassungsgesetz mobil zu machen. ‚Ich habe alles, was ein Mensch vermag, getan, um den allergröbsten Unflat daraus zu entfernen, aber vollkommen vergebens!!! Ich glaubte vorgestern in der desfallsigen Ministerialsitzung vor Schmerz, Kränkung und Indignation zu sterben! Beten Sie für Mich, teuerster Freund! Und beurteilen Sie womöglich durch eine Schrift diesen . . . Wisch. Geißeln Sie ihn mit Satire, zerreißen Sie ihn mit den Waffen heiliger Entrüstung.' Man sieht: des Königs politische Gesinnung ist unwandelbar geblieben, nur die Taktik seines Vorgehens hat sich geändert.

Sucht man nach einem prägnanten Schlagwort für den Grundzug der preußischen Kabinettspolitik, wie sie das Ministerium Camphausen inaugurierte und die anderen Ministerien sie unter Camphausens Einfluß fortsetzten, so kann man sagen, daß sie das natürliche Bündnis zwischen der volkstümlichen Nationalbewegung und dem Preußischen Staate zu verwirklichen trachtete. Sie hatte daher, so sehr sie das auch vor dem Monarchen zu verhüllen suchte, eine unvermeidliche Spitze gegen Österreich, eine Notwendigkeit, die Camphausen zuweilen unumwunden zugab. So war es ganz unvermeidlich, daß, da weder der König seine legitimen Ideen noch das Ministerium seine machtpolitischen Ziele aufgeben wollte, die beiden Kräfte der preußischen Regierung gegeneinander intrigieren mußten und einander zu überlisten trachteten. Das gibt der preußischen Politik jener Jahre einen fast tragikomischen Zug und schädigt ihre Wirkung im Ausland.

Camphausen stand nicht nur menschlich dem Könige näher als Heinrich von Arnim, sondern auch sachlich in dem einen Punkte, daß er nicht wie jener Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollte, sondern gerade in einer machtvollen Staatspolitik Preußens die beste Garantie für dessen deutschen Beruf sah. Aber das, was dem Fanatismus Heinrich von Arnims in der hysterischen Erregung der Märztage gelungen war, war nun in geordneteren Zeiten den ruhigen Überredungsversuchen Camphausens versagt. Friedrich Wilhelm IV. war weder der ehrgeizige Monarch, der sich von ihm auf den verheißenden Weg der Machterweiterung locken ließ, noch der unsichere Schwächling, welcher der vorherrschenden Gedankenströmung nachgab, sondern er war der hartnäckige Bekenner einer ihm zum religiösen Ethos gewordenen politischen Weltanschauung. So wurde er der gefährlichste Fron-

deur der Politik seines eigenen Staates, so begeisterte er sich für die Preußens Machterweiterung feindliche Idee einer landesherrlichen Konföderation,* so steifte er durch Verhandlungen hinter dem Rücken seines Ministeriums Schwarzenberg in seinen antipreußischen Plänen den Nacken.** Von einem Bismarck-Treitschkeschen Standpunkt aus muß diese Politik des Königs als geradezu abstrus erscheinen. Friedrich Wilhelm IV. handelte aus Idealismus: sein Ideal war ein transzendentes, nicht aber Macht und irdische Herrlichkeit seines Staates und seines Fürstenhauses.

Der aufstrebende Preußische Staat und der nationale Wille des Bürgertums waren die beiden zukunftsträchtigen Mächte, die von den sachlichen Verhältnissen zu einem Bündnis gedrängt wurden, um auf diese Weise eine neue Ordnung der Dinge gegenüber den bisherigen Machtverhältnissen erringen zu können. Es waren schwerwiegende Vorteile, die beide Mächte voneinander zu erhoffen hatten: das nationale Bürgertum die Durchsetzung des konstitutionellen deutschen Einheitsstaates durch das Schwert und die Autorität der Fürstenmacht, Preußens Krone aber eine Stärkung ihres Machtkreises, ihrer Ehre, ihrer Popularität und ihrer europäischen Geltung. So grundverschiedene Faktoren das Frankfurter Parlament und das hohenzollernsche Königtum auch waren, eine realpolitische Würdigung der Sachlage mußte das Zusammengehen ihrer Wege wünschen. So erklärt es sich, daß im Frankfurter Parlament trotz aller Abneigung gegen die antidemokratische Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. sich schließlich doch eine Mehrheit fand, die ihn am 28. März 1849 zum Deutschen Kaiser wählte.

Wäre der preußische Monarch von realpolitischer Einsicht und machtbegehrendem Ehrgeiz beseelt gewesen, auch er hätte das Bündnis mit dem Frankfurter Parlament wünschen und die ihm angebotene Kaiserkrone freudigen Herzens annehmen müssen. Das Geschlecht der Hohenzollern konnte bei diesem politischen Akt nur gewinnen. Es hieß gegen das eigene Interesse handeln, wenn man die angebotene Machterweiterung ausschlug. Die einzigen Kreise in Preußen, die ein reales Interesse an der Ablehnung der Kaiserkrone hatten, waren die Junker, die eine Minderung ihres Einflusses auf die Politik fürchten mußten. Aber konservative Männer, die nicht durch solche Standesinteressen gebunden waren, wie beispielsweise der Ungar Radowitz und Stahl, standen der Idee eines hohenzollernschen Kaisertums durchaus nicht von vornherein mit so schroffer Ablehnung gegenüber. Die Mehrzahl der Minister, die öffentliche Meinung Preußens und weiter außerpreußischer Teile Deutschlands hatten für ein solches Kaisertum entschiedene Sympathien. Eine schwache und leicht bestimmbare Persönlichkeit würde

* Leop. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 260; A. Caspari, Ludolf Camphenhausens Leben, S. 269; E. Brandenburg, Untersuchungen und Aktenstücke, S. 286 und 340.

** Vgl. E. Brandenburg a. a. O., S. 161 ff.

sich von der Sachlage, ihrem Ehrgeiz und dem Drängen der allgemeinen Stimmung zur Annahme der Kaiserkrone haben bewegen lassen. Ein Monarch, der diesen Weg nicht ging, mußte gegenüber diesen Lockungen ein starkes inneres Gegengewicht, eine tiefgegründete seelische Überzeugung besitzen.

Die Überzeugung von der Göttlichkeit der legitimen Ordnung war in Friedrich Wilhelm IV. trotz der kurzen Erschütterung in den kritischen Märztagen eine seelische Gewißheit geblieben. So verurteilte er nicht aus machtpolitischer Erwägung, sondern aus grundsätzlicher Gesinnung jeden Bund mit dem konstitutionellen Prinzip und den Übergang der Kaiserkrone von ihrem legitimen Prätendenten in Wien auf sein eigenes Haupt. Ihm war die Kaiseridee nicht der Gedanke einer modernen Neuerung, sondern eine konservative Restauration. Aus diesem Empfinden hatte er stets mit Energie betont, daß er nie für sich auf die Kaiserkrone gehofft habe, hatte er immer unter den verschiedensten Konstellationen die Idee der Erneuerung des alten römischen Kaisertums vertreten. Er hoffte in der Tat, daß Österreich mit allen seinen Provinzen und Königreichen in das deutsche Imperium eintrete und solcherart ein geschlossenes ‚Mitteleuropa' gegründet werde. Während es die Aufgabe einer machtpolitischen Aktion gewesen wäre, Österreich aus der Neugestaltung Deutschlands hinauszudrängen, bat Friedrich Wilhelm IV. es geradezu, nicht aus der Bundesgemeinschaft auszutreten. Ihm war die Idee des Ausschlusses Österreichs ‚ein Hochmutswahnsinn der Paulskirche'; er verurteilte aufs heftigste die Idee einer Krone, deren Preis ‚der Verlust eines Dritteils von Teutschland und der edelsten Stämme unseres teutschen Volkes ist'. Des Königs durch keine bitteren Erfahrungen erschütterbare Ansicht über das Verhältnis Preußens zu Österreich entsprach ganz dem schwärmerischen Idealismus Friedrich Julius Stahls: ‚Die Einigkeit Preußens mit Österreich ist Deutschlands Macht und Einheit. Sie ist der große Wall gegen die Revolution, den uns Gott gegeben, und den wir nicht leichtsinnig aufgeben mögen. Die beiden Adler müssen ihre schirmenden Fittiche über Deutschland ausbreiten wie die beiden Cherubim über der Bundeslade, damit das Heiligtum deutscher Gesittung unantastbar und sicher sei gegen den Angriff von außen wie gegen die Mächte des Abgrunds, die sich im Innern entfesseln.'

Schon als am 26. November 1848 Heinrich von Gagern zum ersten Male mit Friedrich Wilhelm IV. wegen Annahme der Kaiserkrone Fühlung nahm, hatte sich die grundlegende Divergenz des beiderseitigen Wollens erwiesen. Dem Vertreter des Legitimationsprinzips erschien der Verkünder der Volkssouveränität wie der Versucher, der ihm die Schätze dieser Erde zeigte, um ihn vom Wege eines gottgefälligen Handelns abzulenken. Als Gagern dem auf die spätere Einigung Deutschlands vertröstenden König in seiner pathetischen Weise das Goethe-Zitat entgegenschleuderte: ‚Fluch vor allem der Geduld!', da antwortete ihm Friedrich Wilhelm IV. in seiner geistreichen, überlegenen Art: ‚Teuerster Herr von Gagern, das sind Worte,

die der Dichter seinem Helden in den Mund legt, da er sich dem Teufel übergeben will.'*

Als Gegner des Prinzips der Volkssouveränität, als überzeugter Bekenner des Gottesgnadentums, konnte der König nicht eine vom Parlament angebotene Krone für annehmbar halten, sondern nur eine solche, die aus der Wahl der Fürsten hervorgeht. Aber auch die Zustimmung der Fürsten zu der Wahl und zu der Krone, die ihm von Frankfurt aus angeboten werden sollte, schien ihm langehin nicht ausreichend. In einem Briefe an Bunsen vom 13. Dezember 1848 hatte Friedrich Wilhelm IV. erklärt, daß ein legitimer König von Gottes Gnaden ,einen solchen imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken' überhaupt nicht annehmen könne, dem noch der ,Ludergeruch der Revolution von 1848' anhaftet. ,Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philipp), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt . . . Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die zweiundvierzig Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin Ich es und Meines Gleichen, die sie vergeben werden.' Ganz mit derselben Schroffheit hatte er zehn Tage später Radowitz erklärt, daß ,jeder teutsche Edelmann, der ein Kreuz oder einen Strich im Wappen führt, hundertmal zu gut dazu' sei, diese Krone der Revolution, des Treubruchs und des Hochverrats anzunehmen und daß für ihn nur diskutabel sei ,die alte, legitime, seit 1806 ruhende Krone teutscher Nation, das Diadem von Gottes Gnade'. Wiederholt erklärte der König, lieber abdanken zu wollen, als sich eine Krone des revolutionären Prinzips aufs Haupt setzen zu lassen. In seiner maßlosen Entrüstung darüber, daß skrupelloser Ehrgeiz ihn, den preußischen König von Gottes Gnaden, zur Annahme des von der usurpierten Volkssouveränität verliehenen Diadems drängen wollte, bezeichnete er dieses geradezu als ,Schweinkrone'. So stand der preußische Monarch dem Anerbieten des Frankfurter Parlaments zum Entsetzen seiner Minister von vornherein mit feindlicher Gesinnung, ja geradezu mit abweisender Gehässigkeit gegenüber.

Andererseits aber wurden dem König die Aufrechterhaltung seiner Ideen durch die österreichische Politik durchaus erschwert. Die Habsburger hielten ihr österreichisches Kaisertum für eine solidere Grundlage der Macht als die Erneuerung des römischen Kaisertums. Nach den Erschütterungen von 1848 hatte sich Österreich unter Oktroyierung einer Verfassung als Einheitsstaat konstituiert und damit eine Sonderstellung der deutsch-österreichischen Gebiete unmöglich gemacht. Es bestand da-

* B. v. Simson, Eduard von Simson. Erinnerungen aus seinem Leben. S. 136.

durch für Österreich nur noch die Möglichkeit, mit seinem gesamten Staat in einen großen mitteleuropäischen Bund zu treten, eine Möglichkeit, die zwar dem Kaisergedanken des preußischen Königs, nicht aber den nationalstaatlichen Ideen der Frankfurter Parlamentarier entsprach. Aber selbst, wenn jener weitere Bund je zustande kommen sollte, an welchen, außer Friedrich Wilhelm IV., nicht allzu viele Politiker glaubten, wurde zum mindesten daneben die Gründung eines engeren Bundes notwendig, um die nationalen Hoffnungen einigermaßen zu befriedigen. Denn die deutschen Wünsche jener Zeit schöpften ihre Kraft bei den meisten ihrer Anhänger aus dem Bedürfnis einer politisch mündig gewordenen Nation nach staatlicher Gestaltung und nicht wie bei dem preußischen Könige aus theokratischen Ideen und schwärmerischer Versenkung in die gotischen Zeiten. Diejenigen nationalen Pflichten aber auf sich zu nehmen, die Österreich freiwillig von sich abwies, hielt Friedrich Wilhelm IV. durchaus mit seiner legitimen Anschauung für vereinbar. Schon vor zehn Monaten, im Mai 1848, hatte er dem Drängen Dahlmanns soviel zugestanden, daß er die Nötigung zur Annahme einer Oberhauptswürde anerkennen würde, falls Österreich eine engere Verbindung mit Deutschland ausdrücklich ablehnen sollte. Aber er betonte dabei, daß er als Fürst eines so unzulänglichen kleineren Deutschlands sich nie als ‚Kaiser von Deutschland‘, sondern höchstens als ‚König der Deutschen‘ bezeichnen lassen könne und daß er auch diese Würde nur dann sich beilegen könne, wenn sie ihm nicht durch das Parlament, sondern durch freiwillige Berufung der Fürsten angetragen werde. Es steht mit jenen Darlegungen durchaus im Einklang, wenn nun der preußische Monarch am 16. März dem österreichischen Gesandten auseinandersetzte, ‚er wolle kein gespaltenes Deutschland; aber wenn Österreich nicht eintreten könne, so werde sich das übrige Deutschland zuletzt zum Ganzen konstituieren und Preußen habe darin eine Bedeutung, die es nicht von sich weisen könne‘. Friedrich Wilhelm IV. war der ehrlichen Überzeugung, daß mit einem solchen engeren deutschen Bunde und einem geschlossenen österreichischen Staatswesen sich dennoch die Idee eines weiteren Bundes und des römischen Kaisertums deutscher Nation werde aufrecht erhalten lassen. So übernahm er auch trotz der inzwischen eingetretenen politischen Veränderung den alten Lieblingsgedanken des preußischen Erzfeldherrnamtes, nur daß dasselbe jetzt ausdrücklich von den österreichischen Kronländern ausgeschlossen wurde.

Während dessen hatten in der Erkenntnis, wie schwer es sein werde, den preußischen König zur Annahme der Frankfurter Kaiserkrone zu bewegen, Ernst Moritz Arndt und Beckerath flehentliche Briefe an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet, in denen sie ihm aus dem Drang ihres patriotischen Herzens zuredeten, doch im Interesse des Vaterlandes das Anerbieten einer deutschen Krone nicht von sich zu weisen. Die Antworten des Königs, besonders jene an Arndt, sind ein menschlich schönes Zeugnis einer bei allem doktrinären Überzeugungseifer reichen und weiten Per-

sönlichkeit. Unter voller Anerkennung der guten Absichten der Briefschreiber, die sich ‚in glühender Vaterlandsliebe, mit brennendem Herzen, überwallend in der Ahnung eines schweren Geschickes‘ an ihn gewandt haben, erklärt Friedrich Wilhelm IV. mit Entschiedenheit, daß er ‚den scheußlichen ekeln Schlamm des Jahres 48‘ von sich abgewaschen habe und, wo es noch nötig, abwaschen werde. Die Frankfurter Kaiserkrone aber ist ihm eine Frucht jenes verdammenswerten Jahres. ‚Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden“ aufs Haupt, ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde . . . Solange also im Zentrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan im Rate sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Zukunft zu geben berufen ist, so lange steht dieses Zentrum unter dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm, so lange hat es nichts zu bieten, was reine Hände berühren dürfen.‘

Als der österreichische Gesandte am Abend nach der Kaiserwahl auf einer Gesellschaft bei Minister von Manteuffel weilte, gewann er den Eindruck, daß der Schritt des Frankfurter Parlamentes dort durchaus nicht ungünstig aufgenommen worden war. ‚Daß der König annehmen müßte, war die Meinung der Mehrzahl, und die Abweichungen bewegten sich nur zwischen der bedingten und unbedingten, zwischen der mehr oder weniger entschiedenen Annahme.‘ Der Eindruck hingegen, den der Gesandte am folgenden Tage von der Stellung des Königs selbst zu der lastenden Frage gewinnen mußte, war ein wesentlich anderer. Es hat den Anschein, als ob der König sofort nach Empfang der Nachricht von der Kaiserwahl nach Frankfurt telegraphieren lassen wollte, daß er eine Deputation nicht empfangen werde, aber als ob dieser Befehl nicht ausgeführt worden ist.* Wie dem auch sei, die Erklärungen des Königs gegenüber dem österreichischen Gesandten entsprechen einem solchen Entschlusse vollständig. Sie sind keineswegs ein diplomatischer Versuch, dem Österreicher eine Schwenkung Preußens schmackhaft zu machen, sondern sie bekunden des Königs alte Überzeugung mit gewohnter Leidenschaft. ‚Die Krone selbst aus solcher Hand zu nehmen, würde eine Abscheulichkeit sein und Österreich gerechten Grund, selbst zu einem Kriege, wenn nicht heute oder morgen, so doch bei nächster Gelegenheit geben. Er erkenne nur den deutschen Fürsten das Recht zu, einen Kaiser zu wählen — das sei ein altes Recht — aber selbst aus ihrer Hand würde er die Krone nicht nehmen, wohl aber mitstimmen für den Kaiser von Österreich.‘

---

* Friedrich Meinecke, Radowitz und die deutsche Revolution, S. 217; E. Brandenburg, Untersuchungen und Aktenstücke, S. 209.

Im Gegensatz zu dem Widerstand des Königs steht die Bereitwilligkeit seiner Minister. Wenn der österreichische Gesandte recht informiert war, so waren drei Minister für unbedingte Annahme der Kaiserkrone, die übrigen für bedingte. Mehr noch: auch die Brüder des Königs standen nicht so schroff auf dem Boden des legitimen Prinzips wie der Monarch; in ihnen war die antirevolutionäre Doktrin weniger unerschütterlich, der Ehrgeiz der Hohenzollern lebendiger und entschlossener. Schon im November 1848 hatte Prinz Wilhelm dem Könige auseinandergesetzt, daß, wenn Österreich die Kaiserkrone ergreife, Preußen sich der Gefahr einer Mediatisierung aussetze.* Nun erklärte er nachdrücklich, daß eine Verständigung mit Österreich im Reiche der Unmöglichkeit liege; in seinem Sinne wäre es gewesen, wenn der König den Entschluß gefaßt hätte, sich an die Spitze von Deutschland zu stellen. So war der im Jahre 1848 als Erzreaktionär verschrieene Prinz Wilhelm fast zu einem Parteigänger Ludolf von Camphausens geworden. Der Gedanke, daß sein Bruder die ihm angebotene Führerstellung ausschlagen werde, erfüllte ihn mit Sorge; er lebte nicht wie Friedrich Wilhelm IV. in der Zuversicht, daß das legitime Prinzip schließlich doch sieghaft sich behaupten müsse; er fürchtete vielmehr die Umwandlung Deutschlands in eine Republik. Ebenso ist es von dem Prinzen Carl bezeugt, daß er mit der Annahme der Kaiserkrone durch seinen königlichen Bruder sympathisiert haben würde.

Dennoch hat der König gegen diese Einflüsse seiner Umgebung und nur leidlich gestützt durch seinen engsten Freundeskreis auch in diesem Augenblick der größten Versuchung seinem legitimen Prinzip die Treue bewahrt. ‚Ganz abgesehen von meiner Person,‘ so schrieb er in dem Konzept zu seiner Antwort an die Deputation, ‚ganz abgesehen von der Frage über Annehmen oder Ablehnen, darf, kann und werde ich keine Wahl zum Haupte teutscher Nation zu Recht beständig anerkennen als die, welche auf einem ordentlichen Fürstentag und nach tausendjährigem geheiligtem Herkommen und Recht unter Leitung der großen Fürsten des Reichs, folglich unter Meiner eigenen freien Mitwirkung geschieht und durch teutsche Nation bestätigt wird.‘ Bei vollständiger Aufrechterhaltung seiner prinzipiellen Überzeugung zeigt die Formulierung des Königs hier doch eine gewisse Anpassung an die gegenwärtige Situation. An dem Passus von der Einwilligung deutscher Nation hatte denn auch ein Ultrakonservativer wie Massow sofort Anstoß genommen. Dieses Zugeständnis des Königs war in der Tat durch eine sehr moderne Umbiegung historischer Erinnerungen

* Leop. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 239. Der König hatte ihm damals erwidert, daß doch auch trotz der österreichischen Kaiserwürde das Preußen Friedrichs des Großen ein mächtiger Staat gewesen sei; eine Antwort, die hinreichend erweist, daß Friedrich Wilhelm IV. das Problem der friederizianischen Politik nicht begriff.

zustande gekommen: wie einst bei der Wahl Kaiser Konrads II. das deutsche Volk durch Akklamation die Wahl bestätigt habe, so gezieme auch der Frankfurter Versammlung als der gegenwärtigen Volksrepräsentation ein zustimmendes Votum zu der Wahl des Oberhauptes. Kommt auch bei dieser Betrachtung das Volksparlament um etliche Nuancen günstiger fort als in den Privatbriefen des Königs, so kann doch nicht behauptet werden, daß er seinem politischen Bekenntnis untreu geworden wäre; seine Vorschläge waren, wie Gerlach bemerkt, ‚ein Gemisch von Prinzip und Antiquität'.

Ganz anders die Stellung der Minister. An demselben Abend, an welchem der König das eben erwähnte Konzept aufgesetzt hatte, waren sie dahin übereingekommen, daß der Beschluß der Frankfurter Versammlung sie dem von ihm erstrebten Ziel wesentlich nähergerückt habe. Ihr Sinn war darauf gerichtet, einen Weg zu finden, der die angebotene Krone annehmbar mache.

Durch die in diesem Punkte überaus klärenden Untersuchungen von Erich Brandenburg ist es deutlich geworden, daß die endgültige Formulierung der Ansprache des Königs an die Deputierten einen Kompromiß zwischen seiner eigenen Auffassung und der seiner Minister darstellt.* Wer die Überzeugung des Königs kannte, der mußte auch hinter dem ‚erforderlichen Hofkleid' die eigentliche Gesinnung empfinden, mußte, wie König Friedrich August von Sachsen, des Königs ‚eigenen Kern aus der ministeriellen Hülle heraus erkennen'. Vor allem aber konnte der drohende Ton, in dem der König seine Erklärung vortrug, keinen Zweifel über seine wahre Meinung lassen und lief auf eine tatsächliche Annullierung der den Ministern bewilligten Zugeständnisse der Formulierung hinaus. Die Deputation zog deshalb nur die notwendige Konsequenz, wenn sie in der Antwort des Königs eine Ablehnung ihres Anerbietens sah. Leopold von Ranke war sicher im Recht, wenn er urteilte, daß Friedrich Wilhelm IV. die ihm angetragene Krone ‚nicht, wie man gesagt hat, häsitierend, sondern mit festem, freiem Entschlusse ablehnte'.

Für den König war das Anerbieten der Krone die Versuchung, das ‚Hundehalsband der Revolution umzuschnallen' und, wenn ihn auch Camphausen tröstete, er werde sich von dieser revolutionären Fessel wieder lösen können — dem frommen Gemüte Friedrich Wilhelms IV. erschien es frivol, gleich dem Propheten Daniel in die Löwengrube zu steigen in der Zu-

* In einer Einzelheit möchte ich Brandenburg widersprechen. Er hält es (S. 219) für ausgeschlossen, daß auf des Königs Veranlassung der Antwort auf die Deputation durch Erscheinen sämtlicher Prinzen und Hofgala der Charakter einer feierlichen Staatsaktion gegeben worden sei. Die Neigung für solch ein festliches Auditorium lag aber doch ganz in des Königs Gemütsart. Auch darf man nicht sagen, daß er ‚die Deputierten beinahe nur als eine Anzahl von Privatleuten ansah'; der König sah in ihnen vielmehr die Vertreter des akklamierenden Volkes (s. o.).

versicht, daß Gott ihm beistehen werde. ‚Ich bin nicht der Prophet Daniel‘, so antwortete er, ‚und würde glauben, Gott zu versuchen, wenn ich so täte.‘

Für die Versuche seines Ministeriums und Camphausens, den Druck der öffentlichen Meinung auf die zögernde Zustimmung des Fürsten wirken zu lassen, ist der König nicht mitverantwortlich; er beklagte sich vielmehr, daß man seine politischen Pläne, besonders die Absendung eines Briefes an Österreich, unterbinde. Als die ehrgeizige Politik des Ministeriums zusammenbrach, war der König offenbar von einer schweren Gewissenslast erlöst, er ‚dankte Gott auf den Knien‘, während Camphausen über den Zusammenbruch seiner besten Hoffnungen jammerte: ‚München, Stuttgart, Dresden, Hannover, besonders aber Wien, können illuminieren.‘

Es erhellt aus dieser skizzenhaften Darlegung, welche die Einstellung des Königs aus dem Gesamtkomplex der historischen Umstände isoliert, daß seine prinzipielle Ablehnung des Angebots der Paulskirche eine notwendige Konsequenz seiner religiösen Überzeugung und seiner Staatsauffassung war. Was bei seiner Kirchenpolitik ganz offen am Tage liegt, was bei seiner inneren Politik gleichfalls kaum bezweifelt werden kann, nämlich das einheitliche, aus einem persönlichsten Erlebnis determinierte Wirken des Königs, das wird bei näherem Zusehen auch für seine auswärtige Politik offenbar. Wir haben es schon an einer Stelle berührt, und das Problem als solches verdiente wohl eingehender Einzeluntersuchung, daß Friedrich Wilhelms IV. Stellung zu Frankreich und Rußland nicht machtpolitischer Erwägung, sondern staatsphilosophischen Doktrinen entsprang. Ebenso steht es mit seiner Haltung zu der deutschen Frage. Man wird es weder aufrechterhalten können, daß machtpolitische Antriebe einen entscheidenden Einfluß auf das Handeln des Königs gewonnen haben, noch wird jene andere Auffassung zu Recht bestehen können, welche jene Gesinnung des Königs schwankend und wankelmütig genannt hat. Man wird sich vielmehr zu dem Ergebnis der Brandenburgischen Untersuchungen bekennen müssen, daß Friedrich Wilhelm IV. ‚weder in seinen Grundanschauungen über die Neugestaltung Deutschlands noch in seinem Entschlusse, aus der Hand der Revolution keine Krone und keine Machtsteigerung für sich und seinen Staat anzunehmen, jemals einen Augenblick geschwankt‘ habe. Eine andere Frage ist es, ob man in dem Gesamtaspekt der deutschen Politik wirklich von einem Triumph der Auffassung des Königs sprechen kann. Hier ist der Punkt, wo wir uns von Brandenburg trennen und der Auffassung Kurt Breysigs* von der ‚tragischen Persönlichkeit‘ Friedrich Wilhelms IV. wesentlich näher kommen.

Ehe wir jedoch diese Auffassung motivieren, seien noch zwei Punkte im Vorbeigehen berührt. Der eine trifft den so oft wiederholten Ver-

* Sie ist dargelegt in seinem überaus anregenden Essaybande ‚Von Gegenwart und Zukunft des deutschen Menschen.‘ (Berlin, G. Bondi, 1911.)

gleich zwischen Friedrich Wilhelms Haltung gegenüber dem Angebot der deutschen Kaiserkrone und dem positiven Verhalten, das ein Friedrich der Große vermutlich in solcher Lage gewählt haben würde. Friedrich Wilhelm IV. hat durch seine Worte an Beckerath diesen Vergleich selbst heraufbeschworen. Aber es darf nach dem, was wir sonst von Friedrich Wilhelm IV. wissen, durchaus als zweifelhaft gelten, ob der König damit, wie es Beckerath und die preußischen Historiker aufgefaßt haben, die politische Tüchtigkeit des großen Friedrich mit seiner eigenen Hilflosigkeit habe kontrastieren wollen. Ihm war Friedrich der Große, wie wir sahen, durchaus nicht nur der tüchtige Regent, sondern vor allem der gottlose Freigeist und der brutale Machtpolitiker. Ihm gegenüber empfand er sich selber als den christlichen König, als den echt teutschen Fürsten, als den Vorkämpfer der Legitimität. Er war durchaus überzeugt, gerade durch seinen Verzicht auf alle Machtpolitik sich einen ‚guten Namen in der Historie' zu machen, und er wäre höchst bestürzt gewesen, wenn er geahnt hätte, daß die Geschichtschreiber der kommenden Generation ihn gerade wegen derjenigen Handlungen am meisten rügen würden, die er für sein eigentliches und eigenstes Verdienst hielt.

Aber Aufgabe des Geschichtschreibers ist es mitnichten, Lob oder Rüge auszuteilen. Es kommt für ihn vor allem darauf an, zu verstehen. Und da genügt es nicht, von einer anderen Weltanschauung aus den König zu richten, sondern es ist nötig, in die Voraussetzungen der Weltanschauung Friedrich Wilhelms IV. sich hineinzuleben. Denn dies sollte doch anerkannt werden, wie immer man auch persönlich zu dieser Weltanschauung stehen mag: sie ist ein Faktor von ausschlaggebender historischer Entscheidung gewesen. Keine Phantasie vermag sich auszumalen, wie ganz anders die Geschichte des deutschen Volkes sich gestaltet haben würde, wenn im Jahre 1849 an der Spitze des Preußischen Staates ein Monarch gestanden hätte, der zum Bündnis mit dem Frankfurter Parlament bereit gewesen wäre. Und wir wiederholen es: es gehörte mehr persönliche Kraft dazu, dieser Verlockung zu widerstehen als ihr nachzugeben. Von dieser Erkenntnis aus enthüllt sich uns die entscheidende historische Bedeutung des Königs. Die schicksalbestimmenden Persönlichkeiten in der Geschichte sind durchaus nicht immer die Männer, welche die Sehnsucht der Zeit erfüllen, sondern es sind oft gerade jene, welche sich mit ihrer individuellen Kraft der Tendenz der historischen Entwicklung entgegenwerfen. Oft sind jene Erfüller der Zeitwünsche mehr geschichtsgetragene als geschichtstragende Männer, während jene, welche wir als ‚Kämpfer wider ihre Zeit' bezeichnen dürfen, eine viel individuellere Kraft dem Gang der Weltgeschichte einprägen.

Vom Standpunkt einer monistischen Geschichtsphilosophie aus muß ein solcher Kampf wider den Geist der Zeit als sinnlos erscheinen. Wenn man mit Hegel meint, daß Gott sich in dem faktischen Geschehen der historischen Entwicklung verwirkliche, dann muß ein Kampf wider den Geist der Zeit geradezu als gottlos beurteilt werden. In diesem Sinne scheint der Hof-

prediger Strauß am 19. März zu Friedrich Wilhelm IV. gesprochen zu haben; in diesem Sinne mahnte ihn Bunsen zur ‚Anerkennung der Zustände gottgegebener Wirklichkeit'. In diesem Sinne hält schließlich auch Treitschke Friedrich Wilhelm IV. entgegen, daß ‚auch Könige dem lebendigen Gott seine Wege nicht vorschreiben können'.

Für die Weltanschauung des Königs aber, wie wir sie kennen lernten, ist Gott nicht in der Geschichte, sondern über der Geschichte, nicht in der Zeit, sondern außer der Zeit. Gott dienen heißt von dieser Auffassung aus nicht empirischen Umständen sich fügen, sondern absolute Forderungen verwirklichen. So mußte nach der Überzeugung Friedrich Wilhelms IV. gerade der die Wege Gottes gehen, welcher den Mut besaß, als ein christlicher Dulder der ganzen geistigen Macht seines Zeitalters Widerstand zu leisten.

Die Ablehnung der Kaiserkrone enthüllt nur die negative Einstellung des preußischen Königs zu der deutschen Frage: die prinzipielle Verwerfung eines Bündnisses mit dem Prinzip der Volkssouveränität und den demokratischen Forderungen der Zeit. Aber mitnichten entsprach es der Auffassung Friedrich Wilhelms IV., in der deutschen Frage überhaupt zu resignieren. Es erfüllte ihn vielmehr mit tiefem Schmerz, daß die Wiederherstellung des alten römischen Kaisertums und die Neubelebung seiner weihevollen Formen vorläufig als unerfüllbar erschien. Er empfand, daß man in den letzten anderthalb Jahren, trotz aller Versuche, einer positiven Lösung der deutschen Aufgaben nicht näher gekommen war, und nach all den gescheiterten Plänen erschien die Radowitzsche Denkschrift vom 20. November 1847 als derjenige Vorschlag, der der Grundauffassung des Königs am nächsten kam und auch jetzt noch die relativ größte Möglichkeit auf Ausführbarkeit versprach. Nachdem es nicht gelungen war, durch eine Verständigung mit Österreich das alte Deutsche Reich zu erneuern, blieb, wenn man dem Bund mit der Demokratie entgehen wollte, wirklich nur noch der eine Weg offen: ‚Spezialvereine' der Regierung nach Art des Zollvereins. Hier liegt die geistige Wurzel der preußischen Unionsprojekte.

Noch einmal sollte der alte Versuch aufgenommen werden, legitimistische und nationale Politik miteinander zu verschmelzen, den ‚besseren Geist der Nation' durch Erfüllung der deutschen Hoffnungen dem Liberalismus abspenstig zu machen. Und zugleich mit der Wiederaufnahme der alten Aufgabe wurde auch der Persönlichkeit ihre Leitung übertragen, welche den entscheidenden Ansporn zu solchem Unternehmen gegeben hatte: kurz nach der Ablehnung der Kaiserkrone war General von Radowitz zur Leitung der deutschen Politik Preußens nach Berlin berufen worden. Ganz im Sinne des Königs faßte er seine Aufgabe an: durch Befriedigung der nationalen Wünsche hoffte er, ‚die Revolution zu enden'. Schrittweise durch Vereinbarung von Regierung zu Regierung wollte man das vom König und Radowitz gleichermaßen anerkannte Ziel der deutschen Einigung durchsetzen und doch zugleich es unterordnen der größeren und heiligeren Aufgabe: der Überwindung des revolutionären Geistes. Denn dann erst,

so erkannte man, würde jener antilegitimistische Geist besiegt sein, wenn ‚neben dem Siege über die Demokratie auch die Verfassungsfrage für Deutschland abgeschlossen sein werde‘.

Aber freilich: nun nach all den Kämpfen und Enttäuschungen standen den Radowitzschen Gedanken noch viel größere sachliche Schwierigkeiten, ein noch viel tiefgründigeres Mißtrauen entgegen als in jener Zeit, da er zuerst diese Gedanken ausgesprochen hatte. Durch die Erfahrungen des letzten Jahres war der Glaube der öffentlichen Meinung an den guten Willen der Regierungen ernstlich erschüttert. Schon tobten demokratische Aufstände in Sachsen und Süddeutschland. Friedrich Wilhelm IV. hat es für seine Pflicht gehalten, mit der Gewalt der Waffen diese Aufstände niederzuschlagen. Er vertiefte dadurch das Mißtrauen der Volksstimmung, aber verpflichtete sich die Dynastien von Sachsen, Bayern und Baden zu Dank. Daß er diese Situation nicht machtpolitisch ausnutzte, daraus hat ein Verfechter der Machtpolitik wie Heinrich von Treitschke das Motiv eines besonders harten Vorwurfes gegen Friedrich Wilhelm IV. gezogen. Und in der Tat lag die Möglichkeit einer Machterweiterung Preußens als Belohnung seiner Waffenhilfe damals in der Luft. Bayern bot Preußen die Pfalz an als Entschädigung, falls es eine Teilung Badens zulasse, und auch von anderer Seite kamen ähnliche Anerbieten.* Ein Bismarck würde sich solche Kompensationen wohl kaum haben entgehen lassen, wie er denn auch sicher im Falle der Ablehnung der Kaiserkrone dieselbe durch Landerweiterung von seiten Österreichs sich hätte bezahlen lassen. Und wenn man die territoriale Machterweiterung scheute, so gab es doch vielleicht wenigstens die Möglichkeit, durch das Eintreten Preußens für die Dynastien die deutschen Staaten zum Anschluß an die Union zu gewinnen und so vielleicht indirekt die Leistung des preußischen Schwertes einer Steigerung der preußischen Macht zugute kommen zu lassen. Es ist offenkundig, daß Radowitz sich mit solchen Hoffnungen trug. Sie sollten sich nicht erfüllen.

An dem Scheitern der Union offenbart sich von neuem der innere Widerspruch eines Bündnisses Preußens mit dem konservativen Prinzip. Der ideale Plan einer freiwilligen Vereinigung der Regierungen scheiterte an dem Eigennutz ihrer Partikularinteressen. Ja, auch in Preußen opponierten gerade die konservativen Kreise, die, wie wir sahen, ihre führende Stellung im Staate bedroht sahen, gegen die deutsche Politik ihrer Regierung.

Mehr noch: in der Gefährdung der gesamten europäischen Konstellation offenbarte sich der antikonservative Kern des nationalen Einigungsgedankens. Die preußische Unionspolitik drohte den Bund der drei Ostmächte zu sprengen, der bisher die Säule des konservativen Prin-

* Vergl. F. Meinecke: ‚J. M. v. Radowitz und die deutsche Revolution‘, S. 243 f.

zips in Europa gewesen war. Nun aber enthüllte sich jene verborgene Differenz zwischen den Anschauungen von Radowitz und dem König, welche wir schon bei der Beurteilung der Novemberdenkschrift betont hatten. Während Radowitz' deutsche Politik durchaus aggressive Momente in sich trug und auch vor einem Konflikte mit Österreich nicht zurückschreckte, empfand der König mit Recht, daß durch die Unionspolitik die konservativen Grundlagen Europas gefährdet waren, und er sah sich genötigt, Schritt für Schritt von den politischen Zielen der Unionspolitik zurückzuweichen. Nicht nur Leopold von Gerlach empfand, daß die Radowitzsche Politik zu einer ‚ungerechten Stellung gegen Österreich' führe und daß das Einrücken in Kurhessen gegen den legitimen Fürsten dem konservativen Grundgedanken des Königs unversöhnbar widerspreche. Es war in der Tat eine innere Unmöglichkeit für den König, eine weltgeschichtliche Entscheidung mit Österreich zu provozieren unter einer Konstellation, in der Österreich diejenige Weltanschauung vertrat, die ihm selber heilig war, während sein Preußen sich für die vorgeblichen Rechte von Untertanen im Kampfe gegen einen legitimen Herrscher einsetzte.

Darin liegt die schmerzliche Tragik des Königs geborgen, daß er keinen Ausweg fand, die legitime Idee und die nationale Hoffnung, denen er beiden von innerstem Herzen zugetan war, miteinander zu verbinden. Das hoffnungslose Scheitern dieser lauteren Absicht liegt weder an äußeren Verhältnissen noch an persönlicher Unfähigkeit des Königs, sondern ist in inneren immanenten Ursachen begründet. Der nationale und der konservative Gedanke waren in ihren Konsequenzen miteinander nicht vereinbar. Deshalb waren die wirklich folgerichtigen Konservativen damals Gerlach und Bismarck, die Vertreter des strengen Preußentums, während die konservativen Verfechter des deutschen Gedankens, der König, Radowitz und Stahl, sich einen inneren Widerspruch ihrer Ideen zuschulden kommen lassen. Der logischste Kopf unter ihnen, Friedrich Julius Stahl, hat schließlich den immanenten Konflikt zwischen Legitimitätsprinzip und Nationalitätsgedanken schüchtern zugestehen müssen. Er erkannte, daß es ja im Grunde ein revolutionäres Prinzip sei, den Gedanken der Nationalität über die historischen Rechtsverhältnisse zu stellen; er empfand ebenso den latenten Konflikt zwischen dem Gedanken der preußischen Einheit und der der Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis. Er ahnte, daß man in Erfurt um ein Problem rang, ‚ähnlich wie die Quadratur des Zirkels'.*

Dumpfe Ahnung von der Unversöhnbarkeit des Nationalstaates mit den legitimistischen Grundgedanken mag es auch gewesen sein, die den König immer wieder und zuweilen sogar auch Radowitz auf den Gedanken einer Erneuerung des mittelalterlichen Imperiums drängte. Aber das mittelalterliche Imperium war eben kein Nationalstaat. Es war eine

* Vgl. F. Julius Stahl, ‚Reden' (Ausg. v. 1862) S. 151, 154, 176 f., 180.

prinzipielle Täuschung, der später von der anderen Richtung her Sybel wieder verfallen ist, den Kaisergedanken des Mittelalters und den modernen Nationalstaat miteinander zu verwirren.

So war es nicht persönliche Schwäche, an der die deutschen Pläne des Königs scheiterten, auch nicht mangelnde Intensität seiner Gedanken, es war die sachliche Unversöhnbarkeit zweier in demselben Individuum vereinten Gedankenwelten, die sein reines und starkes Wollen zu tragischem Zusammenbruch verdammten.

Aber nicht allein in dieser staatspolitischen Sphäre ist die tragische Unversöhnlichkeit der Ideenwelt des Königs gegründet. Sie lag tiefer. Sie wurzelte in seinen kirchenpolitischen Anschauungen, ja im tiefsten Grunde sogar in seinen religiösen. Als Bekenner des Protestantismus wollte er die Katholizität des Christentums wiederherstellen, den Geist des Mittelalters erneuen. Er wollte den gregorianischen Gedanken der irdischen Erziehung zur civitas Dei erfüllen, aber nicht durch die Heilsanstalt der Universalkirche, sondern als Monarch eines überwiegend protestantischen Staates. Er belegte profane Einrichtungen des Staates mit dem Anspruch göttlicher Weihe und versäumte, weltliche Aufgaben des ihm anvertrauten Staates zu erfüllen. So sah er das Ziel der Katholisierung der Menschheit, aber als Protestant fand er nicht die Mittel: drehte sich in seinen Ideen hilflos im Kreise. Der Zwiespalt zwischen den Forderungen der christlichen Ethik und zwischen den Lebensbedingungen des staatlichen Organismus war für ihn unlösbar, zerrieb sein reines Wollen.

Aus protestantischem Geiste wurde dann von der nächsten Generation ein Ausweg aus diesem Zwiespalt gefunden. Durch jene doppelte Moral, wie Heinrich von Treitschke sie gelehrt und Otto von Bismarck sie gelebt hat. Für das Privatleben gelten die Gebote christlicher Sittenlehre, für das Leben des Staates die Gebote heidnischer Machtpolitik.*

An der inneren Unwahrhaftigkeit dieser doppelten Ethik fiebert heute die Menschheit. Von ihr fortzuführen zu wahrer Katholizität der christlichen Ethik wird die befreiende Aufgabe der nächsten Jahrzehnte sein. An uns, die wir uns als Katholiken bekennen, ist es, die Erneuerung des katholischen Geistes zur Erfüllung zu bringen. Er wird nicht wie der moderne Pazifismus, der ein Abkömmling des Freimaurertums ist, die Lebenskräfte des Staates negieren, sondern sie einzufügen wissen in die Hierarchie der Heiligung.

* Hiervon wird in einem späteren Essay über ‚Heinrich von Treitschkes Geschichts- und Staatsauffassung‘ ausführlich die Rede sein.

Kleine Bausteine

Rodin und der gotische Geist

Von Konrad Weiß

Wie in der Geschichte der Kunst der gotische Geist entgegen der Sonne von Westen herkam und aus dem uns noch stammverwandten und ganz weltanschauungsgleichen Frankenreiche nach Osten zu Schatten warf und Wurzel schlug, bei uns als weniger volkskräftiger, aber vergeistigterer und in Übergang über die Grenze empfindungssatterer religiöser Weltgeist seine Ausleger fest- und fortsetzte, der dann bei uns zwar in der Form gleich wie in Frankreich, aber in seinem zwiespältigen Gehalt doch weniger verdarb, wenn er auch durch Jahrhunderte einschlief, so scheint auch sein neuer Aufgang wieder von Westen herkommen zu wollen. Man weiß, wie in Frankreich einzelne Geister über die durch die Verderbnis des Volkes verschuldete Verwahrlosung ihres vergangenen Kulturschatzes trauern, und daß diese Trauer fruchtbarer zu werden scheint als unsere bloß verstandesmäßigen Rekonstruierungskünste, da sie in der jungen dichterischen Bewegung dort, z. B. in Claudel, sich niederschlug, und da vor allem der jüngst verstorbene größte Bildhauer seiner und auch noch unserer Generation sie in seinem Werke über ‚Die Kathedralen Frankreichs' als in einem literarischen Testament vererbte, das trotz der Klagen und Vorwürfe gegen die Barbarei seines Landes schon weniger wie ein Trauerlied über Vergangenes als wie ein Hymnus auf Neuerlebtes und Zukünftiges klingt. Rodin ist ja ebenso wie durch sein gestaltetes Werk, auch durch seinen rastlosen Eifer, die Seele der gotischen Form zu erfassen, bekannt geworden. Dieser Eifer und die sich darin genugtuende künstlerische Wahlverwandtschaft hat nicht nur auch seine plastischen Schöpfungen begrifflich deutlicher gemacht und den Sinn ihrer äußerlich haltlosen Bildstrebigkeit innerlich offenbart, ihr Kernwesen verstehen lassen, er hat auch über sich hinaus einer künstlerischen Geistesrichtung Nahrung gegeben, die eben in den gegenwärtigen Jahren auch in Deutschland zum Teil mit modischer Hastigkeit sich einlebt, die aber im Schoße dieser unserer Zeit schon lange verborgen war und um so langsamer zum Lichte treibt, je grundechter sie ist und zu sein trachtet.

Ist aber nicht schon vor hundert Jahren der erste neue Hauch des alten gotischen Geistes durch unsere Gemüter gefahren? Ob Friedrich Schlegel, als er in den ersten Jahren des letzten Jahrhunderts, von Paris ausgehend und dort landend, in Reiseeindrücken die ‚Grundzüge der gotischen Baukunst' empfand und niederschrieb, in Worten, die oft so ganz von äußerlicher Stilbetrachtung abweichen und auf die Eigenschaften der Seele und die

geistigen Formen der Geschichte zusteuern, ob er, wenn ihm in einer dortigen Sammlung schon ein Werk Rodins hätte unter die Augen kommen können, eine der seinen verwandte gotische Empfindung darin gespürt, ob er auch nur einen ähnlich gerichteten gotischen Willen in Rodin anerkannt hätte? Wir Heutigen sehen den Abstand zwischen jener geschichtlich erwachenden Kunstgeistigkeit des romantischen Zeitalters und dieser von Rodin am stärksten naturerlebten Versinnlichung der seelischen Erfahrungen. Wir können den fast ein Jahrhundert langen Weg von den durch Schlegel erkannten Grundzügen, die doch vielfach erst Blitze in neu beladener Seelenwitterung waren, bis zu den heute eigenmächtig erfüllten, aber aus dem allgemein verbindlichen Wahrheitsstreben fast ganz wieder ausscheidenden Formen ermessen. Wir dürfen die Möglichkeit dieser Schlegelschen Einsicht in dem Maße bezweifeln, als wir selbst erst durch die inzwischen vollzogene Naturdurchdringung in das naturhafte Wesen als zweite Seele der Gotik eingelebt sind, und als wir im besonderen durch Rodins literarisches Denken auf die richtige Lösung des Geheimnisses seiner Kunst geführt wurden. Der Hauch dieser neuen Gotik ist ein ganz anderer als der vor hundert Jahren. So voll diese heutige Gotik gerade künstlerisch uns anweht, so sehr fühlen wir, daß die Seele auf die Dauer darin verdarben müßte wie in einem noch so satten Luftgemenge, dem aber die Zufuhr aus Höhe und Ferne fehlt. Diese Höhe und Ferne ist der geschichtliche Geist, den Rodin oft in seinen Worten von Asien und vom Mittelalter her ahnungsreich erfühlt, aber in seinen Werken nicht bannte und bekannte. Es ist schließlich der Geist der christlichen Geschaffenheit und Überlieferung, der die alte Gotik als wahrste Geschichts- und Gesellschaftsform erstehen ließ. Er ist beständiger und zukünftiger als die Hymnen Rodins. Trotzdem gibt es im bloßen Bereich des Künstlerischen nichts Zarteres und in geistiger Sinnlichkeit Erhebenderes, gefühlsmäßig Tieferes als diese Betrachtungen eines modernen Künstlers, die um so reicher in Blüte schießen, je schwankender sie in Kern und Wurzel stehen.*

Am 17. November ist Rodin gestorben und hat, wie so mancher weltbekannte Name, im Laufe der kulturumschaffenden Kriegszeit, zu deren Schrecknissen er, soweit bekannt, nicht wie andere Kulturgeister durch Hetzreden beigetragen hat, den Markstein seiner Zeitlichkeit gefunden, als ob sein im Menschlichen befangenes Werk vor einer auf härtere geistige Erkenntnis hingespannten Zukunft abgeschlossen sein sollte. Am 4. November 1840 ist er in Paris geboren aus von väterlicher Seite normännischem, von mütterlicher lothringischem Blute. In dieser langen Lebensspanne hat er, ein selten rastloser Künstler, nicht mit dem Willen nach äußerlicher Fertigkeit, sondern aus dem Drang innerer Erledigung eine große Reihe Schöpfungen entstehen lassen, während andere, wie der Entwurf des

---

* Auguste Rodin, Die Kathedralen Frankreichs. Mit Handzeichnungen Rodins auf 32 Tafeln. Kurt Wolff Verlag, Leipzig. Geh. 8 M., geb. 10 M.

‚Höllentores', ihn sein Leben lang begleiteten; in allem nicht einer Formerkenntnis dienend, wozu die Plastik besonders verlockt und in der unser deutscher Meister Hildebrand geistkräftigend wirkt, sondern der Zwiefachheit von Raum und Seele, Ich und Welt nachtastend. So verstehen wir den treibenden Kern von Rodins Werk aus den Gedanken seines Schöpfers; das Werk selber aber verhüllt uns seinen Kern und fließt darüber hin, wie die körperliche Empfindung und Allbegeistung in Licht und Luft in seiner Kunst und in dieser letzten Kunstperiode überhaupt die Seele verdunkelnd in sich schloß, so daß sie nur noch dem sinnlichen Ausdruck letzte Kräfte leihen konnte, so wie die ‚Danaide' mit dem ausfließenden Gefäß kaum aus dem Stein erhaben darüber hingesunken ist. Mit dieser Schöpfung zusammen waren es, wenigstens noch vor einigen Jahren, verhältnismäßig wenige Werke, die man von Rodin in der modernen Skulpturensammlung des Luxemburgmuseums in Paris sehen konnte. Wie dieses Werk, das in sinnlich-geistiger Empfindung von anderen Werken Rodins zwar vielfach und gerade in noch mehr rätselvollen, gleichsam vulkanisch aus der Phantasie entstandenen Gebilden übertroffen wird, die gotische Zwiespaltempfindung von Seele und Welt ausscheidet, ist es trotzdem typisch für den geistigen Charakter von Rodins Kunst. Die überpersönliche, aus der Geschichte geschöpfte, der erlösten Menschheit im ganzen mitgeteilte Kraft, diesen Zwiespalt zu überwinden, die gerade die Größe der gotischen Kunst und besonders in ihren mächtigsten Schöpfungen, den Kathedralen, ausmacht, ist seinen Formen nirgends eigen. Das, was Schlegel gesucht hätte, was man suchen muß, um das Heidnische vom christlichen Formempfinden zu scheiden und die Scheidung der Zeit in dem Unterschied von antik-klassischer und gotischer Kunst zu verstehen, das Mitschaffen nicht nur des persönlich beseelten Zeitgeistes, sondern des christlichen Erlöserwesens mit und im künstlerischen Willen findet sich hier nicht. Die Werke entziehen sich der geistiggeschichtlichen Ordnung und fallen in den Gegensatz einer bloß geist-natürlichen Ordnung zurück. Da ja in wirklicher Kunst nichts Zufall ist, symbolisieren sie diese Tatsache, diesen Rückgang zur Natur selber, da sie, wie technisch oft noch kaum und nur teilweise aus dem Stoff befreit, so ideell sinkend, liegend, kauernd, aufgebäumt dahin zurückweichen, sich dagegen stemmen wie die ‚Schatten' am Höllentor, daraus hervorwogen.

Ein Frühwerk nach dem Rodins Lebensarbeit beginnenden ‚Mann mit der zerbrochenen Nase' ist die an Michelangelos Sklaven gemahnende Gestalt des ‚ehernen Zeitalters', eine Schöpfung mit dem Pathos eines geistigen Spiels, das seiner Beschäftigung mit dem Geheimnis des leibgeistigen Seelenausdrucks Namen und Empfindung monumentaler Urzeitformen lieh und so, wie das überhaupt gern im naturalistischen Gedankenwesen geschah, seinen eigenen Schöpfungsbeginn analog einem Weltschöpfungsbeginn empfinden wollte. Dieses gedankliche Spiel im Rückblick verfällt aber einem tragischen Schicksal im Vorblick, indem der Geist, der sich so der unerlösten Stofflichkeit anglich, seine eigene Zukunft mit dem Stoff beschwerte

und seine Seele unerlöst in einem neuen ehernen Zeitalter zu verlieren drohte. So zeigt sich gleich aufs stärkste ein der geschichtlichen, in einer geistigen Tradition und erlösten Seelenfolge befindlichen Gotik widersprechendes Element. Ein weiteres bedeutendes Frühwerk Rodins, der mächtig ausschreitende und mit halb säender, halb winkender Gebärde wie ein Menschenfischer die Gedanken zu sich herholende ‚Johannes der Täufer', der im Musée Luxembourg nach den klassizistisch eitlen Gestaltungen und Haltungen der künstlerischen Vorgänger und Zeitgenossen das Auge wie für eine starke Tat, die sich vollenden will, gefangen nimmt, ist dem gewohnten Augenschein mehr gotikverwandt, und zwar in geistigerer Empfindung, als wie in modernen Skulptursammlungen Werke mit bestimmten, dem wirklichen Dasein entnommenen und seelischen Motiven, z. B. in der Art Meuniers als volksbeseelt aus dem klassizistischen Wesen heraustreten und gotisch angeregt scheinen. Die Eindringlichkeit des Vorläufers, der in die Zeit wirken will, zu deren Veranschaulichung Rodin die Darstellung des mächtigen Ausschreitens in dieser Anfangszeit lebhaft beschäftigte, hat ein Werk gezeitigt, das als eines der wenigen volksgeistigen Schöpfungen des so volkseifrigen und mit Rodins eigenem Lande voran so nationalstolzen Zeitalters gelten muß. Das ist die Darstellung der ‚Bürger von Calais'. Das Motiv ist aus der Chronik entnommen, die berichtet, wie sich sechs Bürger der Stadt dem feindlichen englischen König Eduard III. als Opfer auf Gnade und Ungnade überlieferten, daß er die Stadt nicht aushungere. Barfuß, im Hemd, mit einem Strick um den Hals, einer die Torschlüssel in Händen, machen sie sich auf den Gang, schon mehr im Geiste als noch leiblich Abschied nehmend und dem Schicksal in freiem Entschluß gebeugt. Die in Art alter gotischer Werke freie und figurenvolle Szene ist voll erhabener Züge. Was die alte Gotik ihr voraus hat, ist die Einheit eines Willens, aus dem die Form dienender und sicherer lebt, während sie sich hier im einzelnen zerteilt, bis zur Untätigkeit des bloßen Leidenszustandes auskostet. Das Geheimnis des Maßes der gotischen Kunst, die die Tiefe des Ausdrucks nur als Zeugnis und Zeugschaft einer über der natürlichen Seele waltenden Kraft zuläßt, darum auch immer mehr das Geschehen in Schmerzen als den Zustand der Empfindung betont — man denke an Grünewald —, dieses Geheimnis lebt nicht als verborgene stärkste Gewalt in Rodins schmerztragenden Gestalten. Darum muß er ihnen zur Dauer des Eindrucks mehr Resignation verleihen.

Worin die Gotik stark ist, die Seele durch Naturtreue zu erobern, diesen Wege hat auch Rodin eingeschlagen, und darum ist auch seine Porträtkunst ein Zeugnis des Geistes seiner Zeit in den Köpfen ihrer Menschen.* Wohin seine Neigung aber ging, daß sie von der Erfassung des persönlich und zeitlich gewordenen Charakters lieber zum Gedanken als zur wirkenden Menschheit ging, daß sie die Belebung und Befreiung des Geistes aus

* Vgl. den Aufsatz ‚Rodin über Porträtplastik' im Januarheft 1914.

der Stofflichkeit gerade durch stoffliche Reizung und Beschwerung liebte, das zeigt die gestaltende Idee seines mächtigen Balzac-Kopfes, das zeigt aber auch sein Werk ‚Der Gedanke‘, jener aus dem Steinklotz wie ein Griff und Begriff herausgeformte Kopf, an dem man Rodins Grenze, und sei es französische, sei es überhaupt klassizistische Neigung zu einem begrifflichen Element erkennt, ein Element, das er in der eindrucksstarken sitzenden Freiluftstatue des ‚Denkers‘ steigernd überwindet, aber eben auch nur durch ein schweres, fließendes Pathos, das er immer wieder bereichert zu gestalten sucht. So in dem Viktor-Hugo-Denkmal, wo er mit viel innerlicherer künstlerischer Fähigkeit waltet, als Max Klinger ähnliche Aufgaben angeht, aber doch auch ohne jene wahre Monumentalität, die der alten Gotik eigen war, der das Prinzip der geistigen Bewegung im natürlichen Raum nicht oberstes war, die diesem vielmehr in innerer Selbstbehauptung sich entgegensetzte. Es ist etwas Haltloses darin, wie es Rodin aus Geistigkeit immer wieder zur sphinxartigen Erde treibt, wie er in der Beseelungsidee des Stoffes seine sonderbarsten und eigenartigsten, so elementar-sinnlichen wie gedankenverstrickten Werke schafft, wie er die Seele fliehen läßt, um ihr stofflich vermummt, aber auch beschwert nachzufolgen. Rodin ist hier auch Franzose, der das Sinnbeschwerte mit Geist löst, aber das Seelische nicht mehr wirklich erfaßt.

Rodins vom Naturgeist der letzten, uns vorangehenden Zeit erfüllte Kunst hat einen deutschen Sinndeuter gefunden in dem feinsinnigen Dichter Rainer Maria Rilke.* In der stillen, zum Religiösen als zu einem seelisch unverwindlichen Erbteil geneigten Gehaltenheit seiner Dichtungen ist er von Rodins Geistesart insofern getrennt, als er sich dem Gott- und Weltgeiste dienender naht und so selber mehr vom alten Wesenszug gotischer Natur in sich erweckt; darin aber ist er Rodin ähnlich, daß er nun die religiösen Erfahrungen nicht als formschaffende Verpflichtungen übernimmt, mit denen er sein eigenes Werk verstärken und selbst verhärten müßte. Er gleicht sich seinem verehrten Meister an und wird dadurch zu seinem wortbewegten Interpreten, daß auch er beim Nachgenuß der Werke, wie Rodin bei der Betrachtung der Kathedralen, auf die Natur und ihre Sinnenfältigkeit zurückweicht, so die seelischen Erfahrungen nicht zu Erkenntnissen verdichtend, sondern als Möglichkeiten genießend, deren der Geist mehr untergeben als mächtig ist. Man liest die schwingende Bewegung seiner Worte so, wie das Auge über die sinnlichen Auflösungen der Rodinschen Gebilde hingeht. Diese Art von Kunstbetrachtung gehört zur feinsten der Gegenwart, aber ihr eignet nicht das harte Streben nach Erkenntnis, nicht der Blick nach einem Ziele, das klar ist, selbst wenn Weg und Windung der Worte dazwischen noch nicht von Rätseln frei sind.

Rodins Auge, das ihm seine blühenden Worte über die alte Gotik vermittelt, ist stärker im künstlerischen Ziele, sein Werkwille umfassender

* Auguste Rodin. Von Rainer Maria Rilke. Mit 96 Vollbildern. Leipzig, Inselverlag.

und in der Spanne von Geist und Natur herrischer, man möchte sagen gläubiger, je weiter er vom Glaubenskern entfernt ist. Er hat die anfängliche Heftigkeit des ‚Täufers‘ verlassen und dem Geist im Selbstgenusse am Stoffe zugunsten ungehemmterer künstlerischer Selbsterfahrung und Erkämpfung der Naturnähe Freiheit gegeben. Diesem Verlassen der sittlichen Idee liegt das Geheimnis zugrunde, daß das Sittliche als eine Halbheit in der Kunst nicht fruchtbar werden kann, wenn es nicht selber durch eine — und das ist die — Religionsform gebunden und in dieser Bindung erst im künstlerischen Sinne frei wird, das ist, wenn das Sittliche nur gewollt, nicht gewirkt, nicht im Plane der Zeitlichkeit und Geschichte erfahren ist, wenn es erst Nötigung, noch nicht erlebter Glaube ist. Rodin fühlte und wußte das und sah es an den Kathedralen. ‚Der Glaube hat uns Barbaren zivilisiert, durch unseren Unglauben sind wir wieder Barbaren geworden.‘ Der Geist, der mit der Natur ringt, spürt und weiß überall die Kraft, die dem naturgeistigen Menschenwesen überlegen ist, aber Spur und Wissen ist noch nicht Besitz. Die alte Gotik indessen lebte ganz aus dieser Kraft, sie war mächtig, das Religiöse nicht als bloße Idee, sondern als wirkliches Geschehensein in ihre eigene zeitliche Gegenwart einzukleiden. Wie sie die Menschheit aus Gott, so erfuhr sie auch die Seele nicht aus der Natur, sondern die Natur aus der Seele. Aber, wie Rodin sagt: ‚Schwierig ist nicht etwa, mit naiver Jugendunschuld denken. Schwierig ist, traditionsgemäß denken, mit erworbener Kraft, mit Resultaten, die im Denken aufgespeichert sind, denken. Ja, der menschliche Geist kann nicht viel weiter als bis zu diesem Zustand gelangen: daß der Gedanke des Individuums sich still und geduldig an das Denken vergangener Generationen anreihe.‘

Und doch dachte er selber wieder, daß die Kunst des Mittelalters aus der Natur hervorgehe, und dachte damit, wie er auch schuf, nur in der Umkehrung der idealistischen Kunstidee, der die Form aus der allmächtigen Geistigkeit entstand und das Ding an sich nicht begreiflich war. Ihm war die Allempfänglichkeit der Dinge bekannt; aber auch der neue Geist, den sie ihn erfahren ließen, war noch nicht zum Dienen bereit. Rodin beschloß ein Jahrhundert, in dem Geist und Natur gedanklich in der Wage schwankten, die Natur aber das irdische Übergewicht bekam. Darin wird Rodins Gefühl sich bewahrheiten, daß der Ansatz der neuen Gotik mehr aus der Natur als aus dem Geiste entsteht, aber die Erkenntnis muß sie zur religiösen Erfüllung treiben. Sie darf nicht naturhaft zerfließen, sie muß sich menschlich begrenzen. Sie darf sich aber auch nicht durch eine Idee ersetzen, sie muß die Geschichte der Menschwerdung wiederholen.

‚Ich bin wie der Hauch in einer Trompete, die den Klang anschwellen läßt . . . Die Rasse kehrt zu ihrem Ursprung zurück! Wie fühle ich in mir das Glück dieser Künstler von ehedem und ihre fruchtbare Naivität! Gefühlvolle Herzen, die in der Kunst keinen Luxus, sondern den eigentlichen Sinn ihres Lebens gefunden haben.‘ Mit diesem Testament starb Rodin.

Kritik

Französische Romane / Von Hermann Bahr

Kein Buch des Krieges hat so stark gewirkt wie Barbusses ‚Le Feu'.* Es ist auch von Deutschen gierig gelesen worden. Wir haben selbst aus der Kriegszeit ja nichts, was sich an Kraft und Kunst, ja auch nur an Aufrichtigkeit, Ernst und innerer Reinheit damit messen könnte. Dies wurde man mit geheimem Neid und unverhohlenem Erstaunen gewahr; denn man hatte sich in Deutschland vor dem Krieg doch angewöhnt, literarisch auf die Franzosen kaum mehr zu rechnen, ja sie kaum mehr mitzuzählen. Seit 1900 etwa schien's, ihre Literatur stehe still; sie hätte dem neuen Jahrhundert nichts mehr zu sagen. Zwar wurden Rolland, Jammes und gar der unter uns wohnhafte Claudel mit Achtung genannt, aber ihr Ruf war doch auch daheim schon bloß du petit cenacle. Und im übrigen fuhren die berühmten alten Herren fort, Jahr für Jahr ihren Roman oder ihr Stück zu liefern, mit etwas mehr oder etwas weniger Glück, aber im Grunde doch stets wieder von derselben Art, die man ja hinlänglich kannte. Sie zu lesen, konnte man sich ersparen, es war nichts mehr von ihnen zu holen; was von den Franzosen zu lernen ist, konnten wir jetzt längst schon selbst. Und auch wer schärfer hinhorchend den erregten Ernst, die leidenschaftliche Bewegung, das sittliche Pathos der französischen Jugend vernahm, war eher auf einen neuen Lacordaire, vielleicht auf eine Art von französischem Carlyle, Matthew Arnold oder Ruskin, auf einen Propheten, Apostel, Erzieher gefaßt als auf einen Dichter, einen Künstler. Künstlerisch schienen die Franzosen erschöpft, und gar ihre Literatur schien schon ganz ‚Metier' geworden, wenn auch ein sehr kultiviertes, voll Geschmack und von wunderbarer Sicherheit, aber gerade darum als Beispiel nur desto gefährlicher. Solche Zeiten, wo plötzlich nichts mehr als das Metier übrig geblieben, alles ganz zur Handfertigkeit geworden zu sein scheint, hat ja die französische Literatur immer wieder, sie steht immer wieder auf einmal still und scheint erstarrt. Dies ist aber nur sozusagen ein Schlaf der Verdauung: sie liegt und kaut wieder, bis die letzte Vergangenheit in sie verarbeitet, bis das Erbe dem allgemeinen Geiste wieder einverleibt, bis die Tat der letzten Generation zu Fleisch und Blut der nächsten geworden ist. Dies gleich recht zu verstehen, wird uns schwer, weil uns das französische Bedürfnis nach Zusammenhang der künstlerischen Entwicklung fehlt. Solchen strengen geistigen Zusammenhang haben wir allenfalls in der Philosophie, wo auch bei uns der eine vom andern stets den Eimer übernimmt und sorgsam wieder weiterreicht. In der Kunst ist's bei uns schon selten, daß auch nur dieselbe Generation sich zur Kette schließt; der einzelne springt lieber aus. Gar aber jede neue Generation läßt die Vergangenheit liegen und setzt alles dran, die Welt erst von sich zu datieren. Unsere Literatur hat immer etwas Erratisches, jeder ist auf einmal unversehens da, aber da bleibt er dann auch: er selbst schloß sich nirgends an, aber auch ihm schließt sich wieder nichts an; ‚nichts hat Folge' war schon Goethes ewige Klage (des einzigen eigentlich, der durchaus nicht erratisch ist; er beginnt in den Leipziger Gedichten durchaus als Folge, Folge des Rokoko). Jeder Deutsche scheint zu glauben, daß die Literatur erst auf ihn

* Paris, Ernest Flammarion.

gewartet hat, um erst von ihm jetzt erschaffen zu werden, und was der eine schafft, setzt kein anderer je fort. Es ist ihr ungeheurer Reichtum, aber freilich auch eine maßlose Verschwendung von Kraft, daß sie stets eine Literatur von Einzelfällen, sozusagen von Elementarereignissen bleibt. Das wäre der französischen Empfindung ganz unerträglich. Ihr ist nichts wichtiger als die schöne Linie der Entwicklung. (Daher auch der uns oft ganz unbegreifliche Grad der Erregung über Fragen der Kunst: immer dann nämlich, wenn die schöne Linie bedroht, der leichte Fluß gestört scheint.) Der Franzose, Künstler oder Laie, hat das höchste Gefühl der Mitverantwortlichkeit fürs Ganze. Er erzediert schon auch gelegentlich einmal, doch immer an der Kette; er spanne sie noch so sehr an, er reißt sie vielleicht mit, doch sie reißt niemals ab. Der französische Geschmack beruht darauf: an jedem französischen Buch schreibt die ganze Vergangenheit mit; jedem Reporter noch merkt man's an, daß ihm zuweilen Pascal über die Schulter blickt. Es ist eine Literatur mit Penaten. Und jeder bezieht sich aufs Ganze, bezieht das Ganze wieder auf sich. Jede Generation muß darum auch, bevor sie selbst beginnen darf, gleichsam erst alles aufarbeiten, was sie an Vergangenheit vorgefunden hat. Und so entstehen dann jene Pausen der französischen Kunst. Der Franzose ist sparsam auch in der Kunst: es darf nichts verloren gehen, es darf nichts unbenützt bleiben, jedes Glied muß erst wieder fest vernietet sein. (Darüber täuschen wir uns zuweilen: wir sind geneigt, bloß für ‚Metier' zu halten, was Zusammenhang ist.) Das dauert oft eine ganze Generation lang, die dann selbst zur eigenen Arbeit gar nicht kommt. Erst von den Parnassiens ist die Romantik bis auf den letzten Rest verarbeitet worden; dann erst war nichts von ihr mehr draußen; dann erst war ihr Nachlaß ganz aufgesogen von der Nation, und so bleibt er jetzt aber auch aufbewahrt in der Nation und fortwirkend. (Dies ist eine Art Unsterblichkeit der Dichter, die der Deutsche nicht kennt: in jedem Franzosen, auch wenn er niemals ein Wort von Merimée gelesen hat, lebt Merimée noch fort, denn er ist der geistigen Gestalt Frankreichs beigesetzt worden. In welchem Deutschen aber lebt Adalbert Stifter fort? Diese Unsterblichkeit kennt in Deutschland nur der Musiker.) Nun war aber diesmal der Nachlaß groß genug: Baudelaire noch, Verlaine, der ganze Naturalismus, die stendhalisierenden Psychologen, Symbolismus, Decadence. Allen diesen geistigen Mächten ausgesetzt, sich an keine zu verlieren, auf ihre Wirkungen dann erst noch einmal auch die ganze Vergangenheit wieder einwirken, beide sich zur unmittelbaren Gegenwart werden und sich selbst doch nicht davon erdrücken zu lassen, die Gemeinschaft jener Gegensätze und auch noch des eigenen dazu zu finden, keine aller Vergangenheiten zu verleugnen, aber auch sich selber nicht, für alle Platz zu schaffen, aber auch noch einen, auf dem man nun auch selber wieder weiter gehen, ja sogar sich von ihnen dann wieder entfernen kann, das war noch weit mehr als die Forderung, die der Nation einst die romantische Hinterlassenschaft gestellt hatte. Jetzt, scheint's, ist das erreicht: der Zusammenhang ist wieder erreicht, die Schönheit der großen Linie scheint wieder gesichert. Wenn jetzt ein Franzose wieder etwas zu sagen hat, steht ihm dazu das ganze vorige Jahrhundert zur Verfügung. Das ist ja der eigentliche Sinn jener so französischen und fast ausschließlich französischen Bemühung: die Leistung des einzelnen soll zum allgemeinen Gebrauch bereit gestellt werden; dem einzelnen war sie Gehalt, Zweck und Ausdruck seines ganzen Lebens, jetzt wird aus ihr ein geläufiges Mittel, das jeder beliebig verwenden kann; sie wird eine bloße Taste auf der französischen Klaviatur, wie ja Racine oder Balzac längst bloße Buchstaben im französischen Alphabet sind. Diese Benützung der ganzen geistigen Vergangenheit zum unmittel-

baren persönlichen Gebrauch der Gegenwart ist etwas echt Französisches; wir hätten dazu zu viel Ehrfurcht, vielleicht auch zu wenig Freiheit und jedenfalls auch gar nicht den ungezwungenen inneren Verkehr, in dem der Franzose mit seiner geistigen Vergangenheit steht, sozusagen auf dem Duzfuß.

Wodurch, künstlerisch, Barbusse so stark wirkt, das ist seine souveräne Freiheit, Sicherheit und Ungezwungenheit des Ausdrucks. Es sind Stellen in ‚Le Feu' (zum Beispiel, wenn Poterloo seine Frau zwischen zwei deutschen Unteroffizieren und sein kleines Mädl auf den Knien des einen belauscht, Kap. XII), wo der Gegenstand und sein Ausdruck sich so vollkommen decken, die Darstellung so zur Natur des Dargestellten selbst wird wie nur in den höchsten Augenblicken der ganz Großen, bei Homer, auf der Heide im Lear oder zuweilen in Gedichten Goethes. Und man hat Mühe, gewahr zu werden, daß da doch noch ein Unterschied ist. Man wird allmählich erst die Täuschung gewahr: er wirkt weit stärker, als er ist. Was an solchen Stellen die Wirkung der ganz Großen erreicht, ist nämlich nicht seine eigene Kraft, sondern er bedient sich dazu der Hilfe der ganzen letzten Generation: die ganzen letzten dreißig Jahre dichten mit. Er wirkt weit stärker, als er ist, weil er niemals den Ausdruck, den er braucht, erst selber zu suchen hat: jeder Ausdruck ist schon bereit, jeder Ausdruck steht schon gleichsam wartend da, jeden Ausdruck hat er zur Hand, die Mittel der ganzen vorigen Generation sind zu seiner Verfügung. Wenn sein Buch den Prix Goncourt bekommen hat, so bedeutet das mehr, als solche Preise bei uns zu bedeuten pflegen. Als ich einst den Bauernfeld-Preis erhielt, mußte ich bei mir über das erstaunte Gesicht lachen, das der gute alte Bauernfeld dazu gemacht hätte. Die Goncourts aber müßten in Barbusse sich selbst geehrt fühlen, sein Roman ist ja gewissermaßen von ihnen, fast könnte man sagen, es ist ihr erster Roman; denn die sie selber schrieben, sind doch alle stets in der Vorarbeit stecken geblieben, sie waren Sehübungen, Sprechübungen, auch Sprachbildungen, kurz, Zurüstungen, aber hier zum erstenmal wird das fertige Werkzeug nun auch ans Werk und in Wirkung gesetzt. Und nicht bloß das der Goncourts, sondern auch das Zolas, ja selbst die verwegenen Bemühungen um den Vers libre sind hier nicht mehr ihr eigener Zweck, sie sind jetzt dienend geworden, und seit sie dienen, zeigt sich erst, was sie wert sind, und auch sie selbst scheinen das zu fühlen und sich erlöst zu fühlen. Das gesuchte, auserlesene, filtrierte Adjektiv, bei den Goncourts selber so gequält, verekelt, selbstüberdrüssig, Zolas schwitzende, strampfende, stöhnende Reihen von endlosen Aufzählungen und Beschreibungen, die mühsamen, mit der Kette klirrenden Breiten symbolistischer Rhythmen, wie schreitet dies alles hier jetzt auf einmal leicht, befreit und federnd! Charles Demailly, überhaupt eine Art Beichte der Goncourts, wenn auch ohne die rechte Reue, enthält ein merkwürdiges Geständnis: Talent nerveux, rare et exquis dans l'observation, toujours artistique, mais inégal, plein de soubresauts et incapable d'atteindre au repos, à la tranquillité des lignes, à la santé courante des oeuvres véritablement grandes et véritablement belles. Gerade diese strömende Gesundheit der wahrhaft großen und wahrhaft schönen Werke, die jener ganzen Zeit versagt blieb, atmet uns hier an, aus einem Buch, das doch nichts als ein Niederschlag des Kriegs sein will, das eine Sammlung von Eindrücken, achtlos aufgefangen, wie sie die Stunde bringt, roh serviert, ohne jede Nebenabsicht, auf ‚Kunst' etwa, ohne ‚literarischen' Ehrgeiz, aber freilich von einem, dem, vielleicht ohne daß er es weiß, jedenfalls ohne daß er besonderen Wert darauf legt, die ganze ‚Literatur' zur Hand und geläufig ist, von einem, den ein übermächtiges Erlebnis einmal hat ganz vergessen lassen, daß er ein

‚Artist' ist, und der doch, unbewußt, irgend einer geheimen inneren Nötigung gehorchend, noch immer davon Gebrauch macht. Diese Täuschung einer völligen Kunstlosigkeit konnte gerade nur einer so vollkommenen Geläufigkeit aller Kunstmittel gelingen, der allein wir das Wohlgefühl verdanken, das uns sogar den grauenhaften Anblick dieses Krieges ertragen läßt: so wird hier die Wirkung ganz hoher Kunstwerke, das Entsetzen des Daseins in ästhetische Zustimmung aufzulösen, es wird fast die tragische Reinigung erreicht, dadurch allein, daß ein Ereignis von ungeheurer Roheit durch die Kultur einer ganzen Generation gebändigt wird. Daß die Kultur einer ganzen Generation hinter ihm steht, immer bereit, ihm für alles, was er zu sagen hat, den vollkommenen Ausdruck zu reichen, das ist Barbusses Kraft. Aber daß er nichts zu sagen hat, niemals, wofür nicht die Generation vor ihm in der von ihr geschaffenen Sprachkultur schon den Ausdruck bereitgestellt hätte, das ist auch wieder seine Grenze. Das läßt uns zuweilen, wenn wir uns eben noch auf der Heide Lears glaubten, argwöhnen, im Kino zu sein: aus der künstlerischen Wirkung gleiten wir dann auf einmal in eine bloß mechanische herab. Man kann das übrigens verstehen: Romantik, Naturalismus, Symbolismus, eigentlich also drei Generationen in einer Person zu sein, ist schon eine Leistung. Sie beweist, daß der Nachlaß der letzten Generation jetzt einverleibt, daß er allgemeiner Besitz, gemeinsame Kraft, lebendes Eigentum der Nation, daß auch er wieder zur brauchbaren, jedermann zugänglichen Tradition geworden ist. Und so wäre die Pause — bloß vermeintlich eine der Erschöpfung, in Wahrheit eine der gemeinsamen Aneignung durch Aufarbeiten des Einzelnen ins Ganze — ja jetzt überwunden, wofern die Nation sich nicht etwa nun nur einfach auf dieser wohnlichen, für alle Bedürfnisse genügenden Tradition niederläßt und zur Ruhe setzt. In solchen Augenblicken einer, wenn auch nur in der Form, wieder lebendig erneuten Kultur des Geistes ist es immer entscheidend, ob indessen nicht insgeheim schon wieder ein anderes geistiges Bedürfnis entstanden ist, dem diese Tradition nicht genügt, das sich in ihr unversorgt fühlt und also wieder aus ihr drängt, die Ruhe stört und Anstoß gibt. Und es ist ferner entscheidend, ob dazu, zu dem Impulse, dann auch noch genug bewegende Kraft in der Nation vorhanden ist, nicht bloß ängstigende, störende, trübende Kraft, sondern schaffende, gestaltende, bildende Kraft. Daß sich unter den Franzosen ein Bedürfnis nach einer neuen Menschenart regt, daß ein französisches Ideal entstanden oder doch im Entstehen ist, das in der letzten französischen Kultur, in dieser romantisch naturalistisch symbolistischen Tradition des Impressionismus kaum unterzubringen sein wird, bezeugt schon allein das überall durchaus auf Anerkennung der ewigen Wahrheit, einer nicht vom Menschen stammenden, nicht auf den Menschen angewiesenen, einer Wahrheit, die der Mensch braucht, die aber ihn nicht braucht, dringende Lebenswerk des vor einem Jahre verstorbenen Pierre Duhem. Es ließ aber immer noch in Frage, ob dieses Bedürfnis auch die Nation ergreifen, gar aber, ob es so bald Gestalt annehmen würde. Zwei Schriftsteller, beide noch vor dem Krieg erschienen, verheißen dies: Francois Mauriac,* ein stiller, empfindsamer, zarter und doch von jener Kultur unversöhnlich geschiedener Geist, und dieser gewaltige Emile Baumann,** der nun freilich mehr als bloße Verheißung, der in seiner hochgewachsenen, weittragenden, an Balzac gemahnenden Kraft, schon eine Erfüllung ist.

* ‚La Robe Prétexte'. Paris, Bernard Grasset, Editeur.

** ‚L'Immolé' und ‚La fosse aux Lions'. Paris, Bernard Grasset.

Mauriacs ,Robe Prétexte' lesend sieht man unwillkürlich einmal nach dem Titelblatt zurück und traut den eigenen Augen kaum: wirklich, 1914 soll dieser Roman erschienen sein? 1814 wäre glaublicher, so gelind ist sein Schritt, so still die Haltung und ungeziert der Anstand, so klar sein erster Blick. Und die altväterische Kunst des einfachen Erzählens, die doch allmählich auch den Franzosen schon abhanden gekommen war, übt er mit ruhiger Sicherheit, ja mit einer naiven Selbstverständlichkeit aus, die was Anheimelndes, fast was Rührendes hat. Aus dem gewohnten Lärm ist man auf einmal in einladende Stille, vom Jahrmarkt unserer Eitelkeiten in irgend ein altes Seitengäßchen, aus der lauten Stadt in die verwunschene Provinz entführt! Das mag ja nun zunächst an seinem Stoffe liegen: er spielt in der Provinz, in Bordeaux, bei zurückgezogenen Leuten und schildert die Jugend eines Knaben, der von seiner frommen Großmama erzogen wird: die Mutter ist längst tot, morte de langueur, wie man ihm sagt, ohne daß er sich eigentlich dabei was Rechtes zu denken wüßte, den Vater hat er auch verloren, im Hause lebt noch eine Tante mit ihrem etwas fürwitzigen Töchterlein, doch der Onkel, ein noch sehr jugendlicher alter Herr mit Monokel im ermüdeten Aug und immer einer seltenen Blume im Knopfloch, zeigt sich nur, um immer gleich so bald als möglich wieder in seinen Cercle zu verschwinden; und dann ist noch eine arme Verwandte da und die stille soeur Marie Henriette, die Pflegerin der Großmama, mit ihrer Handarbeit, aber zuweilen kommt auch abends der gute Abbé Maysonnave, auch er von einer ewigen Jugend, doch nicht einer irdischen wie der Onkel, sondern an Unschuld und Einfalt des Gemütes, trotz seiner wohl gepflegten Hände, des mondänen Lächelns, mit dem er seiner adeligen Clientel klug hofiert, und seines grand air épiscopal. Ängstlich behütet wächst das Kind auf, mit fünfzehn Jahren ist es noch niemals abends auf der Gasse gewesen. Wenn es im Salon seine Schulaufgaben macht, so dämpft die soeur Marie Henriette, die nebenan der Großmama und der Tante vorliest, besorgt ihre Stimme, damit es nur ja nichts davon hört, denn es könnte verdorben werden; sie liest nämlich aus einem für sein jugendliches Gemüt nicht ungefährlichen Buche, sie liest ,Das Geheimnis der alten Mamsell' von unserer guten Marlitt vor und ahnt doch Gott sei Dank nicht, daß der streng bewachte Knabe unter seinem Schulbuch die Tentation de saint Antoine Flauberts versteckt hat. Ihn bedrückt diese gute Hut, er erstickt daran zuweilen fast, in der Stille der lieben alten Damen schreit sein armes Herz auf. Er leidet an einer ruhelosen Empfindsamkeit, die er selbst erst verstehen lernt, als sein Vater stirbt. Der hat nämlich, während das Kind täglich für seine arme Seele betet, alle diese Jahre her noch gelebt, aber freilich weit überm Meer, unter Wilden, in Tahiti, wohin der junge Maler, ein Adorant des Lichts, von einer unstillbaren Sehnsucht nach le bleu inconnu des nuits tahitiennes gequält, sein junges Weib mit dem Säugling verlassend, um den Traum von Farbe zu finden, floh (man denkt an Paul Gauguin). Dort hat er seitdem gelebt, dort hat er die lächerlichen Bilder gemalt, von denen eines jetzt in Amerika mit hunderttausend Francs bezahlt worden ist; dort ist er, verschollen berühmt, jetzt gestorben und so weiß der Knabe sich jetzt erst die gefährlichen Untiefen in seiner eigenen Brust zu deuten. Er kommt dennoch heil davon, er besteht sogar die stärkste Probe: Paris. In der ,Unkenntnis des Bösen', die das Kind vor dem Bösen bewahrt hat, ist er so zuversichtlich geworden, daß der Jüngling sich vermißt, vor jeder Befleckung sicher zu sein und ,durch die Welt zu schreiten wie ein Erzengel'. Eben als er, nach dem Examen, sich zur Pariser Fahrt anschickt, belauscht er ein Gespräch der armen alten Verwandten mit der Großmama. Das

Fräulein fragt, ob es denn auch klug sei, einen so jungen Mann allein reisen zu lassen und den großen Versuchungen auszusetzen. Mein Enkel, erwidert die Großmama, ist keiner Niedrigkeit fähig, ich habe niemals an ihm gezweifelt! Und zur Strafe für ihre dreiste Warnung wird an diesem Tage die Verwandte nicht, wie sonst bei jedem Besuche, zu Tische da behalten und kommt diesmal um die Gelegenheit, sich wenigstens einmal in der Woche satt zu essen. Und so fährt der Jüngling nach Paris. Er hat dort einen Cousin und der hat eine kleine Freundin, Mademoiselle Liette von irgend einem kleinen Theater, und die hat die schönsten Augen der Welt. Er gefällt ihr, sie geben sich für den anderen Tag ein argloses Stelldichein und so sitzt er mit dieser angenehmen Person au pavillon d'Armenouville; auf den Tischen blühen Blumen, an den Tischen Frauen, Abend ist und Zigeuner spielen. Es wäre sehr schön, ihn aber macht es nicht stolz, sondern vor Scham wird er rot. Au lieu de cueillir, comme un insouciant enfant, cette volupté d'un soir, je baissai la tête avec le sentiment de trahir, par ce petit geste, une cause infinie. Irgend eine Stimme spricht in ihm und er hört sie. Fräulein Liette wünscht im geschlossenen Wagen heim zu fahren. Der Jüngling ist von einer tadellosen Höflichkeit, das Fräulein ist wütend. Er erinnert sich des Fiakers der Emma Bovary. Das würde ihn aber freilich nicht hindern. Doch ‚irgendeine unsichtbare Gegenwart' hält ihn ab. Und vor der Wohnung Liettens küßt er der jungen Dame die Hand, nennt dem Kutscher sein Hotel und läßt sie auf dem Pflaster so verblüfft und vor Erstaunen starr, daß er meint, sie stehe vielleicht heute noch dort. Dann aber, endlich allein, weint er. Er fühlt sich befreit, doch schmerzt es ihn, so gar nicht den anderen jungen Leuten zu gleichen, die sorglos von allen Genüssen kosten. Und wer weiß, was dem Fräulein, das ja nicht gewohnt ist, sich so leicht schrecken zu lassen, noch alles glückte, wenn er nicht den anderen Tag heim müßte: Großmama ist plötzlich gestorben.

Diese nicht aufregende Geschichte hat einen unbeschreiblichen Reiz. Ein hoher, fast etwas trauriger Ernst mischt sich da mit der friedlichsten Heiterkeit so bezaubernd, daß man ein geradezu sinnliches Wohlgefühl, ein Gefühl leiblicher Erfrischung hat, wie auf einem hohen Berge oder wenn am Meer der Abend kommt. Bloß durch den Gegenstand, den Vorwurf allein läßt sich das nicht erklären; auch der reinste Zustand kann dumpf geschildert werden, ja gerade weil er an keinen Affekt rührt, langweilt er leicht. Je weniger ein Vorwurf die Sinne, die Nerven oder doch die Neugierde des Lesers bewegt, desto mehr bewegende Kraft fordert er vom Künstler, indem er ihm aber zugleich keine Gelegenheit gibt, diese Kraft irgendwo recht anzusetzen; es fehlen überall die Hebel dazu. Die gelassene Schönheit des ruhigen Stehens oder Sitzens, die wir an griechischen Grabstelen oder zuweilen auch an Buddhastatuen bewundern, ist deshalb auch noch nicht wieder erreicht worden; die Nachahmungen der klassizistischen Zeit erkälten. Am ehesten mögen derlei ganz unsinnliche Wirkungen noch dem Pastell, der Radierung oder der Zeichnung zuweilen gelingen. Daran erinnert auch dieser Roman zunächst: er ist von der erregenden Stille gewisser Handzeichnungen, etwa Leonardos, doch auch Rodins oder Klimts, die ja auch zugleich etwas den Betrachter Entfernendes, ja fast Abweisendes und doch aber wieder etwas geheimnisvoll Näherndes, Anlockendes, Anziehendes haben. Doch bei diesem ersten Eindruck beruhigt sich der Leser nicht. Er fühlt dunkel, die Reize Mauriacs auch noch anderswo schon erlebt zu haben. Aber wo? Bei den großen französischen Moralisten? Eine gewisse geistige Verwandtschaft ist ja da: der ruhige große Blick, die Milde des Starken, der Gewaltsamkeit nicht nötig hat, die Gelassenheit

des Vortrages. Aber der Roman übertrifft sie noch irgendwie. Er hat irgend etwas, das ihm, auch wenn er ans Sublime streift, auch wenn er ins Subtile geht, noch seine Einfachheit, ja fast Kindlichkeit zu bewahren erlaubt, auch dort noch, wo die Moralisten doch meistens vorziehen, mit Sarkasmen oder gelegentlich auch einem gewissen Predigerton, jedenfalls durch äußere Zeichen noch ihrer Würde nachzuhelfen. Es ist die Einfachheit, ja Kindlichkeit von Menschen, die sich ihrer Würde so sicher fühlen, daß sie sich ihrer gar nicht erst vergewissern müssen, und die dabei so wenig Wert auf diese Würde legen, daß ihnen niemals einfällt, von ihr einen anderen Gebrauch zu machen als den unbewußten. Hat man dies erst bemerkt, dann weiß man jetzt aber auch, an welche Tradition Mauriac anknüpft: der Name Fénelons meldet sich zunächst, ja das ist derselbe Ton von angeborener, dann aber auch noch bewußt ausgebildeter reiner Güte zusammen mit der freien Anmut, der ungezwungenen Laune, der lässigen Sicherheit eines wohlgeratenen Weltmannes. Doch auch dieser Name wird dann wieder verdrängt und eine noch edlere Gestalt erscheint, in der sich Demut mit Glanz, Herzenseinfalt mit höchster Kultur, eine fast raffinierte Geistigkeit mit Armut im Geiste, Kraft und Zartheit, Sittlichkeit und Sitte vermählen: Franz von Sales. Und jetzt hat man die Formel für Mauriac: mit einer an Barrès gebildeten Technik nimmt er die Tradition des geistlichen Briefstils wieder auf. Deshalb soll er nicht etwa mit seinen Vorbildern verglichen werden, er würde sich das wohl selber verbitten, er käme da auch zu kurz. Nur als Beispiele seiner Geistesart wurden sie genannt, einer Geistesart, deren Grundzug sich freilich auch an Barrès oder Stendhal, auch an Renan oder Benjamin Constant zeigt, an jenen aber mit einer fliegenden Hitze, an diesen eiskalt: erst bei Mauriac hat er die still wärmende gedämpfte Glut Fénelons und des Salesianers wieder. Dieser Temperaturunterschied ist aber keineswegs bloß ein Temperamentsunterschied, es ist ein Wesensunterschied. In allen drei Gruppen beherrscht der Verstand den Ausdruck; überall sind es Menschen mit einem gebändigten Chaos, wohl geordnet und gut geführt, von Takt und Maß. Nur daß uns bei Renan und Constant diese schönen Eigenschaften eher fast ein bißchen ungeduldig machen, weil sie dort doch leer und unfruchtbar bleiben, als wäre dort überhaupt niemals etwas gewesen, dem erst den Takt zu schlagen, das erst zu mäßigen sich auch gelohnt hätte. Barrès und Stendhal aber, auch Männer hohen Verstandes, haben vor jenen die Einsicht voraus, daß, wenn der Verstand zeigen soll, was er kann, er immer doch erst etwas braucht, woran er es zeige; dreht er sich, wie bei jenen, bloß in sich selber herum, so bleibt das Vergnügen dürftig. Also helfen sich Barrès und Stendhal, indem sie von Zeit zu Zeit immer das Chaos wieder ein wenig öffnen, um daraus Unbeherrschtes einzulassen, nur gerade soviel, daß der Verstand daran zu tun kriegt: die Furcht vor der Leere, vor der Kälte treibt Stendhal nach Italien und macht einen künstlichen Milanesen aus ihm, wie sie Barrès aus dem Garten der Berenice ins Parlament treibt und zum ‚Barbaren', zum Nationalisten macht; sie suchen Leidenschaft, um dem Verstande einzuheizen. Das hat Mauriac nicht nötig, so wenig wie Fénelon und Franz von Sales. Die können es wagen, sich dem Verstande gelassen anzuvertrauen, sie müssen nicht erst ihr Chaos wieder öffnen. Denn bei ihnen hat der Verstand einen Hintergrund: ihren Glauben; aus dem füllen sie nach. Der Fromme bändigt ja sein Chaos anders als der bloß Verständige. Dieser sieht vom Chaos ab, er sieht weg; und allenfalls bedeckt er es, verdeckt er es, und wenn das glückt, kann's ihm gelingen, daß er sein Chaos mit der Zeit vergessen lernt. Alle bloß auf dem Verstande ruhende Sittlichkeit besteht in einer Übung, den

Willen vom Chaos abzulenken, auf eine zweite, vom Verstande fingierte Natur hin. Gelingt es, diese Fiktion zur völligen Illusion zu steigern, so leben solche Menschen, gar wenn das Schicksal es unterläßt, sie zu versuchen, oft jahrelang neben sich hin, von sich weg und werden allmählich ganz unbekannt mit sich; das ist der Typus des braven liberalen Mannes. Wer aber meint, solche Menschen hätten ihr Chaos gebändigt, irrt: sie haben ihrem Chaos bloß den Rücken gekehrt und sind gewissermaßen von ihm weg gezogen; sie machen auch immer den Eindruck, daß ein Stück von ihnen fehlt, und es kann bei der ersten Gelegenheit plötzlich wieder da sein, beim ersten ans innere Leben selbst dringenden Ereignis, in irgend einer Gefahr, im Kriege. Doch ist dies immerhin die einzige Art, wie der bloße Verstand noch allenfalls mit der menschlichen Natur fertig zu werden vermag: indem er die Augen vor ihr schließt. Anders, wer glaubt: der unternimmt es nicht, das Böse der menschlichen Natur abzuleugnen, er sieht vom Chaos niemals weg, er stellt sich ihm, er lebt mit ihm Aug in Auge, ja dies ist für ihn der Sinn des Lebens, sich dem Chaos zu stellen, mit ihm zu ringen und so dann der unverdienten Kraft teilhaft zu werden, daß er es niederringt, daß er es gehorchen lehrt, daß er es verwandeln und gestalten lernt. Daher der innere Reichtum, die Fülle solcher Menschen, die nun freilich auch wagen können, sich dem Verstande anzuvertrauen: ihnen macht er nicht kalt, sie kann er nicht erschöpfen. Nur der Fromme darf es sich eigentlich erlauben, ein Verstandesmensch zu sein, und muß nicht fürchten, auszurinnen.

Das gibt auch diesem Romane seine geheime Kraft: auch in der Enge spürt man hier noch soviel Weite, auch sein Schweigen tönt noch, er gleicht dem ruhenden Meer zur Mittagsstunde. So kann er sich diesen stillen Schritt, dies freundliche Verweilen, dieses langsame Gleiten erlauben und es geschieht noch, daß dem Leser dabei das Herz klopft. Hier ist es einmal gelungen, mit Lässigkeit präzis zu sein und im Subtilen einfach zu bleiben. Und alles hat hier Kerzenlicht! Und immer fühlt man, daß alles ja nur ein Gleichnis ist. Immer fühlt man die Macht einer unsichtbaren Gegenwart. Alles fühlt man in Beziehung. Zwischen einem nicht einmal ungewöhnlichen Knaben und ein paar gleichgültigen alten Damen spielt sich alles ab und eigentlich spielt sich ja nichts ab; es geht nichts vor, es wird auch nichts geschildert, es wird kaum etwas gesagt, es wird nur erzählt, es wird freilich sehr gut erzählt, aber mit dieser ganz hohen Erzählerkunst wird im Grunde doch schließlich nichts erzählt und wenn der tief bewegte Leser dann einmal aufblickt und sich verwundert fragt, was ihn denn so bewegt, weiß er's so wenig, als einer zu sagen weiß, warum ihn der Anblick einer Sternennacht so beglückt.

Es ist der seltene Fall einer Begegnung von zwei Kulturen, die sonst jetzt einander nicht zu kennen pflegen: eines Katholiken mit einem Artisten. Bei Huysmans war das anders: da wurde der Artist erst aus Enttäuschung, aus Ekel, aus Scham zum Katholiken, es war eine Flucht, und eine gewaltsame. Hier ist's ein müheloser, ein selbstverständlicher, ein unbetonter Katholik. Und ebenso ist's ein Artist, der vielleicht gar nicht den Ehrgeiz hat, kaum viel Wert darauf legt und es am Ende gar nicht weiß. Jede dieser Kulturen scheint hier ganz Natur geworden. In unserer Zeit der vermischten Menschen ist reine Kultur, welcher Art auch immer, nicht oft zu sehen. Menschen aus einem Stück und ohne Sprung sind selten geworden. Und findet sich einmal einer, so wird es ihm meistens so schwer, sich zu bewahren, daß ihn die Anstrengung um alle Unschuld bringt: er trotzt sich durch, er ist nicht mehr naiv. Auch der

Glaube wird heute meistens getragen, er wird empor gehalten, er hat erst erkämpft oder doch verteidigt werden müssen und das merkt man ihm an. Das ist kein Vorwurf, es kann sogar ein Lob sein. Nur hat solcher Glaube dann keine Kinderaugen mehr. Noch seltener aber ist vielleicht ein Artist mit Kinderaugen. Früher gab's das, Cellini ist das schönste Beispiel des geborenen und immer naiv gebliebenen Artisten. Die Japaner sind es heute noch zuweilen. Bei uns aber scheint dieser Schlag der naiven, der ungekünstelten, ja unbewußten Artisten ausgestorben. Van Gogh hatte vielleicht noch einen Zug davon und Rodin hätte gern einen gehabt, denn Rodin, mit seinem ungeheuren Wissen um die Kunst, hat auch das gewußt, daß der Künstler heute den Artisten braucht und daß der Künstler aber, wenn er nicht an seiner Seele Schaden nehmen will, in sich nur einen ganz naiven Artisten brauchen kann, nur einen, der es selber gar nicht weiß, sondern bloß seinem unschuldigen Spieltrieb gehorchen muß. Mauriac scheint einer von dieser Art: man hat niemals den Eindruck, daß er das ‚gesuchte', das ‚gewählte' Wort erst hat suchen oder wählen müssen: er trifft's nur, scheint's. Und es wirkt desto stärker, weil er nicht die Gewohnheit der heutigen Stilisten hat, gleich den ganzen Vorrat von Synonymen vor uns auszuschütten. Er weiß hauszuhalten. Ein sparsameres, knapperes Französisch läßt sich kaum denken; und die ewige Angst aller, überhört zu werden, scheint er nicht zu kennen. Er ist so dreist, zuweilen nichtssagend zu sein, aber so, daß gerade dies ein Reiz, ja daß es spannend wird und der nächste Satz dann gerade dadurch erst zur größten Wirkung kommt. Nietzsche hat einmal gesagt, es sei das Merkmal dekadenter Schriften, daß darin das einzelne schöne Wort den ganzen Satz in dem es steht, erschlägt und der einzelne schöne Satz wieder die Periode, zu der er gehört, und diese Periode die ganze Seite, die Seite wieder das ganze Kapitel, bis zuletzt die Schönheit des Buches von lauter schönen Einzelheiten erschlagen ist. Dann ist die Mauriacs gerade das Gegenteil eines Dekadenten: Hebt man da den Satz, der einen eben noch durch seine Schönheit zu Tränen gerührt hat, heraus und betrachtet ihn für sich, so sieht man ihm gar nicht an, was uns denn an ihm eigentlich so tief bewegt, ja erschüttert haben kann; er ist dann auf einmal ein bißchen blaß, und erst wenn man ihn wieder ins Ganze zurückstellt, blüht er wieder auf. Dieser Roman hat nicht Schönheiten, er reiht nicht Schönheiten an einer Schnur auf: vom Ganzen aus fühlt man erst jedes Einzelne von derselben ruhigen Schönheit durchdrungen, die doch eben am Einzelnen erst entsteht, die jedes Einzelne braucht wie jedes Einzelne sie, die im Füreinander aller Einzelnen besteht. Dieser Roman ist Musik, aber, das ist das Kuriose, eine Musik, die der Verstand macht! Nur gläubigem Verstande kann das gelingen.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Dez. 1917*

Am 12. Dezember jährte sich das vom Einkreisungsverband schnöde abgelehnte Friedensangebot des Vierbundes. Seitdem verschlechterte sich für den Verband die Kriegslage ganz erheblich. Inzwischen machten die Heere des Vierbundes 430 000 Gefangene, auch erbeuteten sie über 4000 Geschütze, sowie zahlreiche Waffen und reichlichen Schießbedarf. Dazu eroberten sie 47 500 qkm feindlichen Gebietes, verloren aber von dem bisher besetzten Boden nur 674 qkm. Außerdem kostete die Kriegsfortsetzung dem Einkreisungsverbande 200 Milliarden, dem Vierbunde bloß 56 Milliarden Mark, die fast ganz in den eigenen Gebieten aufgebracht wurden, während die Verbandländer mit Ausnahme Amerikas die Ausgaben zum großen Teil durch Auslanddarlehen decken mußten. Endlich wurden vom Vierbund in dem einen Jahre 9 196 000 Bruttoregistertonnen Schiffsraum versenkt. Besonders ins Gewicht fällt die völlige Änderung der allgemeinen Kriegslage, indem durch die mittelbaren Wirkungen der Vierbundsiege Rußland und Rumänien auf absehbare Zeit von der weiteren Kriegsteilnahme ausgeschaltet wurden und Italien eine schwere Niederlage erlitt mit einem Gebietsverluste von rund 15 000 qkm statt der erträumten Eroberung österreichischen Bodens. Allerdings beteiligte sich inzwischen nun offen, statt wie früher bloß verdeckt, Amerika am Einkreisungskriege gegen den Vierbund, doch vermögen seine überseeischen Stegreifheere den Ausfall der unmittelbar benachbarten 12—15 Millionen gut ausgebildeter russischer und rumänischer Krieger nicht auszugleichen.

Wesentlich gefördert wurden die Landkämpfe des Vierbundes durch den Seekrieg, dessen Ergebnisse unter dem Wasserspiegel nach deutschamtlicher Mitteilung im November 670 000 und nach den Einzelveröffentlichungen des deutschen Admiralstabes im Dezember ebenfalls über 670 000 Bruttoregistertonnen Handelsfrachtraum betrugen, ungerechnet die versenkten 24 Dampfer, 7 Segler und 6 Fischerfahrzeuge, deren Tonnengehalt nicht bekannt wurde. Außerdem wurden den Feinden auch auf dem Wasserspiegel ansehnliche Handelsschiffsverluste zugefügt, so am 13. Dezember bei einem erfolgreichen Seegefecht deutscher leichter Streitkräfte vor der Tyne-Mündung 2 große Dampfer und am gleichen Tage bei dem Angriffe auf einen britischen Geleitzug in der Nordsee 6 Dampfer (von zusammen 8000 Bruttoregistertonnen). Bei Kriegsbeginn betrug der Weltfrachtenraum ungefähr 49 Millionen Bruttoregistertonnen; hievon wurde bisher etwa der vierte Teil mit rund 12 Millionen Tonnen versenkt, die nur durch $2^1/_2$ bis höchstens 4 Millionen Tonnen Neubauten ersetzt wurden. Im Jahre 1917 allein gingen etwa 10 Millionen Tonnen zu Grunde. Starke mittelbare Wirkungen äußerten diese großen Verluste im Wirtschaftsleben der feindlichen Länder. In Frankreich mußte der Lebensmittel-Machthaber Vilgerain öffentlich erklären, daß dem Volk entsetzliche Entbehrungen bevorständen; erst im August 1918 nach der Ernte sei eine Besserung der Lebensmittelverhältnisse zu erwarten. Nach Mitteilung des französischen Verpflegsministers sei die Lage ernst und Einschränkung in der Ver-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für November 1917' Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Januarheft S. 480.

pflegung unvermeidlich. Bis zum 1. August 1918 seien 52 Millionen Zentner Brotgetreide nötig, jedoch nur 16 Millionen vorrätig. Selbst das Heer sei ungenügend versorgt. Ähnliche schwierige Verhältnisse bestehen auf den britischen Eilanden; der dortige Lebensmittelüberwacher teilte den Überwachungsausschüssen amtlich mit, daß ihm die Lebensmittellage für die Zukunft große Besorgnisse verursache. Hinsichtlich des Fleisches sei zwar keine Hungersnot zu befürchten, wohl aber große Knappheit wegen Beschränkung auf die heimischen Viehbestände. Für Mehl sei die Lage ernster und würde Zwangszuweisung nötig werden. An die britischen Landwirte richtete der Ministerführer einen dringlichen Aufruf, durch Umwandlung von zwei Millionen Morgen Weideland in Acker die Heimerzeugung zu erhöhen. In dieser ernsten Zeit sei es die einzige Rettung Großbritanniens. In Portugal führten die Notstände Anfangs Dezember zu einem abermaligen gewaltsamen blutkostenden Umsturz, wobei die bisherige kriegseifrige durch eine kriegsmüde Regierung ersetzt wurde, die sogleich den Kriegszustand in Portugal aufhob und die noch im Lande befindlichen einberufenen Beurlaubten-Jahrgänge allmählich entließ. Am 18. Dezember begann die Abrüstung des Heimatheeres, jedoch die auf den Kriegsschauplätzen befindlichen Feldtruppen wurden noch dort gelassen.

Auf dem Wasserspiegel fanden im Dezember keine entscheidenden Kämpfe statt. Bemerkenswert ist, daß der 1916 in der Seeschlacht vor dem Skagerrak besiegte britische Admiral Jellicoe als erster Seelord abgesetzt und durch den Admiral Wemyß ersetzt wurde, der 1915 die Landung und Wiedereinschiffung der Gallipoli-Truppen erfolgreich leitete. An diesen Führerwechsel knüpfen die englischen Zeitungen nun die Hoffnung, daß der Seekrieg von der britischen Flotte künftig angriffsweise geführt werde, um der Kraftentfaltung des Vierbundes zu Lande dann solche zur See entgegenzustellen. Im 41. Kriegsmonat konnten den Gegnern des Vierbundes wieder mehrere Kriegsschiffsverluste zugefügt werden, die nun seit Kriegsbeginn auf 300 Kampfeinheiten mit einer Gesamtwasserverdrängung von mehr als 1 Million Tonnen stiegen. Zwei empfindliche Schiffsverluste erlitt nach unwiderlegten feindlichen Angaben auch die österreichisch-ungarische Flotte im Dezember, indem in der Nacht zum 10. Dezember im Hafen von Triest das Linienschiff ‚Wien‘ durch feindlichen Torpedoangriff versenkt und einige Zeit vorher das Torpedoschiff Nr. 11 durch hochverräterische tschechische und welsche Matrosen in den italienischen Hafen Ancona zum Feind überführt wurde.

Vom Luftkrieg, der in steigender Heftigkeit weitergeht, sind besonders hervorzuheben zwei am 5. und 19. Dezember ausgeführte deutsche Fliegerangriffe mit wirksamen Bombenwürfen auf die Hafenanlagen von Calais und Dünkirchen, auf Bahnanlagen und Schießbedarfslager hinter den britischen und französischen Stellungen, sowie auf die befestigten englischen Städte London, Sherneß, Gravesend, Chatam, Dover und Margate. Ferner bewies der Verlust von 2 britischen Luftschiffen (C 26 und 27) neuerdings die eng begrenzte Kriegsbrauchbarkeit dieser Gattung von Fahrzeugen; eines wurde durch einen deutschen Marineflieger abgeschossen, das andere wurde, vom Winde abgetrieben, ohne Besatzung in Holland aufgefunden. Endlich ist die Errichtung einer amerikanischen Fliegerschule in Süditalien zu erwähnen.

Bei Beginn des 41. Kriegsmonats dauerte im Westen die Schlacht bei Cambrai noch an. Schon am 30. November entriß den Briten ein mächtiger deutscher Gegenangriff einen großen Teil ihrer Anfangserfolge; in den nächsten

Tagen wurde zur Verbesserung der deutschen Stellungen die kraftvolle Unternehmung erfolgreich fortgesetzt. Damit verlor Großbritannien den seit April 1917 hartnäckig geführten Kampf um die flandrische Küste, deren Besitznahme es durchaus anstrebte; gibt diese doch den deutschen Unterseeschiffen, die in den nordwestlichen Gewässern kämpfen, sichere Stützplätze. Zugleich wurde dadurch das Ansehen Großbritanniens außerordentlich geschädigt, denn alle seine riesenhaften, auf jenes Ziel gerichteten Anstrengungen waren umsonst. 93 Infanterie-Divisionen, von denen 3 vollständig vernichtet wurden, setzte es nach und nach vergeblich ein. In einem 20 Kilometer breiten und bis zu 7 Kilometer tiefen, gänzlich zerschossenen, zerwühlten und zerstörten Geländestreifen bestand sein magerer Gewinn. Der Durchbruch jedoch mißlang und kostete den Briten allein ungefähr 200 000 blutige Verluste. Insgesamt verloren sie seit Neujahr bis zum 1. Dezember 1917 mehr als 900 000 Mann. Am 7. Dezember kam das Ringen bei Cambrai zum Abschlusse mit dem deutschen Ergebnisse von mehr als 9000 britischen Gefangenen, 150 Geschützen und 730 Maschinengewehren an Beute. Im weiteren Verlaufe des 41. Kriegsmonats fanden im Westen keine entscheidenden, nur mehr örtliche und Geschützkämpfe statt, die an der dortigen allgemeinen Lage nichts änderten. Wie nun schon seit 3 Jahren, blieb zwischen Nordsee und Schweiz die lebende deutsche Mauer auch im Feldzuge 1917 fest. Nun wird anscheinend die Winterszeit beiderseits benützt, für die Frühjahrsschlachten sich vorzubereiten, nachdem die Westmächte die russische Aufforderung zu Friedensverhandlungen ablehnten. Im Hinblick auf die im Kriegsjahre 1917 erlittenen großen Verluste und die Notwendigkeit, den Italienern Hilfstruppen zu senden, bestehen in Frankreich und Großbritannien ernste Sorgen wegen des Mannschaftsersatzes. Während in Frankreich, wo außerdem im Heere die Tuberkulose entsetzlich wütet, die Einberufung des Jahrgangs 1919 beschlossen wurde, wird in Großbritannien ein Gesetz zur Vermehrung und Ergänzung des Mannschaftsbestandes um mindestens 200 000 Rekruten eingebracht. Dabei sollen zur Schonung des eigenen Volkes namentlich die befreundeten Ausländer, deren Zahl in England über 100 000 beträgt und von denen nur 4000 als Kriegsfreiwillige sich meldeten, herangezogen werden. In völkerrechtswidriger Weise sollen auch alle in Großbritannien lebenden feindlichen Untertanen vom 16. bis 60. Lebensjahre, die bisher in Freiheit gelassen waren, als ‚Freiwillige' eingereiht oder eingeschlossen werden. Nicht geringer sind die Geldsorgen der beiden Westmächte. Frankreich fürchtet, bei der angedrohten russischen Zahlungseinstellung mehr als 20 Milliarden Mark zu verlieren. Großbritanniens Staatsschulden, die bei Kriegsausbruch 13 Milliarden betrugen, wuchsen bis 18. November 1917 schon auf 105 Milliarden Mark an.

Auf dem *südwestlichen Kriegsschauplatze* trat im Dezember wohl hauptsächlich unter dem Einflusse des frühzeitig eingetretenen strengen Winters keine wesentliche Änderung der Kriegslage ein, wenn auch in dem Abschnitte zwischen Schlegen (Asiago) und Piave fortgesetzt heftig gekämpft wurde. Große Schwierigkeiten für weiteres Vorbringen bereitet hier das Hochgebirgsgelände, immerhin konnten die deutschen und österreichisch-ungarischen Angriffstruppen in zwölf Kilometer Breite noch vier bis fünf Kilometer Fortschritte gegen Süden machen und dabei 28 000 italienische Gefangene, rund 100 Geschütze, mehrere hundert Maschinengewehre, Minenwerfer u. s. w. erbeuten. Halbamtlich wurde auf die Frage, warum das Vorgehen gegen Westen an der Piave eingestellt wurde, in der ‚Nordd. Allg. Ztg.' geantwortet, daß die Ent-

scheidung in Italien bereits gefallen sei: durch Zurückdrängung des Gegners tief in sein Land hinein, durch seine riesigen Geschütz- und Gefangenen-Verluste, die Stellungs-Verkürzung von 800 auf 300 Kilometer und die tiefgehende Verwirrung in Heer und Volk Italiens. Nach dessen Niederlage werde nun die Schlußentscheidung des Weltkrieges im Westen fallen. Inzwischen trafen bei den Italienern britische und französische Verstärkungen ein, obwohl das italienische Heer selbst etwa 4 200 000 Mann unter den Waffen hat und demnächst noch 800 000 Rekruten erhalten wird, also der Zahl nach mit fünf Millionen sehr wohl in der Lage wäre, das Vaterland ohne fremde Hilfe zu verteidigen. Vermutlich ist aber sein innerer Halt sehr erschüttert, denn die französischen Truppen wurden nordöstlich Bassano an der gefährlichsten Stelle, der Grappa-Berggruppe, zwischen der III. und IV. italienischen Armee eingesetzt und konnten dort auch am 30. Dezember durch Eindringen in Teile der Tombastellung (rechtes Piave-Ufer) einen örtlichen Erfolg erzielen. Dagegen übernahmen die britischen Truppen als selbständiges Kampfgebiet östlich Bessano das Hügelgelände Montello außerhalb des Gebirges im inneren Piavebogen. Am 26. Dezember räumten die österreichisch-ungarischen Truppen unbemerkt und ungestört vom Gegner den auf dem rechten Piave-Ufer bei Zenson gelegenen Brückenkopf, der dann, jedoch erst am 31. Dezember, von den Italienern besetzt wurde.

Durch die Einstellung der Feindseligkeiten im Osten wurde auf dem Balkangebiete der nördliche Kriegsschauplatz in der Dobrudscha ausgeschaltet, indem dort ebenfalls zuerst Waffenruhe, dann Waffenstillstand eintrat. Aber auch auf dem südlichen Kriegsschauplatze in Mazedonien fanden im Dezember keine größeren Kampfhandlungen statt, meist nur kleinere Scharmützel zwischen Vortruppen und Erkundungsabteilungen. Daher blieb dort die Lage während des 41. Kriegsmonats unverändert. Im allgemeinen verhielten sich die Vierbundtruppen nur beobachtend, während die Streitkräfte des Einkreisverbandes durch angebliche Abgabe von einer italienischen und vier französischen Divisionen auf den südwestlichen Kriegsschauplatz erheblich vermindert worden seien. In Griechenland aber wird nun von dem Waffenstillstand der Russen und Rumänen befürchtet, daß von Saloniki das dortige Einkreisheer weggezogen oder vollkommen vernichtet werden könnte, dann Griechenland nur auf sein eigenes Heer und die ungenügende Unterstützung der Einkreisflotte beschränkt würde. Wohl deshalb ordnete die griechische Regierung Ende Dezember die allgemeine Kriegsaufstellung von Heer und Flotte an, denn Venizelos' ausgedehnte Eroberungswünsche erscheinen jetzt nicht mehr erfüllbar.

Während des 41. Kriegsmonats blieben im Osten die Feindseligkeiten eingestellt. Am 2. Dezember wurde zunächst in zahlreichen Abschnitten der russischen Stellungen von Division zu Division Waffenruhe vereinbart, mit einer russischen Armee und mehreren Generalkommandos vom Pripjet bis südlich der Lipa sogar Waffenstillstand abgeschlossen, auch traf eine russische Abordnung beim deutschen Oberbefehlshaber ‚Oberost' ein zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes. Zwei Tage später begannen gleiche Verhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der zwischen dem Dnjestr und dem Schwarzen Meere stehenden russischen und rumänischen Truppen. Zunächst wurde von den Vertretern der beiderseitigen Obersten Heeresleitungen militärisch eine am 7. Dezember mittags beginnende zehntägige Waffenruhe festgesetzt. In Brest-Litowsk wurde dann am 15. Dezember politisch der Waffenstillstandsvertrag mit Rußland für die Dauer von 28 Tagen, gültig

vom 17. Dezember mittags ab, festgesetzt. Falls er nicht mit siebentägiger Frist gekündigt wird, dauert er selbsttätig weiter und erstreckt sich auf alle Land-, Luft- und Seestreitkräfte der gemeinsamen Stellungen in Europa und Asien. Anschließend hieran begannen am 22. Dezember nachmittags die Friedensverhandlungen, die jedoch am 28. Dezember 1917 nach erfolgter Einigung für eine ganze Reihe wichtiger Angelegenheiten bis zum 4. Januar 1918 ausgesetzt wurden, um den übrigen Mächten des Einkreisverbandes Gelegenheit und Möglichkeit zu geben, sich ebenfalls zu beteiligen. Vorläufig ist der Friede mit Rußland noch nicht gesichert, Zwischenfälle und Verzögerungenn, sogar ungünstige Wendungen sind nicht ausgeschlossen. Für den Vierbund ist durch die Einstellung der Feindseligkeiten militärisch jetzt schon viel gewonnen. Erschwerend für schnelle Erledigung ist übrigens die fortschreitende politische und gesellschaftliche Zersetzung im Innern des russischen Reiches, sowie der in Südrußland andauernd schwelende Bürgerkrieg. Von dem im Osten herrschenden Wirrwarr ist bei den unverläßigen, widersprechenden Nachrichten kein klares Bild zu gewinnen. Nur soviel ist sicher, daß die früher einheitliche Kriegsmacht Rußlands durch Zuchtlosigkeit geschwächt, also zu gemeinsamem Einsatz und Handeln auf absehbare Zeit nicht befähigt ist. Aussichtsreich für das Gelingen der Friedensverhandlungen erscheint, daß zwischen dem Vierbund und Rußland bereits reger Handelsverkehr und Waren-Austausch einsetzten, besonders lebhaft auf dem Wasserwege Donau-Schwarzes Meer

Für die osmanischen Streitkräfte entlastend erwies sich die Ausdehnung des im europäischen Osten mit Rußland geschlossenen Waffenstillstandes auf Asien. Von den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen ist daher der nördliche im Kaukasusgebiet, wo den Osmanen nur Russen gegenüberstehen, vorläufig ausgeschaltet, während auf dem östlichen in Mesopotamien und Persien das britische Heer im Dezember nur auf die eigenen Kräfte angewiesen und zunächst zu abwartender Haltung gezwungen war. Von besonderer Wichtigkeit war im 41. Kriegsmonat jedoch der südwestliche Kriegsschauplatz in Palästina, wo die britischen, verstärkt durch einige französische und italienische Truppen, die im November errungenen Erfolge noch etwas vermehren konnten. Anfangs Dezember waren heftige hin- und herwogende Kämpfe bei Naclin, Luddbetur el Foca, El Burdsch und Betur el Fata; doch schon am 7. Dezember konnten die Briten Hebron und am 10. Dezember das von den Türken kampflos geräumte Jerusalem besetzen. Damit ist nun die britische Weltmacht im Besitze der für die christlichen und mohammedanischen Bekenntnisse wichtigen Wallfahrtsorte Jerusalem und Mekka, also in der Lage, politisch einen erheblichen seelischen Einfluß auf die einschlägigen Gläubigen auszuüben. Für den Verlauf des in Europa zur Entscheidung gelangenden Völkerkrieges war jedoch der Verlust von Jerusalem von keiner wahrnehmbaren militärischen Bedeutung. Vorerst darf die allerdings schwache Hoffnung noch nicht aufgegeben werden, daß es den osmanischen Streitkräften, wenn sie erst durch den Sonderfrieden mit Rußland rückenfrei werden, vielleicht später doch gelingen könne, mit Unterstützung der übrigen Vierbundmächte die Briten aus Palästina und Mesopotamien wieder zu vertreiben. Hiezu müssen jedoch alle verfügbaren Kräfte des Vierbundes aufgeboten werden. Für diesen ist es unzweifelhaft eine Lebensfrage, nicht von der Landverbindung mit dem südöstlichen Asien abgeschnitten zu werden und die britische Absicht, auf eigenem Gebiete einen gesicherten Landweg zwischen Ägypten und Britisch-In-

dien zu gewinnen, zu vereiteln. Zwar erklärte der britische Ministerführer im Unterhause, daß Großbritannien die heiligen Orte Palästinas niemals mehr den Türken zurückgeben und aus diesem Lande wieder einen jüdischen Staat bilden wolle. Doch wird auch diese Frage erst auf den europäischen Schlachtfeldern endgültig erledigt werden. Seit der britischen Besetzung Jerusalems fanden nördlich und östlich hievon zwischen Mittelmeer und Totem Meer weitere heftige Stellungskämpfe statt, besonders stark am 26. und 27. Dezember. Nach englischen Angaben wurden dabei die Türken am 28. Dezember in einer Breite von etwa zwanzig Kilometer und einer Tiefe von drei Kilometer zurückgedrängt und gelangten die Briten in den Besitz der Hochfläche von Rasarku-Bethsuffa, vier Kilometer nordöstlich Jerusalem. Acht Tage vorher äußerte der türkische Außenminister, das letzte Wort über Jerusalem sei noch nicht gesprochen und die Heeresbewegungen der Vierbundtruppen in Palästina und Mesopotamien würden sich nunmehr günstig entwickeln. In Arabien stehen die Verhältnisse günstig; die nützliche türkische Bahnverbindung von Damaskus nach Medina konnten die Briten bis jetzt nicht unterbrechen. Ihr Landungsversuch bei Hodeida im Dezember wurde abgewiesen; die arabische Küstenschiffahrt geht ungehindert weiter.

Aus den dürftigen Nachrichten von den überseeischen Kampfgebieten ist besonders wichtig, daß nach englischamtlichen Mitteilungen Deutschostafrika nach vierzigmonatlicher heldenmütiger Verteidigung nun ganz in Gewalt unserer Gegner sei. Deren gewaltigen Überzahl gelang es jedoch nicht, die Hauptmacht der deutschen Schutztruppen zur Waffenstreckung zu zwingen. Nach siegreichem Durchbruch der versuchten Umzingelung drang Mitte November der ausgezeichnete Führer Generalmajor v. Lettow-Vorbeck mit dem ansehnlichen Reste der Schutztruppen in Portugiesisch-Ostafrika ein, erbeutete dort einige Schießbedarflager und eroberte im Dezember den von portugiesischen Truppen besetzten Berg Mtschoela. Den nachdrängenden feindlichen Verfolgern gelang es bis Ende Dezember nicht, die deutschen Schutztruppen gefangen zu nehmen.

Wie in den Vormonaten befindet sich auch im Dezember der Krieg mit Amerika noch im Zustande der Vorbereitung, doch werden aus Newyork schon erhebliche Verluste der Amerikaner gemeldet. Im Oktober und November seien 24 amerikanische Handelsschiffe versenkt worden und die Verlustlisten enthielten bis zum 15. Dezember schon 9863 Namen, obwohl erst 30—50 000 Mann amerikanische Truppen in Europa landeten. Viele der Menschenverluste entfallen wohl auf die untergegangenen fünf Kriegsschiffe und zwei Truppenfrachtdampfer. An Seestreitkräften stellte Amerika seinen Verbündeten bis jetzt nur eine Anzahl von U-Jägern zur Verfügung, die in Queenstown, Brest und auf den Azoren untergebracht wurden. Als Blendwerk bezeichnet übrigens eine französische Monatsschrift die amerikanische Kriegshilfe. Ausgeschlossen sei, daß die Vereinigten Staaten, die weder über militärische Überlieferungen noch über ein aktives Heer oder geeignete Offiziersstämme verfügen und deren überseeische Ausbildungslager mehrere tausend Kilometer von den deutsch-französischen Kampfstellungen liegen, bis zum Frühjahr 1918 ein Heer von einer Million Soldaten aufstellen, ausrüsten, ausbilden, über das Meer senden und zum Kampf einsetzen können. Schon der gesunde Menschenverstand sage, daß die mitgeteilten hohen Rüstungszahlen übertrieben und falsch seien. Unmöglich könne das zusammengebrochene russische Zwölfmillionenheer durch die amerikanische Hilfe ersetzt werden, abgesehen davon, daß es für die Überführung großer

Truppenmengen an Schiffsfrachtraum fehle. Dazu scheint nach verschiedenen Nachrichten Amerika bei Aufstellung des Feldheeres auf große Schwierigkeiten zu stoßen. Deshalb darf vom Vierbund die amerikanische Hilfe nicht überschätzt, doch soll sie auch nicht unterschätzt werden.

Wie eingangs zahlenmäßig begründet, befindet sich der Vierbund am Schlusse des 41. Kriegsmonats und des Jahres 1917 in einer zu großen Hoffnungen berechtigenden, sehr günstigen militärischen Lage. Aber noch steht der allgemeine Frieden in weiter Ferne und auch der nähergerückte Sonderfriede mit Rußland und Rumänien ist noch ganz in Schwebe. Selbst bei dessen Zustandekommen müssen wir jedoch mit einem gewaltigen, letzten Kampfe im Westen rechnen, in dem um die Schlußentscheidung des Weltkrieges gerungen wird. Dann erst kann der allgemeine Frieden folgen. Zusammen mit seinen treuen Verbündeten erfüllten Deutschlands Streitmacht und Volk im Jahre 1917 die vorjährigen anspornenden Kaiserworte: ‚Durchhalten und siegen!‘ **Sie mögen auch für 1918 als Richtschnur gelten.**

Abgeschlossen 1. Januar 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

Max Schelers jüngste Schrift: ‚Die Ursachen des Deutschenhasses. Eine nationalpädagogische Erörterung‘* soll demnächst hier umfänglich gewürdigt werden. Wir schicken diese kurze Charakteristik des vielbesprochenen Büchleins voraus, weil der Verfasser in dem großen Beitrag dieses Heftes auf dies Buch Bezug nimmt, und der Zusammenhang der Gedanken über den ‚kulturellen Wiederaufbau Europas‘ mit der ‚nationalpädagogischen Erörterung‘ tatsächlich länger ist, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. So glänzend Scheler auch die Haßmotive eines großen Teils der Welt aus der besonderen historischen Lage der deutschen Mittelstaaten erklärt und so eindrucksvoll seine Darlegungen über den Charakter dieses Krieges auch immer sind, den er als eine ‚seelische Kryptorevolution Europas‘ gegen die wenigstens formal und politisch in der Idee der Bundesstaatsverfassung und auch anderwärts bei uns noch nicht ganz abgestorbene christliche Korporations- und Gegenseitigkeitsidee in Verantwortung und Schuld bestimmt, im Grunde läuft sein Buch doch, wie ja der Untertitel andeutet, auf eine Abrechnung mit Mängeln und Fehlern unserer Haltung in politischer, ökonomischer, arbeitstechnischer und gesellschaftlicher Hinsicht hinaus, eine Haltung, die die Spuren jener Unfertigkeit an sich trägt, die einem plötzlich in die Konjunktur des modernen Wirtschaftsaufschwungs hineingeratenen konservativ gerichteten Volke leicht anhaftet. Daß diese Gewissenserforschung nicht zu einem Wühlen im eigenen Fleische wird, daß Scheler vielmehr jeweils dort, wo er eine Blöße aufdeckt, auch gleich wieder eine positiv wertvolle Seite im deutschen Wesen hervorkehrt, hängt zweifellos mit der berechtigten Absicht zusammen, den doch vielfach noch ungeklärten Haßgefühlen unserer Feinde und mancher Neutralen nicht Motive zu liefern, die gegen uns ausgenützt, aus Vorurteilen Urteile machen können. Indem die pädagogische Tendenz sich positiv auswirkt in dem Aufriß derjenigen deutschen Anlagen, die nur durch Verrückung der Arbeitsziele und Verkehrung der inneren Motive zum Zerrbild wurden, ist für den nachdenklichen Leser — und welcher andere kommt für ein so tief durchdachtes Buch überhaupt in Betracht! — Anlaß genug geboten zur Selbsteinkehr und zur Besinnung darüber, wie diesem Haß einer Welt gegen uns würdig zu begegnen sei. Scheler geht von dem durchaus richtigen Gedanken aus, daß dieser Haß nicht durch den Krieg erst gezeitigt wurde, sondern daß der ‚längst überall glimmende und nur nicht zum offenen Ausdruck kommende

* Kurt Wolff, Leipzig 1917. Brosch. 2.40.

Haß gegen deutsches Wesen . . . zum mindesten die seelischen Dispositionen und Gemütslagen bei den Völkern geschaffen habe, die bei den Führern der Völker die Entschließungen zum Kriege möglich — darum nicht notwendig — machten'. Der Krieg hat lediglich die Schranken entfernt, die dem Ausdruck dieser Haßgefühle im Wege standen. Es wäre Scheler sicherlich nicht schwer gefallen, den Beweis dieser Behauptung von langer Hand her aus dem Bewußtsein unseres Volkes selber zu führen. Schon vor mehr als hundert Jahren haben gute Kenner des deutschen Volkes und der Welt diese Tatsache nicht bloß erkannt, sondern auch zu erklären gesucht. Max Klinger, der Sturm- und Drangdichter, warf in der Zeit, da er als Staatsmann in russischen Diensten seine abgeklärten ‚Betrachtungen und Gedanken' (1803) schrieb, die Frage auf, warum die Deutschen von andern Völkern nicht so geachtet seien, wie sie es verdienten, da man ihnen doch eingestehe, sie seien tapfer, gelehrt, aufgeklärt, duldsam, erfinderisch, gerecht, treu, bescheiden und sittsam, und gibt die gewiß auch heute noch gültige Antwort: ‚Eben darum, weil er nur dies ist, achtet man ihn nicht nach Verdienst. In der Konkurrenz von Volk zu Volk helfen die Tugenden ebensoviel, als sie dem einzelnen in den bürgerlichen Verhältnissen helfen. Politische Tugenden geben in beiden den Ausschlag.' Etwa siebzig Jahre später stellt Paul Lagarde die gleiche Tatsache mit den Worten fest: ‚Die Deutschen sind die am lebhaftesten gehaßte Nation Europas' und beruft sich dabei auf keinen geringeren als den Grafen Moltke, der es von der Rednertribüne des Reichstags aus zugegeben habe. Aber die Haßmotive haben sich verschoben nach der Richtung der Schelerschen Auffassung. Wir sind zwar an politischen Tugenden nicht gewachsen, haben aber an den anderen eingebüßt. Und was unsere Lage vor dem Ausland verschlimmert: den wirklichen Deutschen kennt das Ausland gar nicht, um so besser aber jene norddeutsche Bourgeoisie, die ‚vom deutschen Wesen nur den Namen und einige, nur durch hohe Wärme der Ereignisse an den Tag zu lockende, verschüttete Reste' hat. (Lagarde.) Diese Bourgeoisie ist es auch heute noch, die das oben angedeutete Zerrbild deutschen Wesens zur Schau trägt. Wie nun einerseits durch die echten Tugenden unseres Volkes, andererseits dadurch, wie man deren Kräfte in den Dienst falscher Ziele stellte, dasjenige bewirkt wurde, was Scheler ‚die Vertreibung aus dem Paradiese' nennt, das wird in dem also überschriebenen zentralen Kapitel seines Buches nach zweifacher Richtung ausgeführt, einmal zu unserer Rechtfertigung, dann aber auch zur Kritik unserer selbst. Es ist, kurz gesagt, das deutsche Arbeitsethos, dem eine Welt, die nicht gewohnt ist, ihre Freude und Erholung in der Arbeit selber zu suchen und zu finden, widerstrebt. Mit festem, klarem Strich zeichnet Scheler den Typus dieses deutschen Arbeitsmenschen und formuliert, der tatsächlichen Entwicklung nach oben vorgreifend, das gesellschaftspsychologische Gesetz, daß angesichts des großen Wachstums der Erdbevölkerung und voran ihrer Unterschichten ‚ein gewisses Quantum von Glücksgefühl innerhalb der Menschheit ceteris paribus nur erhalten werden kann, wenn die Freuden- und Glücksquellen in immer höherem Maße von ihrer anfänglichen Lage außer und neben der Arbeit in den Arbeitsakt und Arbeitsprozeß selbst hineinrücken'.

Ob mit dieser Formel das hier in Frage stehende Problem wirklich gelöst ist, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls sind auch wir Deutschen noch weit davon entfernt, diese Forderung in uns zu verwirklichen, wie ja Scheler denn auch selber sagt, daß es gerade unserem Volke am wenigsten gelungen wäre, sich personell über die Arbeitssphäre zu er-

heben und dadurch die Vernunft, den Geist, die Liebe, die Person im Menschen immer freier zu machen. Aber wie wir in der Richtung des Arbeitsfanatismus Schrittmacher Europas geworden sind, so werden wir auch die Erzieher zu diesem neuen Arbeitsethos sein müssen, das um so unentbehrlicher scheint, als in etwa einem halben Jahrhundert die durch Bevölkerungszuwachs und Technik gesteigerte Arbeitsverpflichtung das gern oder ungern ertragene Schicksal ganz Europas sein werde.

Die nationalpädagogische Idee des Buches kommt noch einmal und in besonders kraftvoller Wortprägung in seinem Schlußkapitel zum Ausdruck, wo unserm Verhalten zum Hasse der Welt einige Richtlinien gezogen werden. Nach einer kurzen Charakteristik der seelischen Grundhaltung, mit der man bei uns dem hassenden Auslande begegnete: indem wir es vergeltungsmäßig widerhaßten, indem wir uns in Trotz und Machtgebärde dagegen aufreckten, indem wir durch Aufklärung ihm zu begegnen suchten und schließlich indem wir, überkritisch gegen uns selbst werdend, seiner Ansteckung unterlagen, werden alle diese Verhaltungsweisen als unwürdig, weil schwächlich, abgelehnt. An ihre Stelle hat vielmehr Selbstbeherrschung unserer eigenen Haßaffekte zu treten, gläubige Festhaltung positiv-deutschen Wesens und ruhige, nüchterne Selbsterkenntnis. Im übrigen kann dem Hasse nur begegnet werden durch die sich auswirkende Tüchtigkeit unseres Volkes in der kommenden Friedenszeit. Wo er aber nicht zu überwinden ist, bleibt nichts übrig, als darin ein schwer auf uns drückendes, erzieherisches Schicksal zu erblicken, gläubig und fromm gleichsam ‚einen Hammerschlag des höchsten Herrn, dadurch er das verborgene idealische Bildwerk unseres tiefsten Wesens, dadurch er die deutsche Seele herausbildnern will aus dem Chaos einer sündenvollen Menschengeschichte und aus der Marmorhärte dieser Zeit‘.

Mit diesem hohen Gedanken einer providenziellen Fügung schließen die geistvollen Betrachtungen, die in ihrer bei aller Klarheit gedrängten Form ernstem Nachdenken reichen Stoff liefern. -u-

Hochschulwesen

Trimestrierung des Hochschulstudiums für Kriegsteilnehmer fordert eine Eingabe Münchner Hochschullehrer vom Reichstag. Hiedurch soll der Zeitverlust unserer Studenten, die dem Vaterland in schweren Stunden mit Leib und Leben beigestanden sind, wenigstens in etwas ausgeglichen werden. Der Weg würde sich einfach gestalten: er wäre durch Zweiteilung des Wintersemesters gewonnen, indem vor und nach Weihnachten je ein Monat eingeschaltet würde, also erstes Semester Oktober mit Dezember, zweites Semester Januar mit März, drittes Mai mit Juli; die Kürzung der Sommerferien könnte um den Gewinn eines Semesters wohl in Kauf genommen werden. Die Eingabe ist von hohem vaterländischen Geist getragen und sucht in ihrer Weise den gerechten Ansprüchen unserer Akademiker im Felde Rechnung zu tragen.

In ihrer Weise — denn ob es die glücklichste Lösung dieser überaus schwierigen Frage ist, mag mit Fug und Recht bezweifelt werden. Dem Studenten im Feld kommt es heute weniger darauf an, wie er sich nach seiner Heimkehr das Studium einteilen soll; er weiß selbst, gerade gehärtet durch die Erfahrungen im Krieg, daß nur zielbewußte und ausdauernde Arbeit den erstrebten Erfolg bringt; er weiß selbst, daß es mit dem Fliegenden-Blätter-Studententum wohl auf lange Zeit — und hoffentlich für immer — sein Bewenden hat. Für den Studenten im Feld sind andere Fragen brennend als die Trimestrierung: die wichtigste ist, wie wird mir meine Kriegszeit im Studium, wie im späteren Fortkommen angerechnet? Weiters hat er

das größte Interesse daran, wie sich voraussichtlich die Anstellungsverhältnisse für die Zeit nach dem Krieg gestalten werden. Und diesen Fragen geht die Trimestrierung aus dem Weg: sie ist lediglich auf den Abschluß des Studiums eingestellt, weiter nichts — und damit ist den Kriegsteilnehmern in keiner Weise gedient.

Es sind zwei Fragen, die immer wiederkehren und die der aufmerksamsten Beachtung bedürfen: Wie wird meine Zukunft? und: Ist meine Kriegsdienstzeit verloren?

Die Gerechtigkeit verlangt, daß auf diese Fragen in ernstester Form eingegangen wird.

Der Student, der sich in der ersten Begeisterung dem Vaterland freiwillig zur Verfügung gestellt hat, dient jetzt schon das vierte Jahr im besten Sinn der Allgemeinheit, er setzt Leib und Leben ein für alle, auch für jene, die in ihrem Skeptizismus sich mit der Erfüllung ihrer Pflichten Zeit gelassen haben oder erst dazu gezwungen werden mußten, auch für jene, die inzwischen ihre Studien in der Heimat zum Abschluß gebracht haben und die es ruhig ertragen, daß andere ihre Haut für sie zum Markt getragen. Das Bewußtsein dieser Tatsache schafft eine Kluft, die sich wohl kaum mehr schließt, weil sie auf berechtigter Verbitterung über diese Wendung der Dinge begründet ist; sie erweitert eine bereits bestehende Kluft ins Unüberbrückbare, jene Kluft zwischen Student und Studentin, welch letztere unbekümmert um das Sterben in Ost und West, in Süd und Nord ihr Studium zum Abschluß bringen und mit immer besserem Erfolg den Wettbewerb mit den Studenten aufnehmen konnte. Es ist daher vollkommen gerecht und geradezu selbstverständlich, wenn der Akademiker im Feld argumentiert: beim Militär werden Kriegsjahre doppelt gezählt, auch erhält jeder Dienstgrad in Anbetracht der gesteigerten Leistung doppelte Löhnung; bei den Behörden in der Heimat ist die Fortkommensmöglichkeit die gleiche wie im Frieden; Industrie und Arbeiterschaft hat unter Einstellung auf die Kriegsbedürfnisse riesige Förderung erfahren, die sich deutlich genug in Kriegsgewinn und Arbeitslöhnen ausdrückt; die Landwirtschaft erzielt mit ihren Erzeugnissen erhöhte Preise, kurz und gut, die gesamte Volkswirtschaft mit Ausschluß der Luxusgewerbe hat einen unleugbaren Aufschwung genommen. Da soll nun der Akademiker der einzige sein, der durch den Krieg in seinen Entwicklungsmöglichkeiten auf das Empfindlichste gestört werden sollte, ohne daß entsprechende Maßnahmen zum Schutze seiner Interessen getroffen werden? Die Tatsache besteht unleugbar, daß von den akademischen Berufen mit Ausnahme des medizinischen wohl die allerwenigsten durch den Krieg eine Förderung in ihrer wirtschaftlichen Fortkommensmöglichkeit erfahren.

Diese Zustände erfordern ernsteste Beachtung und nicht nur freundliches Wohlwollen, sondern tatkräftige Abhilfe: es wäre bedauerlich, wenn die angeblichen ‚Führer des Volkes‘, die sie ja im Schützengraben vielfach sind, für ihr Fortkommen in der Heimat unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüberständen.

Die Frage des wirtschaftlichen Fortkommens des akademischen Nachwuchses ist aber von größter Bedeutung für das ganze Volk: es rächt sich gerade jetzt eine Sünde, deren Verantwortung noch viel zu schaffen geben wird: die Sorglosigkeit, mit der man bisher dem Anwachsen der Akademikerschaft gegenüber gestanden ist, ohne sich darum zu kümmern, ob denn überhaupt auch die Unterkunft so vieler sicher gewährleistet ist.

Wir stehen heute vor der Tatsache, daß alle akademischen Berufe überfüllt sind, daß die Zahl der jetzt geprüften Kandidaten den Bedarf auf Jahre hinaus deckt; ja, einzelne Behörden sind dazu gezwungen, vor dem Zugang zu einem be-

stimmten Studium zu warnen, weil sie keine Verwendungsmöglichkeit für so viele Kräfte haben, z. B. warnt das bayerische Justizministerium vor dem Rechtsstudium. Ja, was soll denn mit den Studierenden derartiger, überfüllter Fakultäten geschehen? Da hilft keine Verlegenheitsmiene und kein Achselzucken, da kann nur systematisches Vorgehen helfen — und zwar systematisches Vorgehen nach der Ausbildungsseite und nach der Unterkunftsseite hin: durch prophylaktische Maßnahmen, daß man den Zugang zu den akademischen Berufen nach dem Bedarf einschränkt, und weiters dadurch, daß man angemessene Unterkunftsmöglichkeit durch Hebung des Mittelstandes, sowohl des freien wie des behördlichen, schafft.

Die bange Frage, wie wird's mit meiner Zukunft, ist unter diesen Umständen vollauf begreiflich und berechtigt, denn diese geschilderten Verhältnisse sind den Studenten selbst nicht unbekannt, nur sind sie nicht mehr in der Lage, hieran etwas durchgreifend zu ändern; sie sind ja doch schon zwanzig Jahre und darüber alt geworden und können doch nicht mehr in irgend einen Betrieb in die Lehre gehen! Also hier muß eingesetzt werden! Der Arbeiter von heute hilft sich durch Streik, der Akademiker ist nicht organisiert, er ist einfach sich selbst überlassen.

Hilft nun die Trimestrierung über diese schlimmen Verhältnisse hinweg? — Nein.

Sie schafft lediglich Studienerleichterungen, mit denen dem Kriegsteilnehmer nebenbei nur wenig gedient ist; schließlich verstärkt sie nur die Gruppe der geprüften Kandidaten allzu stark, ohne ihnen entsprechende Gewähr für baldiges Unterkommen zu bieten, wirkt also negativ. Wenn auf diesem Gebiet wirklich geholfen werden will — und dieser gute Wille muß bei allen einschlägigen Stellen vorausgesetzt werden, so kann dies nur auf folgendem Weg geschehen:

1. muß das Frauenstudium oder wenigstens der Wettbewerb zwischen Student und Studentin in entsprechende Bahnen gelenkt werden;

2. muß ein klarer Überblick geschaffen werden über die Anstellungs- und Bewerbungsverhältnisse, wie sie heute liegen;

3. muß der Zugang zu den akademischen Berufen nach Maßgabe eines Bedarfsschlüssels geregelt werden;

4. muß an jeder Hochschule ein Berufsberatungsausschuß eingesetzt werden, der sich durch Information vor Beginn des Semesters die Richtlinien für die Berufsberatung einholt;

5. muß für jedes einzelne, in der Prüfungsordnung vorgesehene Fach ein Studienplan ausgearbeitet werden (soweit noch nicht vorhanden), der sich in Anlehnung an die angekündigten Vorlesungen zu halten hat;

6. muß dafür gesorgt werden, daß die Studenten bereits im ersten Semester sich vollkommene Klarheit über den Aufbau des beabsichtigten Studiums verschaffen (Fachvorträge).

Was den Akademiker heute wesentlich beunruhigt, ist die Unsicherheit der bestehenden Verhältnisse; sein Verlangen nach Klarstellung der verschiedenen Möglichkeiten ist vollauf berechtigt, es kann aber auch erfüllt werden; nur müssen hiebei auch die Hochschulen selbst entsprechend mitwirken, schon deshalb, um die jeder Hochschule anhaftende Eigenheit zu wahren. Es soll unter keinen Umständen der Hochschulbetrieb eingestellt werden auf einen Betrieb, wie ihn Mittel- und Volksschule hat; was mit Recht gefordert werden kann, ist ein zweckmäßiger Aufbau und Ausbau unter Berücksichtigung aller besonderen Wünsche der Dozenten und Studenten. Man rühmt ja doch überall die Zweckmäßigkeit und logischen Zusammenhänge, setzt aber die gelehrten Grundsätze bei der Gestaltung der Ausbildungsmöglichkeit selbst nur wenig in die Tat um!

Wie sich die Zukunft gestaltet für die

akademischen Berufe? — Das kann heute noch niemand sagen, außer er bestrebt sich, schöne Worte zu machen, die ungetrübt durch die Kenntnis des wahren Sachverhalts, lediglich Worte sind und bleiben: Alles hängt vom Ausgang dieses Krieges ab! Und wenn die Behörden noch nichts Positives in der Frage getan zu haben scheinen, so darf das keineswegs als Interesselosigkeit dem Akademikertum gegenüber ausgelegt werden, sondern es hat einzig und allein die Erklärung darin, daß die verantwortlichen Stellen nicht unverantwortlich handeln wollen, indem sie Aussichten eröffnen, deren Einhalten ihnen letzten Endes schlechterdings unmöglich ist, weil die Ereignisse darüber zur Tagesordnung übergegangen sind. Eines darf von diesen Stellen behauptet werden, daß die Akademikerfrage ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, daß aber durchgreifend erst dann geholfen werden kann, wenn die Verhältnisse wieder etwas besser geklärt sind, als es gegenwärtig der Fall ist. Daß dann alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um den Kriegsteilnehmern und den Kriegsbeschädigten die Wege in ihre Zukunft zu ebnen, darf bei dem starken sozialen Zug unserer Zeit als selbstverständlich bezeichnet werden. Darum ist es nächste Aufgabe, alle derartigen bangen Fragen zu beruhigen unter Hinweis auf das Gegenseitigkeitsverhältnis: Sie haben die Heimat in ihrer Not nicht im Stiche gelassen, so wird auch die Heimat die ihr geleisteten Dienste nicht vergessen! —

Maßnahmen, die von seiten der Heimatstellen ins Auge gefaßt werden könnten, sind folgende:

1. Wiedereinführungskurse für Kriegsteilnehmer, durch welche diese wieder mit der wissenschaftlichen Arbeit vertraut gemacht werden, im Anschluß an die Vorlesungen;
2. Vorbereitungskurse für Fortgeschrittene, die vor oder wenigstens zwei Semester vor der Prüfung gestanden sind und diese machen wollen, im Anschluß an Seminare;
3. Wiederholungskurse für solche, die durch den Krieg aus dem Studienbetrieb herausgerissen wurden und die, unabhängig von Vorlesung und Seminar, ihre Kenntnisse auffrischen und vertiefen wollen;
4. Sperre der Stipendien zu gunsten Kriegsbeschädigter und Kriegsteilnehmer, wobei natürlich besonders bedürftige Fälle der übrigen Studierenden doch berücksichtigt werden könnten;
5. Schaffung von Interimsstellen mit entsprechenden Taggeldern für Leute, die ihr Examen abgelegt haben; hiebei kämen besonders Arbeiten im Verwaltungsdienst, im Post- und Eisenbahndienst, im Lehrberuf in Frage.

Ein großer Teil der geprüften Kandidaten muß unter oft unwürdigen Verhältnissen das Leben hinbringen, bis endlich einmal die ersehnte staatliche Anstellung kommt, und manches Elternpaar ist schon grau geworden und mußte, gebeugt von der Last der Jahre, noch arbeiten und sich plagen, weil der Sohn die Prüfungen zwar bestanden hat, aber die Zahl der Bewerber vor ihm noch so groß ist, daß er auf Jahre hinaus noch nicht mit staatlicher Versorgung rechnen kann! Jetzt wird er 28, 30 und mehr Jahre alt, bis er endlich einmal zu Brot kommt. Und wie viele Fälle sind es nicht, in denen Vater und Mutter, eine Stube voll Geschwister mit Sehnsucht darauf warten, bis der große Bruder etwas verdient?

Dieses glänzende Elend, das sich so lange dem Alltag nur in seinen schönen Farben gezeigt hat, — es muß mit allen Mitteln niedergerungen werden, weil ein großer Teil unseres Akademikertums, die Blüte des Volks sowohl an Jugend wie an Geisteskraft, unter solchen Umständen einfach verkommt. Der Krieg hat auch diese Wunde bloßgelegt; arbeiten wir zielbewußt daran, daß diese Verhältnisse anders werden.

Ob die Trimestrierung **der** Weg ist, um dieses Ziel zu erreichen, mag dahingestellt bleiben. Die erste Forderung geht nach Regelung der Unterkommensverhältnisse unserer Jungakademiker; zu diesem Ziele mag die Trimestrierung einer der Wege sein! Die Fragen aus dem Felde lauten: wie komme ich rasch zu Brot und erst in zweiter Linie: wie teile ich mein Studium zweckmäßig ein?

Dr. Gg. **Panzer**, München.

Literatur

‚Die Standarte' ist der Titel eines Almanachs, den ein Kreis von literarischen Freunden dem Pfarrer **Johannes Mumbauer** aus Anlaß seines 50. Geburtstages (27. Juli 1917) nachträglich gewidmet hat. Es sind gut zwölf Jahre her, daß Johannes Mumbauer zum erstenmal im ‚Hochland' die Aufmerksamkeit weiterer Kreise durch einen gegen den Grafen Hoensbroech gerichteten Artikel auf sich gezogen hat. Als dann der sogenannte Literaturstreit in seine zweite Phase trat, da war Mumbauer unter den beteiligten Theologen der beiden Lager der entschiedendste und am besten vorgebildete Verteidiger jener Richtung, die die Abkehr von einem matt, geistlos und erlebnisarm gewordenen Epigonentum und die bewußte Ausprägung katholischer Ideen in kongenial-künstlerischer Form auf ihre Fahne geschrieben hatte. In diesem Sinn ist er mit wechselndem Glück, aber immer furchtlos und voll Verständnis für die praktischen Seiten der Frage tätig gewesen und hat insbesondere durch die Besprechung gewisser Mißstände auf seiten des katholischen Verlagsbuchhandels, der er die Schrift ‚Allerhand Literaturschmerzen' (1916) widmete, sich den Dank der jungen katholischen Schriftstellerwelt verdient, die hier auch einmal die Frage des Literaturlebens von ihrer organisatorischen und ökonomischen Seite aus in Angriff genommen sah. Da ist es denn ganz selbstverständlich, daß in Erfüllung ging, was Mumbauer als seinen Wunsch aussprach mit den Worten: ‚Das war mein Traum, daß sich die Jugend zu mir stellte.' Nun ist in dem Almanach allerdings nicht nur die Jugend mit Beiträgen vertreten. Aber Jugendlichkeit gibt doch insofern den Ton darin an, als noch ein vielfach recht unsicheres Suchen und Tasten nach neuer Ausdrucksform für die meisten ihrer Beiträge bezeichnend ist. Unter den dichterischen Gaben sind einige, bei denen man fühlt, hier will sich etwas mit eigenwilligem Ausdruck losringen aus der Tiefe eines Erlebnisses, das nicht dem Alltag angehört. Diese wenigen Beiträge sind es auch fast allein, wo hinter den Worten mehr steht als ihr alltäglicher Sinn. Sie wollen Atmosphäre geben durch das Ineinanderspielen der Eindrücke, die die Worte hinterlassen, sie wollen als Poesie auch dort noch wirken, wo die Worte sich nicht logisch zu einem Gedanken verknüpfen, wo sie in Eindrücken verschweben und durcheinanderwirren. Diese jüngste Gruppe — jung als Ausdruck des Zeitwollens genommen — ist durch die Namen Ferdinand Meyer, Konrad Weiß, Peter Bauer, Hans Steiger vertreten. In Ferdinand Meyer und Peter Bauer wirkt noch Überliefertes bester Art. Konrad Weiß ist der Extremste, und ich möchte ehrlich fragen: Was hat der Herausgeber des Almanachs bei Versen wie ‚Morgengestirn' (S. 186) empfunden, geschweige gedacht? Ist er nicht der Meinung, daß es auch in einer so subjektiven Form der Dichtung wie der lyrischen Grenzen gebe, über die hinaus das Irrationale bei einem schier unerträglichen sacrificium intellectus enden muß? Hans Steiger hat von den vieren am wenigsten Gehalt; seine Bilder sind grotesk und nicht einmal immer anschaulich. Eine lebensstarke Note ist in den Gedichten von Heinrich Lersch, dem sich der Arbeiterdichter Christoph Wieprecht von der stofflichen

Seite her anreiht, jedoch ohne die gleiche Kraft und Ursprünglichkeit des Empfindens. In Max Fischer haben Intellekt und Rauschstimmung eine Verbindung eingegangen, die noch nicht zu rein dichterischen Wirkungen gelangt, aber hohe Erwartungen rege macht. Der Sonettenkranz ‚Todesangst‘ von Rich. Knies zeigt willenstarkes Künstlertum, aber der seelische Gehalt verkümmert noch zum Teil unter dem Zwang der Sonettenform, die nicht so gemeistert ist, um überall stilreine Wirkung in den Bildern und Wohlklang der Worte hervorzubringen. Unter den Beiträgen dichtender Frauen, von denen keiner einen höheren Flug nimmt, sind die Bekenntnisverse Ilse v. Stachs die menschlich am meisten ansprechenden. Was die kußselige Erotik Tilly Lindners, die an recht unerquickliche Erscheinungen weiblicher Lyrik erinnert, in diesem Almanach zu tun hat, fragt man sich vergeblich. Mit den erwähnten Versen ist keineswegs alles genannt, was an dichterischen Beiträgen beachtenswert ist. Wir begegnen mit Vergnügen älteren Bekannten, wie Bernard Wieman und Richard Schaukal, und finden in H. Federer und Fridolin Hofer zwei Schweizer mit anmutigen Gaben vertreten. Einige gelungene Verse von H. Zerkaulen, Hans Heinrich Bormann und Paul Lingens wären allenfalls noch hervorzuheben. Daß Mittelgut mit unterläuft, ist bei einer solchen Gelegenheitsgabe verständlich. Wir erfahren zum erstenmal von einem jungen Dichter Joseph Heinrich Berlenbach, der im Jahre 1913, vierundzwanzigjährig, ‚in einem versteckten Westerwaldnest‘ gestorben ist. Die mitgeteilten Verse verraten eine menschlich hochstrebende Anlage.

Die erzählenden Beiträge halten sich alle auf einer mittleren Linie. Was Peter Dörfler und Heinrich Mohr beisteuerten, ist gute volkstümliche Kunst der Erzählung. ‚Die Bitte um das Blut‘ von Konrad Weiß kann nur als malerischer Expressionismus, in Worte übertragen, verstanden werden. Bei glänzenden Einzelheiten bleibt das Ganze unklar, wie ein altes Kirchenfenster, das durch sein Farbenspiel das Auge erfreut, aber bei hundert Versuchen, zu einer Gestalt zu gelangen, in einem Chaos von Linie, Licht und Farbe zersplittert. Karl Muth schreibt über Herder, Hermann Bahr über Scheler. Die beiden Beiträge können als Appell an die Gegenwart gelten, sich wieder auf ein Ethos zu besinnen, wie im Leben, so in der Dichtung, und sind daher hier am rechten Platze. Wenn der Almanach den Anspruch erheben wollte, ein Bild der schöpferischen Kräfte zu geben, die sich heute vom Boden katholischer Weltanschauung aus betätigen, so würde das Gebotene nicht genügen. Da dieser Anspruch darin nicht erhoben wird, darf man in dem Almanach auch nicht mehr sehen als einen Versuch, vorhandene Kräfte zu sammeln und sie sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden zu lassen. Soll das Unternehmen mit Erfolg fortgesetzt werden, so ist größere Strenge der Auswahl unerläßlich.

Eine gewisse Gruppierung der Beiträge nach ihrer Form wäre dann dem Durcheinander, wie es diesmal beliebt wurde, vorzuziehen. Die Ausstattung brauchte nicht wesentlich besser zu sein, als sie jetzt ist, vorausgesetzt, daß der Preis niedrig bleibt, um eine weite Verbreitung zu ermöglichen. Typographische Vornehmheit ist jeder zur Schau getragenen sogenannten Modernität, wie sie in der wenig gelungenen Einbandzeichnung sich breitmacht, vorzuziehen. Ein Inhaltsverzeichnis dürfte künftig nicht fehlen.

Wir wünschen dem Unternehmen auch schon in seiner heutigen Form guten Erfolg, nicht zuletzt um des Mannes willen, dessen Bildnis an der Spitze des Büchleins steht und der damit eine Anerkennung seiner Verdienste findet, der wir uns mit guten Wünschen für sein künftiges Wirken anschließen. -h.

Der Dichter Albert Steffen.

Albert Steffen ist kein Dichter von äußerlichen Gebärden, sondern ein Stiller, der langsam und träumend seines Weges kam und allmählich einen größeren Kreis bewundernder Leser in den Bann seiner Dichtung zieht. Ein Schweizer, spröde und streng wie die Berggipfel seiner Heimat, ohne die Anmut der Matten, die in Gottfried Keller blüht und singt, ohne das überall einfühlende Landknechtsblut, das in Konrad Ferdinand Meyers Adern noch gerauscht haben muß.

Albert Steffens erster Roman: ‚Ott, Alois und Werelsche' (1907), das tastende Buch eines noch ungeklärten Anfängers, reich an persönlich erlebten Beobachtungen, aber noch im Impressionismus stecken geblieben, ohne beherrschende Kraft der Idee und Architektur des Aufbaus.

Fünf Jahre später erst der zweite Roman: ‚Die Bestimmung der Roheit' (1912), ein schlichtes Buch von überraschender Einfachheit und ergreifender Einfalt. Die Geschichte einer Studentin, die mit eingeborener Güte dem Leben gegenübertritt, an seiner Brutalität zu zerbrechen droht, aber seine Hemmungen tapfer besiegt, durch die erzieherische Macht der Roheit sich selbst überwindend, zu entsagender Liebe reift. In diese Haupthandlung eingewoben ein Kranz von Novellen, locker nur miteinander verbunden, von einer autonomen Freude am Fabulieren getragen und doch irgendwie dem Leitmotiv des Buches dienstbar. Eine Eigenart des Dichters, die in dem frühen Werke nur leise vorgedeutet war, ist in dem zweiten Buche nachdrücklich und unverkennbar: ein moralischer Wille, der zur Gutheit führen will, der sich zuweilen nicht scheut, mit energischen Rippenstößen auf den Weg des ethischen Handelns hinzudrängen.

Nun in rascher Folge zwei weitere Romane: ‚Die Erneuerung des Bundes' (1913), ‚Der rechte Liebhaber des Schicksals' (1914). Beide Bücher gekennzeichnet durch Albert Steffens Hinwendung zur Theosophie. Der moralische Grundzug der ‚Bestimmung der Roheit' ist hier zu theosophischen Theoremen verdichtet. Es kann nicht Aufgabe der Literaturkritik sein, mit der Berechtigung des theosophischen Gedankens sich auseinanderzusetzen: der alte Weltanschauungskampf zwischen Gnosis und Kirche, der im zwanzigsten Jahrhundert eine erneute Bedeutung erringen wird, muß auf einer anderen Sphäre durchgefochten werden. Nur das kann vielmehr an dieser Stelle erörtert werden, ob die Verquickung mit theosophischen Doktrinen dem Werke Steffens ästhetisch zum Segen oder zum Unheil geworden ist. Wenn wir also hier Bedenken laut werden lassen wider die Theosopheme in diesen beiden Werken, so sind es prinzipiell ästhetische Bedenken, die wir auch gegenüber einem katholischen Tendenzroman nicht verhehlen würden.

Albert Steffen nimmt gern das Verdienst für sich in Anspruch, daß die Literaturgeschichte der Zukunft von ihm werde sagen müssen, er sei der erste Dichter, der bewußt zu den Lehren der Theosophie hinführe. Wenn das überhaupt ein Lob ist, so ist es sicher nur insofern Lob des Dichters, als diese Gedanken mit den Mitteln der Kunst lebendiges Fleisch werden. Die Begrenzung des Dichters Steffen ist es gerade, daß er leicht in der theosophischen Abstraktion stecken bleibt, es nicht vermag, das Allgemeine in individuellen Gestalten zu symbolisieren. ‚Die Erneuerung des Bundes' hat ein gewaltiges mythisches Motiv: den Kampf des Guten und des Bösen in den beiden Zweigen eines Geschlechtes. Aber der Sinn dieses Kampfes steckt nicht als immanente Symbolik in überzeugenden konkreten Gestalten, sondern die Personen des Buches sind blutleere Schatten in einem abstrakten Schema. Die Theosophie drängt sich auf, aber nicht als eine innere Bekehrung, welche den Leser bezwingt, als eine Seelentaufe, die ihn erbeben macht, sondern als lehrhafter

Hinweis auf die ‚neuen Bücher‘, durch welche die Hauptfiguren der beiden Romane eine entscheidende Veränderung ihrer Weltanschauung erfahren. Ganz eingefangen in die Doktrinen der Theosophie läuft der Dichter, der sich freilich in wunderzarten Einzelheiten immer wieder sieghaft offenbart, Gefahr, die gestaltende Kraft seines schönen Erzählertalentes einer unkünstlerischen theosophischen Apologetik zu opfern.

Auch in seinen beiden Dramen ‚Die Manichäer‘ und ‚Der Auszug aus Ägypten‘ (1916) ist Steffen in seiner künstlerischen Souveränität durch theosophische Dogmen beengt. Es fehlt diesen abstrakten Dramen Blut und dramatisches Leben. Die Personen bleiben Schemen, wachsen nicht zu lebendigen Gestalten; sie reflektieren über sich, aber sie haben nicht die Überzeugungskraft eines objektiven Daseins. Wenn Moses mit dem Pharao und den Seinen spricht, dann ist es nicht der große jüdische Prophet, der mit dem Unterdrücker seines Volkes redet und mit dessen Weib und mit dessen Sohn, sondern man hat das Gefühl, einem theosophischen Sektenhäuptling heute gegenüberzustehen, der die Gattin und den Sohn überzeugt hat, aber dem der Relativismus des Vaters Widerstand leistet. Es ist die Begeisterung für das eigene Ideal, die den Abstand nicht zuläßt, welchen der Dichter zu lebensfähigen Gestalten haben muß. Umsomehr bedauert man diese Schwäche, als beide Dramen einzelne Szenen enthalten, in denen das Symbol dichterische Gestalt wird und Töne einer mystischen Lyrik offenbar werden. Unter dem engen Kleide des theosophischen Lehrers ahnt man den unterdrückten Pulsschlag eines großen Dichters.

Steffens neuestes Buch, der Roman ‚Sybilla Mariana‘ (1917) erweist, daß der Dichter auch als Theosoph sich zu freier symbolischer Gestaltung durchzuringen vermag. In dieser Dichtung, die Vorbereitungszeit und Anbeginn des Weltkriegs umspannt, wird die Wesenheit der Nationen lebendig in symbolischen Gestalten.

Steffen fand für diese Symbolisierung der Völker ein großes Vorbild in der deutschen Literaturgeschichte vor: Friedrich Schiller. Schiller hat, so sieht es Steffen an, jedem Volk sein eigenes Drama geschrieben. Den Deutschen den Wallenstein, in den die Sterne als göttliche Gesetze ragen, den Engländern das Machtdrama der Maria Stuart, den Franzosen das Gloriadrama der Jungfrau von Orleans, den Schweizern das Volksdrama von Wilhelm Tell, den Russen das Erbfolgedrama von Demetrius, den Italienern die Braut von Messina, das Drama der unbewußten Triebe und Empfindungen.

‚Im Geiste Schillers,‘ so läßt Steffen die Hauptgestalt seines Buches, eine edle Frau von europäischem Bewußtsein sagen, ‚lebten alle Völker auf. Er holte sie aus seinem Unbewußten empor. Er konnte es, weil er sich selbst als freies Ich erfaßt hatte. Und jedermann kann es, der sich auf diese Weise findet.‘

Diesem übernationalen Bewußtsein der Schweizerin, das Steffen als Ideal empfindet, steht der nationale Typ von vier Männern gegenüber. Besonders die Gestaltung des Russen und des Engländers sind meisterlich gelungen: die Seele eines Volkes gewinnt überzeugende Gestalt in der Seele eines Individuums. Der Deutsche hat zu viel abstrakte Verschwommenheit, der Italiener zu groteske Zerissenheit, um in gleichem Maße als allgemeingültiges Smbol zu wirken.

Der Roman ‚Sybilla Mariana‘ ist farbiger, gestalteter, reifer als die früheren Bücher des Dichters. So ist er trotz manchen Unausgeglichenheiten und mancher lehrhaften Breite eine starke Verheißung. Die Symbolik Steffens löst sich aus den Fesseln theosophischer Überlieferung, dichtet das Weltgeschehen der Gegenwart schöpferisch zu neuen Symbolen um. In ‚Sybilla Mariana‘ hat

das Erleben des Kriegsausbruches einen von der Anekdote erlösteren, einen mystischeren Ausdruck gefunden als in irgend einer anderen Dichtung dieser Tage, die mir zur Kenntnis kam. Hier ist der Krieg nicht ein deus ex machina, der die Handlung plötzlich durchbricht, hier ist er innerlich vorbereitete Notwendigkeit.

Nicht unerwähnt bleibe, daß dieses Buch reich ist an einzelnen wunderschönen lyrischen Stellen. Wie überhaupt die gelegentlichen Proben in den Romanen gespannt machen auf ein Versbuch Albert Steffens.

Und weil ich einen Dichter, dessen Kunst mir echt und rein scheint, gerne von seiner schönsten Seite zeige, so stehe hier zum Beschluß unseres Hinweises auf sein Werk dieses schlichte Gedicht aus ‚Sybilla Mariana‘:

‚Laßt uns die Bäume lieben,
Die Bäume sind uns gut.
In ihren grünen Trieben
Strömt Gottes Lebensglut.

Einst wollt' das Holz verhärten,
Da hing sich Christ daran.
Daß wir uns neu ernährten,
Ein ewiges Blüh'n begann!‘

Max Fischer.

Theater

R. J. Sorge. Der Aufführung des symbolischen Dramas ‚Der Bettler‘* von R. J. Sorge im ‚Deutschen Theater‘ zu Berlin (worüber im nächsten Heft wird berichtet werden) ist drei Tage später, am zweiten Weihnachtstage, in den ‚Münchner Kammerspielen‘ der Versuch gefolgt, die beiden ersten Teile von Sorges Mysteriendichtung ‚Metanoeite‘** von der Bühne herab wirken zu lassen. Man konnte mit Recht gespannt sein, wie diese unendlich zarten, so ganz nur im inbrünstigen Gefühlsausdruck lebendigen Dichtungen imstande wären, von den Brettern herab zu fesseln. Was man eine Handlung nennt, ist darin ja kaum zu finden. Vor allem in dem ersten Mysterium scheint es sich um eine fast ausschließlich deklamatorische Aufgabe zu handeln. Maria und Elisabeth unterreden sich über die großen kommenden Dinge. Ihre Seelen, randvoll, strömen davon über, ineinander über. Es ist ein süßes Lallen, verhaltenes Jauchzen, stürmisches Beglücktsein, kindereinfaches Staunen, was wechselnd hervorbricht und in schlichtesten Worten offenbar wird. Alles Grübeln siriusfern. Nichts Psychologisches, Problematisches, was die denkende Kraft des Hörers beschäftigt. Ausdruck der Ergriffenheit und sonst nichts. Auch im Sprachlichen kein Bild, keine Redefloskel, nichts Schmückendes — alles nur ein Sagen, Stammeln, Hervorbrechen, Verströmen des Gefühls aus letzten Tiefen. Und als dann Maria hinausschreitet in die judäische Landschaft, gleichsam ihrer Bestimmung entgegen — nur mehr Monolog Elisabeths, dem zum Schluß, geheimnisvoll vordeutend, das Metanoeite (Tuet Buße!) des Johannes antwortet. Nur zwanzig Minuten hat es gedauert, aber welche Fülle innerer Bewegung ist durch die Seelen gestürmt! War das nicht Handlung im höchsten Sinn? Erweist nicht dichterische Kraft sich dort am stärksten, wo sie allen äußeren Apparat vergessen macht über der Bewegung des Gefühls? Und wo jedes Wort inbrünstig beseelt ist, hat auch der Darsteller nichts zu fürchten. Er ist immer im Lebendigen, braucht keine Gebärden, die ihn über leere Stellen hinwegtragen, braucht nur tönendes Gefühl zu sein. Und so war es. Die Darstellerin der Maria fand vom Ausdruck des Süß-Kindlichen bis zum Extatisch-Heroischen alle Töne rein und schön. Die innerlich weniger be-

* Verlag S. Fischer, Berlin.

** Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung Kempten-München.

wegte Rolle der Elisabeth — undankbarer, und deshalb schwieriger — glückte ihrer Vertreterin am besten im Monolog.

Das zweite Mysterium, die Hl. drei Könige vorführend, sind drei Vorgänge: die Begegnung auf der Wanderschaft, das Auffinden des verheißenen Kindes und die Rückwanderung mit dem mystischen Erlebnis des rufenden Johannes. Stille, schöne, ruhige Wirklichkeit, von einem überirdischen Licht beschienen. Eine ungeheure Erwartung liegt über allem Geschehen. So liebvertraut Nähe und Ferne sind, sie haben andere Farbe als die alltägliche. Es ist, als ob alle Welt den Atem anhalte vor großer Erwartung. Nichts ist seltsam, auch das Seltsamste ist natürlich, und wo alles Wunder, gibt's kein Verwundern mehr. Schweigend, in liebendem Einverständnis begegnen sich die Weisen; sie schauen mit Ewigkeitsaugen das Vorbestimmte als das ganz Selbstverständliche an. Erlebnisse der Wanderschaft huschen in mystischer Zwiesprache vorbei, Entzückungen teilen sich den Seelen mit, Liebe schafft Diener und Könige in eins. Da er das Kind sieht, erblindet Kaspar, aber es wieder zu schauen und tiefer zu erblinden, ist sein Begehren. Hassan, der Diener, stirbt im Übermaß der Freude, ‚vor übergroßem Blühen', und alle preisen sein Los. Taumelnd vor Glück treten sie die Heimreise an. Da reckt sich fern am Rand der judäischen Wüste, den Königen nur sichtbar, eine zottige Gestalt, und — aufgefordert durch den Ruf der Weisen — erschallt wie die Stimme der Menschheit der Ruf der Buße; und so schließt auch dieses Mysterium.

Nur an diese ersten Teile von dreien hat man sich herangewagt. Es war ein Wagnis, wie der Mißerfolg bestätigte, aber ein Wagnis, das Zukunft in sich trägt. Ein verlorenes Vorpostengefecht, das die Gewähr für kommende Siege in sich schließe, hat man die Berliner Aufführung des ‚Bettlers' genannt. In weit höherem Sinn gilt das von dem Münchener Experiment. Heute noch sind's wenige nur, die Inbrunst fühlen. Aber Inbrunst ist ein Kontagium. Es werden ihrer mehrere, es werden viele werden, und dann bricht sie herein, die hohe Zeit einer neuen Dichtung, so aus der Liebe lebt und Liebe wirkt, denn ‚Dichter sind', wie es im „Bettler" heißt, ‚Liebende, Weltliebende und ihrer Liebe endlos verfallen'. -th

Kunst

Wilhelm Trübner †. **Klar und** sachlich wie Gehalt und Aufbau seiner Bilder lag beim Tode (21. Dez.) des aus der allmählich klein werdenden Gruppe der in engerem Sinn echt deutschen Künstler ausscheidenden Wilhelm Trübner sein Lebenswerk und sein künstlerisches Anschauungsbekenntnis vor. Kein Teil seines Wollens und Wirkens geht in größere Tiefe, aber sein Arbeiten verging auch nicht in eine haltlose Breite; Trübner fand für sein künstlerisches Wollen jenes sichere Maß des Könnens, das vor dem einzelnen Werk vergessen läßt, daß Kunst im Ganzen Geistestat und eine Zeiterfüllung ist, die auch im einzelnen die Natur nicht bloß dinglich festhalten und den Menschen nicht bloß gesellschaftlich, bürgerlich als Existenz feststellen, sondern in jeder Gestaltung ein höheres Bewußtsein formen will. Trübners Kunst ist wie ein Merkmal am Wege, das zeigt, daß der Weg richtig ist, aber nicht, wohin er führt. Das muß der Nachwanderer selber wissen, falls er nicht, wie die jüngere Generation, schon einen höheren Weg gewählt hat.

Es mochte sein, daß auch die nächsten Zeitgenossen und Mitwanderer Trübners, so wenige ihrer wirklich geistig, geschweige künstlerisch Höheres boten, den Mangel ebenfalls spürten, und daß er sich auch darum lange Zeit nicht gebührend in seiner künstlerischen Umwelt festsetzen konnte. Sicher war aber die Schuld

mehr einem künstlerischen Scheingeiste zuzuschreiben, der in den Jahren seiner jüngeren und mittleren Lebens- und Schaffenszeit in seinem damaligen Wirkungskreise München vorherrschte. Trübners Kunst hatte zu jeder Zeit von seinen Anfängen an etwas zu Gediegenes, um durch Äußerlichkeit zu bestechen, dabei auch etwas zu fachlich Malerisches, um durch Innerlichkeit zu verwirren. Seine Werke sind nicht Kerne und Früchte einer kulturellen Zeitphase, aber die Arbeitsgediegenheit, die jede Kunst als Fundament geistiger Wirkungen braucht, hatten sie von Jugend an zu eigen, und so konnte der Sieg und die gesellschaftliche Geltung auf die Dauer, zumal auch im Handel, in dem zur Zeit die formale Stärke besonders bei dieser älteren deutschen Kunst preistreibend wirkt, nicht ausbleiben.

Trübner hat seinen Lebensgang von seiner Geburtsstadt Heidelberg, wo er am 3. Februar 1851 aus gut bürgerlichen Verhältnissen geboren wurde, über die Studienjahre und die Münchener Kunstumgebung bis zu der mehr abseits, aber in sicherer Schaffenskraft hinfließenden Tätigkeit in Frankfurt und zuletzt an der Karlsruher Akademie selber knapp geschildert in den ‚Biographischen Notizen und Erinnerungen‘, die er einem kleinen Buche vorausgeschickt hat, das neben Gelegentlichem zwei frühere kleine Schriften von ihm über ‚Die Verwirrung der Kunstbegriffe‘ und ‚Das Kunstverständnis von heute‘ gesammelt enthält. Die darin ausgesprochenen Gedanken und Bemängelungen zeigen ihn jedoch, wie sein Verhalten in späteren Kunststreitigkeiten, ebenfalls nicht in einer bestimmten Richtung begriffen und wären dem Tagesdisput nicht überlegen ohne das malerische Werk, das dem Namen Trübners allerdings Dauer verheißt, solange von deutscher Kunst in ihrer in sich begründeten malerischen Sicherheit kunstgeschichtlich die Rede sein wird, aber auch solange man die Naturmalerei als künstlerische Tat für sich besonders hoch schätzen wird. In der bildenden Kunst, voran in der Malerei, spielt die hohe Stufe des Könnens, des augenfälligen Gestaltens immer eine große Rolle.

Auch Trübners malerisches Lebenswerk liegt zur geschlossenen Betrachtung gesammelt vor im letzten Bande der ‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben‘, herausgegeben von J. A. Beringer, der nach der über Lebensgang und malerische Entwicklung unterrichtenden Einleitung 450 Abbildungen bringt.* Damit ist Trübner unter die neuen, in diese Sammlung aufgenommenen Meister, Uhde, Thoma und Liebermann, eingereiht, nach den nächstälteren Feuerbach, Rethel, Schwind. Ein endgültiger Gradmesser ist das nicht, denn der noch nicht beigesellte Leibl, Freund und Lehrer Trübners, der nach seinem früheren Lehrer Canon den künstlerisch besten Einfluß auf ihn hatte, steht Trübner in malerischer Bedeutung und besonders als echter deutscher Kunstcharakter weit voran. Leibls Kunst ist Volkskunst im höchsten, noch nicht in absichtlicher Sentimentalität als Heimatkunst verderbten Sinne. Trübners Kunst ist demgegenüber mehr bloß gesellschaftlich, bürgerlich, so in seinen Bildnissen, so auch in seinen Landschaften, in denen er auch die Kargheit und Gemütstiefe der Naturlyrik Greifs, der auch zum Münchener Zirkel Trübners gehörte und den er in dem bekannten Porträt mit den Schneeglöckchen gemalt hat, nicht berührt, seinem ganzen Naturell nach auch gar nicht erstrebte. Auch wo er Szenen in der Art Thomas oder des Künstlers, den er in früher Jugend im Heidelberger Elternhause kannte und der seine Lebensbahn anregte, Feuerbachs gestalten wollte, kam er über die Wirklichkeit nicht hinaus, die der Phantasie als künstlerische Härte widerstrebte und ihn

* Trübner. Des Meisters Gemälde in 450 Abb. Hrsgeg. von J. A. Beringer. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 12.— Mk.

so von dieser Seite deutscher Problematik fernhielt. Sehr bekannt geworden ist sein noch frühes Werk ‚Christus im Grabe', das durch die erstaunliche Sicherheit der malerischen Bewältigung, die er immer besaß, als ein Fundament religiöser Malerei erscheint, die er selber mangels der Empfindung der zeitlichen religiösen Spannkräfte nicht weiterführte, die aber sonst in seiner Zeit bei anderen nicht zuletzt eben aus dem Grunde versagte, weil man der ihm eigenen malerischen Kraft ermangelte.

Trübner ist, in vielem, wenn auch nicht in der modischeren Gelenkigkeit, mit Liebermann verwandt, der echte Künstler einer Zeit, die mangels eines bestimmten Höheren aus ihrer rein künstlerischen Arbeit ihr Ideal machte.

K. W.

Unsere Kunstbeilagen

Unser Ausschnitt von dem berühmten Frühwerke ‚Das eherne Zeitalter' von Auguste Rodin zeigt seine Kunst, die in dem betreffenden Aufsatz im Hinblick auf den gotischen Geist betrachtet wird, in der früheren noch mehr naturhaft pathetischen Weise.

Erklärung: Folgende Erklärung, die schon im Januarheft hätte erscheinen sollen, ist leider durch ein Versehen verspätet:

Durch eine telegraphische Verwechslung der Buchstaben H und K bin ich als Verfasser des Aufsatzes ‚Tatsachen und Aufgaben für deutsche Rechtsparteien' im ‚Hochland' (Dez. 1917) genannt worden, dessen Anschauungen ich völlig teile. Richtig heißt es Dr. H. Ziesché, Breslau.

K. Ziesché.

Berichtigung: Infolge außerordentlicher Postverspätung sind in dem Rundschaubeitrag ‚Die beiden literarischen Nobelpreisträger' im Januarheft die Verfasserkorrekturen unterblieben. Es ist zu verbessern S. 487 2. Sp. Zl. 24 v. o. Haukland, S. 488 1. Sp. Zl. 22 v. u. Minna, S. 490 1. Sp. Zl. 19 v. o. Spögelser, ebenda Zl. 24 Hütten, Folkelivsskildringer. — Ein weiterer Artikel des Verfassers Joh. Mumbauer über Gjellerup wird noch einige Ergänzungen bringen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Lovis Corinth / Der Dichter Peter Hille

(Mit Erlaubnis der Kunsthandlung Fritz Gurlitt, Berlin)





Fünfzehnter Jahrgang März 1918

Konstantin Frantz / Nachträgliches Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage / Von Karl Heldmann

Ein kleines Häuflein alter Getreuer im Deutschen Reiche und in Deutsch-Österreich lebte bis wenige Jahre vor dem Weltkriege noch in seiner Gedankenwelt. Die Mehrheit des deutschen Volkes kannte ihn überhaupt nicht oder wußte doch nicht viel mehr von ihm, als was man im Konversationslexikon oder etwa bei Richard Wagner, äußersten Falles in der Allgemeinen Deutschen Biographie über ihn las. Dann aber erwachte in einer jüngeren Generation zuerst das literarische, dann auch das politische Interesse an ihm. Aus der Schule von Erich Marcks ging eine mehr literargeschichtlich referierende als kritisch analysierende Würdigung seiner Jugendwerke im Zusammenhang mit einer biographischen Skizze seiner ersten vierzig Lebensjahre (von E. Stamm, Heidelberg 1907) hervor. Eine kleine Monatsschrift ('Das ganze Deutschland', Kassel 1911—1913) und im Anschluß an sie ein kleiner Verband föderalistisch gerichteter Männer suchten für seine Ideen zu wirken. Endlich kam der Weltkrieg, den er schon vor nahezu einem halben Jahrhundert vorausgeschaut und angekündigt, und mit ihm alle die national- und weltpolitischen, die national- und weltorganisatorischen Fragen, deren Lösung sein Denken schon seit dem 'tollen Jahr' beschäftigt hatte, und nun begannen auch Publizisten und Gelehrte, denen er von Haus aus ganz fremd gewesen war, sich mit ihm zu beschäftigen und auseinanderzusetzen. So K. von Mangold, der in ihm einen 'vergessenen Zukünftigen' entdeckte ('Die

Hilfe' 1915, Nr. 22). So vor allem F. W. Foerster, dessen Aufsatz über Konstantin Frantz' Kritik an Bismarcks politischem Werk ('Friedens-Warte' 1916, Januarheft) die Münchener philosophische Fakultät unter Führung von Erich Marcks so in Harnisch brachte. Auch in anderen Zusammenhängen wurde der Name dieses 'klassischen Mahners und Philosophen' für eine künftige Gestaltung Deutschlands und Europas, wie Foerster ihn bezeichnete, genannt und bekannt. Als den Herold einer 'Politik der Zukunft' feierte ihn sein unmittelbarer Schüler, literarischer Erbe und publizistischer Protagonist Dr. Ottomar Schuchardt in Dresden; dem imperialistischen Mitteleuropa Naumanns stellte das föderalistische Mitteleuropa von Frantz Rechtsanwalt Dr. Oehlschläger-Lüneburg entgegen. (Beides in der 'Dtsch. Volksztg.', Hannover, Februar—Juni 1916.) Und im Novemberheft 1916 der 'Historisch-politischen Blätter' (Bd. 158) wurde Frantz in dem Aufsatz (von F. Norikus) 'Der Reichsgedanke: Das alte, das neue und das kommende Reich' (auch separat München, Verlag der Lentnerschen Hofbuchhandlung, E. Stahl) mit Edmund Jörg als 'der tiefste politische Denker Deutschlands im 19. Jahrhundert' bezeichnet, 'dessen Unterschätzung' der Verfasser 'seit den ersten Tagen seines politischen Denkens bis heute zu bedauern hatte'. Ja, nicht bloß in der reichsdeutschen und deutsch-österreichischen, sondern auch in der fremdländischen Presse ist seiner mehrfach, wenngleich hier in dem gänzlich verzerrten Bilde eines Vorgängers und Geistesverwandten der Treitschke, Bernhardy und der alldeutschen Chauvinisten, gedacht worden. Kurz: der Gang der Dinge selbst hatte dahin geführt, den Mann wieder 'aktuell' zu machen, den Richard Wagner einst als 'wahrhaft deutschen' politischen Schriftsteller und Philosophen gefeiert, für dessen 'allervortrefflichste' Lehren er in einem vor kurzem erst bekannt gewordenen Brief vom 14. Juli 1879 ('Deutsche Volkszeitung' Nr. 13652, 27. Januar 1914) sogar 'eigene Lehrstühle errichtet' zu sehen wünschte, den jedoch ein dem seinigen nicht konformes politisches Gewissen schon zu seinen Lebzeiten systematisch totgeschwiegen und noch nach dem Tode in literarischen Mißkredit zu bringen sich bemüht hatte.

Auch der Verfasser dieser Zeilen hat Konstantin Frantz erst seit den letzten Kriegsjahren kennen gelernt. Aber auch er darf, wie mancher andere, von sich gestehen, daß das Studium der Frantzschen Schriften bei ihm geradezu eine Umwälzung seines politischen Denkens hervorgerufen und ihn 'vor dem geistigen Verschmachten' auf diesem Gebiet gerettet, daß ihm jedes neue Werk, das er von Frantz lesen konnte, Kenntnisse vermittelt, Zusammenhänge erschlossen und Gedankenreihen entbunden hat, die ihm vordem fremd waren und in ihrer nüchternen, durch keine Parteidoktrin getrübten Sachlichkeit dem Historiker ganz besonders wertvoll geworden sind. So erscheint es ihm denn auch als eine Ehrenpflicht nicht nur nationaler und vaterländischer, sondern auch persönlicher und menschlicher Dankbarkeit, in einer süddeutschen Zeitschrift des norddeutschen Mannes zu gedenken, der, vor 100 Jahren geboren, wie kein anderer Süd und Nord in seinem Herzen

getragen und den Gedanken des ‚ganzen Deutschland' verkündigt hat, der weiter aber auch für dieses große Vaterland die seiner universalen Vergangenheit und seiner zentralen Lage entsprechende Stellung in Europa und der Welt zu fordern nicht müde geworden ist.

Konstantin Frantz läßt sich als Denker und Schriftsteller nur entwicklungsgeschichtlich verstehen, und seine innere Entwicklung wiederum steht in engster Wechselwirkung mit dem äußeren Verlauf und den Erfahrungen seines Lebens. Daß er (am 12. September 1817) zu Ober- oder Preußisch-Börnecke in dem ‚ehemals sogenannten Nordthüringen' und nachmaligen Teil des Fürstentums Halberstadt, an der Grenze altdeutschen Mutterlandes und halbslawischen Koloniallandes geboren, daß er, als das jüngste von acht Kindern des Pastors Klamer Wilhelm Frantz, in dem guten und soliden Geiste eines schlichten, kinder- und sorgenreichen, dabei aber geistig belebten Pfarrhauses erzogen, daß er als Student in Halle und Berlin (1836 bis 1840) an den exakten Wissenschaften und der Philosophie methodisch ausgebildet worden ist: alles das hat für seine ganze geistige und literarische Veranlagung, Entwicklung und Lebensarbeit konstitutive Bedeutung gewonnen. Es ist der Sinn für das Bodenständige und Einfache, das Organische und Natürliche, das Gegebene und Wirkliche, der ihm durch diese Einflüsse der Jugendzeit geschärft worden ist. Von da aber erwuchs ihm auch das tiefe Verständnis für die höchsten Werte des Menschenlebens: für das Wahre und Gerechte, für Religion und Vaterland. Vier Jahre lang, von 1842 bis 1846, hat Frantz um eine wissenschaftliche Grundlegung seiner Weltanschauung gerungen. Ausgehend von seiner Fachwissenschaft (‚Die Philosophie der Mathematik', Leipzig 1842) bewegt er sich zunächst gedanklich und literarisch in den gefeierten Bahnen Hegels, des norddeutschen, speziell preußischen Normalphilosophen jener Tage (‚Hegels Philosophie in wörtlichen Auszügen . . . mit einer Einleitung herausgegeben', Berlin 1843). Indem zusehends stärker metaphysische und religiöse Probleme ihn gefangen nahmen, vollzog sich unter dem Einfluß Platons und Fichtes, der deutschen Mystiker und Romantiker, des Johannes-Evangeliums und vor allem Schellings die große Wandlung in ihm: die Abkehr vom einseitigen starr-mechanistischen Rationalismus zu einem ‚absoluten Idealismus' und einer ideal-realistischen ‚Freiheitslehre', deren eigentlichen Inhalt die Liebe zur Menschheit, d. h. wechselseitige Befreiung durch wechselseitige Liebe, ausmacht (‚Grundzüge des wahren und wirklichen absoluten Idealismus' und ‚Über die Freiheit', Berlin 1844). Auf diesem Idealrealismus erhebt sich bei ihm einerseits in konsequenter Fortbildung und immer klarer werdender Ausgestaltung das gesamte Gedankengebäude eines philosophischen Ethos, der sich nicht mit formalen Kategorien und dialektischen Begriffen abspeisen lassen, sondern überall den Dingen selbst auf den Grund gehen will, überall bestrebt, in immer umfassenderen Studien den ihm aus der Fülle spekulativer, mystischer und empirischer Gedankenreihen zuströmenden Stoff zu meistern und zu einem harmonischen Weltbild zusammenzufassen. Andererseits ist für Frantz charakteristisch ein nicht minder starkes persönliches Ethos, das

nach einer Nutzanwendung der neugewonnenen positiven Einsichten auf das Leben, nach einer Vertiefung der ethischen, sozialen und politischen Probleme, nach einer Erneuerung des gesamten öffentlichen Lebens von innen heraus geradezu lechzt. Und gerade die persönliche Note eines immer fester sich gründenden, immer geschlossener werdenden Charakters ist es, was die Schriften nicht nur des jungen, sondern auch noch des alternden Frantz so anziehend macht und ihnen trotz ihrer oft krausen und selbst wunderlichen, im übrigen in tiefem Ernst und beißendem Spott ungemein plastischen und ausdrucksreichen Sprache ihren eigenartig bezwingenden Reiz verleiht.

Dieser temperamentvolle Denker läßt sich, nachdem er der Hegelschen Lehre entlaufen, schon in seinen Jugendjahren in keine Schulbank einzwängen: er steht vollends als gereifter Mann gänzlich außerhalb aller wie immer gearteter Schulmeinungen. Allen neuen Anregungen und Gedanken, die auf ihn einstürmen, öffnet er bereitwillig seinen Kopf, nicht aber sein Gewissen. Er verarbeitet alles, aber er nimmt auf nur, was ihn innerlich zu fördern vermag. Es wäre eine Aufgabe für sich, den Fortschritt und Umfang seiner Lektüre und Studien zu verfolgen: sie stellen sich selbst in manchen seiner kleineren Schriften als ganz bedeutend heraus und zeugen von einem Wissensdrang und Fleiß, die allein schon Hochachtung abnötigen. Philosophisch hat Frantz sich am meisten zu Schellings ‚positiver Philosophie' hingezogen gefühlt, der er noch im Alter ein literarisches Denkmal (‚Schellings positive Philosophie, nach ihrem Inhalt wie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise für gebildete Leser dargestellt', 3 Teile, Cöthen 1879/80) gesetzt hat; dagegen lehnt er in seiner Jugend Ludwig Feuerbach (‚Über den Atheismus mit besonderer Bezugnahme auf Ludwig Feuerbach', Berlin 1844) wie in späteren Jahren Eduard von Hartmann (‚Philosophismus und Christentum', München 1875) energisch ab. Auf ökonomischem und sozialem Gebiet war es neben Saint-Simon, Proudhon und Friedrich List besonders der pseudonyme Karl Marlo (Winkelblech), der ihn dauernd angeregt und beeinflußt hat. Über seine Autoritäten auf historischem Gebiet ist wenig auszumachen (Leop. Ranke, Raumer u. a.); er hat sich jeder Art von Geschichtsklitterung gegenüber sein eigenes, unbefangenes Urteil zu erarbeiten und so Einsichten, insbesondere in den Charakter und Geist des heiligen römisch-deutschen ‚Reiches' auf der einen, des modernen ‚Staates' auf der andern Seite, zu gewinnen vermocht, die dem Nachdenken der zünftigen Historiker erst heute wieder sich aufzudrängen beginnen. Als Politiker ist er im wesentlichen ganz er selbst, theoretisch wie praktisch völlig Empiriker. Von den die vormärzliche Zeit bewegenden Fragen der inneren und äußeren Politik seines Heimatstaates Preußen geht er aus: zuerst 1846 als freier Literat (‚Über Gegenwart und Zukunft der preußischen Verfassung'), dann in halbamtlicher Stellung von 1848—52 in den Ministerien Eichhorn und Manteuffel, endlich wieder als freier Publizist seit 1857. Unmittelbar aus dieser Beschäftigung mit den spezifisch preußischen Verhältnissen (‚Über die

gegenwärtige Lage des Staates', Berlin 1848; ,Die Constitutionellen' und ,Unsere Verfassung', Berlin 1851; ,Der Militärstaat', Berlin 1859; ,Die Quelle alles Übels. Betrachtungen über die preußische Verfassungskrisis', Stuttgart 1863) aber erwächst ihm als höheres Problem die Wiedergeburt Deutschlands im Innern und nach außen (,Polen, Preußen und Deutschland. Ein Beitrag zur Reorganisation Europas', Halberstadt 1848; ,Preußen, Österreich und Deutschland', Berlin 1848; ,Unsere Politik', Berlin 1850; ,Von der deutschen Föderation', Berlin 1851; ,Drei und dreißig Sätze vom Deutschen Bunde', Berlin 1861; ,Die Wiederherstellung Deutschlands', Berlin 1865; ,Theorie der deutschen Frage': Deutsche Vierteljahrsschrift 1866) und die Reorganisation des heilloser Anarchie zusteuernden pentarchischen Europa von seinem natürlichen Zentrum Deutschland aus (,Polen, Preußen und Deutschland', 1848; ,Louis Napoleon', Berlin 1852; ,Die Politik der Zukunft' und ,Quid faciamus nos?', Berlin 1858; ,Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht', Berlin 1859; ,Die Ereignisse in Amerika in ihrer Rückwirkung auf Deutschland', Berlin 1861; ,Der dänische Erbfolgestreit und die Bundespolitik', Berlin 1864). Und als drittes Thema seiner politischen Muße kommt ein starkes Interesse an Fragen der gesellschaftlichen und politischen Theorie hinzu, die er ebenfalls ganz in empirisch-exakter Methode und in fortgesetzter kritischer Auseinandersetzung sowohl mit den herrschenden Gesellschafts- und Staatslehren im allgemeinen wie mit den herrschenden Parteidoktrinen im besonderen zu lösen unternimmt (,Versuch über die Verfassung der Familie. Ein Mittel gegen den Pauperismus', Berlin 1844; ,Sozialismus und Conservatismus': Deutsche Reform 1849; ,Die Erneuerung der Gesellschaft und die Mission der Wissenschaft', Berlin 1850; ,Die Constitutionellen', Berlin 1851; ,Die Staatskrankheit', Berlin 1852; ,Vorschule zur Physiologie der Staaten', Berlin 1857; ,Kritik aller Parteien', Berlin 1862; ,Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft': Deutsche Vierteljahrsschrift 1868/69, dann separat Leipzig und Heidelberg 1870).

Wenn Konstantin Frantz sich schon in diesen Schriften seines zweiten Lebensabschnittes als einen nicht nur der fruchtbarsten, sondern auch der weitestblickenden und tiefstgründigen Publizisten Deutschlands zeigte, so verdankte er das jedoch nicht bloß seiner natürlichen Veranlagung, den Einflüssen seiner Jugendzeit und der Art und dem Umfang seiner Studien. Hinzu kamen die Anregungen, die er aus dem Verkehr mit führenden Staatsmännern der Zeit vor und nach 1850 und aus seinen ausgedehnten Reisen davontrug. Dienstliche Beziehungen verknüpften ihn mit den Ministern Eichhorn und O. v. Manteuffel; weitgehende Übereinstimmung der politischen Überzeugungen mit dem damaligen Abgeordneten Herrn von Bismarck-Schönhausen, aus dessen berühmter Landtagsrede vom 3. Dezember 1850, in der er das Stichwort vom ,staatlichen Egoismus' als dem ,einzigen gesunden Lebenselement eines großen Staates' ausgab, in dem Punkte ihrer Verteidigung der Politik friedlicher Verständigung — des Weges nach Ol-

maß — in sehr erheblichem Maß und wörtlich Konstantin Frantz (,Unsere Politik') spricht. Sieben Jahre hindurch, von 1851—58, ist zwischen dem nunmehrigen preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck und Frantz ein Briefwechsel unterhalten worden, den zuerst Stamm aus dem Friedrichsruher Archiv hat benutzen können. Das zeugt von Beziehungen, die dem Historiker nicht sowohl zu der herablassenden Bemerkung F. Meineckes (Hist. Ztſ. 107, 1911, S. 380), ,daß auch Bismarck, wenn auch nicht gerade sehr stark, sich für ihn (F.) interessiert hat', als zu der Frage Anlaß geben sollten, was denn beide von gleicher oder mindestens nahe verwandter Grundlage politischen Denkens ausgegangenen Männer in diesen für ihre beiderseitige Entwicklung bedeutungsvollen Jahren starker politischer Anregung und Tätigkeit einander gewesen sind und was sie dann auseinandergeführt hat. ,Unsere Politik', die in kürzester Zeit sechs Auflagen erlebte, fand starken Beifall auch bei dem russischen Freiherrn Peter Meyendorff, der als ,der befähigtste der Diplomaten des Kaisers Nikolaus' seinen Herrn als Gesandter bis zum 20. Oktober 1850 in Berlin vertreten hatte und seitdem in Wien vertrat. Durch ihn, den er 1851 zu längerem Aufenthalt nach Bad Gastein begleitete, wurde Frantz auch dem österreichischen Minister von Buol, Meyendorffs Schwager, und den Fürsten Metternich und Schwarzenberg vorgestellt; auch Graf Prokesch-Osten, der österreichische Gesandte erst in Berlin, dann am Bundestag in Frankfurt, gehörte zu seinen Bekannten. Man hat vermutet, daß die mit den Namen des Fürsten Schwarzenberg und des Freiherrn von Bruck verknüpften österreichischen, auf die Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes hinzielenden Pläne mit den Frantzschen Gedanken über die föderative Neugestaltung Mitteleuropas in Verbindung zu bringen seien: das ist jedoch nicht nachzuweisen. Die neuerdings wieder von Charmatz veröffentlichten wirtschaftspolitischen Denkschriften Brucks aus den Jahren 1849 und 1850 erwähnen Frantz ebensowenig wie seine Staatsschrift ,Die Aufgaben Österreichs' vom Sommer 1859, die sich zwar völlig in den gleichen föderalistischen Gedankengängen wie Frantz bewegt, aber in ihren Einzelvorschlägen eher umgekehrt auf letzteren eingewirkt haben dürfte.

Noch unmittelbarer und nachhaltiger als diese persönlichen Beziehungen zu der hohen Diplomatie waren die Eindrücke, die Frantz von seinen ausgedehnten Reisen davontrug. Im Jahre 1847 bereits hatte eine mit amtlichen Geldmitteln unternommene politisch-wirtschaftliche Studienreise ihn über Prag, Wien und Agram bis an die Grenzen des Türkischen Reiches und zurück durch Ungarn, Böhmen, Schlesien und Krakau, Warschau und Posen geführt. Von ihr brachte er nicht nur die durch die Ereignisse des nächsten Jahres bestätigte Überzeugung von einer bevorstehenden Revolution, sondern auch Eindrücke mit heim, die auf sein ganzes ferneres Denken von nachhaltigstem Einfluß geworden sind. Der provinzialsächsische Altpreuße lernte den österreichischen Kaiserstaat, die Vormacht des Deutschen Bundes, lernte vor allem die west- und südslawischen Volksstämme und ihre Eigenart aus

persönlichen Anschauungen kennen (auch seine Kenntnis der polnischen Sprache datierte von daher) und gewann dadurch ein unmittelbares Verständnis für die großen kolonisatorischen Leistungen der deutschen Vergangenheit im ganzen wie für die durch Natur und Geschichte gewiesene kulturelle Mission der beiden großen östlichen Markengebiete oder, wie er gern sagt, der östlichen ‚Herausbauten' des Reiches im besonderen. Und mit voller Klarheit hat er bereits in drei Denkschriften über das polnische Problem aus dem Anfang des Jahres 1848, zwei ungedruckten und einer gedruckten, die Gefahr bezeichnet, die nicht nur dem Preußischen Staate, sondern dem ganzen Deutschtum von jenem russischen Panslawismus her drohe, dessen Programm Pogodin 1842 formuliert hatte, um ihm seinerseits die Losung entgegenzusetzen, daß Polen nebst den baltischen Ländern des Nordostens, Preußen und Deutschland ebenso zusammengehören wie Ungarn nebst den Donauländern des Südostens, Österreich und Deutschland. Damit aber hatte Frantz zugleich drei Axiome gewonnen, die fortan zum eisernen Bestand seines Denkens gehören sollten: die Lehre von einer natürlichen Gliederung des geschichtlich überkommenen Deutschland in drei Hauptgruppen, die Forderung einer föderalistischen Ordnung dieses dreiteiligen deutschen Gemeinwesens, endlich die Betonung des übernationalen Charakters Deutschlands und demgemäß des internationalen Charakters der deutschen Frage, die für die gesamte Organisation Europas von entscheidender Bedeutung sei. Organisation Europas aber heißt ihm nicht Unterdrückung, sondern ‚Sozialismus der Nationalitäten'. Er zuerst hat diese Formel geprägt, die kürzlich in den gleich betitelten Werken der französischen Gelehrten M. Leroy und E. Miehaud (‚La société des nations', beide Paris 1917) wieder zum Losungswort eines zukünftigen Völkerkosmos gemacht worden ist. Das ‚Mittleramt' hierbei aber muß, so forderte Frantz, wieder wie im Mittelalter in die Hände Deutschlands und seines ‚universalen Volkes' kommen. Und so schwebt denn Frantz schon damals als letztes Ziel eine Erweiterung des wahrhaft föderalistisch auszugestaltenden Deutschen Bundes zu einem ‚System der abendländischen Völker' mit Polen als ‚Eckstein', ‚vom Kanal bis zum Finnischen Busen, vom Genfer See bis zum Schwarzen Meer' als Ziel einer wahrhaft deutschen Politik vor.

Noch einmal, im Herbst 1862, hat Frantz seine Hoffnungen in bezug auf Polen an maßgebender Stelle zu Gehör zu bringen gesucht, als er den preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck auf den bevorstehenden Aufstand hinwies, der denn auch Bismarcks Widerspruch zum Trotz bald nachher ausbrach, jedoch nicht zur Losreißung Polens von Rußland und zum Anschluß an Preußen und Deutschland, sondern umgekehrt zur Niederwerfung Polens durch Rußland mit preußischer Hilfe auf Grund der Konvention vom 8. Februar 1863 führte. So ist die tatsächliche Entwicklung über die Frantzschen Pläne hinweggegangen: ob sie auch die im preußischen, deutschen und europäischen Interesse richtige Entwicklung war, wer wollte und dürfte das in unseren Tagen vorbehaltlos bejahen? Zwar F. Meinecke hat es noch im Jahre 1911 rügen zu sollen geglaubt, daß Frantz ‚aus Polenfreund-

schaft zum Russenfeinde' geworden sei (und das ist er, der in dem zaristischen Rußland den natürlichen ‚Erbfeind' Preußens erblickte, bis ans Ende seines Lebens geblieben); vielleicht wird man heute, wo die dynastisch-traditionelle Russenfreundschaft Preußens verloren, die Polenfreundschaft nicht gewonnen ist, und wo die polnische Frage sich als eine gerade für die beiden deutschen Ostmächte so schwierige internationale Frage erwiesen hat, über den Frantzschen Lösungsversuch als eine verpaßte Gelegenheit anders denken dürfen. Jedenfalls aber gebührt Frantz das Verdienst, im Zusammenhang mit dieser Frage das ‚Problem Mitteleuropa' unserer Tage als ein in erster Linie politisches, sowohl nationales wie internationales ‚Problem Deutschland' schon 1848 klar erfaßt und publizistisch zur Diskussion gestellt zu haben.

Eine neue Reise vornehmlich persönlicher Art führte Frantz im Sommer 1851 nach Gastein, Wien und Frankfurt am Main und brachte ihn, wie bereits erwähnt wurde, in Berührung mit den leitenden Staatsmännern des österreichischen Kaiserstaates. Ihr folgte im Herbst eine zweite Reise in amtlichem Auftrag ins Ausland: diesmal durch die Schweiz nach Frankreich, wo er Ende September oder Anfang Oktober eintraf, zwei Monate bevor Louis Napoleon sich (am 2. Dezember) zum unbeschränkten Präsidenten aufwarf. Nach monatelangen Wanderungen durch Frankreich betrat Frantz Anfang April 1852 Paris. Zwei Monate später war er wieder in Berlin, um nun den Lohn seiner bisherigen Tätigkeit davonzutragen. Anfang Juli wurde er auf Bismarcks Empfehlung hin durch Manteuffel im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Geheimer expedierender Sekretär mit 1000 Talern Gehalt und 200 Talern ‚Gratifikationsgelder' etatsmäßig angestellt. Auch diese letzte Reise, die sich eigentlich sogar noch bis nach London hätte ausdehnen sollen, erweiterte in ungeahnter Weise seinen geo- und ethnographischen, politischen und wirtschaftlichen Horizont. Ihre literarische Frucht war eine Friedrich Wilhelm IV. erstattete Denkschrift ‚Louis Napoleon' (Berlin 1852). In Napoleon, dessen Staatsstreich den Widerstand der parlamentarischen Parteien gebrochen hatte und auf dessen Fahne bereits das ‚L'empire c'est la paix' den kommenden Herrscher empfahl, schien ihm, zunächst für Frankreich, der ebenso einsichtige wie willenskräftige Arzt aufgetreten zu sein, dessen die politisch kranke Zeit bedurfte, um ein regeneriertes Europa erstehen zu lassen. Die Beseitigung der Herrschaft des Liberalismus und überhaupt des unfruchtbaren Kampfes der konstitutionellen Doktrinen und Parteien auf der einen, die friedliche Erneuerung Europas auf der anderen Seite: die beiden höchsten Ziele der Aspirationen des deutschen Gelehrten auf dem Gebiete der inneren und der äußeren Politik — es war zugleich das Programm, mit dem Louis Napoleon sich vorstellte. Ist es verwunderlich, daß sich hier eine Sympathie regte, die mit Frantzens eigenen späteren Worten ‚unbefangen genug' war, ‚das Große selbst an dem Gegner anzuerkennen'? So indes war es doch nicht, daß Frantz, wie wiederum Meinecke behauptet, ‚für den energischen Cäsarismus Napoleons III.' als solchen eine Lanze gebrochen und dann die ‚Zufalls-

eindrücke und Impulse', auf denen ‚seine Sympathie für Napoleon III. beruht' habe, ‚einseitig und hartnäckig weiterverfolgt hat'. Dieses Urteil verschweigt, daß Frantz sich die Erneuerung Europas grundsätzlich durch Deutschland und vielmehr diametral entgegengesetzt derjenigen durch Frankreich dachte: es war der Prinzipienkampf zwischen dem deutschen Föderations- und dem französischen Zentralisationsprinzip, zwischen Föderalismus und Imperialismus, um die Seele des vom Marasmus bedrohten Europa, der seiner Meinung nach jetzt ausgefochten werden sollte. Dieses Prinzipienkampfes konnte seine streitbare Natur sich freuen; denn hier ging es doch einmal wieder aufs Ganze. Daß freilich die Hoffnung, die er darauf gesetzt, irrig war, hat Frantz selbst sowohl aus der eigenen Entwicklung des Napoleonischen Imperialismus wie aus der vorbildlichen Bedeutung, den derselbe gerade für die preußische Politik der 1860er Jahre gewinnen sollte, schmerzlich erfahren müssen. Aber auch der Verschiedenheit der Mittel war Frantz sich sehr wohl bewußt. Während er selbst die Überwindung der Gegensätze von innen heraus wünschte, sah er Napoleon sich nur äußerer Mittel bedienen. ‚So stürzte', sagt er später einmal, ‚denn auch Louis Napoleon wieder . . . und in der Militärherrschaft des Generals Mac Mahon entstand doch nur eine neue Form des Napoleonismus.' Das ist der ganze Gegensatz Frantzscher und Napoleonischer Politik, und danach bestimmt sich auch das Urteil von Frantz über Napoleon selbst. Zweifellos ist dieses später schärfer geworden als es früher war: gegen die Eselstritte aber, die publizistisches Gesindel dem gestürzten Kaiser alsbald nachzusenden sich bemüßigt sah und für patriotisch hielt, empörte sich seine rechtliche und ehrliche Natur. ‚Ein Louis Napoleon', schreibt er 1871, ‚wird jetzt mit Schmach bedeckt, man kann ihn nicht tief genug herabsetzen, nachdem man ihm so lange geschmeichelt und sich um seine Gunst beworben hatte. Ich fühle mich nicht getrieben, die Politik dieses Mannes zu preisen, und welche Zeichen der Schwäche er in seiner letzten Zeit gegeben, liegt vor aller Augen. So unbedeutend aber, wie man ihn jetzt machen will, ist er wahrlich nicht gewesen. Oder wer war es denn, der die Situation schuf, welche andere hinterher ausbeuten konnten? Kein 66 ohne 59! . . . Graf Cavour stand auf seinen Schultern. Graf Bismarck aber . . . hat von beiden gelernt . . . Man pflegt Originale höher zu schätzen als Nachahmungen, und die Nachwelt wird dereinst nach derselben Maxime urteilen!'

Die Schrift ‚Louis Napoleon' zog dem unwillkommenen, aber wiederum scharfsichtigeren Propheten eines neuen napoleonischen Kaisertums den Tadel seines Gönners Meyendorff und die Ungnade Friedrich Wilhelms IV., die bald darauf nicht ohne Vorwissen Manteuffels erschienene Schrift ‚Die Staatskrankheit', die sogar der polizeilichen Beschlagnahme anheimfiel, die Feindschaft ebenso des liberalen Beamtentums wie der reaktionären Kreuzzeitungspartei zu. Das führte ihn zum drittenmal in amtlicher Eigenschaft in die Fremde hinaus. Im Sommer 1853 wurde er, der soeben einen eigenen Hausstand begründet hatte, durch Manteuffel als Kanzler des preu-

ßischen Generalkonsulats für die pyrenäischen Staaten nach Barcelona entsandt. Unerwartet erfuhr sein geistiger, wirtschaftlicher und politischer Horizont dadurch eine nochmalige bedeutende Erweiterung. Er, der den Südosten, den Osten, auf einer privaten Reise zu seinem Schwager, dem preußischen Generalkonsul Rhyno Quehl in Kopenhagen, auch Dänemark und Skandinavien kennen gelernt hatte, bekam nun Gelegenheit, seine Kenntnis auch des westlichen und westlichsten Europa noch weiter zu vervollständigen und zu vertiefen. Seine amtliche Stellung ließ ihn von Barcelona aus Spanien, von Anfang 1854 bis Ende 1856 von Cadiz aus Portugal und die nordafrikanischen Küsten bereisen. Von den Grenzen der Türkei bis zu denen von Marokko reichte jetzt, als er im Dezember 1856 zurückkehrte, sein Blick: aus einem Kenner Zentraleuropas war ein Kenner fast der gesamten Westhälfte des kontinentalen Europa geworden. Und er kannte Europa nicht bloß, wie die hohe aristokratische Diplomatie, von den Coupéfenstern der Salonwagen und den Salons der regierenden Kreise aus: er hatte es sich erwandert in einer Zeit, wo die Eisenbahnnetze nur erst in weiten Maschen über die Länder ausgebreitet waren. Auch seinem damaligen Gönner und späteren Gegner Bismarck war er dadurch und darin weit überlegen. Schon diese einfache Tatsache hätte seine Kritiker davor bewahren sollen, ihm den ‚Sinn für die Wirklichkeit' zu bestreiten und ihn als einen Utopisten und Doktrinär hinzustellen, bei dem günstigsten Falls ‚zeitweilig sich auch realpolitische Anwandlungen bemerklich' gemacht hätten. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Sein durch und durch auf das Reale gerichteter Sinn ließ Frantz seine Studien sich nicht bloß auf die ihm amtlich ob- und zunächstliegenden Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens, sondern überall auch auf die Geschichte, die Sprachen, das Denken und Fühlen der von ihm besuchten Nationen erstrecken. Aus dem Gelehrten und diplomatischen Beamten wurde zugleich ein Völkerpsychologe, wie er in deutschen Diplomatenbureaus auch damals schon nicht allzu häufig anzutreffen war.

Ein Mann, der über eine derartige Fülle in theoretischen und praktischen Studien erworbener Erfahrungen verfügte, hatte wohl ein Recht, in den öffentlichen Angelegenheiten seiner Zeit seine Stimme zu erheben und dafür Gehör zu verlangen. Tatsächlich gehörte Frantz, schon bevor er nach Spanien ging und noch einige Jahre nach seiner Rückkehr, zu den gelesensten und sowohl gefeiertsten wie auch angefeindetsten Publizisten Preußens und Deutschlands, und vielleicht wäre sein publizistischer Einfluß noch bedeutender und durchschlagender gewesen, hätte er nicht die Marotte gehabt, die meisten seiner Schriften in wenn auch nur leicht verhüllter Anonymität erscheinen zu lassen. Indessen auf diesem Gebiet lag sein eigentlicher Ehrgeiz nicht. Über seine literarischen Arbeiten dachte er selbst bescheiden. ‚Endlich muß ich Ihnen bekennen,' so schreibt er als Fünfzigjähriger 1867 an Richard Wagner, ‚daß ich überhaupt kein ordentlicher Schriftsteller bin, weil ich rein praktische Zwecke verfolge und überhaupt nur schreibe, weil ich keine Gelegenheit zu politischem Handeln habe. Könnte ich die deutsche Politik

in die Hand bekommen, so schriebe ich keine Zeile; denn nach literarischem Ruhm geize ich nicht und lege auf meine Schriften geringen Wert, sondern Deutschland in Bewegung setzen und die Russen hinter die Düna jagen — das wäre meine Freude.'

Aber gerade alle praktische Wirksamkeit ist ihm versagt geblieben, seit er Ende 1856 aus Spanien zurückgekehrt war. Wohl hat er noch einige Monate im Ministerium gearbeitet; jedoch seine Stellung war ihm schon durch die Bureaukratie verleidet und eine Flugschrift (‚Quid faciamus nos?', Berlin 1858) brachte ihn auch in einen Gegensatz zu Manteuffel und Bismarck. So löste er, ohne die ihm angebotene Stellung eines Generalkonsuls für Galatz oder für Smyrna angenommen zu haben, seine Beziehungen zur preußischen Regierung in der Hoffnung, eine Anstellung, sei es in Österreich, sei es in Schweden, zu finden. Als ihm das nicht gelang, zog er sich ganz ins Privatleben zurück. Auch das akademische Lehramt, das ihm von der Universität Breslau wie von der 1862 begründeten Polytechnischen Hochschule in Riga angetragen wurde, hatte seinen Reiz für ihn verloren: er lehnte ab. So ist Frantz teils mit teils wider Willen sein Leben lang politischer Kritiker und Theoretiker geblieben, und es erhebt sich damit die Frage nach der Stellung, die er als solcher im geistigen Leben und im Kreise der politischen Denker unseres Volkes eingenommen hat.

Konstantin Frantz hat kein geschlossenes System seiner Denkarbeit und Weltanschauung hinterlassen. Er läßt sich, wie schon eingangs erwähnt wurde, nur entwicklungsgeschichtlich verstehen. In dieser Entwicklung sind auch gewisse Wandlungen im einzelnen nicht zu verkennen. Dennoch aber heben sich gewisse zentrale Gedanken aus seinem geistigen Lebenswerk heraus, die seine politische Schriftstellerei ihrem ganzen Verlaufe nach begleiten und also wohl als wesenhaft für ihn bezeichnet werden müssen. Keiner so stark wie sein Bekenntnis zu einer christlich-religiösen Weltanschauung. Sein ganzes Denken ist im letzten Grunde theozentrisch. Man könnte Augustins Wort als Motto über seine Lebensarbeit setzen: ‚Du hast uns geschaffen zu Dir hin, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.' In seiner Schrift ‚Über den Atheismus' (1844) bereits setzt der junge Gelehrte an die Stelle des Rationalismus der ‚Vernunft mit ihrem apriorischen Wissen' den Irrationalismus der Freiheit mit ihrem konstruktiven Willen; an die Stelle der dem Atheismus wesentlichen immanenten ‚Endlichkeitslehre' den im Weltbewußtsein wurzelnden transzendenten Theismus, um so ‚die letzten Rätsel', ‚die Grundprobleme der Philosophie', zu lösen. Es ist das Gewissen, als der besondere Sinn des Religiösen, das die Wirklichkeit transzendenter Mächte bezeugt. ‚Die Aufklärung', so sagt er, ‚konnte wohl den Gott vernichten, der jenseits der Wolken thront, aber die Philosophie findet ihn in der Tiefe des Gemütes wieder, und nicht zwar als das Wesen des Menschen selbst, sondern als den Herrn des Menschen; und alles, was die halbe Philosophie abgeschafft hat, das wird die vollkommene Philosophie durch Erforschung des Bewußtseins nur um so gewaltiger und reicher wieder-

herstellen', um das echte Christentum so zugleich zu vollenden. Niemals haben die metaphysischen Probleme aufgehört, Frantz zu beschäftigen; und stets ist es die christliche Religion, die ihm den Weg zu ihrer Lösung zeigt. In seiner Schrift ‚Der Untergang der alten Parteien und die Partei der Zukunft' (1878) noch macht er sich den Satz von Proudhon zu eigen, daß hinter jeder politischen und sozialen Frage eine religiöse, hinter jeder religiösen wieder eine metaphysische Frage verborgen liege. Nicht als ob die Religion aus der Metaphysik oder die Politik aus der Religion entsprängen: aber indem ‚die Religion, von welcher die heutige Wissenschaft sich abgelöst hat', wieder ‚selbst in den Mittelpunkt der Wissenschaften tritt, . . . ist damit die Aussicht eröffnet, daß auch in den auf die weltlichen Angelegenheiten gerichteten Wissenschaften je mehr und mehr eine christliche Denkweise zur Herrschaft gelangen wird, wovon die Rückwirkung auf die Praxis nicht ausbleiben kann'. ‚Wie die Grundidee des Christentums die Wiedergeburt ist, so wird auch der christliche Geist seine Wiedergeburt feiern.'

Aus dieser religiösen Grundlegung seines Denkens vor allem erklärt sich sowohl der Weitblick wie der Tiefblick seines inneren Auges. Frantz war nicht nur einer der universalsten Geister, die das Deutschland der Bundeszeit hervorgebracht hat, sondern auch einer der tiefgründigsten Beobachter und Kenner des Seelenlebens wie des einzelnen so auch ganzer Völker und Zeiten: der Mann einer wunderbar feinen Intuition, die ihn, wie oben gezeigt wurde, befähigte, in entscheidungsvollen Augenblicken des geschichtlichen Lebens mit Seherblick den weiteren Lauf der Dinge zu bestimmen; und mit Recht nannte ein gedankenreicher Aufsatz zu seinem 100. Geburtstag (in der ‚Welt am Montag', 1917, Nr. 40) ihn im Hinblick auf die Gegenwart den ‚Propheten der deutschen Zukunft'.

Als Metaphysiker durch und durch religiös orientiert, hat Frantz die erkenntnistheoretischen Grundlagen seiner spezifischen Denkarbeit der Beschäftigung mit der Natur- und der Geschichtswissenschaft abgewonnen. Nicht als ob er mit der Abwendung von Hegel auch die Abwendung von der Spekulation vollzogen hätte. Sein spekulatives Bedürfnis blieb auf erkenntnistheoretischem Gebiet so groß wie auf metaphysischem. Aber wie er dieses in die Zucht der religiösen Erfahrung nahm, so suchte er jenes durch die wissenschaftliche Erfahrung zu meistern. Seine eigentliche Forschungsmethode ist daher die der Empirie, die von den Dingen selbst ausgeht, ihr Wesen, Werden und Wirken exakt verfolgt. Wahre Theorie, so sagt er, soll ‚nichts anderes sein als die denkende Betrachtung der Dinge'; die falsche Theorie dagegen ‚sieht vom Gegenstande ab, um sich statt dessen in das reine Denken zurückzuziehen'. Auf diesem Grunde erbaut Frantz sowohl seine Geschichtsphilosophie wie seine Staats- und Gesellschaftslehre von seinem ersten Versuch auf diesen Gebieten, den vornehmlich gegen den hegelianischen ‚Philosophanten' D. Fr. Strauß gerichteten ‚Grundzügen des wahren und wirklichen Idealismus' (1843) an bis zu den reifen Gedanken in ‚Der Untergang der alten Parteien und die Partei der Zukunft' (1878).

Gegenüber ,einem mehr oder weniger gelehrten und geistreichen Raisonnement über die Geschichte, welches in der Luft schwebte, weil man nicht wußte, woher überhaupt Geschichte kam', verweist er hier die wirkliche Geschichtsphilosophie auf die in der Geschichte gegebenen positiven Grundlagen, mit denen sich das rationale Element vermählen müsse, um etwas Haltbares zu schaffen. Und auch diese Erörterungen führen wieder in die tiefsten Probleme hinein. ,Ganz von selbst ist damit die Verbindung mit dem Christentum gegeben, so gewiß als eben Christus den Mittelpunkt der Weltgeschichte bildet', und ,in demselben Maße, als die Geschichtsphilosophie fortschreiten wird, wird sie auch praktischen Einfluß gewinnen. Denn gerade wie die Rechtsphilosophie unstreitig einen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der Staatsverfassungen ausgeübt hat, so wird in Zukunft die sogenannte hohe Politik die leitenden Ideen aus der Geschichtsphilosophie zu entnehmen haben, als derjenigen Wissenschaft, welche allein die Frage nach der Bestimmung der Völker zu behandeln fähig ist.' Diese durchgeistigte Betrachtung des geschichtlichen Lebens zieht sich durch alle historisch-politischen Schriften von Frantz hindurch; man nehme seine ,Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht' (1859) oder „Die Wiederherstellung Deutschlands' (1865) oder ,Der Föderalismus' (1879) und ,Die Weltpolitik' (1882/83): nirgends ein unfruchtbarer Historizismus, überall ein tiefes Verständnis für die Bedeutung der Geschichte, die er einst in einem wundervollen Dithyrambus am Schlusse seiner Abhandlung ,Über die Freiheit' (1843) als das ,an und für sich selbst absolute Kunstwerk in dramatischer Form, mit epischen und lyrischen Zügen durchwoben', gefeiert hatte.

Der gleiche Widerspruch gegen den einseitigen Rationalismus, die gleiche Betonung der Empirie durchzieht seine Staats- und Gesellschaftslehre. Seine Methode ist hier die physiologische; und auch die läßt sich von den ersten staats- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten des jungen Gelehrten an (,Versuch über die Verfassung der Familie', 1844; ,Sozialismus und Konservatismus, 1849; ,Die Erneuerung der Gesellschaft und die Mission der Wissenschaft', 1850) über seine klassischen Untersuchungen auf diesem Gebiete (,Vorschule zur Physiologie der Staaten', 1857; ,Die Naturlehre des Staates', 1870) bis in seine späteren Werke in ihrer immer tieferen Begründung hindurch verfolgen. An allen drei Hauptprinzipien der modernen Staatslehre, dem ,Revolutionsprinzip' der Volkssouveränität, das vom Volkswillen, dem ,Reaktionsprinzip' des göttlichen Rechtes, das vom göttlichen Willen ausgeht, und der zwischen beiden extremen Theorien stehenden wandelbaren Lehre des Vernunftsystems (Fichte, Hegel u. a.), hat Frantz auszusetzen, daß ihnen die feste Unterlage der Wirklichkeit fehlt. Sie sind lediglich abstrakte Konstruktionen und unlebendige Schemata, die nur mit philosophischen und juristischen Begriffen operieren. Ihnen allen setzt er seinerseits eine philosophisch-organologische Staatslehre entgegen, die von der Natur, d. h. dem eigentümlichen Wesen des Staates ausgeht und den Staat wie jede Erscheinung des geschichtlichen Lebens als Organismus zu betrachten strebt.

Denn der Staat ist nicht durch Vertrag entstanden, sondern ein Naturprodukt. Seine wissenschaftliche Betrachtung kann daher nicht von dem sogenannten Staatszweck wie gewöhnlich, sondern sie muß von dem Staatsgebiet und der Staatsgesellschaft als seinen natürlichen Bedingungselementen ausgehen, um in der Darstellung der Staatsgewalt erst ihren logischen Abschluß zu finden.

Und weiter hängt mit dieser Art, die Dinge zu sehen, auch die Stellung von Frantz zu den praktischen Problemen der Politik zusammen. Auch hier ist er weder einseitiger Empiriker noch einseitiger Dogmatiker. Er geht aus von den durch Natur und Geschichte eines Volkes und Landes gegebenen Bedingtheiten, sucht diese aber mit philosophischen Gedanken zu vermählen. ‚Die Ethik muß sich zur Politik erweitern,' sagt er 1843; die hohe Politik muß ihre ‚leitenden Ideen aus der Geschichtsphilosophie entnehmen', 1878. Die Lösung der politischen Probleme soll also aus der Peripherie in das Zentrum verlegt und von einem höheren, ethischen Gesichtspunkt aus in Angriff genommen werden; denn alles politische Leben bildet eine konstitutive Einheit, in der innere und äußere Politik zusammengehören und sich gegenseitig bedingen. Sie auseinanderreißen ist lediglich abstrakt rationalistisch gedacht, entspricht nicht der Wirklichkeit.

Diese Grundgedanken bilden für Frantz nun nicht nur den Maßstab zur Beurteilung aller Einzelfragen und -erscheinungen des allgemein-menschlichen wie des besonderen deutschen historisch-politischen Lebens, sondern auch die Voraussetzung und Grundlegung für diejenige Lehre, die in besonderem Maße als frantzisch zu gelten hat: die Idee einer neuen politisch-sozialen Organisationsform zunächst Deutschlands, dann aber auch Europas, ja der Menschheit: des Föderalismus. Der Föderalismus ist der Ausdruck jenes Zuges zur Totalität und Synthese, zum Organischen und Universalen, der Frantzens ganzes Denken beherrscht. Föderalismus — das ist das durch die Natur des deutschen Landes und die Geschichte des deutschen Volkes selbst vorgezeichnete spezifisch deutsche, dank dem übernational-universalen Charakter des Deutschtums aber auch weltorganisatorische Verfassungsprinzip der Zukunft: mehr eine Weltansicht als eine Parteidoktrin. Schon 1846 (‚Über Gegenwart und Zukunft der preußischen Verfassung') erwartet er die ‚Wiederherstellung der Nation' auf dem Wege des Föderalismus. Nichts anderes bedeutet es, wenn er in seiner Schrift über ‚Polen, Preußen und Deutschland' (1848), wie erwähnt, einem ‚Sozialismus der Nationalitäten' und dem ‚Mittleramt Deutschlands dabei' das Wort redet. Schon damals, als die Wellen der Revolution und die Verfassungsstürme der liberalen Theorie über Europa und Deutschland dahinzugehen sich anschickten, ist es ihm klar, daß die Erneuerung und Wiederherstellung Deutschlands nicht nur, sondern eine Neuordnung ganz Europas erfolgen könne weder durch das abgewirtschaftete Prinzip einer künstlichen Gleichgewichtspolitik, dieses auf dem Wiener Kongreß geschaffenen ‚Wahngebildes der sogenannten Pentarchie', mit Rußland, noch durch das der Wirklichkeit, zumal des deutschen

Vaterlandes, größtenteils widersprechende analytische Nationalitätsprinzip mit Frankreich als Wortführer. Vollends lehnt er im Fortgang seiner Betrachtung der Dinge die Verbindung von Großmachtssystem und Nationalitätenprinzip ab, wodurch schließlich ‚der Kontinent zur Kaserne' und der Frieden zur Unmöglichkeit werde. Beiden Prinzipien stellt er das synthetische und natürliche Prinzip des Föderalismus entgegen: ein ebensosehr deutsches wie universales und als solches dem Christentum konformes Prinzip; ein Prinzip weder der Revolution noch der Reaktion, sondern der Evolution; ein Prinzip, in dem die einander widerstreitenden Ansprüche des Partikularismus und des Unitarismus, des Historizismus und des Rationalismus, des ‚Ultramontanismus' und des ‚Sozialismus' ihren höheren Ausgleich und damit ihre Versöhnung finden sollen und finden können; ein Prinzip, das weder in der rohen Gewalt noch in dem formalen Recht, weder im beschränkten politischen Egoismus noch in politischer Schwäche, sondern im starken Gemeinsinn einer christlichen Sittlichkeit verankert sein soll, das daher auch jene unnatürliche, machiavellistisch-liberale Theorie von der Trennung des Staats- und Völkerrechts, der inneren und äußeren Politik zu überwinden imstande ist, insofern es der organischen Einheit alles politisch-sozialen Lebens verständig Rechnung trägt. Ein solches ‚realidealistisches' Prinzip ist für Frantz die Voraussetzung sowohl für ein wahres deutsches Bundes- und europäisches Völkerrecht wie für eine fruchtbare und weitblickende deutsche Politik und ‚Weltpolitik': ein Begriff, den auch wieder Frantz (schon 1859) herausgearbeitet, wie er auch den Begriffen ‚Weltmächte' und ‚Weltwirtschaft' eine fest umrissene Ausdeutung gegeben hat. Diese Idee einer föderativen Lösung der deutschen und europäischen Frage im Sinne einer Wiederherstellung der abendländischen Völkergemeinschaft auf der Grundlage der christlichen Weltanschauung ist der großartige Gedanke, durch den Frantz Kantsche Gedanken (‚Zum ewigen Frieden') aufgenommen und systematisch weiter gebildet hat. Und sie ist, wie Stamm (1, 135) mit Recht gesagt hat, ‚der rote Faden' geblieben, der sich durch alle Werke und Schriften von Frantz hindurchzieht. Aber der Föderalismus ist mehr als nur ein solches theoretisches Leitmotiv seines Denkens. Er stellt sich zugleich als ein eminenter Faktor praktisch-politischer Erziehungslehre dar. Denn er nötigt kraft der universalen Tendenzen und Aufgaben, die ihm eigentümlich sind, im Gegensatz zu den beschränkten Tendenzen und kleinlichen Disharmonien der Parteien des Konstitutionalismus und Nationalismus überhaupt eine allgemeine und einheitliche Weltansicht zu bilden und in sich zusammenzufassen, ‚was auf anderen Standpunkten auseinanderfällt'. Wie viel hat Frantz hier auch unserer Gegenwart noch zu sagen!

Die politische Nutzanwendung ergibt sich daraus von selbst. Wie Frantz nicht müde geworden ist, seine föderalistische Theorie immer wieder zu durchdenken, um sie der jeweiligen tatsächlichen Entwicklung gegenüber immer wieder geltend machen zu können, immer wieder mit den gleichen, immer wieder aber auch mit neuen Argumenten, so ist er auch nicht müde geworden,

unentwegt auf die preußische, deutsche, europäische, auf die nationale und zugleich übernationale, die staatliche und zugleich überstaatliche Bedeutung dieser seiner Reorganisationsprojekte hinzuweisen (‚Von der deutschen Föderation‘, 1850; ‚Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht‘, 1859; ‚Dreiunddreißig Sätze vom Deutschen Bunde‘, 1861; ‚Die Wiederherstellung Deutschlands‘, 1865; ‚Theorie der deutschen Frage‘, 1866): auch nachdem Bismarck die Polen im Jahre 1863 im Stiche gelassen und damit die Polenfrage aus dem mitteleuropäisch-deutschen Gesichtsfeld herausgerückt hatte, um sich Rußland für den geplanten und von langer Hand vorbereiteten Krieg gegen Österreich und den Deutschen Bund als neutralen Zuschauer zu sichern.

Für Frantz, der schon seit 1846 das rationalistisch-unhistorische Staatsprinzip der fremdländischen liberal-konstitutionellen Theorie mit seiner individualistischen Begründung, seinem zersetzenden Charakter, seinem chaotischen Endziel und seinem schablonenhaft-doktrinären, zugleich egoistisch-beschränkten Parteiwesen aufs schärfste bekämpft hatte, um ihm sein historisch-organologisches, spezifisch deutsches Verfassungsideal sozial- und berufsständischer Färbung entgegenzustellen, hatte das Durchdringen jener Doktrin namentlich im Hinblick auf den überlieferten Charakter seines preußischen Heimatsstaates bereits seit 1850 eine niemals verwundene schwere Enttäuschung bedeutet. Vollends aber konnte ihn, den grunddeutsch gesinnten Preußen, nichts härter treffen als jene Politik seines Vaterlandes, die in seines ehemaligen Kampfgenossen Bismarck Händen zu dem Bunde mit dem liberal-revolutionären Italien gegen den deutschen Bundes- und Präsidialstaat Österreich, dem Bürgerkrieg von 1866, der Zertrümmerung des alten, historischen Deutschlands und der Vergrößerung Preußens auf Kosten anderer deutscher Staaten und Dynastien führte. Nicht allein für das deutsche Volk und die Welt, auch für sein Preußen selbst ahnte er kommendes Unheil aus dieser Politik mit ihrem Kultus der äußeren Gewalt und des momentanen Erfolges. Diese kleindeutsch-großpreußische Lösung der deutschen Frage, diese pseudo-föderative, in Wahrheit hegemonistische und zentralistisch-militärische Gestaltung der Verfassung des Norddeutschen Bundes (‚Die Schattenseite des Norddeutschen Bundes vom preußischen Standpunkte betrachtet‘, Berlin 1870) und Deutschen Reiches (‚Das neue Deutschland. Beleuchtet in Briefen an einen deutschen Staatsmann‘, Leipzig 1871) liefen seinen bisher verfochtenen ganzdeutschen, föderativen, universalistischen Gedankengängen schnurstracks zuwider. Dieses neuartige Reich schnitt, wie er befürchtete, jede Aussicht auf eine Verwirklichung derselben schroff ab und verurteilte das Deutschtum zur Verkümmerung im nationalen Egoismus und im vulgären Staatsbegriff. Mit manchem andern echt deutschen Manne auch seines eigenen Heimatstaates hat er, an seinen Idealen verzweifelnd, in jener Krisis der deutschen Geschichte und fortan mehr noch als vorher beiseite stehen müssen. Wenn der katholische Rheinpreuße August Reichensperger nach dem Siege von Königgrätz schrieb: ‚Es kostet sehr viel Mühe, sich in s o l c h e Ratschlüsse Gottes zu fügen. Alles

stürzt ein, was zu meinen Idealen gehört,' und überzeugt war, daß mit der Niederlage Österreichs ,das noch aufrecht stehende Stück der historischen Welt zusammenstürzt', so lebte in dem protestantischen Sachsenpreußen Konstantin Frantz die Kassandrastimmung in anderer Weise. Für ihn stand es fest, daß das so begründete Werk keinen Bestand haben, vielmehr zu einer nur noch größeren Katastrophe führen, und daß das neue Reich nur eine Übergangserscheinung zu einem auf diesen Zusammenbruch folgenden neuen, freien, wahrhaft föderativ organisierten und wieder vereinigten Deutschland sein werde. An dieser Auffassung hat ihn auch bis an sein Lebensende nichts irremachen können. Es ist eine völlig unbegründete Selbsttäuschung, wenn jüngst Stamm („Konstantin Frantz und Bismarck", Stuttgart 1917) bei dem alten Frantz seit etwa 1876 ,ein tieferes Verständnis für die Wege' Bismarcks und eine ,innerlichere' Wiederannäherung an den ehemaligen Kampfgenossen bemerken zu können geglaubt hat.

Die politische Vulgärlegende, soweit sie sich überhaupt mit Konstantin Frantz zu beschäftigen für angemessen hält, pflegt ihn in dem Schubfach mit der Etikette ,Großdeutsche und Partikularisten' unterzubringen. Daran ist nur richtig, daß er sich kein lebenskräftiges Deutschland ohne dessen Südostmarken, die alte Kaiser- und spätere Bundespräsidialmacht Österreich, denken konnte. Für ihn blieb Österreich nicht anders wie Preußen ein Teil jenes historischen und natürlichen Deutschlands, das er vom neuen Deutschen Reiche wohl zu unterscheiden wußte. Zu den Großdeutschen als verfassungspolitischer Richtung dagegen hat Frantz selbst sich nicht gerechnet, und wir wissen aus J. Fröbels ,Ein Lebenslauf', was ihn davon trennte. Aller territorialistische und dynastische Partikularismus lag ebenso weitab von ihm wie der undeutsche politische Unitarismus und Zentralismus. ,Wir sind weder großdeutsch noch kleindeutsch, sondern einfach deutsch.' Wer ihn richtig charakterisieren will, kann es in der Tat nicht anders, als er selbst es mit diesen Worten getan hat. Ein so guter und königstreuer Preuße er war: höher standen ihm, je länger er in das politische Leben hineinwuchs, Deutschland und das deutsche Volk in ihrer Gesamtheit. Sein ganzes politisches Denken und Wirken war deutsch, nur deutsch, durch und durch deutsch, und eben deswegen war es ihm unmöglich, sich mit der nationalen Enge, den einseitigen Zielen und den bedenklichen Mitteln der kleindeutschen Gedankengänge und Politik abzufinden.

Für ihn selbst hob jetzt die dritte und letzte Phase seines Lebens an. Berlin war ihm durch die Ereignisse von 1866 und 1870/71, durch die Gründer- und Kulturkampfzeit und durch die Kämpfe und Verfolgungen, die sich daraus ergaben, verleidet. 1873 verlegte er seinen Wohnsitz nach Blasewitz bei Dresden, um hier in ländlicher Zurückgezogenheit, enger verbunden nur mit dem Gesinnungsgenossen Theodor Petermann, ausschließlich seinen Studien und literarischen Arbeiten zu leben. Aber auch die Anregung zur Begründung des sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Institutes der Gehe-Stiftung hat er hier dem Kommerzienrat F. L. Gehe

(1810—82) in Dresden gegeben. Mit verstärkter Kraft brach unter dem geistigen Druck, der auf ihm lastete, seine alte Kampfnatur wieder durch. Seine scharfe Feder ist nicht müde geworden, in selbständigen Schriften und in der Mitarbeit an föderalistisch gerichteten Zeitungen und Zeitschriften (‚Augsburger Postzeitung‘, ‚Hessische Blätter‘, ‚Die Debatte‘ u. a.) Jahr um Jahr alle Erscheinungen zu beleuchten, die seinem unbestechlichen, wenn auch vielleicht bisweilen zu schwarzseherischen Auge als für Deutschland und Preußen unheilvoll erschienen. Er kreuzt seine Klinge mit dem Werk und dem Geist der bismarckschen Politik (‚Was soll aus Elsaß-Lothringen werden?‘ und ‚Bismarckianismus und Fridericianismus‘, München 1873; ‚Die Genesis der Bismarckschen Ära und ihr Ziel‘, München 1874; ‚Literarisch-politische Aufsätze, nebst einem Vorwort über die Verdienste des Fürsten Bismarck und einem Nachwort über die deutsche Politik‘, München 1876); er kämpft gegen deren nationalliberale Stütze (‚Die Religion des Nationalliberalismus‘, Leipzig 1872; ‚Abfertigung der nationalliberalen Presse‘, Leipzig 1873; ‚Die nationalliberale Rechtseinheit und das Reichsgericht‘, München 1873); er weist hin auf das hinter dem Liberalismus, Militarismus und nationalen Zentralismus stehende Börsianer- und Judentum mit seinen kapitalistischen Wirtschaftsinteressen und -kräften auf der einen, seiner Feindschaft gegen das positive Christentum auf der anderen Seite (‚Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft‘, München 1874; ‚Zwischenbemerkungen zur Judenfrage‘, Berlin 1882) — kurz, er kehrt sich überhaupt gegen den ganzen aus den Kriegen von 1866 und 1870 gebornen Geist der Reichsvergötterung und Staatsomnipotenz, des politischen Unitarismus und Militarismus, des Materialismus, Gründertums und Kulturkampfes. Der innere und äußere Bankerott dieses Geistes erschien seinem hellsichtiger noch als früher gewordenen Auge als unausweichlich und bereits deutlich im Anzuge (‚Der Bankerott der herrschenden Staatsweisheit‘, München 1874).

Demgegenüber suchte er selbst von neuem hinzuweisen auf den wahren Beruf Preußens (‚Die preußische Intelligenz und ihre Grenzen‘, München 1874), auf das Christentum und eine christlich orientierte Philosophie wie die Schellings (‚Philosophismus und Christentum‘, München 1875; ‚Schellings Positive Philosophie‘, Cöthen 1882/83), sowie auf das Friedensprinzip des Föderalismus und seine Bedeutung ‚für die soziale, staatliche und internationale Organisation‘, zu dessen Verwirklichung er die Begründung einer das ganze deutsche Volksgebiet des alten Deutschen Bundes umfassenden föderativen Partei plante (‚Aufruf zur Begründung einer föderativen Partei‘, München 1875; ‚Wahlaufruf an die Föderalisten‘, Leipzig 1877; ‚Der Untergang der alten Parteien und die Partei der Zukunft‘, Berlin 1878; ‚Der Föderalismus‘, Mainz 1879, Neudruck des größeren Teiles dieses Buches unter dem Titel ‚Deutschland und der Föderalismus‘, Hellerau 1917). Nicht als ob er an eine Repristination des alten ‚heiligen‘ Reiches dächte: aber ‚immer bleibt es eine unabweisbare Forderung des Christentums, daß ein christlicher Völkerbund anzustreben sei, wozu das Bedürfnis in unseren

Tagen nur um so dringender hervortritt'. Allein allen solchen Gedanken und Bestrebungen, auch auf die praktische Politik wieder Einfluß zu gewinnen, waren die Zeitverhältnisse so ungünstig wie möglich. Eine kleine Versammlung von Föderalisten, die im Herbst 1875 in Prag zusammenkamen, erschien bereits als eine Bedrohung des Reiches und machte Behörden und Presse gegen sich mobil. So beschränkte sich die öffentliche Wirksamkeit von Frantz wieder notgedrungen mehr und mehr auf die literarische, politische und staatstheoretische Publizistik und die aufmerksame Beobachtung der politischen Entwicklung Deutschlands und Europas, über der er fernhin den Stern bereits leuchten sah, der das deutsche Volk nicht auf dem Wege einer Eroberungspolitik, sondern auf dem einer, wenn es nicht anders sein konnte, ehrlichen kriegerischen Auseinandersetzung mit dem gegen den Balkan und Deutschland vordrängenden zaristischen Rußland, dem ‚Erbfeind' Preußens, an das Ziel seiner durch Natur und Geschichte gegebenen friedlichen föderativen Weltmission führen sollte (‚Deutsche Antwort auf die orientalische Frage', Leipzig 1877; ‚Die Gefahr aus Osten', um 1889).

Weltweit und großzügig, wie sein ganzes Denken und Lebenswerk gewesen war, hat es geschlossen. Der universale, übernationale Zug und wohl auch das gleiche leidvolle Erleben war es, was ihn mit dem ‚Ultramontanismus' und dem ‚Sozialismus', d. h. mit Zentrum und Sozialdemokratie, bei aller Kritik daran in Grundsätzlichem und Tatsächlichem näher verband als mit irgendeiner anderen der bestehenden großen Parteien. Er war es, der ihn in der Kulturkampfzeit für das Recht der Kirche, in der Zeit des Sozialistengesetzes für die soziale Gerechtigkeit (‚Die soziale Steuerreform als conditio sine qua non, wenn der sozialen Revolution vorgebeugt werden soll', Mainz 1881) eintreten ließ, und der ihn dann in seinen letzten literarischen Arbeiten (‚Die Weltpolitik unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland', 3 Teile, Chemnitz 1882/83; ‚Großmacht und Weltmacht': Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften 44, 1888) auf die Höhe weltpolitischen Denkens hinaufgeführt hat und einer in sich geschlossenen idealrealistischen Staats- und Weltanschauung grandiosen Ausdruck geben ließ. Immer aber war und blieb es dennoch Deutschland, dem sein alle Lebensgebiete umfassendes und zu einem großen Reformprogramm zusammenfassendes Denken in erster Linie galt, waren es die besten deutschen Überlieferungen, in denen er wurzelte. Wer ihn einen Doktrinär, Ideologen und Utopisten um deswillen schilt, weil es seinen Gedanken nicht beschieden war, verwirklicht zu werden, urteilt als rückwärts gewandter Prophet von unhistorischem Standpunkt aus. Er vergißt, soweit es sich um die Zeit vor 1866 handelt, daß die Lösung der deutschen Frage, die im Mittelpunkt des Frantzschen Denkens und Arbeitens stand, im kleindeutsch-großpreußischen Sinne durch Blut und Eisen, d. h. auf dem Wege einer Revolution und eines Bürgerkrieges, damals noch keineswegs als der politischen Weisheit einziger und letzter Schluß erschien. Und er vergißt weiter, soweit es sich handelt um die Zeit nach 1866 und 1870, daß der augen-

blickliche Erfolg, der den Frantzschen Gedanken freilich versagt blieb, formell das Kriterium lediglich einer materialistischen Geschichtsauffassung darstellt, inhaltlich aber wohl zuweilen die sachliche Richtigkeit, niemals jedoch das sittliche Recht weder des privaten noch des politischen Handelns zu erweisen vermag. Nicht was einer Generation oder einem Jahrhundert als Erfolg oder Mißerfolg erscheint, ist es auch für den Historiker, der über den Augenblick hinweg seinen Blick auf die großen Ablaufsreihen des geschichtlichen Lebens eingestellt hat und bestrebt ist, die Prozesse historischen Werdens und Vergehens als Ewigkeitsprozesse im Rahmen einer sittlichen und zweckerfüllten Weltordnung zu verstehen. Er weiß, daß die Fähigkeit der Völker und Zeiten, Gedanken auch von bleibendem Wert aufzunehmen und zu verwirklichen, jeweils verschieden ist, daß aber neue Erlebnisse und neue Wirklichkeiten auch alte, verachtete und längst vergessen geglaubte Wahrheiten wieder auf den Thron zu setzen und gerade dadurch in ihrer inneren Überlegenheit über die sogenannte Realistik des Augenblicks anzuerkennen vermögen.

Ein echter, aufrechter, treuer deutscher Mann, ein innerlicher, aufrichtiger, ernster Christ, ein politischer Idealrealist von lauterstem Charakter, ein Schriftsteller von weitesten Horizonten und überquellender Fruchtbarkeit tiefster Gedanken, die im einzelnen auszuschöpfen eine Zukunftsaufgabe für sich ist, ein Mann aber auch voll Schrullen, Schroffen und Ecken im Sachlichen und Formellen: das war Konstantin Frantz. In der Morgenfrühe des 3. Mai 1891 ist er zu Blasewitz gestorben: der getreue Eckart, Prophet und Wegweiser seines Volkes zu innerer Reinheit und Größe, die auch wir ersehnen.

Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
Von Leo Weismantel

Der stürzende Berg.

— und es kam ein zweites Bersten über den Berg.

Die Luftmasse knäulte sich über dem Hexentempel zusammen und ward in die Höhe geschockt wie ein Spielball, — das sauste wie zerklirrendes Glas.

‚Heinrich Löhmer! Heinrich Löhmer!' rief's da von allen Enden; sie riefen um Hilfe in der Not ihres Herzens.

Die Frauen, die Kinder, die Männer waren in die Dachkammer der kleinen Häuschen geflohen, sie krochen auf die Dächer und hockten dort angeklammert, daß der Wind sie nicht fortreiße und der schüttende Regen sie nicht vom Strohdach hinabschwemme ins rinnende Wasser.

‚Heinrich Löhmer!' schrien sie gellend, wie die Jünger im sinkenden Schiff auf dem See Genesareth gerufen haben, daß der Herr über die stürmischen Wellen zu ihnen gewandelt komme und dem Sturm gebiete und sie rette.

Aber es kam das Sausen des Windes, das Krachen der zerspringenden Steine und das Zerreißen des rutschenden Waldes, das Rauschen der Flut, die um die Häuser spülte und in den Kellern und Stuben kreisend Tisch und Stühle an die Wände trieb. Es war, als ständen alle Gespenster droben auf dem Lindwurmstein auf ihren Posten. Der Drache, der tausendäugige, tausendmäulige, spielte auf seiner Säulenorgel und hatte alle Register gezogen, — der Geizhals stemmte sich wie ein Riese mit der Schulter an den Berg, die Steine fortzuwälzen, damit der Schatz offenbar werde, den er in der Tiefe verborgen wähnte. Wie hatte er so treffliche Helfer gefunden an allen brausenden Winden und rinnenden Wassern, die ihre Schultern neben die seinen setzten zu übermächtigem Druck.

‚Heinrich Löhmer! Heinrich Löhmer, wo bist du? Schläfst du bei der Geliebten deines Herzens, beim sanften Turteltäubchen? Hast du das zarte Mägdelein in den Armen und streichst ihr die zarten Hände und küßt ihr die nackte Brust! Die Welt geht in Stücke, der Tag des Zornes ist da, die Engel blasen in die Posaunen und du schläfst und wachst nicht auf in der Stunde, in der die Toten auferstehen aus den Gräbern, —' all das schrie und brüllte, bettelte und gebot aus ihren Stimmen, da sie seinen Namen riefen.

Ein Hohngelächter klang zurück und über die Häuser weg. Und es war einen Augenblick, als wären die wütenden Mächte erschrocken vor dieser Herrenstimme und hielten einen Augenblick

aufhorchend ein. Die Wolken zuckten zusammen, sodaß ein Riß zwischen ihnen wurde, das verdutzte Gesicht des Mondes entschleiert durchstarrte und sein Licht auf den Haßwald fiel, der in sanftem Gleiten zu Tal kroch, und auf eine Gestalt, die aufrecht, mit verschränkten Armen auf einem der Häuschen stand. Es war Heinrich Löhmer. Unheimlich, teuflisch erschien er allen wie in jener ersten Osternacht. Nur schattenhaft sahen sie ihn, seine mittelgroße Gestalt, die bald in stählerne Härte zu erstarren, bald in schlanke, schlangenartige Geschwindigkeit sich zu wandeln schien. Und obwohl sie nur die Richtlinien seines Körpers erspähten, sahen sie doch sein Gesicht nah dem ihren, verzagten vor seinem feuerglühenden, bald flackernden, bald starr gebietenden Blick, der wie eine Flamme war, wie Eis gefroren und jeden Augenblick wieder zerschmelzend an der eigenen Glut, — sie glaubten Moses zu sehen, der niederstieg vom Berg, die Gesetzestafeln in der Hand, dann wieder sahen sie in ihm Elias, den Propheten.

Als käm' ihnen allen eine Offenbarung, erschauderten sie, da sie ihn so aufrecht auf dem Dache stehen sahen, ein paar Frauen- und ein paar Männergestalten hingeduckt zu seinen Füßen. Bildnis des ganzen Dorfes, der ganzen leiderfüllten Menschheit und ihres Retters wurde ihnen das, was sie in diesem Augenblick sahen.

‚Willst du mir keine Zeit lassen zur Vollendung meiner Tat?' schrie er dräuend zum Himmel, ‚Allmächtiger, willst du handeln wie ein kleiner, ohnmächtiger Zwerg, daß du die Menschen von mir fern zu halten suchst, indem du sie täuschest über meine Macht? — Dies Unheil hätte ich verhüten können!'

Es erschracken die Bauern vor seinem Geschrei, denn es wurde ihnen durch seine Rede offenbar, daß wohl Gott dies Unheil geschickt habe über sie, Heinrich Löhmer zu zerschmettern —

Und wieder klang eine Stimme aus dem Sturm, sie kam vom Pfarrhof her, zerrissen, abgehackt vom Wind klangen halbe Worte. Es war ihnen aber, als rufe der alte Herr Dekan von dorten: ‚Heinrich Löhmer, Heinrich Löhmer, wo bist du? —'

‚Hier bin ich! Was rufst du mich im Sturm? Kommst du mich zu höhnen?'

‚Ich komme wie ein Sünder und beichte vor dir und vor der ganzen Gemeinde, die harrt ihres Untergangs: eingeschlossen in eure Hütten hat euch der Herr mit einer Wasserflut, damit keiner ihm entflieht ohne seinen Willen; den Berg sendet er über euch, euch zu verschütten. Der Herr hat gehört auf das Gebet seines Knechtes und der Ruf drang aus der Tiefe zu seinem Ohr: besser ist es uns, der Herr zerschmettert unsere Leiber insgesamt, als daß einer nur Schaden nähme an seiner Seele!'

Und wieder bekam der wütende Sturm Gewalt über die schwachen Stimmen der Menschenwichte und über ihr Geschrei, —

'Ich spiel' euch auf einen Hochzeitstanz! — einen Hochzeitstanz! —
einen Hochzeitstanz! —
Die Braut trägt keinen Myrtenkranz, — keinen Myrtenkranz, —
keinen Myrtenkranz! —
Der Teufel ist der Freiersmann droben auf grüner Höh, —
Er zog sich sein feins Bräutelein ertrunken aus dem See, —'

— also spielte der Drache am Lindwurmstein.

'Ho—ho—hup! —,' wie Fuhrleute schrien die Gespenster, — 'ho—hohupp! — noch ein Stößchen! — noch ein Schüppchen und wir haben den Steinblock über der Kippe —'

Schon bollerten Steine den Hang herab.

Hirsche und Rehe in Rudeln sprangen aus dem Haßwald über die Steinmauer, die dort als Grenzwerk aufragte und zogen gegen den Gau —

Holzstämme schwammen wie aufblitzende Linien vom Berg — an den Häusern vorbei —

'He! He! He!' — Die Stimme Heinrich Löhmers schreckte die Männer wieder auf aus ihrer Angst. 'Soll ich euch sagen, woher das Unheil kommt, damit ihr es abwehren könnt? — Das sage ich euch ein andermal, für diesmal glaubt mir! Blindlings sollt ihr mir glauben! Reißt die Mauer ein, die ihr aufgebaut habt gegen den rutschenden Haßwald, damit keine Felsblöcke runterrollen auf eure Äcker, — ihr Narren! Reißt sie ein! — Am Schneidersacker! hört ihr mich: am Schneidersacker! — Vielleicht geht's noch vorbei!'

Heftig wirbelte das die in Angst erstarrten Männer auf.

'Reißt die Mauer ein! — die Mauer ein!'

Wie Lauffeuer aufflattern von Berg zu Berg, wenn der Krieg in die Lande fällt, so flogen diese Worte von Dach zu Dach.

'Wie sollen wir von unseren Dächern hinaufkommen an den Haßwald? — Wie sollen wir von unseren Dächern — wie sollen wir von unseren —' rief's zurück —, '— an den Haßwald kommen? —'

'Über die Baumstämme springt, die im Wasser schwimmen! — über die Baumstämme springt —!'

Sie sprangen. Wie Katzen sprangen sie — vom Dach auf einen Stamm — auf einen zweiten — einen dritten — wieder auf ein Dach. —

Grotesk sahen die schattenhaften Springer aus; Weiber lachten auf vor Wahnsinn, als handle es sich um einen Spaß; sie waren närrisch geworden, weil sie Hilfe nahe wähnten; sie lachten, wenn einer fehlsprang und sich zu Tode fiel —

— andere, die bisher still und erschüttert da gehockt hatten, fingen an zu heulen und laut zu beten.

Dann sahen die Zurückgebliebenen einen Trupp Männer droben am Schneidersacker; mit Stangen liefen sie umher, andere hoppsten auf die Mauer — dann wieder verschwanden sie, da eine Wolke

vor den Mond lief, als wollte sie die Menschen stören bei ihrem Rettungswerk, — Fackeln loderten auf, der Regen patschte sie aus.

Über die Zurückgebliebenen kam wieder lähmende Angst. Wie Wahnwitz gegen Gott erschien ihnen nun das Unternehmen der paar Wichte, die droben am Schneidersacker an der Mauer herumarbeiteten. Arbeiteten sie denn? Kein Mensch sah sie mehr in der Finsternis, kein Mensch glaubte mehr, daß sie dort seien.

Wieder fegte das Orgelspiel des Drachen vom Lindwurmstein auf sie nieder.

Mari Madlen, die neben Heinrich Löhmer auf dem Dache gehockt hatte, wollte auf und ihm nach. Da hielt der rothaarige Lehrer sie am Rock, daß sie zu Fall kam und mit den Füßen zwischen den Dachsparren hängen blieb. Sie blieb liegen, wie sie lag, da hörte sie den Drachen — ganz deutlich hörte sie ihn:

‚— Hochzeitstanz — Hochzeitstanz —
Die Braut hat keinen Myrtenkranz — keinen Myrtenkranz —
keinen Myrtenkranz —
Der Teufel ist der Freiersmann droben auf grüner Höh' —
Er zog sich sein feins Bräutelein ertrunken aus dem See.'

Und ein jeder hörte den Drachen und ein jeder hörte ein anderes Lied:

Von all ihren Sünden sang er, von all ihren Sünden, die sie heimlich gedacht hatten in dunkelster Einsamkeit — — und es war ihnen, als hätten sie die Taten verbracht, deren Begehren nur je einen Augenblick aufgewacht war zum Bewußtsein — und es war ihnen, als stünden die Rächer all dieser Freveltaten nun droben am Haßwald und hülfen dem Geizhals und all den Gespenstern des Hexentempelbergs die Felsblöcke auf sie und das ganze Dorf zu schütten.

‚Ho—ho—hupp! — ho—ho—hupp! noch ein Stößchen — noch ein Schüppchen und wir haben den Steinblock über der Kippe —!'

Ein silbernes Rauschen traf sie jählings, als entleere sich ein See. Wie von einem Peitschenhieb schnellten sie auf — dann donnerte es und krachte — Männer schrien auf, dann vergingen ihnen alle Sinne; Frauen wurden ihre Kinder von unsichtbaren Händen aus den Armen gerissen und ins Wasser geschleudert — andere erhielten einen Faustschlag vor die Brust, daß sie sich überschlugen und von den Dächern stürzten, — anderen flogen Steine an den Kopf, daß sie zerschmettert lautlos niedersanken — — —

Langsam war das Erwachen der Überlebenden aus dieser Ohnmacht. Es war gegen Morgen und im Gau draußen zog ein gelbroter Strich die Grenze zwischen Himmel und Erde und zwischen Nacht und Tag.

* * *

Die Flucht.

Um diese Stunde kehrte Heinrich Löhmer als einziger heim vom Schneidersacker. —

Und als er durch das Geröll der Felsen zu Tal kam, da sah er eine kleine Geldtruhe, von Diebeshänden erbrochen und dann weggeschleudert, am Boden liegen. Er hob sie auf, betrachtete sie und warf sie wieder zurück. —

Und wieder, als er weiterging, da sah er ein Weib daliegen mit zerfetzten Kleidern, — es war aber, als habe nicht Sturm noch Wetter, als habe die Wildheit eines Wüstlings ihr Gewalt angetan und dann das Weib erwürgt, damit seine Tat nicht offenbar werde. —

Und wieder, als er weiterging, da sah er einen Mann daliegen mit gespaltenem Schädel, — es war aber, als habe nicht ein fallender Stein, nicht ein stürzender Baumast, als habe eine Menschenfaust mit einem Beil diesen Schädel gespalten im Brudermord. —

Die Wasser waren bereits so tief gesunken, daß die Menschen von Haus zu Haus waten konnten, und allenthalben sah Heinrich Löhmer Gestalten huschen in der Dämmerung wie tagscheues Gesindel, wie Hyänen, die einherschlichen, sich an Leichen zu sättigen.

Da packte Heinrich Löhmer ein seltsames Grausen, — es war ihm, als seien die Dinge, die er gesehen hatte: das flutende Wasser — der stürzende Berg — das geringste jener Leiden, die in dieser Nacht über Teufelshausen hereingebrochen waren. Er ging auf eine der huschenden Gestalten zu: wahnleuchtende Augen starrten ihn an, wie ein duckender Hund, der etwas angestellt hat, kuschte der Mensch vor ihm nieder, als fürchte er eine neue Wasserflut, einen neuen Bergsturz, der von Heinrich Löhmer komme.

So kam Heinrich Löhmer wieder in sein Vaterhaus. Er ging durch das Gärtchen, dessen weißgestrichener Zaun zerbrochen und verschlammt dalag, — noch stand Wasser in der erdniederen Stube, — in der Bodenkammer fand er das alte Margretje zusammengekauert, schlafend in einer Ecke. Dann stieg er auf das Dach. Mari Madlen lag noch da auf dem Stroh, die Füße waren ihr eingezwängt in die Dachsparren; der dünne, durchnäßte Leinenrock und der weiße Mutzen waren ihr vom Wetter so auf den Leib gepatscht, daß ihre märchenhaft zarten Körperformen wie nackt vor ihm hingestreckt lagen; ins Wirrnis der Haare war ihr Köpfchen gebettet, sie schlief mit roten Backen wie ein Kind in der Wiege, nichts ahnend von des Lebens Bitternis und Qual. — Auch der Lehrer lag ausgestreckt da, die Hände ins Stroh des Daches verbohrt, das Gesicht schmerzvoll verzerrt und Blut an

den Wangen, das Kinn und den offenen Mund vor sich hingeschoben.

Mit starken Armen hob Heinrich Löhmer erst das Mädchen in die Dachkammer zurück, dann den Lehrer, — zog dem Mädchen das patschende Kleid vom Leibe und legte die Zarte, Feine sanft in das Bett, das neben dem hockenden Margretje noch trocken stand, —

Dann stieg er wieder hinauf auf das Dach. Wieder stand er dort mit verschränkten Armen, das Unheil überschauend: von der Straße, aus allen Gassen rauschte das Wasser. Er blickte den Stromlinien nach, die vorüberglitten und um die Hausecke bogen nach dem Gefäll.

Die ganze Landschaft weithin in dem Gau stand unter Wasser. Nach und nach sah er, wie sich der große See verflachte und wie Schlamminseln auftauchten. Seitwärts am Berg zog ein Schuttwall von dem Fleck, auf dem der Schneidersacker gelegen hatte, schnurgerade bis herunter zum Ausgang des Dorfes, noch das letzte Haus verschonend, nur einzelne Felsstücke waren ausgesprungen, Unheil zu stiften. Das Bild der Verwüstung war grauenhaft schön. Tiere schwammen in diesem Strom, am Talausgang gegen das Dorf, wo die Wasser sich wieder stauten, trieben halbe Häuser, Gebälk, Bäume, dazwischen eine Wiege, eine Hundshütte, ein Stuhl, —

Einen Augenblick freute sich Heinrich Löhmer schier dieser Wildheit, — drüben der steinernen Schule war das Ziegeldach abgedeckt, die Gasse ringsum klaffte aufgerissen, dort wieder an der Ecke war Schutt und Geröll zusammen getragen, — dort lag die Brücke in sich zusammengebrochen, — dann wieder starrte Heinrich Löhmer nach dem Wald, dessen Wipfel in Erdknollen staken und dessen Wurzelwerk aus dem Gefels aufragte in die Luft.

Herr und Heiland, wer hatte dies alles getan!

Er gab sich keine Antwort, denn von neuem kam ihm jene erbrochene Geldtruhe, jenes geschändete Weib, jener ermordete Mann in den Sinn, die er im Geröll liegen gesehen hatte. Waren wie draußen in der Natur, so auch in den Seelen der Menschen Wasserflut und Bergstürze niedergegangen und hatte er es nicht gemerkt? War all dies Sichtbare nur Gleichnis von Unsichtbarem? Und so unvollkommen dies Bild, wie das kleine Bild des Weltalls, das armselige Kartenzeichner malen, so lächerlich unvollkommen ist vor der Erde und der Sonne und all den Gestirnen, die sich um sie drehen? Waren dort in das Reich der Seelen rohe Gewalten eingebrochen wie Wölfe in eine Schafherde, und dieweil Heinrich Löhmer sich wider den stürzenden Berg stemmte und seinen Fall, den er nicht aufhalten konnte, wenigstens so leitete, daß er vor-

beisauste an den Häusern der Menschen, — nur die Äcker traf, die leblosen Fluren, — selbst am letzten Häuschen war's noch vorbeigegangen, — — ei dieweil, ei dieweil — — —! Wie ein Sieger schaute er hinüber zu dem Geröll- und Schuttdamm, der dort lag wie ein Riese, den ein winziger Zwerg erschlug. Heinrich Löhmer lachte auf. Da hatte er ja wohl einen Riesen erschlagen, einen dreitausend Ellen langen, und einer, der sieben mal siebentausend Ellen länger war, der war indessen unbemerkt hergefallen über die von Heinrich Löhmer betreute Schar. Einer List war Heinrich Löhmer zum Opfer gefallen. Sein Gegner hatte, statt sich selbst zum Kampfe zu stellen, sein tönernes Abbild dem kurzsichtigen Wicht vor die Nase gesetzt — da wußte Heinrich Löhmer, was alles geschehen war in dieser Nacht: Unzucht und Völlerei — Raub und Mord — Ungehorsam gegen Vater und Mutter und falsches Zeugnis.

Es war ihm, als wankten seine Füße, — er tastete nach einem festeren Tritt auf dem Dache.

Es war ihm, als flimmere ihm vor den Augen, als sähe er Gesichter, die ihn angrinsten. Er strich sich mit der Hand über das Gesicht, — die Gespenster wichen nicht.

Was grinsten sie? —

‚Was grinst ihr?'

Ihre Lippen bewegten sich —

‚Was sprecht ihr?'

‚Mari Madlen! Mari Madlen!' —

‚Was wollt ihr von Mari Madlen?'

‚Hahahaha!'

‚Was wollt ihr von Mari Madlen?'

‚Was war zwischen dir und Mari Madlen in dieser Nacht? —'

‚Was geht's euch an?'

‚Hehehehe! —'

‚Hehehehe!' schrie Heinrich Löhmer zurück, ‚braucht ihr einen Spießgesellen? Was geht euch Mari Madlen an? Wollt ihr sie beschmutzen —? Wollt ihr ihre Ehre begeifern, — weil ihr Stalldirnen genotzüchtigt habt in dieser Nacht und weil ihr die Ehe gebrochen? —' Es war ihm, als müsse er ihnen predigen, ihnen erklären, welch ein Unterschied sei zwischen ihrer Tat und jener der Mari Madlen und seiner eignen, — das müsse er ihnen sagen —

Als durchschauten ihn die Gespenster bei einem Gauklerspiel, hörte er sie schallend auflachen — auflachen — hahahaha!

Dann sank auch er ohnmächtig hin auf das Dach.

* * *

Ihre Glieder strafften sich unter der Decke, Kraft erprobend, wie nach einem Bade. Da fiel ihr plötzlich ein, was geschehen war.

Sie schnellte auf im Bette und blickte starr um sich: wie durch einen Schleier erkannte sie die dämmernde Stube und das Margretje, das neben ihrem Bett hockte und den rothaarigen Lehrer, der dort am Boden lag, — dann ihre Nacktheit und die nassen Kleider, die da lagen, —

Einen Augenblick grübelte sie, wie sie in dies Bett gekommen — dann rüttelte ein jähes Entsetzen ihr die Glieder und warf sie zurück auf das Lager und drückte ihr den Kopf zur Seite in die Kissen; was des Leibes Augen in kurzer Frist nicht sehen konnten, vermochte der Geist: all das Glück, all das Elend des eigenen Lebens, das zerrissen war durch Raum und Zeit, zusammengeballt zu sehen wie eine Sterbende, und Mari Madlen sah Heinrich Löhmer, hörte seine Worte, hörte jedes einzeln, empfand die Glut seiner Küsse und die satte Kühle seiner Umarmung, die Schrecken der großen Flut und des stürzenden Bergs und sah Heinrich Löhmer.

Wo war er? Warum war er nicht da in der Stube? — Wieder reckte sie sich auf. —

‚Droben am Schneidersacker liegt er, unter den Steinen, zerfetzt und geschunden!‘

Und wieder lag das Mädchen halb ohnmächtig hingestreckt. Lange lag sie so; dann gab ihr der Gedanke, daß Heinrich Löhmer vielleicht doch noch lebe, wieder Kraft, sich aufzurichten, — wie einen Schockball warfen Hoffnung und Verzweiflung sie einher.

Ein Krampf der Tränen erlöste sie und gab ihr die Linderung eines verzweifelnden Verzichtes auf alles. Alles erschien ihr gleichgültig, ob sie lebe oder gestorben sei; ob sie da im warmen Bett liege oder auf der Straße draußen auf spitzen Steinen; ob die Menschen lieb zu ihr wären oder sie mit Dornen schlügen.

Erst aus solch gänzlichem Verzicht steigt neues Denken, neues Begehren wie ein Phönix aus den Flammen. Sie dachte an Gott. Es gab einen Gott, das wußte sie. Die Worte, die Heinrich Löhmer zum Himmel hinaufgeschrieen hatte in der Nacht, als der Berg stürzte, hatten ihr den Glauben des Geliebten geoffenbart und leise kicherte sie über jene, die Heinrich Löhmer den ‚gottlosen‘, den ‚Gottesleugner‘ genannt hatten. Und offenbar war ihr nun geworden, warum Heinrich Löhmer den haßte, der dies Unheil geschickt hatte über Teufelshausen — über die ganze Menschheit.

Mari Madlen empfand in diesem Augenblick alle Schmerzen, die Menschen je empfunden hatten; ihr Leib krümmte sich, denn alle Hiebe der Welt schlugen auf ihren Leib; glühende Zangen zwickten ihn; Messer schnitten in ihn hinein und ihre Seele schrie auf unter all der Gewalt, die je Menschen angetan worden war.

Sie sprang auf, aus dem Bett, raffte eine Decke über den fröstelnden Leib, schaute umher wie ein wildes Tier, — schüttelte das alte Margretje, das da in der Ecke hockte, an den Schultern und schrie es an: ‚Ihr schlaft, Margretje, altes Bäschen, ihr schlaft! Er hat den Heinrich Löhmer totgeschlagen, der da droben! Den Heinrich Löhmer hat er totgeschlagen und Männer und Weiber und Kinder hat er ersäuft. He! he!‘ Die Alte riß die Augen auf und starrte schlaftrunken und erschöpft das halb nackte Mädchen an, das mit krallenden Armen vor ihr stand und die gebogenen Finger ihr vors Gesicht hielt, —

Dann stürzte Mari Madlen hin zum rothaarigen Lehrer, der wie tot am Boden lag. Sie warf sich über ihn und rüttelte ihn an der Brust. ‚Aufwachen sollst du! Aufwachen! Er hat Heinrich Löhmer erschlagen! Hat er dich auch erschlagen? —‘

‚Maidje, du hast ja noch net einmal ein Hemd an!‘

Mari Madlen zuckte empor, — besah das alte Margretje mit vorgebeugtem Kopf, — dann fiel ihr Blick auf die eigene Brust und glitt die rehschlanken Hüften entlang, — wie ein Wiesel huschte sie zum Schrank, ängstlich hielt sie die Augen auf den Lehrer gebannt, der ausgestreckt am Boden lag. Und so sah sie ihn an, während sie rücklings in den Schrank griff, Kleider hervorriß und sich ungeordnet über die Glieder warf, als wollte sie ihn in seinem Schlaf gefangen halten.

Das alte Margretje kam zu ihr hingehumpelt und zerrte ihr die Kleider zurecht, —

Und als Mari Madlen notdürftig bekleidet war, mit einem weißen Leinenhemd, einem mohnroten Unterrock, mit einem Schal, der über ihrer Brust sich kreuzte und hinten auf dem Rücken zu einem Knoten gebunden war, warf sie sich wieder über den Schlafenden und ließ ihn nicht, bis er erwachte.

‚Was soll ich?‘

‚Du mußt mit mir gehen und mir helfen. Ich will es allen Leuten sagen, Männern, Frauen und Kindern, daß er ihn erschlagen hat.‘

Der Lehrer verstand ihre Rede nicht, —

‚Gott! Gott! Hahahaha!, der Allgütige!‘ kicherte sie wahnsinnig und im Fieber. ‚Haben wir ihn nicht alle Tage den Allgütigen genannt, den Allgütigen, den Gnädigen, zum Dank dafür, daß er uns geschlagen hat. Er hat uns geschlagen mit der Peitsche, uns gezwickt mit glühenden Zangen — seinen eigenen Sohn hat er mit Dornen krönen, ans Kreuz schlagen lassen, der Rabenvater! Willst du was sagen, — willst du was sagen für ihn? Willst du sein Advokat sein, he? Warum tat der Rabenvater, der sich den ‚Allmächtigen‘ nennen läßt, das uns an, uns armseligen Würmern? — — Bleib! Bleib! Leg dich zurück auf

den Fußboden und schlaf weiter, — schlaf weiter! — weiter schlafen sollst du!', sie stampfte mit den Füßen auf den Boden, — ,ich will's allen sagen, durch die ganze Welt will ich laufen, — allen will ich's sagen! —'

Und sie stürmte voran.

Der Lehrer raffte sich auf und folgte ihr. —

* * *

In die Dämmerung des Morgens kam, da die Wasser zurückwichen, aus der Umfriedung des Pfarrhofs in langen Stiefeln mit hochgeschürzter Kutte jener Mönch, der am Abend zuvor die Predigt und Maiandacht gehalten hatte.

Seine Gestalt war kraftvoll wie die eines Schmiedes und er watete unentwegt durch den Schlamm und das Wasser, jenen Hilfe zu bringen in der Seelennot, die vielleicht am Sterben lägen oder sonst eines Zuspruchs bedürften. Der alte Herr Dekan war zu schwach und zu erschüttert, als daß er dies vermocht hätte.

Und zu einem jeden Wunden, Gebrechlichen, auf den er traf, sprach der Mönch: ,Eure Stuben müßt ihr erst wieder rein machen, eh' ihr Tische und Stühle wieder hineinstellen könnt; auskehren erst müßt ihr allen Schlamm. Und was ihr nicht hinausbringt mit dem Besen, das schafft hinaus mit der Schaufel, und was ihr nicht hinausschaufeln könnt, das —' dann hielt er jedesmal inne und fragte: ,Sagt mir, ist noch der Teufel im Dorfe? Ihn auszutreiben ist eure erste Pflicht!'

Es war, als seien zwei Felsen nah beieinander in einen See gefallen und um einen jeden stiegen Wellenkreise hoch und die Wellenkreise des einen suchten die des anderen zu überspringen und niederzudrücken durch den eigenen Sprung und allein sieghaft zu sein. Als sei das Hauptunheil erst im Anzug, rotteten sich die Menschen zusammen, bewaffneten sich mit Sensen und Mistgabeln, mit Beilen und Hacken und gingen wider einander.

,Ich predige euch nicht Aufruhr, nicht Todschlag und Mord!' rief der junge Mönch; mit hochgeschürzter Kutte, in schlammbedeckten Stiefeln stand er dort auf einem Schutthaufen; — ,ich predige euch den heiligen Krieg! Der fürwahr, so spricht der Herr der Heerscharen, begeht keinen Mord, der auszieht wider die, die in euer Vaterland gefallen sind wie wütende Hunde. Seht, der Teufel, der euer Dorf verloren hat, dem's herausgefallen ist aus dem Sack, als er vom Hexentempel ostwärts ging in den Gau nach der Hexennacht, der Teufel ist wieder gekommen. Er will sich sein Dorf wieder holen — jagt ihn hinaus! — jagt ihn, wenn er nicht geht, mit euren Beilen und Hacken, euren Mistgabeln und Sensen!'

Da trafen Mari Madlen und der Haufen, der sie umgab, hinzu. —

„He!' schrie sie den Kapuziner an, ‚hat er euch nicht geschlagen, der Allgütige, euch nicht? — mit seiner Peitsche! Ei, ich glaube, du blutest auch an der Stirn und du hinkst! — ei, du hast ja nur noch ein Auge! Seit wannen denn? Wer hat euch denn das getan? He? Er, der Allgütige? Seinen eigenen Sohn hat er mit Dornen krönen und ans Kreuz schlagen lassen, der Rabenvater!'

‚Eine Teufelsdirne bist du!' rief der Mönch ihr ins Gesicht. —

Sie lachte! Und alle lachten sie, die hinter ihr standen. ‚Teufel! Teufel!' Das wollten sie ja sein! Nur nicht Gottes sein! Des Teufels sein! Der Teufel war ihnen in dieser Nacht jener von Gott geknechtete Geist geworden, der helfen wollte, wie Heinrich Löhmer hatte helfen wollen und der von Gott daran gehindert wurde, wie Heinrich Löhmer daran war gehindert worden.

Dies Gelächter war das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Steine flogen, Beile, Sensen zuckten in der Luft. —

Da hatte einer Heinrich Löhmer gewahrt, der auf dem Dach des Häuschens wieder zu sich gekommen war und sich aufgerichtet hatte.

Heinrich Löhmer! Heinrich Löhmer! —

Die um den Kapuziner hielten ein mit ihrem Ringen und Kämpfen und sprangen die Gasse hinauf, Heinrich Löhmer abzufangen. Und die um Mari Madlen suchten jenen nun zuvorzukommen, Heinrich Löhmer zu schützen, sie wollten seinen Leib decken mit ihrem Leibe, sein Leben erhalten mit ihrem Leben. —

Mari Madlen, die Heinrich Löhmer für tot gehalten hatte, stieß einen Schrei aus so voll Freude und Wahnsinn zugleich: ‚Er lebt! er lebt! ja —' und ‚sie schlagen mir ihn tot! sie schlagen mir ihn tot!' — das dröhnte zugleich aus ihrem Munde.

* * *

Das Getöse hatte Heinrich Löhmer geweckt.

Der Lärm kam näher und näher.

War ein neues Unheil geschehen? Und stand das Unheil so nahe bei ihm, daß die Menschen hieher drängten? Da sah er in ihren Gesichtern, da hörte er aus ihrem Rufen die Wut gegen den, der dies alles getan. Er wollte hinunter zu ihnen, wollte wie sie einen Stein aufraffen, ein Balkenstück aus den Trümmern seines Hauses herausreißen gegen den, der dies alles getan hatte. Er stieg, so schnell er konnte, vom Dach zurück ins Innere des Hauses.

Die Türe der Stube wurde von außen aufgerissen und ein Mädchen stürzte herein. Sie warf die Arme in die Luft und deutete nach dem Menschenhaufen, der mit Knütteln und Sensen kam und drohende Rufe schrie.

Das Mädchen stürzte sich vor ihm hin und umfing seine Kniee. Sie schrie, sie weinte, sie verwünschte. Dann beschwor sie ihn zu fliehen. Sie und sich zu retten. Er sei verdammt! sagten jene. Er habe alles verschuldet! All die Not und den Jammer. Der Himmel habe sich gerächt und die Strafe geschickt gleich auf die Sünde. Soviel Jammer und Elend für ein bißchen frevle Freude. Für eine Stunde ausgelassener Lust all den Schweiß und die Saat eines ganzen Jahres! Der Mai sei entweiht und seine Königin geschändet.

Er taumelte zurück vor der Wucht all dieser Anschuldigungen und ward willenlos und glaubte an die grenzenlose Sünde, als er dem Mädchen, das ihn beschuldigte, in die Augen sah und sie erkannte. —

Das tat er, der Fremde! Der Volksverführer! Sie werden sich rächen! Ha, wie sie sich rächen werden und wie er ihre Rache wird verstehen können!

Er wollte sich unter ihre Knüttel und Sensen stürzen, aber er schwankte so sehr und war so unsicher geworden in jeglichem Handeln und Entschluß, daß er sich willenlos oder gegen Willen hinwegreißen ließ, — die Stiege hinunter und hinter das Haus.

Sie half ihm hinweg über die Pfützen und über den Schlamm und den Berg hinauf.

Die Bauern hatten die Flucht bemerkt und hetzten nun hinter Heinrich Löhmer her.

‚Die Mari Madlen! Die Mari Madlen!‘ schrieen sie wild durcheinander.

Jetzt lief der Fremde wie ein gejagtes Wild. — Als er einmal rücklings nach seinen Verfolgern schaute, sah er, wie das Mädchen unter die wilde Rotte fiel; er machte einen Schritt zurück ihr beizuspringen, aber wie vor Unabwendbarem, unweigerlich Gehorsam Erheischendem fiel ihm die Erkenntnis entgegen, daß seine Flucht ihr Wille sei, — er rannte weiter — weiter — weiter — so trieb ihn die Sorge um das eigene Leben.

Der breitschultrige, rothaarige, etwa sechsundzwanzigjährige Lehrer hieb Mari Madlen, die er liebte, aus dem Haufen der rachewütenden Bauern heraus und brachte die Blutende, die schwer Verletzte in Sicherheit. —

Als habe es nur einer letzten rohen Tat bedurft, all die Erschütterungen dieser Nacht und dieses Morgens in Mutlosigkeit zu verwandeln, sanken nun diesen Menschen die Arme, da Heinrich Löhmer floh. —

Die einen, die zu ihm gestanden hatten, wurden schwankend und zweifelnd, da sie den Mächtigen, den Unverzagten so schwach sahen; die anderen aber erkannten, daß Heinrich Löhmer es ja gewesen war, der den stürzenden Berg abgelenkt und ihrer aller Leben gerettet

hatte — ihrer Männer, Frauen, Kinder, —. Unsicherheit schlug sie nieder und wie Betäubte ließen sie ihre Waffen aus den Händen fallen und gingen hinweg in die Einsamkeit.

Nicht mehr war in ihnen jener feste Glaube, der sie vor wenigen Augenblicken noch hinausgehetzt hatte in einen Krieg, den ihre Zungen prahlend einen ‚heiligen' genannt hatten.

Die Wette.

Zuweilen tönte ein Schrei durch die Luft.

Von wem kam wohl dieser Schrei aus all den Menschlein, die da im Wiesengrund und auf den Fluren, zwischen Häuserreihen und Wasserrinnen einherhüpften wie Waldameisen, deren Bau eine Riesenhand zerrüttet hat?

War er vom Jägerschuster, der gestern ein Suttenfaß aus Nachlässigkeit auf seinem Büfangacker hatte stehen lassen, so daß er es jetzt an diesem Fleck nicht wiederfand? War er vom Schmid, der aus einem Schlammhaufen seinen Sturzpflug grub und sah, daß er zerbrochen war? War er vom Schneider, der von Stein zu Stein droben auf seinem Acker hüpfte und die grünen Schollen suchte, die vordem zwischen und über diesen Steinen gelegen hatten?

O Gott im Himmel, wie sah die Flur aus! Die Hohlwege, die sonst vom Tal zu Berg geführt hatten, schienen ausgefüllt und verschwunden, aber quer von Berg zu Tal, dort auch wieder im Zickzack schossen tieffurchige Wassergräben und zerschnitten die Hufen und Gewanne; entblößte Felsenschichtköpfe klotzten in die Luft; wie Inseln schwammen da und dort noch winzige bewachsene Flurfetzen und einzelne aufrecht stehende Bäume und all die grünen Saaten und gelben Senftstreifen lagen wie auf einem Bötzighaufen im Grund und auf den im Schlamm erstickten Wiesen.

Und wiederum tönte ein Schrei durch die Luft.

War er vom Forstmeisterssohn Kajetan, der droben an den hohen Tannen stand und die Arme in die Luft warf, weil die riesigen Baumstämme da durcheinanderlagen wie ein Häuflein winziger schlanker Schwefelhölzchen, die aus der Zündschachtel auf den Boden gefallen sind, oder weil sie dort in Reih und Glied hingestreckt waren wie Strohhalme, die der Schnitter mit der Sense warf? War er vom Schäfer Jakob, der seinem Pferch und seiner Herde nachging, die fortgerissen war? Hatte er wieder das Stück einer Hürde, das Glied eines seiner Tiere unter dem Schutt hervorstarrend gefunden? Oder zankte er mit dem Hofbauer, der erst seine daneben liegende trächtige Sau retten wollte, in der er noch Leben vermutete? War er nun von der Mari Madlen, die in der Rührlöffelgasse im Lehmfachwerkhäuschen ihrer alten Base, dem Margaretje, im Fieber lag oder war er vom breitschultrigen, rothaarigen Lehrer, der unten an ihrer

Bettlade stand und glaubte, daß sie jetzt ihren letzten Atem ausstoße und daß das Tränklein vergeblich sei, das die Alte soeben draußen auf dem Küchenherd kochte? War er vom Rumpels Bastel, der mit seiner alten Soldatenmütze auf dem Kopf an dem Bach entlang lief, wo neben anderen auch sein Lehmhäuschen zertrümmert lag und der Brücke der mittelste Pfeiler herausgerissen war. Hatte er jetzt die Leiche seines kleinen Schwesterchens gefunden, das noch gestern den ganzen Morgen auf dem Biifangstück vor seinem Sturzpflug einhergegangen war und Kartoffeln in die Furche geworfen hatte?

* * *

Wieder saß der Herr Dekan in seinem Dachkämmerlein nächst dem Taubenschlag. Aber heute hatte er seinen Stuhl vom deckenanstrebenden, mit vielen Bänden und zusammengebundenen Blätterpaketen belasteten Büchergestell hinweggerückt und so jeglicher geschriebenen Weisheit den Rücken gekehrt und blickte durch das kleine Guckfensterchen über die Umfassungsmauer des Pfarrhofs hinweg auf Dorf und Flur, auf die kleinen einstöckigen Lehmfachwerkhäuschen, die langgestreckten Scheuern, die wirren Gäßchen, sah die überragende steinerne Schule in der Rührlöffelgasse und gleich dahinter das gothische Kirchlein mit dem Beinhaus und dem Gottesacker, in dem auf kleinen Erdhügeln viele eiserne Kreuze mit Blechdächern standen.

Um sein kleines Kirchlein sammelte er die Schicksale seiner Gemeinde. Dort hinter dem ersten langschmalen gemalten Fenster, das dem heiligen Jakobus dem Älteren, dem Patron dieses Dorfes, geweiht war, stand ein einfacher schlichter Taufstein. Hier hatte der Herr Dekan fast alle in den Schutz der Kirche aufgenommen seit Betze Michel dem ersten! Dieser Betze Michel hatte bei der großen Wasserflut in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai 1854, als er sein Leben zu retten auf das Dach der Scheuer floh, einen Sturz erlitten und das rechte Bein just handbreit über dem Knie gebrochen. Das wird der Herr Dekan in der Chronik buchen müssen — das wird er buchen müssen. — Alle sind aufgenommen worden von ihm in der Gemeinschaft der Liebe Christi durch das Wasser des Heils, alles Leid und Schicksal ist gemeinsam im Geiste des zweiten Hauptgebotes des Erlösers. Was wird der Herr Dekan noch weiter tun müssen für den Betze Michel und seinen gebrochenen Fuß?

Und hinter dem zweiten langschmalen, gemalten Fenster, das dem Lieblingsjünger Johannes geweiht ist, steht die geschnitzte Kanzel. ‚Selig sind die, die Gottes Wort hören und befolgen!‘ steht dort auf der Brüstung geschrieben und an der Decke schwebt die Taube des heiligen Geistes. O all diesen Betze Michels, diesen Jägerschusters, Schmieds, Schneiders, Rumpels Bastels, diesen Mari Madlens, und diesen Schäfern Jakob hat er doch das Evangelium

des Heils verkündigt, jeden Sonntag zwischen der Messe, schon als sie ganz vorne nächst dem Chor in den Kinderbänken saßen und dann hinterwärts rückten im Alter der wachsenden Jahre bis in den Glockenraum und auf die Empore, ja vor die Kirche hinaus auf die Treppe. Sie hatten seine Botschaft wieder einmal nicht beherzigt, sie hatten einen wahren Hexentanz der Sünde vollbracht in des Wortes wahrhaftiger Bedeutung. Ihm wollte die Zornader schwellen und er dachte an seine Kindheit.

Wie doch — hatte er damals gedacht — müsse er predigen, daß seine Rede kraftvoll sei und alle Menschen bekehre?

Seine Wiege stand im Gau draußen, im reichen Bauerngau von Franken, eine seiner ersten Erinnerungen, die auftauchten, wenn er an seine Kindheit dachte, war ein stilles Grauen, eine alte zerrissene, mit vielen Holzschnitten gezierte Heiligenlegende und die dunkle Vorstellung einer innen hellerleuchteten Kirche, die traulich-düster in der ersten Morgendämmerung stand und in der Noraten abgehalten wurden.

In der Adventzeit, bevor des Morgens, fast noch in der Nacht, Vater und Mutter in die Norate gingen und das Lied sangen, das anfängt: ‚Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken regnet ihn herab,‘ zündeten sie jedesmal in dem großen eisernen, mit getriebenen Bildern gezierten Ofen das Feuer an, damit sie die große Stube recht durchwärmt fänden, wenn sie aus der kalten Morgenmesse wiederkämen.

Ihr kleiner Herr Dekan tat dann immer, wenn die Mutter vor ihrem Kirchgang noch einmal an sein Bettchen trat, als schlafe er weiß Gott wie fest. In Wirklichkeit war er wach und wartete nur, bis die kleine Kirchenglocke ihm die Verlesung des Evangeliums andeutete und ihm so verriet, daß er vor Vater und Mutter jetzt ganz sicher sei. Dann schlich er aus seinem Bett, hob die Ofentür aus den Angeln, so daß der Feuerschein auf die Holzdielen fiel und einen Streifen hell beleuchtete. In diesen Streifen setzte er sich dann mit der alten Erblegende der Heiligen, mit der er nur in dieser Heimlichkeit spielen durfte, und betrachtete sich die vielen schönen Bilder. Aber immer wieder war es ein Bild gewesen, das seine ganze Phantasie aufs mächtigste anzog, nach dem er allmorgentlich von neuem suchte. Es stellte vier Reiter dar, die im wilden Galopp über einen Menschenknäuel hinwegreiten; der erste schwenkte eine Sanduhr, der zweite mähte vom Pferde herab mit der Sense, der dritte schoß langstielige Pfeile und der vierte trug eine Helmkrone auf dem Haupte und sah wie Jesus Christus aus.

Den Text hatte sich der kleine Knabe von seiner Großmutter an Sonntag-Nachmittagen immer und immer wieder vorlesen lassen und er kam ihm vielleicht noch unheimlicher zu Gefühl, wenn er den

großen Druck neben diesem Bild anstarrte und im Lichtschein des Feuers den Zeilen, die er noch nicht entziffern konnte, mit dem Finger nachfuhr. So erlebte er den Untergang der sichtbaren Welt und die Schrecken des letzten Gerichts in ihren tiefsten Tiefen. Und wenn man ihm ein Spiel verwehrte, eine begehrte Nascherei verweigerte, drohte er damals, um die Gestrengen unter seinen kleinen, aber hartnäckigen Willen zu beugen, er wolle Dekan werden und dann jeden Sonntag nur vom letzten Gericht predigen und das ganze Menschengeschlecht ‚fürchterling' machen.

Er hielt Wort, als er herangewachsen und zunächst wenigstens einmal Kaplan geworden war. Seine erste Predigt, die er schon damals in dem gleichen Dorfe gehalten hatte, in dem er nun Dekan war, hatte die harrende Gemeinde bis zu Tränen erschüttert. Die Gemeinde war stolz auf den jungen Herrn Kaplan, der ihrem alternden Pfarrherrn zur Stütze beigegeben worden war; der Ruf des glanzvollen Predigers verbreitete sich nur zu rasch über den ganzen Grund und selbst von fremden Dörfern kamen die andächtigen Hörer herbei in das bald zu kleine Kirchlein. Das war Gottes Wort! Wenn aber der Herr Dekan selbst, der alternde Mann, predigte, das war ein seltsames Gemisch von Schwäche und polterndem Geschimpfe.

Die Jahre vergingen. Da mußte auch der Herr Kaplan erkennen, daß er nun doch nicht alle Sonntage seines Lebens vom letzten Gericht predigen könne und seltsam, jede andere Stoffwahl war ein Mißgriff.

Und immer mehr, je näher der Herr Kaplan mit dem Alltag in Berührung kam, je näher er die Leute kennen lernte, für die er predigte, je mehr aber auch die Ansicht in ihm kraftvoll wurde, er müsse in seinen Predigten aus der reinen Lehre heraus und sich den ‚Bedürfnissen' seiner Hörer anpassen, — immer mehr, insbesondere als der alte Herr Pfarrer starb und er jenem im Amt nachfolgte, wurden seine Predigten jenen seines Vorgängers ähnlich, entbehrten zwar ganz der ratlosen Schwäche, die jenem eingewöhnt war, übertrafen sie aber durch die Kraft seiner Jugend bedeutend noch an Wucht und Unzweideutigkeit der gewählten rügenden Worte. Abraham a Santa Clara war sein Vorbild. Seine Zuhörer waren enttäuscht, sie mieden seine Predigten, kamen an Sonntagen erst nach derselben in die Messe. Da zwang er sie, die Predigt zu hören, indem er die Predigt zwischen die Messe selbst verlegte, von der die Gläubigen nichts versäumen durften, ohne daß sie sündig geworden wären. Er zögerte nicht, Widerspenstige von der Kanzel mit Namen zu nennen und an den Pranger zu stellen, — er zählte damals etwa dreißig Jahre.

Zuweilen kam es wie eine Erkenntnis über ihn, daß die Erfolge des berühmten Wiener Vorbildes schließlich doch nicht in den

Schimpfworten und Kraftausdrücken an sich, sondern in einer seltsamen, diese Worte durchgeistigenden Seele gewohnt haben könnten, die dem armen Nachahmer in den Rhöner Bergen abginge. Wenn alte, von des Lebens tausendfältigen Nöten gebeugte Mütterchen und vergreiste Männer in seinen Beichtstuhl kamen, bei ihm die Entschuldigung seltsamer Weltmakel suchten, wenn junge kraftvolle Männer und heranreifende Frauen ihn um die Entscheidung ihrer Geschicke anflehten, wurde es ihm, als käme in seine starken Worte jene Schwäche seines Vorfahrers, dann glaubte er erst, sein Geschick sei ein Abklasch des Geschickes von jenem und nicht ein in sich besonderes; dann flehte er oft, — sich wieder ins Land der reinen Lehre flüchtend für alle Bischöfe und Kardinäle, für den Papst in Rom um die Erkenntnis, es möge kein Mensch vor Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres priesterliche Funktionen übertragen erhalten, noch irrender Seelsorger von irrenden Mitmenschen sein. Seine Predigten wurden zaghaft, und seine Worte gingen einher wie Kranke auf matten Füßen, aber voll einer umfassenden Liebe. Und der kleine Herr Dekan, der einst die Welt mit dem Untergang aller Dinge und mit den Schrecknissen des letzten Gerichts hatte ‚fürchterling' machen wollen, stotterte jetzt, da sein Alter herannahte, von der Kanzel ein schwächliches: ‚Kindlein, liebet einander!'

Seine Augen waren dann voll Tränen, die Kinder seiner Gemeinde dachten an Spiele, die sie heute Nachmittag vollführen wollten, die Mütterchen nestelten an den Rosenkränzen und machten, bis der Hochwürdige Herr Dekan zu Ende sei, Privatandachten, die jungen Mädchen und Burschen dachten an Sünden gegen das sechste Gebot und die gesamten Herren der Gemeindeverwaltung schliefen.

Nur in seinem Dachkämmerlein nächst dem Taubenschlag lebte der alte Herr Dekan noch kraftvolle Stunden, in denen er, der vom Leben zermürbt war, an der schrankenlosen Wertung der Gesetze ‚reiner Lehren', die vom Leben unbeeinflußt schienen, unantastbar festhielt. Da waren ihm diese Lehren auf Augenblicke wohl vom Alltagsleben des Einzelnen unbeeinflußt, aber durch das Alltagsleben einer ganzen Menschheit erstanden. In solchen Augenblicken fühlte er sich noch wie ein selbstbewußter, über Alltagsnarrheit stehender Vierziger! Wenn er das, was er dann empfand, dann wußte, auf die Kanzel brächte, mit jener Glut des ersten erschütternden Erlebens, — wie oft bat er darum mit knirschenden Zähnen, — wenn er das auf die Kanzel brächte und nicht wieder das Greisentum seines schwächlichen Ichs ihn stottern ließe, — Kindlein, liebet einander, Kindlein, liebet einander — ob er ihnen das Evangelium brächte, dem sie ihr ganzes Sein restlos unterwürfen?

Und wiederum tönte ein Schrei durch die Luft.

Der Herr Dekan beugte sich über die Fensterbrüstung und horchte

auf. ‚Was war das, Christine?‘ frug er seine Haushälterin, die gerade zum Tor hereingesprungen kam.

‚Die alte lahme Dorothe haben sie unter den Balken ihres Häusleins gefunden, sie ist tot! — Herr gib ihr die ewige Ruh!‘ ‚Und das ewige Licht leuchte ihr!‘ sagte der Herr Dekan und zog seinen Kopf in die Dachkammer zurück.

Die lahme Dorothe! — und wie der Dekan so dasaß und daran dachte, daß die lahme Dorothe nun tot sei, da kam's über ihn — siebentausendmal brausender, tobender als die Wasserflut und der Bergsturz niedergekommen waren über das Dorf. Und er sah sich wieder zu ihrem Häuslein gehen, sah sich sitzen neben ihrem Bett, — jeden Gang sah er, den er getan; jedes Wort sprach er noch einmal, das er je zu ihr gesprochen hatte, als käme die Tote dann wieder zum Leben, da sie ja zu diesem Wort gehörte. Und so oft er vor der Erkenntnis gestanden war, daß die Gemeinde in ihrer Gesamtheit stets die gleiche bliebe, trotz all seines Mahnens, seines Predigens, da war ihm stets der eine Glaube geblieben, daß nicht in der Menge, daß in der Seele des Einzelnen der Schauplatz sei, auf dem Gott und der Teufel miteinander rängen um das Feld. Wenn er diese lahme Dorothe gewänne, das war sein Glaube, dann gewänne er alle, — denn wenn die Sonne nur eine Blume, nur eine einzige vorlockt aus der Erde, dann sprießen Blumen zu Haufen auf allen Wiesen und Fluren; so karg kann die Sonne nicht sein, wenn sie zu einem will, muß sie zu vielen kommen. — Und lockt das Frühjahr nur ein Vöglein aus dem Süden, dann kommen sie in dichten, dichten Scharen. Mit der Flöte lustierend wollte er voranschreiten, der alte Herr Dekan, wie ein Rattenfänger, und wenn die lahme Dorothe hinter ihm dreinkäme, dann — dann — unübersehbar wären die Völker der Erde, die nach ihr ihm folgten. —

Und nun lag die Eine, die so nottat, tot da und war ihm nicht gefolgt. Und da die eine zwischen dem Dekan und dem gewaltigen Volke, das nachdrängte, entschwunden war, da war es, als fehle ein Glied in der Kette, als sei kein Zusammenhang mehr da; als ginge der Dekan allein voran und all die anderen blieben zurück; — und sie schleuderten ihm drohende Rufe zu: ‚Rein, so sagt er, sei die Lehre! rein sei die Lehre! — dann war schal das Salz, das der Lehre zur Würze gegeben ward und die ganze Speise ist mißraten, — der Sauerteig war verdorben, darum ging das Brot nicht hoch in der Hitze des Ofens. —‘

Da kamen sie, die Ankläger, er sah sie einzeln, haarscharf gezeichnet vor sich und sie riefen ihm zu: ‚Du hast uns die Lehre verfälscht! Die Lehre hast du uns verfälscht! Warum hast du uns mit der Furcht vor der Hölle zu Gott gepeitscht, daß wir zu dem Allgütigen kamen wie gehetzte Hunde, die sich sträuben, keine Schuld an sich erkennen, aber die Peitsche fürchten des Herrn! Wir wären

voll Liebe zu ihm gegangen, hättest du uns nicht gehetzt.' — Das waren die Frauen, blondhaarige, die eine achtzehn, die andere dreißig, die letzte vierzig Jahre alt: Mari Madlen, die Ecks Auguste, die Hergets Melanie. ‚Ich meinte nicht euch, da ich von der Höllenstrafe sprach, nicht euch Schuldlose, sondern die Verstockten!' ‚— aber dein Wort war, als ginge es an uns alle! Waren nicht auch wir voller Sünden?' — Und der hinkende Weber rief: ‚Da hast du mir ein kleines Verfehlen wie eine Todsünde vorgestellt? mich mit Absicht oder Nachlässigkeit im Zweifel lassend?' ‚— damit du auch das Kleine flöhest wie das Große.' ‚— aber ich habe es nicht geflohen und hab'e groß gesündigt schon im kleinen.' — ‚Warum hast du den Rat der Kirche, daß Mann und Frau sich nur ehelichen sollen, wenn sie beide der einen Kirche angehören, uns vorgestellt wie die Lehre des Herrn, gegen die zu fehlen schwere Sünde sei?' ‚Sag du, störrischer Hofbauer, langbeiniger, ist nicht der Ungehorsame gegen den Rat der Kirche —?' ‚Ist nicht Rat gegeben neben der Lehre, weil gleicher Rat gut sein kann wie schlecht, nur das Ewige gab Gott als Lehre.' ‚Ich meinte es gut wie jener Rat.' ‚Aber du tatest schlecht, tatst du es nicht, dir dein Hirtenamt zu erleichtern?' — ‚War es nicht ein Gaukelspiel von dir, daß du die sonntägliche Predigt verlegtest in die heilige Messe, damit wir Unwissende meinten, nun bände uns eine schwere Sünde?' ‚Habe ich gesagt, daß ihr schwer sündiget, wenn ihr erst nach der Predigt zur Messe kämet?' ‚— du hast es nicht gesagt, darum glaubten wir's.' Es war ihm, als stünde er wieder Sonntags auf der Kanzel und die ganze Gemeinde erhöbe sich wider ihn, würfe mit Flüchen und Verwünschungen wider ihn und ihre Arme streckten sich drohend in die Höhe. ‚So war ich dann sündvoll und die Hände, die euch den Leib des Herrn gaben, waren voller Unrat, — aber das Brot, das meine Hände gaben, war der Leib des Herrn darum doch!' —

Einen Augenblick sanken die Gespenster zusammen vor seinem Bekenntnis, aber um so drohender nur reckten sie sich wieder auf. —

Da rief er in sie hinein:

‚Dort hinter dem dritten gemalten langschmalen Kirchenfenster, das dem heiligen Petrus, dem Apostelfürsten, geweiht ist, steht der Beichtstuhl. Dorthin müßt ihr alle kommen und reumütig eure Sünden bekennen. — Ich werde euch freisprechen.

O ich weiß, das werd' ich tun: ich werde weiterhin eure Kinder taufen und belehren, sie stärken mit den Sakramenten des Altares, der Firmung und der Buße, ich werde eure Ehe segnen, eure Krankheiten, eure Häuser, eure Feldfrucht und Tiere weihen, euren Leichen Gebete nachsprechen, wenn sie vom Beinhaus auf den Gottesacker getragen und dort in die kleine Gruft gelegt werden.'

Sollte er das nicht tun? Blieben die Gespenster da, ihn angrinsend; wollten sie ihm sagen, daß er das nicht tun solle?

Oder soll er, wenn die Mari Madlen von ihrem Krankenlager genest und zu ihm kommt ihn zu fragen, ob sie die Heimat und seinen Schutz verlassen soll, — soll er ihr dann sagen: Geh! Geh!

Und soll er zu all den andern, zu seiner ganzen Gemeinde sagen: Geht! Geht!

Laßt mich allein zurück in meinem Pfarrhaus mit seiner hohen Umfassungsmauer, laßt eure Lehmhütten leer zurück und wandert in die Fremde, — folgt jenem, der euch verführt hat, folgt ihm zu den Freuden, in die er vor euch floh. — —

Da schrie er zu Gott um eine Erleuchtung.

‚Heinrich Löhmer!‘ rief eine Stimme draußen im Dorf, als gäbe sie ihm Antwort.

‚Herr, zürnst du mir, daß tot mein Wort war und nicht voller Lebenskraft? Am Anfang war das Wort‘ sagte er leise, — ‚aber auch dein Wort, o Herr, dein Wort „Es werde“ hätte unwirksam verhallen müssen, hätte nicht ein Wille geharrt, werdensbereit; bereit, die Schöpfungsworte zu empfangen.‘

‚Heinrich Löhmer!‘ rief es wieder.

‚Soll ich den Menschen nicht mehr predigen, Herr, — soll ich sie nicht hinführen wollen zu dir? —‘

Und es war ihm, als gäbe Gott selbst ihm Antwort, spräche mit ihm, wie er mit Moses gesprochen hat im brennenden Dornbusch: ‚Was willst du die Menschen herführen zu mir, der ich in den Wolken sitze? Der Menschen Füße kleben an der Erde, sie kommen nie zu mir, es sei denn, daß ich zu ihnen komme in meiner Gnade. —‘

‚Soll ich sie nicht mehr belehren, Herr, ihnen keine Ratschläge mehr geben? Ihnen nicht mehr drohen, sie nicht mehr locken?‘

‚Du sollst dein Haus schmücken in jeder Stunde, Kränze winden an die Türpfosten, den Tisch decken mit weißen Linnen, eine Fahne hissen auf dem Dache und harren, bis ich eintrete in dein Haus.‘

‚So will ich künftig tun, Herr: Alle Türen will ich offen halten, alle Türen meines Hauses; das Dach will ich abdecken lassen, damit du eintreten kannst in mein Haus, wenn du kommst wie ein fremder müder Wanderer oder wenn du kommst wie der Regen, der aus den Wolken fließt. — Was, Herr, soll ich sonst noch tun?‘ —

‚Du sollst auf den Berg gehen! —‘ Dann verstummte die übernatürliche Stimme, mit der der Dekan vermeint hatte zu reden. Er stand auf und ging auf den Berg.

Dort sah der Dekan einen Mann sitzen im zertrümmerten Wald, — es war Heinrich Löhmer.

‚Wo hast du deine Meute gelassen, alter Herr Dekan? Damit sie mich hinweghetzen wie wütende Hunde?‘

‚Gott hat mich zu dir geführt!‘ sagte der Dekan; ‚ich bin gekommen, dich zurückzuholen in das Dorf, — du sollst die Not lindern helfen, —‘

‚Bist du gekommen, mit mir einen Pakt zu schließen, wie man sie dem Teufel nachsagt: Gib mir das Dorf und du empfängst Gewalt über eine Seele, — auf ein Jahr, — Dekan, — nur auf ein einzig Jahr. Bist du so gewiß der Unerschütterlichkeit deines Glaubens, warum wagst du's nicht?‘

Der Dekan merkte, daß Heinrich Löhmer dies nicht ernst meinte, daß er dies nur sagte, um ihn zu verhöhnen. Sprach nicht vielleicht Gottes Wort aus diesem da? —

Heinrich Löhmer zog ein kleines Messer aus der Tasche, trat an einen der Felsblöcke und fing an hineinzukritzeln.

‚Was tut Ihr, Heinrich Löhmer?‘

‚Ich entwerfe den Vertrag, — hört: „Also schwören sich der Dekan von Teufelshausen und Heinrich Löhmer im Namen Gottes und des Teufels in Treuen zu halten: Heinrich Löhmer seien für seine Hilfeleistung an Rat und Geld von selbiger Stunde, das ist von sechs Uhr nachmittags, am Tage Philippi und Jakobi 1854 bis wiederum zur sechsten Stunde des gleichen Nachmittag 1855 die Seelen des ganzen Dorfes Teufelshausen verpfändet, hingegen sei dem Dekan nur eine einzige überlassen, mit der er verfahren kann, wie es ihm beliebt.“ Der Dekan erwählt sich —‘

Der Dekan dachte nach.

‚Nun wollt Ihr den Pakt unterzeichnen? Wen wählt Ihr Euch? Wer ist Euch am liebsten von Euren Pfarrkindern, auf wen vertraut Ihr am meisten? —‘

‚Schreibt weiter, Heinrich Löhmer, ich werde den Vertrag eingehen! —‘

‚Wessen Namen soll ich schreiben?‘ —

‚— schreibt — — schreibt „Mari Madlen“!‘

Heinrich Löhmer fuhr herum, ließ das Messer fallen und stand rücklings mit beiden Händen auf den Felsblock gestemmt, starrte den Dekan an. —

‚Ja,‘ sagte der Dekan, als beachte er Heinrich Löhmer nicht, — ‚Ja,‘ sagte er, als entschließe er sich immer wieder, — ‚schreibt Mari Madlen. Das ist gut so. — — — Was ist Euch, Heinrich Löhmer?‘

Da lachte Heinrich Löhmer wild auf; dann raffte er das Messer empor, kritzelte Mari Madlenens Namen in den Felsblock, stieß sich die Messerspitze in den Arm, daß sie gerötet ward mit Blut, und schrieb so seinen Namen, — dann reichte er das Messer dem Dekan, — auch er unterschrieb. —

Keiner sprach mehr ein Wort mit dem andern, als sie zum Dorf hinuntergingen, begafft von den Bauern zwischen den Häusern hindurch, — stumm und in Gedanken versunken gingen sie neben einander her. —

Ende des zweiten Buches.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Hilles Persönlichkeit / Von Firmin Coar

Hilles Wesen war ein Acker, den er mit Erkenntnissen stets von neuem bebaute. Für den Maler ist die Farbe, für den Bildhauer die Gebärde der Hauptzeuge der Seele; für den Schriftsteller ist es das Wort. Deshalb ist das Wort für den seelendurstigen Hille Offenbarung. Jeder Mensch drückt sich anders aus; sein wörtlicher Ausdruck ist der Spiegel seines Innern und seiner Ansichten. Das Weltall erscheint Hille in der Zusammensetzung von Silben und Wörtern. Dadurch gehört er zur Schule Platons. Von ihm darf man sagen, daß er ein echter Platoniker sei. Er ist Platoniker dem Lebensverfahren nach, denn das Wort war für ihn die Tür zum Leben. Mit Wortbegriffen erfaßte er das sprühendste Dasein. Einsichten zu gewinnen war neben der Lust zu Sinnenerlebnissen seine Leidenschaft. Seine Weltansicht hatte zur Grundlage dagegen die ererbte religiöse katholische. Jeder schafft sich seinen Gott nach seinem Ebenbilde, meint Heinrich Hart, und er bezeugt von Hille, daß ihm zwar alles Dogmatische ein Greuel gewesen sei, daß er aber an dem alten persönlichen Gott, an Unsterblichkeit und Geisterreich festgehalten hätte. Und wir dürfen mit Belegen aus Hilles Schriften bezeugen, daß sein ganzes Freigeistertum darin bestand, den kirchlichen Katholizismus seiner Kindheit zum Quietismus seiner Reifezeit zuzuspitzen. Peter Hille wurde auf Veranlassung seines Bruders mit allen Weiheehren der katholischen Kirche begraben. Wenn er fern der Kirche und ihrer Sakramente gelebt haben sollte, so wäre das nach katholischem Glauben Todsünde; es würde daraus aber noch nicht ein Denken gefolgert werden können, das mit dem Katholizismus nichts Gemeinsames hat.

Dieser Kopf stürzte sich in der Jugend vor Begeisterung in die Lehrgebäude damals moderner Geister wie Marx, Lassalle, Proudhon, Darwin, Häckel, Büchner und andere. Und was brachte er davon heim? Wurde er Sozialist oder Monist anstatt Katholik? Er schrieb zwar die ‚Sozialisten‘, doch sie sind nicht feurige Zungen eines neuen Glaubens; sie sind nicht einmal die Prediger einer angewandten oder geläuterten Lehre moderner Propheten; sie öffnen nur Fenster auf die Gemüter von Menschen und Völker, die an Marx und Lassalle glaubten und danach zu handeln vorgaben. Von wahrem, die eigene Gesinnung umgestaltendem Einfluß eines großen Geistes findet sich in Hilles Wesen keine Spur.

Einen Einfluß erleben heißt mit einem fremden Geiste ringen, liebend oder hassend kämpfen, um schließlich sein Knecht oder sein Herr zu werden. Weder Siegestrophäen noch Sklavenketten zeugen in Hilles geistigem Leben von einem solchen Erlebnisse. Hille blieb frei gegenüber der Macht einzelner Zeitgedanken, um auch alle anderen Geisteswerte lieben zu können. Alles lieben kann man nur um den Preis, nichts Besonderes zu lieben. Hille war auch da die Wallernatur: von Geistesschatz zu Geistesschatz gehen und jeden genießen — ihn aber nicht erobern, weil man dann durch die

Aufgabe, ihn zu erhalten, am ruhigen Genusse eines andern verhindert würde. Auch dieses Verhalten ist nichts anderes wie das Glück der Anwendung des grundsatzlosen Gedankens: Einem Geiste, der sich an nichts hingeben kann, ist alles erlaubt.

Sein Geist öffnete mit Liebeskraft jedem fremden Wesen, dem er sich nahen konnte, die eigene Seele. Dadurch erlebte er das Wunder seelischer Gemeinschaft und Verschmelzung, ein Gefühl, so vollkommen in Wage schwebend, daß ihm darüber die andere ichsüchtige Leidenschaft zum Besitztum eines einzelnen Wesens gering erschien. In dieser geistigen Umarmung fremder Geister hatte er nicht mehr das Gefühl, nur er selbst zu sein. Traum nannte er es, und er sagte darüber: ‚Mit dieser Bezeichnung Traum heben wir das furchtbare Empfinden unseres Ungeheuers auf.' Kam er dann zu sich zurück und erkannte sein Erlebnis durch das Wort, dann blieb er, es gestaltend, immer ein wenig griechisch, wenn er über Sophokles oder Sappho oder Chloe schrieb; der Tau der Evangelien schimmert noch auf seinen Worten, wenn er von Salome oder vom Heiland zurückkam. Saugt er dann mal Seelen ein, die griechisch sind oder mit Griechentum verwandt sind, dann bedient er sich gern der formenden Erkenntnis griechischer Bilder und Wendungen. Wie mit den Griechen, so erging es ihm mit manchem andern bedeutenden Geiste. So gibt es in seinen Werken Nachklänge von Jakob Böhme, Shelley, Hölderlin, Strindberg, Jean Paul, Grabbe, ja vielleicht von allem, was einmal in seiner empfindenden Seele gehaust hatte. Und wer könnte das aufzählen: denn in seinem Geist war stets Hungersnot nach Erkenntnis, nach Anschauung, nach Schönheit. Er las alles und wußte selbst aus Minderwertigem ein Samenkorn für sein Gemüt zu picken.

‚Und wir wollen jeder sein Ding, sein eigen Sach sein,' so sagte er, und er war es. Sein eigen Sach ist, sein eigen Gesetz haben. Einmal zügelt die ordnende Geistigkeit die Begierde der Sinne so, daß sie ihnen zum Gesetz wird und durch die Linien des Maßes schön erscheint. Ein andermal gibt die lebendige Sinnlichkeit dem Verstande von ihrem Herzblut ab, öffnet ihm menschliche Einsichten, macht sein Urteil mild geschmeidig und seine Gestalt blühend gefällig, so daß er die gesetzmäßige Fülle des Ganzen hat, worin das Fleischerne und das Vernünftige nach sich nährender Schwebe ständig streben. Dem offenen Fühlen nach Kind sein, dem wägenden Denken nach Greis sein. Ein Dichter, der die ‚Sozialisten' und die Walddichtung ‚Myrddhin und Vivyan' schrieb, macht sich nicht lächerlich, so etwas zu fordern: er war selbst so in seinen gesegneten Stunden. — Mädchen und Jüngling zugleich sein; wieder die Vereinigung zweier Gegensätze nur jetzt innerhalb der geschlechtlichen Empfindung als zwei entgegengesetzte Weisen zu fühlen und zu denken. Auch davon hatte er etwas: ‚Es war ein gut Teil Weibliches, Mädchenhaftes in Hilles Natur, ohne daß darüber das Männliche und Mannhafte zu kurz kam,' bezeugt von ihm

Heinrich Hart, der ihn persönlich wie wohl kein zweiter kannte. Gegensätze, immer Gegensätze. Ganz wie in seiner Kunst. Ganz wie in seinen Stichwörtern. Sein Aphorismus ist ein sich aufhebender Ausdruck von zwei Polen, dem sinnlichen und dem vernünftigen. Hie Fleisch, hie Geist. Hie diesseits, hie jenseits. Den Dualismus der katholischen Kirche im Menschen selbst um jeden Preis ins Gleichgewicht bringen, ist ein theologisch gefärbtes Stichwort für Peter Hille ist aber auch die Achse seines inneren Lebens. Die tönenden Stunden selig schwebenden Ausgleichs sind seine Stunden der Gnade.

Ein Dichter mit dieser Leidenschaft zur wohlklingenden Harmonie wird in einem Lande geboren, wo diese Schönheit nicht ist. Die Kuppen und Wellenlinien der Berge um Erwitzen in Westfalen, wo Hille am 11. September 1854 geboren wurde und wo er seine Kindheit verlebte, haben keine anmutig sich hebende und senkende und sich schön ergänzende Linie. Sie befriedigen nicht die Einbildung wie die Gebirge südlicher Gegenden; sie regen sie an; sie machen nach Schönheit hungrig und wecken das Zigeunerblut im Menschen, so daß, wenn im Frühling Berg und Land am lieblichsten lächeln, er am innigsten singt:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Tal und Strom und Feld.

Daher zum Teil bei dem Harmoniesucher Hille dieser heftige, unwiderstehliche Wandertrieb, diese Leidenschaft des Scholaren in ihm. ‚Immer wieder bist du gekommen und wieder entschwunden, du ewiger Waller und Wanderer,‘ hören wir Harts Stimme über ihn sagen. ‚Einen Tag, eine Woche, dann und wann ein Jahr hatten wir dich, und plötzlich kam eine Karte aus London oder Rom — jede mit tausend Worten quer und kreuz, hinüber und herüber geschrieben —, du hattest dich wieder einmal französisch empfohlen. Hundert Mark unversehener Einnahme oder liebevoller Spende genügten dir, so eine kleine Weltreise anzutreten. Ins Blaue hinein, deinem Stern vertrauend, deinem Hungernkönnen und etzlicher Menschenliebe.‘

Die westfälische Landschaft, wo Hille zum Knaben wie ein Pflänzlein im Sturm aufwuchs, ist vor pflanzlicher Machtgier stämmig-knorren und auch leidenschaftlich breit wie in üppiger Umarmung verschlungen; die Linien sind wuchtig schwer im Breitdimensionenwohlklang. Diesen westfälischen Wesenszug teilt Hille wenig; ich möchte sagen, gar nicht. Ich kann ihn als keinen westfälischen Dichter bezeichnen; eher einen paderbörnischen; mit Einschränkung indessen. Ich könnte ihn ein Kind des Paderborner Liboriusfestes nennen, weil er an diesem Tage ganz zu seinem Volke zu passen scheint. Am Liboriusfeste wird es klar, was sonst nur eine Ahnung ist, daß das Paderborner Völkchen südliches Feuer im Blute hat; ein Feuer, das ihm nicht aus deutschen Landen zuströmte. Religiös,

innerlich glutvoll wird der Liboriustag gefeiert wie etwa in Spanien auch äußerlich die Kirchenfeste des ganzen Jahres. Die Lustbarkeiten an St. Liborius werden durchjubelt wie etwa in Köln das Faschingsvergnügen. Doch so offen springt und lacht die Sinnenfreude nur einmal im Jahr. Und dann denkt man wohl, daß zu diesem Sinnenvölkchen mit den dunklen, brennenden Augen, mit den Köpfen, die aus Zigeunerglut gegossen scheinen, wohl auch Hille zählen könne. Für Paderborner Land ist das Erwachen der Festfreude wie ein Feiertagstraum. Im Werkeltag geht das Feuer unter Asche; seine Lebendigkeit verkriecht sich in die Kniffe des Handels oder sie erstarrt in der schweren Arbeit, die der Boden heischt, bis daß sie am nächsten Liboriustage wieder erwacht. Dies Feuer ist nicht westfälisch, ist einzig paderbörnisch, wenn man nicht vergißt, daß es oft unter Asche schläft; es ist ein heißer, roter Farbenton zum Deutschtum, ist aber nicht rein deutsch.

Dieselbe Gegend des Paderborner Landes, besonders aber die Ebene des Münsterlandes, wo Hille sich selbst zum flotten jungen Manne heranbildete, sind wasserreich. Wasserdünste schweben im zart goldigen Hauch auf allen Dingen oder fallen wie silbrige Nebelschleier vom Himmel und lassen dann das einzelne in der Landschaft heraustreten in feinen, vergeistigten Umrissen oder sie lassen es gespensterhaft in die Unendlichkeit steigen. Das Auge des Dichters sieht, wie die Sonne sank. ‚Am Himmel lodert düster Andacht. Immer heftiger, ungestümer blutet die Glut. Feindselig drohend befehdende Röte, leidenschaftliche Verklärung, Fleischeslust der Himmel. Hingeträumte Göttergestalten liegen die Berge da.' Oder er durchblickt die Geisterhaftigkeit einzelner Bäume: ‚Gespensterhaft und fast Mummenschanz der Trauer sind die zottigen Zwergweiden mit ihren sonderbaren Köpfen und langen Framen.' Das einzelne in Wald und Feld, in Stadt und Dorf tritt so als Ganzes in die Erscheinung, wird ein Wesen, das ein eigenes Gesetz und eine eigene Persönlichkeit hat. So ist auch seine westfälische Heimat. Daher zum Teil wenigstens die Kraft Hilles, das einzelne Ding tief in den Blick zu nehmen, in sich aufzunehmen, und die Lust, es zu gestalten. Seine impressionistische Grundneigung, recht viel einzelnes zu erfassen, um dadurch alles umfassen zu können, fand so in der Heimatsluft eine gewisse Anregung. Hille selbst erklärte seine Kraft zur Gestaltung der Einzelheiten sowie seine Schwäche zur Gestaltung von größeren Ganzheiten und seine Unfähigkeit zum Aufbau verwickelter, vielseitig benervter, nach vielen Richtungen verfaserter Charaktere und Werke freilich lieber mit einer Lücke in seinem Hirne, die ihm einst ein Londoner Phrenologe nachgewiesen habe. Diese Annahme wäre ein Grund mehr zu jener Einseitigkeit, die neben Hille fast alle westfälischen Dichter aufweisen, ohne aber eine Lücke im Hirn zu haben. Sie alle sind stark in einer gewissen Nahsichtigkeit, wenn sie Gegenstände darstellen. Wenn sie Weitsichtigkeit betätigen, so wird diese gern spökenkiekerhaft oder geisterseherisch. Die Heimat weckte und schärfte wohl zum größten Teil Hilles Nahsichtigkeit; sie entwickelte in ihm nicht den ordnenden Blick über ein großes Ganze, das aus vielen sich oft wider-

streitenden Teilen besteht; sie entwickelte es so wenig, daß er nicht mal Neigung empfand, es zu erlernen. Der quietistische Hang, die Gesetze des gesonderten Ganzen nachzugehen, ließ ihn eine solche Fülle von Erscheinungen und Leidenschaften sehen und erleben, daß es seinen Schaffensdrang befriedigte, ja daß er durch ihn die Fülle der sich folgenden Einzelerlebnisse nicht bändigen konnte. In der Heimat fand die Leidenschaft Nahrung. Deshalb liebte er sie und kehrte oft zu ihr zurück.

Deshalb liebte er aber auch im allgemeinen ein Heim, worin er ganz aufgehen könne. Er liebte es jedoch nur so stark, um davon träumen zu können. Kaum hatte er etwas Geld verdient, so baute er denn wohl feurig die herrlichsten Luftschlösser aus den Erträgen der noch zu schaffenden Werke. Aber wie in seinen Romanen Vorfälle und Geschehnisse durch Begründung oder Stimmung zu einem Organismus nie oder nur flüchtig ineinander verwebt sind, so ist auch das Leben ihres Dichters ohne spannendes Ziel, das erreicht oder verfehlt wurde. Es ist sich quietistisch selbst genügend. Werktätigkeit war nur als Sehnsucht in ihm und auch dies nicht stark. Sie erschien ihm in der Wirklichkeit als zu praktisch, zu unästhetisch, zu verstandesgemäß, sinnendürr, tyrannisch, magisterhaft, seelenfeindlich. Sein Leben ist manchmal Reibung mit dem furchtbaren Philister des Geldgewinnes; mitunter ist es eine Flucht vor ihm; öfter aber ist es, als ob der Dichter des Schönen den Philister als verderblich bewitzele und karikiere, meistens aber, als ob er ihn als überflüssig lächelnd dulde. Dann machte er durch sein Leben das Wort wahr: ‚Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich aber sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist wie dieser eine. Darum sorget nicht für den andern Morgen, sondern trachtet nach dem Reich, so wird euch solches alles zufallen.'

Darum sorget nicht für den andern Morgen! Kinder tun das nie. Hille als Kind und Knabe tat es noch weniger als andere Kinder. Wenn er Ferien hatte, verlängerte er sie eigenwillig süß. Er ließ nach flunkerndem Gutdünken Lernstunden ausfallen, wenn er mit seinem Vater, dem Rentnermeister, durch die Forsten streifen und Nummern an die Klafter schreiben und, nebenbei als Hauptsache, dem Wald in seine Geheimnisse gucken konnte. Vor dem Knall des tötenden, gewalttätigen, praktischen Schießgewehrs hielt er sich aber die Ohren zu. Die Donnerwetter seiner Lehrer konnte er ebenfalls nicht vertragen. Seine Unverbesserlichkeit bewies er ihnen durch Entrüstung, wenn er sie haßte, und durch Schabernack, wenn er sie liebte. Sie waren fast alle Quälgeister für ihn. Die Sticheleien eines von ihnen konnte er sein Leben lang nicht vergessen. Die Wollust des Hasses gegen ihn wärmte er noch kurz vor dem Tode auf. Aber auch das schmeichelnde Glück eines andern verstehenden Lehrers ging in ihm nie unter. Wie er den ersten haßte, so liebte er den zweiten, und so glichen sich in ihm auch diese Gegensätze aus. Aber beide waren Ausnahmen. Die andern Lehrer, die Masse bildend, waren an der Wirklichkeit irr gewordene Geister. Hielten

sie doch das Nützlich-Praktische für das Lebensziel. Sie verlangten von ihm die Lebensdaten großer Dichter und die Jahrestage großer Schlachten. Morgens, wenn der Frühling draußen seine tausend Kelche öffnete und Wonne über die Erde duften und knospen ließ, forderten sie genaue Beweise über die Summe der Winkel in den verschiedensten Ecken einer vielseitigen, schiefen, häßlichen Fläche. Da mußte eine ruhlose Natur wie der junge Hille den Drang fühlen, ganz besonders gern Lernstunden zu schwänzen, heimlich verbotene Dichtungen und andere Bücher zu lesen, die Mannbarkeit vor einem mächtigen Kruge ermunternd schäumenden Bieres oder einem glitzernden Glase blutheißen Weines überlegen lächelnd zu genießen in einer Zeit, wo andere Altersgenossen noch kurze Hosen tragen und Milch trinken. Statt sauber aufgebaute vernünftige Aufsätze über einen vaterländischen Gedanken in einem Verse Homers, Goethes oder Schillers schrieb er lieber in einer geheimen Schülerbundeszeitung witzige Artikel über den Direktor, der glaubte, Homer habe seine Ilias gedichtet, damit er daran den aeolischen Dialekt erklären könne. Schenken, Konditoreien durchschwänzeln; Kirmessen und andere Feste durchjauchzen; bei Schlägerklang und Kommersgesang den Helden spielen; das lächelnde Blühen junger Mädchenlippen, das brausend stolze Herzüberschäumen von Knabenfreundschaften schlürfen; eine Studierbude zu einer übermütigen Kneip- und Gastbude feuchtselig taufen, brennenden Auges aus den heiligen Büchern der verketzerten Propheten Darwin, Haeckel, Marx, Lassalle, Büchner, Grabbe das Evangelium eines neuen Himmels aufrauschen hören; durch die Heide streifen, während die Mitschüler pflichtschuldig in ihren Knabenbetten wie Engel oder Bengel hingerollt schlafen; in der Heidelandschaft die Wonne eines höheren Geistes vor der Magie des Mondscheines in sich aufsteigen fühlen: „O Selene — Luna — Diana, zieh mich hinauf zu dir, laß mich als Trabant dich umschweben, ganz von deinem Licht durchleuchtet.'

Die Lehrer, die die Pflicht haben, die jungen Menschen zu praktischen, nützlich arbeitenden Männern zu erziehen, wurden immer unzufriedener mit diesem Mondschwärmer. Sie verhängten Strafen und schlechte Zeugnisse und verfügten schließlich den Schulabgang. Das waren Schläge nur für die Eltern. Für ihn selbst waren lästige Fesseln gefallen; Gefängnistore hatten sich aufgetan.

So entrann Peter Hille glücklich dem Gymnasium in Marburg und dem Paulinum in Münster. Er kam dann auf die Gerichtsschreiberei in Hörter, wo er den Oberstaatsanwalt durch seine allzu genialen Protokolle in Verlegenheit brachte.

In seiner verkannten Größe begab er sich flugs nach Bremen, als er erfuhr, daß dort seine vom münsterischen Paulinum her mit ihm verbrüderten beiden Schriftsteller Hart wirkten; Julius Hart als Leiter einer sozialdemokratischen Zeitung. Zu ihnen zog er, und in Bremen lebte er zum ersten Male ganz als ‚Freiherr von eigenen Gnaden'. Ein Jahr dauerte diese Literatenhimmelseligkeit. Dann finden wir Hille mit Unternehmer-

mut in der großen Bücherstadt Leipzig bei hurtiger ‚erwerbsmäßiger' Schriftstellerei. Dort verdiente er bald so viel, daß er eine Stelle als Korrektor annehmen mußte, wo er bei zehn Mark Wochenlohn vom Geschäftsführer mit ernster Miene gefragt wurde, ob er portugiesisch verstände.

Das war um 1877. Um diese Zeit herum starb sein Vater und hinterließ dem Sohne, der solche Neigung hatte, wie die Lilie auf dem Felde zu leben, ein kleines Vermögen. ‚O Selene — Luna — Diana . . .' Zeiten der Herzensgröße, Geisteserweiterung und der Erlebnisse um jeden Preis in England und Holland; Zeiten, wo er auf die praktische, den eigenen Vorteil bedenkende Feindseligkeit im Menschen mit Fürstenstolz herabsehen konnte. Er lebte als praktischer Sozialist mit adligster Gesinnung, aber auch mit haltloser Schrankenlosigkeit zwei Jahre in London und da sogar in den Höhlen von Whithechapel mit Niggern und Chinesen zusammen. Auch in Amsterdam. Dort gab er sein letztes Geld einer wandernden Schauspielertruppe, um mit ihr ein ideales Mustertheater zu schaffen. Dadurch erlebte er die gründlichste und erfolgreichste Ausbeuterei. Mit ganz geleerten Taschen verließ er die Niederlande, wo er so viele Pläne gefaßt hatte, wie unter anderem den, eine malaiische Literaturgeschichte zu schreiben. Er verließ das alles und kehrte nach Münster zurück, suchte Hart auf, dessen Schwester den Halbverhungerten empfing. ‚Ob er essen wollte,' fragt sie ihn. ‚Nur ein Krüstchen oder zween,' meinte er. ‚Soll ich den Tisch decken?' fragt sie. ‚Nein, ich speise lieber ambulando,' erwidert er und ‚schmausend ließ er dann mehr als ein Dutzend feister Schinkenbrote in die Tiefe gleiten.'

Nicht lange darauf kam Hille auch nach Berlin, das Raum für alle Existenzen hat. Wilhelm Arent vertrat da öfter die Stelle der Brüder Hart und wurde das Steuerruder am Schifflein Hilles, wenn es allzu gefährlich in irgendeinen Strudel hineinschlug und schlappte und schwenkerte. Andere Freunde halfen auch mal steuern oder rudern. Er hatte nach und nach einen ganzen Kreis solcher Freunde: Erich Mühsam, Peter Baum, Else Lasker-Schüler, Kanne, Gisella Bogenhardt, Karl Wilhelm, Otto Julius Birnbaum, Erich Hartleben, Johannes Schlaf, Liliencron. Es waren die impressionistischen jungen Menschen, die sich für die Kinder einer deutschen poetischen Morgenfrühe hielten. Aber Hille war meist wie der Wind zu ihnen; heute und morgen und eine Zeitlang der vertrauteste Genosse, dann jäh verflüchtet, und alle dachten an die duftigen Schwingen seines Wesens wie an Grüße aus dem Totenreiche. Plötzlich war er wieder da im leidenschaftlichen Schritte des Sturmes oder lächelnd mit dem Zauber vieler neuer Erlebnisse. Auch kam er mit saftigen Früchten seiner Kunst, mit blendenden Aphorismen, die er nur so aus dem Ärmel schüttelte und jedesmal mit fernen glänzenden Plänen. Meist brachte er einen Rucksack mit. Darin waren seine Handschriften, seine Gedichte, Stichwörter, Entwürfe kreuz und quer auf Zeitungsblättern, Briefumschlägen, Zigarrendüten, Packpapierfetzen geschrieben. Auf einem einzigen Blättchen oft Proben von allem: etwas Lyrisches, Dramatisches, Novellistisches, Notizen, Fertiges,

Aufgelauschtes, jäh Eingefallenes. Aber alles Zeugnisse seines fruchtbaren, rastlos bebenden Hirnes. Damit wollte er jedes Ding, das die Augen sahen, jeden Laut, den die Ohren hörten, jeden Gedanken, der vorbeifunkte mit aller Buntheit und Lebendigkeit, in ein kurzes Wortseelchen fangen. Säcke von Handschriften brachte er nach Berlin, andere ließ er in Leipzig, Rom, Florenz zurück als Pfand für nicht bezahlte Stubenmiete oder andere Schulden, oder weil er nicht die Frachtkosten bezahlen konnte. Aber das schien ihn nicht zu kümmern; blühen nicht die Lilien, wann wieder ihre Zeit kommt, ganz alleine? Dabei hatte er keineswegs eine starke Gesundheit. An der Lunge litt er seit früher Zeit. Aber so schwach und zart sein Leib auch war, zum Hungern war er fähig und auch zu Gelagen.

Alles liebte er, alles umfing er, in nichts ging er dauernd auf. Kinder liebte er und schwamm im Entzücken ihrer frühlinghaft knospenden Menschlichkeit. Knaben, Mädchen, Männer, Frauen, alle ihre Reize konnten in ihm nachblühen. Die Flammen seines Blickes drangen bis in die Abgründe forschend, genießend, erschauernd, erschreckt, immer umarmend liebend.

Gegen 1887 kam Hille wieder nach Berlin und zehrte da vor allem von der Liebe seines Bruders, der damals als katholischer Priester Generalpräses der katholischen Arbeitervereine Berlins war, auch ein Mann von grenzenlos lieber Unbekümmertheit in allen Unternehmungen, ein Mann von finanzieller Phantasie, doch ganz so wie die Lilien auf dem Felde. Er half Petern in manchen Dingen. Wohl mit seiner Hilfe gab unser Dichter seine ‚Völkermuse, ein kritisches Scheidemühl', heraus, eine Zeitschrift, die aus zwei Blättern bestand. Er war in eigener Person Herausgeber, Mitarbeiter, Korrektor, Verleger, Buchhalter, er verpackte und beförderte sie selbst. Diese geistfunkelnde Zeitschrift erschien in zwei Nummern und hatte nur einen Abonnenten, Detlev von Liliencron, aber der war kein zahlender Abonnent.

Um diese Zeit, sagt Heinrich Hart, entstanden die Sozialisten und der Sohn des Platonikers. Dann war Hille wieder für die Berliner Freunde wie der Wind spurlos verschwunden. Er lebte einige Zeit in der Heimat bei seinem Bruder, der ihn wieder auf ein praktisch grünes Zweiglein bringen wollte, indem er ihm riet, ein Epos über Windthorst zu schreiben. Man entsetze sich nicht über den Ratgeber; denn Hille, das Kind, die feurige Dichterseele, schreckte nicht davor zurück; er griff die merkwürdige Aufgabe wirklich an. In dieser Zeit verkehrte er auch mit Ludwig Schröder in Iserlohn und ‚machte Station' in Hamburg bei Liliencron. Irrlichterfahrten! Auf der Suche nach etwas Praktischem, nach besserem Erwerb. Glaubte er nicht mehr an das Geheimnis der Lilie? Doch; denn neben dem Irrtum ist die beste Wahrheit. Hille zog es wieder nach Berlin. Dort schützte ihn Peter Baum vor der Not der Obdachlosen. Und da schwellte er sofort wieder die Flügel zu etwas Großem. ‚O Selene — Luna — Diana . . .'

Er gründete ‚sein' Kabarett mit dem Wahlspruch: ‚Der blauen Blume

fromm geweiht und nicht Plebejer Lustbarkeit.‘ Und er hatte ‚sein‘ Publikum: Künstler, Schriftsteller und Jünglinge: geistige Feinschmecker, deren Geschmack von keiner praktischen Sorge unedel verbürgerlicht war. Während Carlo Dalbelli, der Wirt, Phantasie beflügelnde Weine, wie Veltiner und Asti, ausschenkte, schüttete Peter, der geistige Wirt, seine sieben neuen Sachen aus: Stichwörter, Bruchstücke aus Romanen, Dramen, dann Gedichte und wieder flimmernde Stichwörter. Er las mit seiner dünnen, nervösen Stimme. Er enthüllte öffentlich seine Seele, war sich dessen bewußt wie aller Erlebnisse, schämte sich, las dennoch tapfer; es klang aber leise; er stockte, er stotterte, dann kam wohl plötzlich die große Andacht über ihn. Dann floß es wie Hauch von ihm, Flügel hoben sich, und es war, als ob etwas Stilles, Feines, Starkes in der Seele seiner Zuhörer zu schwingen anfinge. In diesem Kabarett, das wöchentlich am blauen Montag tagte und worin auch seiner Freunde Werke vorgetragen wurden, konnte Hille, der Unbeständige, den fünfzigsten Montagsabend feiern. Als Kabarettbesitzer fühlte er festen Boden unter sich, und da es der eines Kabarettes war, erschien er ihm um so schöner.

Doch Hilles königliche Tage kamen noch. Das war zur Zeit, da es ihm einfiel, zu Harts Neuer Gemeinschaft, dem Künstlerkloster in Schlachtensee, zu ziehen. Dort bewohnte er eine Stube. Da standen auf Backsteinfliesen zwei Tische, einige Stühle, ein eisernes Bett, ein Sofa, ein Waschtisch. Vor dem Bett ein Fußteppich. Alles wie zur Arbeit eingerichtet, aber im Durcheinander liegen gelassen. Überall Arbeitszeugen: Bücher und dann viele weiße und andersfarbige Blätter; diese kreuz und quer bedeckt mit seinen unsteten, behaglich schnörkelnden oder fliegenden Federzügen; unzählbar sind sie: zerrissen, verworfen, vergessen liegen sie einsam zerstreut auf dem Boden; in wichtigen Stößen, wie für die Verleger gepackt, liegen sie ruhig abseits; in Haufen und Häufchen warten andere mit allerlei Büchern auf den Tischen, dem Sofa, dem Waschtischchen, den Stühlen auf das, was kommen soll, auf das, was sie werden sollen. Selbst das ungemachte Bett hält im Schoße solche Handschriften und Bücher, solche Kinder des rastlos bebenden Hirnes, und das Bett gewinnt dadurch den Anschein von einem ‚zerwühlten Himmelslager‘. So wohnte Hille, nicht sehr ordentlich. Im Wohnen war er noch einer, der am Ausziehen zu sein scheint und der das Wandern nach der Größe, nach der Schönheit im Sinne hat. Diesmal wollte er aber bleibend wohnen. Das heißt nur des Tages. Des Nachts mußte er den Puls der Riesenstadt Berlin hören. Wie ein Bruder im religiös-ästhetischen Orden, lebte er jetzt in Freude und Schönheit auf, wurde auch in der Leserwelt bekannt, erntete, was er früher gesät hatte, und genoß die Symposien der Freunde bei Rhein- und Burgunderwein und anderen seligen Tropfen und bei Gesprächen, worin alles aufflammte, vorbeiblitzte, ‚was Götter und Menschen erregen konnte‘. Wenn man sang, dann sang man von allem, und Peter verlangte das hohe Lied des Protestantismus: ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘. Und

wenn er ganz bacchantisch aufging, dann sang er sogar, obgleich falsch, mit. Hille, der Mann mit der Zigeunerseele, fühlte sich heimisch. Jetzt endlich war es ihm, ‚als ob er im reinen Licht dahergehe, von nichts geängstigt und bedrückt, durch wolkenloses Blau'.

War er denn früher bedrückt gewesen? War seine Sorglosigkeit nur die Scham eines zernagten Herzens? War er nur deshalb ein rastloser Wanderer, weil in Wahrheit nichts ihn befriedigte, weil er wie die modernen Sehnsüchtlinge war, die unruhig sind, weil sie nie die Lippen der Leidenschaft finden, nie in die Herzen von Menschen wie in traute Kammern eintreten können, nirgends die tiefe, aufwühlend sättigende Ruhe der Erlebnisse erfahren? Immer noch nicht. Zu diesen geistig wurzellosen Menschen gehörte Hille, der quietistische Waller, nie. Er hatte auch als Pilgrim noch etwas Katholisches. Er fühlte sich auf Erden nur als ein Gast. Gott ist das Dauernde; in ihm erneuert sich das Vergängliche. ‚Gott ist der ewige Geisterfrühling.' In der irdischen Schönheit sucht und findet er oft den Schatten, die Spur, den Glanz dieser höchsten Harmonie Gottes. Nach diesen Schatten, diesen Spuren, diesem Glanze brannte es in ihm. ‚Alles einmal in der Welt sehen, Rausch, voll Arbeit.' — ‚Ich heiße Peter. Das heißt Fels. Und so ein Fels, ein fester, fühlender Fels, das Wirkliche, Gott fühlender Fels will ich sein; zusammengehen, daß nicht ein Bläschen in mir bleibt. Gott will ich haben, wie ich ihn nur haben kann, und mit ihm die jubelnden Wunder seiner Welt.' Seine Wanderschaft ist keine Flucht aus jener Wirklichkeit, die das Schöne, das Seelische, das Göttliche bedeutet. Nicht weil er es hier nicht fand, suchte er es dort, sondern weil er es hier gefunden und ausgenossen hatte, ging er wo anders hin unruhig, begierig nach neuen Gerichten für seinen Seelenhunger. So scheint er mir gewesen zu sein: ewig wallend, nirgends arm und heimatlos, weil er überall seine Schlösser hatte, wenn es auch nur Luftschlösser waren. Doch es waren die Luftschlösser eines reichen Dichters. Wenn er bedrückt gewesen ist vor der andern falschen Wirklichkeit, der Welt des Scheins, des Geldscheines und der Papierscheine, der Wirklichkeit seiner Mißerfolge, dann erinnerte ihn dies nur stärker an die seelige Kraft der wahren vergeistigten Wirklichkeit. Er empfand wieder den Irrtum als den Weg zur Wahrheit. Der Bedrückung über sein Elend, dem Alpdruck der ichsüchtigen, unbarmherzigen Körperlichkeit gewann er die angenehme Seite ab und kostete sie wie eine Not, doch wie eine süße Not. Julius Hart meint darüber: ‚Die, welche wie von einem Verlorenen, einem Unglücklichen von ihm reden, welche da meinen, das Leben in der Armut und im Elend habe ihn zerbrochen, die Entfaltung seiner Gaben verhindert, täuschen sich.'

So sah ihn Julius Corinth, als er ihn malte: Ein Gast, ein Heimloser, auf einem Sofa sitzend, den Mantel um die schmale Gestalt, den weiten, ewigen Schlapphut auf den Knien; im Ausruhen begriffen, in der vibrierend zarten Feenhand ein Zeitungsblatt; andere Zeitungsblätter neben sich, aber nun keineswegs ruhig im Lesen, sondern aufschauend mit

durchdringend sinnendem Blick; aus braunem Auge ein goldenes Leuchten, ein helles Emporzittern aus der Stille eines Abgrundes heraus, sich festsaugend an dem, was ihm begegnet, heiter kosend, werbend, und sei es wieder bis in Abgründe; ein züngelnd heißer Blick aus etwas weh Unstetem, ein Blick unter hoch, schön und solid sich aufbauender Stirn, aus weich zerfließendem, bleich welkendem Gesicht mit langem, gefächertem, rötlichem Bart und wirrem Wanderer-Kopfhaar. Locker sitzt er so, bereit, im ersten Augenblick aufzustehen, um wieder zu wallen in größeres Elend oder in neues Glück; bedrückt vielleicht, doch nur durch die Hemmungen, worauf seine Seligkeit stößt.

Als Louis Corinth sein Bildnis gemalt hatte und es in der Kunstausstellung großen Beifall fand, freute Hille sich kindlich über das Meisterstück. In seiner Phantasie verglich er aber das reiche Bildnis mit seiner armen Lage, und in eigentümlicher Selbstbetrachtung sich belächelnd, machte er daraus eine Erzählung. Er schrieb das Erlebnis eines armen Dichters, der am Weihnachtsabend all seine Handschriften, die er hoffnungsvoll an Verleger und Zeitschriften geschickt hatte, mit einer bedauernden Absage zurückerhält. In einer leeren, öden, lange schon ausverpfändeten Stube, deren Miete nicht bezahlt ist, geschieht dies, während im Nachbarhause hinter hohen Fenstern ein Weihnachtsfest leuchtet, auf welchem dem Hausherrn ein Meisterwerk beschert wurde. Das ist das Bildnis eben des Dichters, der nur als ganze Habe keinen Pfennig und als ganze Nahrung am heiligen Abend ‚eine Schrippe von mittag her und einen halben Hering' hat. Das wird von Hille nicht erbittert, zynisch, aufrührerisch, giftig mit Dolchworten erzählt, auch nicht wehmütig verzichtend, sondern lächelnd, leicht, als säße er nach eingebrachter Ernte als berühmter und reicher Mann mit Freuden zechend bei Tisch und gäbe ihnen eine Anekdote zum besten: ‚Als ich noch ein armer Teufel war, da . . .' und so fort in diesem Tone: ‚O Gott, wie schön ist doch die Freiheit, das äußerste Elend! Man ist so sicher, tiefer kann man gar nicht fallen.' Klarste Bewußtheit seines Elends, feinste Bewußtheit, denn sie erlaubt ihm, seine Leiden sich so vergeistigt widerzuspiegeln, daß sie ihm mehr zur Freude als zur Trauer dienen. Bis in den dräuenden Alp des Todes hatte er diese selbstbewußte Kraft. Sein Lungenemphysem verursachte ihm auf dem Bahnsteig in Zehlendorf einen Blutsturz; so sagen die Gebrüder Hart; er hätte an Kopfrose gelitten, die ihn schwächte und ihm Schwindelanfälle brachte, so daß er auf dem Bahnsteig in Zehlendorf von der Bank gefallen sei und sich dabei am Kopfe verletzt habe; so sagt sein Bruder Philipp aus. Heimgebracht, verlor er bald das Bewußtsein und starb, ohne es wiedererlangt zu haben, am 7. Mai 1904. Aber kurz vorher, als schon der letzte Alp sich auf ihn legte, da konnte er noch seine dumpfe Schmerzenswoge selbstbewußt verklären und zu einem ängstlich besorgten Weiblein sagen: ‚Warum trösten Sie mich? Einmal im Leben darf es mir doch auch schlecht gehen.'

Das geisteshelle Bewußtsein, das in jede Seelenfalte, in jeden Herz-

winkel hineinleuchtet, schenkte Peter Hille den bunten Reichtum seiner seelischen Erkenntnisse, denen wir die Fülle seiner Stichwörter verdanken. Selbst die Gestaltung seiner Gesichte, seiner Landschaften, seiner Empfindungen sind nicht in Worte gebannte Ergüsse seiner Erlebnisse: sie sind in den Spiegel seiner Bewußtheit aufgefangene Erscheinungen. Daher die Bildhaftigkeit seiner Kunst. Er drückte die erlebten, gedachten, erschauten Gestalten, Gedanken, Gefühle nicht in die Linien seiner Persönlichkeit; er nahm sie alle bei sich auf, so bräutlich innig, daß sie mit seinem Blute verschmolzen. In Wehen brachen sie wie Knospen in das Licht seiner Erkenntnis, die einem jeden so geborenen Bilde die eigene Wortform, den ihm passenden Leib verleihen mußte.

An meinen Werken bin ich aufgenagelt,
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind.
Mein Blut ist all in sie hineingeflossen,
Zerwühltes Himmellager. Schwefelwerk
Baut heiß und gleißend, schwer und schwarz sich auf.
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind,
Und fühle hinter meinem Haupte rascheln
Wie welken Kranz den Saft, der mir entstieg.

Das war ein fortwährendes Sichopfern, Aufgehen, Schaffen. Er fühlte sich als ‚ein Spielzeug strenger Himmel'. Ein Spielzeug! Ein Kind noch als Mann, war ihm alles ein ernstes Spiel, waren, wie wir früher nachwiesen, selbst seine Gedanken nur die Rechtfertigung seiner Kindersucht nach Freiheit und Sorglosigkeit. Ein Spielzeug ward ihm alles. Und so mußte Hille wie jeder Quietist erleben, daß auch er war ‚ein Spielzeug strenger Himmel, zerbrochen von Anbeginn'. Nicht er besaß selbstherrlich wie ein Goethe die Dinge, sondern die Dinge besaßen ihn. Deswegen vermochte er sein Schicksal nicht selbst zu schmieden, sondern er ward selbst zum Schicksal.

Er gelangte nie zu Einfluß, zur Führerschaft; er war keine Persönlichkeit, die ordnend oder anordnend an den Geschicken seiner Gesellschaftsklasse teilnahm und auf junge Seelen wie auf sein Erdreich säte. Er erlebte nur die Menschen und deshalb auch ihre Gesellschaft, ihre Einrichtungen und ihre Ziele. Und deshalb empfand er so tief, was sie Ichsüchtig-Neidisches, Unbarmherziges, Ungeselliges, Disharmonisches hatten. Der Weg zu dieser Einsicht war sein Kreuzweg, sein ihm bewußter, lieber Kreuzweg. Auf ihm empfing er seine Herzwunden, aber auch jenen Kranz von Leuchtworten über ein besseres Dasein, voll von vergeistigt milder Rücksicht, voll von schönen Opfern und dem Wohlklange sich einander anpassender Seelen und als höchste köstlichste Frucht die Gebilde seiner Kunst, deren Zauber in der atmenden Leibesharmonie ihrer seelischen Gesetzmäßigkeit liegt.

Peter Hilles Gestalt: Ein heimsuchendes Wesen im wehenden Bart und Sommers und Winters in demselben Reisemantel, die gebrechlichen

Glieder immer auf Bewegung gestellt und die Feueraugen immer vom Sein träumend.

Peter Hilles Meinung über sich: ‚Feuer hinter Schloß und Riegel. Inneres Schicksal verdunkelt, äußeres sperrt's ein, und so zappelt sich ab dies Meerwunder der Erfolglosigkeit bis an sein kühles Grab. Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward.'

Peter Hilles Auf- und Niedergang: Zwei Schalen; hie herzfrisches Erlebnis, hie Fegefeuer der Erkenntnis, zwei Schalen fort und fort sich füllend.

Der Dichter einer in sich geregelten Schönheit hatte ein ungeregeltes, oft trübes Leben; dieser Durchleuchter eines gesellig vergeistigten Menschentums war ein heimatloser, einsiedelhafter Geselle. Wiederum Gegensätze, sich bedingende Gegensätze. Der eine war der wehselig bezahlte Schmerzenspreis des andern, gewogen von der Hand des Meisters aller Schicksale, der Hand Gottes.

Vom kulturellen Wiederaufbau Europas
Von Max Scheler

II.

Drei große Grundfermente hat bis heute das europäische geistige Dasein: Die antiken Bildungswerte, das Christentum in seiner vorwiegend augustinischen und mehr auf Tat, Liebe und auf Einbau eines Gottesreiches in die Welt als auf Spekulation, Kontemplation, Weltflucht und aszetischer Gnosis (wie im Morgenlande) beruhenden einen großen Spielform, und die vorzüglich seit der Renaissance erstehende und im Werden der modernen Nationalkörper vermöge der beiden ersten großen Mitgiften und durch sie allein mögliche weiterschreitende Verwebung und gegenseitige Befruchtung der Künste, Literatur, Wissenschaften, Techniken der Nationen und Völker, wie sie jede Geschichte dieser Zweige in der modernen Welt bis heute zeigt.

Den zwei ersten geistigen Formungsmächten ist bis heute nichts irgendwie Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Und es gibt für jeden, der den Aufbau der europäischen Kulturzone erstrebt, keine einfachere Folgerung aus diesem Tatbestande als diese, es müsse sich jede europäische Nation angelegen sein lassen, Antike und Christentum auch als die Einheitsgrundlagen aller elementaren und höheren Bildung und Gesittung unbedingt zu bewahren — ja mehr als das, sie neu zu verlebendigen. Diese einfache Formel duldet ebensowenig irgendwelche Abschwächung und Einschränkung als die zweite, daß das eindringliche Bewußtsein und Gefühl für die Verflechtung und für die gegenseitige Bedingtheit aller europäischen Nationalkulturen erst recht neu hervorzurufen, überall zu fördern, durch Verbreitung der Sprachkenntnisse und durch Übersetzungen, durch stärkere Pflege der Kulturgeschichte gegenüber bloßer Staaten- und besonders Kriegsgeschichte aber möglichst allgemein zu machen sei. Aber andererseits besagt diese Formel positiv noch sehr wenig. Nur negativ bedeutet sie viel. Negativ bedeutet sie vor allem, daß jeder Versuch, unsere Bildung und Erziehung, sei es auf eine wesentlich positivistische, naturwissenschaftlich-mathematisch orientierte Grundlage zu stellen, sei es auf eine vorwiegend nationalistische, der Muttersprache, der vaterländischen Geschichte, dem nationalen Mythos einseitig zugewandte Grundlage, auf alle Fälle a limine abzuweisen ist. Die erste dieser Richtungen, die positivistische Bildung führt zwar über die Nation weit hinaus, aber auch weit über Europa — ja über den Menschen als Geisteswesen, der außer Gott des Menschen erster Gegenstand der Erkenntnis zu sein hat; die zweite bleibt hinter Europa zurück. Beides können wir als Bildungsgrundlage für den europäischen Wiederaufbau nicht brauchen. Die Bildungsideale und Bildungsziele, die eine positivistisch-naturalistische Philosophie wie jene Comtes, Ostwalds, Machs entwickeln muß, stützen immer nur jene internationalen vertretbaren Bildungswerte, d. h. was einer moralischen Stütze nicht bedarf, da es sich von selber macht. Europa als Geistes- und Liebesgemeinschaft bringen diese Bildungsideale nur durch die wichtige

Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften und Technik und durch Erkenntnislehre und Methodologie, nicht durch ihre naturwissenschaftlichen Resultate zum Bewußtsein. Diese Geschichte und Methodologie aber führen von selbst auf die Antike als den Mutterboden europäischer Wissenschaft zurück.

Ein weit gefährlicherer Feind als der Positivismus aber ist für das humanistische Bildungsideal als gemeinsam europäischer Bestandteil der nationalen Bildungsideale gegenwärtig der reflektierte Kulturnationalismus. Er tritt, weniger in England und Rußland, sehr stark aber in den romanischen Ländern und in Deutschland hervor. Dort der Begehr nach einer spezifisch ‚lateinischen Renaissance, d. h. einer wesentlich rhetorischen Formkultur', der sich auch schon einige besonders französisch-italienische Gesellschaften gewidmet haben. Hier ein Durcheinander von Forderungen, die bald in der grotesken Form des Alldeutschtums eine resolute Ausscheidung sowohl des ‚jüdisch-christlichen Geistes', wie man hier zu sagen sich erkühnt, als des antikischen ‚Renaissancegiftes' aus der deutschen Seele fordern, an den germanischen Mythos anknüpfen wollen und unter einseitiger Pflege der vaterländischen Geschichte im Sinne einer Helden- und Kriegsgeschichte einen möglichst luftdichten Abschluß des germanischen Geistes in sich selbst verlangen; die bald weit besonnener, z. B. mit E. Troeltsch (‚Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen', Berlin 1917) eine Modifikation des humanistischen Bildungsideals durch das neuaufsteigende Bild des ‚gotischen Menschen' des Mittelalters wünschen, d. h. des Menschen ewig ringenden, alle Formen immer wieder in eine unendliche Bewegung des Willens und Lebens auflösenden individuell schöpferischen Geistes, des Menschen, dessen Wesen ungebundene Phantasie und irrationale Grenzenlosigkeit ist; die endlich bald mit E. Spranger im humanistischen Ideal unserer Väter (Goethe und W. von Humboldt) nur das Bildungskorrelat der individual-liberalen Staatsidee des vornationalen Staates sehen und die neue Bildung und Erziehung um die Staatsidee und um den Einordnungswillen in sie gruppieren wollen.

Ich vermag keiner dieser Betrachtungen zu folgen — so viel Berechtigtes im einzelnen, wenigstens bei Troeltsch und Spranger, unterlaufen möge; und dies besonders in der lesenswerten Abhandlung von E. Troeltsch. Seine Forderung nach Anknüpfung an jenes Germanisch- und Französisch-Gotische, das selbst noch europäisch-universal war und sogar mit asiatischen, z. B. indischen, Formen noch in einer tiefen heimlichen Beziehung lebte, das außerdem das Christliche nicht ausschloß, sondern einschloß, birgt in der Tat Notwendiges in sich. Aber: auf alle Fälle muß die Pflege der antiken Bildungswerte im humanistischen Gymnasium der Ausgangspunkt höherer Geistesbildung in allen europäischen Völkern bleiben, soll ein kultureller Wiederaufbau Europas nicht auf Sand bauen. Und es kann nur das in Frage stehen, 1. welche Seiten und Teile der antiken Bildungswerte bei den verschiedenen Völkern mehr oder weniger betont werden;

2. wie ferner diese Bildungswerte im Zusammenhang der ganzen Weltgeschichte, insbesondere ihrer asiatischen Vorgeschichte und den in ihren Grenzen und im Rahmen des Europäischen wohlberechtigten engeren nationalen Bildungsidealen, eingeordnet und in dieser Einordnung überliefert werden. Es ist von den gegebenen Geschichten der Völker aus begreiflich, daß die romanischen Völker in höherem Maße an die lateinische Antike, die deutschen erheblich stärker an die klassisch-griechische, die slawische Welt, insbesondere die russische, aber stärker an die späthellenische Welt ihre Bildung anknüpft. Aber gerade weil dies auf Grund der Geschichte selbstverständlich ist, muß der sittliche Bildungswille auf Ergänzung gerichtet sein. Eben darum darf keine reflektiert-gesuchte ‚Renaissance latine' existieren, eben darum müssen Germanen und Slawen die spezifischen Werte lateinischen Form- und Ordnungssinnes, lateinischer, praktischer Logik und Organisationskraft mit heißer Seele suchen. Aber noch wichtiger ist das Zweite! Der Fortgang der Wissenschaft vom Altertum hat es mit sich gebracht, daß wir in antik-klassischer Kunst, Philosophie, Ethos nicht mehr ewige Musterbildung menschlich erhöhten Daseins überhaupt zu sehen vermögen. Jene geheime Philologenfachmethaphysik ‚ewiger Musterbilder', die Antikes nur im Gegensatz zum Christlichen zu sehen vermochte und eine Art Paganismus fördert, ist durch die historische Richtung der Wissenschaft von der Antike selbst zerbrochen worden. Überall wurde Kontinuität und nur relativer Bruch der griechischen Kultur zu den asiatischen Formen deutlich, in Archäologie, Religion, Philosophie, Mythengeschichte; nicht minder wurden sichtbar die vergänglichen sozialen und politischen Voraussetzungen dieser Kulturwelt. Völlig neue Elemente, besonders der griechischen Antike, die unsere humanistischen Väter übersahen, wurden aufgedeckt; ich nenne Mutterrecht und Mutterkultur, die Orphik mit ihrem pessimistischen Tragizismus, die Anfänge griechischen Privatrechts, die sozialen Kämpfe in den griechischen Städten, die griechische Naturwissenschaft, Mathematik und Technik. Das kontinuierliche Ausmünden der Antike durch den Hellenismus hindurch, durch Gnosis und die spätantiken Religionsbildungen in die frühchristliche Kirche wurde kräftig zur Anschauung gebracht. Daß ‚antik-klassisch' nicht menschlich allgemeingültig sein kann, im höchsten Falle nur darstellt einen ersten Höhepunkt der Werke europäischen Geistes, ist die sicherste Erkenntnis unserer Epoche. Was folgt daraus? Nun, vor allem folgt nicht, daß durch diese historische Relativierung der antiken Werte diese nun überhaupt nicht mehr Grundlage unserer europäischen Bildung sein dürften. Daß wir sie etwa nur als gleichgültige Elemente eines grenzenlosen historischen Flusses anzusehen hätten, unsere eigene Bildung aber ganz anderen Zielen zuzuwenden hätten, etwa einseitig nationalen oder politischen. Sind diese Werte auch nicht mehr allgemeinmenschlich-normativ, so sind sie es doch europäisch. Und dürfen sie auch nicht mehr absolute Vorbilder genannt werden, so sind sie doch gemeinsame, notwendige Orientierungstürme, Leuchttürme für alle europäischen Völker, nach denen sie hinschauen sollen nicht wie auf

Ziele und vor sich, zu denen sie aber immer wieder zurückschauen müssen, um zu erkennen, ob sie noch im Kurse des europäischen Geistes und Wesens überhaupt fahren. Unter diesem Bilde eines Leuchtturms im Rücken, möchte ich das gemeinsam europäische Verhältnis der Völker zur Antike verstanden wissen, das zu einem kulturellen Aufbau notwendig ist. Aber die gemeinsame Aufgabe des europäischen Kulturaufbaus verlangt in der besonderen Weltsituation, in der wir uns befinden, noch ein anderes gemeinsames Ziel — ein Ziel, dem unsere neuen Erkenntnisse entgegenkommen: Ich meine eine gewisse Umkehr unseres gesamten europäischen Bildungswesens, von der vorzüglichen Richtung, die es bisher hatte, der ostwestlichen zur westöstlichen. Darauf drängt meines Erachtens alles hin. Einmal: Es bedarf überhaupt das hyperaktivistische, hyperbetriebsame Europa — ich möchte sagen — einer gewissen Liegekur in den Tiefen, in dem Ewigkeitssinn, in der Ruhe und Würde des asiatischen Geistes. Hat dazu Asien seit dem Japanisch-Russischen Krieg mit Sicherheit aufgehört, nur passives Objekt zu sein kapitalistischer Ausbeutung einerseits, christlicher, aber zu oft nur Handelspionierschaft treibender Missionen andererseits — regt es überall nun aktiv seine Flügel und wischt sich den Schlaf von Jahrhunderten aus den Augen, wie wir es überall sehen, im asiatischen Rußland, Japan, China, Indien, in der mohammedanischen Welt — so hat Europa doppelten Grund zu einer neuen Auseinandersetzung all seines Kultur- und Bildungsbesitzes mit Asien und dem Osten überhaupt. Der Weltkrieg führt im kleinen wie im großen zu neuen Ausgleichen, zu Ausgleichen der allzu großen Kulturniveaudifferenzen — und dies vor allem qualitativ. Wie Deutschland demokratischer in ihm wird, die englisch redenden Länder zentralistischer und staatssozialistischer, so muß auch in weit gewaltigerer Größenordnung ein gewisser Ausgleich des spezifisch Europäischen und Asiatischen seine Folge sein. Darum müssen wir die Antike der Jugend auch von vornherein mit ihren asiatischen Wurzeln darbieten, und die historischen Quellpunkte innerhalb der späteren Geschichte antiker Bildungswerke, wo sich Morgenländisches und Abendländisches vermischte, wie im Hellenismus, in Alexandria usw., um dann in die getrennten Arme der abendländischen und morgenländischen Geschichte scharf auseinanderzugehen, weit stärker erleuchten als bisher. Und vor allem ist zu fördern: Kenntnis Rußlands und der außerrussischen slawischen Welt als Übergang dazu. In all dem fällt dem österreichischen Bildungsleben eine besondere Rolle zu. Neue Lehrstühle für russische Geschichte und Kultur, russisches Sprachstudium müssen aber auch für unsere Unterrichtsministerien eine Sorge sein. Nationale Blidungsideale müssen sich im Rahmen dieser gemeinsamen europäischen Kultur- und Bildungsgrundlage bewegen — sie dürfen ihn nicht sprengen. In diesem Rahmen sollen sie ihr besonderes Recht in vollem Maß genießen. Was uns Deutsche betrifft, so lassen Sie mich hier noch einiges hinzufügen.

Aufs schärfste zu bekämpfen ist jede ‚alldeutsch' gerichtete Abschlußtendenz. Sie ist widersinnig und auch undeutsch, da sie dem Wesen des

germanischen Geistes aufs tiefste widerspricht. Die Definition ist ganz richtig, die C. Burdach in seiner Schrift ‚Deutsche Renaissance', Berlin 1916, vom deutschen Geiste mit einem Leibnizschen Bilde gegeben hat: Er ist ein ‚lebendiger Spiegel', nicht so sehr eine Gruppe von Eigenformen, sondern der Geist der Synthese aller Formen durch eine grenzenlose Liebe schöpferischer Verknüpfung. Wer nur an Originalität mäße, dem hätte, von der deutschen Musik und Geisteswissenschaft abgesehen, die deutsche Kultur wenig zu sagen. Eben darum bedarf der Deutsche in höherem Maße der Anregung durch Fremdes als andere Völker; und seine ganze höhere Bildungsgeschichte ist Verarbeitung solcher Anregungen teils aus der Antike und Renaissance (Humanismus, klassische Dichtung), teils aus dem christlichen Altertum (lutherische Reformation), teils aus Frankreich (deutsche Aufklärung), teils aus England (Shakespeare, Staatslehre, Philosophie). ‚William, Stern der höchsten Höhe, Dir verdank' ich, was ich bin.,' so Goethe; „Rousseau hat mich zurechtgemacht,' ‚Hume hat mich aus dem dogmatischen Schlummer geweckt,' so Kant. Bei allen großen Deutschen finden Sie Reden dieser Art. Was wäre Luther ohne Augustin und Paulus? Die deutsche Sprache hat einen organischen Bedarf nach Ergänzung durch Fremdwörter, der nicht in den zufälligen Schicksalen des deutschen Volkes, sondern in ihr selbst wurzelt. Und angesichts dieser grundlegenden Tatsachen wagt man es, Deutschland einen kulturellen Abschluß zu predigen! Welch undeutsche, fast englische Arroganz in dem sprichwörtlichen Volke geistiger Bescheidenheit und Demut! Welch ekelhaft sklavische und würdelose Ansteckung durch Jingoismus und gallische chauvinistische Rhetorik! Nein, diese Tendenzen sind nichts als Ideologie eines wirtschaftlichen Machtnationalismus, der mit dem deutschen Geiste nichts, gar nichts zu tun hat, sondern sein frevles Spiel mit ihm treibt.

Doch nicht diese allgemeine ‚alldeutsche' Tendenz verdient unseren resoluten Kampf. Auch geistige Richtungen, die sich bisher stärkster Teilnahme unserer Besten erfreuten, sind nach meiner Meinung starke Hemmungen eines Wiederaufbaus europaischer Kultur. Lassen Sie mich einige derselben nennen.

Zuerst sei genannt jene Auffassung der neueren politischen Geschichte, die im Gefolge der Gründung des Deutschen Reiches bei uns auftrat und bald die Lehrstühle der deutschen Universitäten erfüllte, und die da besonders bezeichnet ist durch die Namen Treitschke und Sybel. Schon Fr. Naumann hat einige treffende Worte gefunden, wenn er sagt, daß unserer Welt eine Auffassung der Geschichte, die von der Wartburg durch Potsdam und Königsberg möglichst einlinig zum kleindeutschen Gedanken und zu Bismarck führe, als Bildungsgrundlage nicht mehr entspreche. Wir haben diese teleologisch politischen Konstruktionen ein für allemal aufzugeben und die Fülle deutschen Wesens wieder in sein Recht einzusetzen. Wir haben nicht nur die innere Tendenz, sondern auch das enge politische Pathos dieser Geschichtschreibung zu vermeiden und sollten zu dem reineren und objektiveren Geiste L. von Rankes zurückkehren, der noch ganz erfüllt war von der historischen

Freude über die schöne Mannigfaltigkeit des Menschlichen in der geschichtlichen Welt und von wunderbarer Ehrfurcht vor der Zukunft der Menschheit. Die deutsch-mittelalterliche Welt und ihre bodenständige Kultur, die Zeiten des großen deutschen Kaisertums, kurz die universalen organisatorischen Phasen der deutschen Geschichte müssen ein ganz anderes Gewicht für die Durchschnittsbildung gewinnen, als sie jetzt besitzen. Denn in der Linie dieser Zeiten, nicht im Kleindeutschland liegen unsere Aufgaben. Gerade von den oben genannten Stationen der deutschen Geschichte können wir zurzeit am allerwenigsten lernen.

Nehmen wir z. B. die Reformationszeit. Kann es ein Zeitalter geben, dessen ganzes Wesen fremder wäre den Ansprüchen, die an uns gestellt sind? Der Individualismus, der da zuerst in religiöser Form auftritt und die heiligen Dämme der christlichen Korporationsidee und ihre Realität in der Kirche zerbrach: heute steigt er zu Grabe, und selbst große protestantische Theologen (Harnack, Troeltsch, Rade) bekennen, daß es sich heute vor allem darum handle, die Idee christlicher Gemeinschaft und Solidarität in ihrer universalen Natur wieder aufzunehmen und ihr Recht auf wahrhafte Formung und Organisation auch der öffentlichen Welt wieder einzusetzen. Nicht in ein Zeitalter neuer Kirchentrennungen, sondern in ein solches neuer kirchlicher Synthesen treten wir. Die in Rußland, England, Frankreich, Italien teils längst bestehende, teils (besonders in Rußland und England) neu erfolgte Trennung von Kirche und Staat gibt für die großen Probleme der Annäherungen der dadurch staats- und nationalfreier werdenden Kirchen, zunächst für die anglikanische und römische, die orthodoxe und die griechischen Kirchen, die römische und die orthodoxe (wie sie Leos XIII. Testament umschrieb) ganz neue, ja unerhörte Perspektiven. Ferner das Bürgertum, dessen soziologische Schöpfung der Nationalstaat war und das sich damals gegen Feudalismus und Kirche durchsetzte — heute hat es sich aufgelöst in immer neue Gruppen und Stände oder doch Keimen zu solchen.

Der absolute Fürstenstaat, der die Reformation propagierte, er hat die ganze demokratische Welle der Zeit gegen sich. Europa, das damals, um neue Kräfte zu entwickeln, auseinanderstrebte (religiös, national, staatlich, ökonomisch): heute geht es daran, seine Differenzen auszugleichen, sich zu sammeln und nicht so sehr partikulare Kräfte zu entfalten, als die übermäßig entfalteten zentral zu meistern.

Aber auch von den geistigen Führern dieser Zeit können wir am allerwenigsten lernen. Dies sage ich ebensosehr angesichts Luthers als des Ignatius von Loyola, der Reformation wie der Gegenreformation. Die Verbindung einer überspitzten mystischen Nurinnerlichkeit mit fast machiavellistischen Machtlehren betreffend Staat, Gesetz, die schließlich die Kirche dem Staate auslieferte, die von Luther ausgegangen und noch in Bismarck nachlebt, dieser gefährliche deutsche Dualismus zwischen Gesinnung und Tat, Glaube und Werk, nur ‚innerer' Freiheit mit politischem Knechts- und Gewaltsinn ist eben das, das wir energisch zu bekämpfen haben; — und nicht

minder energisch den finsteren Fanatismus und die Verengung der Kirche durch die Gegenreformation.

Eine zweite geistige Richtung, die dem kulturellen Aufbau Europas zum mindesten stark hinderlich ist, ist die Herrschaft aller Art nationaler Philosophien, und zwar entweder in ihrem inneren Wesen zu volksmäßig eingeschränkten Gedankenbildungen oder gar bewußt reflektierter National-philosophien. Eine z. B. im engsten Sinne von preußischem Geiste viel zu einseitig durchflossene Gedankenbildung ist trotz der noch kosmopolitischen subjektiven Haltung ihres Urhebers die Philosophie des großen Immanuel Kant mit allen oder doch fast allen ihren Fortbildungen. Ich kann dies im einzelnen hier nicht dartun, muß vielmehr solche, die sich dafür interessieren, an meine philosophischen Schriften verweisen. Wenn Schiller in seiner Schrift über Anmut und Würde sagt, Kant habe in seiner Ethik nur ‚für die Knechte des Hauses', nicht für seine ‚Kinder' gesorgt, so hat er schon das Wesentliche getroffen, was ich meine. Und ‚Kinder des Hauses' zu werden, das ist heute der tiefste Drang im deutschen Volke. Obzwar Kant sich selbst im Unterschiede zu seinen spekulativen Nachfolgern (Fichte, Hegel usw.) noch ganz als ‚Glied der europäischen wissenschaftlichen Republik' fühlte, so begann doch mit ihm bereits jene Phase des deutschen Denkens, die den nurpreußischen Geistesstempel auf jede offiziell zugelassene Regung des deutschen Denkens legte und die gleichzeitig die deutsche philosophische Entwicklung aus der christlich-europäischen Geistesentwicklung herausführte, verengte und partikularisierte. Man braucht nur Leibniz neben Kant und die Kantische Richtung zu halten, um dies einzusehen. Leibniz steht noch voll in der breiten, großen Tradition der europäisch-christlichen Philosophie und ihrer antiken Grundlagen in Platon, Aristoteles, Augustin, dieser ‚quaedam philosophia perennis', wie er sie nennt. Hier finden wir noch nicht den maßlosen Konstruktions- und Nurorganisationsgeist, in dem Kant die Natur zu einer Art erweitertem Preußenstaat, d. h. einem Bauwerk menschlichen Verstandes herabsetzen zu dürfen glaubt, noch nicht die Überaktivität und leere formalistische Reglementierungssucht in Kants geistiger Grundstellung zur Welt, noch nicht die Auflösung aller geistigen Individualität in ein Ding, in dem nichts fließt als verdünnte Denktätigkeit; noch nicht den ganz einseitigen, einsichtslosen Pflichtgedanken in der Ethik; noch nicht die Ausschaltung der Liebe und aller Regungen der Sympathie aus den moralischen Kräften; noch nicht die Verballhornung der Religion und des Gottesgedankens zu einem ‚Als ob' im Dienste des pflichteifrigen Bürgers; noch nicht die schreckliche altprotestantische Lehre von einem radikal Bösen in der menschlichen Natur, die Goethe so tief abstieß; noch nicht die gesuchte Glücksverachtung, die gemeinste Sinneslust nicht zu trennen weiß von der griechischen Eudämonie und der christlichen Glückseligkeit und beide mit gleichem Fanatismus als Ziele der Seele verwirft. Kant ist ein gewaltiger Denker, und wir dürfen nicht aufhören, uns mit ihm auseinanderzusetzen. Aber als Grundlage einer allgemeinen Geistesbildung auf Gymnasium und

Universität eignet sich seine dunkle, vieldeutige Philosophie und eignen sich die spekulativen Subjektivismen und geistreichen Eigenwilligkeiten seiner Nachfolger nicht. Dazu bedürfen wir einer Philosophie, die nicht wie die Kantische einer geschlossenen Faust, sondern einer offenen Hand gleicht; die wieder anknüpft an das große Erbe der europäisch-christlichen Gedankenwelt und deren Seele zugleich der strengste Objektivismus und die Anerkennung letzter Wesenstatbestände und -zusammenhänge in der Welt und im menschlichen Geiste sein muß. Nur im Geiste Leibnizens, nicht im Geiste Kants ist es möglich, daß die europäische Philosophie wieder eine fruchtbare Symphonie wird — ohne eng konfessionelle Voraussetzungen, wie sie für Kant trotz aller sog. Vernunftautonomie der Altprotestantismus ist. Und noch weit weniger können wir eine reflektierte Nationalphilosophie wie jene Fichtes als solche Grundlage brauchen und ähnliche Ichphilosophien. Nicht die widersinnige Aufblähung des Deutschen zum ‚ursprünglich freien und vernünftigen' Wesen überhaupt, sondern die Erkenntnis unserer nationalen Individualität und ihrer Güter, aber auch ihrer Grenzen ist unsere Aufgabe; nicht die entsetzliche Auffassung der ganzen Welt als ‚Material unendlicher Pflicht', sondern die Bewegung liebreicher Hingabe an ihr objektives Ganzes.

Aber ich hatte noch einen anderen und höheren europäischen Grundwert angegeben, der uns geschichtlich zusammenhält: das Christentum zunächst in seiner abendländischen Form.

Lassen Sie mich bei diesem großen Gegenstande nur auf ein paar Momente hinweisen, die Sie nur aufmerksam machen sollen auf diese für den kulturellen Wiederaufbau wichtigen Punkte.

a) Zuerst ist von großer Bedeutung, daß die christliche Religion in einer ihrer größten kirchlichen Formen, in der Form der russischen Orthodoxie und Kirche, nicht — wie es viele bei uns erwarteten — mit dem Zusammenbruch eines der furchtbarsten Gewaltstaaten der Geschichte, mit der russischen Autokratie, mitzusammengebrochen ist, sondern sich in diesem Zusammenbruch erhalten hat, aber auch durch ihn sich tiefgehend umformt. Umformt, indem sie sich vom Staate trennt, zu ihrer vorpetrinischen Gestalt in gewissem Sinne zurückkehrt und sich — wie wir jüngst hören konnten — wahrscheinlich mit den griechischen Kirchen des Orients und der Balkanländer enger verknüpfen wird. Schon daß die gewaltige Idee einer Wiedervereinigung der abendländischen und morgenländischen Kirchen hierdurch ganz neue Aussichten erhält, ist von kaum abzuschätzender Bedeutung. In betreff der rom-freundlichen Partei der Stundisten sagte Harnack mehrere Jahre vor dem Krieg (‚Das Testament Leos XIII.'): ‚Eine politische Bedeutung kann sie zurzeit nur auf indirektem Wege gewinnen, aber wenn einmal das starre Staatschristentum Rußlands nicht mehr zu halten ist — und wer darf sagen, daß es ewige Dauer in sich trägt? —, so hat diese Partei eine Zukunft, und man versteht es, daß Rom schon jetzt mit ihr rechnet.' Aber noch

mehr: Es ist dadurch auch für Westeuropa das Beispiel geschaffen eines ganz neuen Zusammengehens der christlichen Gedankenwelt und ihrer tiefsten Antriebe mit der Sozialdemokratie und dem berechtigten Teil ihrer Forderung gegen den kapitalistischen Staatsgeist. Obgleich die christliche Religion die äußere Revolution der Gewalt und des Blutes tief verabscheut, ist sie doch von Hause aus nicht eine, sondern sie ist die revolutionärste Geistesmacht der Geschichte. Sie macht, wo sie in der Richtung ihres Wesens wirken kann, alles neu. Wiedergeburt ist ihr Grundbegriff in allen Dingen. Im Abendlande, und zwar in besonderem Maße in Deutschland und in Österreich — vermöge der hier besonders starken Verflechtung, ja Verfilzung von Kirche und den den Staat beherrschenden Schichten — war die christliche Religion in allen ihren Ausgestaltungen in einem Maße, das die edlen Flügel ihres wahren Geistes lähmte, viel zu einseitig mit den Interessen der herrschenden bürgerlichen Klassen verschmolzen. Seit Jahrhunderten wird die christliche Religion oder werden doch sehr wesentliche und wichtige Gruppen, die ihr angehören, nun aber in Rußland in eine revolutionäre Bewegung nicht nur hineingerissen, sondern waren in ihrer Erzeugung auch stark beteiligt (christliche Sozialrevolutionäre); welche Gefahren sie auch für die christliche Religion in sich berge, auf alle Fälle wurde dieses einseitige Band des Christentums mit den herrschenden Mächten und insbesondere dem bürgerlichen Kapitalismus und seinem Geist zersprengt. Das ist eine große, erhabene Tatsache und besonders dann, wenn man sie mit der durch diese Trennung neu geförderten Einigungsbereitschaft mit den abendländischen Kirchen zusammennimmt. Auch als Beispiel für Westeuropa wird diese Tatsache keinesfalls ohne stärksten Einfluß bleiben. Schon vor dem Kriege war die große russische Literatur (Dostojewskj, Tolstoj, Solowjew usw.) fast die einzige schönwissenschaftliche Literatur wahrhaft christlichen Geistes.

b) Eine zweite große Tatsache habe ich schon angedeutet. Wie die Demokratisierung mit Fr. Meinecke (wenn auch in national sehr mannigfacher Form und Art) eine ‚universale geschichtliche Tendenz' genannt werden kann, der man nur klug und verständig für die Zeichen der Zeit begegnen kann oder töricht und unverständig, die man aber auf keinen Fall aufheben kann, so ist auch die Tendenz auf Trennung von Kirche und Staat und ‚dem Staatsgeist', der zu der europäischen Anarchie des Weltkrieges führte, eine ‚universale Tendenz' zu nennen. Diese Trennung ist in dem Maße für die Kirchen schädlich, als sie aus Mangel an lebendigen, religiös bauenden Eigenkräften sich auf den Staat stützen mußten; als der Polizeidiener schließlich die Menschen in die Kirche treibt; für den Protestantismus z. B. weit gefährlicher als für die in sich festgefügte katholische Kirche, für den deutschen Protestantismus gefährlicher als für das angloamerikanische System. Aber sie ist zugleich ein eminent erweckender, neuen religiösen Idealismus entfaltender Antrieb für diejenigen Kirchen, welche die Operation aushalten, ihren Geist und ihre eigenen Organisationen zu erneuern. Wie viel Idealismus, Opferkraft,

neue christliche Belebung auch der profanen Kultur hatte schon vor dem Kriege, ganz so, wie es Papst Pius voraussah, die Trennung der Kirche von einer bourgeois-kapitalistischen Regierung in Frankreich zur Folge gehabt! Gar manche der Erscheinungen, die ich in meinem Buche ‚Krieg und Aufbau' ‚falsche Anpassung' nannte, können dann vermieden werden. In England findet sich, meist stark vereinigt mit den romanisierenden Gruppen der Hochkirche, auch zum Teil mit denen, die auf tiefere Verständigung mit der russischen Kirche drängen, dieselbe Tendenz zur Trennung.

In Preußen darf mit Sicherheit erwartet werden, daß die konfessionelle Schule fällt, wenn eine auf das Reichstagswahlrecht gegründete Majorität des Preußischen Abgeordnetenhauses ans Ruder gelangt. Schon jetzt kenne ich viele maßgebende katholische Stimmen, die eine energische Geistes- und Opfervorbereitung auf diesen großen Umschwung fordern. Wie schwer diese Änderung auch die Katholiken Preußens zunächst treffen möge: sie und ihre Folgen werden die religiösen Kräfte reinigen, sie werden den völkerumspannenden und vereinigenden Geist der Kirche steigern, sie werden dazu führen, daß man den Gedanken tiefer erfasse: Man könne nicht zugleich dem Mammon in einer entchristlichten Gesellschaft und Gott seine Dienste weihen. Die Vereinigungs- und zum wenigsten Verständnisbereitschaft aber der christlichen Kirchen und Gruppen, ihre gegenseitige Verständigung in Wissenschaft, Theologie, Kult kann durch alle diese Vorgänge nur gestärkt werden — und damit auch die wichtigste der Einheits- und Wiederaufbaukräfte der europäischen Kultureinheit.

c) Als Drittes weise ich Sie hier auf eine Frage, die ich so stellen möchte: Stockholm oder Rom oder Stockholm und Rom? Beide Namen bedeuten heute zwei Geistesmächte gegen die Kriegsfortsetzung bis zum europäischen Selbstmord und zwei Geistesmächte, die eine dauernde europäische Ordnung fordern. Beide Namen erinnern uns an mächtige Bestrebungen großer Menschengruppen, denen sich die Mittelmächte bedeutend entgegenkommender erwiesen als die Entente — und insbesondere ihr westlicher Teil. Die Entente hat auf die Papstnote nicht geantwortet und dieselben Ententestaaten haben mit der charakteristischen Ausnahme Rußlands ihren Angehörigen den Besuch der Stockholmer Konferenzen verboten. Auch in diesen Zeichen bewahrheitet sich eben, was ich in meinem Buche ‚Über die Ursachen des Deutschenhasses' sagte: Der wahre Ausgangspunkt des unversöhnlichen Hasses gegen Europas Herzländer sitzt nicht im vierten Stand, soweit er selbständig geworden, nicht in den christlich-kulturkonservativen Mächten Europas, er sitzt in den großen Kapitalmächten und Bourgeoisgruppen der Westländer mit dem ihnen entsprechenden individualistischen atomistischen Erdengeiste. Wollen wir, was wir nicht wollen, die Welt in zwei Heerlager den letzten geistig-moralischen Triebfedern und Fahnen nach teilen, sowie es die Entente getan hat mit ihrer zweideutigen Formel: ‚Bürgerliche-politische Demokratie kontra Autokratie und Feudalismus', so könnten wir schon auf Grund dieser Tatsachen die Gegenformel aufstellen:

die vereinigten oder sich vereinigenden Mächte christlicher Autorität und christlicher Lebensgesetze und des echten Sozialismus des vierten Standes, der sozialen Demokratie gegen oligarchische Plutokratie und ihren Liberalismus und Rationalismus in allen Dingen des geistigen Lebens. Und hier dürften und müßten wir Rußland, insbesondere das seelisch weiträumige und großherzige Rußland des Arbeiter- und Soldatenrats auf unsere Seite stellen.

Gleichwohl, die Strebungen, die diese beiden Namen Rom und Stockholm bezeichnen, sind sehr verschieden an Ursachen, Geist, Ziel. Wird diese oder jene ein größeres Gewicht in die Wagschale des Friedens auf die Dauer werfen oder beide zusammen? Ich wage zu sagen, daß von diesen Fragen sowohl das Ob als das Wie des europäischen Kulturaufbaus in hohem Maße abhängen wird. Aber nicht nur dies. Ob es jetzt gelinge oder nicht, daß die beiden in diesen Namen angedeuteten Geistes- und Willensmächte auch irgend praktisch zu gemeinsamem Ziele zusammenwirken: Werden sie nicht von dieser großen Erinnerung mindestens objektiven Zusammenwirkens zu gleichem Ziele aus überhaupt, auch nach dem Kriege, eine neue Verständigung suchen müssen: die wahrhaft soziale, nicht die bürgerlich-liberale Demokratie des vierten Standes und die der Vereinigung zustrebenden christlich-kirchlichen Mächte? Die durch die Trennungstendenz von Kirche und Staat freier und offener, reiner, christlicher gewordenen kirchlichen Mächte? Könnte nicht ein Teil des Sinnes dieser unerhörten Kriegsrevolution Europas eben darin liegen, daß in ihr der spezifisch bürgerlich-kapitalistische Geist mit allen seinen Hervorbringungen, daß dieser gemeinsame Feind des aufstrebenden vierten Standes und einer ihres christlichen Wesens klar bewußten Kirche, langsam aber doch sichtbar zu Grabe getragen wird. Mit all seinen Hervorbringungen, dem falschen, bloß leibhaft-sinnlichen Individualismus, mit politischem Nationalismus, mit kapitalistischem Zentralstaat und Imperialismus? Nun, auf alle Fälle ist die Frage: Wie wird sich die christliche Kirche zur sozialen Demokratie stellen und wie diese zu ihr, für den kulturellen Wiederaufbau Europas von größter Bedeutung. Denn ich wage zu sagen: Keine dieser Mächte wird es allein vermögen, das große Werk zu tun, das können nur beide zusammen. Versagt eine, so wird es überhaupt nicht stattfinden.

Ich bejahe diese Fragen, trotzdem ich genau weiß, was alles dem an Hemmungen entgegensteht. Aber vielleicht gibt es doch Gründe, diese Hemmungen als sich langsam verringernd anzusehen. Betrachten wir einige!

1. Gewiß gewaltige Gegensätze hier und dort! Dort zuerst die von der christlichen Kirche unabtrennbare Autoritätsidee in Glaubens- und Sittensachen und die einheitliche Regierung der Christenheit. Hier die starke, vom bürgerlichen Liberalismus übernommene Tendenz gegen die Idee der Autorität überhaupt! Hier eine stark materialistisch gefärbte, auf alle Fälle aufs Irdische gerichtete, alles nur vom Kampf der Klassen, nicht von

einer Solidarität der Stände erwartende Weltanschauung mit ihren mannigfachen Ideologien, von denen der Marxismus nur die bedeutsamste ist, — stark getragen auch durch die Beschäftigungsart in einer naturwissenschaftlich-technisch durchtränkten Zivilisation. Dort der Sinn für das Übernatürliche mit Wunder und Gnade, für ein Sichfügen in eine sinnvoll und zweckhaft geordnete Welt mit festen Wesenskonstanten ihres vorsehungsmäßig geleiteten Ganges, — Ideen, die irdische Tatkraft jeder Art zu lähmen scheinen, die auf den ersten Blick den Glauben an Menschenkraft zur sinnvollen Ordnung der Welt verringern. Hier immer noch stark wirksame Utopien auf eine Art Paradies auf Erden, auf alle Fälle auf eine Eigentums- und Wirtschaftsordnung, die das Privateigentum an Grund und Boden und die Produktionsmittel so stark als möglich einschränken oder ganz beseitigen möchte, die natur- und geschichtsgegebene Gliederung der Völker und Stände aber zugunsten einer nur quergeschichteten Klassengliederung verdrängen will. Dort das Bewußtsein, daß das Menschenziel ein jeder Seele eigenes individuelles und übernatürliches Geheimnisvolles ist, daß diese Welt voll ist der Sünde und nicht sein kann ohne Gnade, Erlösung und eine objektive Anstalt ihrer Mitteilung an den Menschen, ohne Hoffnung und Glaube an ein jenseitiges Ziel. Dort auch die schon um der Freiheit der individuellen Geistespersonen in ihren Gewissen willen unnachläßliche Festhaltung am Privateigentum überhaupt und die im Vorsehungsglauben gegründete Anerkennung einer natürlichen Volks- und standesmäßigen Menschheitsgliederung. Hier zwar große Gegensätze der sozialdemokratischen Gruppen der verschiedenen Völker, aber im Gegensatze zu den Spaltungen der christlichen Kirchen und ihrer Tiefe doch vielleicht nur vergängliches, im Kriegszustand gegründetes Auseinander- und Gegeneinandergehen der nationalen Sozialismen. Vor allem aber: das bisherige Verflochtensein wichtiger christlicher kirchlicher Gruppen mit den Feudalresten und dem großen, finanzmächtigen Bürgertum auf der einen Seite, das stramme Klasseneinheitsbewußtsein auf der anderen.

Alle diese tiefen Gegensätze erkenne ich voll an; alle werden noch lange weiterbestehen. Aber alle, so behaupte ich, sind in einer zunehmenden, durch den Krieg stark geförderten Abschleifung begriffen. Und vor allem: Alle werden im Prozesse dieser Abschleifung zunehmend kleiner werden, zunächst mindestens kleiner als die gemeinsamen Gegensätze der noch christlich denkenden und fühlenden Welt und der sozialen Demokratie (besonders Rußlands und der Mittelmächte), gegen den Geist, das Ethos, die Institute des bürgerlichen Kapitalismus und seiner geistigen Ideenkorrelate.

2. Die christliche Autoritätsidee steht dem demokratischen Sozialismus nur da entgegen, wo eine Art Solidarität dieser religiösen Autorität mit bestimmter, je gegebener Beschaffenheit der Staatsautoritäten angenommen wird. So etwas lehrt aber nicht nur nicht die christliche Kirche, sie hat sich seit der französischen Revolution und dem folgenden Zusammenbruch des Legitimismus und der heiligen Allianz auch zunehmend von

solcher Maxime praktisch losgelöst. Alles mögen wir zu erwarten haben, nur keine neue heilige Allianz — wenn nicht die ganz neue heilige Allianz einer christlichen und sozialen Demokratie der europäischen Völker. Die christliche Kirche lehrt allein, es sei Bestand und Geltung einer Obrigkeit und Gehorsamspflicht gegen ihre Anordnungen — im Rahmen des Naturrechts — im Weltplane Gottes eingeschlossen. Die inhaltliche Bestimmung der ‚Obrigkeit' überläßt sie den causae secundae der Geschichte, zu der Kriege und auch vorsehungsmäßig berechtigte Revolutionen gehören können — zuweilen, wie jetzt in Rußland, auch sollen. Noch zu starke, da und dort noch vorhandene Solidaritätsgefühle der Kirche mit überlebten Staatseinrichtungen und bürgerlichen Herrschaftsverhältnissen werden durch den Weltkrieg, wie gesagt, überall stark vermindert werden.

3. Nun die Weltanschauungsgegensätze: Die Forderung des Glaubens an ein übernatürliches Schicksal und Ziel der individuellen Seele, das fordert als Allererstes auch eine Sozialordnung, da jeder Mensch Muße und innere Freiheit hat, überhaupt seiner Seele zu gedenken, ja zu erleben — nicht nur zu wissen, er habe eine geistige Seele mit eigenen Schicksalen und Zielen. Wie wenige Menschen erleben und fühlen, daß sie eine Seele haben (Newman). Ist es ein Wunder, wenn dies der Mensch des vierten Standes in dieser plötzlich im 19. Jahrhundert hereinbrechenden industriellen technischen Welt so wenig gemerkt, daß er darum — nicht durch die sogenannten Fortschritte der Wissenschaft, die ihrer Idee nach so idealistisch ist wie die Wahrheit selbst, materialistisch-ökonomisch sich zu denken gewöhnte? Und waren die echte Wissenschaft überfliegenden Gedankensysteme, die er halb unbewußt in den Dienst dieses gewohnheitsmäßigen Antriebes stellte, nicht Werke des bürgerlich-liberalen Geistes, der heute sich selbst das Grab gräbt? Die soziale Demokratie mit ihren großen, berechtigten Forderungen kraftvollster Sozialpolitik mit Finanzmitteln, die durch die Abrüstung frei werden, mit Achtstundentag und Beseitigung einer falschen, nationalistisch-imperialistischen, Arbeitsraubbau entfesselnden Weltkonkurrenz, gewähren der Seele des Arbeiters zunächst einmal die Besinnung auf ihre spirituelle Existenz selbst. Weiß sie, sie sei, dann wird sie auch an ihre Schicksale denken oder kann es doch erst. Freiheit der Menschen zur Religion und zur Kirche ist Bedingung, nicht Folge der Freiheit der Religion und der Kirche in der Welt.

Der Geist der abendländischen Kirche, der auch den Geist der morgenländischen in Geben und Nehmen tiefer durchsetzen wird, ist (vom quietistischen Luthertum abgesehen) in allen seinen Unterformen dazu von Hause gar nicht einseitig gerichtet auf ein n u r transzendentes Gottesreich. Eine Doppelbewegung nach oben und nach unten ist ihm eigen, d. h. auch die Bewegung zum Einbau des Gottesreiches in die sichtbare und öffentlich-rechtliche Welt. Als kraftvolle, sichtbare Organisation soll die christliche Kirche in Geschichte und Gemeinschaft hineinwirken, nicht nur am Sonntag, auch am Werktag und auch für den Werktag. Und eben dieser

positive Organisationsgeist in einem bisher anarchisch laufende Kräfte zu meistern begierigeren Zeitalter ist der christlichen Kirche mit der positiv-sozialen Demokratie gemeinsam eigen, gemeinsam gegenüber dem anarchischen Wesen des bürgerlichen Liberalismus. Und soll, wenn die soziale Demokratie den Staat stärker mit in ihre Hand bekommt, wenn sie aufhört, nur negative Kritik zu üben und den Geist der politischen Verantwortung in sich aufnimmt, sich nicht auch ihr Weltbild wie von selber langsam umgestalten: von einem Weltbild blind wirksamer ökonomischer Verhältnisse und Kräfte, die den Menschen nur schieben, zu einem Weltbild der abgestimmten Ordnung der Werte und Dinge, in deren oberstem Regiment eine freie und vernünftige persönliche Geisteskraft sitzt, nur unendlich freier und vernünftiger, als sie der verantwortliche, frei schaffende und ordnende Menschengeist, — selbst erst definierbar durch jene Ebenbildlichkeit zu Gott, — in der eigenen Tiefe abbildlich gewahrt? Kein Menschenwesen, verlassen Sie sich auf dies stahlharte Gesetz des Lebens, kann mitregieren, mitordnen, mitverantwortlich und vernünftig lenken, das glaubt, es sitze das blinde Atom oder eine blinde Energie im Mittelpunkt und im Grunde der Dinge. Das ist eine geistige Wesensunmöglichkeit. So etwas ist immer nur die Denkweise von unten her, die Welt vom Dienstboten aus gesehen, ein Weltbild, mit dem man wohl unverantwortliche uferlose Kritik üben, mit dem man aber nicht lenken oder mitlenken kann. Aber mit dem gleichen Vorgang, der die soziale Demokratie — geistig unbürgerlicher Observanz — zur Mitregierung führen wird, wird auch die weitaus bedeutsamste Hemmung beseitigt werden, welche die religiösen Sehnsüchte des vierten Standes von ihrem natürlichen Wege und Laufe zu Gott und zu Christus abhielten. Diese Hemmung war, wie die Hemmung alles und jedes religiösen Glaubens an den wahren Gott, ein Surrogat des höchsten Gutes, ein oder der andere Götze, ein Objekt der Vergaffung — wie die alten Mystiker sagten —, eine illusionäre Wand, die das Göttliche verbarg. Man könnte ein ganzes Buch schreiben über all die Gottessurrogate, die in diesem Kriege zusammenbrachen, um die Seelen frei zu machen für Gott, betitelt: ‚Vom Untergang der Götzen Europas‘ mit dem Untertitel: ‚Von der Heraufkunft des Zeitalters des Glaubens‘. Für die soziale Demokratie Europas war es der Zukunftsstaat, der Glaube an tatenlosen automatischen Fortschritt und sogenannte Entwicklung, die von selber das Paradies hervorbringen, war es vor allem der Glaube an ein mögliches irdisches Paradies selber. Diese Zukunftsstaatsidee hatte sich Marx unter nachweisbarer Einwirkung des jüdischen messianistischen Gedankens in Verfolgung seiner geschichtsphilosophischen Studien gebildet. Furchtbar höhnend tanzt die Furie des Krieges auf diesen Götzen und — schon sind sie halb verbrannt. Ein unermeßlicher leerer Raum ist entstanden in der Seele des vierten Standes, der trotz alles sogenannten Revisionismus vor dem Kriege in seiner armen guten Seele von diesen Götzen heimlich ja doch gelebt hat — von diesen Götzen, die nur die klassen-

mäßig geformte Umkehrung waren der Götzen jenes liberalen Bürger- und Bourgeoistums — des Mammons und einer ordnungslosen Freiheit — jenes selben liberalen Bürgertums, dem der vierte Stand geschichtlich entstiegen ist, und dessen geistige, theoretische Antriebe zu überwinden er, in eine endlose Facharbeit verwickelt, noch nicht genug Muße, Freiheit, geistige Selbständigkeit besaß. Dieser leere Raum fordert, ja heischt Erfüllung mit wahren religiösen Gütern. Es ist Sache der christlichen Kirche, und es ist ihre heilige schwere Verantwortung vor Gott, ihre barmherzigen Arme rechtzeitig und liebevoll zu öffnen, um den europäischen Menschentypus künftiger Staatslenkung, um den, wie wir hoffen, nur fälschlich verloren geglaubten Sohn des vierten Standes — zu oft von ihr preisgegeben für korrektere aber im Seelengrunde weit mindere Söhne — würdig zu empfangen. Schon jetzt ist der Marxismus nach seiner nur negativen Seite hin so gut wie preisgegeben, und kein christlicher Denker sollte es sich entgehen lassen, mitzuarbeiten am Aufbau der neuen Ideologie des vierten Standes. Bisher sah der vierte Stand alle Gebiete nur von vernunftlosen Kräften gelenkt. Das wird aufhören im Maße, als er die Gesellschaft mitleitet. Geschichtspantheismen anderseits, denen die Weltgeschichte, d. h. der Erfolg selber schon das Weltgericht ist, nach denen ein Gottesgericht also überflüssig wäre, gleich der Geschichtsphilosophie vieler deutscher Philosophieprofessoren neuer und alter Zeit — liegen ja auch nicht im Geiste einer christlichen Denkweise. Im Gegenteil: auch sie vermag nicht nur, sie muß als christliche Denkweise weitgehend den blinden Triebfaktoren von Hunger und niederer Liebe diese Menschengeschichte des Sündenstandes auf die Rechnung setzen, und sie hat keinen Grund, nur den ‚Geist' in dieser gefallenen Welt als kräftig in der Geschichte anzusehen. Sie hat keinen Grund zur Schönfärbung.

4. Auch die Differenz des extremen Staatssozialismus und der Gesellschafts- und Rechtslehre der christlichen Denkweise ist in der Verminderung. Gewiß lehrt diese Denkweise das Privateigentum prinzipiell schon als Hort der Freiheit der geistig-leiblich einheitlichen Menschennatur unbedingt achten. Aber sie gibt keine feste Grenze an für sein Gebrauchsrecht, für seine Pflichten, für seine Belastung, für seine Gesamtbedeutung im Staate und der Gesellschaft. Vor allem weiß die christliche Kirche, daß nicht der Gegensatz von sogenannter freier Konkurrenzwirtschaft als System und staatsgebundener Wirtschaft oder reglementierter, gesetzerzwungener Gemeinwirtschaft aller Art, d. h. ein bloßer Systemgegensatz der wesentlichste ist für die rechte Gestaltung des Gemeinlebens, sondern der ganz andere Gegensatz des Geistes der Solidarität, der Kooperation und der liebegeleiteten Gerechtigkeit und des Geistes der Nurkonkurrenz, des Gegeneinanderarbeitens und des bloßen Klassenkampfes, sei es von oben oder unten, sei es zwischen Individuum, sei es zwischen Völkern. Und sie weiß, daß es in letzter Linie total gleichgültig ist, ob die Subjekte und Träger dieser beiden Arten des Wirtschaftsethos Individuum heißen oder Staat.

Ein Staatssozialismus kann genau so kapitalistisch dem Geiste nach sein, wie eine wesentlich freie Wirtschaft vom Geiste der Solidarität durchflutet sein kann. Diese Systeme sind weitgehendst nur Zweckmäßigkeitsfragen, und wenn die gegenwärtige Not allein schon einen weitergehenden Staatssozialismus für die Zukunft den europäischen Staaten gebieten sollte, so ist nur zweierlei notwendig: 1. dem stärker mit Funktionen und Aufgaben belasteten Staate auch genug politisch demokratisches Öl zuzugießen, auf daß die persönlich geistige, auch vor allem die religiöse Freiheit in solchem Staate genügend gewahrt sei (Wahlrecht); 2. die kulturellen und religiösen Dinge diesem Staate (Sprache, Schule, Sitte, Kultus, Wissenschaft und Kunst usw.) in weit höherem Maße überhaupt abzunehmen und alles zu weitgehende staatliche Organisationsstreben in dieser Richtung stärker zu beschränken, als es bisher beschränkt war, dafür aber diese Dinge der Selbstverwaltung der Völker, Stämme, Gliedstaaten, Städte, Gemeinden, freien Vereinen und Stiftungen in höherem Maße anheimzugeben, auf daß dieser wirtschaftlich so stark gewordene Staat nicht versucht sei, die gebotenen Grenzen seiner neuen Machtfülle zu überschreiten. In diesem Sinne, nicht im politischen, fordern auch wir eine neue Selbstbestimmung der Nationen, Stämme, Völker — nicht also so, wie die Entente das Wort ‚Selbstbestimmungsrecht' der Nationen versteht.

5. Die Verflochtenheit aber der Kirche mit den feudalen Mächten nimmt auch in dem Maße an bloßer Gegensätzlichkeit ab, als die feudalen Mächte in die Opposition zu treten durch den Gang der Dinge gezwungen werden. Das ist gegenwärtig in Preußen schon weitgehend der Fall. Denn in dem Maße wird sich auch ihre Weltanschauung und ihr Ethos reinigen von der starken Versumpfung, der die kirchentreue Bevölkerung sowohl wie die feudalen Mächte durch eine allzuenge Verbindung mit der großbürgerlichen Kapitalistenschicht und ihrem Geiste so stark verfielen. Die Geschichte der konservativen Partei in Preußen stellt eine solche Versumpfung und Preisgabe aller wahrhaft christlich-konservativen Prinzipien in offensichtlicher Weise dar. Schon jetzt gibt es in Preußen, wenn auch kleine konservative Kreise, die sich der Pflichten einer christlich-konservativen Partei im Unterschied zu einem scheinkonservativen Klassenblock zwischen Großgrundbesitz und Schwerindustrie zu erinnern beginnen, wie z. B. die bekannten Briefe des Herrn Thimme an Herrn von Heydebrand zeigen. Ja, ich sehe jetzt schon selbst eine Reihe junger Abkömmlinge der preußischen feudalen Schicht, die diesen Krieg erlitten und erlebt haben, die einen ähnlichen Weg zu beschreiten beginnen wie der starkwillige Teil des russischen Adels, der die russische Revolution jahrzehntelang geführt hat. Gerade die reichsdeutsche, politisch allzu dienstwillige, seelisch gebundene soziale Demokratie bedarf mehr wie irgend eine andere der Mitwirkung und Führung aus diesen starknervigen, mit dem ererbten Führer- und Herreninstinkt so sehr, ja leider zu übermäßig gesegneten, bisher nur zu stark in den Dienst des Großkapitals gestellten Volkskreisen. Was aber das christliche selbständige Bürgertum, sagen wir

besser seine historischen Reste, betrifft, so wird das trotz aller gebotenen Mittelstandpolitik auf alle Fälle sehr starke Zurückgehen des Mittelstandes dem Zusammengehen von christlicher Kirche und sozialer Demokratie sicher nicht entgegen sein.

Nehmen wir all dies zusammen, so sehen wir, daß sich ‚Stockholm‘ und ‚Rom‘ erheblich entgegenkommen werden, Ältestes und Neuestes sich aber eben damit kräftigen wird im kulturellen Wiederaufbau Europas.

Nun aber noch einige Worte zum Jugendtypus, der das künftige Europa tragen, der es zum Wiederaufbau der europäischen Kultureinheit lebendig machen soll.

1. Dieses Kulturideal wird vor allem den Menschen und im Menschen die geistige und individuelle Person in ihrer mitverantwortlichen Eingliederung in die Gemeinschaft wieder in den Mittelpunkt aller Welt rücken: an Stelle bloßer Sachen, bloßer Fächer, bloßer Warendinge, bloßer Geschäfte oder bloßer verabsolutierter Ungeheuer, wie ein vermeintlich in sich selbst sein Heil tragen sollender Staat. Gewiß ist der Staat zwar an Wert und Zweck erhaben über das bloße Wohlsein des leiblichen Individuums, aber er ist nicht Selbstzweck auch gegenüber dem geistigen Individuum. Und auch im Regimente der Welt wird wieder sitzen vor solcher Weltanschauung nicht eine blutlose und frei schweben sollende Ordnungs- und Gesetzesidee, eine blinde Energie, eine tote Materie oder ein personloser Allgeist, sondern die unendliche Person Gottes, der allein absoluter, bedingungsloser Gehorsam gebührt, wenn er durch Gewissen und die Kirche zu uns redet. Jeder andere Gehorsam ist relativ und bedingt. Ein konkretes Persönlichkeitsideal des spezifisch deutschen Menschen im Rahmen, nicht im Gegensatze zum weiteren Typus des europäischen Menschen, nicht ein schäbiges Bloß-Leistungsideal wird uns führen! Das Ideal einer Person, die Würde hat bis in den einfachsten Arbeiter, Verantwortlichkeit, Freiheit, und in deren Knechtsdienst alle bloßen sog. ‚Organisationen‘ zu treten haben. Mit Personen, mit geistig vorbildlichen Lehrern, nicht mit einäugigen Zyklopenköpfen von Fachbediensteten und Fächerverwaltern wollen wir unsere Universitäten besetzt haben, mit Staatsmännern, herangereift in der freien Luft des öffentlichen Lebens, nicht mit tüchtigen Ressortbeamten unserer Ministerien! Wir fürchten nicht den ‚Dilettantismus‘, den man in Deutschland so leicht sofort besorgt, sobald man den Menschen wichtiger findet als ein Fach, Ressort oder Geschäft. Wir wollen sogar leidenschaftliche Liebhaber ihrer Sache in allererster Linie haben und erst in ihrem Dienste ‚Kenner‘ und bloße ‚Pflicht‘menschen. Selbständige Einsicht, nicht ein blinder Pflichtimpuls mögen regieren den einzelnen wie den Staat. Diese Person wird sich und soll sich — sie hat es gelernt in der Schule des Krieges — frei einordnen in Gemeinschaft und Staat, aber nur im selben Maße, als es sich um die zwar höchst wichtigen, aber ihrer Natur nach niedrigeren Werte der mehr materiellen Güter handelt; im Maße, als es sich um geistige handelt, wird sie und ihre engere Gemeinschaft den Kopf hoch tragen gegen alles Irdische und nur vor Gott demütig ihn beugen.

Und dieses Personideal wird ein gegliedertes sein müssen und ein in sich abgestuftes. In seinem Mittelpunkt steht der Mensch als religiöse Person — eingegliedert in das allumfassende Gottesreich aller Seelen, der toten und lebendigen Menschen, in jedem Atemzug demütig dem Schöpfer dankend, daß er ist und nicht lieber nicht sei; steht der Mensch voll Mitverantwortlichkeit für das Steigen und Sinken dieses erhabenen Reiches, das immer nur als unteilbares Ganzes steigt und sinkt. Ihr ordnet sich zunächst unter der geistig schaffende Teil im Menschen, eingegliedert in seinem konkreten nationalen Volksbestand mit Anrecht auf Freiheit in Sprache und kulturellen Idealen, die der Staat zu achten hat. Das einseitige Idol des Nationalstaates wird zergehen, das Ideal freier, spontan tätiger nationaler Kultur im Staate neue Frische und Kraft gewinnen. Und dann erst folgt der Staatsbürger im Menschen, frei mitbestimmend Schicksal und Führung seines Staates, aufgewacht aus der Dumpfheit bloßer Geschäfte, bloßen Untertanensinns und einseitiger Facharbeit. Dem Staatsbürger in jedem Menschen ist endlich das ökonomische Subjekt in jedem Menschen unterworfen. Wie der Staatsbürger seinen Rang unter dem geistig-kulturellen Subjekt in jedem Menschen einnimmt, wie er erst recht aber unter dem individuellen religiösen Wesen im Menschen und seinem unbegreiflich geheimnisvollen Schicksal steht, so steht der Staatsbürger zugleich über dem ökonomischen Subjekt in jedem Menschen. Darin wollen wir gute Deutsche bleiben, die den ökonomischen Individualismus stets als Fremdes in ihrem Blute empfanden. Also ist der Staat Herr zugleich und Knecht: Herr des ökonomischen Individuums, Herr aller zum gerechten Ausgleich des Besitzes führenden Institute und Organisationen; Knecht aber des Geistes und Knecht erst recht der Seele und ihres individuellen Zieles in der Ewigkeit.

2. Diese Person aber wird wieder zur Grundkraft haben die Grundkraft aller schöpferischen Epochen des Menschengeschlechts — nicht Weltfeindschaft und Kritizismus, sondern Weltfreundschaft, Hingabesinn, Liebe. Die gesamte Denkweise (auch die Philosophie des bürgerlichen Zeitalters von Descartes bis Kant), alle ihre Formen des sogenannten Idealismus und Subjektivismus war das Gegenteil eines solchen geistigen Typus, wie er uns voranzuleuchten hat. Diese Philosophie sah blinzelnd und skeptisch auf Gott und Welt, die sie nur als ein durch den Menschen zu Formendes, zu Bearbeitendes, zu Lenkendes begriff. Und da man die Welt lenken und bewegen nur soweit kann, als sie ein sogenannter Mechanismus ist, darum wurde diese an sich ‚glückliche Arbeitshypothese für den Bürger im Menschen', die Welt zuweilen so anzusehen, als ob sie ein Mechanismus wäre, flugs zu einer Metaphysik, d. h. zu einem (vorgegeben) ‚wahren' Bild der Welt gemacht. Dieser heillose Irrtum ist überall im Rückgang begriffen. Schon beseelt unsere jüngste Literatur diese neue Kraft der großen Hingabe, der furcht- und angstlosen Hingabe an das Seiende, Reale selbst, das herzhafte Sich-die-Hände-Drücken mit den Dingen. Und schon beginnt die neue

europäische Philosophie, was auszuführen nicht dieses Ortes ist, auf verborgenere Weise diese Wendung zu nehmen: von der Weltfremdheit eines überlebten, formelhaft gewordenen subjektiven Rationalismus zum lebendigen Kontakt mit den Dingen selbst. Wahre Kultur des Menschen wird wieder heißen: Alle Dinge zu ihrem je besonderen Sinne und Ziele führen helfen durch Erkenntnis, Liebe und Schaffen — zu dem Sinne und Ziele, der ihnen vorgezeichnet ist in den Ideen, die Gott von ihnen hat —, und dies alles im solidarischen Miteinander des menschlichen Erkennens, des Liebens, Schaffens, des Miteinanders der Individuen, Gemeinschaften, Epochen. Nur indem die Person alle Dinge miterlöst zu Gott und zu ihrem Ziele, vermag sie selbst mit Hilfe der Gnade sich zu ihrem Ziele zu führen, d. h. werden, wie Gott sie will.

Zeichnet in diesem so noch sehr abstrakten Rahmen auch der deutschnationale Geist seine besonderen Ziele ein — Ziele, die nur in Anschauung und Gefühl zu fassen sind, das besondere Ideal des deutschen Menschen —, den Zeiten entnommen, da der Deutsche noch auf seinen historischen Höhepunkten stand, und sucht er dieses Ideal in Tat und Arbeit zu verwirklichen, dann vermag er vielleicht noch mehr, als nur einen Beitrag zu leisten zum kulturellen Wiederaufbau Europas: seinem eigentlich germanischen Wesen und seiner geographischen Herzstellung in Europa gemäß mit den Besten der anderen Völker in Gemeinschaft auch ihn zu führen und zu leiten. —

Eindrücke in Kiew / Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Die alte Großfürstenstadt Kiew ist so manches Mal in den drei Jahren des Weltkrieges erwähnt worden.* Manch einer hat wohl auch gedacht: Werden unsre siegreichen Truppen nicht auch bis dahin vordringen? Aber dabei hat man nicht bedacht, wie groß noch die Entfernung ist.** Auch im Frieden sind die wenigsten Reisenden, die Rußland besucht haben, in Kiew gewesen. Und doch muß ich offen sagen, wenn eine Stadt Rußlands den Besuch lohnt, so ist es unbedingt Kiew. Es ist so recht eigentlich die Wiege des Russischen Reiches. Hier hat der Stamm Ruriks geherrscht lange, ehe man an Moskau oder gar Petersburg gedacht hat. Hier ließ Wladimir das Volk mit Gewalt taufen. Und von da ab datiert das Christentum in Rußland. Und hier erheben sich die schönsten alten Kirchen des Landes. Es war ja auch der ursprüngliche religiöse Mittelpunkt. Und zu alledem kommt die schöne Lage. Die Stadt erhebt sich hoch über dem Dnjepr und blickt mit ihren Türmen und Kuppeln weit in die jenseits liegende Steppe hinaus. Mir war es vergönnt, in Kiew in den heißen Augusttagen des Jahres 1898 zu weilen. Damals dachte noch keiner von uns an den großen Krieg. Die Russen, an der Spitze der Generalgouverneur General Dragomirow, kamen mir mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen. Für die ganze Dauer meines Aufenthaltes, der leider nur zwei Tage währen konnte, wurde mir ein Herr vom Generalgouverneur beigegeben. Es war ein Baron Mörder, der sich lebhaft für die alte Kunst in der Stadt interessierte. Seine Ahnen waren, wie er mir erzählte, mit August dem Starken von Sachsen nach Polen gekommen und dort geblieben. Infolge dieser Begleitung war es mir möglich, alles künstlerisch Wertvolle in diesen Tagen zu sehen. Und ich nahm die tiefsten Eindrücke mit, die sich auch in den vergangenen 20 Jahren nicht verwischt haben. Im Gegenteil kann ich versichern, daß der Aufenthalt in Kiew der Anfang meiner Studien auf dem Gebiete christlich-orientalischer Kunst gewesen ist.

Wenn man, wie ich, von Moskau aus nach Kiew kommt, so überschreitet man den Dnjepr auf einer langen Brücke. Von dieser hat man einen wundervollen Blick auf die Lawra, das älteste und berühmteste Kloster Rußlands. Dann geht es in einem Riesenbogen um den Hügel, auf dem die Stadt liegt. Der erste Eindruck davon ist oder war, daß sie viel europäischer wirkt als Moskau. Damals ging in Moskau noch nicht die elektrische Bahn, wohl aber hier. Der Kreschtschatik, die Hauptstraße (so benannt nach dem jetzt übermauerten Bache, in dem die Russen mit Gewalt getauft wurden), wirkt viel besser als der Newski-Prospekt in Petersburg. Das Hotel war besser als der Slawiansky-Basar in Moskau.

* Ganz besonders in der letzten Woche, seitdem die Bolschewiki dort mit der Ukraine kämpften und die Stadt wohl stark verwüsteten.

** Vielleicht kommen sie nun doch noch hin.

Den ersten Besuch machten wir am folgenden Morgen (denn wir waren abends angekommen) in der Petschersкaja-Lawra, zu deutsch Höhlenkloster. Vier Klöster in Rußland führen den Namen Lawra (was aus Palästina stammt und eigentlich Gang heißt, die älteste Lawra ist Mar-Saba,) und gelten als die vornehmsten, dieses hier als das erste. Der Metropolit von Kiew ist seit 1786 zugleich Abt des Klosters. Zunächst besuchten wir die Höhlen. Jeder von uns erhielt eine Art Doppelkerze in die Hand gedrückt. Ich, der unmittelbar hinter dem führenden Mönche, hatte immer die Angst, seinen Schleier anzuzünden. So gelangten wir in die Erde hinunter. Da sahen wir zuerst das Grab des heiligen Antonius, der ja noch Katholik war. Er hat natürlich einen silbernen Schrein. Ihm zu Ehren ist auch eine Kirche unten errichtet mit Ikonostase und allem Nötigen. Daneben sieht man die kleine Zelle, wo er dreißig Jahre gelebt hat. Außerdem befinden sich noch zwei Kirchen unten. Es sind im ganzen dort 81 russische Heilige begraben. Vor jedem Grab brennt eine Lampe. Einige haben als Reklusen in engen Zellen eingemauert gelebt und sind auch dort gestorben. Durch ein kleines Fenster wurde ihnen die Nahrung gereicht. Vor den Fenstern brennt jedesmal eine Lampe. Einer, namens Johannes, ließ sich jedes Jahr während der Faste bis an die Schultern eingraben. So ist er auch gestorben und begraben. Reklusen kennt ja auch die katholische Kirche, aber sie lebten im Tageslicht an Kirchen, z. B. der selige Rainer von Osnabrück. Was man aber hier sieht, ist wahnsinnig. Unter den übrigen Gräbern ist das interessanteste das des Mönches Nestor, des Vaters der russischen Geschichte. Ich kann nicht leugnen, daß diese unterirdische Wanderung mich ergriffen hat. Frau von Trepow, die Gattin des Gouverneurs, meinte, die hiesigen Katakomben wären interessanter als die römischen. Gegen die Ansicht von Frau von Trepow habe ich gleich Widerspruch erhoben. Denn die römischen Katakomben müssen jedes Christenherz in ganz anderer Weise erheben. Auch bieten sie dem Kunst- und Geschichtsfreund unendlich viel mehr. Die Worte der Dame sprechen aber Bände für die Überhebung der Russen.

Nun traten wir wieder ans Licht. Die Hauptkirche wurde gerade restauriert, und deshalb war leider in ihr nicht viel zu sehen. Was sie aber besonders ziert, ist die Schatzkammer. An Wert des Materials ist die in der Troize Sergiewska Lawra bei Moskau wohl überlegen, an Kunstwert aber steht die hiesige unbedingt höher. Wir konnten uns die einzelnen Sachen sehr genau ansehen. Besonders schön sind die Mitren. Die Kiewer zeichnen sich dadurch vor den übrigen russischen aus, daß sie oben ein Kreuz haben. Einige Gegenstände sind von Griechen gefertigt. Natürlich sind auch wundervolle Edelsteine zu sehen. Besonders glänzend ist der Marschallstab des Grafen Rumiantzow. Ferner sieht man prachtvolle Kelche, unter denen einer von Mazeppa gestiftet ist, ebensolche Meßgewänder und sehr schöne Evangeliarien. Eigentümlich berührte es mich, ein Glasgefäß zu sehen, das mein Ahnherr August III. gestiftet hat.

Hierauf sahen wir uns die kleine Erlöserkirche an, welche die älteste Kirche der Stadt ist. Merkwürdigerweise ist sie den sogenannten Altgläubigen

eingeräumt. Die Wandgemälde sind aus dem XIII. Jahrhundert, sind sehr interessant und stellen meist Heilige dar. Der Geistliche sah meinem Dafürhalten nach nicht anders aus als die sonstigen Popen.

Von da fuhren wir durch die ganze Stadt nach der Kyrillos-Kirche, die eigentlich schon auf dem Lande liegt. Sie gehört zu einer Beobachtungsstation für Geisteskranke. Diese trieben sich vor der Kirche herum. Alle waren so gleich in Weiß angezogen, daß man Männer und Frauen kaum unterscheiden konnte. An der Kirche empfingen mich zwei Geistliche. Der eine reichte mir ein Kruzifix zum Küssen. Das tat ich natürlich gleich, denn warum soll man nicht das Bild des Heilandes küssen. Der andere berührte mir mit einem Weihwasserschwengel die Stirne, was mich weniger angenehm berührte. Auch der Anstaltsarzt zeigte sich. Die Kirche ist von einem Fürstengeschlecht erbaut, das die Herrschaft über Kiew erstrebte, sie aber nicht erreicht hat. Die Gemälde hier sind die ersten spezifisch russischen, da die Figuren die Landestracht tragen. In der Koncha sieht man eine sehr schöne Madonna. Darunter ist ein Abendmahl, auf dem Christus doppelt dargestellt ist, einmal, wie er sechs Aposteln seinen Leib und einmal, wie er sechs Aposteln sein Blut reicht. Dieselbe Darstellung findet sich noch in der Michaelskirche und in der Sophienkathedrale. Sonst soll sie in ganz Rußland nicht mehr vorkommen. Diese Darstellung, die mir damals neu war, findet sich öfters in der Kunst des christlichen Orients, auch in Miniaturen. Die Ikonostase ist neu und paßt nicht so recht in die Kirche. Hinter derselben befinden sich die ältesten Wandgemälde, etwa aus dem Jahre 1080. Dafür sind sie fabelhaft frisch in der Farbe. Einiges ist allerdings nicht mehr sehr deutlich zu sehen. In einer südlichen Kapelle sind Bilder aus dem Leben des heiligen Kyrillos von Alexandrien, von denen leider nicht viel erhalten ist. In der Vorhalle ist ein Jüngstes Gericht, im allgemeinen die hergebrachte Darstellung. Merkwürdig ist nur, daß die Leute gruppenweise zum Gericht kommen. So ist z. B. eine Gruppe von Fürsten zu sehen. In der Hölle leuchten entfernte Anklänge an Dante auf. Damit war der erste Vormittag vergangen.

Nachmittags begaben wir uns nach dem Bradsky-Kloster. An der Kirche ist nichts zu sehen, dafür aber um so mehr an der Geistlichen Akademie. Dort ist eine wundervolle Sammlung von Heiligenbildern. Da kann man sie in allen Größen, Stoffen und Farben sehen. Unter den vielen Marienbildern erinnerten mich manche an Duccio di Buveinsegna und Cimabue, wenn mir auch die Italiener lieber sind. Leider habe ich damals nicht auf die beiden berühmten Ikonen geachtet, die vom Sinai-Kloster stammen und zu den ältesten gehören. Freilich muß ich sagen, daß mich niemand darauf aufmerksam machte und ich selbst damals gar nicht Bescheid wußte. Jetzt würde ich allerdings das Hauptaugenmerk darauf richten.

Hierauf fuhren wir nach dem Michaels-Kloster. Die Kathedrale desselben ist ganz ausgemalt. In einer Seitenkapelle soll die heilige Barbara begraben sein. Die Art der Leiche würde dafür stimmen, denn der Kopf

ist vom Körper getrennt. Ich habe schon in den verschiedensten Büchern nachgesehen, bin aber noch zu keinem Resultat gekommen, ob sie wirklich hier begraben ist. Der Schrein ist wunderbar in Silber gearbeitet. Auf der Außenseite des Deckels ist das Bild der Heiligen in Relief, auf der Innenseite geätzt. Jedenfalls ist es von den russischen Schreinen, die ich gesehen habe, der schönste. An der Ikonostase ist ein Bild des hl. Michael, das Alexander I. im französischen Feldzuge mit sich geführt hat. Hinter derselben sind Mosaiken aus dem XII. Jahrhundert.

Dann besuchten wir St. Andreas, eine entzückende Rokokokirche, die reizend liegt. Es ist dem Architekten mit außerordentlichem Geschick gelungen, das Rokoko mit den Anforderungen der russischen Kirche zu verbinden. Aber für unser Auge wirkte sie nicht recht russisch. Im Innern ist nichts zu sehen. Die Kirche steht auf der Stelle, wo der heilige Apostel Andreas ein Kreuz errichtet haben soll. Sie ist so am Hang gebaut, daß sie nur durch die kunstreiche Konstruktion gehalten wird. Herr von Mörder interessierte sich ganz besonders für den Bau, da er auf Befehl des Generalgouverneurs die stilgemäße Renovierung des Daches zu leiten hatte. Auf der Terrasse vor der Kirche hat man einen wundervollen Blick auf die Stadt, den Strom und die Gegend.

Den Abend verbrachten wir im Garten des kaufmännischen Klubs. Dort hat man einen entzückenden Blick auf den Dnjepr, der zu Füßen rauscht. Man sieht die Stadt mit den vielen Lichtern, die unabsehbare Ebene und viel Wald. Neben dem Garten steht das Denkmal des heiligen Wladimir. Der Großfürst hat ein Kreuz in der Hand, das abends elektrisch beleuchtet wird. Man soll das dann weit draußen in der Steppe sehen. Der Gedanke hat etwas sehr Schönes.

Nachdem wir am anderen Morgen einige Antiquare mit Erfolg besucht hatten, gingen wir nach der Sophienkathedrale, die meiner Ansicht nach die interessanteste Kirche in Rußland ist. An ihr residiert der Metropolit. Außer ihm gibt es aber noch drei Bischöfe in Kiew. Die Kirche ist von außen etwas verbaut. Das ist ja überhaupt bei den alten byzantinischen Kirchen der Fall, daß sie von außen ziemlich unscheinbar und oft verbaut sind. Sie hat mehrere goldene Kuppeln. Das Innere gemahnt etwas an die Hagia Sophia, weniger an San Marco, wie ich damals in mein Tagebuch schrieb. Die Ikonostase aus der Zeit der Kaiserin Elisabeth paßt gar nicht hinein. Hinter derselben sind sehr schöne Mosaiken. Hier ist wieder die schon erwähnte Abendmahlsdarstellung in sehr guter Erhaltung. Darüber ist eine herrliche, hoheitsvolle Madonna. Um das Abendmahl sind einige Heilige dargestellt, z. B. Stephanus, Laurentius, Nikolaus und Johannes Chrysostomus. Merkwürdig ist, daß einige die regelrechte Tonsur haben, während die russischen Geistlichen lange Haare tragen. Das Bild des heiligen Chrysostomus soll auf ein Porträt zurückgehen. Jedenfalls ist es sehr charakteristisch. Scharf markierte Züge und spitzer, kurzer Bart. Es sind die Züge, die man immer im Orient dem Heiligen gibt. Sie gehen möglicherweise tatsächlich auf ein Porträt

zurück. In der Hauptkuppel sind Mosaiken, die Christus und die Evangelisten darstellen. An zwei sich gegenüberstehenden Pfeilern sieht man, ebenfalls in Mosaik, die Verkündigung. Der Engel sieht wie gestickt aus, Maria ist sehr schön. Von Wandgemälden sieht man noch einige Reste aus dem XI. Jahrhundert. Sie sind sehr zerstört, stellen meist Heilige dar. Sonst sind die meisten Wandgemälder neuer. Ein altes Bild soll vom heiligen Wladimir stammen. Wir stiegen nun die Treppe hinauf, die ursprünglich außerhalb der Kirche war. An den Wänden sind Reste von Wandgemälden aus dem XI. Jahrhundert. Sie stellen profane Gegenstände dar. Hauptsächlich sind es Jagdszenen oder solche aus dem höfischen Leben. Meist sind die Pferde recht gut ausgeführt. Sehr spaßhaft ist ein Bild, wo zwei Löwen einen Stier fressen. Ähnliche Darstellungen scheinen auch in Konstantinopel an einer Treppe der Hagia Sophia gewesen zu sein. Leider sind diese verschwunden. Um so wertvoller sind deshalb die hiesigen. Von der Galerie, auf die wir gelangten, sieht man die Mosaiken viel besser als von unten. Namentlich treten die Verkündigung und die Madonna in der Koncha besonders schön hervor. Beim Abstieg benutzten wir eine andere Treppe, an der sich ebenfalls Reste von solchen profanen Wandgemälden befinden. Endlich sahen wir uns das Grabmal des Großfürsten Jaroslaw an, der die Kirche gegründet hat. Es ist aus Marmor gefertigt und recht schön. In der Kirche führte uns ein Pope herum, der nicht alle kirchlichen Gewänder nach dem Gottesdienste abgelegt hatte. Vor der Kirche lagerten Pilger, was sehr malerisch aussah.

Zum Frühstück hatte uns der Generalgouverneur, der damals sehr bekannte, seitdem verstorbene, General Dragomirow eingeladen. Er und seine Frau sprachen nur französisch. Die Tochter war in Dresden in einem Pensionat gewesen. Mir war es besonders interessant, den Hausherrn und die Sitten in einem russischen Hause kennen zu lernen. Bei der Sakutscha mußte man die schwersten Schnäpse kosten. Dazu waren in der offenen Veranda, wo wir aßen, 30 Grad Reaumur, was in Rußland viel unerträglicher ist als im Süden. An dem Frühstück nahmen u. a. auch der Gouverneur von Wolhynien, Trepow, und seine Frau teil. Wenn ich mich nicht irre, ist es derselbe, der während des Weltkrieges einmal kurze Zeit Ministerpräsident war. Die Trepows machten einen mehr europäisch gebildeten Eindruck als das Hausherrnpaar.

Nachmittags besuchten wir die Wladimir-Kathedrale, die erst zwei Jahre vorher vollendet worden war. Sie ist nach meiner Ansicht von allen modernen russischen Kirchen, die ich gesehen habe, bei weitem die schönste. Die Erlöserkirche in Moskau ist bedeutend größer, aber die hier ist viel einheitlicher. Das Innere ist sehr stilvoll ausgemalt. Besonders schön ist die Madonna in der Koncha. Wundervoll sind die Darstellungen aus dem Leiden Christi. Sehr schön sind auch die Heiligen, die ins Paradies kommen. Wir stiegen auf die Galerie hinauf, wo man die Bilder viel besser sehen kann. Die schönsten Wandgemälde sind von dem Maler Victor Vasnezoff. Er ist 1848

in Moskau geboren und lebt auch dort. Die religiöse Kunst faßt er als etwas Heiliges auf. Hat er ein solches Bild zu malen, so fastet er drei Tage vorher. Ihm ist es gelungen, die russische Kirchenmalerei bei aller Wahrung ihrer Eigenheiten mit einem neuen tiefinnerlichen Geiste zu durchdringen. Ich möchte ihn zu den größten lebenden Meistern der religiösen Kunst rechnen. In meiner Sammlung von Handzeichnungen befinden sich zwei Blätter von seiner Hand, die heilige Olga, Skizze für die Kiewer Kirche, und ein Engel, der 10 Jahre später entstanden und noch viel vollendeter ist.

Endlich sahen wir uns das Haus des Rübenzuckerfabrikanten Hanenko an, der eine wundervolle Sammlung hat. Schon die Treppe ist ganz mit Rüstungen und Waffen aller Art bedeckt. Zunächst kommt man dann zu den Gemälden. Da sind bei weitem die schönsten zwei Porträts von Rembrandt, sein Vater und seine Frau. Ferner sind da wundervolle Emails und Meißner Porzellansachen. Sehr schön sind die alten russischen Sachen. Mit am interessantesten erschienen mir die spythischen Goldsachen. Meistens hat sie Herr Hanenko auf seinem Gute ausgegraben. Das Gut liegt nach russischen Begriffen ganz nahe bei Kiew, man fährt nur 18 Stunden mit dem Zuge. Viele der Goldsachen erinnern an den Fund von Kertsch in der Eremitage. Auch sehr schöne westeuropäische Sachen sind zu sehen. Das ganze ist so schön in den Räumen aufgestellt, daß die Zimmer trotzdem gemütlich und wohnlich aussehen. Herr Hanenko ist der liebenswürdigste Cicerone, den man sich denken kann. Als wir in das Eßzimmer kamen, erschien auch seine Frau. Auch dieser Raum ist ganz alt eingerichtet. Wir nahmen hier eine Tasse Tee. Neben dem Eßzimmer sind noch Gemächer, wo Ausgrabungen aufgestellt sind. Nachher verabschiedeten wir uns von dem Ehepaare Hanenko und kehrten ins Hotel zurück.

Am Abend verließen wir Kiew, und ich kann hier nur wiederholen, daß ich unvergeßliche Eindrücke mit mir nahm. Die nächsten Jahre konnte ich mich freilich den durch die Stadt angeregten Studien nur wenig widmen. Als ich aber 1905 in den Orient reiste, brauchte ich nur an das anzuknüpfen, was sich mir in Kiew erschlossen hatte. Gern würde ich noch einmal die Stadt besuchen, um sie erst so recht zu verstehen. Das wird aber wohl nun durch den Weltkrieg auf Jahre hinaus nicht leicht sein, vielleicht aber durch den Frieden mit der Ukraine eher möglich werden.

Kritik

Deutscher und französischer Katholizismus

Die peinlichen Auseinandersetzungen zwischen französischen und deutschen Katholiken gehen weiter. Eindruckslos scheint verhallt zu sein, was die deutschen Katholiken zur Abwehr der französischen Angriffe geschrieben haben. Wir stehen schmerzlich bewegt vor der nicht aus der Welt zu schaffenden Tatsache, daß unsere Glaubensbrüder in Frankreich leichtfertig das Band der katholischen Einheit zerrissen haben und immer unheilvoller zerreißen, um die Mißachtung der ganzen katholischen Welt auf uns fallen zu lassen.

Diese Tatsache hat dem Bonner Kirchenhistoriker Heinrich Schrörs erneut die Feder in die Hand gedrückt zu einem verdienstvollen Buche, das betitelt ist: „Deutscher und französischer Katholizismus in den letzten Jahrzehnten.“* Da das Toben gegen Deutschlands Katholiken seinen alleinigen Grund in dem überhitzten Nationalismus habe, der auch im katholischen Volke Frankreichs und in diesem mit stark religiösem Einschlag herrsche, gibt der Verfasser im ersten Kapitel die Entwicklungsgeschichte dieses Nationalismus, natürlich mehr skizzenhaft, wie es in dem knappen Rahmen nicht anders möglich ist. Nicht genügend hervorgehoben scheint mir hier, daß vor allem Traditionalisten die Träger des nationalistischen Gedankens waren und sind (während die Progressisten** unter den Katholiken zum größten Teil viel maßvoller, ja teilweise ausgesprochen antinationalistisch-pazifistisch gesinnt waren). Auch wird der mehr triebhafte Charakter dieses traditionalistischen Nationalismus verdunkelt, wenn er gelegentlich ‚als eigens für die Gegenwart zurechtgemacht und als Erzeugnis der Politik‘ (S. 8) hingestellt wird.

In den vielleicht etwas mißverständlichen Äußerungen des hochverdienten Generalvikars Birot von Albi (auf dem Priesterkongreß von Bourges 1900) möchte ich nicht die nationalistische Tragweite sehen, die Verfasser in ihnen sieht. Da hätte viel Schlimmeres angeführt werden können. Daß er, abgesehen von deren monarchistischem Einschlag, in den Leitgedanken mit dieser (der Partei Maurras) auch nur zusammentreffe (S. 35), ist aus inneren und äußeren Gründen unmöglich.

Das zweite Kapitel behandelt die geistigen und religiösen Zustände des katholischen Deutschlands ‚im französischen Spiegel‘, hauptsächlich im Anschluß an Goyau: Les Catholiques allemands et l'Empire évangélique (1916). Das dritte Kapitel gibt eine positive Darstellung der politischen Entwicklung der deutschen Katholiken, von dem sehr richtigen Gedanken ausgehend, daß ‚die Enthüllung des wirklichen Seins die beste Verteidigung‘ gegen Mißverständnisse und Entstellungen ist (S. 113). Diese zwei Kapitel sind vorzüglich.

Das vierte Kapitel („Krisen im französischen Geistesleben“) ist ein aus Notwehr geborener Gegenangriff und hat den Zweck, ‚an der Hand der neuesten

---

* Freiburg i. Br. 1917. Herder, 228 S.

** Ich meine hier natürlich nicht die Angehörigen der politischen Partei.

Geschichte zu zeigen, wie nach den den deutschen Katholiken gegenüber befolgten Methoden der Polemik sich unvergleichlich Schlimmeres gegen die Katholiken Frankreichs sagen ließe, und wie ungerecht darum die gegen uns geschleuderten Anklagen sind.' (S. 155.)

Das Kapitel hinterläßt bei dem Leser, der die geschilderten Ereignisse kennt, einiges Unbehagen. Verfasser hat sich auch hier von dem Bestreben leiten lassen, eine Scheidung der Katholiken in zwei Lager zu vermeiden. So sehr auch mir das widerstrebt, so nötig finde ich es in diesem Falle zur Klarstellung der in Frage kommenden Verhältnisse. Man wird den Eindruck nicht los, daß der Traditionalismus dabei zu gut wegkommt, der Progressismus aber, der gewiß viele krisenhafte Erscheinungen hervorgerufen hat, in einem zu ungünstigen Lichte erscheint, um nicht zu sagen, fast ganz ins Negative fällt. Das hängt wohl damit zusammen, daß sich der Verfasser infolge der Absperrung in der Zwangslage befand, für die neueste Zeit so einseitige Quellen wie Houtin, Barbier und Fontaine benutzen zu müssen. Daß Schrörs das empfunden hat, geht nicht bloß aus der Bemerkung hervor, daß er diese Werke nur als Materialsammlungen, als die sie einen großen Wert hätten, benütze, ohne sich die Folgerungen und Urteile zu eigen zu machen (S. 157), sondern auch daraus, daß er außer der ausführlichen Erklärung und Rechtfertigung seines Vorhabens in der Einleitung des Kapitels am Schlusse desselben nochmals eine sehr schöne und sehr richtige Überhellung des Ganzen (S. 203) für notwendig erachtet hat. Die dabei zum Ausdruck gebrachte Tatsache, daß sich geistiges Leben in der Kirche Frankreichs geregt, daß sie kraftvoll gerungen habe, aus veralteten Zuständen emporzukommen und sich mit der Kultur des Zeitalters auseinanderzusetzen, hätte aber vor allem durch die Art der Behandlung des Krisenhaften selbst mehr in die Erscheinung treten können. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß wir in Deutschland die schwerste dieser Krisen, die modernistische, nur deshalb um so viel leichter und sicherer überwunden haben, weil infolge unserer politisch-sozialen Inanspruchnahme viele Fragen, die in Frankreich kühn zur Erörterung gestellt und mehr oder weniger befriedigenden Lösungen entgegengeführt wurden, nicht in demselben Maße als dringlich und lösungsbedürftig empfunden worden, daß also die französischen Katholiken gewissermaßen auch für uns ‚sich mit der Kultur des Zeitalters auseinandergesetzt' haben, was ich persönlich auch heute noch dankbar empfinde.

Die Passivitätskrise, die auf Rechnung der Traditionalisten zu setzen wäre, ist im Zusammenhang gar nicht dargestellt, trotzdem sie erst die über das Ziel hinausschießende Aktivitätskrise der Progressisten ganz erklärt. Dieser Sakristeikatholizismus, diese verdünnte geistige Atmosphäre ist der breite Hintergrund, auf dem Krisen wie die Evadébewegung, der Amerikanismus, der Sillon (überhaupt der Demokratismus) und in gewisser Beziehung auch der Modernismus erst ihre richtige Beleuchtung erhalten.

Der Nationalismus ist zwar im ersten Kapitel ausführlich behandelt und kritisiert, aber er hätte auch hier wegen seiner Verkoppelung mit dem ‚Amoralismus' der Action française als Krise festgelegt werden sollen, schon deshalb, weil gerade diese Krise im Krieg wie ein Feuerbrand über die Grenzen geschlagen und an das Universalbild der Kirche züngelnd gefaßt hat.* Nicht behandelt sind auch die den Absichten der kirchlichen Behörden durchaus nicht entsprechenden

* Vgl. Abbé Lugan: L'Action française et l'Idée chrétienne. Bloud. 1909. Abbé Laberthonnière: Positivisme et Catholicisme. Bloud. 1911. Jos. Serre: Un athée catholique. Lyon, Vitte.

Gewaltsamkeiten bei Gelegenheit der durch die Trennung von Kirche und Staat notwendig gewordenen Bestandsaufnahmen in den Kirchen. Es waren nichts anderes als politisch-reaktionäre Ausschreitungen, die, wie z. B. in Sainte Clotilde in Paris, das Gotteshaus zum Schauplatz wüster Schlägereien machten.* Hier tritt eine im französischen Traditionalismus weitverbreitete Geistesverfassung, die namentlich in der Action française (‚Politique d'abord' und ‚Par tous les moyens') lebendig ist, in einem besonderen Falle klar in die Erscheinung.

Hingegen scheint es mir, als ob das Krisenhafte im Schoße des Progressismus reichlich voll ins Licht gerückt und nicht nur nach der sachlichen Seite hin reichlich hart verurteilt werde. So hätte ich Einwendungen zu machen gegen die Behandlung der ‚grünen Kardinäle' (S. 169), gegen die Zusammenstellung des Bischofs Lacroix von Tarentaise mit den Bischöfen Geay von Laval und Le Nordez von Dijon (S. 175), gegen die Art, wie die Teilnahme an den freien Besprechungen der ‚Union pour l'Action morale' beurteilt wird (S. 169), gegen die Behandlung des Sillon (S. 185), des Amerikanismus. (S. 176 ff.)

Ein besonderes Wort muß ich noch sagen bezüglich Georges Fonsegrives. Die von Fontaine übernommene Darstellung, als ob die Soziologie Fonsegrives sich nur ‚von dem Hasse gegen alle gesellschaftlichen Gewalten' (supériorités) leiten zu lassen scheine, gibt doch von dem Wirken dieses unermüdlichsten aller französischen Laienkatholiken ein gar verzerrtes Bild. Er darf auch nicht neben einem Dabry ohne weiteres spöttisch als ‚sozialer Kirchenlehrer' hingestellt werden, er, der für seine Lettres d'un curé de campagne und Lettres d'un curé de canton von Kardinal Rampolla im Auftrage Leo XIII. zwei sehr anerkennende Schreiben erhalten hat, in denen er aufgefordert wird, ‚die guten Prinzipien in derselben Weise weiter zu verfolgen und zu fördern'.** Überhaupt steckt m. E. etwas viel Ironie in dem Schrörsschen Buch. Ich habe das Gefühl, als ob sie in diesem Falle die von dem Verfasser so sehr gewünschte Wiederannäherung eher erschwert. Das ist mir besonders häufig bei der Behandlung Goyaus aufgefallen, aber auch bei der Erwähnung des Amerikanismus, wo mit Bezug auf eine Rede des Erzbischofs Ireland in Paris ‚von einem Pfingstfest der Kirche der Zukunft' gesprochen wird, das ‚eine überreichliche Ausgießung des amerikanischen Geistes' bewirkt habe, ‚von dem auch Goyau sich tief ergriffen fühlte' (S. 177). Man kann so gut verstehen, welcher Taumel der Begeisterung die Zuhörer ergriff, als ein Erzbischof über den Ozean kam und endlich in der Sprache der Zeit redete und Wege der Tat wies. Wie viele guten Vorsätze, wieviel begeistertes Tun mögen aus diesem seelischen Erglühen geflossen sein! Es mag der Läuterung und Leitung bedurft haben, verträgt aber keinen Spott.

Es gibt auch ein falsches Bild der philosophischen Tätigkeit, wenn die Annales de philosophie chrétienne als führende Zeitschrift für katholische Philosophie genannt und als ‚neukantisch' bezeichnet werden, während die Revue thomiste (seit 1893), die Revue de philosophie (herausg. von Peillaube, seit 1900) und die Revue des sciences philosophiques et théologiques (Dominikaner, seit 1906) unerwähnt bleiben. (S. 187.)

Das fünfte Kapitel rechnet, stark pessimistisch, mit einer ‚fortdauernden

* Vgl. die Broschüre: Défaite ou Victoire. 130 S. Verlag der Vérité française. 1906.

** Vgl. Ives le Querdec (Fonsegrive): Le Journal d'un Evêque. IIe partie. Après le Concordat. P. Lecoffre 1899. p. 260/61.

Gegnerschaft' nicht nur der französischen Katholiken, sondern eventuell sogar des ganzen katholischen Westeuropas bis jenseits des Ozeans. Ich sehe etwas optimistischer in die Zukunft, kann mich aber nur von ganzem Herzen den trefflichen Ausführungen und Mahnungen, die von vorausschauender Weitherzigkeit und strahlender Liebe zur Kirche eingegeben sind, anschließen. Dieses Kapitel verdient jedenfalls ganz besondere Erwägung und Beherzigung von seiten aller, die irgendwie außerhalb Deutschlands der Idee des katholischen Universalismus Förderung zu schaffen berufen sind. Aber auch alle anderen können aus diesen und den anderen Kapiteln reiche Belehrung und Anregung schöpfen. Die paar Ausstellungen, die ich im Interesse der historischen Wahrheit machen zu müssen glaubte, sollen jedenfalls niemand abhalten, zu dem Büchlein zu greifen.

H. P.

Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland / Von Joseph Schwering

Je weiter der Krieg sein großes Zerstörungswerk ausdehnte, um so fester mußte sich der Blick auf die künftigen Aufgaben des Friedens richten. Es gilt, unendlich viel aufzubauen in Staat und Gesellschaft, überall die Brücke zu finden vom Krieg zum Frieden. Die Not der Zeit hat Männer der verschiedensten Parteirichtungen und Konfessionen auf weiten Gebieten zu gemeinsamer Arbeit für die kommende Zeit zusammengeführt. Dem Rufe des Direktors der Bibliothek des Herrenhauses, Friedrich Thimme, und des Leiters der deutschen Gewerkschaften, Carl Legien, folgte eine größere Anzahl berufener Männer, um in einer gemeinsamen Schrift: ‚Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland' weiteren Kreisen die Möglichkeit und Notwendigkeit der Mitarbeit aller Parteirichtungen an wichtigen sozialen Fragen vor Augen zu führen. Ein ähnliches Ziel verfolgt auf einem andern Felde die jüngst von Dr. Bozi (Bielefeld) und Dr. Heinemann (Berlin) herausgegebene Schrift: ‚Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland'.* Die Schrift enthält 25 Beiträge von Männern verschiedener Richtung und Berufsarbeit, Theoretikern und Praktikern, insbesondere von Juristen, Verwaltungsbeamten, Volkswirten und Politikern. Nach dem ursprünglichen Plane sollte das Werk nur die künftigen Aufgaben von Recht und Verwaltung umfassen. Mit Recht wurde der Rahmen weiter gezogen. Allerdings hat der Krieg das ganze öffentliche Leben in Mitleidenschaft gezogen, auch Recht und Verwaltung konnten nicht unberührt bleiben. Aber am tiefsten sind doch Politik und Wirtschaft betroffen, die Beziehungen von Volk und Staat nach innen und außen. Mit der Ausdehnung des Programmes auf die Politik wurde auch der Raum frei für Teilgebiete der sozialen Frage. So behandelt Th. Brauer die Bedeutung der Arbeiterbewegung für die Rechtsentwicklung, R. Wissell Arbeitsrecht und Versicherungsrecht, A. Cohen die Arbeitsnachweisfrage, Th. Leipart den Arbeitstarifvertrag nach dem Kriege. Die führende Stelle unter den sozialpolitischen Aufsätzen nimmt die Arbeit des Mitherausgebers Dr. Hugo Heinemann ein über die soziale Kraft der Koalition. Mit Nachdruck tritt der sachkundige Verfasser für die Niederlegung der Schranken ein, die das geltende

* Verlag von F. Encke in Stuttgart.

Recht der Vereinigungsfreiheit der Arbeiter ziehen. Diese Forderungen sind im Laufe des Krieges ihrer Verwirklichung ein gutes Stück näher gekommen, allerdings hatten sie auch schon vor dem Kriege manche Vertreter bei den bürgerlichen Parteien. Es mag daran erinnert werden, daß der jüngst verstorbene, konservativ gerichtete Rechtslehrer Sohm bereits vor mehr als 20 Jahren in seiner Kritik eines Entwurfes des B.-G.-B. sich mit Schärfe gegen jeden Versuch gewandt hat, der Arbeiterbewegung durch gesetzliche Vorschriften Einhalt zu gebieten. ‚In Wahrheit', so schloß er seine Ausführungen, ‚ist Gerechtigkeit stets die größte Klugheit und die gleichmäßig Sonne und Wind den Gesellschaftsklassen zuteilende Gesetzgebung die beste Grundlage für die bestehende Ordnung.'

Die Aufsätze aus dem Gebiete von Recht und Verwaltung behandeln sehr verschiedene Dinge, z. B. Richter und Justizverwaltung (Marx, Düsseldorf), Berufsrichter und Volksrichter (Heine, Berlin), Gesetzgebung und Rechtsprechung (Riß, München), die Aufgaben des Friedensrichters (Bamberger, Aschersleben). Diese Aufsätze erörtern Fragen, die bereits sämtlich geraume Zeit vor dem Kriege vielfach erwogen wurden. Daß der Krieg sie der Lösung näher bringen werde, ist kaum zu erwarten. Zum Teil werden sie wahrscheinlich gerade wegen der hereingebrochenen Katastrophe zurückgestellt werden zu Gunsten neuer ungleich wichtigerer Aufgaben. Aber die Gesamtrichtung von Recht, Gesetzgebung und Rechtsprechung kann von dem großen Ereignis des Krieges nicht unberührt bleiben. Auf einen Punkt von grundsätzlicher Bedeutung, der in dem Beitrag von Riß, Gesetzgebung und Rechtsprechung, gestreift wird, möge hier kurz hingewiesen werden. Während Jahrhunderte lang das Recht und seine Einrichtungen in Deutschland auf Gewohnheitsrecht beruhten, ist namentlich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Macht und Bedeutung der Gesetzgebung ständig gewachsen. Das Gesetz ist fast zum Alleinherrscher geworden, der regelmäßig der Gewohnheit den Spielraum der Betätigung absteckt, wenn nicht ganz entzieht. Die Fülle der Gesetze hat sich aber nicht als die Fülle des Glücks erwiesen, im Gegenteil, die Kluft zwischen dem Volk und seinem Recht ist in den letzten Jahrzehnten ständig gewachsen. Die Auffassung, welche in dem Gesetz die normale oder gar ausschließliche Quelle des Rechts erblickt, steht in scharfem Gegensatz zu den Grundgedanken des Naturrechts. Das Naturrecht beansprucht seinen Platz vor und über jedem positiven Recht. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß das Naturrecht in den Kämpfen um das Recht der Zukunft eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist. Die historische Schule, voran Savigny, wurde im vorigen Jahrhundert vielfach als Überwinder des Naturrechts gefeiert. Heute wird seine unverwüstliche Kraft in immer weiteren Kreisen anerkannt. Es ist bezeichnend, daß ein so anregender und vielseitiger Geist wie der Berliner Rechtslehrer Kohler sich neuerdings wiederholt als Verteidiger des Naturrechts bekannt hat, streng unterscheidend zwischen dem entarteten Naturrecht eines Hugo Grotius, Thomasius und Pufendorf und den unvergänglichen naturrechtlichen Ideen eines Thomas v. Aquin, Suarez und Molina.

Unter den Beiträgen, die das wirtschaftliche Gebiet berühren, ist namentlich die Abhandlung von Aug. Müller über die Entwicklung und Organisation der Konsumgenossenschaften bemerkenswert. Der sachkundige Verfasser zeigt, wie diese Art von sozialistischer Herstellung und Verteilung aus den gesellschaftlichen Zuständen der neueren Zeit herausgewachsen ist als ein Korrelat

der Kartelle und Truste und erörtert eingehend ihre wichtige soziale Funktion in Frieden und Krieg. Georg Bernhard (Berlin) behandelt in großen Zügen das außerordentlich wichtige Problem der Finanzwirtschaft der Zukunft. Die ungeheure Staatsschuldenlast des Reiches hat den Gedanken einer einmaligen, den Grundstock des Vermögens angreifenden Abgabe nahegelegt. Georg Bernhard verkennt nicht, daß nur eine außerordentliche Notlage ein Mittel rechtfertigen könnte, das einer teilweisen Vermögenskonfiskation gleichkommt. Die Bedenken, die einem solchen Eingriff entgegenstehen, liegen nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf psychologischem und ethisch-sozialem Gebiet. Daß ein großer Teil des Gesamtbedarfes des Reiches auf indirekte Steuern abzuwälzen sein wird, ist nicht zu bezweifeln. Aber der Ausbau dieser Steuern muß so angelegt werden, daß er der Erneuerung und der Wiederaufrichtung der Privatwirtschaft nicht hinderlich ist. Seinen früheren Platz auf dem Weltmarkt kann der deutsche Fabrikant und Kaufmann nur bei äußerster Kraftentfaltung zurückgewinnen. Der Verfasser tritt daher mit Nachdruck dafür ein, daß die kaufmännische und industrielle Werbetätigkeit unbehelligt bleibt, daß die Tarife der Eisenbahnen, die Gebühren für Briefe, Telephon und Telegramme nicht erhöht bzw. wieder herabgesetzt werden. Monopole hält er mit zahlreichen anderen Volkswirten für unvermeidlich. Die bekannten Bedenken gegen das System der Staatsmonopole glaubt er durch eine eigenartige Organisation beseitigen zu können: er empfiehlt die Einführung beschränkter staatlicher Fabrikationsmonopole, bei denen sich staatliche Kontrolle und privatwirtschaftliche Initiative vereinigen.

Die beiden Schlußaufsätze lenken den Blick auf die großen Zukunftsfragen der auswärtigen Politik. Otto Jöhlinger, Redakteur des ‚Berliner Tageblatts‘, behandelt die Kolonialpolitik. Der Krieg hat uns die Notwendigkeit großer überseeischer Produktionsstätten vor Augen geführt. Wir bedürfen der Zufuhr von Kaffee, Baumwolle und Kautschuk zur Ergänzung unserer Wirtschaft. Noch viel schmerzlicher ist uns allerdings die unzulängliche Produktionskraft der heimischen Wirtschaft hinsichtlich der notwendigsten Lebensmittel zum Bewußtsein gekommen, die Knappheit von Brot, Fleisch und Milch. Das sind die beiden Punkte, an denen sich noch heute die Geister scheiden, die Vertreter der Kontinental- und der Überseepolitik. Jöhlinger verkennt nicht, daß große überseeische Produktionsstätten uns in einem zukünftigen Kriege nur dann nützlich sein können, wenn auch während des Krieges die Schiffahrt unbehindert bleibt. Die Freiheit der Meere, so meint er, werde uns das garantieren. Diese Hoffnung kann sich nicht voll erfüllen. Bei der ungünstigen Lage Deutschlands zum Meere ist damit zu rechnen, daß jeder größere Seekrieg den Verkehr mit unseren Kolonien unterbindet. Bekanntlich war der jährliche Zufluß von deutschen Kolonisten vor dem Kriege so gering, daß die Schutzgebiete als deutsche Ansiedelungsstätten nicht in Betracht kommen konnten. Daß der Zustrom nach dem Kriege stärker werden sollte, ist kaum anzunehmen. Jöhlinger ist der Ansicht, daß ein großer Teil der Kolonien auch in Zukunft nicht in vollem Umfange erschlossen werden könne, weil es uns dazu an Menschen fehle. Umgekehrt sind verschiedene Volkswirte der Ansicht, daß gerade Deutschland an Übervölkerung leide. Auf diese wichtige Frage kann hier nicht näher eingegangen werden. Von dem Gedanken ausgehend, das Grundproblem der künftigen deutschen Politik liege in der Auffindung der rechten Synthese zwischen Kontinental- und Weltpolitik, befürwortet M. v. Hagen in dem Schlußaufsatz über die

auswärtige Politik nach dem Kriege ein ausgedehntes, weit über Deutschland und Österreich hinausreichendes mitteleuropäisches Bündnissystem. Im Verein mit Schweden und Dänemark würde Deutschland die Freiheit der Ostsee, im Verein mit Holland und Norwegen die Freiheit der Nordsee, im Verein mit Österreich und der Türkei die Freiheit des Mittelmeeres, mit Rumänien und Bulgarien die Freiheit des Schwarzen Meeres gegen die feindlichen Seemächte verteidigen und damit automatisch die Freiheit der Ozeane erzwingen können. Daß diese weitere mitteleuropäische Gemeinschaft vor der engeren manche Vorzüge hätte, ist dem Verfasser ohne weiteres zuzugeben, aber solche Zukunftsbilder liegen vorläufig noch außerhalb des Bereiches realpolitischer Erwägungen.

Schon diese kurze Übersicht über die wichtigsten Beiträge gibt ein Bild von dem reichen Inhalt der Schrift. Jedem, der nicht achtlos an den großen Fragen der inneren und äußeren Politik der Zukunft vorbeigeht, wird das Werk manche Anregung und Förderung bieten. Vielleicht wäre allerdings auch hier weniger mehr gewesen, wenn sich nämlich die Herausgeber auf die Sammlung solcher Beiträge beschränkt hätten, welche unmittelbar durch den Krieg berührte tiefere Probleme behandeln.

Stegemann, Geschichte des Krieges*

Von Italien treulos im Stiche gelassen, bestand für den Bund der beiden Mittelmächte, Deutsches Reich und Österreich-Ungarn, Mitte September 1914 eine höchst schwierige Kriegslage, die große Gefahren für die Zukunft darbot. Damals wurde im ‚Hochland' keine besondere ‚Kriegsbetrachtung für September 1914' veröffentlicht, sondern diese mit der für Oktober 1914 zusammengefaßt, nachdem erst ein ausreichender Einblick in die Ursachen des großen Rückschlages gewonnen und auch wieder eine günstige Wendung eingetreten war.

Mit jenem bedrohlichen Zeitabschnitte schloß der I. Band des unten genannten Werkes.** Nun bringt der II. Band die Darstellung der Kriegsereignisse für die 5 Monate vom 12. September 1914 bis Mitte Februar 1915, behandelt jedoch nur die Kämpfe im Westen und Osten. Sowohl der Seekrieg wie die wichtige Beteiligung der Türkei, mit der am 11. November 1914 der Zweibund zum Dreibund wurde, dann die Kämpfe an der österreichisch-ungarischen Südgrenze gegen Serbien und Montenegro, sowie in den überseeischen Gebieten wurden nicht vorgeführt. Unzweifelhaft sind West und Ost die Hauptkriegsschauplätze des riesigen Völkerkampfes, aber die Vorgänge auf den Nebengebieten üben doch sehr großen Einfluß auf den Gesamtverlauf allein schon dadurch, daß sie viele Kampfmittel beanspruchen, die der Entscheidung entzogen werden. Insoferne ist das Werk unvollständig und verdient deshalb um so mehr die Kennzeichnung als ‚Kriegsgeschichtlicher Zeitbehelf'. Sie gebührte ihm schon darum, weil die Gründe, die auf die beiderseitigen Heerführungen zu ihren Entschlüssen und Handlungen führten, vorerst noch unbekannt sind, sowie auch von den Stärkeverhältnissen und verfügbaren Kampfmitteln zuverlässige Angaben fehlen. Im Vorwort bekennt

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsgeschichtlicher Zeitbehelf', Hochland 14. Jahrgang 1916/17 Bd. II S. 492.

** Hermann Stegemanns ‚Geschichte des Krieges' II. Band. Mit 4 farbigen Kriegs-arten 1.–60. Tausend. Stuttgart und Berlin, Deutsche rla sanstalt 1917, XII und 504 S. Geb. in Leinen 12 M., in albfranz 15 M.

der Verfasser selbst ganz offen die Unfertigkeit seines Werkes. Wem es aber nur um die Hauptsache des Weltkrieges zu tun ist, nämlich die entscheidenden Landkämpfe in Europa, der wird mit der großen schriftstellerischen Leistung Stegemanns, die vollste Anerkennung verdient, gewiß sehr zufrieden sein. In glänzender Schreibweise schildert der Verfasser klar und anschaulich die Heeresbewegungen und die jeweiligen Kriegslagen. Besonderes Lob verdienen seine kurzen trefflichen Rückblicke und zusammenfassenden Betrachtungen je am Schlusse eines Kriegsabschnittes, wobei rühmend hervorzuheben ist, daß der Verfasser mit Recht des eigenen Urteils sich enthält im Gegensatz zu gar manchem unberufenen Kriegsgeschichtschreiber, der sich anmaßt, sogar die Leistungen größter Feldherrn in ihrem Werte herabzusetzen. Endlich ist als sehr wertvoll zu erwähnen, daß der Verfasser im II. ebenso wie im I. Band bemüht war, streng ohnseitig zu bleiben. Schließlich ist noch die gediegene Ausstattung des Werkes zu bemerken; leider ist die dem II. Band beigefügte Karte für den Osten durch die eigenartige, zu wenig einfache Zeichnung des Farbendruckes nicht übersichtlich genug. Jedem Leser, der die entscheidenden Heeresbewegungen in West und Ost gründlich kennen und verstehen lernen will, ist das treffliche Werk wärmstens zu empfehlen. Die außerordentlichen Leistungen und die großen, gegenüber einer 4—5fachen Überzahl errungenen Erfolge der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere wird er staunend bewundern. Generalmajor Friedrich Otto.

Else Hasse, Der große Krieg und die deutsche Seele

‚Patriot sein heißt vor allem nach seelischen Gewinnen trachten, um das Reich auch von innen heraus zu beschirmen, damit es uns in Herrlichkeit bleibe.‘ So umschreibt Else Hasse am Schlusse des Vorworts Sinn ihres Buches: Der große Krieg und die deutsche Seele. Bilder aus dem Innenleben unseres Volkes.* Ein von tiefinnerlicher Seelenkraft und Seelengröße leuchtendes, von Güte und Menschlichkeit, Liebe und Zuversicht getragenes Buch: ein echtes Frauenbuch, ein prachtvolles Seelendokument aus großer Zeit. Fast zu frauenhaft-ätherisch, hochhinfahrend, weltentschwebend. Ein Drang, ein Wille, eine Kunst der Idealisierung, die aller Zerrissenheit Herr wird, die alle Dumpfheit in hellklingende Sehnsucht auflöst. Oft hält man inne, stutzt ob der Sicherheit, widerspricht und möchte das Gegenteil behaupten. Behauptet es auch in Erinnerung an die steingewordenen Erlebnisse des Krieges. Ringt mit all den Geistern des Tales, die wie böser Spuk uns umflattern. Sie sitzen uns im Nacken und spotten der Hoffnung. Wir aber lesen weiter, fest entschlossen, uns von dem Dämon der Schwere nicht bezwingen zu lassen. Und die Vertiefung wird uns belohnt, die Treue, die wir dem Besten in uns gewahrt haben, indem wir uns dem Schwebenden, Klingenden in diesem Buch hingaben, bringt gute Früchte. Der selbstsichere, wurzelechte Idealismus faßt uns mächtig ans Herz. Wir spüren: Das ist mehr als Idealismus im Sinne von Schwärmerei, das ist mehr als Erkenntnis im Sinne von Bildung. Das ist Erkenntnis, die schon fast weise, Liebe, die schon fast sehend geworden ist. Noch ist Unsicherheit und Unbestimmtheit, wenn es gilt, die Erkenntnis in letzte organische Formen münden zu lassen. Die Seelenzerrissenheit und Völkerzerklüftung werden festgestellt und als Endergebnis

---

* Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten-München 1917.

des Zeitalters der Verweltlichung erkannt. Erkannt wird auch der einzige, erste Weg, auf dem Verbundenheit wieder hergestellt werden kann: ‚Ein Kulturvolk muß eins sein im Gefühl für ein Ideal, und dieses darf nicht blaß und blutleer, es muß fest gestaltet sein und klare Züge tragen.' Dieses Ideal kann nur Christus sein. Diese Erkenntnis wirkt verheißungsvoll. Stark ist sie in den Vordergrund geschoben und als Unerläßlichkeit der christusmüden, fernhin suchenden Welt hingestellt. Aber die große tragende Wirklichkeit, in der Christus als der ewig Gegenwärtige in mystischer Allwirksamkeit und Alldurchdringung steht, ist kaum mehr als mit leisen Fühlern erfaßt. Organisches Denken sucht überall nach organischen Lösungen. Das ist wunderbar zu verfolgen: dieses Bindenwollen an Höchstes und Letztes, das quillt aus tiefster Erfahrung. Erscheint doch neben dem überindividuellen Idealbild, Christus, auch da und dort noch, mit Dantes Augen gesehen, der Menschen ‚gottgedachtes Urbild', nicht bloß als Weg, das eigene Zeitliche direkt mit einer ewigen Ordnung zu verbinden, sondern auch als wundersames Motiv der Liebe, die die Seelen bei Freund und Feind so sehen und fördern soll, wie Gott sie denkt und will.

Wie schön ist der Ausklang des Buches, wo dieser Urbildgedanke auch auf unser Volk angewandt und ihm die Aufgabe gestellt wird, das ideale Bild deutscher Wesensart, das sich in den besseren Kräften dieser Weltenstunde schon leise widerspiegele, im Geiste gegenwärtig zu halten und demgemäß zu handeln! Denn ‚nur das selbstlosere, weitherzigere, ehrlichere, freiere, friedlichere, frömmere Volk wird ein Wesen haben, woran „die Welt genesen" könnte'. Möchten recht viele, viele dieses goldene Buch lesen in dieser schwersten Zeit und die Kraft daraus schöpfen, zu glauben und zu hoffen. H. P.

Rundschau

Zeitgeschichte

Kriegsbetrachtung für Jan. 1918*

Zur Kürzung zwingt Papiermangel; nur wichtigste Tatsachen können betrachtet werden; für Begründungen fehlt Raum.

Arm an Entscheidungskämpfen verlief der 42. Kriegsmonat. Winterfrost und beiderseitige Vorbereitung der Frühjahrsschlachten brachten ‚Stille vor dem Sturme'. Deshalb richtete sich die Hauptaufmerksamkeit der Menschheit auf die bisher fruchtlosen Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, den russischen Wirrwarr und die innerpolitischen Gärungen fast aller Völker. Unverändert blieb im Januar die allgemeine Kriegslage wie seither günstig dem Vierbund.

Ungehemmt weitervernichtend vollzieht sich unter dem Wasserspiegel der Seekrieg. Seit Beginn des uneingeschränkten Unterseekampfes, Februar 1917, bis zum Jahresschlusse betrugen die Erfolge an versenktem Handelsschiffsraum bereits 8 958 000 Bruttoregistertonnen; hiezu kamen im 42. Kriegsmonate, nach deutschamtlichen Einzelveröffentlichungen vom 1. bis 31. Januar, weitere 525 000 Tonnen, ungerechnet 35 Dampfer, 2 Segler und 2 Fischerfahrzeuge, deren Tonnenzahl nicht bekannt wurde. Innerhalb eines Jahres wurden also ungefähr 9½ Millionen Tonnen Schiffsraum vernichtet. Besonders stark sind die mittelbaren Wirkungen auf die wirtschaftliche Lage der feindlichen, aber auch der ohnseitigen Länder. Diesen wurden von den Einkreismächten wegen Schiffsmangel die überseeischen Zufuhren teils eingeschränkt, teils völlig gesperrt, sowie unter Machtmißbrauch ihre Handelsfahrzeuge weggenommen. Gleichwohl gelang es dem Einkreisungsverbande nicht, die Schiffsverluste auszugleichen, denn diese sind etwa dreimal so groß wie die Ersatzbauten. Demnach verminderte sich der etwa 46 Millionen Br.-R.-T. zählende Weltfrachtraum des Einkreisungsverbandes bereits um mindestens 6 Millionen und schwindet entsprechend stetig mehr dahin, die Notlage in den feindlichen Staaten, namentlich den Westmächten, fortwährend verschlimmernd. So verlor das besonders leidende Italien schon mehr als die Hälfte seiner Handelsflotte, die britische aber seit 5. Februar 1917 allein in den ersten 7 Monaten mehr als 5 Millionen Bruttoregistertonnen. Alle Gegenmaßnahmen führten noch zu keiner Einschränkung der Unterseeopfer; schneller, als der Einkreisverband Tauchschiffe versenken kann, baut der Vierbund neue, und rascher vernichtet er Handelsschiffe, als der Verband Ersatz zu schaffen vermag. Zur Bekämpfung der amerikanischen Flottenstützorte auf den Azoren, Kanarischen und Kapverdischen Eilanden wurde auf diese am 11. Januar vom Vierbunde das Unterseesperrgebiet ausgedehnt. Auf dem Wasserspiegel fanden im Wintermonat Januar keine entscheidenden Kämpfe statt. Noch immer hielt sich die übergroße britische Schlachtflotte zurück und blieb versteckt. Um so anerkennenswerter ist, daß deutsche leichte Seestreitkräfte am 15. Januar wichtige englische Hafenanlagen nördlich der Themsemündung mit mindestens 300 Granaten beschossen, ferner daß die kleine türkische Flotte am 20. Januar aus den Dardanellen einen Vorstoß gegen britische Seestreitkräfte unternahm und diesen verhältnismäßig ansehnliche Ver-

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Dezember 1917' Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Februarheft S. 589.

luste zufügte, dabei allerdings selbst den Kleinen Kreuzer ‚Midilli' (früher ‚Breslau') verlor. Ohne Gefechte, meist durch Unterseeminen und Torpedos des Vierbundes, wurde im Januar der britischen Kriegsflotte wieder eine Anzahl Kampfeinheiten vernichtet: 4 Zerstörer, 2 Tauchschiffe, 1 großer und 1 kleiner Monitor.

Nach einer nichtamtlichen Übersicht gingen im Luftkriege des Jahres 1917 auf allen Kriegsschauplätzen insgesamt 735 deutsche und 2647 feindliche Flugzeuge, dann 34 deutsche und 244 feindliche Fesselbälle verloren. Ihre Richtigkeit vorausgesetzt beweisen diese Zahlen eine starke Führungsüberlegenheit der deutschen Luftwaffe, obwohl diese von den Gegnern an Flugzeugen der Menge nach erheblich übertroffen wird. Aus dem Januar 1918 sind als besonders erfolgreich hervorzuheben je ein großzügiger Luftangriff am Monatsende auf England und Frankreich mit starken Wirkungen namentlich auf London und Paris als Vergeltung für die vielen gegnerischen Fliegerunternehmungen auf offene westdeutsche Städte.

In schwankender Stärke und örtlich wechselnd waren den 42. Kriegsmonat hindurch im Westen nur Geschützkämpfe und Erkundungsunternehmungen. Entscheidungsschlachten unterblieben jedoch, ein größerer französischer Angriff am 9. Januar in 4 Kilometer Breite westlich Flirey mißglückte. Die allgemeine Lage und die militärischen Kriegsgrenzen blieben daher in diesem Monate unverändert. Schwieriger gestaltete sich die innere Lage Frankreichs durch die Lebensmittelnot, die bis zur Ernte 1918 nicht gehoben werden kann. Infolge Kohlenmangels mußte ferner bereits die Herstellung von Gas eingestellt werden. Nachträglich wurden die großen britischen Verluste bekannt, die besonders stark in der Schlacht bei Cambrai waren; insgesamt hatten die britischen Streitkräfte im Jahre 1917 eine Million Tote. Schwere Sorgen bereitet daher Großbritannien wie auch Frankreich der Mannschaftsersatz, umsomehr, als von den Westmächten mit Spannung ein angeblich bevorstehender deutscher Riesenangriff erwartet wird. Zu dessen Abwehr würden bereits eifrigst Verteidigungsarbeiten ausgeführt. Schwächend wirken die andauernden Unruhen in Irland und Portugal, die Ausstände der britischen und französischen Rüstungsarbeiter. Um das ohnseitige Spanien zum Bündnis und zur Kriegsteilnahme zu gewinnen, wurde dort mit angelsächsischem Golde eine innere Gärung erzeugt, die aber vorläufig nicht zum Ziele führte. Bereits stark geschwächt durch den Krieg geriet endlich Frankreich in engste Abhängigkeit von Großbritannien, mit dem es sogar einen Vertrag auf Pachtung von Calais für 99 Jahre abschloß. Durch starke Befestigungen auf der Land- und Seeseite machten die Briten Calais zu ihrem Kriegshafen und Landungsbrückenkopf. Außerdem übernahmen sie einen neuen Abschnitt der über 500 Kilometer langen französischen Stellungen und dehnten damit ihre eigenen angeblich bis zu 150 Kilometer Breite aus.

Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze blieb die allgemeine Lage fast bis Monatsende unverändert. Am 28. Januar jedoch begannen die Italiener nach dreitägiger Geschützvorbereitung heftige Angriffe auf die Berge Col del Rosso und Monte di Val Bella, die sie am 29. zurückeroberten. Dadurch wurde ihnen nach der großen Niederlage die herabgedrückte Stimmung wieder wesentlich gehoben und ihre Kriegsbedrängnis erleichtert. Dem Vernehmen nach meinte ein österreichisch-ungarischer höherer Offizier in Sylvesterstimmung, für sein Vaterland sei der Krieg eigentlich zu Ende, da es vom Feinde befreit sei und das Südwestheer auf italienischem Boden stände. Spätestens lehrten ihm die vorgeschilderten ernüchternden Ereignisse das Gegenteil, wenn nicht

schon vorher die Vorgänge in Brest-Litowsk und die unverminderten Ansprüche Italiens auf österreichische Gebiete. Vorläufig ist ein Kriegsende nicht abzusehen, obwohl es für die Welschen besonders dringend nötig wäre. Außerordentlich groß sind nämlich ihre Versorgungsschwierigkeiten und inneren Nöte.

Im *Balkangebiete* änderte sich auf dem südlichen, *mazedonischen*, Kriegsschauplatze bei zeitweiligen einflußlosen örtlichen Kämpfen die Lage nicht. Auf dem nördlichen, in der *Dobrudscha*, dauerte wie im ganzen Osten der Waffenstillstand fort. Vorerst nahm das griechische Heer noch keinen erheblichen Anteil am Kriege; vielleicht kommt es überhaupt nicht mehr dazu. Beabsichtigt doch der Einkreisungsverband das Saloniki-Unternehmen, das mit dem inzwischen geschlagenen rumänisch-russischen Südheere zusammenwirken sollte, als jetzt gegenstandslos und kräfteverzehrend aufzugeben.

Unter Fortdauer des Waffenstillstandes im *Osten* begannen am 4. Januar in Brest-Litowsk zwischen Vierbund und Rußland Friedensverhandlungen, führten jedoch durch absichtliche russische Verzögerung bis zum Ende des 42. Kriegsmonats nicht zum Abschlusse. Ist doch der Gegensatz zwischen den einherrschaftlich-*staats*bürgerlichen und den genossenschaftlich-*welt*bürgerlichen Anschauungen zu groß. Während die jetzt in Rußland herrschende Umsturzregierung versuchte, in den Reihen der Mittelmächte ebenfalls eine allgemeine Umwälzung herbeizuführen, vermochte sie nicht, im eigenen Lande Ruhe und Ordnung herzustellen und aufrechtzuerhalten, noch den Zerfall des riesigen russischen Reiches zu verhindern. Während des ganzen Monats tobte Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südrußland, außerdem entstand Krieg mit dem bisherigen Verbündeten Rumänien. Immer stärker wird der Wirrwarr, einander widersprechende Nachrichten verhindern klaren Einblick. Außer dem vom Vierbund besetzten, bisher russischen Polen erklärten bereits ihre Selbständigkeit: Finnland, Ukraine, Bessarabien, Chanat der Krim, Gebiet der Donkosaken, Kubangebiet, Südöstlicher Bund (nördlicher Kaukasus), Bund der kleinen Wolgavölker, Transkaukasien, Sibirien und Baikalien. Außerdem bildeten sich als Freistaaten: Turkestan, die Baschkirenstämme des Südural und endlich Ufa (mit Kasan und einem Teil von Orenburg). Unsicher ist noch, inwieweit diese Staatenbildungen schon fertig sind, ob sie ganz unabhängig werden oder sich zu einem russischen Staatenbunde mit Groß- und Weißrußland zusammenschließen werden. Das Bestreben, an das Deutsche Reich als Einzelstaaten sich anzuschließen, zeigen die Ostseegebiete Kur-, Liv- und Esthland. Aber alles ist noch in der Entwicklung und unfertig. Vom Verlaufe der Friedensverhandlungen hängt die Ausreifung ab. Erschwerend wirkt dabei, daß die jetzige genossenherrschaftliche Regierung in Petersburg keine Ausnahme von der Regel ist. Nach den geschichtlichen Vorbildern aller Staatsumwälzungen will sie zwar selbst die ‚Freiheit‘, ist aber ebenso wie die frühere Alleinherrschaft des Kaisertums gegen alle Andersdenkenden und -handelnden mörderisch unduldsam und versucht diese mit stärksten Gewaltmitteln zu unterdrücken. Rein militärisch betrachtet ist festgestellt, daß die russische Streitmacht in ihrer früheren Einheit nicht mehr besteht. Durch das politische Durcheinander im Innern Rußlands sind dessen Heer und Flotte gleichfalls in der Auflösung begriffen und ist damit das große Land fast wehrlos. Außer den Wintereinflüssen würde jetzt nichts die Vierbundsheere hindern, weit in das Innere einzudringen. Aber vielleicht genügt der Obersten Heeresleitung des Vierbundes schon die Tatsache, daß die russische Angriffskraft zusammenbrach und auf absehbare Zeit sich nicht erneuern wird. Bedenklich für den Sommer

1918 erscheint das Auftreten einer Pestseuche in Südrußland.

Von den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen liegen nur dürftige Nachrichten vor, nach denen die allgemeine militärische Lage dort sich nicht wesentlich änderte. In Palästina errangen die Türken an der Küste einige Vorteile. Ueberall war geringe Kampftätigkeit, im Kaukasus Waffenstillstand.

Aus den überseeischen Kriegsgebieten ist hervorzuheben, daß die aus Deutschostafrika verdrängten Schutztruppen den Krieg auf feindlichem, portugiesischen, Gebiete erfolgreich fortsetzten und dort starken Widerstand leisteten. Der eisernen Kraft des tüchtigen deutschen Oberbefehlshabers widmen selbst englische Zeitschriften größte Anerkennung. — Für die Franzosen scheinen in Nordafrika schwierige Verhältnisse zu bestehen, in dem für diese Gebiete der besonders tatkräftige General Nivelle, der erfolgreiche Verteidiger von Verdun, als oberster Befehlshaber eingesetzt wurde. — Zu blutigen Zusammenstößen zwischen Mohammedanern und Hindus führte die in Indien bestehende heftige Gärung. Einen lebhaften Aufruf für die Befreiung Indiens, Irlands und Ägyptens durch bewaffneten Widerstand gegen die britische Herrschaft erließ der in Stockholm befindliche ‚Europäische Hauptausschuß der indischen Nationalisten‘. Ihren Bestrebungen würde eine britische Niederlage auf dem westlichen Kriegsschauplatze wesentlichen Vorschub leisten. — Großes Aufsehen erregten besonders in Amerika die starken japanischen Rüstungen, indem das Heer von 13 auf 25 Armeekorps vermehrt werden soll. Vorgeblich sind sie gegen das aufrührische Rußland, wahrscheinlich aber gegen die Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet. Wurden doch von Japan die amerikanischen Zeitungsberichterstatter wegen Veröffentlichung der militärischen Vorbereitungen ausgewiesen. Den Hauptgrund für Japan werden wohl die ungeheueren Kriegsrüstungen Amerikas bilden, die ihm bedrohlich erscheinen. Zwar sollen sie zur Vernichtung der preußisch-deutschen Wehrherrschaft dienen, tatsächlich bringen sie aber Amerika selbst, wie schon vorher Großbritannien, den stärksten ‚Militarismus‘. — Aus Asien verlautete endlich noch die bedenkliche Neuigkeit, daß in China im Grenzgebiete von Schansi und Mongolei die Pest ausbrach und schnell nach Norden sich ausbreitete. Sollte der Weltkrieg außer den blutigen Verlusten doch der Menschheit auch noch das ‚Große Sterben‘ bringen?

Durch die Langsamkeit der dortigen Rüstungen machte der Krieg mit Amerika nur geringe Fortschritte. Nach Erklärung im Senate könne Amerika nicht vor Ende 1918 eine Million Soldaten in Frankreich haben. Vorläufig fehle es an allem. Übrigens seien die Rüstungen hauptsächlich gegen die immer drohender werdende japanische Gefahr bestimmt, denn der Kampf um die Herrschaft auf dem Stillen Meere rücke immer näher. Dazu machten die gespannten Beziehungen mit Mexiko neuerdings nötig, an dessen Grenze Truppen bereitzustellen. Merkwürdigerweise besteht jetzt in dem reichen Lande eine Lebensmittelnot, sowie Mangel an Kohlen usw. Nach berüchtigten europäischen Kriegsmustern scheint auch in den Vereinigten Staaten ein großer Warenwucher und -schwindel zu blühen. Endlich ist noch hervorzuheben, daß in dem ‚freien‘, vorgeblich für die Freiheit aller Völker kämpfenden Amerika jetzt eine Polizeiherrschaft besteht, schlimmer als einst im kaiserlichen Rußland. Heutzutage würde ein Pilatus statt ‚Was ist Wahrheit?‘ wohl zeitgemäßer fragen: ‚Was ist Freiheit?‘

Bedauerlicherweise brachte das Ende des 42. Kriegsmonats im inneren Kriegsleben der Mittelmächte starke Störungen, indem durch weltbürgerliche Einflüsse und Beispiele der russischen Ge-

nossenherrschaftler im Deutschen Reiche und in Österreich-Ungarn mehrtägige Arbeitsausstände in den Rüstungsbetrieben angeblich zur Friedenserzwingung, wahrscheinlich aber zur Einleitung der Staatsumwälzung, angezettelt wurden. Vermutlich wirkte angelsächsisches Gold mit, um den politischen Zusammenbruch der militärisch siegreichen Mittelmächte herbeizuführen. Am gesunden Sinn der deutschen Staatsbürger und ihrer Bundesgenossen scheiterte die Bewegung, die militärisch keinen einflußreichen Schaden verursachte. Deutlich aber zeigte die helle Freude unserer Feinde, welche Hoffnungen diese schon daran geknüpft hatten. Noch in jedem Kriege erwies sich ein Stillstand der Heeresbewegungen, wie wir ihn jetzt haben, politisch schädlich; für den Vierbund ergibt sich hieraus die mahnende Lehre, wie dringend ihm zur Erringung des Friedens nötig wäre: der Sieg im Westen.

Abgeschlossen 1. Februar 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

J. K. U. Vom 29.—31. Januar hielt in Zürich die ‚Internationale katholische Union' ihre zweite Jahrestagung ab. Die Anregung eines Zusammenschlusses der katholischen Parlamentarier und Politiker jenseits der durch den Krieg entfesselten nationalen Leidenschaften ist von der Schweiz ausgegangen, und der Grund, daß bis jetzt die Inter- und Übernationalität der Veranstaltung sich noch nicht vollkommen ausgewirkt hat, liegt somit nicht in dem falsch gewählten Ausgangspunkt. Es hatten sich nur Vertreter deutscher, ungarischer, tschechischer, polnischer, litauischer, ruthenischer, kroatischer, großrussischer und dänischer Nationalität eingefunden. Während auf seiten der Italiener, Spanier, Iren nur äußere Schwierigkeiten ihr Fernbleiben bestimmten, sind es bei den Franzosen und zu einem guten Teil wohl auch bei den Engländern noch psychologische Hemmungen, die den Durchbruch des Gedankens der katholischen Einheit über alle Empfindungen des Völkerhasses hinweg hintanhalten. Der tatsächliche Verlauf der Tagung, der sein geistiges Gepräge durch die wahrhaft übernationale religiöse Art erhielt, mit der der Vorsitzende der J. K. U., Ständerat Wirz aus Sarnen, die Verhandlungen leitete, macht jedenfalls für solche Hemmungen keine nachträgliche Rechtfertigung möglich. Die Versammlung hat es denn auch sehr bedauert, daß ihren Arbeiten die wertvolle Mitwirkung von katholischen Vertretern der kriegführenden Westmächte diesmal noch versagt blieb, und gab der Hoffnung Ausdruck, der unter dem Segen des Hl. Vaters tagende Kongreß möge das nächste Mal der sichtbare Ausdruck katholischer Selbstbesinnung auf die Aufgaben und Ziele sein, die der durch den Weltkrieg geschaffene Zustand im Völkerleben den Angehörigen der Weltkirche unbeschadet ihrer Pflichten gegen das Vaterland stellt. Der Kongreß lehnte es durchaus ab, seine Bestrebungen etwa als pazifistische in der ursprünglichen Bedeutung dieses Terminus aufzufassen. Der rein humanitäre Pazifizismus, der die Herstellung des Weltfriedens lediglich als eine Folge rationalistischer Aufklärung und vernünftiger Erörterungen für möglich hält, wurde nicht nur in der Diskussion abgelehnt, sondern durch die positive Auffassung überwunden, die nur in einer christlich geläuterten Humanität wirkliche Vorbedingungen für ein friedliches Nebeneinanderleben der Völker und Staaten erblicken kann. Solange als dieser sittlich-religiöse Läuterungsprozeß, der den Inhalt der göttlichen Erziehungsaufgabe der Kirche ausmacht, die politische Moral vom Einzelmenschen aus nicht tiefer umgewandelt hat, so lange werden Kriege zwar bedauerlich, aber nicht vermeidlich sein, ja sie werden sich als Mittel des göttlichen Erziehungswerkes selber darbieten, und es wird keine Möglichkeit eines Verständigungsfriedens geben, der Ga-

rantien der Dauer in sich trägt. In der zum Beschluß erhobenen Antwort des Kongresses auf die Friedensnote des Hl. Vaters vom August 1917 ist dieser Gedanke in Anlehnung an die Worte Papst Benedikts XV. zum Ausdruck gebracht und zugleich den ‚hohen Grundsätzen' gehuldigt worden, von denen aus der Hl. Vater die Anbahnung von Friedensverhandlungen für gerecht und möglich erklärt hat. Ist in dieser einstimmig beschlossenen Resolution ein Höhepunkt der Tagung zu erblicken gewesen, so kommt doch auch noch zwei anderen Punkten der Tagesordnung hohe Bedeutung zu: wir meinen dem Beschluß, die christlichen sozialen Organisationen ohne Unterschied ihres engeren Programms und der nationalen Besonderheit zum Austausch ihrer Erfahrung und zur gemeinsamen Beratung der nach dem Krieg zweifellos in allen Ländern ziemlich gleichartig auftauchenden Probleme zusammenzuschließen und auf diese Weise gleichsam auch ein Gegengewicht zu schaffen gegenüber dem Einfluß der sog. roten Internationale, und wir meinen ferner dem Beschluß, die von Münster i. W. ausgehende Bewegung einer Reform des Völkerrechts auf katholischer Grundlage der Beachtung und Förderung der katholischen Welt zu empfehlen. Indem diese Reform die naturrechtlichen Grundlagen auch des Völkerrechts wieder stärker zur Geltung gebracht sehen möchte, erklärt sie der rein machtpolitischen Orientierung des völkerrechtlichen Denkens, wie sie besonders in dem auf die Spitze getriebenen Begriff von der staatlichen Souveränität zum Ausdruck kommt, den Krieg und bereitet somit der Idee eines Völker- und Staatenbundes den Boden. So stand die Tagung durchweg im Dienste jener Gedanken, die heute mehr als je die Bestgesinnten in allen Nationen beschäftigen und zu deren Verwirklichung die Versammelten um so erfolgreicher beizutragen überzeugt waren, je stärker sie sich von der Idee der in Christus und seiner Kirche geeinigten Menschheit durchdringen lassen. Die Beratungen fanden ihren Abschluß dadurch, daß die Versammelten kniend den apostolischen Segen empfingen, den der auf dem Kongreß anwesende Weihbischof Dr. Waitz aus Feldkirch im Auftrag des Papstes spendete. -th.

Theodore Roosevelt. Der Krieg, der die Welt mit grellem Schein erleuchtet, hat über Staatsmänner und Völker, über Einrichtungen und Grundsätze, über Wesentliches und Bedeutungsloses in der Vergangenheit und über Aufgaben der Zukunft ein merkwürdiges Licht verbreitet. Er hat uns Freunde gezeigt, wo wir sie nicht in dieser Zahl zu finden gehofft hatten, noch mehr freilich eine zu verschmerzende, bereitet Welt geoffenbart. Eine Enttäuschung, freilich eine zu verschmerzende, bereitet hat uns auch ein Mann, den wir, der sich selbst zu den Freunden des deutschen Volkes zählte: Th. Roosevelt. Bei dem Interesse, dessen dieser Name jederzeit sicher ist, lohnt es sich, den Mann an der Hand seines jüngsten Werkes ‚Aus meinem Leben' (Brockhaus 1914) zu betrachten.

Ein erstaunlich reiches Leben rollt sich hier ab. Ein Mann, der als Jäger, Viehzüchter, Schriftsteller, Regimentskommandeur Erfolge errungen, die höchste Stufe in einem mächtigen Staate erklommen und seine Präsidentschaft zu einem Wendepunkt im inneren Leben und der auswärtigen Politik seines Volkes gemacht hat, ist keine gewöhnliche Erscheinung und weiß das natürlich auch. Er schreibt es mit Recht keinem besonderen Genie zu, sondern der Gunst der Herkunft aus einem wohlhabenden und sittlich ernsten Elternhause, seinem Mut und seiner Tatkraft. Dem Rauhreiter, der Jahre lang mit Pferd und Büchse ein freies, verwegenes Leben führte und sich trotz seiner Brille die Achtung und Freundschaft der Cowboys

verschaffte, Grizzlbären und Löwen jagte und 48 Stunden im Sattel sitzen konnte, der noch als Präsident bei Treibeis den Potomac durchschwamm und sich im Weißen Haus mit Preisboxern maß, war die körperliche Leistungsfähigkeit, die ihm die Bewunderung (und die Wahlstimmen) des gemeinen Mannes verschaffte, nicht angeboren; er war als Knabe schwächlich, linkisch und schüchtern und litt an Asthma und, lange ohne es zu wissen, an Kurzsichtigkeit. Um seinem Mangel an physischem Mut abzuhelfen, fing er mit 14 Jahren das Boxen an und hat sich das Fürchten vor körperlicher Gefahr denn auch so gründlich abgewöhnt, daß er fast verächtlich auf Leute herunterblickt, die sich keiner Todesgefahr auszusetzen haben und ‚gewohnt sind, anständig an Infektionskrankheiten im Bette zu sterben‘. Die Abschnitte über sein Leben als Naturbursche und Naturfreund (mit nicht zu verachtenden Kenntnissen) gehören zu den reizvollsten des Buches und sind ohne Ruhmredigkeit geschrieben, ohne die es in den politischen nicht ganz abgeht.

Einen gründlichen Einblick bekommt man in die gesellschaftliche und politische Demokratie der Union, wovon die erstere entschieden wohltuender berührt als die letztere. Auch Amerika hat ja eine Aristokratie, und R. selbst entstammt ihr. Aber er ist vorurteilsfrei gegen Stand, Bekenntnis oder Rasse, läßt Cowboys und Preisboxer als seine Freunde abbilden, lädt Neger und Grubenarbeiter ins Weiße Haus zum Frühstück ein, besucht einen katholischen Temperenzverein, um junge Beamte oder Polizisten zu finden, und begnadigt einen wegen Totschlags Verurteilten als unschuldig auf das einfache Leumundszeugnis eines Paulistenpaters hin. Das sind an sich Dinge von wenig Belang; aber es steht ein lebhaftes soziales Gefühl und ein ausgesprochener Gerechtigkeitssinn dahinter. Und das ist wohl Roosevelts größtes Verdienst, das soziale Gewissen in seinem Lande geschärft zu haben. Er wird nicht müde, sittliche Grundsätze über das Verhältnis der oberen Stände und der Korporationen zu den arbeitenden Klassen zu predigen. Seine Lehren sind nicht gerade tief, aber sehr gesund. Dieser wohltuende Idealismus ist ein Geschenk des Elternhauses; von seinem Vater, einem reichen Geschäftsmann, erzählt er, daß er sich der Zeitungsjungen und der kleinen Italiener annahm und in einer Missions-Schule unterrichtete, was auch Roosevelt selbst als Student sieben Jahre lang tat. Über die Idealisten, die wohl schöne Ziele haben, aber nichts davon verstehen, wie man in der Politik etwas durchsetzen muß und den Arbeitern also wenig nützen, gießt er freilich die volle Länge des Spottes aus. Denn es scheint fast, als ob man in Amerika solche Reformen einer Überzahl von Schurken abzulisten hätte.

Von dem politischen Getriebe erhält man nämlich einen abschreckenden Eindruck. Man sieht, wie schwer es ist, sich der Parteimaschine zu entziehen. Roosevelt hat es fertig gebracht und eine Zeitlang seine Partei selbst gegen ihren Willen beherrscht; aber schließlich ist er doch an der Maschine gescheitert, nicht am Mangel an Erfolgen oder an seinem Ehrgeiz, den man in Amerika keinem hervorragenden Manne übelnimmt, und die Überschrift ‚Wie man eine alte Partei zum Fortschritt bringt‘ mutet heute an wie tragische Ironie. Daß er als Präsident eine dritte Wahl ablehnte, muß man seinem Charakter hoch anrechnen; denn sie wäre damals so gut wie sicher gewesen. Die Korruption ist nach dem Urteil des erfahrenen Praktikers erheblich größer, als man nach dem idealisierenden Werke Münsterbergs über ‚Amerika und die Amerikaner‘ annehmen möchte. Nirgends in der Welt wird die Kapitalmacht wirtschaftlich so mißbraucht, auch von persönlich achtbaren Leuten, da ‚die Entfernung die Dividenden desinfiziert‘, und nirgends ist der politische Einfluß des Großkapitals nach Roosevelts eigenem Zeugnis so ungeheuer wie in diesem

Lande, wo man Senatoren, Gouverneure, Richter, Zeitungen kaufen kann. Für die Zeit, da er in die Politik eintrat, schätzt er ein Drittel des Repräsentantenhauses als bestechlich ein; ‚seither ist es ein wenig besser geworden.‘ Die ganze Regierung von Pennsylvanien war zeitweise in den Händen des Öltrustes, von Tammany zu schweigen. Dem Riesenbetrug mit Staatsländereien auf Kosten der Allgemeinheit und der kommenden Generationen hat erst Roosevelt selbst etwas Einhalt getan. Abstoßend ist auch die Gehässigkeit im Wahlkampf. Der Rauhreiteroberst muß ein ganzes Zeugenaufgebot aufmarschieren lassen zum Beweis, daß er auf Kuba überhaupt in Feuer stand. Doch ist er gegen seine Gegner nur selten verletzend, wirklich gehässig jedoch gegen einen, Taft, der seine Kreatur war und ihm und seiner Politik untreu wurde. Bei aller Demokratie fehlt es auch nicht an sehr ergötzlichen Bürokratenstückchen.

Recht kläglich nimmt sich das amerikanische Heerwesen aus. Das ganze Kapitel über den Krieg mit Spanien erhält die Überschrift ‚Der Krieg der ungerüsteten Vereinigten Staaten‘, und die Mobilmachung von ganzen 17 000 Mann ist recht drastisch geschildert. Die Offiziere mußten Züge, Schiffe, Verpflegung auf gut Glück requirieren. Kein Mensch konnte irgendwelche Auskunft geben. Klassisch ist der Bürochef im Kriegsamte mit seinem Jammer, daß er sein Büro so schön in Ordnung gehabt habe und daß der Krieg ihm nun alles über den Haufen werfe. Und echt amerikanisch ist der einflußreiche, nach seinen eigenen Begriffen sehr ehrenwerte Eisenbahnmagnat, der zum Marineunterstaatssekretär Roosevelt kam und einen anderen Hafen zum Einschiffen forderte als Tampa, weil seine Linie auch ein Recht auf den Nutzen von der Truppenbeförderung habe. Dabei hatte der Mann nicht einmal ganz unrecht; denn er hatte guten Grund zur Annahme, daß sein Konkurrent vom Kriegsamt in ungehöriger Weise bevorzugt war. Seit dieser Zeit ist gewiß vieles, besonders durch Roosevelt selbst, besser geworden, durch Organisation des Generalstabs, Einführung kriegsmäßiger Manöver, Entfernung dienstunfähiger Offiziere, Verbesserung des Materials. Aber Roosevelt weiß auch, daß ein Vergleich mit den militärischen Leistungen Japans oder Bulgariens für Amerika beschämend ist. Dabei soll nicht vergessen werden, daß der Amerikaner ein guter Patriot ist und ein körperlich tüchtiges Material liefert und daß die Flotte erheblich über dem Landheer steht.

Die auswärtige Politik ist leider nur dürftig behandelt, und interessante Enthüllungen darf der Leser nicht erwarten. Die Grundsätze: sein Recht anderen Völkern gegenüber zu behaupten, allen höflich und gerecht zu begegnen und den Schwachen gegenüber sein Recht langsamer geltend zu machen als den Starken, sind gewiß sehr schön. Aber Roosevelt täuscht sich, wenn er meint, daß sie gerade unter seiner Regierung befolgt worden seien. Er hält es für notwendig, den Krieg mit Spanien, an dessen Ausbruch er einen großen Teil Schuld trägt, und die Losreißung Panamas von Kolumbien ausführlich zu rechtfertigen. Aber seine Darlegungen wirken nicht überzeugend. Die Beurteilung der auch von Amerikanern selbst als Schurkenstreich bezeichneten Revolution in Panama wird nicht hinfällig durch die Erwiderung, die Roosevelt seinen Gegnern gibt: ob sie denn dafür seien, daß man Panama zurückgebe. Überraschend ist sein Standpunkt in der Philippinenfrage; er ist nicht dagegen, daß man die Inseln aufgebe, in diesem Falle aber dafür, daß man sie ganz aufgebe, ohne irgendwelche Verpflichtungen für die Zukunft zu unternehmen, weder für Ordnung im Innern noch für Schutz gegen Japan. Noch überraschender wäre sein Gesinnungswechsel uns Deutschen gegenüber, wenn man nicht wüßte, welche Macht staatliche und

persönliche Interessen und ein leidenschaftliches Gemüt über das ruhige Urteil haben. Im 15. Lebensjahr weilte Roosevelt einen Sommer in Dresden und gewann ‚einen lebhaften Eindruck von dem Wohlwollen, der Gemütlichkeit, der Fähigkeit zu schwerer Arbeit, dem Pflichtgefühl, der Freude an Literatur und Wissenschaft, dem Stolz auf das neue Deutschland'. ‚Seit jener Zeit und noch heute wäre es mir unmöglich, die Deutschen wirklich als Ausländer zu empfinden.' Man sieht, daß man die Grundsätze und Überzeugungen des Verfassers zwar nicht als Heuchelei, aber auch nicht immer als sehr tief und ernst zu nehmen braucht.

Der Zufall will es, daß auch Grey, Poincaré und der deutsche Kaiser in dem Buche genannt sind: Grey als höchst friedlicher Kenner der englischen Vogelwelt; Poincaré als Mitglied der Parlamentsgruppe für internationale Schiedsgerichte und Versöhnung, welche dem Friedensstifter von Portsmouth ein Originalexemplar von Sullys Memorien widmete, wo der Gedanke vom ewigen Frieden zuerst vertreten ist; Wilhelm II. als der einzige, der bei der Friedensvermittlung zwischen Rußland und Japan mithalf, während ‚eine Japan und eine Rußland befreundete Macht' (England und Frankreich) ihre Dienste verweigerten.

Roosevelt hat ohne Zweifel um sein Land Verdienste wie keiner der Mitlebenden. Man sagt, er selbst schätze den Bau des Panamakanals und die Weltumseglung der Flotte am höchsten ein. Andere sehen sein Hauptverdienst im mutigen Anfassen der inneren Probleme, im unablässigen Eintreten für wirtschaftliche Gerechtigkeit, im Kampf für die Reinigung der Staatsmaschine, in der angebahnten Schonung der Wälder, Bodenschätze und anderen nationalen Hilfsquellen; die Imperialisten darin, daß er für die militärische und internationale Stellung Amerikas eine Wendung gebracht hat. Keine Präsidentschaft schneidet so tief in die Geschichte seines Volkes ein seit George Washington und Abraham Lincoln. Und doch wird ihn weder das Urteil des Volkes noch das der Geschichte neben diese beiden stellen; denn er ist keinem von ihnen vergleichbar an Weisheit und Mäßigung, an Edelmut und schlichter Lauterkeit des Charakters.

An Glanz der Darstellung können sich diese Erinnerungen* nicht mit denen von Schurz messen, obwohl die Übersetzung sichtlich gut ist. Oft genug ist der Stil geradezu hausbacken, wozu die Aufteilung in kleine Abschnitte das Ihrige beiträgt. Bei der Eigenart und dem Rang des Verfassers ist es aber selbstverständlich, daß der Leser des Fesselnden und Belehrenden genug findet.

Dr. E. Knüpfer.

Religionswissenschaft

Julius Wellhausen †. Als wir diesen Namen auf der Totentafel lasen († Mitte Januar 1918) und da und dort einem Nachruf auf ihn in den Tagesblättern begegneten, war er auch in weiteren katholischen Kreisen nicht mehr ganz unbekannt. Am 27. Juni 1906 hat die päpstliche Bibelkommission entschieden, daß der Pentateuch, die seit alter Zeit so genannten fünf Bücher Mosis, im wesentlichen authentisch sei, und die Richtung in der modernen Bibelforschung, gegen die die Entscheidung ergangen war, konnte man allgemein als die Wellhausensche Schule bezeichnen hö-

* ‚Aus meinem Leben', Erinnerungen, 1914, deutsch, bei Brockhaus, 492 S., geb. 10.— Mk. Aus manchen Angaben ist zu schließen, daß das Werk bruchstückweise im Laufe der letzten Jahre entstanden ist. Manches ist zuerst in ‚Outlook' erschienen, anderes den ‚Rauhreitern' und dem ‚Ranch Life' entnommen. Von dem reichen Bilderschmuck könnte man manches gleichgültige Gesicht ohne Schaden missen, und deutsche Leser würden dafür Bilder bekannter Persönlichkeiten, wie Lodge, Hanna, Aldrich, La Follette vorziehen. Die deutsche Ausgabe bringt auch erklärende Fußnoten.

ren. W. trat 1870 zum ersten Male literarisch hervor und hat während eines langen Gelehrtenlebens auf verschiedenen Gebieten gearbeitet, von der mit Vorliebe gepflegten Arabistik bis zur neutestamentlichen Exegese. Den Ruf eines Führers und Bahnbrechers erwarben ihm die beiden Hauptwerke: ‚Komposition des Hexateuchs' (1876/77, 3. Aufl. 1899) und ‚Prolegomena zur Geschichte Israels' (1878, 6. Ausgabe 1905). Damit hat er bestimmend in eine der wichtigsten Fragen eingegriffen, die über 1½ Jahrhunderte bereits die wissenschaftliche Erforschung des Alten Testamentes lebhaft beschäftigt.

Fr. A. Wolf hat 1795 in seinen ‚Prolegomena ad Homerum' den Versuch gemacht, das gewaltige Epos der Ilias in seine Bestandteile aufzulösen und an Stelle des einzigartigen Dichterfürsten Homer die kleineren Dichtergestalten der Homeriden zu setzen. Als Schrittmacher war ihm der französische Arzt Astruc vorangegangen, der Virgils stolzes Wort: ‚Avia Pieridum peragro loca nullius ante trita solo' i. J. 1753 an die Spitze seines Werkes schrieb: ‚Conjectures sur les mémoires originaux, dont il parait que Moise s'est servi pour composer la Genèse.' Das war das Geburtsjahr der literarischen Kritik am Pentateuch oder richtiger, da die fünf Bücher Mosis erst im Buche Josue zum Abschluß kommen, der Hexateuchkritik. Der Hexateuch galt fürderhin nicht mehr als ein einheitliches Werk, sondern wurde in seine Komponenten aufgelöst, in vier Hauptquellen oder Urkunden. Bald nach Astruc schon leugnete man Moses als Verfasser und ließ sein Werk erst in nachmosaischer Zeit entstehen. Nachdem einmal hierin die Grundlagen der Tradition aufgegeben waren, trieb man folgerichtig immer radikaleren Hypothesen zu. Das Werden des israelitischen Volkes, besonders seine Kultus- und Religionsgeschichte, die allmähliche Ausgestaltung seiner priesterlichen Einrichtungen wurde unabhängig von den überlieferten Quellen aufgebaut, und was nach dem biblischen Berichte Moses als Sinaigesetz dem Volke Israel übermittelt hat, das wurde als jüngstes Erzeugnis an das Ende der Entwicklung geschoben, die mit Moses begann und mit dem babylonischen Exil zu einem gewissen Abschluß kam: nicht im 15. Jahrh. v. Chr. treten Kultusgesetz und ‚Priesterkodex' in Kraft, sondern es spiegeln sich darin Zustände und Ereignisse wieder, wie sie erst ein Jahrtausend später im Judenvolke herrschten. Das ist die jüngste und radikalste Form der Hexateuchkritik. Schon 1833 trug sie der Straßburger Exeget E. Reuß im akademischen Hörsaal vor; K. H. Graf trat mit ihr 1866 in die breitere Öffentlichkeit; Wellhausen aber wurde ihr Herold in den weitesten Kreisen, und seine gewichtige Stimme gab für die folgende Entwicklung den Ausschlag. Die ‚Graf Wellhausensche Theorie' von der Entstehung des Hexateuchs trat ihren Siegeszug an und gewann die freisinnigen Exegetenkreise für sich, sogar bis weit hinein in die protestantische Orthodoxie dehnte sie allmählich ihre Eroberungen aus. Zwei Richtungen flossen in Wellhausen zusammen, und das mag, abgesehen von zufälliger Gunst der geschichtlichen Lage, seinen durchschlagenden Erfolg gegenüber seinen Vorgängern erklären. Ewald in Göttingen, der fast ein halbes Jahrhundert lang die Hexateuchforschung beherrschte, war sein Lehrer und vererbte ihm den philologisch-kritischen Geist, und mit stilistischem Feingefühl und ausgedehnter sprachlicher Schulung führte der noch erfolgreichere Schüler die Quellenscheidung am Hexateuch bis ins Kleinste durch. Anderseits hatte W. Vatke schon in seiner ‚Biblischen Theologie des Alten Testamentes' (1835) hegelianische Ideen zum Aufbau der israelitischen Religionsgeschichte verwertet. Vatke selbst mochte wohl schon lange vor Wellhausen von der Hegelschen Philosophie sich losge-

macht haben. Aber seine Anhänger hielten sich an seine Mahnung: ‚Wenn ich einmal alt und schwach werden sollte und anders lehren, so glauben Sie mir nicht!‘ und folgten lieber dem jugendlichen Stürmer, der ohne Rücksicht auf geschichtliche Quellen sich den Werdegang Israels nach vorgefaßten Ideen zurecht legte, und in dieser Gefolgschaft befand sich wiederum Wellhausen. Er führte nicht nur die kritische Quellenentscheidung am Hexateuch folgerichtig weiter, sondern führte sie so durch, daß sie die Vatkeschen Vorstellungen von der israelitischen Geschichte bestätigten, und so wurde aus der Literarkritik am Hexateuch und den geschichtsphilosophischen Leitsätzen Hegels, auf die Geschichte des Alten Bundes angewendet, wie nach einer prästabilierten Harmonie ein geschlossenes Ganze. Das war die Stärke der Wellhausenschen Lehre über die Komposition des Hexateuchs.

In dem geschichtsphilosophischen Element der Wellhausenschen Theorie liegt aber eine bedrohliche Schwäche des ganzen Baues. Auch die literarkritische Methode, nach der Wellhausen und seine Schule Abschnitt von Abschnitt sonderte und Vers und Versteil je eigenen Quellen zuwies, fand vielfachen und lauten Widerspruch. Allein wenn auch hier noch keineswegs abgeschlossene Resultate erzielt sind, wenn auch die Fortführung der literarkritischen Analyse die gegenwärtig vorherrschenden Anschauungen noch wesentlich umgestalten kann, Literarkritik und Quellenscheidung und deren Ergebnisse in groben Linien dürften gute Aussichten haben, sich zu behaupten. Aber mit dem geschichtlichen Aufbau der Wellhausenschen Theorie steht es weniger gut. Seit 1878 erscheint von Wellhausens Hauptwerk zur israelitischen Geschichte Ausgabe um Ausgabe ohne Änderung. Und doch haben in der Zwischenzeit wichtige Entdeckungen auf biblischem Boden unsere Erkenntnisse wesentlich erweitert und umgestaltet. Wellhausens Theorie ist in genialem Wurf geschaffen, und so ist es begreiflich, daß sie nicht recht geeignet ist, einer rasch fortschreitenden Forschung sich schmiegsam und beweglich anzupassen. Trotzdem äußerlich die Wellhausensche Hexateuchtheorie das Feld der alttestamentlichen Forschung zu beherrschen scheint, bröckelt Stein um Stein aus ihrem Gefüge. Mit Wehmut mag es der siebzigjährige Meister empfunden haben, daß die Widmung der Festgabe zum 17. Mai 1914 die eingetretene Scheidung der Geister nicht zu verhüllen vermochte. Da zu fürchten war, daß eine allseitige Beteiligung an einer Festschrift nicht zustande käme, wurde eine engere Auswahl derjenigen Fachgenossen getroffen, die mit ganzem Herzen sich an der Ehrung beteiligen wollten. In literarkritischen Fragen wird Wellhausens Urteil immer noch eingeholt und beachtet. Dagegen sind weite Exegetenkreise, die geschichtlich denken, nicht mehr ‚mit ganzem Herzen‘ auf der Spur des einst hochangesehenen Führers.

Dem geschichtlichen Fachwerk am Hypothesenbau der Wellhausenschen Schule mußte die amtliche kirchliche Lehre entgegentreten. In manchen lebt die Besorgnis, es möchte mit jeglicher Art von Pentateuchkritik eine Errungenschaft protestantischer Bibelforschung in den katholischen Wissenschaftsbetrieb übernommen werden. Diese Sorge ist unbegründet. Ehe die Hexateuchforschung sich dem Radikalismus zuwendete, hatte der französische Oratorianerpriester Richard Simon († 1712) eine Bibelkritik eingeleitet, welche die seit langen Jahrhunderten gefühlten Schwierigkeiten in den Büchern Mosis gründlich zu lösen suchte, und Astruc stellte seine Hypothese zu dem Zwecke auf, Mosis Werk und Buch gegen hyperkritische Angriffe zu sichern. Seit dem Aufschwung der biblischen Studien unter Leo XIII. lebte auch die pentateuchkritische Bewegung unter den katholischen Exegeten wieder auf. Sie konnte nach so langer Unterbrechung nicht an die erwähnten Ansätze

zur Bibelkritik anknüpfen. Sie fand die Wellhausensche Schule auf dem Plane und mußte sich durch eine Auseinandersetzung mit ihr einen haltbaren Standpunkt erstreiten. Viele Vertreter katholischer Bibelwissenschaft halten eine Bibel- und Pentateuchkritik ohne Preisgabe grundlegender Voraussetzungen für möglich, ja notwendig. Aber auch sie sind mit den grundsätzlichen Gegnern einer solchen modernen Orientierung darin einig, daß die Wellhausensche Theorie nur nach tiefeingreifenden Abstrichen wissenschaftlich haltbar und auch für die katholische Überzeugung annehmbar wird. Die geschichtsphilosophischen Tendenzen beginnen ehemalige Wellhausenianer in einsichtsvoller Selbstkorrektur bereits zu überwinden. Auf eine gemäßigte, objektive Literarkritik am Pentateuch kann sich auch die katholische Exegese trotz aller Eigenart einrichten und darin manche Beobachtung Wellhausens Arbeit danken. Freilich, den meist gefeierten Leistungen seines hyperkritischen Geistes kann sie nur ein geschichtliches Interesse entgegenbringen. J. Goettsberger.

Literatur

Der Ästhet und der Dichter. Der Naturalismus hat sich überlebt. Aus einer berechtigten Abkehr gegen jene ideenlose Kunstströmung, welche in der äußeren Fläche des Geschehens haftet und nicht in die Bezirke der Seele vorzudringen* vermag, sehnt die jüngere Generation der deutschen Dichter nach der Gestaltung außernaturalistischer Werte. Aber dennoch hat diese Generation, als zeitgeschichtliche Einheit betrachtet, nicht eine Blütenzeit reiner und starker deutscher Dichtung erweckt, sondern sie hat unsere literarische Entwicklung, welche sie der Scylla des Naturalismus entriß, in die Charybdis des Ästhetentums verführt. Der moderne Dichter will sich befreien von dem Befangensein in dem äußeren Schein einer von keinem kosmischen Prinzip zusammengehaltenen Gegenständlichkeit, aber er hat nicht die Demut, aus seinem eigenen Selbst herauszutreten und der Stimme Gottes zu lauschen, sondern er trachtet danach, sich zu bewahren und seinem Selbst eine künstliche Glorie zu schaffen. Er will sich nicht ringend läutern zur Heiligkeit: spielerisch tändelt er mit dem Heiligenschein, weil er in seiner Selbstgefälligkeit wähnt, ihn aus sich heraus zu schaffen. Der echte Künstler weiß, daß er nur eine Schale ist, die sich erfüllen läßt von dem Reichtum der Gnade — er wird Gottes Kind, weil er Gottes Knecht sein will. Der Ästhet betrügt sich, autonome Kraftquelle zu sein; er löscht sich nicht aus, sondern er kultiviert sein Selbst; er geht nicht im All auf, sondern er usurpiert sich als Götzen der Welt.

Der Ästhet erlebt nicht die kosmische Realität des Ideals, sein Pseudoideal entsteht durch stilisierende Schönmalerei der empirischen Wirklichkeit seitens des Intellekts. Ihm ist die Welt des Schönen ein Behagen, keine metaphysische Erschütterung. Er steigt nicht hymnisch empor in das Reich des Absoluten, ihm sind alle Dinge sinnliche Freude am schönen bunten Spiel der glitzernden reichen Welt. Dieser Ästhetizismus ist eine allgemeine Befangenheit, eine seelische Krankheit der Zeit. Die stärksten lyrischen Begabungen der deutschen Gegenwart wie Däubler, Rilke, Werfel sind von seinem Gifte nicht unverseucht geblieben.

Der bezeichnendste Repräsentant des Ästhetizismus unserer Zeit aber ist Stefan George.* Der echte Priester wirkt allein kraft seines gotterfüllten Wortes, der Marktschreier preist seine Verdienste dem Publikum an. Stefan George glaubt die priesterliche Würde des Dichters durch Kleinschreiben der Haupt-

* Vgl. unsere ‚Rundschau'-Glosse über Sudermann im Novemberheft dieses Jahrgangs.

* Vgl. die ‚Rundschau'-Glosse über Georges Kriegsdichtung im Septemberheft 1917.

wörter, eine eigene Drucktype und ähnliche snobistische Posen erweisen zu müssen. Stefan George verkündet lärmend, daß seine Kunst zu edel sei, um dem ganzen Volke zugänglich gemacht zu werden — eine ganz besondere ästhetische Kultur gehöre dazu, um würdig zu sein, seinem Dichterwort lauschen zu dürfen. Aber dieses Dichterwort fordert nur immer schöne und erhabene Gesten, es gibt keine mystischen Inhalte, keine heiligen Ziele. Stefan George gebärdet sich als einer, der eine Lehre zu verkünden hat; aber dieser Lehre ganzer Inhalt ist nur dieser: Lauschet in Demut meiner schönen und erhabenen Lehre! So entsteht ein weihevoller Kult ohne Mysterien, eine Messe ohne Opfer, eine Nachfolge ohne Blut. Aus der inneren Leere des Wirkens Georges vermag keine sinnvolle Jüngerschaft zu erwachsen, sondern nur ein Konventikel von Ästheten, die äußerlich ihres Meisters Gebärden nachschaffen, Typen ohne Typus. Eine blasierte und gespreizte Feierlichkeit macht sich breit, die mit pomphaften Gebärden sich berauschend, die innere Hohlheit vor sich und der Welt zu übertünchen hofft.

Die Anhänger und Nachbeter Georges haben wenigstens eine Demut, eine verirrte Demut freilich, indem sie sich bescheiden beugen vor der Autorität ihres Meisters. Die Mehrzahl der modernen Ästheten anerkennen keine andere Autorität als die eigene. Jeder krampst sich auf zu der mühsam errungenen Pose einer besonderen Eigenart, die geschlagen ist mit der ganzen inneren Unfruchtbarkeit der gnadelosen Personalität. Die Tatsache, daß ein neuer Inhalt aus schöpferischer Armut nicht gesagt werden kann, wird zu überschminken versucht durch die Seiltänzereien einer forzierten Technik. Liest man moderne Gedichtbücher wie Max Pulvers ‚Selbstbegegnung‘ (Leipzig, Kurt Wolff, 1916), Theodor Taggers ‚Der Herr in den Nebeln‘ (Leipzig, Heinrich Rochstein, 1917),* Alfred Neumanns ‚Die Lieder vom Lächeln und der Not‘ (München, Georg Müller, 1916) — ich nenne hier absichtlich Versbände von besonderer formaler Virtuosität —, dann erkennt man, wie seelenlose und unkünstlerische Literaten, denen eine gewisse rhythmische Sensibilität eignet, sich morphinistisch zu eigenwüchsigen Typen emporraketen und ein kritikloses Publikum über die Unfruchtbarkeit ihres Nachtretertums betrügen. Denn leider fehlt dem heutigen Publikum die künstlerische Erziehung, um wahre Qualitätswerte erkennen und einen Dichter von priesterlicher Gesinnung von einem Gaukler oder einem Poseur unterscheiden zu können und so das Überzeitliche von der zeitlichen Mode zu lösen. In unserer Zeit treten mehr und mehr die wenigen schöpferischen Künstlernaturen, die knorrig und einsam ihren Weg gehen, in dem Bewußtsein selbst des strebsamen Publikums zurück vor den bereitwilligen Dienern der Zeitmode, den manierierten Anpreisern ihrer eigenen Modernität.

Der Ästhet ist nämlich ein Spießbürger, nur eben ein Spießbürger, der sich statt im werktätigen Leben in der Treibhausluft eines gekünstelten Künstlertums bewegt. Er ist kein Eroberer und kein Überwinder; er kennt weder den Triumph des Kampfes noch die Qual der Niederlage; er ist ein selbstzufriedener Virtuos seines künstlerischen Luxusgewerbes. So steht er als Typ dem außerkünstlerischen Spießbürger unendlich näher als der echte Dichter mit seiner rastlosen Sehnsucht, mit seiner nie ermüdenden Arbeit an sich selbst, mit seiner Demut vor Gott. Der Dichter leuchtet innerlich, er braucht keinen äußeren Flitter. Aber

* Tagger ist auch Herausgeber einer snobistischen Literatenzeitschrift ‚Marsyas‘, die zu einem nur für Kriegsgewinner erschwinglichen Preise erscheint. Für solche Dinge ist heute genug Papier vorhanden, trotz aller Papiernot, während es für wichtige Bedürfnisse kultureller Volkserziehung nicht hinreicht.

der Spießbürger vermag nicht in diese fremden, erhabenen Seelen zu schauen: ihn blendet das Feuerwerk des Ästheten, weil dieser seine eigene Dimensionen, seine eigenen Eitelkeiten hat. Heute besteht die Mehrzahl der veröffentlichten dichterischen Neuerscheinungen aus Produkten des Ästhetentums, das mit demselben literatenhaften Getriebe den Markt erfüllt wie in der vorigen Generation die sozialen Umstürzler und Reformphilister.

Mit der inneren Fäulnis des modernen Ästhetentums steht seine Vorliebe für übersinnliche Erlebnisse und damit für religiöse Stoffe nur im scheinbaren Widerspruch. Da die Sinnlichkeit durch den Naturalismus ihrer Unzulänglichkeit überführt ist, während die Religion ihre Mysterien bewahrt hat, deren Kraft sich traditionell in der Kunst objektiviert, so sucht der Ästhet auch diese Erlebenssphäre vom Zentrum seiner Person aus zu erobern und sich dienstbar zu machen. Aber das wahre Mysterium entzieht sich dem habgierigen Erraffen einer groben, veräußerlichenden Hand. Da das innerliche Erleben des Heiligen Selbstentsagung, Opfer verlangt — und die will und kann der Ästhet nicht bringen —, so verleugnet er die Ehrfurcht als eine vernunftbegabter Menschen unwürdige Hemmung, entreißt die Hostie dem Geheimnis des Tabernakels und stellt sie, mit weltlichem Flitter überdeckt, zwischen Firlefanz und buntem Spielzeug in der Jahrmarktsbude zur Schau. Wenn Rainer Maria Rilke Gottvater im Barte grault, wenn Else Laske-Schüler an Gott ein schwüles erotisches Gedichte richtet — ich wähle mit Absicht die Beispiele aus dem gehobensten Niveau des zeitgenössischen Ästhetentums —, dann ist das nicht gottverherrlichende Kunst, sondern blasphemische Profanierung. Wohl geht ein dumpfes Suchen nach Gott auch durch die Scharen der modernen Ästheten, aber ein Suchen, dem die Reinheit levitischer Demut fehlt und das daher nie zur Erfüllung reift. Man fühlt sich gemahnt an die drohenden Worte Gottes, die der Prophet Amos aufgezeichnet hat: ‚Siehe, es kommt die Zeit, da ich Hunger in die Lande schicken werde; nicht Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern Hunger, zu hören Gottes Wort — so daß man umherlaufen wird, hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gen Morgen, suchend das Wort Gottes — und dennoch nicht es findet.‘

Ob aus diesem verwirrten Chaos der Gegenwart wieder eine gnadenreiche Zukunft sich läutern wird? Erst dann, so glauben wir, wenn das religiöse Suchen nicht mehr ästhetisches Spiel ist, sondern heiliger Kampf um das Heil der Seele; wenn das Ästhetentum überwunden sein wird und klar und stark eines echten Dichters Prophetenstimme ertönt.

M. F. Cyprian.

Ein spanisches Lustspiel. Trotz des lebhaften Interesses für Spanien, das in den letzten Jahren in Deutschland einsetzte, ist die spanische Literatur der Gegenwart nur wenig zu uns gedrungen. Jacinto Benavente, der in seinem Vaterland als der größte zeitgenössische Dramatiker gilt, war bisher noch nicht in die deutsche Sprache übertragen worden. Nun kündigt der Verlag Georg Müller in München eine Ausgabe seiner Werke an. Zunächst ist soeben als Einzelveröffentlichung Benaventes Lustspiel ‚Der tugendhafte Glücksritter‘ (Los intereses creados) erschienen, in einer lesbaren Übersetzung von Albert Haas und Enrique Dominguez Rodiño, der freilich die Kraft dichterischen Nachschaffens fehlt, um die Verbindung übermütigen Humors und spanischer Grandezza lebensgetreu wiederzugeben: so wirkt die Verdeutschung zuweilen steif und literarisch.

Leandro und sein Diener Crispin, ohne einen Heller in der Tasche, verschuldet, von den Gerichten verfolgt, kommen in

irgendeine spanische Stadt. Durch die geniale Frechheit Crispins gelingt es, die ganze Stadt zu bluffen, infolge des geheimnisvollen Nimbus, der um die Person Leandros gebreitet wird, jedermann zu prellen: den Wirt, der ihnen die besten Köstlichkeiten seiner Küche und seines Kellers darbringt, den Hauptmann, der Leandro seinen ritterlichen Schutz leiht, den Dichter, welcher den großen fremden Herrn in den pathetischsten Apotheosen feiert. Mit groteskem Übermut ist es geschildert, wie diese beiden mittellosen Abenteurer die schläfrige Stadt auf den Kopf stellen, Schelmenstreiche, Verwirrungen, Intriguen anzetteln. In diesem Flackertanz der Täuschungen wächst die leidenschaftliche Liebe zwischen Leandro und der Tochter des reichen Polichinela empor, eine Liebe, die alle Hindernisse überwindet und das Stück zu einem guten und fröhlichen Ende führt, indem die Liebenden miteinander vereint leben können, die verschuldeten Glücksritter zu Reichtum kommen und auch die geprellten Gläubiger bezahlt werden.

Dies ganze Schelmenstück spielt sich ab in einem lustigen, nie ermüdenden Tempo. Ein überlegener Humor erfüllt das anmutige Spiel, der nicht in dem Stoffe gefangen bleibt, sondern kosmische Weiten öffnet. Nicht umsonst hat Jacinto Benavente Komödien Shakespeares und Molières ins Spanische übersetzt — auch er hat gelernt, im heiteren Lustspiel weltanschauliche Tiefe zu geben. Realistischer Alltag und romantische Schwärmerei sind symphonisch miteinander verwoben; mitten unter den Kleinlichkeiten des werktätigen Lebens ‚schwebt manchmal vom Himmel ein dünner Faden zum Herzen, der wie gewebt ist aus Sonnenstrahlen und Mondenschein, der Faden der Liebe, der die Menschen . . . im göttlichen Abglanz wandeln läßt, der über unsere Stirnen den Hauch der Morgenröte gleiten läßt, der unseren Herzen Flügeln gibt und der uns sagt, daß in der Komödie doch nicht alles Komödie ist, daß in unserem Leben auch das Göttliche lebt — etwas, das Wahrheit ist und Ewigkeit ist und auch dann nicht aufhört, wenn die Komödie aufhört‘.

Die deutsche Übersetzung wird, so hoffen wir, diesem spanischen Lustspiel den Platz auf unserer Bühne erwerben, den es durch seinen bezwingenden Übermut und seine dichterische Tiefe verdient. ‚Der tugendhafte Glücksritter‘ ist in seiner harmlosen Heiterkeit eine wahrhaft fröhliche Komödie, sehr im Gegensatz zu den pikanten französischen Schwänken und ihren deutschen Nachahmungen, die heute unsere Theater erfüllen.*

Max Fischer.

Das russische Volksleben, so oft es geschildert ist, birgt noch immer der Geheimnisse viel. Die großen naturalistischen Romane der Russen sind keine durchaus unverdächtigen Zeugnisse, denn der Naturalismus ist nun einmal nicht so sehr eine Kunstform wie eine besondere Art zu sehen. Persönliche Erinnerungen, Selbstbekenntnisse, sofern nicht eine Tendenz in ihnen waltet, dürften klarere Spiegel sein, wenn diese auch meist zu klein sind, um mehr wie einen Ausschnitt zeigen zu können. Maxim Gorki, der den russischen Naturalismus auf seine einfachste Formel gebracht, hat, schwunglos und nüchtern schon in seinen Bühnenstücken und Novellen, hat ein Buch geschrieben, das er ‚Meine Kindheit‘** nennt, und das wirklich so etwas wie ein Dokument des Lebens im Kleinbürgertum und der mit ihm in Berührung kommenden Kreise darstellt. Gorki ist stets nur ein Schilderer gewesen, kein Dichter, und man kann sich daher auch bei diesem Buch

---

* Inzwischen ist das Stück erfreulicherweise im Deutschen Theater zu Berlin aufgeführt worden. (Red.)

** Maxim Gorki, ‚Meine Kindheit‘, Autoris. Übers. v. Wilhelm Scholz, Verlag Ullstein & Co., Berlin, M. 5.50.

darauf beschränken, zu sagen, daß es als Leistung seinen Zweck erfüllt. Er sieht mit gleichem fanatischen Ernste auf Scheußliches und Holdes, beseelt nicht, deutet nicht, nimmt leidend die Dinge hin und schildert nur. Sein Naturalismus erhält nur durch dumpfe Ahnungen und Erwartungen, die über düsterer Hoffnungslosigkeit spielen, seine besondere Note. So ist er der Durchschnittsrusse, ein klein wenig schon angekränkelt von dem Skeptizismus des Westens, was er indessen kaum weiß. Uns, den Lesern, vermittelt die Darstellung die schauerliche Unvollkommenheit der russischen Volksmasse, der Gesellschaft sowohl wie der Menschen. Das Bild wirkt um so erschütternder, als reiche Anlagen im wüsten Chaos mit einem hilflosen Blick nach oben untergehen. In diesem Zusammenhang gewinnen auch die jetzigen Revolutionen ein besonderes Gesicht. Niemand wird, wenn er dieses Buch gelesen hat, noch glauben, daß das russische Volk für eine Staatsform reif sei, die nahezu vollkommene Bürger erfordert. Was an und in Rußland zu leisten ist, ist geduldige Arbeit, deren Zeit man kaum nach Jahrzehnten berechnen darf.

Seine Kindheit hat Maxim in Nishni Nowgorod verlebt im Hause seines Großvaters, da die schöne, triebhafte Mutter einem erheblich jüngeren Beamten als zweiten Gatten gefolgt war. Mit dem Alten, als Familienoberhaupt, beschäftigte Gorki sich viel. Er schilderte seine kalte Grausamkeit, die ängstliche, buchstabengemäße Erfüllung der Kirchengebote, seine zuweilen durchbrechende Kindlichkeit. Zwei Oheime tauchen zuweilen im Hause auf, Söhne des Alten, die seinen Tod nicht erwarten können, sich untereinander schlagen, weil einer den andern bevorzugt glaubt, und die aus Habgier auch morden würden. Diese Habgier hat einen spezifisch russischen mystischen Zug. Er hängt innig zusammen mit der ganzen trostlosen Hoffnungslosigkeit des Lebens, indem er ihnen vorspiegelt, daß sie glücklich sein würden, wenn sie dies oder jenes noch erlangen könnten. Daher die fanatische Inbrunst, mit der sie vorgehen. Viele Menschen gehen noch in dem Hause zu Nishni-Nowgorod aus und ein, alle eingeengt und irgendwie gebrochen, mögen es Kinder oder Greise sein. Auch der geheimnisvolle Vagabund fehlt nicht, der irgendwelche großen Pläne hat, die er in Verborgenheit fördert, und der spurlos verschwindet, wenn die Polizei aufmerksam wird. Das Licht in dem düsteren Hause geht von der Großmutter aus, die Bitterkeiten und Enttäuschungen reichlicher als jeder andere Mensch erfahren hat, die noch in ihrem Alter die Schläge des Mannes geduldig hinnimmt und doch stets in einer heiteren Verklärung lebt. Sie ist ein Beispiel für die durch wahre Religiosität gestärkte Macht des Gemütes. Sie strahlt ihre Umgebung mit Liebe an wie ein schönes, stilles Licht, und ein Widerschein davon geht auch auf das Kind Maxim über. Sie ist ein Symbol: so werden Menschen aussehen, die Rußland helfen können. Die Regierungsform erscheint dagegen nebensächlich.

Herwig.

Theater

Berliner Theater. In Berlin hat sich eine neue Theatergesellschaft ‚Das junge Deutschland' unter Leitung von Max Reinhardt gebildet, die ähnliche Ziele, d. h. die Pflege der neuen dramatischen Literatur, verfolgt wie um 1890 mit dem Heraufkommen Gerhart Hauptmanns die ‚Freie Bühne' unter Brahm. Und es hat in der Tat den Anschein, daß hier und da Ansätze zu einer wirklichen Fortentwicklung der Bühnenkunst — wie ja auch der Malerei — vorhanden sind, wenn auch bisher unter dem unklar gärenden Drang der Zeit, der sich aus den wirren Köpfen der Halbheiten in Schlagworten und dunklem unzureichendem Gestammel löst,

das mit dem neuen Werden nur in der Weise im Zusammenhang steht wie auf dem Entwicklungswege der Erscheinungswelt die zum Untergange bestimmten Zwischenstufen beim Artbildungsprozeß, dem sie das abfallende Versuchsmaterial sind, während der Typus selbst im Verborgenen heranwächst. So tritt auch nicht selten in der Kunst eine wimmelnde Schar von Experimentierern auf den Plan, um deren laut und oft gedankenlos vorgebrachte, das Ziel nicht selten diskreditierende Losung die Menge sich streitet, bevor das neuschöpferische Genie, das Zeit zum Entstehen braucht, herangereift ist, während sein verkündender Johannes selbst im Tumult kaum sichtbar zu unterscheiden ist und dahinsinkt, bevor er als solcher erkannt wurde. — Als ein Verläufer aber hat unter der Schar der sich drängenden Halbheiten der Dramatiker Reinhard Johannes Sorge zu gelten, der im Herbst 1916 auf dem Schlachtfeld einen frühen Tod fand, noch ehe er vor der Welt als der Verkünder auftreten konnte, in dessen Mission er sich glaubte, und der er war. Denn eine Mission fühlte er zwiefach in sich: einmal als ein neuer Licht- und Geistbringer der vielfach kranken modernen Menschheit wie ferner als Künstler hinsichtlich der dramatischen Form, die er zu reformieren und in deren neuer Gestaltung er seine heilende Gabe darzubringen gedachte. Die erste hat er aufs tiefste in sich erlebt und uns dargeboten in seinem Erstlingswerk, wie auf eine höhere Eingebung, noch bevor er mit dem Erlebnis ganz zu Ende; die zweite hat er verwirklicht, ohne die Wirkung von der Stätte der Wirksamkeit aus ermöglicht zu sehen, da der Tod ihn vorher abrief, der hier dennoch vielleicht weniger als sonst — entgegen der Meinung mancher — mit der Grausamkeit des Zufalls handelte, vielmehr als ein innerer Abschluß erscheint. — In seinem Drama ‚Der Bettler‘ — der jugendlich selbstbewußte Dichter nannte es eine ‚dramatische Sendung‘ — gestaltet Sorge das Schicksal des neuen Dichters, der sich als ein Reformator der Menschheit und der Kunst zugleich fühlt, und gab so innerlich und äußerlich sein eigenes Drama. Sein junger Held nimmt sich vor, die moderne entseelte Welt wieder zum Anblick und der Überzeugung des Ewigen, des Göttlichen zu führen, und um uns dies zu versinnbildlichen, zeigt uns Sorge diesen jungen Dichter im Kampf mit den Widerständen seiner Umgebung; er hat das neue Drama in der Tasche, doch die Bühnen verschließen sich ihm vorläufig, er wünscht ein eigenes Theater; der willige Mäcen begreift seine Wünsche nicht. Des Neuen gibt uns Sorge nun und, wie gesagt, in zweifacher Weise hinreichend, indem er einmal in schwungvoller Rhetorik an Stelle der üblichen Handlung seine geistigen Ziele proklamiert, zum andern, um gerade dies in der dramatischen Welt naturalistischer Überlieferungshindernisse zu ermöglichen, dadurch, daß er gewissermaßen die Schranken von Zeit und Raum aufhebt und recht notwendig für einen, der die Einwirkung und den Urgrund metaphysisch bedingter Schicksale vergegenwärtigen will, die Träger der Handlung kommen und gehen läßt, wie es ihm beliebt, und zwar — darin liegt der Beweis für seine Berufenheit — ohne im geringsten die Illusionsfähigkeit des Zutrauens zu behindern. Der Vorhang geht auf; eine Kaffeehausszene: abwechselnd zwischen hell und dunkel treten hier Gestalten in Erscheinung, wechseln die Gruppen, die miteinander in keinerlei Zusammenhang stehen, und wir sind sofort im Banne des Schöpfers, der dann inmitten dieser Bilderfolge als sein eigener leidender Verkünder auftritt, und wir fühlen: hier spricht ein Berufener zu uns, ein Neulandentdecker. — Im Drama selbst ist der junge Dichter und Neuschöpfer der Sohn eines geisteskranken Architekten, der in seinen Visionen den Mars sieht und Pläne

danach entwirft. Wie dann die Tragödie des neuen Dichters in die Familientragödie übergleitet, das ist sehr geschickt gearbeitet, wennschon eine gewisse Mattheit damit einsetzt, eine Verschleppung — der Mangel an Handlung im Sinne des alten Dramas macht sich auf dem Punkte geltend —, es wird nur mit seelischen Kontrasten gearbeitet, ähnlich wie einst Maeterlink in seinen frühen Dramen mit ‚Stimmung' arbeitete. Der im Gegensatz zum naturalistischen Drama damals ausgespielten, ihm aber im Inneren psychologisch doch verwandten mystischen Stimmung entspricht hier ein metaphysischer Schicksalsbegriff, der nicht in Personen, sondern in Typen verkörpert wird: der ‚Vater', die ‚Mutter', das ‚Mädchen'. Dieses tritt in Erscheinung, dem Dichter zu dienen. Er aber schreitet über alle hinweg, seinem Ziele zu. — Die Familienszenen mit dem Kranken sind, wie gesagt, ein wenig leer. Hier fehlte es dem jugendlichen Dichter an erlebter Lebensfülle; man hat hier Einzelheiten bemängelt: so, daß die Mutter das für den kranken Vater bestimmte Gift nimmt, — wie mir scheint, mit Unrecht, denn der Dichter sieht das Schicksal der einzelnen Gestalten auf alle Fälle in sich vollzogen. Man betonte überhaupt, daß ein jugendlicher Dichter hier alles, was ihm je durch die Seele gezogen, in eine Form gegossen, und wollte so wohl auf eine gewisse gedrängte Unklarheit hinweisen. Dem gegenüber empfinde ich eine besondere Klarheit der Linienführung und nichts Ungehöriges. — Im Schlußakt kehrt der Schöpfer wieder zu sich selbst zurück, und hier wie überall dort, wo er die Beziehungen seines Genius zum Ziel darstellt, ist er äußerst fesselnd. Und hier fällt dann eine Bemerkung von weittragender Bedeutung, die uns das künftige Schicksal des Menschen Sorge klarer zeichnet als das seines neuen Dichters: ich meine das prophetische ‚Johannes'tum des Dichters, das er in der Tat in sich fühlte, ohne aber darum sich vielleicht ganz klar zu sein, daß er so als Dichter mehr nur der ‚Johannes' bleiben sollte, nicht der Erfüller selbst werden könne, und somit der Tod kaum den Lebensfaden eines noch Zukunftsvollen abschnitt. — Sein Held also vereinsamt in sich mehr und mehr und fühlt sich nur zum Wort verdammt, während er das Heilige im Leben leben möchte, eben in der Mission des Heiligen. Damit spricht er der Kunst den Tod. — Diese frühen Worte sollten durch eine spätere Lebenswendung des Dichters erst ihren vollen Sinn und tiefe Klärung erfahren. Man weiß, daß der junge Dichter auf einer Romfahrt konvertierte und sich nunmehr einer Produktion überließ, in der, wie gerade von katholischer Seite empfunden wurde, der äußeren Form des neuen Glaubens mehr Betonung beigelegt wurde, als es unter den in diesen Glauben Hineingeborenen üblich ist. Das ließ auf einen Mangel an Entwicklung schließen, den der Held des Dramas in dem oben angeführten Satz willenskräftig bekundet. Denn der Heilige lebt zwar das höhere Leben, seine innere Entwicklung aber, die das Lebensblut der Kunst ist, ist abgeschlossen. Und man kann wohl sagen, daß der junge Dichter — im Gegensatz zu dem in einen Glauben Hineingeborenen —, der früh konvertiert, mit seiner inneren Entwicklung fertig ist. Die Romantiker hielten es so und beweisen es. Goethe hingegen, der entgegen der oberflächlichen Meinung der ‚Freidenker' durchaus auf dem Boden des Christentums steht und der katholischen Kirche auch viel näher, als die meisten ahnen, er, der die ganze Dichtergeneration seiner Zeit an Entwicklung bis in sein höchstes Alter überholte, konvertierte nicht äußerlich, doch in seinen späten Tagen mit dem Schlußbild, der mystischen Glorifikation Mariä im zweiten Teil des ‚Faust' gewissermaßen innerlich. — So haben wir es in dem Werk des früh Verstorbenen zwar

mit dem eines aussichtsreichen Wegebahners, dessen Andenken wir in hohen Ehren halten wollen, zu tun, schwerlich jedoch mit dem eines Dichters, der noch eine reiche Lebensernte zu vergeben hatte.

Rudolf Klein Diepold.

* * *

Ich will unserem geschätzten Mitarbeiter die Freiheit seiner Meinung nicht beschränken und gebe sein Urteil daher wieder, obwohl ich es nicht teile. Wer das göttliche Wirken in der Seele durch Christus so erschütternd erlebt hat wie Reinhard Johannes Sorge — Zeugnis dessen seine Dichtung ‚Guntwar' —, der kann wohl vorübergehend von seiner Sendung als Dichter und Künstler abgelenkt werden, muß aber nicht notwendig der schöpferischen Kräfte verlustig gehen. Ein Urteil wie das obige entstammt durchaus einer Auffassung vom Dichter, die wir als die moderne bezeichnen, die aber auch als protestantische charakterisiert werden könnte, weil sie die menschliche Subjektivität als das Primäre der Poesie betrachtet, während Sorge gerade in dieser Auffassung die Ursache ihres Notstandes, ihrer Verkümmerung in individualistischer Problematik und im ästhetischen Geschmäcklertum sieht.

Die Berufung auf die Unfruchtbarkeit der deutschen romantischen Dichtung beweist deshalb nichts, weil die romantische Dichtung das Prototyp der modernen Dichtung ist und ihre Vertreter, eben um ihres Prinzipes willen, schon mit Unfruchtbarkeit geschlagen waren, ehe sie für ihre Ruhelosigkeit die Heilung im Glauben der Kirche suchten. Sorge ist niemals, auch nicht in seinen frühesten Dichtungen, moderner Subjektivist gewesen. Seine Seelenhaltung war stets die des begeisterten, inbrünstigen Menschen, der nur nach dem würdigen Gegenstand seiner Inbrunst Ausschau hielt. Die Dichtung, die er wollte, hatte mit dem, was der moderne Dichter auf Grund seiner problematischen Natur mit Hilfe von psychologischer Analyse zu erreichen strebt, nichts gemein. Ihm ging es um Höheres. Er wollte nicht Außerungsweisen der Poesie, wie Stimmungen, Seelenbewegungen, Handlungen, sondern das poetische Urphänomen selber in seiner Dichtung festhalten, dieses Urphänomen aber war ihm identisch mit der in den Dingen verkörperten göttlichen Idee. So gab er sich an die Idee, an das Objektive mit einer solchen dichterischen Selbstentäußerung hin, daß es wohl scheinen konnte, aus ihm spreche nicht mehr der gestaltenfrohe, sinnenfreudige Künstler, sondern nur mehr der Prophet und Verkünder einer neuentdeckten Welt des göttlich Schönen. Zu behaupten, damit sei ein für allemal die Entwicklung des Menschen und Dichters in Sorge zu ihrem Abschluß gelangt, würde ich nicht wagen. Aber gesetzt, es sei so, ist denn schöpferisches Dichtertum nur bei dem in der Entwicklung Begriffenen, nicht auch bei dem zur Reife gediehenen Menschen möglich? Nur wer als wesentliche Aufgabe des Dichters die poetische Gestaltung problematischer Seelenzustände ansieht, muß dem zur Klarheit und Entschiedenheit gelangten Menschen künstlerische Schöpferkraft absprechen. Nicht einmal für das Drama, so behaupte ich, sind solche Seelenzustände Bedingung, für jede andere Form der Dichtung aber wirken sie eher deren höchster Entfaltung entgegen, als sie fördernd, wobei nicht zu übersehen ist, daß eine objektive Geisteshaltung keineswegs die Konflikte ausschließt, die, eine Quelle dichterischer Motive, immerfort zwischen dem leidenschaftlichen Begehren der menschlichen Natur und den höchsten Forderungen des Sittengesetzes und der Religion latent sind. Die spanische Dichtung erhob sich von diesem Grund aus zur Höhe ihrer klassischen Vollendung, und Erwägungen solcher Art waren es, die Goethe das tiefe Wort aussprechen ließen: ‚Alle im Rückschreiten und in der

Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung.' Was aber von der Gesamtheit gilt, ist auch in bezug auf den einzelnen richtig. ‚Konvertieren' heißt selbst für den Eifrigsten der Konvertiten noch nicht, bereits über die Konflikte des Lebens hinausgewachsen sein, wohl aber ihre Lösung einer objektiven Autorität unterstellen und infolgedessen den Konfliktscharakter der revoltierenden Leidenschaft erst in seiner ganzen Schwere und zeitlich-ewigen Tragik und Tragweite zu empfinden. Diese grundsätzlichen Feststellungen hier zu machen, schien mir wichtig, ganz gleichgültig, was sie, auf den Dichter Sorge angewendet, besagen.
M.

Kunst

Lovis Corinth. Die Spaltung der Sezessionen, die eine Neubildung der künstlerischen Ideale, wenn auch nur äußerlich und undeutlich, erkennen ließ, hatte für bloße Richtungsanhänger den Nachteil, daß die Woge, die sie hochnahm, sie nun auch wieder in das verfließende Tal hinabnimmt, und dann verschwinden sie gleichförmig dem Blicke. Für starke Naturen wie Corinth aber bestand diese Gefahr nicht. Seine Eigenart, mochte sie noch so sehr mit der alten Sezessionsrichtung zusammenhängen und selbst weniger gewandt als andere Berliner Mitkämpfer in der Neuerung bei sich stehen bleiben, bleibt gewahrt und wird dem Blick um so deutlicher, je mehr die Richtungen wechseln. Der Parteimann wird zu einer bestimmten Persönlichkeit. Man darf bei ihm sagen wie bei Uhde, der Begriff der Richtung verschwindet und es zeigt sich ein, wenn auch vielfach in sehr engen Grenzen gebliebener deutscher Kunstcharakter, den diese zwei Künstler verkörpern. Es wird in ihnen Geschichte. Bei Uhde ist das allgemein einleuchtend, da das Künstlerische bei ihm eine allen fühlbare soziale Abwandlung erfuhr, wo es sich dem Geistigen, dem Religiösen zuwandte. Aber auch Corinths Neigung zu religiösen Stoffen ist gewiß nicht einfach als brutale Willkür im Geistigen zu bezeichnen, sondern zeigt sich als ein derbwahres Bekenntnis eines persönlichen Willens, der aus Wirklichkeitssinn, aber ohne die geschichtliche Spannung und geistige Tradition einer ungebrochenen Religion, eben zum Naturalismus kam, in dem noch viele Elemente älterer christlicher Kunst (z. B. Grünewald) selbst störend nachwirken, während der im Gefühl verwandelte Naturalismus Uhdes gemütvollere Lösungen brachte, sich dem geschichtlichen, mehr als bloß im Natürlichen wirksamen Geiste aber noch mehr versagte. Uhde mußte darum mehr gefallen und er drückt auch allgemeinere geistige und gefühlmäßige Zeitempfindungen, eine kenntlichere religiöse Zeitseele aus. Aber es ist noch sehr die Frage, ob nicht die Verwirklichungsversuche Corinths für die Darstellung religiös geschichtlicher Vorgänge wichtiger sind in der eigentlichen künstlerischen Entwicklung, d. i. in der Aufgabe, die zeitliche Empfindung in der geschichtlichen allgemein-verbindlich zu bewahrheiten, als Uhdes Poetisierungen, die der harten Gläubigkeit ausweichen und künstlerisch im gleichen Maße hinter seinem übrigen Lebenswerk zurückstehen.

Wir haben gleich von den umstrittensten Schöpfungen Corinths gesprochen, die einen wesentlichen Teil seiner Kunst ausmachen und die herkömmlichen und feinern Empfindungen vielfach abgestoßen haben. Was ist es, das abgestoßen hat? Es ist — für die Verständigeren wenigstens — nicht die Heftigkeit des Ausdrucks, die Gewaltsamkeit der Handlungen, der unmittelbare Verwirklichungswille; dies alles war ja auch Wille und Ziel bester altdeutscher und altchristlicher Kunst. Es ist die Empfindung des Mangels, daß nämlich dieser Wille und Ausdruck hier nicht in einem mehr als bloß persönlichen, einem die

Zeiten innerlich zusammenhaltenden geistigen Beherrschen wie Beherrschtsein, nicht in einer überlieferten seelischen Erfahrung steckt, an der der Künstler teil hat als an einem höheren Erbe und die alle Wirklichkeit erst adelt. Man sieht so unmittelbar, wie sich beim Zerreißen der einheitlich großen geschichtlichen Tradition die christliche Szene nur noch in einem engen Dasein, das dabei doch keine rechte zeitliche Wahrheit bekommt, verwirklicht, sozusagen verörtlicht, daß ihr der die Geschichte durchwaltende Odem ausgeht, mag sie sich noch so heftig darum bemühen. Um diese Mühe aber ist sie doch wieder der konventionellen christlichen Kunst voraus, in der nicht durch zeitliche Unmittelbarkeit geschichtlicher Odem geweckt wird. Aus diesen beiden Gegensätzen zu einer höheren geistigen Einheit durchzudringen, ist das Ziel der neuen, auch über Corinth hinausgehenden modernsten Richtung der Kunst. Sie strebt nach kulturelleren Formen.

Der Ostpreuße Lovis Corinth, geboren am 31. Juli 1858 in Tapiau aus altem Bauern- und Bürgerstamme, der heute der Berliner Kunst wesentlichstes Ansehen gibt, ist in gleicher Art und Grenze wie religiöser auch deutscher Künstler. Auch dies nicht mit so fertigen geistigen Gaben wie etwa Thoma oder formalen Bestimmtheiten wie etwa Trübner oder noch mehr Leibl. Er ist weniger geklärt, nicht verwickelter, aber suchender, nicht tief, aber in alle Gebiete sich einfindend. Man mag auch hier wieder, besonders wo er herkömmliche klassische Stoffe ohne die stilistische Feierlichkeit anfaßte, deren Feuerbach zu viel hatte, den kulturellen Geist, die Pflege des getragenen Sinnes vermissen. Es ist richtig, daß bei ihm eine barbarische Freude in die alte, durch die Zeiten immer stiller gewordene Epik einbricht. Je mehr ihm jenes deutsche, im Religiösen als einer allgemeinen geschichtlichen Kraft wurzelnde Wesen, das sich allem großen Geschehen ahnend beugen will, fremd ist, um so mehr ist er neuer Deutscher in preußischer Prägung, mit dem Mangel behaftet, der diesem engeren Deutschtum der letzteren Generation eigen ist, der zur Tugend gewendet uns allerdings im Nächstliegenden sicher und zu allem ausgreifend gemacht hat. Diese zulängliche Sicherheit der Kunst, die, je enger die Grenzen sind, um so bessere Früchte zeitigt, ist Corinth vielleicht mehr eigen als noch berühmteren Berliner Genossen, und er ist darin zwar weniger ein modischer Führer, aber doch echterer Träger einer preußisch-deutschen Kunst, wenn einmal auf diesen Begriff so viel Gewicht gelegt werden soll, wie in der Berliner Kunstkritik geschieht in dem Bedürfnis, hier eine in Deutschland herrschende, schon durch ein Jahrhundert sich fortsetzende Linie von Künstlern aufzuzeigen.

Zu den besten Werken Corinths gehören seine auf das Gegenständliche begrenzten Arbeiten, in denen das Verfehlen des größeren Geistes nicht wie Entgleisung aussieht, seine Landschaften, Innenräume, gerade auch die Metzgerläden (wie das unersättliche Wirklichkeitsstreben gerade hierin treibt, sieht man ja auch an Rembrandt, bei dem der Hauch der Wesen und Dinge allerdings noch seelisch, nicht bloß Luft und Licht und Augenweide ist); sodann und nicht zuletzt die Reihe hervorragender Bildnisse. Hier fällt, was auch sonst seine Kunst zeigt, die geistige Beweglichkeit besonders auf in der Schnelle und Verschiedenartigkeit der Auffassung; und Bilder wie das des Dichters Peter Hille, so ganz aus dem üblichen Porträtschema fallend, oder auch das bekannte des Musikers Ansorge, über denen schon ein Hauch Vergangenheit im guten Sinne liegt, zeigen, in welcher Weise Corinths Werke in die Geschichte eingehen werden als Zeugnisse eines fleißigen Bemühens, die weiterleben, wie ähnlich vieles von der alten bürgerlichen Kunst der Niederländer, Zeugnisse der wirklichen Um-

welt und ihrer darin beschlossenen, eng gewordenen geistigen Bedürfnisse.

K. W.

Musik

Die Neubearbeitung der Ariadne

von Richard Strauß. Zu den besonders aufmerksam verfolgten Ereignissen der Opernspielzeit des dritten Kriegsjahres zählte das Erscheinen der Neufassung von Richard Straußens ‚Ariadne', die nach beiläufig einjähriger Bühnenlaufbahn nun auch ans Münchener Hoftheater gekommen ist. Vielleicht daß ihr hier nachhaltigerer Erfolg beschieden ist als anderswo. Jedenfalls hat Strauß die Umarbeitung nur unter dem Gesichtspunkt unternommen, das Werk bühnengemäß zu machen. Denn zuvor schon wollte die ‚Ariadne' durchaus nicht so recht ‚gehen'. Die Verbindung mit Molière hing ihr nach. Wie es dazu kam, ist ja erinnerlich — und auch im Hochland Jahrgang X, Heft 3 und 6, nachzulesen —: daß nämlich Strauß und Hofmannsthal dem Regiekünstler Max Reinhardt eine kleine Huldigung in Form einiger dichterisch-musikalischer Einlagen zum ‚Bourgeois gentilhomme' des just wieder modern gewordenen französischen Komödianten bringen wollten, daß aus dieser kleinen Huldigung aber schließlich ein ganz ausgewachsener Operneinakter wurde. Worauf sich in der Praxis die Wirkung ergab, daß Schauspiel und Oper sich gegenseitig erdrückten und keins von beiden recht zur Geltung kam. ‚Ariadne' mußte daher von Molière wieder geschieden werden: das war klar. Weniger klar aber die Art, wie das zu geschehen habe, denn die Oper war durch das von Herrn Jourdain verschuldete tolle Durcheinander von Seria und Buffa nach Stil und Gehalt zu eng mit der früheren Rahmenkomödie verwachsen, als daß sie ohne weiteres ganz auf eigenen Beinen hätte stehen können. Blieb mithin nur der Ausweg, ihr durch eine neue, minder gewichtige Zutat die nötige Stütze zu gewähren. Und so ward das neue ‚Vorspiel' der Oper geschaffen.

Wenn man nun jetzt zur ‚Ariadne' ins Theater kommt, zeigt die Bühne einen schönen, vornehmen Saal im Stil des 18. Jahrhunderts. Der teils gesungenen, teils gesprochenen Unterredung eines weinerlich aufgeregten älteren und eines mit der Würde eines Pascha einherschreitenden jüngeren Mannes, die laut Theaterzettel der Musiklehrer und der Haushofmeister sind, entnimmt man, daß man sich im Hause eines reichen Wiener Mäzens befinde, der heute seinen Gästen eine Opera seria ‚Ariadne' nebst einer Buffonade als heiterem Nachspiel zur Verdauungsförderung nach der Tafel vorzusetzen gedenke. Die Vorbereitungen zu diesem Ereignis nehmen denn auch ordnungsgemäß ihren Fortgang: es werden Kulissen geschoben und Lampen geputzt, der junge Komponist irrt verzweifelt umher, um noch zu ändern und zu probieren, wozu aber kein Mensch Lust hat, der Tanzmeister probiert die Gelenkigkeit seiner Gebeine, die Primadonna schwelgt in Entrüstungen, die Tänzerin Zerbinetta empfängt Kavaliersbesuch, der Tenor wirft dem Friseur seine Perücke an den Kopf — und so wäre alles in schönster Ordnung, wie es in einem richtigen Opernbetrieb sein muß, wenn nicht plötzlich der Herr Haushofmeister mit der Paschamiene den Befehl des gnädigsten Herrn Mäzens brächte, die beiden Stücke, das heitere und das ernste, zu verquicken und gleichzeitig zu geben. Großer Entrüstungssturm bei den Seriösen, Schadenfreude bei den Buffonisten; schließlich einigt man sich auf den Rat des Tanzmeisters dahin, die Sache zu versuchen und selbst der verzweifelte Komponist richtet sich auf, als Zerbinetta kokett ihre Reize ihm gegenüber spielen läßt. Er meint, er habe nun wieder Mut bekommen, und die Musik sei ja eben ‚die heilige Kunst, zu versammeln

alle Arten von Mut, wie Cherubim um einen strahlenden Thron'. Doch jäh verfliegt dieser idealistische Rausch, und als das Zeichen zum Anfang ertönt und auf Zerbinettas frechen Pfiff Harlekin, Scaramuccio, Truffaldin und Brighella herbeieilen, um Ariadnes Heiligtum durch ihre Bocksprünge vergnüglicher zu machen, da stürzt der ernüchterte Idealist rasend davon.

Wenn diese ganze Sache ein kleiner improvisierter Karnevalsscherz wäre, vom Hausdichter und einem Korrepetitor textlich-musikalisch zurechtgemacht, würde man sagen, sie sei ganz nett und talentvoll. Als — wenn auch in scherzhaftem Stil — ernst zu nehmender Auftakt eines ernsten Kunstwerks kann sie aber nicht gelten. Sie gibt eine äußere dürftige Erklärung für den Mischstil der nachfolgenden Oper, aber Stimmung macht sie wahrlich nicht dafür. Den Willen dazu mag Hofmannsthal wohl gehabt und eben deshalb den Versuch gemacht haben, den zum großen Teil wörtlich seiner Molière-Bearbeitung entnommenen und ins Rosenkavaliermilieu versetzten Klimbim aus der Kulissenhinterwelt durch Ausbau der Rolle des jungen Komponisten zu ‚vertiefen'. Eine Tragikomödie des Idealisten, der, auf Lakaiengnade angewiesen, beim Lächeln einer Kokotte sich im siebenten Himmel träumt, um bei jeder unsanften Berührung mit der banausenhaften Umwelt um so sicherer in den Höllenabgrund der Verzweiflung zu versinken! Aber gerade das ist gründlich mißglückt. Denn so naive Trottel, wie Hofmannsthal, das glauben machen möchte, waren die jungen Komponisten denn doch selbst in der Zeit vor Erfindung der Tantiemen nicht. Und da auch die Absicht dieser faustdicken Übertreibung — hervorzuheben nämlich, wie wir es doch, so herrlich weit gebracht', indem es heute keine solchen idealistischen Dummköpfe noch auch die Ideale marternden mäzenatischen Banausen mehr gibt (Gott bewahre!!!) —, da, wie gesagt, auch diese Absicht nicht verborgen bleiben kann, muß sich statt Stimmung Verstimmung ja schon dem bekannten Sprichwort zufolge einstellen. Selbst wenn man nicht das schreckliche wienerisch tuende Papierdeutsch des Rosenkavalierdichters mit genießen müßte, und selbst wenn Richard Strauß dieses Papierdeutsch nicht — komponiert hätte. Schlankweg komponiert ohne viel Federlesens, von den idealistischen Ergüssen des jungen Kollegen angefangen bis zu den Grobheiten der Lakaien und anderer Sklaven! Nur vor dem Herrn Haushofmeister ist selbst er noch in scheuer Ehrfurcht zurückgeprallt: dieser allein darf sprechen, was denn zur Stileinheit des Ganzen nicht eben beiträgt, aber wenigstens die Deutlichkeit fördert und den Hörer vor noch mehr Musik zweifelhafter Sorte bewahrt hat. Es ist auch wirklich mit der anderen schon mehr als genug. Sie nimmt einige schöne Themen der nachfolgenden Oper vorweg und hat das hübsche Liedchen vom Venussohn aus den Molière-Einlagen herüber gerettet; was sie sonst an Neuem und Eigenem bietet, ist rundherausgesagt Kitsch, an dem höchstens eins zu bewundern ist: die technische Mache. Wenn man je noch bezweifelt hatte, daß Strauß alles könne, so muß man doch jetzt die Waffen strecken. Die Form des alten Seccorecitativs, mit der sich der Meister der neu eingeleiteten ‚Ariadne' wieder angefreundet hat, ist ja ungemein geduldig, und wie leicht sich bei einiger Vorurteilslosigkeit sogar eine ‚Ariette' gewinnen läßt, zeigen die trostreichen Ausführungen des Herrn Tanzmeisters über Zerbinettas Aussichten. Unverständlich bleibt jedoch eins: daß nämlich Strauß-Verehrer, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln sich kein Grund bietet, dieses musikalische Gelegenheitsgemächte ernst nehmen und rühmen zu dürfen glaubten.

An der ‚Ariadne' selbst erscheint nur wenig geändert. Von den angebrachten

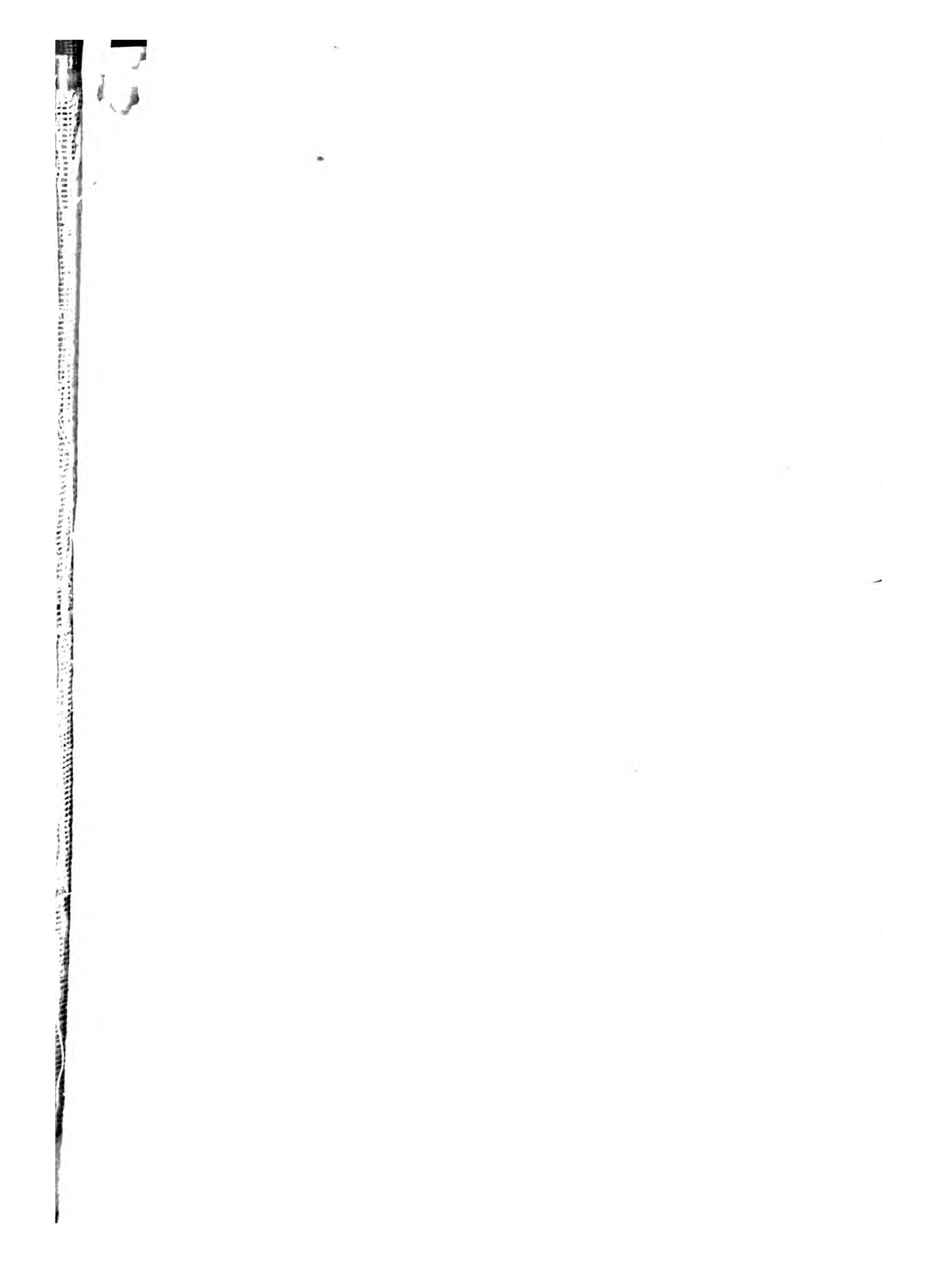
Kürzungen ist der endgültige Wegfall der Schmuckszene vor dem Auftritt des Bacchus die größte; sie gereicht ebenso wie die Streichungen in der monströsen, durch Transposition von E-Dur nach D-Dur etwas kehlgerechter gemachten Zerbinetta-Arie dem Gesamteindrucke nur zum Vorteil. Die kleinen sonstigen Striche in den komischen Ensembles kommen als solche kaum zum Bewußtsein, abgesehen vom Schluß, der vom Heiteren ins Pathetische übersetzt ist, da nach der Vereinigung von Ariadne und Bacchus lediglich noch eine kurze spöttische Zwischenbemerkung der Zerbinetta fällt, dann aber ein neukomponierter feierlicher Aufschwung des Liebesmotivs den letzten Ausklang bildet. Auch dieser Schluß, obwohl er jede noch mögliche, den Gesamteindruck abrundende Erinnerung an das Rahmenspiel beseitigt, ist doch insofern eine Verbesserung, als er den Hörer im Banne der wirkungsvollsten Ausdruckssphäre des Ganzen entläßt: das ist die mit Ariadnes erstem Monolog, mit den Terzetten der Nymphen betretene und in der Bacchusszene auf den Höhepunkt geführte Klangwelt der ernsten lyrischen Stimmungsschilderungen, der temperamentvoll gesteigerten Ekstase. Was die Partitur hier an breitlinigen Melodien, an prachtvollen orchestralen Ausladungen voll Duft und Zartheit, voll Klangfreude, Feuer und Schwung bringt, das ist echtester unnachahmlicher Strauß, das packt und überzeugt stets aufs neue, und um dessentwillen muß das ganze Werk hochgehalten werden. Strauß hat darum sehr wohlgetan, zu Gunsten dieser Welt der ‚Höhenwesen' das Ausleben der ‚Masken des niederen Lebens', d. h. das Treiben Zerbinettas und ihrer vier Liebhaber zu beschränken. Denn unbeschadet mancher reizvoll intimen Wirkung, die sich auch da, sei es im fein verästelten Kammerorchester, sei es im Einzel- und Zusammensang, erschließt, führt hier letzten Endes doch stets der Strauß das Wort, der Anlaß zum Schlagwort vom ‚Artistentum' der modernen Musik gegeben hat, der unendlich viel ‚kann', sich aber eben deshalb in überlegen geistreichelnder Mache verliert, kurz der Strauß, der — auch das neue Vorspiel zur ‚Ariadne' geschrieben hat! An den wollen wir aber so wenig wie möglich erinnert werden. Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Das Bildnis des Dichters Peter Hille ist in dem Rundschaubeitrag über den Künstler Lovis Corinth im Zusammenhang gewürdigt.

Nachtrag: Zu unserer Rundschauglosse über den Dichter Albert Steffen (Februarheft S. 603) sei nachgetragen, daß seine Werke sämtlich bei S. Fischer in Berlin erschienen sind.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.
Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.



PRINCETON UNIV

32101 076381415

